№ 1. 5. Januar 1839.

Das Alpenhorn,

ein Volksblatt

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Zweiter Jahrgang.

Spielt Ihr das Schäflispiel: faßt Euch der Wolf am Stiel.

Neujahrswunsch

des Alpenhorns an seine Leser.

Es ist einmal auf unserm Lebenskarren
Gebrauch und Sitte nun so lange schon,
Daß sich die Klugen wünschen, wie die Narren,
Am Anfang einer jeden Station
In diesem Erdenleben Glück und Segen;
Und ist am Wünschen auch nicht viel gelegen,
So thut es doch ein Jeder, wie er kann;
Drum komm' auch ich bei Euch damit jetzt an,
Und wünsche Jedem nach des Standes Reihe,
Was er bedarf zu seines Glückes Weihe.
Den Richtern wünsch' ich immer helle Augen
Und in der Wage niemals falsch Gewicht;
Den Räthen, die zuweilen nicht viel taugen,
Gehör für das, was allgemein man spricht;
Dem Kaufmann wünsch' ich Ehrlichkeit und Treue
Im Handel, aber auch dafür Gewinn;
Den Advokaten für die Sünden Reue
Und nur für Recht, nicht für Verdrehung, Sinn;
Den Aerzten wünsch' ich reiche Patienten,
Die nur aus Einbildung sind krank;
Mehr Fleiß und Ernst wünsch' ich für die Studenten,
Den Büchern wenig Ruh im Schrank;
Den Pfaffen Sinn für Tugend, Wahrheit,
Ein gutes Beispiel für den Lai'n;
Und diesem mehr Vernunft und Klarheit
In dem Begriff, statt falschem Schein;
Den Juden wünsch' ich gute Christen,
Dem Christen nie den Jud in's Haus;
Den Federfuchsern und Kopisten
Zu schreiben viel jahrein jahraus;
Den Wirthen immer durst'ge Gäste,
Zur guten Küche guten Wein,
Und für den Gast wünsch' ich das Beste,
Der Wirth soll flink und billig sein;
Dem Bauer wünsch' ich vollen Speicher
Und nicht so viel Brutalität,
An kluger Einsicht werd' er reicher
Und lass', was er nicht wohl versteht;
Den Schneidern wünsch' ich neue Moden,
Den Fleischern fettes, schönes Vieh,
Und jedem Handwerk goldnen Boden,
Längst heißt's zwar so, doch ist's es nie.
Den Weibern wünsch' ich zarte Sinne,
Statt Eigensinn noch mehr Geduld;
Dem Mädchen wünsch' ich treue Minne,
Und dafür dann des Jünglings Huld;
Den Schweizern Muth in ihre Herzen,
Und Lust und Freud' am Waffenspiel,
Auch für den Ernst, nicht nur zum scherzen;
Dem Vaterland der Helden viel.
Noch wünsch' ich Jedem Nächstenliebe
Und wahre Freunde in der Noth,
Zum Guten, Schönen reine Triebe,
Zum Unterhalt das täglich Brod;
Der Freiheit ewiges Gedeihen,
Dem Gottesdienste Christi Sinn:
Nicht dem Lebend'gen Todtes weihen,
Nur Geist und Wahrheit bringt Gewinn
Der Seele, wie für diese Zeit,
Bis in die fernste Ewigkeit!

Der gerechte Betrug.

Der Kaufmann C., der alle Talente besaß, die seinen Stand auszuzeichnen vermögen, hatte, unbeschadet seines Gewissens, beträchtliche Reichthümer zusammengebracht. Ist die Habsucht befriedigt (obwohl dieser Fall nicht so häufig eintritt), dann tritt gewöhnlich die Ehrsucht hervor, was auch bei C. der Fall war. Bei seinem beträchtlichen Vermögen hätte er sich so gern auch vom Schimmer der höhern Stände umglänzt gesehen, und da er für seine Person nicht eben lange noch zu leben hatte, wollte er zum Wenigsten seine Töchter durch Verheirathung über den Kaufmannsstand

erheben. Zwei Söhne aus alten Häusern, die auf Universitäten und Reisen den größten Theil ihres väterlichen Vermögens durchgebracht und sich durch einnehmende Außenseite in das Herz des alten C. einzuschleichen gewußt hatten, erkor er sich zu Eidamen. Luise, die ältere, wurde durch diese Verbindung Gräfin, und Karolinens Gemahl war Baronet. Nun erhob sich ein mächtiger Abstand zwischen ihnen und ihrem Vater, und schon begann allmählig die kindliche Liebe in ihren Herzen zu verlöschen und wurde durch aufkeimenden Adelstolz erdrückt; denn die Schwiegersöhne ermangelten nicht, die thörichte Eitelkeit ihrer Gattinnen zu nähren und ihnen nach und nach alle Unarten ihres Standes mitzutheilen. Bis jetzt aber waren sie klug genug, ihre wahren Gesinnungen gegen den Alten durch gleisnerische Demuth und erlogene Zärtlichkeit zu verdecken. Der redliche Vater ließ sich ohne Argwohn mit leichter Mühe hintergehen, und beklagte nichts mehr, als daß er unfähig wäre, so viel Zärtlichkeit zu erwiedern, und seine Erkenntlichkeit auf eine recht auffallende Weise an den Tag zu legen. Durchdrungen von diesem Gefühl, vergaß er sich eines Tages so weit, daß er seinen Kindern sein ganzes großes Vermögen übergab, unter der Bedingung, daß sie ihn in seinem Alter kindlich verpflegen sollten. Das war es eben, was die verworfenen Menschen beabsichtigt hatten, und von nun an ließen sie die Larve fallen, die sie bisher aus Eigennutz vorgebunden hatten. Anstatt ihren Vater im hohen Alter mit kindlicher Zärtlichkeit zu pflegen, ließen sie es ihm sogar an dem Nothwendigsten fehlen; es blieb dem unglücklichen, tief gebeugten Greise nichts übrig, als durch stille Seufzer und brennende Thränen seinem gekränkten Vaterherzen einige Erleichterung zu machen. Er versuchte es Anfangs, seine Klagen laut werden zu lassen und durch väterliche Ermahnungen und Bitten das Herz seiner ausgearteten Kinder zu rühren; aber man achtete seiner Klagen nicht und wies seine Vorstellungen mit schnöder Grausamkeit ab. Die Verworfenen gingen sogar so weit, daß sie ihn von ihrem Tische verbannten und ihm auf einer kalten Dachkammer ein armseliges Dach anwiesen, wo der einsame Gram und die nagende Reue seine einzigen Vertrauten waren. Seine Kost war höchst dürftig und Niemand fragte theilnehmend nach seinem Befinden. Ja man hörte sie sogar die entsetzlichen Worte ausstoßen: „wird denn der alte Geck nicht bald abfahren!“

In der Verzweiflung wagte es C. eines Morgens, vor seinen Schwiegersöhnen zu erscheinen. „Ich will wissen,“ sagte er: „ob sie Menschen oder Tiger sind; wäre ich auch nicht ihr Vater, wären auch diese grauen Haare und mein leidenvoller Zustand der einzige Grund meiner Ansprüche an sie: so dürfte ich doch auf Barmherzigkeit rechnen.“ Er wagte es, aber seine Bitten schlugen an taube Ohren, seine Thränen rührten die Unmenschen nicht; vereint mit ihren Weibern werfen sie dem Vater seine niedrige Geburt vor und gebieten ihm mit harten Worten, sie ferner nicht mit seinem thörichten Gewinsel zu belästigen.

Sie beschlossen darauf, den grämlichen Alten in ein Armenhaus einzukaufen, um ihn dort den elenden Rest seines Lebens verjammern zu lassen.

Den andern Tag fing der Alte in seinem Kämmerlein auf einmal an, viel Geld hin und her zu tragen, klimpernd zu zählen und wieder zu zählen. Ein Dienstmädchen, das den Klang des Geldes gehört, schleicht neugierig an die vom Alten absichtlich halb offen gelassene Kammerthür und sieht den Tisch mit lauter Häufchen Gold- und Silbermünzen bedeckt. Sie eilt, diese Entdeckung ihrer Herrschaft mitzutheilen. Nicht blind vertrauend der Aussage des Mädchens, schleicht sich die eine der Töchter alsogleich selbst an die Thür ihres Vaters — ihr Herz schlug höher voll geldgieriger Freude — sie hat nichts Eiligeres zu thun, als ihrem Manne und ihrer Schwester diese Neuigkeit zu hinterbringen. Noch denselben Abend spät kommt die ältere Tochter in das Kämmerlein und spricht: „Lieber Vater, Sie wohnen in der That auch gar zu schlecht; ich bin wenig in diese Kammer gekommen, aber ich begreife nicht, wie man Ihnen dies Behältniß hat anweisen können. Nehmen Sie doch das kleine Zimmer, das in der obern Etage hinaus in den Garten geht; Sie sind hier zu einsam, dort wird die Aussicht sie erheitern.“

So ging's nun Schritt für Schritt zur Verbesserung seiner Lage; Alle schienen gleichsam aus ihrer bisherigen Verblendung erwacht, wieder gut machen zu wollen, was sie bisher verfehlt hatten. Aber des Vaters Herz blieb zerrissen. Der Anblick seiner schändlichen Kinder, die jetzt mit teuflischer Heuchelei wie giftige Schlangen ihn umschlichen, gab ihm tausend Dolchstiche. Der Gram hatte bereits seine Lebenskraft aufgerieben; er starb in kurzer Zeit. Die Kinder hatten kaum den letzten Athemzug aus seinem Munde aufgehascht, so verließen sie den Leichnam und eilten nach dem Koffer, der, wie sie wähnten, ihren Götzen verschloß. Sie öffnen; aber, o Himmel! wer beschreibt ihr starres Entsetzen? Statt des vermeintlichen Goldhaufens erblicken sie einen leeren Raum und unten eine Keule, auf welcher ein zusammengelegter Zettel liegt. Man schlägt ihn auseinander — könnte es nicht dennoch ein Wechsel sein? — Nein, sondern es stand darauf wie folgt:

„C. hinterläßt diese Keule, um denjenigen Vater damit zu erschlagen, der die Schwachheit haben wird, sich seines Vermögens zu Gunsten seiner Kinder zu berauben, und dann bis auf den letzten Hauch von ihrer Gnade leben müßte.“

Er hatte das Geld, etwa 30,000 Franken, mit dessen klimpernder Zählung er seine Töchter getäuscht, von einem

Freunde auf einige Tage geborgt, und dann wieder zurückgegeben, nachdem er seinen Zweck erreicht geglaubt.

Jahreswechsel.

Stunden schlagen in dem Raum der Zeiten,
Welten kreisen in der abgemeßnen Bahn,
Tage eilen, Lebensjahre gleiten.
Pracht und Hoheit unterliegt der Zeiten Zahn.
Seiner Tage ersten, goldnen Morgen
Grüßet unbewußt der neue Erdensohn;
Schuldlos, kennt er nicht des Pilgers Sorgen,
Lebt bewacht, geschützet von dem Sternenthron.
Bald verrauschen seiner Kindheit Jahre,
Bald erwacht er aus dem süßen Lebenstraum:
Freude winkt ihm lächelnd jetzt — die wahre —
Wann er eintritt in des frohen Daseins Raum.
Schon verblühen seines Lenzes Tage,
Reges Streben wird im Manne wach;
Vor ihm liegt der höh're Zweck des Wallens:
Unaufhaltsam geht er seinem Ziele nach!
Seine Tritte stehn am dunklen Grabe,
Dem, am Stab gelehnet, er entgegen wankt:
Freudig winket ihm des Himmels Gabe,
Die er nach Vollendung seinem Gott verdankt. —
So entflieht die Zeit, die uns gegeben;
So zerrinnt die Freude mit dem herben Schmerz.
Heil dem Erdensohne, der im Leben
Dem unwandelbaren Rechte weiht das Herz!

Wiederum ist uns ein Jahr entschwunden!
Uns berührete so manches Weh und Ach;
Von uns ward des Lebens Glück empfunden,
Das auf unserm Pilgerpfad gestreuet lag.
Wenn die Zukunft sich in Finsternisse
Hüllet, und die Sonne sinkt im fernen West:
Vater! laß uns glauben und vertrauen,
Daß Du deiner Kinder keins verläßt!
Dieser Morgen, der hernieder glänzet,
Mahnet uns an Grab und Tod und Ewigkeit.
Laß dies Leben, das die Zeit begrenzet,
Uns ein Vorhof deines Heiligthumes sein!

Kilian Kesselring.

Dieser rechtschaffene Vaterlandsfreund und unbescholtene Eidsgenosse war Bürger von Zürich und lebte als reformirter Landsaß im Thurgau. Obgleich er mehr als dreißig Jahre hindurch dem Vaterlande in Kriegs- und Friedens-Angelegenheiten manchen Dienst geleistet hatte, ward er doch von seinen Landesherren, den vier katholischen Orten, verrätherischer Anschläge wider den Staat und der Auflehnung wider die rechtmäßige Obrigkeit beschuldigt, und seiner landeskundigen Unschuld ungeachtet gefänglich eingezogen und vor das Kriegsgericht zu Wyl gestellt. Er bat um einen Sachwalter, ward aber seiner eigenen Verantwortung überlassen, die er mit Kraft und Würde führte.

Umsonst reklamirte der Kanton Zürich seinen Bürger, umsonst berief man sich auf das eidsgenössische Recht, umsonst drohte man, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben; umsonst verwandte auch der Kanton Bern sich für den Gefangenen, umsonst erboten sich nicht nur seine ganze ansehnliche Verwandtschaft, sondern auch die Thurgauer insgesammt, für ihn Bürgschaft zu leisten. Er wurde auf die Folter gespannt; die Stricke zerrissen, er stürzte hinunter, aber neue, noch härtere Peinigungen wurden versucht und stiegen auf einen solchen Grad, daß die Gerichtsdiener selbst es nicht ertragen konnten, sondern ihre Füße unterlegten, um ihm Erleichterung zu verschaffen. Alle diese Qualen besiegte die Allgewalt der Unschuld; die Richter wurden des peinlichen Nachforschens eher müde, als der Gefangene seiner Standhaftigkeit. Da wurde er, die zerquetschten Arme in einer Binde tragend, auf ein Pferd gesetzt und nach Schwyz abgeführt. Ueberall, wo er durchkam, schrie der von Pfaffen fanatisirte Pöbel, er wolle bald nach Schwyz kommen und seine Augen an dem Schauspiel seiner Viertheilung weiden. Hier suchte man ihn durch schmeichlerische Vorspiegelungen und allerlei scheinheilige Tändeleien vom reformirten Glauben abwendig zu machen. Bei seiner Weigerung sah er sich von neuen Folterwerkzeugen umgeben. Unter so furchtbaren Beängstigungen war das Gebet seine einzige und stärkende Zuflucht. Seine männliche Besonnenheit, die ihn unter den schrecklichsten Martern nicht verließ, beweisen folgende von ihm an die ihn peinigenden Kapuziner und Inquisitoren gerichtete Worte: „Gesetzt, ihr hättet mich durch die Folter zum Geständniß der mir aufgebürdeten Schandthaten gezwungen und darauf hingerichtet, ohne untersucht zu haben, ob die Anklage auch gegründet war, hintendrein aber das Gegentheil erfahren: ist's nicht eben so viel, als ob ihr voreilig einen der Mordbrennerei Beschuldigten ohne Untersuchung hinrichtet, hernach aber erst erfahret, daß nicht einmal die kleinste Hütte angezündet worden — und müßtet ihr dann nicht ewig bereuen, unschuldig Blut vergossen zu haben?“ Statt aller Antwort wurde er wieder auf die Folter gespannt. Im Feuer des unerträglichsten Schmerzes rief er heldenmüthig aus: „Ich bin schuldlos, das ist die einzige Wahrheit, die ich zu bekennen habe! Der am Kreuze für uns gestorben ist, wird mich bei ihr stärken; ehe ich von ihr weiche, mag man meinen zermarterten Leib vollends gar zerfleischen!“ Auf die Fürbitte der ermüdeten Henkersknechte wurde er für heute entlassen, aber mit der Bedrohung, daß morgen noch härtere Peinigungen folgen würden. Um diese desto gelassener zu tragen, wünschte er sich durch ein gutes Buch vorher zu erbauen; man gab ihm einfältige, von Pfaffen ersonnene Heiligen-Legenden.

Von Mitleid gerührt, begab sich der Kerkermeister des folgenden Morgens zu dem alten Landammann Abyberg, und erzählte ihm das Verfahren mit dem Gefangenen. Tief bewegt über diese jammervolle Schilderung, ließ der ehr-

würdige Greis eine schon verabredete Lustreise aufschieben, und in aller Eile den Rath zusammenberufen, der auf sein Zureden alles fernere peinliche Verfahren verhinderte. Abyberg brachte selbst dem Gefangenen die tröstliche Nachricht und erwirkte, daß dieser mit der Todesstrafe verschont wurde, konnte jedoch das Urtheil nicht verhindern, zufolge welchem Kesselring für ehr- und wehrlos erklärt, aus dem Gebiete der vier Kantone verbannt und außer den Unkosten, die ungeheuer groß waren, noch mit 5000 Gulden Geldstrafe belegt wurde. Nach einer Gefangenschaft von siebenundsechszig Wochen kam der ehrwürdige Held nach Zürich. Hier hatte er sich allgemeinen Beileides zu erfreuen. Durch einen Rathsbeschluß wurde er förmlich wieder in alle bürgerlichen Ehren und Rechte eingesetzt und zum Ehegerichtschreiber ernannt; man bezahlte aus dem öffentlichen Schatze seine Gläubiger, und Bern schenkte ihm 2000 Kronen. Erst nach sechs Jahren nahm Schwyz das über ihn gefällte Urtheil zurück und gestattete ihm die Rückkehr in's Thurgau, wo er seine letzten Tage zu einem seligen Ende vorbereitete. In seinem letzten Willen stiftete er für Kirchen und Schulen, Wittwen und Waisen fromme Vermächtnisse, deren obrigkeitliche Bestätigung man ihm aber verweigerte, mit der Bemerkung, daß er ohne eigenmächtige Verfügung die Anwendung seines Nachlasses unbedingt seinen geistlichen Obern anheim stellen solle. Einige ihm im Unwillen darüber entschlüpfte Reden nöthigten ihn abermals, sich vor seiner Obrigkeit zu stellen, und diese an seine Verdienste und Leiden um das Vaterland zu erinnern. Er starb im sechsundsechszigsten Jahr seines Alters, 1650.

Naturgeschichte.

Die Wachtel.

Ein merkwürdiges Feldhühnchen ist die vom Cap bis Layland verbreitete Wachtel. Ihr Gefieder hat nicht viel Auszeichnendes: graulich gelb gefleckt ist der ganze Körper; der Mann hat eine schwärzlichte, das Weib eine weißlichte Kehle; über ihren Augen befindet sich ein weißer Strich. Die Flügel sind kurz, desto stärker aber die Brustmuskeln. Wenn das Rephuhn fast alle ehelichen und gesellschaftlichen Tugenden eines Vogels hatte, so ist die Wachtel von Allem das Gegentheil: ihre Sitten sind wild, ihr Temperament ist ungestüm und ihre Unruhe im Vogelbauer so heftig, daß sie sich, wenn es nicht mit Tuch bedeckt ist, den Kopf einrennt. Nur ganz junge kann man zähmen; diese werden dann aber auch so zahm, daß sie aus der Hand fressen und auf der Hand schlagen. Ein der Gefangenschaft gewohntes oder im Zimmer erzogenes Weibchen pflegt und erzieht die frisch eingefangenen Jungen so treu und zärtlich wie die eigene Mutter oder noch besser, denn diese würde wahrscheinlich über den plötzlichen Verlust der Freiheit ihre Kinder vergessen. Nur muß man ihnen einen ruhigen Ort geben, wo sie nicht gestört werden; erst wenn sie anfangen fliegen zu lernen, gewöhnt man sie an Menschen und zähmt sie durch Fasten und Leckereien. Mohn, zerhackten Kohl, Salat, Ameisenеier, Hafer, Weizen, Hirse und Brodkrumen sind ihre Speise. Sie lieben den Sand außerordentlich und baden sich gleichsam darin. Sie trinken gern, daher muß man sie immer mit frischem Wasser versehen; überhaupt sind sie sehr hitzig, und besonders ist der Hahn äußerst kampflustig; ein Bißchen Hirse auf ein Häufchen zwischen zwei Männchen geworfen, reizt sie zu einem Kampfe auf Leben und Tod. Die Jungen füttert man Anfangs mit zerhackten Mehlwürmern, gesottenen Eiern, Hirse, Mohn und Ameisenеiern. Sie werden zuweilen mit der fallenden Sucht behaftet, wogegen Eintauchen in kaltes Wasser das beste Mittel ist. Wider das Ungeziefer, eine Art gelber Milben, von welchen sie oft heimgesucht werden, wobei der Vogel häufig in den Federn wühlt, die, wenn die Milben überhand nehmen, borstig werden, dient das Waschen mit laulichem Wasser und zum Oefternn frischer Sand in den Käfig oder in die Stube gestreut. Das Männchen schlägt am häufigsten in einem dunkeln, an frischer Luft hängenden Käfig mit inwendig weich gepolsterter Decke, die zugleich wider Regen und Sonnenschein schützt. Frost und große Ofenwärme mögen sie nicht ertragen.

Liebe und Bedürfniß vereinigen die im Freien lebenden Wachteln beider Geschlechter auf einige Zeit; aber bald verläßt der Mann sein Weib wieder, jagt sie auch wohl mit Schnabelhieben von sich und bürdet ihr die Last der Erziehung allein auf. Wiesen und Felder sind ihr Aufenthalt. Im Mai, wenn die Feldsaaten bereits hoch genug sind, sie verbergen zu können, kommen sie zu uns und paaren sich. Ein Mann macht mehrern Weibchen den Hof. Diese legen in eine kleine Höhlung auf Halmen und Blätter 10 bis 14 grünliche, braungefleckte Eier, die wie mit Firniß überzogen und für so kleine Vögel ziemlich groß sind. Die Natur wollte, daß die Jungen schon im Mai eine hinlängliche Größe und ein etwas dichteres Kleid bekämen, um des Beistandes ihrer Aeltern früh entbehren und in vier Monaten die große Reise antreten zu können, von welcher nur Spätlinge und alte Fettwänste ausgeschlossen sind.

Wann der Trieb zur Wanderschaft in ihnen erwacht, so fühlen ihn auch die Eingesperrten, selbst diejenigen, welche von ihrer Irgend an die Süßigkeit der Freiheit niemals kannten; man bemerkt im April und September den Tag über an ihnen Niedergeschlagenheit und Traurigkeit, eine Stunde vor Sonnenuntergang aber die heftigste Unruhe. Nächtlicher Weile wandern die Wachteln; in unermeßlichen Schaaren, so daß sie wie eine große Wolke aussehen, ziehen sie und lassen sich da nieder, wo sie einen vollgedeckten Tisch zu finden glauben. So hoch auch ihr Flug ist, kann man sie doch in stillen Frühlingsnächten an ihrem Geplapper unter einander über sich wegziehen hören. Ihr Flug ist um so bewunderungswürdiger, da ihre außerordentliche Fettigkeit sie noch drei Tage vor der Abreise so schwer macht, daß sie kaum zwei Ackerbreiten zu fliegen vermögen. Ueberhaupt brauchen sie außer der Wanderzeit ihre Flügel zur Flucht weit seltener, als ihre hurtigen Füße. Bei Neapel scheinen sie auf ihrer Reise eine Station zu haben; um Nettuno fing man in einer Strecke von fünf italienischen Meilen bei 100,000, und der Bischof von Ostia hat von ihrem Hin- und Rückzug ein Einkommen von 4000 Dukaten jährlich, eine Summe, für die er sich den ihm deshalb beigelegten Titel Wachtelbischof ganz wohl gefallen lassen kann. Ehe sie über das Meer fliegen, warten sie auf günstigen Wind; ändert er sich später plötzlich wieder, so verunglücken viele. Ueberhaupt hat die weite Reise der sonst zum Fluge ungeschickten Vögel den Aberglauben auf seltsame Grillen geführt, der ihnen so viel Witz und Klugheit verlieh, daß man seinen Erzählungen deutlich ansah, er habe den Wachteln alles gegeben und für sich nichts davon behalten. Einer ließ sie ein Stückchen Holz mitnehmen, um darauf, wie auf einem Floße, ausruhen zu können; ein Anderer gab ihnen drei Steine in den Schnabel, damit sie durch ihr vermehrtes Gewicht dem Winde besser widerstehen könnten; ein Dritter behauptete, diese listigen Thierchen wählen sich den Wachtelkönig, einen Vogel ganz anderer Gattung, zum Anführer, weil sie wohl wüßten, daß der erste Ankömmling allemal ein Raub des Habichts würde.

No. 1.

DAS POSTHORNCHEN

5. Jan. 1839.

Eine Wochenschrift
für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Dieses Blatt kann das ganze Jahr hindurch auf allen löbl. Postämtern des Kantons Aargau gegen vierteljährliche Vorausbezahlung von 30 Kreuzern bezogen werden. Diesem wird jedesmal unentgeldlich beigelegt: „Das Alpenhorn“, ein Volksblatt zu angenehmer und belehrender Unterhaltung. Zusendungen müssen mit der Namensunterschrift des Einsenders versehen sein, und werden, wenn es gewünscht wird, von der Redaktion zur Umwandlung in spaßhafte Verse besorgt, jedoch hat der Einsender für den Inhalt jedesmal zu haften. Ankündigungen werden mit 5 Rappen für die Zeile berechnet. Briefe und Geld postfrei.

Unsere Freiheit.

Fünfhundert und einunddreißig Jahre sind nunmehr verflossen, seit Roßberg, Landenberg und Schwanau gefallen, seit die schweizerische Freiheit in den Urkantonen Wurzeln gefaßt und angefangen hat, sich zu verbreiten über die Länder derjenigen Männer, welche sie sich zu erwerben und zu erhalten gewußt. Manche Stunde der Gefahr und Prüfung ging glücklich vorüber, weil man ihr muthig und besonnen entgegentrat; manche Anfechtungen von weltlichen und geistlichen, äußern und innern Feinden wurden mit Eintracht und Kraft abgewiesen, obwohl man auch manche Ehrennarbe aus dem Kampfe zog; aber auch manche schmähliche Demüthigung, manche gefährliche Wunde, an der selbst die Nachwelt noch zu leiden hatte, ließ die Zweitracht, die Feigheit und Selbstsucht in's Buch der Geschichte unsers Vaterlandes aufzeichnen, ehe wir das Jahr **1839** betreten konnten. — Und nun, zum fünfhundert und zweiunddreißigsten Geburtstage unserer Freiheit: wie steht es mit uns? Werden wir noch ferner dieses Glückes theilhaftig sein? und wie lange? Werden wir sie ruhig genießen können? oder stehen uns neue Prüfungen, Gefahren und Anfechtungen bevor? Und, sollten diese kommen: werden wir ihnen muthig und besonnen begegnen? Werden wir uns der Freiheit würdig zeigen und sie uns bewahren, oder gleich Helden im Kampfe verbluten? Oder werden wir neue Schmach und neue Eiterbeulen den nun vernarbten anreihen? Haben wir für die Zukunft Feinde zu bekämpfen, und welche? Werden wir, gleich unsern Vorfahren, im Vertrauen auf den Allmächtigen ihnen mit Eintracht, Würde und Kraft begegnen? oder werden Zweitracht, Selbstsucht und Feigheit uns neue Demüthigungen bereiten? Alles das verdeckt die Zukunft mit ihrem dichten Mantel, den nur der Allwissende durchschaut! — Die alten Zeiten und ihre Verhältnisse sind nicht mehr, sie sind längst und unwiederbringlich in die bodenlose Tiefe der Vergangenheit versunken! Die alten Helden und Feiglinge sind nicht mehr, ihre Seelen sind hinüber gegangen in das Land der Ruhe, aus welchem Niemand wiederkehrt, und ihre Gebeine sind ein Raub der Maden geworden! Nichts ist geblieben, als die Leidenschaften, Thorheiten und Schwächen der Menschen! Wie sie vor Jahrhunderten und Jahrtausenden gegen Wahrheit, Tugend und Freiheit kämpften, kämpfen sie noch, und werden auf dieser Erde ewig dagegen kämpfen! Nur wer diesen treu bleibt, wird aus dem Kampfe mit Jenen siegreich hervorgehen! Darum, o Vaterland! stehe fest auf der Bahn der Tugend und des Rechts, so wird der Herr der Welten dir Alles zum Besten lenken!

Während finstere Römlinge je länger je mehr ihre freche Stirne erheben, während die verschwornen und verschmitztesten Feinde alles Guten und Wahren, die ausgemachtesten Feinde aller Freiheit und Aufklärung, die Jesuiten, sich wieder überall einschleichen und sogar mitten in unserm Vaterlande, in den Eingeweiden der Freiheit, ihre Brüthöhlen haben; während stolze Diplomaten rings um uns jeden Keim einer Freiheit ersticken, und schon längst auf unsere Einrichtungen ein scharfes, finsteres Auge geworfen haben; während der mächtige König von Frankreich, dessen Thron aus dem Streben nach Freiheit emporgeschossen, nun allen jenen wieder freundschaftlich die Hand reicht, und uns hingegen mit seinen Anfechtungen, so oft er kann, beunruhigt: ist die höchste Aufsichtsbehörde unseres Landes, der hohe Vorort, auf Zürich übergegangen; auf Zürich, das im letzten Jahre so schlotternd, so mannlos, so feige dastand.

Während ein großer Theil unseres Volkes noch blind

ist für Roms Kniffe; während viele unzufriedene Vorrechtler allerhand verrätherische Unterhandlungen und Verdächtigungen im Ausland wider uns unterhalten; während da und dort in der Schweiz Funken von Unzufriedenheit über Dieses und Jenes angeblasen werden: erhebt sich auf einmal die römische Geistlichkeit nun auch bei uns, und weigert sich, gemischte Ehen einzusegnen; werden uns neue Noten aus Frankreich prophezeit; munkelt man über allerhöchste Unzufriedenheit der hohen Mächte mit der Schweiz, und dergleichen mehr.

Mögen alle diese drohenden Gewitterwolken sich in Wind und Nebel vertheilen, unentleert über uns hin gleiten oder uns mit ihren zerstörenden Kräften überschütten: wir empfehlen den Geist und das Schicksal unseres Volkes dem Lenker der Sterne. Der uns bis hierher brachte, der wird uns weiter bringen; wenn wir uns dann nur selbst nichts vorzuwerfen haben!

Tagesbegebenheiten.

Schweiz.

— In Hornussen verbreitet die Nachricht, daß der suspendirte Pfarrer Mösch endlich von der Regierung abberufen worden, große Freude; noch größere würde der ganze Bezirk Laufenburg bezeigen, wenn eine ähnliche Nachricht in Betreff des hundertmal ärgerlichen Moretto eintreffen würde. Als er vor acht Tagen die Kanzel wieder durch Schimpfereien und Verleumdungen entweihen wollte, und man den ärgerlichsten Auftritten in der Kirche entgegensah, der Gemeinderath aber nicht einzuschreiten Muth und Verstand genug hatte, erhielt Moretto ein ernstes Veto durch den Amtsweibel, mit der Bedeutung, er werde für das Zuwiderhandeln verantwortlich gemacht; man glaubt, er wäre im Ungehorsamsfalle auf der Kanzel in Verhaft genommen worden.

— Das Zürch. Obericht hat in dem Rechtsstreit der aargauischen Regierung mit dem Kloster Einsiedeln erklärt, daß Einsiedeln ein beschränktes Eigenthumsrecht an den zum Kloster Fahr gehörenden und im K. Zürich gelegenen Vermögensstücken zustehe, aber nur in dem Sinne, daß die Früchte nur für Fahr zu verwenden seien und das Stammkapital niemals mit Einsiedelschem Vermögen vereinigt werden könne, so wenig als dem Kloster Einsiedeln Ansprache auf die Verwaltung des Klosterguts Fahr zustehe. Einsiedeln hat drei Viertheil, Aargau ein Viertheil der Kosten zu tragen.

— Der neue Vorort will, seine Leitung bezeichnend, mit einer Münzkonferenz beginnen, an welcher er das erste Beispiel eidsgenössischen Sinnes zu beurkunden Gelegenheit hat. Wenn das „Journal des Debats“ für die Schweiz als Prophet des Jahres 1839 angenommen werden müßte, so könnte man Stillstand und Rückschritt in eidsgenössischen Dingen voraussehen und müßte sich zufrieden geben, wenn noch in einzelnen Kantonen nur der Fortschritt gesichert bliebe.

— Um die zurückgebliebenen Montebellischen Putzgeräthschaften, welche auf öffentlicher Steigerung feilgeboten wurden, sollen sich die Berner Patrizier wie um Reliquien herumgeschlagen haben; Jeder wollte ein Stück, gleichviel, was es kostete: sein mußte es werden. Auch das Schweizervolk trägt sein Andenken an den Herzog, aber nicht in todtem Plunder, sondern im Bewußtsein der Erstarkung seiner moralischen Kraft.

— Herr General Sonnenberg in Neapel hat der Regierung von Luzern das Kollaturrecht der Pfarrpfründe Ballwyl schenkungsweise abgetreten.

— Eine Marionettengesellschaft von 3 Personen wandert im Kanton Luzern herum, und lockt mit ihrem läppischen Spiele in zotigen Witzen und groben Sticheleien auf vernünftige Männer den Gassenbuben die Batzen aus der Tasche, und belustigt sie mit allerhand Fratzereien des Hanswursts und abergläubischen Teufelssprüchen. Die Polizei beweist wahrlich wenig Schonung für die Jugend und Liebe zur Aufklärung, wenn sie solchen Spuk ungeahndet treiben läßt.

— Ein vom Landseckelmeister Müller vorgenommener Untersuch der Zollbücher in Hospenthal, K. Uri, hat eine Unordnung in denselben nachgewiesen, welche anderwärts ohne Weiteres die Entfernung des betreffenden Zollners zur Folge gehabt hätte. Man vernimmt jedoch nicht, daß der Landrath in der Sache etwas Durchgreifendes verfügte. Es dürfte wohl an der Zeit sein, daß die Regierung von Luzern, welche alljährlich an den Tilgungsfond beträchtliche Beiträge leisten muß, von dem vertragsmäßigen Recht Gebrauch machte, die Bücher einzusehen und eine bessere Zolleinrichtung zu treffen. Bisher hat sie mit übelbelohnter Gutmüthigkeit zugesehen.

— Der energische Widerstand, welchen die Bürgerschaft Freiburgs dem Begehren der marianischen Geißelbrüder für Errichtung einer eigenen Primarschule entgegengesetzt hat, scheint diese Jesuiten nicht entmuthiget zu haben. Sie wandten sich an den Staatsrath um die Bewilligung, welche der Gemeinderath ihnen versagt hatte. Eine solche Hartnäckigkeit brachte die freisinnige Einwohnerschaft in volle Aufregung, und der Gemeinderath wurde ersucht, den unerschütterlichen Widerwillen der Bürgerschaft gegen eine solche Winkelschule dem Staatsrathe zu eröffnen. In Begleitung vieler Einwohner verfügte sich nun jener, in seiner Gesammtheit zu Herrn Schultheiß Schaller, um gegen die Bewilligung zu Errichtung einer Schule für die marianischen oder Unwissenheits-Brüder sich im Namen der Gemeinde feierlichst zu verwahren.

— Der tessinische Staatsrath Pagnamenta, der schon viele Monate ungerechtfertigt von den Sitzungen ausblieb, wurde vom Staatsrathe selbst aufgefordert, den Präsidentenstuhl, der alle Monate wechselt, einzunehmen.

— Der auf den 14. Jan. einberufene wallisische Verfassungsrath wird nicht nach Kopfzahl, sondern nach dem bisherigen Verhältniß zusammengesetzt. Das Committe von Unterwallis hat sich einstweilen aufgelöst.

— In der Neujahrsnacht, wie es zwölf Uhr schlug, brach in St. Gallen Feuer aus, dessen Weiterschreiten aber durch schnelle Hilfe Einhalt gethan wurde. Es traf Stallung und Scheune des Hrn. Friedrich im Bleicheli. Man vermuthet Brandstiftung.

— In der letzten Nummer der alten Appenz. Zeitung ist ein launiger Auszug aus der Hauschronik eines Appenzellers von 1838, das satyrische Gemälde der Schattenseite dieses Volkes. Wir heben folgende zwei Stellen aus: „Am 5. März hielt ich in unserer Gemeinde einen Umgang wegen der Sakerments Schulordnung. Ich gab den Leuten vor, die neue Schulordnung mache die Kinder ungläubig, koste zu viel und bringe nur Neues und Unsegen in's Land. Nur die Schulmeister haben davon Nutzen, die Aeltern aber Schaden. Auch steht nichts vom Teufel und von Prügeln darin, sondern von der Natur und Geisteebildung, von welchen wir Bauern ja nichts zu wissen brauchen. Ich erhielt 167 Unterschriften, von welchen ich 67 selber geschrieben habe.“ „Den 8. März wurde ich vor Räthe gestellt, wegen ungebührlichen Reden um 2 fl., wegen Wirthshaussitzen bis nach 11 Uhr um 3 fl., und weil meine 2 Buben in 12 Wochen 93 Mal die Schule versäumt hatten, um 4 fl. mit einem Zuspruch, gebüßt. Als ich nach 11 Uhr Nachts aus dem Wirthshause kam und mich der Branntewein etwas rüttelte, betete ich einen Abendsegen aus dem himmlischen Vergnügen und jagte meinen neunjährigen Buben aus dem Bett, weil der verdammte Lauskerl vergessen hatte, die Kuh zu tränken.

— In Schwyz ist das Verhör mit den Klauen nun beendigt; dennoch sitzen noch Viele ohne Hoffnung auf Erlösung in kalten Löchern. Die Horn-Herren möchten vergehen vor Aerger, daß die Untersuchung so wenig auf die Klauen gebracht hat; denn bestraft müssen sie einmal werden, das ist ausgemacht, und doch möchte man den Schein des Rechts retten. Daher streut man geflissentlich die gröbsten Verleumdungen aus. Unglückliches Land, wo die Rache zu Gericht sitzt.

— Am 23. Dez. Abends 10 Uhr brach zu Morsee in einem Fabrikhause Feuer aus. Nur die größte Anstrengung der herbeigeeilten Mannschaft konnte dem mit vieler Heftigkeit um sich greifenden Feuer Einhalt thun, daß außer dem Gebäude, wo es ausbrach, kein anderes verbrannte.

— Das korrektionelle Gericht in Genf hat jenen Mann, der am Ufer des Sees drei Schwäne für Gänse hielt und erschoß, zu vier Tage Gefängniß und 600 Gulden Geldstrafe verurtheilt. Diese Schwäne waren zum Zeichen des Andenkens vom Fürst von Fürstenberg der Stadt Genf geschenkt worden.

— Die Regierung von Obwalden hat das Lesen der Bundeszeitung und des Eidsgenossen bei 24 Gulden Buße verboten.

Ausland.

* Vor einiger Zeit rückte ein Elephantenführer mit seinem Thiere in Potsdam ein, das zuerst melancholisch, dann geradehin rasend wurde und so auffallend alle Zustände eines bis zur Exaltation unglücklich Liebenden an den Tag legte, daß man nicht länger zweifeln konnte, der Elephant leide an Liebespein. Seinen Wärter hatte er in einem solchen Anfalle dermaßen stürmisch umarmt, daß derselbe noch nicht außer Gefahr ist; dem Herrn hätte er es beinahe nicht besser gemacht. So wurde denn ein ärztliches Konzilium über ihn gehalten, und dem Patienten das Leben abgesprochen. Verliebte Menschen vergiften sich in solchen Zuständen mitunter selbst; einem Elephanten reicht man den Giftbecher, damit er, da er nicht wie ein Heiliger zu leben vermag, doch wenigstens wie ein Weiser (Sokrates) sterbe. Schwierig war es nur, ihm den Trank beizubringen; mehrere Versuche mißlangen. Endlich holte man einige berühmte Naturforscher aus Berlin zu Hülfe. Diese ermittelten, daß trotz dem erotischen Paroxismus doch noch eine andere stärkere Leidenschaft in dem Thiere sei, welche auch bei manchen Menschen zu dominiren pflegt, und zwar eine rein geistige Neigung, nämlich die zum Branntewein. „Leidenschaft verdirbt die Besten,“ sagt der Weise. So ging es auch dem indischen Gast. Arglistig mischte man ihm 12 Unzen Blausäure in ein ansehnliches Quantum Rum und setzte es ihm zum Getränke vor. Der Elephant steckt zuerst seine Nase hinein, die ihm der Himmel nicht umsonst so lang gegeben: der Geruch warnte ihn. Doch was hilft der Zügel der Warnung gegen den Sporn der Begier? Diese trieb das Thier wieder zum geistigen Genuß, es that einen raschen Zug: geleert war der Becher und — todt lag Indiens großer Sohn! Das zoologische Museum rief hierauf dem Herrn des Thieres zu: „Gib diesen Todten mir heraus!“ So wird er dann als sein eigenes Denkmal dort aufgestellt werden.

* Im Würtembergischen müssen die Schreiner die Leichenschau verrichten, d. h. nachsehen, ob der Todte wirklich todt sei. Jüngst kam ein solcher in ein Haus, wo ein Kind gestorben war; er trat zu dem Bettchen eines Kindes und sagte: „Ja, dees ischt mousdodt!“ Verzeiht, sagte der Vater, das schläft nur, dort liegt das Todte. „Nu, so ischt halt dees do mousdodt!“

* Ein Landrath schrieb einem Professor: er möchte ihm einen Hofmeister für seine Kinder verschaffen; es müsse aber ein ordentlicher Mensch und kein Liberaler sein. Der Professor schrieb zurück, daß er bedaure, auf diese Weise nicht dienen zu können, denn in unsern Tagen wären alle ordentlichen Menschen liberal.

* In Weimar hat der Buchbinder Henz ein Büchlein herausgegeben, worin viele Mängel der Stadtverwaltung mit gesundem Verstande aufgedeckt werden. Ein vornehmer Herr fiel aber gar stolz über den schlichten Buchbinder her und schalt ihn einen Thersytes (griechisch, ein frecher, gemeiner Bursche). Ein Spaßvogel, der das hörte, fiel ihm in's Wort und sagte: „Ja, ja, Sie haben

recht, der Henz, der sieht es.“ Nun heißt's in ganz Weimar: der Henz, der sieht es.

* Die Vorfälle der Intoleranz von Seiten des Klerus mehren sich in Frankreich. Auch in Rouen wurde dem stummgebornen Sohn eines Hrn. Morin, Maire von Bougy, das kirchliche Begräbniß hartnäckig verweigert, weil er nicht gebeichtet habe. Der Leichenzug fand die Kirche verschlossen, und Pfarrer und Kirchendiener abwesend. Man ließ indessen das Schloß der Thür aufbrechen, drang so in die Kirche und nachdem die Gebete gesprochen waren, wurde die Thür wieder verschlossen.

* Nach einem Bericht des Marschalls Vale an den Kriegsminister hat sich die Division von Constantine ohne einen Flintenschuß am 15. in Setif festgesetzt. Der General Galbois ist in Milah eingerückt.

* Die Ultraradikalen in England, ergrimmt, daß ihnen eine Proklamation der Königin, gegen die sie, weil sie der Königin immer ergeben bleiben wollen, nicht sündigen mögen, die Versammlungen bei Fackellicht verbietet, wollen künftig beim Mondschein dergleichen veranstalten, und hadern jetzt mit dem Schöpfer, daß er den Mond nicht immer scheinen läßt. Uebrigens ist die Zwietracht unter diese Weltrevolutionärs gefahren, und diese alte Dame wird die Versammlungen noch kräftiger unterdrücken als die Proklamation der Königin.— Anders verhält es sich mit den Vorbereitungen zum Kampfe gegen die Korngesetze; sie werden immer ernster, und es treten nach und nach Männer an die Spitze, die das Terrain und auch die schwachen Seiten kennen, wohin sie die Hauptstreiche zu führen haben. Gelingt die Aufhebung der Korngesetze, dann Adieu Tories! — In Kanada werden jetzt Henkersscenen vorbereitet, und zu Quebek soll man schon drei Galgen bauen; dennoch glaubt man in London, daß Keiner daran hängen werde! Oft reicht die brittische Langmuth weit, und noch weiter die Politik, welche bei der Begnadigung die Hauptrolle spielen dürfte.

* Das Pakethoot Burgundy bringt aus den Vereinstaaten von Nordamerika die Nachricht, daß in Harrisbury ernsthafte Unruhen ausgebrochen seien. Die Regierung hat eine Proklamation an die Milizen erlassen und befohlen, sich bereit zu halten, gegen die Aufrührer zu marschiren und die Zivilbehörden zu unterstützen. Die Insurgenten hatten versucht, sich des Arsenals zu bemächtigen, der ihnen jedoch mißlungen ist.

* Das englische Schiff Ithaka ward in letzter Zeit etwa 25 Meilen von Süsbaschi von einem Kutter der russischen Kreuzerstation, dem St. Michel, weggenommen, der es für's Erste nach Yeni-Kale führte. Der Offizier, welcher den Kutter befehligte, behauptete, das Schiff hätte der insurgirten Küste Tscherkessiens zusteuern wollen.

Am 3. Januar.

Jetzt ist das alte Jahr vorbei,
Und auch die Lumpentage:
Wie Mancher kratzt im Haar: „Ei ei,
„Ist das nicht eine Plage?
„Wie ist mir doch der Kopf so schwer,
„Im Herzen bang, der Beutel leer,
„Der Wirth nur hat die Taschen
„So voll, als leer die Flaschen.“

So denkt wohl Mancher, sitzt verdutzt
Und macht sich böse Grillen:
„Wie hab' die Zeit ich schlecht benutzt
„Um eitler Lüste willen!
„Wie wird's mir in der Zukunft gehn?
„Wie werd' ich noch am End bestehn?
„Und was wird nicht auf Erden
„Wohl einst aus mir noch werden?“

Du alter Sünder, bess're dich
Und laß von jedem Fehler,
Geh nicht mehr auf den Zinkenstrich,
Und sei kein Dieb, kein Hehler,
Betrüge nicht und lästre nicht,
Lug' Andern nicht in's Angesicht;
Die Sünden nicht erneue:
Kurz, kehr' in dich, voll Reue.

Der Herr ist voll Barmherzigkeit,
Er wird dir gern verzeihen:
Willst du in Zeit und Ewigkeit
Voll Demuth dich Ihm weihen;
Dann wird es niemals schlecht dir gehn,
Du wirst vor seinem Throne stehn
Mit ruhigem Gewissen,
Und Seligkeit nicht missen.

Jedoch, bist du jetzt nicht im Stand
Dich reuig zu bekehren:
Den Jesuiten gib die Hand,
Mit ihnen dich zu wehren;
Du wirst zu ihrem Regiment
Geworben in des Satans Händ',
Kannst hin zur Hölle wandern,
Empfängst den Lohn der Andern.

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau.

№. 2. 12. Januar 1839.

Das Alpenhorn,

ein Volksblatt

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Zweiter Jahrgang.

Wer die Scheiben hat zerschlagen, muß die Kosten an sich tragen.

Das Vater-Unser.

Vater Unser, der Du bist im Himmel
Und auf Erden Deinen Kindern nah',
Vater! über Welt und Zeit erhaben
In dem Lichtglanz, den kein Auge sah!

Heilig, heilig, heilig sei Dein Name
Nah' und ferne auf dem Erdenrund:
Wer ihn kann mit Frevelsinn entweihen,
Trete ewig aus der Deinen Bund!

Dein Reich komme — und entflamm' die Herzen
Für der Wahrheit stilles Heiligthum,
Daß wir auf der Bahn der Tugend wallen,
Bis wir droben singen Deinem Ruhm!

Herr, Dein Will' geschehe auf der Erde,
Wie im Himmel von der Engel Chor:
Von der Wiege bis zum stillen Grabe
Steige Dank zu Deinem Thron empor.

Unser täglich Brod gib Du uns heute,
Reich' uns liebend Deine Vaterhand:
Nur für heute flehn wir, nicht für morgen,
Leit' uns glücklich durch das Erdenland!

Und vergib, vergib uns unsre Schulden
Auf des Lebens dornenvoller Bahn,
Wie wir unsern Schuldigern vergeben,
Wenn sie Schmach und Unrecht uns gethan!

Führe, Höchster, uns nicht in Versuchung,
Wann die Sünde unsrer Tugend dräut,
Laß uns kämpfen für des Himmels Krone,
Wenn die Welt den Thoren Weihrauch streut!

Ach, erlöse uns von allem Uebel,
Das die Menschenkinder niederdrückt:
Sende uns in Jesu, Deinem Sohne,
Jenen Trost, der unser Herz erquickt!

Ja, das kannst Du, Vater in der Höhe:
Dein ist Kraft und Dein die Herrlichkeit,
Dein das Reich, das Reich der Gnad' und Liebe,
Jetzt und in die fernste Ewigkeit!

Rudolph von Erlach.

Ruhig lebte Erlach in den Mauern seiner Burg, glücklich in den Armen seiner Gattin und im Kreise seiner Kinder. Ringsum war Friede, wenn auch nur einige Monate, so war doch Friede: der Zeitpunkt des Genusses für jeden Biedermann, und auch für Erlach. Er war Dienstmann des Grafen von Nidau und Bürger von Bern, einer Stadt voll muthvoller und tapferer Bürger, die dem umwohnenden Adel durch ihren Stolz auf die Freiheit und die Siegeslieder ihrer glücklichen Schlachten verhaßt war. Mit neidischen Augen betrachteten sie das blühende Bern und beschlossen, es zu stürzen, da Kaiser Ludwig selbst auf diese Stadt erzürnt war.

Bei dem Grafen von Nidau versammelten sich die Neuenburger Grafen, die Grafen von Greyerz, von Kiburg, viele Edle aus dem Uechtland, Aargau und Welschland; auch der kaiserliche Vogt, Graf Gerhard von Valangin. Bittere Vorwürfe über Bern erklangen von allen Seiten. Eberhard von Kiburg trat in der Versammelten Mitte und sprach: „Liebe Herren und Freunde! Bern haßt nicht mich, nicht den Grafen von Greyerz, nicht einen andern Edeln; es haßt den ganzen Adel. Dieser Haß ist der Geist seiner Unternehmungen. Es will Fürsten und Herren ihre Herrschaft entreißen, um sie an sich zu bringen. Laßt uns nicht die einzelnen Unternehmungen der stolzen Stadt hindern; laßt uns den Geist seiner Unternehmungen tödten. Bern werde vertilgt von unserer ganzen Macht!“

Er zog sein Schwert und schwor, nicht eher vom Kriege

zu ruhen, bis diese Stadt vom Erdboden vertilgt sei. Alle Edeln standen auf und schworen ihm nach. Sie trugen dem Grafen von Valangin die Führung des gemeinsamen Feldzuges auf. Dann zogen sie heim, rüsteten sich zum Kriege, forderten ihre Dienstmannen auf, ihnen zu helfen, und ein von Allen unterzeichneter Absagebrief wurde den Bernern zugesandt.

Der Rath von Bern versammelte sich ohne Furcht und ohne Stolz, und beschloß, gerechten Forderungen ein Genüge zu thun, hingegen Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Man trug den verbundenen Edeln eine Unterredung an, die auch zu Burgdorf gehalten wurde, sich aber ohne Erfolg zerschlug.

Ueberall riefen nun die Heerhörner des Adels, die Flammen auf den Burgen alle Kampflustigen und Dienstpflichtigen zusammen; die Amtleute brachten das Volk unter die Waffen; alle Lehenpflichtigen erhielten bei ihrem Lehenseide Befehl, aufzusitzen. Auch Ritter Erlach empfing einen solchen vom Grafen von Nidau.

„Was ist da zu thun?“ sagte er zu sich selbst: „Ich bin Berner Bürger und auf Berns Seite ist das Recht; aber ich bin auch Dienstmann des Grafen! Ich muß selbst mit ihm sprechen.“ Hastig ergriff er Schwert und Lanze, bestieg seinen Streithengst, rief dem Burgvogt zu: „Meine Burgen bleiben den Bernern offen!“ und sprengte davon.

„Willkommen, tapferer Erlach! willkommen, unser Fehdegesell!“ rief ihm der Graf von Nidau entgegen.

Erlach sah den Grafen ruhig an und sagte ganz kalt: „Ich bin Bürger von Bern, und kann nicht Euer Fehdegesell sein, weil das Recht nicht mit Euch ist. Ich komme, Euch dies zu sagen, damit Ihr wißt, wessen Ihr Euch von mir vorzusehen habt.“

— Erlach! Bern wird sicher unsrer Macht erliegen.

„So erlieg' ich mit Ehren unter meinen Mitbürgern.“

— Ich verliere Euch ungern.

„Machet Frieden, und Ihr verliert mich nicht.“

— Erlach, hört mich an!

„Ich habe auf Alles nur eine Antwort: ich bin ein redlicher Mann und Bürger von Bern.“

— Kennt Ihr unsre Macht?

„Ich werde sie kennen lernen.“

— Ihr seid ein Thor, Erlach.

„Lieber ein Thor, als ungerecht. Doch, wer von uns beiden zum Thoren wird, liegt noch in der Hand der Vorsehung. Der Erfolg ist nicht in meiner Macht, wohl aber, gerecht oder ungerecht zu handeln.“

— Erlach, meint Ihr, ich fürchte Euch? Ich rathe Euch ab, weil ich Euch liebe, nicht weil ich Euch fürchte.

„Desto eher könnet Ihr mich entbehren.“

— Es ist mir gleichgültig, ob ich von hundert und vierzig Rittern, die mir folgen, einen Mann verliere.

„So lebt wohl, Herr Graf. Ihr nennt mich einen Mann; als solcher will ich mich zeigen.“

— Aber seht zu Euren Burgen.

„Diese stehen den Bernern offen, und Euch, wenn Ihr sie erobert.“ Mit diesen Worten sprengte Erlach wieder seinen Burgen zu, um Alles aufs Festeste zu verwahren.

Von allen Seiten stießen nun die Haufen der Edeln zusammen: siebenhundert Grafen, zwölfhundert edle Ritter, zwölfhundert gewaffnete Reuter und und über fünfzehntausend Fußknechte rückten heran und näherten sich dem bernischen Städtchen Laupen. Der Landvogt daselbst schickte um Hülfe nach Bern. Eiligst versammelte der Schultheiß Bubenberg den Rath und die Bürger, und ermunterte sie in mannhafter Entschlossenheit zur muthigen Gegenwehr.

Die Sturmglocke wurde geläutet; hoch flatterte an der Kreuzgasse das Stadtbanner in der Hand Rudolphs von Muhleren. Sechshundert rüstige Männer zogen gen Laupen, entschlossen, den Ort zu retten oder zu sterben.

Schon stand weit verbreitet das Lager der Edeln vor Laupen, wo Stolz und Uebermuth in gewissen Siegeshoffnungen Spiele und prächtige Turniere feierten. Jetzt erschien ein neuer Haufe von hundert Helmen, ein schöner, junger Mann an der Spitze. Der Zug machte Halt vor dem Lager, der Anführer trat allein ein, bewillkommt von den Fürsten, Grafen und Bischöfen. Sein Vater, der Herzog von Savoien, hatte ihn gesandt, Frieden zu stiften zwischen dem Adel und Bern. Er aber ließ sich von den Herren verleiten, mit ihnen zu halten und im Lager zu bleiben.

Noch berathschlagten die Berner, wessen Befehlen sie ihr Heer und Heil anvertrauen sollten: da kam ein Ritter über den Markt daher gesprengt; er schlug das Visier auf, es war Rudolph von Erlach, der Sohn Ulrichs von Erlach, der Bern vor einundvierzig Jahren durch den Sieg am Donnerbühel gerettet hatte. Laut jauchzte dem Ritter ganz Bern entgegen; die Zweifel über die Wahl waren gelöst: ehrerbietig überreichte der Schultheiß dem Ritter das Banner der Stadt. Bevor Erlach aber das Banner ergriff, sprach er: „Sechs Feldschlachten habe ich schon geschlagen, wo die größere Zahl von der kleineren besiegt wurde; ich kenne Euern Muth und Euere Standhaftigkeit, und bin deshalb ohne Sorge; aber Tapferkeit ohne Ordnung ist ein Nichts. Ihr seid freie Männer und werdet es bleiben, wenn Ihr gehorchen lernet. Gebt Ihr Euere Freiheit in meine Hand und schwöret mir unbedingten Gehorsam, wird mich kein Feind erschrecken, und nur der Tod soll mich hindern, den Sieg in Euere Hände zu legen!“

„Die Berner hatten Vertrauen auf seine Tugend und schworen ihm. Denn die Freiheit seiner Mitbürger war sein Stolz und Wohlthun sein Ehrgeiz.

Aus den Waldstätten erschien kräftiger Beistand. Noch um Mitternacht gab Erlach Befehl zum Aufbruch nach der

Kirche, um den Allmächtigen um seinen Beistand anzuflehen. Dann ging's vorwärts. Voran schritt ein Priester, das Allerheiligste in seinen Händen tragend; diesem folgte der muthige Zug der Neunhundert aus den Waldstätten, dreihundert Mann von Hasli und eben so viel aus dem Siebenthal, viertausend aus Bern und achtzig Reuter von Solothurn. Hoch leuchteten die Banner im Vollmondschein. Weinend standen auf der Mauer Aeltern, Weiber und Kinder, und erflehten des Himmels Segen über sie, bis der Wald das letzte Banner verbarg.

Um Mittag brach der kleine Zug aus dem Walde bei Laupen hervor und hielt auf der Anhöhe. Das laute Geschrei der Feinde empfing sie. Da sammelte Erlach die kräftigste und munterste Jugend Berns um sich her, hob das Banner hoch über sie in die Höhe, sah sie der Reihe nach mit unerschrockener und fröhlicher Miene an und rief: „Ihr, die Ihr täglich zu Bern mit Blumen und Federbüschen geschmückt die Ersten beim Tanze waret, heute stehe Berns Ehre bei Euch!“ Dann gab er das Zeichen zur Schlacht. Unwiderstehlich stürzte er mit dem Häuflein der Seinigen in die feindlichen Schaaren. Lange dauerte der harte Kampf. Gegen Abend ergriff das Heer der Edeln die Flucht; das ganze Feld lag bedeckt mit Todten und Verwundeten. Der Graf von Nidau war gefallen, und neben ihm lag der junge Johann von Savoien, der den Frieden bringen sollte. Vierzehn Grafen waren unter dem Schwerte der Freiheit gefallen. Da sanken die Berner auf die Knie und dankten ihrem Schöpfer und Erretter.

Thränen aufrichtiger Freude und Umarmungen brüderlicher Liebe empfingen sie beim Einzug in Laupen. Am andern Morgen kehrten sie nach Bern zurück, voran wieder der Priester und die eroberten Banner und die Rüstungen der gefallenen Großen. Ganz Bern kam ihnen entgegen; ein unaufhörliches Freudengeschrei empfing und begleitete die Sieger; dankbare Blicke voll Liebe und Ehrfurcht hefteten sich auf Erlach.

Er entließ nun die Bürger ihres feierlichen Eides. Die Berner waren mäßig nach ihrem Siege und eroberten nichts als ihre Freiheit; sie scheuten Erlachs Tugend. Er wurde in ihren Thaten geehrt, und auch seine Feinde gaben seiner Rechtschaffenheit den erhabensten Lohn. Der erschlagene Graf von Nidau hinterließ zwei unmündige Söhne. Ihre Verwandten von Neuenburg waren zu schwach, ihre Güter zu schützen, und einem fremden Ritter vertrauete man nicht gern die Vormundschaft über die beiden Kinder; man wählte die Tugend zu ihrem Vormunde: den Feind ihres Hauses, den Besieger ihres Vaters, den Ritter Erlach. Tausende haben schon gesiegt, aber Keinem hat man ohne Mißtrauen die Söhne des feindlichen Feldherren übergeben, wie ihm. Er war es werth. Bald schloß er zwischen den jungen Grafen von Nidau und Bern Frieden. Sie blieben ungekränkt in dem Besitze der väterlichen Herrschaft. Erlach wurde ihr Freund, ihr Lehrer und Vater in der Einsamkeit seines stillen Landlebens. Er starb unter der Hand eines Frevlers, 1630. Seine männliche, sorglose Redlichkeit, sein aufrichtiger und gerechter Ernst waren die Ursache seines Todes, der Alle, die ihn kannten, mit wehmüthiger Trauer erfüllte.

Edelmuth und Aufopferung.

Wahre Seelengröße setzt weder Reichthum noch vornehme Geburt voraus; die Gesinnungen des Edelmuths finden sich oft in der ärmsten und niedrigsten Volksklasse. Ein Bauer auf der Insel Fühnen giebt uns hiervon ein Beispiel, das allgemein bekannt zu werden verdient. Es kam in dem Dorfe, wo er wohnte, Feuer aus. Er lief sogleich nach der Gegend, wo Hülfe nöthig war — allein seine und der Nachbarn Bemühungen waren vergeblich: das Feuer griff mit Macht um sich. Man brachte ihm die Nachricht, daß auch sein Haus in Flammen stehe. Er erkundigte sich nach dem seines Nachbars, und als man ihm sagte, daß dieses ebenfalls brenne, und daß er keinen Augenblick zu verlieren habe, wenn er sein Hausgeräth retten wolle, erwiederte er: „Ich habe köstlichere Dinge zu retten; mein armer Nachbar ist krank und außer Stand, sich selbst zu helfen; sein Tod ist unvermeidlich, wenn man ihm nicht zu Hilfe kommt, und ich bin gewiß, daß er auf mich rechnet. Sogleich eilte er im Fluge nach der Wohnung des Unglücklichen, und ohne an seine eigene zu denken, die sein ganzer Reichthum war, stürzte er sich mitten durch die Flammen, die schon das Bett des Kranken ergriffen hatten. Er blickt über sich und sieht einen brennenden Balken, bereit auf ihn nieder zu stürzen; dennoch wagt er sich hinein, in der Zuversicht, durch geschickte Behendigkeit eine Gefahr zu vermeiden, die jeden andern zurückgeschreckt haben würde. Er dringt bis zu dem Kranken hinein, nimmt ihn auf seine Schultern und bringt ihn glücklich in Sicherheit.

Die ökonomische Kammer zu Kopenhagen, gerührt von dieser Handlung einer seltenen Menschenliebe, schickte diesem Bauer einen silbernen Becher mit neuen dänischen Thalern gefüllt; der Deckelknopf war umgeben mit einer Bürgerkrone, an deren Seiten zwei kleine Denkmünzen herabhingen, auf welchen die That mit wenig Worten beschrieben stand. Verschiedene Privatpersonen dieser Hauptstadt übersandten ihm gleichfalls Geschenke, um ihn für den Verlust seines Hauses und übrigen Eigenthums zu entschädigen.

Adam.

Alle sind von einem Stamme wir, ein gleich Geschlecht, ersprossen,
Alle sind vom großen Bildner wir aus einer Hand gegossen,
Nicht ein andrer schickte nieder die Bediademten,
Und aus gleicher Form zu fließen Herr und Bauer sich bequemten.

Nicht aus Porzellän die Herren ſind, die glänzenden, entſprungen,
Nein, als gleiche rothe Erde ſind wir aus dem Nichts gedrungen,
Sei ſtolz ſchimmernd die Glaſur auch, Kindes Auge nur beſtechend,
Doch es gilt das Inn're einzig, über Werth und Unwerth ſprechend.

Mag er niederblicken höhniſch, jener pfauenſchwanz'ge Gecke,
Gleich uns allen kommt und geht er, ob er ſtolz die Ohren recke,
Und der Fürſt mit Kron und Zepter und der Prieſter in dem Kragen,
Hat die eine große Mutter an der Bruſt getragen.

Männer, darum feſt und ruhig Jedem kühn die Stirn gewieſen,
Der vergeſſen, daß zu Brüdern all' uns Gott der Herr erkieſen;
Der mit Kains Fäuſten herrſchend greift in's freie, ſich're Leben:
Gleich ſind alle wir, ein gleiches Recht iſt allen uns gegeben.

Caſpar Schießer (D. Z.)

Naturgeſchichte.

Die Prozeſſionsraupe.

Die Flügel des unter die Nachtfalter gehörigen Schmetterlings ſind wenig beſtäubt, aſchgrau und dunkler gewölkt, mit wellenförmigen Querlinien; die Hinterflügel weißlich. Der Schmetterling iſt klein, ſein Hinterleib bräunlich, mit einem ſchwärzlichbraunen Afterbarte. An der Wurzel der Vorderflügel ſteht eine ſchwarzgraue, wellenförmige Querlinie, hierauf eine ähnliche, faſt gerade, in ſchiefer Richtung, und eine dritte, etwas geſchweifte. Zwiſchen dieſen beiden zeigt ſich öfters ein ſchwarzer Punkt. Das Weibchen iſt dunkler und führt auf den Vorderflügeln nur zwei undeutliche Schattenbinden. Die Raupe iſt weißgrau behaart, über den Rücken bläulichſchwarz, in den Seiten weißlich, mit zwei rothgelben oder bleichgrauen behaarten Wärzchen auf jedem Gelenke. In einem röthlichbraunen, feſten, mit Haaren durchwebten Gehäuſe wird ſie zu einer ockergelben, mit zwei kurzen Endſpitzen verſehenen Puppe.

Die kleinen Räupchen, welche in Rotten, wie ſie aus dem Eierhaufen ihrer Mutter hervorgegangen ſind, beiſammen bleiben, thun ſich allmählig zu größern Haufen von hundert und mehr zuſammen, und wandern, wenn ſie auf einem Zweige keine Nahrung mehr finden, auf einen andern, doch lebt ſie ausſchließlich auf Eichen. Nach der erſten Häutung bilden ſie den gemeinſchaftlichen Prozeſſionszug, wo zuvorderſt eine, dann zwei, drei und mehr eine bandartige Fläche, die in der Mitte am breiteſten iſt, bilden. Nur der Kopf der vorderſten iſt frei, der der folgenden iſt immer am Hintertheile der vorhergehenden durch einzelne Fäden befeſtigt. Bei denen, die neben einander kriechen, ſind die langen borſtenartigen Haare ſo zwiſchen einander ſtehend, daß eine von der andern nicht abweichen kann, ſondern die ganze Zahl ein Stück bildet, welches ſich zuſammenhängend über große Flächen fortbewegt; den Beſchluß des Zuges machen wieder einzelne. Kommen ſie an einem Ort an, der ihnen genugſame Nahrung bietet, ſo freſſen die Raupen dann Tag und Nacht, und bleiben ſo auf den Zweigen bis zur zweiten Häutung, wo ſie noch ſchädlicher werden. Nach dieſer Zeit nämlich, wo ſie ſich in noch größere Haufen zuſammenthun, läßt der Zug an den Gegenſtänden, worüber er hinwegzieht, ein Gewebe oder Geſpinnſt zurück, welches wie heller glänzender Schleim ausſieht. Zu dieſer Zeit freſſen ſie alles was ihnen vorkommt, und entlauben ganze Wälder in einem Zeitraum von acht Tagen. Zugleich geben ſie um dieſe Zeit die größte Menge einer dem Menſchen wie Thieren ſchädlichen Subſtanz von ſich, was vorzüglich kurz vor dem letzten Einſpinnen, oder wenn ſie berührt, oder von Wind und Regen heftig bewegt werden, der Fall iſt.

Dieſe ſchädliche, Jucken, Röthe und Entzündung hervorbringende Subſtanz iſt eine ſafran- oder röthlich-gelbe, feine, ſtaubartige Maſſe, welche neben dem ſchwarzen Rückenſchilde eines jeden Gliedes hervortritt. Sie findet ſich auch in ihren Neſtern und tritt beim Druck mit einem Meſſer ꝛc. an genannten Stellen leicht hervor. Unter der Lupe zeigt ſie ſich als ein feines Pulver, unter einem ſtarken Mikroſkop aber als feine, gerade Nadeln oder Stacheln, die auf dem Waſſer ſchwimmen. Berührt dieſer Staub feuchte Theile der Haut (auf ganz trockene äußert er keine Wirkung), ſo erregt er Schmerz, Röthe und nach acht Stunden ſchon ſehr jückende und brennende Bläschen. Menſchen, die in Wäldern an Stellen kommen, wo dieſe Prozeſſionsraupen hauſen, bekommen heftige Augen-Entzündungen, welche Verdunkelung der Hornhaut und zuweilen völlige Blindheit zurücklaſſen. Bei Andern entſtehen Hautausſchläge, Hals- und Lungenentzündung; Kinder bekommen die Bräune, wenn ſie Erdbeeren, Heidelbeeren, Himbeeren und andere Waldfrüchte genießen, auf welche jenes Pulver gefallen iſt; Holzhauern wird es insbeſondere gefährlich; Schafe bekommen Augenentzündung und Beulen, und Kühe und Pferde werden vor Schmerz wild und unbändig. Als beſtes Hausmittel zur Tilgung der Schmerzen dienen Einreibungen mit Oel. Heftigere Zufälle verlangen beſondere ärztliche Hilfe.

Zur Zeit der Verpuppung verſammeln ſich mehrere Schaaren dieſer Raupen am Stamme eines dicken Eichbaumes, ſetzen ſich zuerſt der Reihe nach neben einander bis zum Umfange einer ausgebreiteten Hand, dann über und auf einander, ſo daß oft drei bis vier auf einander ſitzen. Sind alle in einem Haufen verſammelt, ſo kriechen einige größere daraus hervor und fangen an, die übrigen mit einem Geſpinnſt zu überziehen, wobei ſie die erſten Fäden an die Rinde befeſtigen, und dann, über die Maſſe hinwegkriechend, es auf der andern Seite eben ſo thun. Sechs bis acht kriechen allemal zugleich hin und her, und laſſen, wenn ſie müde ſind, andere an die Reihe, bis es ein feſtes Gewebe über den Haufen bildet, der zuletzt mit der Baumrinde nur ein Stück auszumachen ſcheint. Das Neſt wird faſt immer an der Sonnenſeite, meiſtens in einem Aſtwinkel und hoch oben angebracht. An einer Seite des Neſtes bleibt eine Oeffnung, ein Ein- und Ausgang, woran ſich beſtändig einige große, vollkommene Raupen als Wachthalter zeigen, um kleinen und zur Verpuppung noch nicht fähigen Nachzüglern den Eingang zu verwehren, die jedesmal bei ihrer Ankunft zurückgeſtoßen und an einen beſondern Ort neben dem Neſte geführt werden; größere kommen ſelten nach: hat ſich aber etwa eine vom Zuge verirrt und trifft am Eingange des Neſtes ein, ſo wird ſie eingelaſſen und begibt ſich an einen paſſenden Ort. Während ſich die Raupen unter dem Geſpinnſte befinden, geben ſie immerfort Unrath von ſich, wodurch das Neſt mit einer dicken Hülle umgeben wird. Unter dieſer ſpinnt ſich dann jede Raupe einen eigenen, graugelben, ſeidenartigen Cocon, und wird darin zur Puppe mit gelblichem Staube beſtreut. Ende Juli iſt die gewöhnliche Zeit ihrer Umbildung. Ein ſolches Neſt iſt oft eine Elle lang und eine halbe dick.

Der von Geſtalt unanſehnliche Schmetterling kriecht in der letzten Woche des Auguſts aus, und kommt durch ein Loch des Neſtes ganz naß zum Vorſchein. Er iſt in ganz Europa zu Hauſe, jedoch nicht überall in ſo großer Menge, daß er beträchtlichen Schaden verurſachte; nur in Weſtphalen wird er in manchen Jahren zur wahren Landplage.

Im Jahr 1828 entblößte ſie daſelbſt die Eichenwaldungen gänzlich von allem Laube, und der Boden war überall mit wandernden Raupen bedeckt. Sehr viele Eichenſtämme vertrockneten, weil ſie mitten im Sommer entlaubt wurden; und im folgenden Jahr vernichteten ſie nebſt allem Baumlaub auch das Kraut anderer Feldfrüchte.

No. 2.

DAS POSTHÖRNCHEN

12. Jan. 1839.

Eine Wochenschrift
für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Dieses Blatt kann das ganze Jahr hindurch auf allen löbl. Postämtern des Kantons Aargau gegen vierteljährliche Vorausbezahlung von 30 Kreuzern bezogen werden. Diesem wird jedesmal unentgeldlich beigelegt: „Das Alpenhorn“, ein Volksblatt zu angenehmer und belehrender Unterhaltung. Zusendungen müssen mit der Namensunterschrift des Einsenders versehen sein, und werden, wenn es gewünscht wird, von der Redaktion zur Umwandlung in spaßhafte Verse besorgt, jedoch hat der Einsender für den Inhalt jedesmal zu haften. Ankündigungen werden mit 5 Rappen für die Zeile berechnet. Briefe und Geld pos.frei.

Tagesbegebenheiten.

Schweiz.

— Frickthal. Dem Vernehmen nach dürfte bald eine Bittschrift von Laufenburg an die hohe Regierung eingegeben werden, mit dem Gesuche, dem immer tiefern Zerfalle und der Zerrüttung dieser Gemeinde zu wehren, wenn auch durch Bevogtung, wie es früher schon mit Klingnau geschehen. Die jetzige Gemeinde-Verwaltung mit ihrem Vorstande ist auch nicht geeignet, Zutrauen einzuflößen; Verwirrung und Zweitracht und Leidenschaft nehmen täglich überhand. Ehrliche, vermögliche Bürger bleiben von jeder Gemeindsversammlung abwesend, wo ein Neuschwander und Moretto sammt Lü...-Xaveri das große Wort führen. Unlängst wurde Letzterer gar mit einem jährlichen Gehalte von 600 Fr. angestellt, die Gemeinde-Rechnungen der letztverflossenen Jahre zu durchgehen und herauszuklauben, wie wohl das Gemeinde-Vermögen vergeudet und verliederlicht worden. Ist das nicht eine zweite Auflage des Buben, der, den Kopf verlierend, seinen nahen Kameraden herbeiruft, um zu untersuchen, wie seine gelben Kanarienvögel aus dem schlecht gegitterten Käficht entwischen? — Um dem gänzlichen Zerfalle Laufenburgs zu wehren, dringe man vor Allem 1) auf ein besseres Straßenpflaster, 2) auf bessere nächtliche Beleuchtung, 3) auf Aufhebung des unvernünftigen Brückenzolles, und endlich 4) auf Entsetzung des Händelstifters Moretto, den sich die Gansinger wohlweislich vom Halse zu schaffen wußten.

— Am 4. d. vor 3 Uhr Morgens brach in Tablat in der Langgasse (Straße von St. Gallen nach Konstanz) Feuer aus, das bis nach 4 Uhr 6 Firsten, etwa 13 Wohnungen enthaltend, in Asche legte; meist armer Leute Dach und Fach.

— Am Ende vorigen Monats haben einige Genfer Bürger in der Gegend von Satigny einen alten Wolf, eine Wölfin und ein Junges geschossen, und seien noch andern auf der Spur.

— Unlängst kam ein Landmann bei Sissach mit einem dortigen Mezger vor den Friedensrichter. Der Streit betraf 2 Pfund Fleisch, welche sich der Landmann noch zu dem Verkaufspreis seines Stückes Vieh vom Mezger ausbedungen hatte, dessen sich aber der Mezger nicht mehr erinnern wollte. Der Friedensrichter fragte: „was kosten diese 2 Pf. Fleisch?“ Der Mezger antwortete: 5 Batzen. „Hier sind sie, erwiederte sogleich der Friedensrichter und erstattet dem Kläger die 5 Batzen aus seiner eigenen Tasche. Damit hatte der Handel ein Ende und die Parteien gingen friedlich, gewiß aber auch beschämt, aus einander.

— Die „Jurazeitung“, ein in Liestal neuerscheinendes Blatt, verheißt in Beziehung auf ihre Tendenz, was schon manches andere Blatt versprochen und nimmer hat halten können: nämlich ein sanftes Hindurchschwimmen zwischen allen Parteien, mit Vermeidung aller unangenehmen Berührungen von Personen. Aber zwischen Wahrheit und Lüge ist kein Mittelweg, und diese sind so eng

mit der Persönlichkeit verwoben, daß es vollkommen unmöglich ist, jene zu berühren ohne diese zu zupfen.

— Der „Beobachter aus der östlichen Schweiz“ meldet nach Privatbriefen aus Bern, daß man dort beabsichtige, die Hochschule aufzuheben, und ihre Fonds zu Errichtung von sechs Gymnasien an verschiedenen Orten des Kantons zu verwenden.

— Der große Rath des Kantons Luzern dürfte bald in den Fall kommen, auf amtliche von den Gerichtsbehörden in Schwyz erlassene Akten gestützt, förmlich zu erklären: daß im Kanton Schwyz kein Recht zu finden sei; und demnach auf Schutzmaßnahme besonderer Art für die in jenem Kanton gefährdeten Rechte der Kantonsbürger von Luzern zu ergreifen.

— Die Jesuiten in Freiburg spielen nicht nur in ihrem reichen und prachtvoll eingerichteten Kloster die unumschränkten Herren, sondern auch im ganzen Kanton. Ueber ihre politischen Manöver sprechen sie nicht, kommen sie aber von Zeit zu Zeit auf sich selbst zu reden, so streichen sie nur in bescheidener Weise den Einfluß heraus, den sie auf das Ausland ausüben.

— Der Verein von Geistlichen und Laien für die süddeutschen Staaten und die Schweiz, der sich vor mehrern Monaten zur Abwehr ultramontanisch-jesuitischer Umtriebe in Schaffhausen bildete, erfreut sich eines ungestörten Fortgangs und Zuwachses.

Ausland.

— Ein deutscher Arzt, der viele Beobachtungen über das Tabacksrauchen angestellt hat, sieht in demselben eine der Hauptursachen der immer häufiger werdenden Lungenkrankheiten und Schwindsuchten. Auch die allgemeine Schwäche der Augen, welche das deutsche Volk zu einer eigentlichen Brillennation macht, soll zum Theil der Gewohnheit des Tabakrauchens, besonders dem zu frühzeitigen Beginnen desselben, zur Last zu legen sein. Welche ungeheure Summe Geld verdämpft wird, geht daraus hervor, daß allein in Hamburg jährlich 50,000 Kisten voll Cigarren, die Kiste im Durchschnitt zu 15 Thlr., also 750,000 Thaler nur an Cigarren verraucht werden.

— Am 24. Dezember brannte die bei Offenburg liegende großartige Zuckerfabrik, sammt allen Maschinen, der ganzen innern Einrichtung und einer bedeutenden Menge Zucker und Materialien ab. Obwohl das Gebäude und die Maschinen versichert sind, so ist der Verlust dennoch außerordentlich, da die mehrjährigen bedeutenden Vorauslagen, die großen Vorräthe an Zucker und Runkelrüben nun mit einem Male zernichtet sind. Das Betriebskapital soll an 370,000 Gulden betragen, was einen Maßstab des Verlustes geben kann. Noch kennt man die Veranlassung des Brandes nicht.

— Man sollte meinen, Baiern wäre ganz in's Mittelalter zurückgesunken. Gesellen geben gymnastische Vorstellungen zu Gunsten der Franziskaner am heiligen Grabe, Bürger unternehmen Pilgerfahrten nach Rom, unterdessen die Pfaffen ihre Weiber trösten; und auf allerhöchste Verordnung müssen sogar die Landesvertheidiger das Knie beugen, wenn ein Kruzifix an ihnen vorbei getragen wird.

— Die Landstände von Sachsen-Weimar meinen es sowohl mit dem schönen Geschlecht, wie auch mit denen sehr gut, die bisher die Ehre hatten, Militärpersonen Geld oder Geldeswerth zu kreditiren. Die Frauen nämlich sollen der Vormundschaft fortan überhoben sein, und das bewegliche und unbewegliche Vermögen der hohen Militärpersonen auch dem Konkurs eröffnet werden. Diesen das Schuldenmachen ganz zu verbieten, ging nicht gut an, weil mancher, der sonst eine ganz ehrliche Haut ist, oft dazu gezwungen wird.

— In Dresden hat sich ein Wunder ereignet, das wir uns eben so wenig zu erklären wissen, wie die Entstehung des Nordlichts. Mit der Erhebung zur konstitutionellen Würde wurden auch die bei uns wohnenden Bekenner des mosaischen Glaubens zu der Ehre erhoben, in die Reihen der Vaterlandsvertheidiger treten zu können, aber merkwürdiger Weise fand sich bei den bisher jährlich statt gehabten Aushebungen zum aktiven Dienst kein gesunder und zum Kriegshandwerk brauchbarer Israelit. Jetzt haben wir den ersten erwischt und dieser nimmt sich als bewaffneter Streiter ganz imposant aus.

— Den Bewohnern der preußischen Rheinlande ist zum neuen Jahre von Berlin aus eine große Freude bereitet, und ihnen amtlich mitgetheilt worden, daß fortan die rheinische Justiz-Verwaltung den Händen des Herrn von Ruppenthal, eines in den gesetzlichen Bestimmungen der Rheinländer wohlerfahrnen Mannes, übergeben worden sei. Von Seiten der preußischen Regierung ist dies ein überaus wichtiger Schritt, denn es muß den Rheinländern doch angenehm sein, zum Wächter ihrer Gesetze einen Mann zu haben, der mit denselben und unter ihrem Schutze aufgewachsen ist, und der bei seinen Landsleuten der größten Hochachtung und des unbedingtesten Vertrauens genießt.

— Wiederum beschämt das österreichische Kabinet die-

jenigen, welche ihm nachreden, es verfechte immer nur das Alte. Oesterreich gehört nicht zu den konstitutionellen Staaten, und hat doch eine Amnestie erlassen; Oesterreich gehört nicht zur Quadrupel-Allianz, und ist die erste Macht, welche einen ernsten Schritt thut, um der Menschenschlächterei in Spanien Einhalt zu thun. Es hat eine Ermahnung an Don Carlos ergehen lassen, den scheußlichen Repressalien Einhalt zu thun, und diese Ermahnung wird besser wirken, als die flauen Sympathien, welche man in Paris für das konstitutionelle Spanien empfindet.

— Auch in der Nähe der Residenz Hannover fängt es an zu spuken, und zwar so arg, daß selbst die bewaffnete Macht von der Gespennsterfurcht befallen wird. Aber nicht etwa in einem Todtengewölbe oder auf einem Kirchhofe, sondern in den Pulvermagazinen. In den Pulverfäßchen sitzt der Teufel verborgen und knistert und klopft zu gewissen Stunden bald stärker bald schwächer, daß den Schildwachen ganz bange wird und sie sich die Erscheinung nicht erklären können. Man will daraus allerhand prophezeihen, was ungefähr mit Pulver zusammenhängen möchte, und da ist denn natürlich der Krieg das nächste.

— La Rochelle war drei Tage lang der Schauplatz betrübender Szenen bei Gelegenheit einiger Kornladungen, welche von dortigen Kaufleuten verschickt werden sollten. Die Menge sammelte sich um die Wagen und machte sehr ernstliche Demonstrationen, um die Ausführung des Getraides zu verhindern. Dazwischen tretende Behörden fanden lebhaften Widerstand. Der Pöbel versuchte Feuer in das Haus eines Kornhändlers zu legen und drei andern Kaufleuten wurden ihre Häuser rein ausgeplündert; die Wohnung des Maire-Adjunkten wurde ganz verwüstet, und eben wollte sich die Menge auf das Haus des Maire stürzen, als sie durch die bewaffnete Macht aufgehalten wurde. Nach Verlesung des Aufruhrgesetzes und einigen Musketensalven entflohen die Haufen nach allen Seiten. Etwa 1500 Bauern, die sich bei dem Tumult eingefunden hatten, suchten in Eile durch Sprengung der Thore die Stadt zu verlassen. Mehrere Todte und Verwundete sind als Opfer dieses Aufruhrs zu beklagen.

— In Besançon wurde am 25. Dez. eine merkwürdige Hochzeit gefeiert. Beide Neuvermählte sind schon Großältern. Der Mann ist Urgroßvater, 70 Jahre alt und hat von seiner ersten Ehe 5 Kinder, die alle verheirathet sind und ihm schon 32 Enkel und Enkelinnen gegeben haben; die Frau ist 2 Jahre jünger, Mutter von 4 Töchtern und 2 Söhnen, von welchen 27 Enkel da sind. Bei der Hochzeit waren alle diese Kinder und Enkel, Schwiegersöhne und Töchter zugegen.

— Der französischen Regierung ist in diesen Tagen die Anzeige gemacht worden, daß zu Aix, einer ansehnlichen Stadt im Departement der Rhonemündungen, nächstens ein großer geistlicher Kongreß gehalten werden soll, um zu berathen, wie der Verbreitung des von der Regierung geduldeten Protestantismus Widerstand geleistet werden könne! —

— Die Weiberverkäufe in England mehren sich auf eine furchtbare Art, aber in dem Maße, als die Verkäufer zunehmen, fallen die Preise. Vor Kurzem verkaufte ein Mann zu Konstome seine Frau für einen Schilling; die Unglückliche blieb mehrere Stunden auf dem Marktplatze mit einem Stricke um den Hals aufgestellt, ehe sich ein Käufer finden wollte. Hier zu Lande müßte vielleicht Mancher dem Abnehmer noch zulegen. Uebrigens Spaß bei Seite, sollte man diesem Gebrauche nach urtheilen, in England wäre nicht christliche Sitte und Ordnung einheimisch.

— Die Ultraradikalen in England schimpfen nun nicht mehr auf die Regierung, denn ihr Apostel, der ehrwürdige Pastor Stephens, obgleich er in ganz unzweideutigen Reden die fürchterlichste Revolution predigte, ist in Manchester nach kurzer Haft wieder in Freiheit gesetzt worden. Der erwähnte Stephens führt übrigens die gefährlichsten Pläne im Schilde, hat Anhänger, die zu Allem fähig sind, ist in dem Augenblicke, wo er offenen Aufruhr predigte, ergriffen worden, und doch setzt ihn der Richter wieder in Freiheit. Die britische Regierung weiß wohl, daß sie zu fest steht, um einen religiösen Schwärmer fürchten zu müssen.

— In London ist die Nachricht eingelaufen, daß eine Division von Patrioten, 500 Mann stark, in Canada eingedrungen ist und die Engländer geschlagen hat, die dabei drei Kanonen verloren.

— Die Engländer wissen nicht, woher sie taugliche Rekruten genug bekommen sollen. Sie brauchen für Canada und Indien etwa 40,000 Mann, und haben erst 10,000. In dieser Verlegenheit haben sie das übliche Soldatenmaß herabgesetzt, und wem die Natur nur eine Ausdehnung in die Länge von 5 Fuß 6 Zoll gab, kann jetzt schon die Ehre haben, sich für das stolze Großbrittannien todtschießen zu lassen.

— In London wird mit nächstem Frühjahr eine Badeanstalt eröffnet, wie wahrscheinlich noch keine besteht. Sie enthält ein mit glatten Steinplatten ausgelegtes Becken in Gestalt eines T, in welchem das Wasser 5 Fuß tief ist, und das mit Dampf erwärmt, ein 150 Fuß langes und 120 Fuß breites warmes Schwimmbad bildet. Zu beiden Seiten des Beckens befinden sich Ankleidegemächer. An das Bad stößt ein Saal, worin Erfrischungen aller Art zu haben sind.

— Der Kaiser von Rußland hat 30 jungen Offizieren (worunter 11 geborne Polen) vom kaiserlichen Geniekorps die Erlaubniß ertheilt, zwei Jahre in den Dienst einer amerikanischen Macht zu treten, um sich in der Befestigungskunst zu vervollkommnen. Während ihrer Abwesenheit von der russischen Armee werden sie ihren Sold und ihr Recht auf Beförderung eben so behalten, als wenn sie anwesend dienten.

— Der König von Neapel, wiewohl sehr erbittert auf die unruhigen Sizilianer, soll sich jetzt doch in Folge der pomphaften Aufnahme, die man ihm dort bereitete, so gut auf der Insel gefallen, daß er sie gar nicht wieder verlassen möchte. Am Fuße des Aetna ist wohl gut wohnen, so lange dieser alte Brauskopf ruhig ist; verfällt er aber in seine angebornen Launen, wird es sehr gefährlich, in seiner Nähe zu sein.

— In Bologna wurde neulich von den Behörden das Aufsteigen eines Luftballons deshalb untersagt, weil die Wimpeln, womit die Fahnen geschmückt werden sollten, weiß und roth waren, welche Farben in dem Wappen der ehemaligen bolognesischen Republik die Hauptrolle spielten.

— Ueber New-York ist die wichtige Nachricht von Vera-Cruz vom 7. Dez. eingelaufen, daß das französische Geschwader nach einer Kanonade von vier Stunden das Schloß St. Jean-d'Ulloa erobert hat. Die Flotte hat nur 4 Mann verloren, während die Mexikaner einen Verlust von 400 bis 500 Todten erlitten. Es heißt, der König von Frankreich wolle der abgezogenen mexikanischen Besatzung für jeden Mann einen Weiberrock als Geschenk überschicken.

Der heirathslustige Rheinfelder.

Ihr Mädchen, kommet vor die Thür,
Ich will euch etwas sagen:
Euch freut's, ich steh' euch gut dafür;
Mein Leid will ich euch klagen.

Ihr wißt, ich bin so ganz allein,
Ein warmer Junggeselle;
Drum, kauft ihr auch ein Körbchen ein:
Schafft mir's nur nicht zur Stelle.

Sonst bind' ich zwar nur Bücher ein,
Doch soll' sich etwas finden,
Von einem hübschen Schätzelein,
Solch Mädchen möcht' ich binden.

Und ob ich gleich nur Binder bin,
So leb' ich doch den Musen,
Und musiziert' voll Liebessinn
Mich gern an Röschens Busen.

Gelehrt bin ich, und das ist wahr,
Ein Künstler sonder Gleichen;
Ich kann euch wahrlich auf ein Haar
Den Fiedelbogen streichen.

Man streut zwar aus, ein Münch sei ich,
Drob möcht' ich wacker fluchen:
Ich hab' noch manchen Trumpf und Stich
Und laß mich untersuchen.

Nun geh' ich schon so manches Jahr
Auf's Liebeln und auf's Freien,
Und Jede tröstet immerdar
Mich auf den nächsten Maien.

Der schöne Mai, ach! der kömmt nie,
Zum Trost mir und zur Freude;
Wann find' ich endlich einmal sie,
Von der ich nicht mehr scheide?

In Aarau schon spazierte ich
Vor alle Kuchenfenster:
Da nannte manches Mädchen mich
Den Scheuchlatz für Gespenster.

Denn wißt, ich spielte damals schon
Auf Zither und auf Geige,
Und leert' in manchem zarten Ton
Mein Herz bis auf die Neige.

Ihr Mädchen, habet drum jetzt hier
Auch endlich ein Erbarmen;
Sonst wird ein Hagestolz aus mir.
Erlöset doch mich Armen!

Zum Verkauf angetragen:

Bei Ernst, Zeugschmied von Aarau sind zu haben, extra schöne *Chausse-pieds* um billigen Preis.

In Nro. 286 in der Halden sind zu haben: Holzbodenschuh; auch werden ganz leichte für Frauenzimmer gemacht, so wie auf alte neue Böden, zu billigen Preisen. Am nämlichen Ort werden Linden- und Aspenstämme zu kaufen verlangt.

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau.

No. 3. 19. Januar 1859.

Das Alpenhorn,

ein Volksblatt

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Zweiter Jahrgang.

Wo das Volk ist dumm und blind, herrscht der Satan durch Luft und Wind.

Mein Ziel.

Vom Sternenlenker kam mein Leben,
Zu edeln Zwecken mir gegeben
Im Weltenplan!
Er schuf mich zu des Himmels Bilde:
Im Staube bet' ich seine Milde
Und Weisheit an!

Ihm sei'n geweiht des Daseins Kräfte,
Mein reger Geist in dem Geschäfte,
Und meine Hand.
Die Zeit enteilt mit schnellem Flügel
Und trägt mich über Grabeshügel
In's bess're Land!

Leben und Thaten des von Rom heilig erklärten Ignaz von Lojola, Stifters und 1. Generals des Jesuitenordens.

Es ist in den letzten Jahrzehnten so viel über Jesuiten und Jesuitismus geschrieben worden; man gab so viele bedeutungsvolle Winke über ihren geheimen, für die Menschheit verderblichen Einfluß auf das religiöse, politische und gesellschaftliche Leben; man warnte nicht ohne gerechte Ursache so dringend vor ihrer immer regen und schlauen Thätigkeit für die heimliche Ausbreitung ihrer Lehren, daß wohl Manchem nicht unwillkommen sein wird, den Stifter und die ersten Grundlagen dieses, aller Freiheit und Wahrheit mit schleichendem Gift entgegen tretenden Ordens näher kennen zu lernen; und man wird finden, daß dieser Stifter der Gesellschaft Jesu von Herzen unschuldig war an allem dem Unfuge, dessen der Orden bisher bezüchtiget werden konnte. Er war, wie die meisten Schwärmer, ein armes beschränktes Geschöpf, das ging, wohin sein Blödsinn es trieb, und übrigens der Welt ihren Gang ließ. Wie nachher der Geist der alle christliche Liebe erstickenden und alle Selbstständigkeit der Völker und Regierungen untergrabenden Intrigue in die sich so nennende Gesellschaft Jesu gefahren, das mögen sie selbst am besten wissen.

Ignaz von Lojola war das jüngste von dreizehn Kindern eines spanischen Edelmanns, in der Provinz Guipuzkoa im Jahr 1491 geboren. Die ersten Jahre nach der Kindheit verlebte er als Page am Hofe König Ferdinands des Katholischen. Im Jünglingsalter erwarb er sich den Ruhm der Tapferkeit im Kriege, bis eine feindliche Kanonenkugel, die ihm das rechte Bein zerschmetterte und das linke schwer verwundete, ihn seiner militärischen Laufbahn entriß. Er ward gefangen, einige Tage nachher aber wieder frei gelassen und in das väterliche Haus transportirt. Hier verschlimmerten sich seine Wunden; aber mit unbeschreiblichem Gleichmuth, mit unbegrenzter Gelassenheit und Geduld ertrug er die vielen Martern, welche ihn behandelnde unerfahrne Aerzte ihm verursachten. Während seiner langen Krankheit las er die Lebensbeschreibungen der Heiligen, Anfangs zwar nur aus Langeweile, weil er seine Lieblingsschriften, Ritterbücher, nicht haben konnte; als aber seine Krankheit gefährlicher wurde und die Aerzte an seinem Aufkommen zweifelten, wandte er sich an den Himmel und gelobte, sein bisheriges Leben zu ändern und die Heiligen sich zum Muster zu nehmen, falls ihm von Gott Genesung vergönnt würde. Da erschien ihm der heilige Petrus im Traume, ihm Muth zusprechend. Von Stunde an ward ihm besser und bald war er gänzlich geheilt. Er beschloß eine Reise nach Jerusalem. Aber dennoch zog ihn die Welt noch eben so stark als der Himmel: eitle Lüste und Liebchens Busen störten oft die Entwürfe unsers neuen Heiligen.

Der Sieg über den Weltgeist würde ihm unendlich sauer geworden sein, hätte nicht die unbefleckte Jungfrau sich

seiner angenommen. Eines Abends, als er vom Genuß der Liebe und des Weines berauscht nach Hause taumelte, fiel er andächtig vor einem in seinem Gemache aufgestellten, kunstreich geschnitzten Marienbilde auf die Knie, um die heilige Jungfrau um Gnade und Fürbitte bei Gott um Vergebung seiner Sünden anzuflehen. Da rollte es plötzlich über ihm wie heftiger Donner, er erschrack und es schien ihm, als verwandle sich das Bild in eine lebendige Jungfrau mit dem Kinde auf den Armen. Ob ein paar polternde Katzen seinem erhitzten Geblüt und seiner Einbildungskraft diesen Possen gespielt, wissen wir nicht; genug, die Erscheinung hatte eine entscheidende Wirkung auf ihn: sie entmannte ihn so völlig, daß er von nun an bis zu seinem Tode nie wieder der Weiberliebe fröhnte.

Er gab nun seiner Familie an, einen entfernten Freund besuchen zu wollen, um ohne Widerspruch aus dem Hause zu kommen und seine Reise nach Palästina ungehindert antreten zu können. Sein älterer Bruder Garsias, der aus dem seitherigen Betragen Ignazens nichts Gutes ahnete, kam ihm auf die Spur und beschwor ihn bei seiner eigenen Wohlfahrt, bei der Ehre der Familie und bei den Hoffnungen, die diese von ihm gefaßt hatte, von seinen überspannten Vorsätzen abzustehen. Vernunftgründe wirken auf einen verbrannten Kopf, wie stärkende Mittel auf einen entzündeten Magen. Ignaz hörte ihn an, ward nur eifriger und reiste ab, geraden Weges auf Montserrat zum Hause der heiligen Jungfrau, indem er seinen zur Fleischeslust entbrannten Körper alle Abend zur Ehre Gottes entsetzlich geißelte und mit Fasten lähmte.

Unterwegs begegnete ihm ein Maure, dem er den Glauben an die unbefleckte Empfängniß Mariä beibringen wollte. Der Maure trennte sich voll Verdruß über sein einfältiges Geplauder, eilte voraus und schlug bald darauf einen Seitenweg ein. Unterdeß kämpfte in unserm Heiligen ein mächtiger Skrupel: die Ehre der Jungfrau war angegriffen, und er fühlte sich berufen, sie zu rächen. Ob er den Mauren einholen und ihn aus lauter christlicher Liebe mit seinem Dolche niederstoßen sollte, war's, was in ihm arbeitete. Endlich überließ er, vermuthlich in der Voraussetzung, daß die Entscheidungskraft eines Esels da anfange, wo die eines frömmelnden Schwärmers aufhöre, die Entscheidung seinem Maulthier: er ließ ihm den Zügel nach und erwartete, ob es dem Mauren folgen oder den Weg zum Berge nehmen würde. Der Esel war gescheidter, ging der Nase nach, rettete dem Ketzer das Leben und unsern Heiligen von einer Blutschuld.

In einem Dorfe unweit Montserrat kaufte er das Geräthe zur Reise nach Jerusalem, bestehend aus einem langen Rocke vom gröbsten Sacktuch, einem Stricke zum Gürtel, Binsenschuhen, einem Stabe und einer Kürbisflasche. In Montserrat angekommen, ließ er sein Thier laufen, wohin es wollte, ging in ein Benediktinerkloster, um dem dortigen Beichtiger alle seine Sünden zu bekennen, wozu er volle drei Tage brauchte, und hing dann Schwert und Dolch, womit er der Welt gedient hatte, am Altar der heiligen Jungfrau auf; auch fand er für nöthig, aus Mißtrauen gegen die Schwachheit seines Fleisches, noch einmal das Gelübde ewiger Keuschheit zu ihren Füßen zu legen, und sich ihrem Schutze zu empfehlen.

So kam er nach Manresa und suchte Quartier in einem Bettler-Hospital, wo er sogleich Anstalt machte, mit dem Teufel zu kämpfen: er ließ Nägel und Bart wachsen, und seine langen, dichten Locken ungekämmt um den Tag und Nacht entblößten Kopf hängen, geißelte sich täglich dreimal, lag alle Tage sieben Stunden auf den Knieen, lebte nur von erbettelten Brod und Wasser, schlief auf bloßer Erde, durchwachte drei Viertel der Nacht, beichtete alle Sonntage, brütete über Offenbarungen und floh wie Gift Alles, was seinem Leibe irgend wohlthun konnte. Je mehr unser Ignaz durch diese Diät an Fleisch verlor, desto mehr gewann er an Salbung. Er predigte gewaltig, Alles aus dem Herzen, zumal sein Kopf eingetrocknet war, und fand beim unwissenden Pöbel erstaunlichen Beifall.

Vier Monate hatte Ignaz auf diese Weise zu Manresa gelebt, ohne daß er mit dem Erbfeind in ein wirkliches Gefecht gekommen wäre; jetzt aber wurde die Sache ernsthafter: der Satan fiel ihn mit einer Legion von Gewissenszweifeln so heftig an, daß alles Beten nichts half, und er beschloß, nach dem Beispiel andrer Heiligen so lange zu hungern, bis der Teufel von ihm wiche. Er trieb dies wirklich sieben Tage, und hätte sich todt gehungert, wenn nicht sein Beichtvater ihm bei Strafe der Absolutionsverweigerung befohlen hätte, Speisen zu sich zu nehmen. Die Versuchung endigte mit Erscheinungen von Heiligen, der Jungfrau Maria und vielen Offenbarungen.

Um diese Zeit schrieb Ignaz aus seinen eigenen Erfahrungen ein Buch von geistlichen Uebungen; da er aber selbst sehr unwissend war und Alles getrieben hatte, was man treiben muß, um ein Narr zu sein: so kann man sich vorstellen, was er darin niederschrieb.

Da ward er krank. Der Magistrat zu Manresa, und besonders die Damen, die fest an den heiligen Ignaz und an alles das glaubten, was um Mitternacht vorgeht, wo sie oft selbst in himmlischer Verzückung liegen, thaten zu seiner Pflege, was sie konnten, bis zu seiner Genesung, nach der er seine Reise nach Jerusalem fortsetzte, von Ort zu Ort bettelnd. Schenkte ihm Jemand etwas Namhaftes, theilte er es sogleich andern Bettlern wieder aus, indeß er selbst oft mit dem größten Elend zu kämpfen hatte. Unter unbeschreiblichen Gefahren und Drangsalen kam er nach Jerusalem, zum heiligen Grabe und auf den Oelberg. Auf dieselbe Weise kam er auch wieder in seine Heimath zurück.

Die Urſache, warum Ignaz wieder nach Spanien ging, war dieſe: Als man ihm den Aufenthalt zu Jeruſalem verweigert hatte, wußte er eigentlich nicht recht, was er mit ſeiner Heiligkeit anfangen ſollte. Nachdem er die Sache hin und her überlegt, glaubte er, ihm fehle zu der Salbung noch die Wiſſenſchaften. Barcellona ſchien zu Erlangung derſelben der bequemſte Ort. Dort theilte er ſein Vorhaben einer Frau vom erſten Range, die herzlich an ſeine Sendung glaubte, und einem Schulmeiſter Namens Ardebal mit. Die Dame verſprach hierzu die Koſten und Ardebal ſeinen Fleiß zu verwenden. Im dreiunddreißigſten Jahre ſeines Alters ſetzte ſich unſer Ignaz auf die Schulbank, und lernte die Grammatik. Aber der Teufel, dem jedes Beginnen der Heiligen ein Gräuel iſt, nahm auch hier ſeine ſchleunigen Maßregeln dagegen: er führte vor der Seele Ignazens ſo mancherlei göttlichen Erſcheinungen ähnliche Bilder ſo hageldicht an einander vorüber, daß ſein Kopf einer Zauberlaterne glich und keine einzige Vokabel mehr faſſen und behalten wollte. Anfangs wußte Ignaz nicht, was er daraus machen ſollte; aber er war ein ſchlauer Fuchs, wo es darauf ankam, den Spuk des Satans zu wittern. Er merkte nicht ſo bald Unrath, als er zu ſeinem Schulmeiſter lief, ihm Alles erzählte und ihn kniend bat, er wolle ihm die Ruthen geben, und zwar auf den bloßen Körpertheil, wo man ſie allen Kindern gibt. Dadurch trieb er den Teufel wieder aus und die Vokabeln gingen ein. Er lernte innerhalb zwei Jahren ſo fleißig, daß er nun auf die Univerſität Alcala gehen konnte.

Der erſtaunliche Zulauf, den Ignaz vom Pöbel aus allen Ständen hatte, die ſchwärmeriſche Gährung, welche ſeine Predigten in allen Köpfen hervorbrachte, und beſonders der Umſtand, daß ihn mehrere gleichgekleidete Jünger beſtändig begleiteten und völlig wie er lebten, ſchien manchen Geiſtlichen bedenklich und das Gerücht davon kam nach Toledo vor die Inquiſition. Dieſe ſchickte einige aus ihrer Mitte ab, um ihn auf's Strengſte zu beobachten. Die Inquiſitoren fanden aber Alles, was Ignaz that, für die alleinſeligmachende Kirche ſehr erſprießlich, und gaben ihm die Erlaubniß, ſo fortzumachen, ausgenommen, was die Kleidung betraf. Sie fanden es anſtößig, daß eine Laien-Geſellſchaft ſich gleichförmig kleide, und geboten, daß ſich von ihnen in Zukunft immer zwei ſchwarz und zwei roth tragen, und alle nicht barfuß gehen ſollten.

Bald aber erhob ſich ein neuer Sturm. Auf zwei vornehme Weiber, Mutter und Tochter, hatten die Predigten des heiligen Ignaz ſo gewirkt, daß ſie wie Bettelweiber gekleidet ſich ganz allein zu Fuß aus dem Staube machten und eine große Wallfahrt unternahmen. Dieſe Entweichung verurſachte große Aufregung. Man beſchuldigte Ignazen, er habe dieſen Unfug angezettelt, und warf ihn in's Gefängniß. Er freute ſich ſehr, um des Glaubens willen Schmach zu leiden, ſchlug alle Fürſprache und Vertheidigung aus, und hörte nicht auf, dem Volke zu predigen, das ſich zu ihm drängte. Nach Verlauf von zweiundvierzig Tagen befreite ihn das Zeugniß der beiden Thörinnen, die indeſſen von ihrer Wallfahrt heimgekommen waren. Das Gericht ſprach ihn und ſeine Jünger nun zwar los, verbot ihnen aber alles fernere Predigen, bevor ſie vier Jahre Theologie ſtudiert hätten, bis dahin ſie ſich auch wie andere Studenten kleiden ſollten. Der über dieſen Urtheilsſpruch empfindliche Ignaz wandte ſich an den Erzbiſchof von Toledo, der ihn auf eigene Koſten auf die Univerſität Salamanka ſchickte. Auch hier zog er ſich durch ſeine Schwärmerei gefängliche Haft zu und fand im Kerker Zeit, eine Frage, die ihm ſchon lange auf dem Herzen lag, ernſtlich zu erörtern. Er hatte nämlich im Vorhaben, nach geendigten Studien entweder in irgend einen geiſtlichen Orden zu treten, oder ſelbſt einen Orden zu ſtiften. Er beſtimmte ſich für das Letztere. Wenn ihn Satanas in ſeinem Leben nicht geplagt, ſo plagte er ihn und bemeiſterte ſich ſeiner in dieſem Augenblick. Sobald er wieder frei war, theilte er ſeinen Entſchluß den Jüngern mit, und reiſete mitten im Winter und ganz allein nach Paris, und ein Eſelein,' das ſeine wiſſenſchaftlichen Schätze, die Bücher, trug, ging ihm voran.

Viele zu Paris ſtudierende Jünglinge ergriff nun ſein Schwindelgeiſt. Sie entſagten ihren Freunden, ſchenkten ihre Güter den Armen, verließen ihre Wohnungen, zogen zu ihrem lieben Heiligen in die Bettelherberge, und gingen ſelbſt vor allen Thüren betteln. Ignazens Predigten hatten alle Hörſäle entvölkert.

(Fortſetzung folgt.)

Die Schuldner.

Frömmler:

„Der überall von mir und mit mir täglich ſpricht,
Mein Schuldner, Graf Erwin, bezahlt mich dennoch nicht.
Wie unverſchämt!“

Erwin.

„Nun, ja! Doch, Frömmler, gieb mir zu:
Ich mach' es ſomit dir, wie deinem Schöpfer du!“

Naturgeſchichte.

Der Wallfiſch.

Der ächte Wallfiſch wird kaum 60 bis 61 Fuß lang, iſt mehr kurz und dick gebaut, und hat etwa 30 bis 40 Fuß im Umkreiſe. Er ſchwimmt beim Freſſen mit geöffnetem, 12 Fuß hohem und 16 Fuß langem Rachen unter dem Waſſer weg, und nährt ſich von kleinen Seegeſchöpfen, da er weder Zähne noch einen weiten Schlund hat. An ſich iſt er furchtſam und greift nie ungereizt an; wird er aber verfolgt, iſt er ſehr gefährlich wegen ſeiner Größe und zumal der Kraft ſeines 26 Fuß breiten und 100 Quadratfuß Fläche haltenden Schwanzes, der horizontal liegt und mit welchem er Boote mit aller

Mannſchaft in die Luft ſchleudert. Sein Auge iſt nicht viel größer als das eines Ochſen, doch ſieht der Wallfiſch gut unter Waſſer, hört aber ſchlecht und eine Ohröffnung findet man an ihm nicht. Die Naſenlöcher liegen oben, als ſogenannte Spritz- oder Blaslöcher, ſind 8 Zoll weit und laſſen ſich vom Thiere wie mit einem Stöpſel verſchließen, indem ſich eine kegelförmige Klappe in die Oeffnung hineinlegt. Das Ausſpritzen des Waſſers aus der Naſe iſt nur zufällig beim Athmen, als Schleim, Dampf und durch überweggehende Wellen hineingerathenes Waſſer. Der Wallfiſch kann, da er etwas leichter iſt, als das Element, in welchem er ſchwimmt, mit ſeinem höchſten Kopftheile, die Krone genannt (wo ſich die Blaslöcher befinden), und einem Theile des Rückens über dem Waſſer bleiben, doch beträgt dieſes immer nur etwa den zwanzigſten Theil ſeines Körper-Inhalts. Iſt er aber todt, ſo tritt ſchon nach einigen Tagen die Fäulniß ein und er ſchwillt zu einem ungeheuren Umfang, ſo daß wenigſtens ein Drittheil von ihm hervorragt, und er wohl gar von der ſich innerlich entwickelnden Luft zerplatzt.

Seine Haut iſt ſammetſchwarz, doch giebt es auch graue, gefleckte, ja ganz weiße oder ſolche mit gelber Bruſt und Kehle; gewöhnlich werden die alten grau. Das Fleiſch des jungen ſchmeckt wie grobes Rindfleiſch. Sein Auswurf färbt ſchön roth; auch der friſche Speck hat eine roſenrothe Farbe. Die Oberhaut iſt dünn, wie Pergament, das darunter liegende malpighiſche Netz aber ¼ Zoll dick und ſteht aus wie ſenkrecht ſtehende Hornfaſern, ſo daß man es für im Innern zurückgehaltene Haare anſehen könnte. Die Lederhaut geht durch Sehnen in den Speck über, welch letzterer bis an 20 Zoll Dicke haben kann. Jede Lippe kann bis 40 Zentner Thran liefern, und es ſind Wallfiſche gefangen worden, welche deſſen überhaupt an 600 Zentner gaben. Gewöhnlich liefern ſie nur ſo viel Speck und reinen Thran zuſammen genommen. Beim Einpacken des Specks in die Fäſſer ſchwimmt der Thran auf dem Schiffe den Leuten bis an die Knöchel; hier wird er in Eimer aufgeſchöpft und mit dem Speck in die Fäſſer gegoſſen; was aus dieſen herausrinnt, iſt der beſte und feinſte oder ſogenannte weiße Thran. Aus 100 Tonnen Speck erhält man wohl 96 Tonnen Thran.

Das Fiſchbein iſt eine ſonderbare, noch nicht hinlänglich erklärte Subſtanz, die beim Wallfiſch die Stelle der Zähne einnimmt; es befindet ſich in der Oberkinnlade, im Zahnfleiſch, jederſeits aus 300 Streifen oder Blättern beſtehend. Sie ſtehen mit der ſcharfen Kante nach außen und innen, alſo wie neben einander geſtellte Bretter, die ſich nicht ganz berühren, ſondern etwa einen Zoll Zwiſchenraum laſſen, und da ſich die geſchloſſene Oberkinnlade in die untere legt, ſo ſieht man ſie nur bei offenem Rachen, der dann die Höhe eines Zimmers zeigt. Die längſten dieſer Barten befinden ſich in der Mitte und können 15 Fuß erreichen; die mittlere Länge iſt 10 Fuß, die größte Breite in der Nähe des Zahnfleiſches 1 Fuß. Die innern Ränder ſind mit einigen Haaren bedeckt, die, wie Pferdehaare, unten in Faſern endigen. Wiegt das größte Blatt ſieben Pfund, ſo iſt der ganze Ertrag an Fiſchbein 140 Zentner. Seine Farbe iſt ſchwarz, ſchieferblau, auch weiß und geſcheckt, und ſchön ſchillernd. Die jüngeren Blätter kommen wie aus jungen Federkielen hervor.

Ein großer Wallfiſch wiegt ungefähr 1400 Zentner. Er iſt ſehr gewandt und ſchnell in ſeinen Bewegungen, und ein auf der See ganz ſtill ausgeſtreckter kann in fünf Sekunden außerhalb des Bereichs ſeiner Feinde in die Tiefe ſinken. Seine gewöhnliche Geſchwindigkeit kann man auf zwei Stunden in einer annehmen; harpunirt aber kann ſie auf das Doppelte ſteigen. Dann ſchießen die Wallfiſche mit der Schnelligkeit eines Schiffes in vollen Segeln und ſpringen oft hoch in die Höhe; ſie ſtellen ſich auch ſenkrecht, den Kopf nach unten, und ſchlagen mit dem Schwanze in der Luft umher, oder richten umgekehrt den Kopf ſenkrecht aus dem Waſſer empor. Gewöhnlich bleibt der Wallfiſch nur etwa 2 Minuten an der Luft, um zu athmen, bläst 8 bis 9 Mal und taucht 10 Minuten lang wieder unter; in der Regel zwar nicht tief, wenn er aber angeſchoſſen iſt, ſo zieht er die Schnur des Boots in eine ungeheure Tiefe (bis auf 5000 Fuß) hinab.

Die Begattung des Wallfiſches wird gegen Ende des Sommers oft beobachtet. Im Frühjahr ſieht man Weibchen mit Säuglingen; fängt man das Junge, ſo erhält man gewiß auch die Mutter. Der Aufenthalt des ächten Walfiſches iſt vorzugsweiſe das nordiſche Meer, um Grönland, Spitzbergen und Nordamerika, bis zur Behrings-Straße; doch auch der ganze ſüdliche Ozean bis in's indiſche Meer. Vormals kam er bis an die deutſchen Küſten, gegenwärtig aber verbleibt er wohl meiſt nur zwiſchen dem 78. bis 80. Grad nördlicher Breite; unter dem 76. ſind die größten; die Parallele von 78 bis 78½° iſt im Ganzen die ergiebigſte Gegend. Manchmal verſchwinden ſie plötzlich aus einem Gebiet, man weiß nicht, wohin; auch hat man Pfeilſpitzen von ganz unbekannten Nationen ihrem Speck gefunden.

Ein Wallfiſch iſt von bedeutendem Werth und man kann in ſeinen Ertrag wohl auf 14,000 Franken ſchätzen; der Walfiſchfahrer Brokz hatte in 15 Reiſen gegen 20,000 Pfund Sterling Profit über die Ausrüſtung und Unterhaltungskoſten. Erblicken die Fahrer den Walfiſch, ſo wie er auftaucht, ſo werden Boote mit Harpunen an Seilen befeſtigt gegen ihn ausgeſchickt. Sobald eine Harpune getroffen hat, taucht der Wallfiſch wüthend unter und zieht das auf einer Rolle befindliche Seil nach ſich, oft ſo raſch, daß die Achſe derſelben in Brand geräth. Auch geſchehen wohl traurige Unglücksfälle, wenn ein Mann zwiſchen das Seil kommt, das ihn mitten entzwei ſchneidet. Taucht nun der Walfiſch wieder auf, wird er bis zur Erſchöpfung harpunirt, doch geht er dann auch dem Boote feindlich entgegen und ſucht es mit ſeinem Schwanze in die Luft zu ſchleudern. Iſt das Thier durch Verblutung erſchöpft, ſo ſchneidet man einige Löcher in den Schwanz, ſchlingt ein Thau hindurch und zieht die Beute ſo nach dem Schiff, wozu ſechs bemannte Boote gehören. Da der todte Walfiſch aber manchmal auf der Seite, oder wohl gar verkehrt liegt, ſo macht es oft viel Mühe, ihn erſt von den Stricken und Harpunen zu befreien. Angekommen am Schiff, wird er ſorgfältig daran befeſtigt und dann ſteigen die Harpunirer mit Spornen an Sohlen auf ihn herab; zwei Boote halten zur Seite und führen den Apparat von Meſſern und dgl. Nun wird der Speck in lange Streifen geſchnitten, in die Speckpfeile eingehackt und aufs Schiff gezogen; alsdann wird eine von beiden Lippen abgelöst, wodurch das Fiſchbein frei wird. Dieſes Ausſchneiden heißt Flenſen. Iſt Speck und Fiſchbein alles herunter, ſo verſinkt gewöhnlich das übrige Fleiſchgerippe; iſt es aber ſchon etwas in Fäulniß, ſo ſchwimmt es auch, und dient dann den Bären, Haifiſchen und mehrern Waſſervögeln zur Speiſe. Ueberhaupt muß man immer eilen, den todten Walfiſch abzuflenſen: denn ſo wie er fault, ſchwillt er zu einer gewaltigen Dicke an, ſpringt nach einigen Tagen mit entſetzlichem Krachen auf, und ſpritzt eine zinoberrothe, ſtinkende Jauche weit umher.

Während unruhigem Waſſer iſt die Arbeit ſehr beſchwerlich, ja oft unmöglich. Die Leute glitſchen aus, verwunden ſich mit ihren Inſtrumenten, verwickeln ſich in die Taue, oder ſtürzen wohl gar in den Rachen des Fiſches, wo ſie ohne ſchleunige Hilfe ertrinken müſſen. Auch das Eis, die üble Witterung, ſo wie das Klima in jenen Gegenden, ſind Urſache mancher Unglücksfälle und machen den Fang eben ſo ſchwierig als gefährlich. Wenn man nun auch Anfangs in reinlicher, meiſt lederner Kleidung auf denſelben auszog, ſo tränkt ſich dieſelbe doch während der Arbeit ſo voll Fett, daß ſie unerträglich ſtinkend, und doch erſt bei der Heimkehr abgelegt wird.

No. 3.

DAS POSTHÖRNCHEN

20. Jan. 1839.

Eine Wochenschrift
für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Dieſes Blatt kann das ganze Jahr hindurch auf allen löbl. Postämtern des Kantons Aargau gegen vierteljährliche Vorausbezahlung von 30 Kreuzern bezogen werden. Diesem wird jedesmal unentgeldlich beigelegt: „Das Alpenhorn“, ein Volksblatt zu angenehmer und belehrender Unterhaltung. Zusendungen müssen mit der Namensunterschrift des Einsenders versehen sein, und werden, wenn es gewunscht wird, von der Redaktion zur Umwandlung in spaßhafte Verse besorgt, jedoch hat der Einsender für den Inhalt jedesmal zu haften. Ankündigungen werden mit 5 Rappen für die Zeile berechnet. Briefe und Geld postfrei.

Tagesbegebenheiten.

Schweiz.

— **Fricktal.** In Hornussen zum Schwert setzte es unlängst eine schmerzliche Hundspeitscherei ab. Abends spät erschien nämlich im Wirthshause daselbst der krumme, kleine Balbierer Beller aus dem Würtembergischen, der zugleich würdiger Schreiber und Rasierer in der Fürsprech- und Balbierbude des Lü. Xav. Heim zu Laufenburg ist; sein später Besuch galt einer übelberüchtigten Dienstmagd, mit der er dann auch bald oben im einsamen Gange zusammen zu treffen wußte. Der Wirth aber, den Unfug merkend, ergreift die Hundspeitsche, schleicht hinauf und treibt den sittenlosen Buben unsanft aus den Armen der feilen Dirne — die Stiege hinab und durchwalkt ihn nochmals in der Gaststube so ernstlich mit der Hundspeitsche, daß er niederfällt und flehentlich um Erbarmen schreit. Es ist dies der nämliche Balbiergesell, der vor einigen Monaten in Laufenburg einen Selbstmord versuchte und sich eine Ader öffnete, später das Wirthshaus zum Pfauen nächtlicher Weile, nachdem er zu einer liederlichen Dirne geschlichen, anzündete und durch derlei Streiche die innigste Freundschaft Moretto's sich errang. In seiner Heimath wegen früherem Wohlverhalten nicht so ganz sicher, steht er seit einem Jahre in Fürsprech Heim's Schutz und Diensten; man warnt hiermit vor diesem gefährlichen Burschen, und fragt sich billig, wie ihn eine wohlgeordnete Polizei im Staate auch nur einen Monat dulden dürfe!?

— Am 11. d. wurde durch einen kühnen und gewandten Jäger im Walde bei Büren ein wilder Eber geschossen, und zwar durch einen Meisterschuß, der durch das rechte Ohr drang und das Thier auf der Stelle tödtete; den Zähnen nach zu urtheilen, war der Eber noch nicht ganz ausgewachsen, wog aber doch schon 160 Pfund.

— An der franz. Grenze mehren sich die Schmugglerbanden und werden den Gensdarmen und sogar den Mairs gefährlich. Neulich wurden bei Damvan vier französische Schmuggler, welche ein Faß hereinbrachten, von zwei Gendarmen angehalten; da sie aber die Stärkern waren, nahmen sie den Wächtern die Waffen weg, zogen ihrer Wege und gaben sie bei ihrer Rückkehr Abends am Posten wieder ab.

— Den 14. Jan. Morgens gegen 4 Uhr wurden die Anwohner des Mühlebaches im Riesbach, Gemeinde Neumünster, bei Zürich, durch Feuerlärm aus dem Schlafe geweckt. Ehe die hinreichende Löschhilfe herbeieilen konnte, stand bereits das ganze Haus des Hrn. Posthalter Künzli, in der Nähe des Gesellschaftshauses zum Frohsinn, bei Herrn Wild, in Flammen. Mit großer Mühe konnten die transportabelsten Mobilien gerettet werden; das ganze Gebäude aber, bis auf die untere Façade, ging in Brand auf. 33 Pferde waren kaum zum Stall herauszubringen. Die Ursache des Brandes ist noch unbekannt, man vermuthet indeß, Unvorsichtigkeit sei Schuld daran. Zwei Haushaltungen mit 12 unmündigen Kindern und 13 Dienst-

boten sind dadurch obdachlos geworden. Hr. Posthalter Künzli mußte sich im bloßen Hemde flüchten.

— In St. Gallen hat vorige Woche ein Militärball gewaltigen Lärm gemacht und die Bewohner der Umgegend in Unruhe gebracht. Das Schießen mit Böllern war zu ungewöhnlich und die im Dunkel so frappante Fackelbeleuchtnng veranlaßte die hochliegenden Eggersrieder zum Stürmen. Auch im Appenzellischen war man daran, mit Feuerspritzen herunterzufahren.

— Am 11. früh wurde unweit Flawil, K. St. Gallen, ein todter Mann auf der Straße gefunden. Am gleichen Morgen zeigte ein vorbeifahrender Fuhrmann in der Lachen, unweit Bruggen, an, ein anderer liege unter seiner Fuhre. Man fand ihn, der bei der gefrornen Straße vergebens gespannt hatte, todt unter den Kornsäcken des umgestürzten Wagens. Es war ein junger Müllerknecht aus der Nähe von Wattwyl.

— Im K. Glarus ist eine Bäcker-Verschwörung ausgebrochen. Sämmtliche Bäcker (mit wenigen Ausnahmen) verbanden sich nämlich, vom letzten Freitag an kein Brod mehr zu backen, bis die Regierung den Rorschacher Schatzzettel statt des Zürcherischen eingeführt habe. Sie klagen über den Züricher Markt, auf dem das gute Korn nicht mehr erscheine, seit die Schatzung freigegeben, und behaupten überdies, schon seit vielen Jahren ihre meisten Einkäufe nicht mehr in Zürich, sondern in Lindau, Bregenz und Rorschach zu machen.

— Gegen die erhöhte Konsumosteuer in Graubünden organisirt sich in diesem Kanton ein origineller Widerstand. In der Gemeinde Küblis haben am letzten Neujahrstag sämmtliche Tabakraucher ihre Pfeifen in unparteiischen Verwahrsam gethan und den heldenmüthigen Entschluß gefaßt, so lange nicht mehr rauchen zu wollen, bis die neue Konsumosteuer aufgehoben sei.

— Der von der Walliser Revisionskommission bearbeitete Vorschlag zu einer neuen Verfassung will den Unterricht der Jugend landesgesetzlich in die Hände der Jesuiten spielen, d. h. mit andern Worten, die Jugend der Finsterniß überliefern.

Ausland.

— Aus einem Artikel vom Neckar im fränkischen Merkur erfahren wir, daß gegen die allgemeine Renten-Anstalt in Stuttgart vom Rechtskonsulent Rödinger, im Auftrage mehrerer wohlhabenden Personen, eine Klageschrift eingereicht und genannte Anstalt bereits vom Gericht aufgefordert ist, hiergegen ihre Erklärung einzugeben. — Das Vertrauen zu dem Institut dürfte hierdurch einen argen Stoß leiden.

— Durch ein königliches, von dem Kabinetsminister Schele unterzeichnetes Reskript sind die hannöverischen Stände auf den 15. Februar wieder einberufen. In der Residenzstadt herrscht wegen der vom Könige verweigerten Neujahrsaudienz zwischen dem Kabinete und dem Magistrate eine Spannung, die auf viele Verhältnisse die allerunangenehmste Wirkung äußern muß.

— In der Nacht vom 14. Jan. wurde die bedeutende Gasfabrik der Herren Jean Baptist Nour und Comp. in Mülhausen ein Raub der Flammen. Das Feuer brach um 7 Uhr Abends aus, und erst um 3 Uhr Morgens wurde man demselben Meister, nachdem es das ganze Gebäude zerstört hatte.

— In der Nacht vom 24. zum 25. Dez. fing der sonst so ruhige Wurm- oder Starnberger-See bei ganz stiller Witterung so zu stürmen und zu toben an, wie man ihn selbst beim stärksten Hochgewitter nie in solchem Grade aufgeregt sah.

— Der Sturm in Frankreich hat begonnen, und wie eine hohe Tanne, die sich auf die Kraft ihrer Wurzeln verläßt, steht das Ministerium und neigt sich nach dieser und jener Seite, um nicht von dem wild daher brausenden Elemente niedergerissen zu werden. In dem Adreß-Entwurf ist ohne Schonung Vieles getadelt, die Politik des Kabinets aber direkt mit den Worten angegriffen: „Wir (die Deputirten) sind davon überzeugt, Sire, die innige Uebereinstimmung der in ihren konstitutionellen Schranken gehaltenen Staatsgewalten kann allein die Sicherheit des Landes und die Kraft ihrer Regierung begründen.“ In diesem Satze, obgleich er nicht ausgesprochen ist, liegt aber auch die Ueberzeugung angedeutet, daß von einer solchen Uebereinstimmung der Staatsgewalten gegenwärtig nicht die Rede sei, und in diesem Sinne haben bereits mehrere der angesehensten Deputirten ihre Blitze gegen das Ministerium geschleudert. — Der König ist zwar wegen dieser stürmischen Debatten höchst unzufrieden, dann aber durch den Tod seiner Tochter, der Herzogin Maria von Würtemberg, in die tiefste Trauer versetzt. Sämmtliche anwesende Deputirte haben ihm bereits ihre Beileidsbezeugungen abgestattet.

— Die Umtriebe fanatischer Priester in Frankreich nehmen immer mehr überhand; auch in dem Dorfe Pontle-Voy, nicht weit von Blois, ist am Christfeste ein förmlicher Aufruhr ausgebrochen, weil dort ein Vikar,

der erst vor Kurzem aus der Normandie gekommen ist, unaufhörlich ausrief: „Ein einziger Ruchloser oder Verdammter wird den Fluch und die Rache Gottes über das ganze Land hervorrufen.“ Hierzu fügte er noch Schmähungen auf die Gemeinde, so daß diese, wäre die Ortsbehörde nicht dazu gekommen, dem Priester übel mitgespielt haben würde.

— Unter den vier Gesetzentwürfen, welche das französische Ministerium der Pairskammer bereits vorgelegt hat, befindet sich auch eine naturgeschichtliche und landwirthschaftliche Frage: „welche Maßregeln zu ergreifen seien, um dem Schaden zu steuern, den die Insekten dem Ackerbau zufügen?“ Die Herren Pairs werden sich also vorläufig mit der Naturgeschichte der Insekten beschäftigen.

— Wenn der belgische Gesandte in London, Herr Vandeweyer, sich der Sache seines Vaterlandes nicht so eifrig angenommen hat, wie man wohl billigerweise hätte von ihm erwarten können, so muß man dem Mann verzeihen, denn er hat sich trotz den Konferenzarbeiten in die neunzehnjährige Miß Bates verliebt und wird sie, und mit ihr 300,000 Pfund Sterling, heirathen, eine Sache, die einem Belgier, besonders wenn er etwa viel Brüsseler Bankbillets hatte, recht heitere Stunden bereiten kann. Uebrigens sollte man wichtige diplomatische Sendungen nicht ledigen Herren, die sich noch verlieben und darüber ihre Mission vergessen können, anvertrauen.

— Die Nachrichten aus Brüssel und überhaupt Belgien lauten in Bezug auf die politischen Bewegungen daselbst immer noch so verworren, daß schwer die Wahrheit daraus zu finden ist. Was heute gemeldet wird, wird morgen widerrufen. Die kleinere Zahl der s. g. Patrioten soll im Luxemburgischen namentlich den Spektakel, der in den Blättern so stark wiederhallt, verursachen. Dagegen wird die exaltirte Parthei in Brüssel täglich regsamer und arbeitet auf einen allgemeinen Widerstand gegen die Ausführung der Konferenzbeschlüsse hin.

— Von allen Seiten treffen die betrübendsten Nachrichten über die Resultate des Sturmwindes ein, der seit Anfang dieses Monats mit einer außerordentlichen Heftigkeit herrschte und an manchen Orten mit Donner, Hagel und Schnee begleitet war. Am 8. Jan. fiel der Blitz zwei Mal auf den Thurm der Kathedralkirch in Antwerpen und löste einen Stein ab, der durch das Dach der Kirche fiel.

— Aus einem langen Artikel der „Times“ über die kirchlichen Verhältnisse Englands geht hervor, daß es dort nicht nur an Jesuiten, sondern auch an geeigneten Werkzeugen nicht fehle, die jenen bei ihren Umtrieben behülflich seien. Das ist freilich eine sehr trostlose Nachricht aus dem freien England.

— Obgleich die Gefängnisse von Montreal mit gefangenen Rebellen angefüllt sind, obgleich man an drei Galgen zugleich baut und gelernte Henker herbeigerufen werden, um die Urtheile zu vollziehen: so ist doch mit allen diesen Vorbereitungen die Revolution in Canada weder unterdrückt, noch hofft man auf die völlige Unterjochung der rebellischen Provinzen. Der ehrenwerthe Sir Colborn verlangt 10,000 Mann neue Truppen, und eben so ist England in Noth wegen Ostindien. Nur einzelne Männer, getrieben von der Achtung vor den heiligen Menschenrechten, treten von Zeit zu Zeit auf und zerreißen den Schleier, mit welchem die habsüchtige Kaufmannspolitik das Elend der Eingebornen verdeckt. So oft die entsetzlichen Klagen der mit dem Hungertode ringenden nach London dringen: beeilen sich die Direktoren des ostindischen Hauses, jene Leiden auf schreckliche Naturszenen zu schieben, obschon sie nur durch die grausame Steuereintreibung hervorgerufen sind. Oft müssen die Unglücklichen mehr als zwei Drittheile ihrer Aernte abgeben. Jetzt, wo im Orient so große Bewegungen statt finden, lenkt man auf diese Abscheulichkeiten seine besondere Aufmerksamkeit und erwartet von der bevorstehenden Parlamentssitzung große Reformen in dem Verwaltungssystem der ostindischen Kompagnie.

— Briefe aus Rom enthalten die bestimmte Nachricht, daß der Erzbischof von Cöln zum Cardinal ernannt sei und fortan in der Hauptstadt der christlichen Welt (?) residiren werde.

— Der König von Sardinien hat seine Unterthanen zu Neujahr recht freundlich beschenkt. Er hat nämlich die direkten Steuern für das Jahr 1839 um 10 Prozent verringert. Gleichheit vor dem Gesetz und Steuerverminderung sind in kurzer Zeit auf einander gefolgt; wo dergleichen auf höhern Befehl in's Leben tritt, wird die Amnestie wohl auch nicht ausbleiben.

— Der Aetna scheint gegenwärtig mehr als je die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Ein etwa 10,000 Fuß über dem Meeresspiegel erhabenes Becken, welches in seiner Breite einen Durchmesser von einer halben Meile darbietet, und die Spitze und Grundlage einer großen, thätigen, vulkanischen Pyramide bildet,

ist dermalen mit Lava so angefüllt, daß die darin befindliche Masse überzufließen droht.

— Die Einwohner von Valencia haben aus reiner Anhänglichkeit für die Sache Christinens sich fast sämmtlich in Schneider verwandelt, um der Armee Kleidungsstücke, und mit diesen auch Lebensmittel zu verschaffen. Beinahe jedes Haus der Stadt ist gegenwärtig eine vollkommene Schneiderwerkstätte, und außer den 4000 Uniformen, die Van Halen bereits mitgenommen hat, beschäftigen sich die Frauen noch mit 25,000 andern, woraus hervorgeht, daß die Frauen von Valenzia, unter denen es gewiß viele schöne und liebenswürdige gibt, besser für die Aufrechthaltung des konstitutionellen Thrones sorgen, als die Herren Cortes zu Madrid.

— Die Russen haben die östlichen Provinzen Tscherkessiens geräumt, nachdem sie bedeutende Verluste erlitten haben; demungeachtet wollen sie den Kampf auch über den Winter fortsetzen und haben zu diesem Behuf 100,000 Mann frischer Truppen zusammengezogen. Die Tscherkessen ihrerseits seien bereit, sich zu vertheidigen, so lange sie noch 50 Reiter zusammenbringen können.

— Die neuesten Berichte von der türkischen Armee im Taurus lauten wenig tröstlich. Bekanntlich besteht dieselbe aus den Kerntruppen des türkischen Reichs, und an ihrer Erhaltung ist unendlich viel gelegen. Um so trauriger ist es zu vernehmen, daß ein bösartiger Typhus in ihren Reihen wüthet und täglich Hunderte niederstreckt. Die vornehmsten Aerzte sind bereits als Opfer ihrer Anstrengungen gefallen, und schon machte sich der Mangel an ärztlicher Hilfe drückend fühlbar.

Anzeigen.

Gesundheits-Sohlen
von
K. Willer in Zurzach,
ein sehr bewährtes Mittel gegen rheumatische Schmerzen, Gicht und Podagra.

Um das verehrte Publikum neuerdings auf dieses Fabrikat aufmerksam zu machen, wird nachstehendes Schreiben des Herrn Friedrich Voigt aus Oldenburg, datirt vom 13. April 1838, welches sich über die Wirksamkeit dieser Sohlen folgendermaßen ausdrückt, als Beleg hier angeführt:

„Hinsichtlich der von Ihnen erfundenen Gesundheitssohlen füge ich ein Zeugniß bei, welches ich Ihnen aus voller Ueberzeugung überreiche, und für diesen wahrhaft guten Artikel empfehlen darf.“

Das Zeugniß lautet:

„Die von Herrn Karl Willer in Zurzach in der Schweiz erfundenen Gesundheitssohlen dürfen ihrer vorzüglichen Wirksamkeit wegen gewiß mit vollem Rechte jedem Leidenden bestens empfohlen werden, wie nachfolgender Fall zur Wahrheit beurkundet:

„Auf vielfaches Anrathen kaufte sich vor mehrern Monaten ein sehr geachteter Landgeistlicher in der Kommissions-Niederlage dieser Sohlen, bei Herrn Friedrich Voigt in Oldenburg, mehrere Paar, welche demselben, wegen fortwährend kalter Füße (welches sogar schon eine Erkältung des Magens bewirkt hatte), auf das Dringendste empfohlen waren; nach vorgeschriebenem Gebrauch laut Anweisung, und Verlauf von fast 6 Wochen, war derselbe von dem fast mehrjährigen Uebel gänzlich geheilt und erfreut sich jetzt des besten Wohlseins; findet sich zugleich verpflichtet, den Gebrauch dieser Sohlen nicht dringend genug empfehlen zu können und den Preis, hinsichtlich der vortrefflichen Heilkraft, als sehr billig zu bezeichnen.“

Daß diese Abschrift dem Original gleichlautend sei, wird anmit beurkundet.

Zurzach, den 24. Oktober 1838.

(L. S.) Der Bezirksamtmann: Sig. Frei.

No. 1747. Die Aechtheit der obenstehenden Unterschrift des Herrn Bezirksamtmanns Frei in Zurzach und dessen amtlichen Siegels beurkundet

Aarau, den 30. Oktober 1838.

(L. S.) pro Kanzlei Aargau der Staatsschreiber Sig. C. L. Ringier.

No. 93. Gratis.

Gesehen bei der Königlich Baierischen Gesandtschaft in der Schweiz, zur Beglaubigung der Unterschrift und des Amtssiegels der Staatskanzlei des Kantons Aargau.

Bern, den 31. Oktober 1838.

(L. S.) Sig. Malzen.

Vu à l'Ambassade de France en Suisse pour légalisation du sceau et de la signature d'autre part de Mons. Ringier.

Berne, le 31. Octobre 1838.

Le Secrétaire d'Ambassade,

(L. S.) Sig. C. Reinhard.

Gratis.

Gesehen bei der Königlich Preußischen Gesandtschaft in der Schweiz, zu Beglaubigung der Unterschrift und des Amtssiegels der Staatskanzlei des Kantons Aargau.

Bern, den 1. November 1838.

(L. S.) Sig. v. Rochow.

Von diesen Gesundheits-Sohlen ist die einzige Niederlage für Aargau bei Herrn Wydler-Gamper in Aarau, bei welchem das Paar gegen portofreie Einsendung um 1 fl. 30 kr. zu haben ist. Zurzach, den 9. Januar 1839.

K. Willer.

Die Kranken-Unterstützungsgesellschaft der Bürger und Einwohner zu Aarau hält Sonntags den 20. dies Nachmittags ihre ordentliche Jahres-Versammlung. Diejenigen im verehrten Publico, welche sich in dieselbe aufnehmen zu lassen wünschen, sind ersucht, vorher noch ihre Gesundheits- und Alters-Ausweise entweder an Hrn. Maler Egli, oder an Hrn. Spengler Kyburz, den derzeitigen Vorstehern derselben, einzugeben.

Beim Verleger dieses Blattes ist zu haben:

Neues und unterhaltendes Frag- und Antwortspiel in 63 Fragen und eben so vielen Antworten. 2 Bz. Auf Kärtchen 4 Bz.

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau.

No. 4. 25. Januar 1839.

Das Alpenhorn,

ein Volksblatt

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Zweiter Jahrgang.

Mag es auch noch so finster sein: den Esel erkennt man am J-A-Schrei'n.

Das Gebet.

Ich nahe betend Deinem Throne
Und suche, großer Vater, Dich:
Erhör in Jesu, Deinem Sohne,
Stets väterlich und gnädig mich.
Wer im Gebet Dich sucht, den Herrn,
Den schützest Du, dem hilfst Du gern.

Dort beugt ein Kummer meine Seele,
Den ich der Welt nicht klagen kann;
Wenn ich zum Führer Dich erwähle:
Was ist's, das mir noch schaden kann?
Du hörest, Vater, mein Gebet,
Wenn es bei Dir um Hülfe fleht.

Hier wollen dieser Erde Sorgen
Umnachten meinen Lebenslauf:
Der Abend kommt — der neue Morgen
Weckt neue Sorgen für mich auf.
Ich bete, Herr! und Deine Macht
Hat liebend über mich gewacht.

Jetzt drücken mich des Lebens Sünden,
Wenn ich auf das Vergang'ne seh':
Wo kann die Seele Frieden finden,
Wenn ich vor meinem Richter steh'?
Du bist es, der mich segnen kann;
Ich bete, rufe Dich nur an.

Der Nächste suchet mich zu kränken
Auf dieser Erde Pilgerbahn;
Die Schuld will ich ihm liebend schenken,
Und dennoch feindet er mich an.
Wo find' ich Trost in solcher Welt? —
In einem Blick zum Sternenzelt!

Bald sind es Plagen dieser Erden,
Bald Krankheit und bald Ungemach,
Die mir von Dir beschieden werden
Zu meinem düstern Lebenstag:
Erquicke mich nach Deiner Kraft,
Die Alles kann, die Alles schafft.

Geh' ich an's Tagwerk dieses Lebens,
So fleh' ich Dich um Beistand an:
Der sucht Dich, Vater, nicht vergebens,
Der kindlich zu Dir beten kann.
Ich ruf' Dich an in Jesu Christ,
Der Du der Menschen Vater bist.

Und sinket meine Abendsonne,
Wo diese morsche Hütte bricht,
Dann bin ich selig in der Wonne,
Die Du mir droben reichst, mein Licht.
Dann falt' ich meine schwache Hand,
Und geh' zurück in's Vaterland.

Dort bet' ich freier und beglücket
An Deinem Thron, in Deinem Licht,
Wo reiner Friede mich erquicket;
Und meinem Geiste nichts gebricht.
Dort sing' ich: „Heilig, Heilig!" Dir
Im Tempel voller Sternenzier.

Drum sei im Leben und im Scheiden
Ein kindliches Gebet — mein Stab,
Auf den ich lehne in den Leiden,
Von meiner Wiege bis in's Grab.
Herr, führe durch des Todes Grau'n
Mich betend zu dem frohen Schau'n.

Leben und Thaten des von Rom heilig erklärten Ignaz von Lojala, Stifters und 1. Generals des Jesuitenordens.

Fortsetzung.

Man kann es dem weltlichen Arme zu Paris nicht übel nehmen, wenn er diese Art, den Himmel auf Kosten aller Ordnung zu lieben, etwas übertrieben fand. Man riß mit gewaffneter Hand die jungen Schwindelköpfe aus dem Hospital in's Gebiet der Akademie zurück, und befahl ihnen, sich, wenigstens so lange sie studierten, den akademischen Gesetzen zu fügen.

Dem heiligen Ignaz wurde von den Lehrern des Gymnasiums, zumal er noch unter ihrer Zucht stand, zu wiederholten Malen befohlen, seiner Erleuchtung (?!) etwas Einhalt zu thun; als aber alle Ermahnungen nicht fruchten wollten, beschlossen sie, ihn mit Ruthen streichen zu lassen. Keck und freudig ging er in's Gymnasium, und als man die Thüren verschloß und alle Lehrer mit aufgehobener Ruthe sich gegen ihn wandten, richtete er einige Worte an den Direktor, und wies eine Schrift vor, die so mächtig auf diesen Mann wirkte, daß er sich zu den Füßen des Heiligen warf, und ihn demüthig um Verzeihung bat. Die Hochheilige Inquisition nämlich hatte den Ignaz als Anstifter alles dieses Unwesens für unschuldig erkannt, und ihm ein Belobungsschreiben über sein Wohlverhalten zugeschickt, welches man freilich respektiren mußte. So ward Ignaz Magister der Weltweisheit.

Ignaz hatte damals neun Jünger, die unter sich beschlossen, erst nach Jerusalem zum heiligen Grabe und von da nach Rom zurück zu wallfahrten, um zu des Papstes Füßen zu erharren, welchen Gebrauch er von ihnen zum Heil der Seelen machen wollte, welchen Entschluß ihr Lehrer mit ihnen theilte. Die Jünger reisten ab; Ignaz aber mußte der Gesundheit halber in seine Heimath zurück. Als er wieder hergestellt war, schiffte er sich von Valenzia nach Genua ein, und von Genua kroch er, des Weges völlig unkundig, auf allen Vieren durch das Gebirge und verirrte sich tausendmal, ehe er nach Bologna kam. Beim Eintritte in diese Stadt fiel er von einem kleinen Steg in einen Kothgraben. Der Heilige roch und glänzte wie ein Röslein im Morgenthau, als er wieder herauskam; er aber ging, so wie er war, durch alle Straßen der Stadt und focht um Allmosen. Statt der Gaben lachten ihm die Leute in's Gesicht, welche unbescheidene Knickerei ihm in einer so reichen und gesitteten Stadt sehr sonderbar vorkam.

Nach wiederholten Gelübden der Keuschheit und Armuth empfing Ignaz mit sechs seiner Schüler in Rom am Tage Johannes des Täufers zu den Füßen des Erzbischofs Veralles die Priesterweihe.

Nicht weit von Vizenza fanden sie eine einsame zerstörte Hütte, klein und niedrig, in der durch die ausgerissenen Fenster alle Winde freies Spiel hatten. Hier schlugen sie ihren Wohnsitz auf und trugen ein wenig Stroh zu einem Lager zusammen. Die Jünger gingen täglich zweimal in die Stadt, bettelten und predigten, während Ignaz zu Hause das harte und schimmlichte Brod weichte und kochte. Vierzig Tage hatten sie daselbst so gelebt, bis sie in der Umgegend nichts mehr zu bekehren fanden, und beschlossen, die berühmtesten Akademien Italiens zu besuchen, das Volk zu bekehren und Jünger zu machen.

Man sieht, wie unheimlich es dermalen in den Köpfen der armen Väter überhaupt war, aber unruhiger als je war der Spuk, der im Schädel des heiligen Ignatius sein Wesen trieb. Ein ganzes Jahr hindurch hatte er, um sich zu dem Dienste des Altars vorzubereiten, Tag und Nacht hingebrütet im Flehen zur heiligen Jungfrau, daß sie ihn in die Gunst ihres Sohnes setzen möge. So abgezogen von allen irdischen Dingen war seine Andacht, daß er es gewaltig übel nahm, wenn er durch irgend etwas gestört wurde. Es traf sich einst, daß während er in seinem verschlossenen Gemache betete, ein Aufwärter mehrere Male vergebens pochte, und endlich so laut, daß Ignaz öffnen mußte; der Aufwärter übergab ihm einige dringende Briefe, die er alsogleich unangesehen in's Kaminfeuer warf, die Thüre verschloß und sich wieder an die Dame seiner Gedanken wandte.

Er hatte eigentlich Rom zum Schauplatz seiner Sendung erkoren und reisete deßhalb mit seinen Gehülfen wieder dahin ab. Als er nahe vor Rom zwischen den Trümmern einer alten Kirche allein bei Seite gegangen war, begegnete ihm etwas, das sonst nicht so leicht Jemanden widerfährt, der bei guten Sinnen ist. Er schaute im Gebet aufwärts und sah hell und klar Gott den Vater, wie er Ignaz und seine Jünger dem Sohne in seine rechte Hand übergab und seinem Schutze empfahl. Jesus, das Kreuz im Arm, schaute gnädig auf sie herab und sprach: „Ich werde Euer Beschützer sein!“ Dieses war die Veranlassung, daß Ignaz seine Gesellschaft „Gesellschaft Jesu“ nannte.

Bald nach diesem Gesichte kamen die sämmtlichen Jünger nach Rom, einen Konvent zu halten über die künftige Einrichtung des Ordens. Drei Monate hatten sie unausgesetzt darüber zu berathen, und setzten endlich folgende Grundregeln fest: „Zu dem Gelübde der Armuth und Keuschheit soll das Gelübde ewigen und unbedingten Gehorsams gefügt werden, den sie einem dazu erwählten Obern schuldig wären; diesem sollte Aller Denken und Wollen unterthan sein, er bei ihnen Gottes Stelle vertreten und zeitlebens im Amte bleiben. Alle sollten sich wie durch ein unsichtbares, unauflösliches Band verschlungen halten, und selbst von einander körperlich getrennt sich als von einer gemeinschaftlichen Seele belebte Körper betrachten. Dem Rufe des Pabstes, wohin und wozu er auch ihrer bedürfte, sollen sie unbedingt gehorchen. Hauptsächlich sollen sie den Unterricht der Jugend an sich zu bringen suchen. Die in die Gesellschaft Aufzunehmenden sollen allerlei geistliche und weltliche Prüfungen bestehen. Bei Berathschlagungen entscheidet das Stimmenmehr u. s. w.“

Völlig im Reinen mit diesen Gesetzen, die nur auf die Bestätigung des Papstes warteten, waren nun die Väter, als ein Augustiner-Mönch aus Piemont, ein Freund Luthers, nach dessen Grundsätzen zu Rom zu predigen begann. Die Rechtgläubigen hörten ihm in ihrer Unschuld mit offenem Munde zu; aber Ignaz, der darin bald den Satan witterte,

bewies sammt seinen Jüngern von allen Kanzeln herab, der Piemonteser sei eine Ausgeburt der Hölle.

Viele vornehme und vernünftige Leute in Rom, die diesen besagten Sohn der Hölle gerne hörten, gaben sich Mühe, zu zeigen, der heilige Ignatius tödte durch seine sogenannten geistlichen Uebungen alle Vernunft, und verkehre alle göttlichen und menschlichen Gesetze und Ordnungen in Unsinn, weßwegen er schon in Spanien, zu Paris und Venedig Gefängnißstrafe hätte aushalten müssen. Als dieses Ignaz erfuhr, wandte er sich geraden Weges an den Papst, und trug ihm die ganze Geschichte seines Lebens und seiner Lehren vor. Se. Heiligkeit fand Alles, selbst seine größten Tollheiten, den Grundsätzen der römisch-katholischen Kirche vollkommen gemäß. Der Piemonteser kam in lebenslängliches Gefängniß, seine Freunde entkamen der Strafe durch die Flucht und Ignaz der Narr erhielt ein öffentliches Zeugniß seines heilsamen Eifers um die Kirche.

Dadurch wurden Ignaz und seine Jünger erst recht bekannt; von überall her kamen Bittschriften an den Papst, welche Mitglieder der Gesellschaft Jesu zur Erleuchtung dieses oder jenes rohen und ungehorsamen Volkes begehrten, besonders aber vertraute man ihnen ihrer bekannten strengen Keuschheit wegen die Einrichtung und Umbildung von Nonnenklöstern an.

Als Ignaz dem Papst Paul **III.** die Grundsätze zur Stiftung seines neuen Ordens vorlegte, ward dieser ganz begeistert, und konnte sich nicht enthalten, auszurufen: „Hier weht Gottes Geist!“ Die Kardinäle aber, sonst gar fromme und verständige Leute, hatten gar nicht die Einsicht, auch nur ein Fünkchen vom Geiste Gottes darin zu entdecken, obwohl drei davon sehr gute Brillen auf der Nase trugen, und sie machten daher sehr triftige Einwendungen gegen die Bestätigung dieses Ordens. Aber alle Geister des Widerspruchs bannte Ignaz durch die runde Zahl von tausend Messen, die er für den gewünschten Ausgang seines Gesuchs anstellte. Der Papst bestätigte die „Gesellschaft Jesu“ mit der Bedingung, daß die Anzahl ihrer Mitglieder nie sechszig übersteigen solle.

Nun wählten die neugebackenen Ordens-Väter den heiligen*) Ignatius zu ihrem ersten General. Kaum war der Heilige eingesetzt an die Statt Gottes, so ging er flugs hinab in die Küche und fing an Töpfe zu scheuern und zu putzen, was ihm unter die Hände kam. Er glaubte, ein Jesuiten-General könne seine Demuth nicht besser beweisen, als wenn er vorerst den Küchenjungen machte,†) und obwohl ihm das Aschenbrödel-Handwerk viel zu schaffen gab, versah er doch bei allen Ordensverhandlungen sein Präsidium pünktlich, und predigte auch in der Zwischenzeit Gelehrten und Ungelehrten mit solchem Feuereifer, daß die Zuhörer plötzlich sich zu den Füßen ihrer Beichtiger warfen, und vor lauter Weinen und Schluchzen das ganze Register ihrer Sünden — vergaßen! obwohl des Predigers Reden oft so verworren, unüberlegt und roh waren, daß, wie seine Jünger selbst oft eingestanden, ihn Niemand verstehen konnte.

Ignaz sorgte sehr fleißig für frische Zufuhr an Lehrern und Jüngern für die Pflanzschulen; aber sehr ungelegen war ihm dabei das Gebot des Papstes, die Anzahl der Mitglieder seines Ordens nicht über sechszig ausdehnen zu dürfen. Es war auch in der That ärgerlich, so viele fromme Seelen, die alle auf persönlichen Antrieb und ausdrücklichen Befehl Gottes zu ihm kamen, auf das Gebot des Knechts aller Knechte Gottes wieder wegschicken zu müssen. Er wagte es daher, drei Jahre später beim Papste um eine neue Bestätigung des Ordens und Aufhebung seines Gebotes anzuhalten. Der Papst, der nach und nach zu merken anfing, daß bei überhand nehmender Aufklärung und großen Fortschritten der Reformation das Machwerk der römischen Hierarchie der Pfeiler von diesem Schlage nie zu viel haben könne, willigte mit Freuden in Ignazens Gesuch, und von dieser Zeit an ging die Ausbreitung der Gesellschaft Jesu mit Riesenschritten vorwärts. In weniger als zwei Jahren waren die mehrsten Länder Europa's mit Jesuiten-Schulen so überschwemmt, wie weiland die Stadt Abdera mit heiligen Froschpfützen.

Während die Jünger des Heiligen in fernen Landen ihren geistlichen Samen ausstreuten, erwarb sich ihr Herr und Meister zu Rom einen unsterblichen Namen durch allerhand löbliche Thaten. Er hatte sich umgesehen in den Gassen zu Rom, und seine Glieder hatten sich gesträubt über die unmäßige Menge der Töchter der Freude, die daselbst ihr nächtliches Gewerbe trieben. Er sah sie in der Irre umhergehen, wie Geißen, die keinen Hirten haben, weßhalb er großmüthig beschloß, selbst ihr Hirt zu sein. Er errichtete ein Institut in einem Kloster der heiligen Martha, und führte, oft in eigener Person und Generals-Hoheit, so viel Freuden-Mädchen hinein, als er nur auftreiben konnte. Dort wurden sie unterhalten, bis er sie von ihrer Sünde bekehrt hatte. Auch zu Bekehrung der Juden legte er ein katechetisches Institut an.

---

†) Seine jetzigen Nachfolger würden sich freilich vielleicht oft die große Zahl ihrer Sünden nicht so sehr vermehren, wenn sie sich mit Ausübung des Küchenjungen-Handwerks begnügten.

*) Es ist ein wahrer Spott auf das Wort „heilig,“ das nach dem Sinne der Schrift bloß Gott allein beigelegt werden soll, wenn man es so muthwillig und unbesonnen solchen Geschöpfen, wie Ignaz war, beilegt. A. d. R.

(Fortsetzung folgt.)

Die Zeit und der Menſch.

Ewig, ohne Raſt und Säumen, ſtürzen Jahre auf und nieder,
Und des Lebens Glocke läutet Morgengruß und Abendlieder.
Hoch empor zum Sternendome ſteigt der luſt'ge Freudenklang, —
Tief hinab in's Herz der Erde dringt Choral und Grabgeſang.

Ja, ſo iſt's, — hier wird gejubelt, — und dort gibt es bange Klagen, —
Hier ſcheint heiter ſtets die Sonne, — dort liegt Nacht, ſie will nicht tagen! —
Hier der Reiche mit dem Glücke, — dort der Arme mit der Noth, —
Hier Genuß und Ueberfülle, Thränen dort und kärglich Brod.

Gold'ne Bilder ſeh'n wir glänzen, — goldne Bilder ſeh'n wir bleichen —
Und die Monde und die Jahre würfeln ſtill um ihre Leichen. —
Menſchen kommen, Menſchen gehen, — Anfang, Mitte, Schluß und Ziel, —
Alles treibt ſich durcheinander in dem großen Trauerſpiel.

Steh' denn ſtill und blicke ruhig in des Herzens klare Tiefen,
Höre wiederum die Stimmen, die Dich oft nach Oben riefen.
Steh' denn ſtill und ordne wieder Erdenhaus und Erdenſinn,
Und dann blicke feſt und muthig auf den Markt der Tage hin.

Wie die Zukunft Dir erſcheine, ob ſie Kranz und Sonne bringe,
Oder ob ſie ſcharfe Dornen wild um Deine Schläfe ſchlinge, —
Nur getroſt, nur ſtark und wacker! Beuge nicht Dein freies Haupt.
Niemals iſt der Menſch verloren, wenn er an das Heil'ge glaubt.

S. G. WZnd.

Reliquien.

„Wißt, daß Reliquien," ſo thät ein Prieſter lehren,
„Durch Wunder Gottes ſich vermehren.
„O Dank Dir, Gott, und Heil mir, Deinem Knecht!
„Du gabſt uns vier Johannis-Köpfe,
„Und alle vier ſind ächt."

Drf. Ztg.

Naturgeſchichte.

Der Flamingo.

Ein höchſt ſeltſames und ſchönes Thier iſt der zwei Arten zählende Flamingo, deren die eine ganz brennend roth, die andere weiß mit rothen Streifen an den Flügeln iſt; beide aber haben die längſten Flugelfedern ſchwarz. Der gelbe Schnabel iſt an der Wurzel dick, macht gegen die Mitte oben und unten eine ſtarke Wölbung und endigt ſich in einer Krümmung und ſchwarzen Spitze; er iſt oben und unten ſcharf ſägeförmig gezähnelt, und greift, obgleich der untere Theil einen Bogen hat, ſehr gut in einander. Der anſehnliche Hals und die ſehr langen, ſchön rothen Beine machen dieſen Vogel, deſſen Leib doch nicht einmal ſo groß, als der eines Schwans iſt, 5 bis 6 Fuß hoch. Die drei Vorderzehen haben eine kurze Schwimmhaut, womit das Thier zwar nicht eigentlich ſchwimmen, ſich aber doch zur Noth forthelfen kann; auch bewahrt ſie ihn einigermaßen vor dem Unterſinken. Durch ſie macht die Natur den eigentlichen Uebergang von den Waſſervögeln zu den Landvögeln, und der Flamingo iſt das Bindeglied zwiſchen beiden in der Kette der Weſen. Sein faſt nackter Kopf iſt oben und unten gewölbt und ſeine Zunge fleiſchig und ungeſpalten.

Nicht nur in Afrika und Amerika, auch zuweilen an den europäiſchen Küſten des mittelländiſchen Meeres findet man den Flamingo; wird er aber an Flüſſen geſehen, muß ihn nur ein uns unbekannter Zufall dahin verſchlagen haben; denn ihm iſt ſalziges Waſſer ſo ſehr Bedürfniß, daß man ſelbſt dem Gezähmten das Waſſer ſalzen muß. Nur warme Gegenden liebt dieſer Zugvogel zu ſeinem Aufenthalt. Auf den Antillen wird er in ungeheurer Menge gefunden, und in St. Domingo ſieht man oft ihrer ſo viele wie an einer Schnur gereiht an Sümpfen ſtehen, daß man ein Regiment Soldaten mit rothen Unterkleidern zu erblicken wähnt. Indeſſen vermindert ſich ihre Anzahl in eben dem Grade, als der Kunſtfleiß und Hunger der Menſchen Moräſte urbar macht. Aeußerſt ſeltſam ſind die Neſter dieſer Vögel; kurz vor der Legezeit macht das Weibchen von Erdſchollen und Koth in ſeichtes Waſſer einen Hügel, der gerade die Höhe hat, daß es mit dem Hinterleib die Eier bedecken kann, dabei aber die Füße, wie auf einem Stuhle ſitzend, herunter hängen hat; oben wird eine kleine Vertiefung angebracht, in welche es, ohne für Moos, Federn oder ſonſt etwas Weiches zu ſorgen, ſeine zwei Eier legt, die von der Größe der Gänſeeier, nur etwas länglicher ſind. Die Jungen ſehen in ihrer zarten Jugend grau aus, und können bald außerordentlich geſchwind laufen. Muſcheln, Laich, Inſekten, ſind die Nahrung dieſer Vögel; ſie ſtecken den Kopf und den Hals tief in den Schlamm, wenden dabei den Kopf ſeitwärts, ſo daß derſelbe ganz verdreht iſt, und arbeiten in dieſer Stellung mit Hals und Füßen gewaltig; auf dieſe Art ſchöpfen ſie mit dem Schnabel einen Haufen von dem aufgeregten Schlamm und Leich, wovon das Nichtgenießbare durch beſtändiges Schütteln zwiſchen den Kinnladen wie durch ein Sieb fortfließt, ſo daß nur Eier und Thiere in der Schüſſel zurückbleiben. Da ihrer immer eine Menge beiſammen iſt, und ihre Nahrung ſie nöthigt, den Kopf ſo tief in's Waſſer zu ſtecken, daß ſie weder gut hören, noch ſehen, ſo ſtellt die Geſellſchaft, während ſie Tafel hält, einen Wächter aus, der ſorgfältig überall umſchaut, und mit einem heftigen Schrei, der wie ein Trompetenſtoß tönt, die Annäherung eines Feindes verkündigt; wonach Alles über Hals und Kopf die Flucht ergreift. Werden ſie ſo plötzlich überfallen, daß man unter ihnen ſteht, ehe ſie es wahrnehmen, ſo verlieren ſie gänzlich alle Beſinnungskraft, oder, wie man zu ſagen pflegt, den Kopf, durch die Nähe der Gefahr, der ſie doch, wenn ſie ſie nur aus der Entfernung wittern, ſo geſchickt zu entgehen wiſſen. Auch die leichteſte Verwundung tödtet ſie. Schießt man aus verſtecktem Hinterhalt auf ſie, ſo bleiben ſie ruhig, ſehen mit unbegreiflicher Dummheit einen nach dem andern aus ihrer Mitte hinſtürzen, und ſcheinen völlig vergeſſen zu haben, daß ſie fliegen können. Sie werden leicht zahm, leben mit allen Bewohnern eines Hühnerhofes in muſterhafter Eintracht, lernen ihren Ernährer ſehr gut kennen, und zupfen ihn auch wohl, wenn ſie hungrig ſind, an ſeinem Kleide, damit er ja nicht vergeſſe, ſie zu füttern. Gern wärmen ſie ſich am Feuer, aber oft ſo unvorſichtig, daß ſie ſich anbrennen. Wenn ſie ſchlafen, ſtehen ſie auf einem Bein, und ſtecken Kopf und Hals unter einen Flügel.

In mehrern Gegenden iſt der Flamingo dem Wilden ein heiliger Vogel, der bei Lebensſtrafe nicht getödtet werden darf; es iſt daher nicht zu verwundern, wenn ein ſo ſicherer Aufenthalt viele Tauſende hegt, die einen ungeheuern Lärm verurſachen. Andere Neger ſind in dieſem Stücke weniger gewiſſenhaft, verfertigen Mäntel, Gürtel Kopfputz und dergl. aus ihren Federn, die an Güte den Schwanenfedern gleichkommen, und eſſen das Fleiſch, welches wie das der Reyhühner ſchmecken ſoll; beſonders wird die Zunge gerühmt, deren Heliogabulus ganze Schüſſeln voll auftragen ließ.

No. 4.

DAS POSTHÖRNCHEN.

26. Jan. 1839.

Eine Wochenschrift
für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Dieses Blatt kann das ganze Jahr hindurch auf allen löbl. Postämtern des Kantons Aargau gegen vierteljährliche Vorausbezahlung von 30 Kreuzern bezogen werden. Diesem wird jedesmal unentgeldlich beigelegt: „Das Alpenhorn“, ein Volksblatt zu angenehmer und belehrender Unterhaltung. Zusendungen müssen mit der Namensunterschrift des Einsenders versehen sein, und werden, wenn es gewünscht wird, von der Redaktion zur Umwandlung in spaßhafte Verse besorgt, jedoch hat der Einsender für den Inhalt jedesmal zu haften. Ankündigungen werden mit 5 Rappen für die Zeile berechnet. Briefe und Geld postfrei.

Tagesbegebenheiten.

Schweiz.

— Bei einem Maler im K. Zürich fand man bei Anlaß einer Feuersbrunst eine feierliche Vertragsurkunde mit seiner Frau, zufolge welcher er neben ihr auch noch mit der Magd verbotenen fleischlichen Umgang treiben dürfe. Löschende warfen dies Aktenstück des Ehebruchs mit andern Schriften aus dem Fenster; ein Kind fand es, doch die Gemeindpolizei nahm's ihm ab, mit der Bemerkung: „das sei keine Jugendschrift.“

— Den 9. d. M. sah man in Lunnern, K. Zürich, Nachts zwischen 9 und 10 Uhr, in der Luft eine feurige Erscheinung, die sich gleich einem Kahne auf stillem See von Westen nach Osten bewegte.

— Eine Protestation des Papstes gegen die Aufhebung der beiden Luzerner Franziskanerklöster liegt in Schwyz beim Nuntius, welcher dieselbe dem Vorort Zürich soll angezeigt haben. Auch der östreichische Gesandte wolle bald seine Klosternote vom Stapel laufen lassen und die Thränen des Kaisers von Oesterreich über die Aufhebung der Klöster mit denen des heiligen Vaters vereinigen.

— Fünfzehn französische Schmuggler brachten in der Nacht vom 20. eine Ladung Branntewein durch Damvant. Der Einnehmer und der Gendarme wollten sie festhalten, aber ein Schuß wurde auf den erstern gerichtet, der glücklicher Weise nicht traf; der andere wurde entwaffnet und mit Schlägen mißhandelt. Die Frau des Einnehmers, welche um Hülfe rief, wurde zur Erde geworfen und ihr Gesicht in den Schnee gedrückt, damit sie nicht schreien sollte.

— Die Bäckerrevolution im K. Glarus wurde, wie vorauszusehen war, bald beendigt. Der Rath verwies den Gegenstand an die Polizei-Kommission, damit diese die Schatzzettel der verschiedenen Korneinkaufsorte im Vergleich mit dem zürcherschen näher untersuche, und gebot den Bäckern, einstweilen fortzubacken.

— In Ragaz, St. Gall. Bez. Sargans, geschah am 30. vor. Monats vor der Gemeinde der Antrag, künftig das s. g. Opfern in der Kirche aufzuheben, ferner den Gottesdienst, so weit es erlaubt sei, deutsch zu halten, und endlich das ärgerliche und kindische Ausstellen der s. g. Weihnachtskrippe, und bei Prozessionen das heidnische Herumtragen des Marienbildes nicht mehr zu dulden. Letzteres wurde für diesmal verworfen, Ersteres jedoch einhellig dem Verwaltungsrathe überwiesen. Andere Gemeinden wollen nachfolgen.

— In Laax im K. Graubünden haben ledige Bursche am Sylvesterabend zwei Fremde, die ruhig im dortigen Wirthshause sangen, auf eine wahrhaft thierische Weise mißhandelt. Sie wurden mit 24 Gulden bestraft.

— Im Walliser Volk ist allerlei Bewegung. Zu Martigny ist eine Militär-Kommission aufgestellt, acht Feldstücke, Munition und Mannschaft von Unterwallis sind zum Aufbruche bereit. Das Comite von Unterwallis erklärt diese Vorkehrungen als Maßregeln gesetzlicher Vertheidigung, mit der Zusicherung, daß von seiner Seite

kein Angriff erfolgen werde. Die Regierung hat vom Vororte eidsgenössische Vermittelung verlangt.

Ausland.

— Klagen eines Deutschen. Es ist etwas Sonderbares um unsere verwickelten deutschen Zustände, und ein Portugiese oder Stock-Belgier läßt sich gar nicht träumen, was unsereiner alles wissen muß, wenn er nur nothdürftig in den vielen deutschen Münz-, Maß- und Gewicht-, Wechsel- und Feinrechnungen erfahren sein soll. Man bekommt ordentlich Respekt vor sich selbst. Der Ladendiener und die Lebkuchenbäckerin, der Käsekrämer und das Marktweib, Alles studiert eifrig und erfolgreich Heraldik auf unsern Groschen und Sechskreuzerstücken; die Brustbilder aller hohen Potentaten und uns so geläufig wie das Vaterunser, unserer geographischen, statistischen und arithmetischen Kenntnisse gar nicht zu gedenken. Was Wunder also, daß in diesem Lande der Vielseitigkeit Gewerbe getrieben werden, welche anderen Ländern unbekannt sind. Dahin ist nebst manchem Andern auch der im Kleinen betriebene, aber ansehnliche Summen eintragende Geldhandel zu rechnen. Zu welchen zahllosen, immer wiederkehrenden Aergerlichkeiten und Verlusten diese Münz-Verwirrung führt, kann nur der wissen, welcher selbst den Kleinverkehr kennt und darin arbeitet. Der Kleinhändler, und noch weniger der Handwerker, darf in seinem Laden oder in seinem Geschäfte nicht zu spitzfindig sein, denn das Publikum ist sehr übelnehmend; ja das reichere ist schon seit Jahr und Tag hinter die Schliche gekommen, großes Geld beim Banquier zu wechseln, um mit dem kleinen (versteht sich mit Profit) Rechnungen zu bezahlen, und knüpft von vorneherein die Fortsetzung der Kundschaft an die höchstmögliche Annahme des Geldes.

— Bei dem Spruche: „Geben ist seliger denn Nehmen“, scheint sich in der Bibel des Pfarrers in S. im Oberamt Heidelberg ein sehr arger Druckfehler eingeschlichen zu haben, so daß es in seinem Texte ohne Zweifel heißt: „Nehmen ist seliger denn Geben.“ Er taufte neulich das Kind einer armen Familie, deren Vater und Ernährer seit acht Monaten krank darnieder liegt, bedauerte die trostlose Lage der Armen, versprach ihnen auch seine Verwendung um Unterstützung, ließ sich aber dennoch für den Taufakt 40 Kreuzer geben.

— Der edle Fürstbischof von Breslau, Graf v. Sedlnitzky, soll sowohl der Regierung, als durch Vermittelung derselben auch dem päpstlichen Stuhle seine Dimmission eingesandt haben, und zwar mit der Erklärung, daß, wie wenig er auch verkenne, daß die Regierung in ihrem Verfahren hinsichtlich der gemischten Ehen, so wie in den römisch-geistlichen Angelegenheiten überhaupt, nur ihre unbestreitbaren Rechte wahrnehme, er doch in seiner Eigenschaft als Bischof unmöglich länger in einer Collision beharren könne, in die er durch seine doppelte Stellung, der Regierung und dem Papste gegenüber, gerathen sei. Und so dürfte denn auch der Diöcese Breslau eine Verwaltung durch das Domkapitel, wie sie bereits in Köln und Trier stattfindet und in Posen wohl nächstens zu erwarten ist, bevorstehen. —

— Am 24. Dezember sind fünf Jesuiten mit ihrem Superior P. Lange von Linz in Innsbruck angekommen und haben am 31. desselben Monats die Leitung des Theresianums übernommen. Sobald die jetzigen Professoren eine andere Verwendung erhalten haben, werden jene auch die Lehrstellen am Hauptgymnasium übernehmen.

Kassel, 11. Jan. Dem im Nürnberger Correspondenten mitgetheilten Gerüchte aus Dresden vom 1. Jan., daß die königl. sächsischen Truppen bis zum 19. des nächsten Monats sich marschfertig halten müßten, diene als Bestätigung, daß auch in Kurhessen, als welches mit dem Königreich Sachsen das 9te Armeekorps des deutschen Bundes bildet, Zurüstungen gemacht werden.

— In Holland wird jetzt eine große Thätigkeit in Bezug auf kriegerische Rüstungen und Vorkehrungen entwickelt, was wohl, da die Holländer bis jetzt in einer kaum erklärbaren Ruhe verharrten, als der beste Beweis anzusehen ist, daß es den Belgiern mit ihren Anstalten doch Ernst sei. Viele holländische Journale, die sich zwar den Anschein geben, als glaubten sie nicht an Krieg, empfehlen dennoch kräftige Maßregeln. Den Holländern geht es wie vielen andern Leuten, die nicht eher an eine Sache glauben, als bis sie mit der Nase darauf fallen.

Man erwartet, wenn sich die telegraphische Depesche von Antwerpen aus bestätigt, daß nämlich am 15. Jan. um die dritte Nachmittagsstunde zwischen Westwerzel und Turnhut eine holländische Division in Schlachtordnung gesehen worden, jeden Augenblick die Nachricht von einer Schlacht oder wenigstens einem Scharmützel. Die kriegerischen Rüstungen dauern auf beiden Seiten fort, zugleich werden aber zwischen Brüssel, London und Paris so viele Noten gewechselt, daß man ängstlich einem ausserordentlichen Resultate entgegensteht. Die Spannung hat wo möglich den höchsten Grad erreicht, und kaum

dürfte es noch in dem Bereiche der Möglichkeit liegen, eine friedliche Ausgleichung herbeigeführt zu sehen.

— Die Brotnoth steigt im Innern Frankreichs immer höher, und mit ihr der Grimm des Volks, das sich der Ausführung von Getreide gewaltsam widersetzt. Die Unruhen von La Rochelle haben Nachahmung gefunden. Zu Pontivy brach aus denselben Ursachen ein Weiberaufstand aus; sie wollten ebenfalls kein Getreide einschiffen lassen und ein Haufe entschlossener Weiber umringte die damit beladenen Wägen und nahm es herab. Die Behörden mußten einschreiten und zwölf der unruhigsten Weiber wurden verhaftet. In Royan fanden Emeuten statt; die Getraidehallen wurden gestürmt, die Säcke wurden aufgeschnitten und geplündert; die Bürgergarden und die Truppen machten aber dem Tumult bald ein Ende. Zu Niort waren am 12. ebenfalls bei Gelegenheit einer Kornladung Unruhen ausgebrochen. Die zahlreich zusammenrottete Menge hatte gegen die Kavallerie Barrikaden errichtet. Auch in Montsoreau sind wegen des Getreides Unruhen ausgebrochen. Gendarmerie, 60 Mann Linientruppen und 25 M. Kavallerie wurden von Saumur dahin abgeordert. Die Nationalgarde von Montsoreau wurde entwaffnet; acht der Verstocktesten, unter welchen sich ein Kapitän der Nationalgarde befindet, und welche man für die Urheber dieser Meutereien hält, wurden in die Gefängnisse nach Saumur abgeführt.

— Der Präfekt des Dep. der untern Charente, welcher mit Hrn. Staatsrath Patry nach La Rochelle gekommen war, um der Regierung einen Bericht über die moralische und kommerzielle Lage dieser Stadt zu erstatten, hat einen Beschluß erlassen, wonach die Nationalgarde von La Rochelle provisorisch suspendirt ist, weil sie bei den dort ausgebrochenen Unruhen dem Ruf der Behörden nicht gefolgt sei, und dieselben zur Herstellung der Ordnung nicht unterstützt habe.

— Eine Dame in Ancenis, die Eigenthümerin eines Lesekabinets, wollte an den religiösen Uebungen jesuitischer Missionäre Theil nehmen; aber ehe die Missionarien sie aufnahmen, forderten sie, daß sie alle ihre Bücher verbrennen sollte, und obgleich sie kein großes Vermögen besitzt, so verstand sie sich doch dazu, diesen Beweis ihres Glaubens abzulegen.

— Das konstitutionelle Panier in Frankreich erhebt sich immer mehr und mehr, und feiert vielleicht gerade in dem Augenblicke, wo wir dies schreiben, seinen Triumph über das Ministerium. Immer noch heißt es, Soult werde an die Spitze desselben treten, aber dann geht auch das Gerücht, daß die Kammern aufgelöst werden dürften. Wer kann ahnen, was diesem Ereignisse folgen wird. Wohin wir sehen, finden Volksaufregungen Statt, und zwar nicht aus politischer Unzufriedenheit, sondern aus Mangel an Brot; dazu thut die Priesterpartei das Ihrige, um in ihrem Sinne auf das Volk zu wirken. Und nun endlich Belgien, wieder Belgien und noch einmal Belgien!

In der Kirche zu Omecourt ist eine ernsthafte Sache vorgefallen: Diese Gemeinde hat zum Pfarrer einen achtzigjährigen Priester, der durch seine rückgängigen Ideen noch älter ist, als durch die Last der Jahre. Dieser Priester, ein geschworner Feind der Julirevolution, hat nie erlaubt, daß das *Domine salvum fac regum nostrum Ludovicum Philippum* in seiner Kirche gesungen würde. Da aber dieser Pfarrer jetzt im Bett liegen bleiben muß, stimmte vorigen Sonntag, am Feste der Epiphanie, Franz Rose, zweiter Kantor der Kirche, das *Domine salvum fac regum* an, und sogleich stand der Marquis von Espiez, ehemaliger Gutsherr von Omecourt, zornig von seinem Platze auf, ging zu dem Vorsänger hin, überhäufte ihn öffentlich mit Beschimpfungen, und ließ nach der Messe den Fabrikrath zusammenkommen, dessen Präsident er ist; er erlangte ohne Mühe die Absetzung des zweiten Vorsängers, welches er ihm auf der Stelle durch einen Brief anzeigte und erklärte, er werde eher die Kirche schließen lassen, als dulden, daß man darin das *Domine salvum fac regum Philippum* singe, da dieser König ihm nicht anständig sei.

— Die englische Zeitung „Spectator“ äußert sich über den herrschenden Luxus und Schwelgerei auf folgende Weise: „London sei berühmt wegen seiner Schmausereien; Schildkrötensuppe und was dazu gehöre, komme nicht allein auf die Tafel des Lordmayors und der Aldermen, sondern selbst des geringsten Gemeinderaths; die Frauen und Töchter der hohen Staatsbeamten fahren in vergoldeten Barken mit rothgekleideten Schiffern und Trompetern auf der Themse spatzieren; nie fehle es an Geld, wenn einem hochgestellten Mann ein Geschenk zu machen oder ein Beitrag zu einem Denkmale zu unterzeichnen sei, und jährlich vergeude man 25,000 Pfd. Sterling zum Schmause nach der Wahl des Lordmayors; mitten in diesem verschwenderischen Prunke aber sehe man Unglückliche verhungern, weil es kein Armenhaus in der City gebe.“

— Die Geschichte, daß es im Monde Menschen, oder

wenigstens dem Menschen ähnliche Geschöpfe gäbe, fängt in London wieder zu spucken an. Ein Herr Hogsin will mittelst eines von ihm erfundenen Teleſcopes, verbunden mit der Sidrallampe und dem Gas Microscop, einen ziemlichen Theil der Mondgewässer dergestalt vergrößert haben, daß er nicht nur Fahrzeuge entdeckte, sondern auch die Mondmenschen darauf gesehen. Er behauptet, die Schiffe glichen großen Tonnen, und man sehe deutlich von Zeit zu Zeit Geschöpfe herausgucken, welche die Gestalt von Menschenköpfen hätten, und alle dicken Rauch von sich bliesen. Er hält sie für leidenschaftliche Cigarrenraucher. Nun, einen blauen Dunst mögen sie mittelst Herrn Hogsins Gläsern jedenfalls machen. Noch behauptet dieser Vielseher, auch Wallfische existirten im Mondocean. Er und seine Frau und sein Sohn hätten mittelst des Telescopes am 1. Dez. in der Nacht um ein Uhr 14 Stück sehr langsam herumschwimmen sehen.

— Am 24. Dez. hatte man in Rom das seltene Schauspiel, Straßen und Dächer mit Schnee bedeckt zu sehen. Einen eigenen Eindruck machte es, Orangen-, Citronenblüthen und Rosen mitten im Schnee zu erblicken.

— Seit dem neuen Jahre ist der alte Vesuv bei Neapel sehr unruhig. Er stattet seine Gratulation ab, und verfährt dabei wie ein ausgelernter Diplomat, er streut nämlich den Leuten Asche in die Augen.

Des letzten Kampfes prüfungsvolle Zeit
Ist angebrochen! — Christen seid bereit! —
Das Ende naht heran mit schnellem Schritt,
Man höret schon des Antichristen Tritt
Er steiget aus dem Abgrund jetzt empor.
Deß wundert sich die Welt, und Aug' und Ohr
Hängt an dem Thier; der Drache gibt ihm Kraft
Und seinen Stuhl und große Macht und schafft,
Daß, wer dem Lamme nicht die Kniee beugt,
Anbetend vor des Thieres Bild sich neigt.

Siggenthal. Der hochgeachtete, hochgeehrte, nur liberalbärtige Alexander Minikus, ehedessen Verfassungsrath und Ammann in der Gemeinde O. Siggenthal, nun nur noch mit Mühe gebliebener Gemeinderath, Mitglied der Schulpflege zu Kirchdorf und Viehinspektor daselbst, wird ersucht, innert vierzehn Tagen nachstehende Fragen gefälligst zu beantworten:

1. Muß nicht im Frühling dieses Jahres das Schulhaus in Nußbaumen neu erbaut werden? und wo steht auch das Holz dazu?
2. Ist es wahr: seid Ihr von fünf Jahren her immer noch den Schullohn schuldig?
3. Habet Ihr denn Euern Hund im Jahr 1838 nicht auf das Hundsverzeichniß setzen lassen als Gemeinde-Rath?
4. Wenn es wahr ist: seid Ihr für dieses gesetzwidrige Handeln auch bestraft worden?
5. Ist Euch vom Wohllöbl. Bezirksschulrath Baden der Auftrag mitgetheilt worden, die den Schulunterricht störenden Hausleute im Schulhause zu Nußbaumen aus demselben wegzuschaffen?
6. Habet Ihr dem Wohllöbl. Bezirksschulrath Baden geantwortet, die noch im Schulhause zu Nußbaumen wohnenden Hausleute aus demselben ausgemustert zu haben?
7. Habet Ihr nicht förmlich auf die Gemeinderathstelle verzichtet, indem Ihr Euch im Jahr 1837 als Friedensrichterstatthalter habet beeidigen lassen?
8. Habet Ihr dereinst als Ammann dem Johann Hiz, Ebnebur, ein Fuder Holz, welches er gefrevelt haben sollte, weggenommen und verkauft für 19 Fr. 2 Bz.?
9. Habet Ihr dann das Geld von dem fraglichen Scheiterholze alles für Tagsgebühren und Sauferei angerechnet und verputzt, und von der Gemeinde noch dazu 1 Fr. 8 Rp. bezogen?
10. Habet Ihr dann gesagt, wenn Ihr zu keinem Amte mehr gelanget, so wollet Ihr es doch wenigstens noch so weit bringen, Nachtwächter in O. Siggenthal zu werden?

Wälzt der ehrliche und für das Wohl des Allgemeinen tief besorgte Minikus obstehende Fragen durch eine baldige Antwort nicht von sich, so nehme ich an, er lasse sie auf seine ehrliche Person bestätigen. Wenn Minikus der ist, und das kann, und das will, so bittet Einsender die lieben Siggenthaler, bei künftigen Wahlen diesen guten Mann doch auch berücksichtigen zu wollen, weil er so gefräßig ist.

Ein Siggenthaler.

Anzeigen.

Kleiderreiniger

J. Dietrich von St. Gallen, der diesen Beruf eigens in Genf erlernt, macht die Flecken aus allen Kleidern und giebt diesen den Glanz wie von Neuem. Empfiehlt sich höflich und wohnt in Aarau im Plainpied Nro. 626 auf dem Rain, in Lenzburg bei Müller Weber; bleibt 14 Täge.

Beim Verleger dieses Blattes ist zu haben:

Memorial-Verse, eine Sammlung ausgewählter Stammbuch-Aufsätzchen. 1 Bz.

Neues und unterhaltendes Frag- und Antwortspiel in 64 Fragen und eben so vielen Antworten. 2 Bz. Auf Kärtchen 4 Bz.

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau.

No. 5. 1. Februar 1839.

Das Alpenhorn,

ein Volksblatt

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Zweiter Jahrgang.

Hat eine Maus nur ein einzig Loch, lauf' sie noch so schnell, man fängt sie doch.

Dem eifrigen Beförderer menschlicher Vervollkommnung, dem Herrn A. V., an seiner Ruhestätte geweiht.

Würdig in der Tugend Hochgefühle
Wandelte voll Freundlichkeit
Der Vollendete zum hohen Ziele
Seliger Unsterblichkeit.

Mit Gefühl im weichgeschaffnen Herzen
Hat die Menschheit Er geliebt,
Und sie nur durch seiner Krankheit Schmerzen
Und durch seinen Tod betrübt.

Nur der Brüder Wohl in seinem Busen,
Widmete voll Thätigkeit
Der Beglückung, selbst im Spiel der Musen,
Er die schöne Lebenszeit.

Zu Vervollkommnung die Menschheit anzuspornen
Mit der Liebe weichem Sinn,
Sah Er nicht der Bosheit scharfe Dornen:
Brüderglück war ihm Gewinn.

Noch die letzten Tage seines Lebens
Strebt' Er diesem Ziele zu *);
Und sein Eifer, er war nicht vergebens:
Freundes Dank folgt ihm zur Ruh.

Es entlockt uns allen warme Thränen,
Die im Leben Ihn gekannt;
Und der Hoffnung himmlisch süßes Sehnen
Wird von uns Ihm nachgesandt.

Sanft ruht Er im reinen Feierkleide:
Denn Er trug auf Erden schon
In dem guten Herzen Unschuldsfreude;
So steht Er vor Gottes Thron.

Selig lebt Er nun, wo Ehrenkronen
Dem Verdienste sind bereit,
Wo des Himmels Freuden den belohnen,
Der sich hier der Tugend weiht.

*) Noch am Ende vorigen Jahres besorgte er als Herausgeber eifrigst und uneigennützig das Neujahrsblatt für die aargauische Jugend zum Druck.

Leben und Thaten des von Rom heilig erklärten Ignaz von Lojala, Stifters und 1. Generals des Jesuitenordens.

Fortsetzung.

Ignaz brachte auch ein von Papst Innozens III. erlassenes, und später seiner Albernheit und Schädlichkeit halber unkräftig gewordenes Gesetz wieder in Schwung; ein Gesetz, welches den Aerzten verbot, zur Heilung irgend eines Kranken, er sei auch noch so gefährlich, einen Finger auszustrecken, bevor der Kranke gebeichtet und seine Seele der Sünden entlediget habe.

Kaum war er mit diesem guten Werke zu Stande, als er ein Abenteuer zu bestehen hatte, welches, so schön und reizend es Manchem scheinen möchte, doch der Gesellschaft Jesu und ihren Gelübden hätte gefährlich werden können, wenn Ignaz nicht den Braten gerochen und den Teufel hinter dem Spiegel entdeckt hätte. Eine Dame vom ersten Range aus Barcellona, welcher Ignaz viel zu danken hatte, und deren Glaube an seine göttliche Sendung so felsenfest war, daß sie damit im Nothfall den Himmel hätte stürmen können, überraschte unsern Heiligen plötzlich im Begleite von zwei andern Damen mit einem Besuch. Sie verlangte noch etwas mehr, als bloß ihn zu sehen: sie wollte von seinem heiligen Geiste beschattet sein lebenslänglich, und auch andere Mitschwestern dieser Gnade theilhaftig werden lassen. Deshalb warf sie sich zu den Füßen des Papstes und bat um die Vergünstigung, unter der Direktion und Pflege der Jesuiten einen Nonnenorden errichten zu dürfen, und um

keine Zeit zu verlieren, legten alle drei sogleich das Gelübde strengen Gehorsams gegen die Gesellschaft ab. Ignaz hätte beinah der Schlag gerührt bei diesem Ansinnen, sein Blut stockte in den Adern, seine Glieder starrten und seine Lippen bebten. So fromm ihm an sich das Vorhaben vorkam, fand er es doch mit seinen Gelübden und des Ordens Grundregeln unvereinbar. Hatte ihm die Aufsicht über drei Weiber schon in diesen wenigen Tagen viele Unruhe und Plage verursacht, wie viele Selbstaufopferung würde es ihn mit der Zeit nicht gekostet haben? Er wandte sich an den Papst und flehte dringend, ihm die Bürde wieder abzunehmen und in Zukunft den Orden vor dergleichen Ungebühr und Versuchung zu sichern, da er wichtigere Dinge zu thun habe, als mit Weibern sich zu plagen. Der Papst fand das gegründet, und befreite nun durch einen apostolischen Brief die Gesellschaft auf ewige Zeiten aller Sorge um die Weiber.

Als der Papst gestorben war, bestätigte auch der neugewählte die Gesellschaft Jesu und schenkte ihr noch mehrere Privilegien. Mit desto größerem Eifer trieben nun die Ordensväter ihr Wesen in nahen und fernen Landen. Sie faßten festen Fuß in ganz Italien und Deutschland, errichteten allenthalben Schulen und impften dadurch den Keim der Scheinheiligkeit und Frömmelei, des Aberglaubens, der Unwissenheit und Knechtschaft in das zarte Geblüt der Jugend; und Alles ging nach bestem Wunsche, als den heiligen Ignaz plötzlich die Grille ankam, zu resigniren.

Er berief die ältesten der Gesellschaft aus ihren verschiedenen Provinzen nach Rom und stellte ihnen vor, daß er, als ein mit allzuvielen Sünden, lasterhaften Gewohnheiten und Leibesschwachheiten behafteter Mensch viel zu unwürdig sei, länger das Haupt der Gesellschaft zu sein, weshalb sie sich einen andern Vorgesetzten wählen möchten, und sagte sich darauf im Namen der heiligen Dreifaltigkeit los vom Generalate. Die Väter konnten nicht umhin, einmüthig seine Demuth zu bewundern und zu loben; zugleich aber sagten sie ihm rund heraus, was er von ihnen verlange, sei wider ihr Gewissen; auch wollten sie, so lange er lebe, keinen andern General haben. Ignaz mußte sich wieder dazu bequemen und unterzog sich von nun an mit noch stärkerem Eifer den Sorgen der Regierung.

Das erste, was er dann wieder vornahm, war, daß er die Gesetze und Einrichtungen des Ordens schriftlich ausarbeitete. Man hat nach seinem Tode ein großes Tagebuch von seiner Hand geschrieben gefunden, in welchem alle göttlichen Erleuchtungen und Offenbarungen, die Erscheinungen der Jungfrau Maria und die Versuchungen des Satans, welche ihm während dieser Arbeit, bei der Verfassung eines jeden Artikels, gesandt waren, aus welchen dann unwidersprechlich erhellet, daß alle Konstitution des Ordens seinem Stifter unmittelbar vom heiligen Geiste eingegeben, und sonach der Orden geradezu göttlichen Ursprungs sei. Demzufolge muß die Heiligkeit des Geistes, der ihm dieses eingegeben, sonderbar genug mit der eigenen Heiligkeit Ignazens sympathisirt haben.

Die Verfassung des Ordens, die Errichtung des großen und vornehmsten Jesuiter-Collegiums zu Rom, und vieler andern Kollegien in Spanien, Italien, Deutschland, Frankreich, Holland u. s. w., die Sorge, so viel Missionarien auszurüsten mit Geist und Kraft, und allerlei verdrießliche Händel mit der übrigen Geistlichkeit, gaben unserm Heiligen für die wenigen Jahre, die er noch lebte, genug zu thun. Er hatte sogar noch vor seinem Ende den Verdruß, daß sein Buch „von geistlichen Uebungen“ vor die Inquisition gezogen, aber auch die Freude, daß es mit großen Ehren entlassen wurde.

Ignaz war von kurzer, gedrungener Statur, hatte breite, hervorragende Stirn, eingesunkene Auge und etwas längliche Ohren, eine an der Wurzel erhabene und an der Spitze herabhängende Nase; seine Farbe war lebhaft und ehrwürdig seine Glatze; er hinkte zwar ein wenig, aber mit vieler Grazie; schwielig und voll Narben an den Füßen von den vielen Reisen. Von Natur war er kräftig und gesund, richtete aber seinen Körper durch Fasten, harte Kasteiungen und andere Narrheiten zu Grund, und litt seitdem unaufhörlich an Magenkrämpfen. Es war ihm nichts Ungewöhnliches, eine ganze Woche zuzubringen, ohne zu essen; auch hatte er den Sinn des Geschmacks so gänzlich verloren, daß ihm Speisen und Getränke keinen Reiz gewährten. Seine Thränen hatte er völlig in seiner Gewalt: er konnte weinen, wann er nur wollte, und dies machte ihn glücklich: denn am allerseligsten, am meisten vom Himmel erleuchtet war er, wenn er weinte.

Betastet mit Alter und Krankheit, innigst betrübt über die Zeichen der Zeit, und voll Verlangen, die sterbliche Hülle abzulegen, fühlte er sein nahes Ende, ließ einen Menschen rufen, den er als Sekretär gebraucht hatte, und sagte ihm im Vertrauen, er werde sterben; dabei bat er ihn, zum Papste zu gehn und für ihn Segen und Ablaß zu erbitten. Beides sandte ihm der Papst mit schwerem Herzen. Er starb in seinem fünfundsechszigsten Jahre, sechszehn Jahr nach der ersten Bestätigung seiner Gesellschaft. Er sah dieselbe noch bei seinem Leben beinahe auf dem ganzen Erdball verbreitet, und über hundert Kollegien in voller Blüthe. Es war das Jahr 1556, welches durch den Tod dieses einfältigen Schwärmers der römischen Kirche eine Wunde schlug, an welcher sie leicht hätte verbluten können, wenn Ignaz nicht durch Gründung seines Ordens eine unversiegende Quelle neuer Lebenskräfte zurückgelassen hatte.

So war, lebte und starb der Mann, aus dessen ver-

fengtem Schädel eine Gesellschaft hervortrat, die die Welt aus ihren Angeln treten würde, wenn es in ihrer Macht stände.

Ursprung der schwarzen Kamaschen.

Der preußische Oberste Fouqué stand 1742 mit seinem Grenadier-Bataillon zu Kremsir in Mähren und hatte unter andern auf der Mauer ohnweit der Wohnung eines Geistlichen eine Schildwache ausgestellt. Dieser, beunruhigt durch das öftere: Wer da? welches die Schildwache alle Viertelstunden wiederholte, gerieth auf den Einfall, den Soldaten von diesem Posten, und zwar in der Gestalt des Teufels, wegzuschrecken. In einer solchen Verkleidung, mit Hörnern, Klauen, Schwanz und einer Mistgabel versehen, erschien er des Nachts der Schildwache. Zum Unglück wünschte der Grenadier mit diesem Teufel genauer bekannt zu werden, und hielt sich zurück, bis das Gespenst immer näher kam, ihm seine dreizackige Gabel vorhielt und mit fürchterlicher Stimme den Tod drohte. Der Erfolg war, daß der falsche Satan vom Grenadier mit Hülfe einiger in der Nähe befindlichen Kameraden ergriffen, auf den nächsten Wachtposten gebracht und den andern Morgen in seiner höllischen Kleidung durch die ganze Stadt nach der Hauptwache geführt wurde. Die Geistlichkeit, wohl einsehend, daß dieser unbesonnene Mensch durch seine unanständige Kleidung nicht nur gegen seinen Stand, sondern auch gegen die Garnison sich vergangen habe, bat den Obersten Fouque um seine Loslassung, und erbot sich dagegen zu einer beträchtlichen Geldstrafe.

Fouqué nahm hier Gelegenheit, für seine Grenadiere zu sorgen, die damals noch weiße Kamaschen trugen und bei den gehabten Strapatzen einer neuen Fußbekleidung bedurften. Er ließ die erforderlichen Kosten zur Anschaffung schwarzer Kamaschen für die Garnison berechnen, die ohngefähr an hundert Dukaten sich beliefen; diese wurden von der Geistlichkeit bezahlt. Der arme Geistliche mußte im Kloster büßen, und die Grenadiere erhielten schwarze Kamaschen, die ihnen nachher auf ihren Märschen sehr zu Statten kamen.

Jedermann fand diesen Vorgang lustig. Die Soldaten verdankten scherzweise die Bekleidung ihrer Füße der Sorgfalt des Teufels von Kremsir, und Friedrich der Zweite fand Fouqué's Einfall wegen der schwarzen Kamaschen nützlich: denn er beschloß, solche bei der ganzen Armee einzuführen.

Die Kühlung.

Es het e Buur e liebe Sohn, der 's hitzig Fieber het,
Me rothet ihm bald diß und das, was öbbe guet sy wet,
So daß er alli Stund, bi 'r Bueß,
Halt öbbis anders fresse mueß.

D'Hitz loht ihm aber doch nit noh, das Ding gseht übel uus;
Der Amme, 's ist e gschyde Ma, chunnt jetz zum Glück i 's Huus,
Und seit: "Wenn d' folge wit mim Roth,
"Mach, daß me bald zum Dokter goht!"

Was thuet me nit de Chindre z'lieb? Er goht i-n allem Schnee
Z d' Stadt, suecht 's Huus, bis daß er's het, stoht vor der Dokter hi,
Und frogt ihn um e guete Roth,
Daß d' Chranket bald ſt Sohn verloht.

Der Dokter weiß grad, wo's ihm fehlt, daß's mueß e Chüelig sy,
Er schrybt's ihm uf e-n-es Rezept, schärft ihm's no mündlich y:
"Ihr müend dem Sohn die Chüelung geh,
"Müend i der Apothek ſie neh."

Der Buur goht furt; e Nochber chunnt, frogt, was ſt Sohn denn macht.
"Vom Dokter chumm i, gsehsch es nid? 's ist schlimm ſit geſter z'Nacht;
"E Chüelung' söll i gschwind ihm geh,
"Söll ſie bim Apitehgger neh."

— He, Nochber, wenn i wär, wie du, i wüßt mi Seel scho was!
Zum Apitehgger gieng i nid, bim Mezger nähm i das!
Dert chaufsch es früsch und wolfel y,
Denn d'Apitehgg söll chostber sy. —

Der Vater goht zur Fleischbank hi, und seegt e dicki Frau:
Oeb ſie denn nid e Chüelung' heig? — "Jo fryli, chumm und gschau!" —
Er chauft die Lung' und git ſie ghy
Dem chrankne Sohn uff ei Mol y.

Der Dokter het zwor fryli gseit: sechs Mol söll er dra ha;
Doch wird der Sohn bald besser druuf, d'Sach loht ſt prächtig a.
Der Sohn schloft guet die ganz lieb Nacht,
Bis er am Morge gsund erwacht.

Der Vater lauft jetz gschwind i d'Stadt und seit dem Dokter das:
"Die Chüelung' ist vortrefflich gsy, mi Sohn ist jetz scho bas;
"I ha nit möge wyter goh,
Ha d'Chüelung' z'nächſt bim Mezger gnoh."

Der Dokter mueß halt lache-n jetz vo so 'me Mißverstand,
Und schrybt i ſis Rezeptbuech y: "Kühlung heilt Hitz und Brand,
"Und wenn man ſie nicht haben kann,
"So geht die Lung' von Kühen an."

Blanchard.

Dieser berühmte Mechaniker, geboren zu Angelys in Frankreich, am 4. Januar 1753, erfand 1777 einen Wagen, mit welchem er von Paris nach Versailles 5 Stunden Weges in 1¼ Stunden fuhr. Die Königin, welcher er vorgestellt wurde, bewunderte seine Arbeit und fuhr mit ihm so schnell in die Oper, daß ſie ſich schon in der Loge befand, als die mit Pferden bespannten Wagen kaum die Hälfte des Weges zurück gelegt hatten.

Blanchard beschäftigte sich am liebsten mit der Luftschifffahrt und ihrer Vervollkommnung. Er benutzte für diesen Zweck den von dem Papierfabrikanten Montgolfier zu Annonay 1783 erfundenen Luftballon. Seine erste Reise durch die Luft unternahm Blanchard am 4. März 1784 und am 7. Jan. 1785 wagte er es sogar mit seinem Freunde Jefferies von Dover in England nach Calais in Frankreich

über das Meer zu fliegen. Sie bestiegen in Dover Nachmittags um 1 Uhr ihr kleines, an den Ball befestigtes Schiffchen, um 3 Uhr schwebten sie zwischen Calais und Boulogne, einer anderen französchen Seestadt, und 45 Minuten später betraten sie 1½ deutsche Meilen von der Küste landeinwärts, am Walde von Guines, die Erde. Sie hatten innerhalb 2 Stunden eine Strecke in der Luft durchfahren, welche man zu Schiffe beim besten Winde kaum in 6 bis 8 Stunden zurück legen kann. Der Kanal, Frankreich und England lagen vor ihnen wie eine Landcharte ausgebreitet. Nachdem sie zwei Drittheile der Fahrt beendigt hatten, mußten sie alles, womit das Schiff, um das Gleichgewicht zu bewahren, beschwert worden war, auswerfen, um den Ballon höher steigen zu machen. Etwa zwei Meilen von der französischen Küste sank er aber so tief, daß sie sogar ihre sämmtlichen Kleider über Bord werfen mußten und nur mit einem Hemde bekleidet auf französischem Boden sich niederlassen konnten. Der König von Frankreich belohnte seinen Muth durch ein Geschenk von 12,000 Frk. und eine Rente von 1200 Frk. Die Engländer und mehrere andere Nationen schlugen zu seiner Ehre Münzen. Im Jahre 1787 erfand er den Fallschirm.

Naturgeschichte.

Der Pilchard.

Wenn auch die Pilchards oder Strömlinge, wie man sie in Norddeutschland nennt, nicht in so großer Menge nach Deutschland versendet werden als die Heringe, zu welchen sie als eine besondere Familie gehören, so sind sie doch an dem Orte, wo sie gefangen werden, ein so wichtiger Gegenstand für den Handel und selbst den Ackerbau, und bieten überdies so manche merkwürdige naturhistorische Erscheinungen dar, daß es nicht ohne Interesse sein dürfte, sie in naturgeschichtlicher und gewerblicher Beziehung näher kennen zu lernen.

Die Pilchards haben die Größe eines ausgewachsenen Herings, sind jedoch ölhaltiger als diese, haben auf dem Rücken eine blaugrüne Farbe und am Kopfe einen silberfarbigen Schiller, ihr Mund ist zahnlos und sie zeichnen sich besonders dadurch aus, daß die Rückenflosse unmittelbar über dem Schwerpunkte des Körpers sich befindet. Würde man da, wo die Flosse aus dem Körper hervortritt, einen Faden befestigen und den Fisch frei schweben lassen, so würde er in einer ganz horizontalen Linie, wie ein das Gleichgewicht haltender Wagbalken, hängen. Er lebt in den Tiefen des nördlichen Oceans; nimmt, um seinen Laich abzusetzen, eine südliche Richtung und erscheint in jener Absicht an der zu England gehörenden Südwestküste Cornwalls. Auf ihren Wanderungen kommen die Pilchards zuerst in der Mitte des Julius in kleinen Gruppen, später aber, vorzüglich Ende Augusts, werden die Züge immer zahlreicher, bis sie, allmälig abnehmend, gegen den December ganz aufhören. An den schottischen Küsten kommen sie oft, vermischt mit den Zügen der Heringe, zum Vorschein. Die Vorbereitungen zum Pilchardfange bestehen darin, längs der Küste die Boote in Abtheilungen aufzustellen; mehrere Leute unter dem Namen Schreier (huers), welche sich theils auf die Anhöhen des Ufers, theils auf die Meeresklippen begeben haben, spähen, bis sie einen großen Zug bemerken, alsdann schreien sie laut „Heva!“ und alle Boote stoßen vom Lande ab, um ihren angewiesenen Posten einzunehmen. Das nächste Geschäft ist nun, den Zug näher zu untersuchen, um auszumitteln, welcher Platz zum Auswerfen der Netze der passendste sei. Hat man diesen bestimmt, so wird ein großer Theil des Zuges von seinen Gefährten abgeschnitten und eingeschlossen. Das Hauptboot, welches das große, oft 1800 Fuß lange, und über 100 Fuß tiefe Netz enthält, rudert um das bestimmte Revier, während zwei darauf befindliche Schiffer fortwährend das Netz mit einer solchen Gewandtheit und Geschwindigkeit auswerfen, daß das Boot binnen einer Minute wieder am Anfangspunkte ankommt, und auf diese Weise einen großen Theil Fische umschlossen hat. Da der untere Saum dieses Netzes durch die Schwere der daran befindlichen Bleistücke auf den Meeresgrund sinkt, der obere jedoch mittelst Korkstücken auf der Fläche des Meeres schwimmend erhalten wird, so können die gefangenen Pilchards weder nach oben noch nach unten entweichen. Die Ausbeute eines einzigen, auf diese Weise veranstalteten Fanges beläuft sich oft auf Millionen Stück. Da den Fischern der Besitz ihrer Beute nun vollkommen sicher ist, so nehmen sie die Pilchards nach Bequemlichkeit aus ihrem Gefängnisse mit großen Netzen heraus und bringen sie, nachdem sie wie die Heringe getödtet und ausgenommen, in die gewöhnlich in der Nähe des Ufers errichteten Hütten zum Einsalzen. Die für die Ausfuhr bestimmtn Pilchards kommen jedoch in tiefe kühle Felsenkeller, wo sie mit abwechselnden Salzlagen aufgeschichtet werden.

In diesem Zustande bleiben sie 20—30 Tage, und während dieser Zeit fließt ein Gemisch von Lake, Blut und Oel ab, welches besonders in dem Boden dazu angebrachten Fässern aufgefangen wird. Nach Verlauf jener Zeit werden die etwa unbrauchbar gewordenen obern Schichten abgesondert und als Dünger bei Seite gelegt. Um sie hierzu anzuwenden, vermengt man sie mit Meergras, Meersand und einer fetten Thonerde, und man versichert, daß ein Pilchard einen Quadratfuß Land auf mehrere Jahre dünge.

Die guten Fische werden mit Seewasser ausgewaschen, getrocknet und in Fässer eingepackt, in deren jedes etwa 3000 Stück gehen. Den reinen Gewinn, welchen dieser Fischfang abwirft, schlägt man auf 50—60,000 Pfd. Sterl. (gegen 324,000 Thlr.) an. In Cornwall beschäftigen sich 5000 Menschen mit der Pilchardfischerei. Von diesen Leuten beschäftigen sich jedoch nur einige Hundert ausschließend mit dem Fischerhandwerk. Bei dem Makrelen- und Pilchardfange aber gesellen sich zu ihnen mehrere tausend der Bergleute, welche in den benachbarten Zinngruben arbeiten, und nach der Beendigung desselben kehren diese in ihre Gruben zurück. Merkwürdig ist es, daß sich seit Jahren in den Wanderungen des Pichards große Veränderungen gezeigt haben, welche dadurch, daß sie den Fischfang erschwerten, auch auf den Handel mit diesem Artikel nicht ohne Einfluß waren. Vor 50—60 Jahren blieben sie, wenn sie sich im Juli eingestellt hatten, ununterbrochen an den Küsten von Kornwall bis zur Weihnachtszeit, und da der Fischfang bis zu ihrem gänzlichen Verschwinden, also volle fünf Monate lang, fortgesetzt wurde, so ernährte er nicht nur eine größere Anzahl Menschen, sondern der Handel mit den geschätzten Pichards war auch viel ausgebreiteter und einträglicher. In guten Jahren dauert er jedoch jetzt nur zwei, höchstens drei Monate, und es ist sogar schon der Fall gewesen, daß sich die Pilchards auf einer ihrer Wanderungen nur ein paar Wochen an jenen Küsten aufhielten. Während sie Jahrhunderte lang immer an der Nordküste zum Vorschein kamen, und dann die ganze südwestlich auslaufende Landspitze umzogen, und längs der östlichen Küste ihren Weg nahmen, haben sie in neuerer Zeit die nördliche Küste gar nicht berührt, sondern die Landspitze in größerer Entfernung umgehend, kommen sie erst an der südöstlich gelegenen Landspitze zum Vorschein.

No. 5.

DAS POSTHÖRNCHEN

1. Febr. 1839.

Eine Wochenschrift
für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Dieses Blatt kann das ganze Jahr hindurch auf allen löbl. Postämtern des Kantons Aargau gegen vierteljährliche Vorausbezahlung von 30 Kreuzern bezogen werden. Diesem wird jedesmal unentgeldlich beigelegt: „Das Alpenhorn“, ein Volksblatt zu angenehmer und belehrender Unterhaltung. Zusendungen müssen mit der Namensunterschrift des Einsenders versehen sein, und werden, wenn es gewünscht wird, von der Redaktion zur Umwandlung in spaßhafte Verse besorgt, jedoch hat der Einsender für den Inhalt jedesmal zu haften. Ankündigungen werden mit 5 Rappen für die Zeile berechnet. Briefe und Geld postfrei.

Tagesbegebenheiten.

Schweiz.

— Der Regierungsrath von Zürich hat, gestützt auf den Tagsatzungsbeschluß vom 27. Dez. 1830, den vorörtlichen Staatsrath beauftragt, in der Verfassungs-Angelegenheit von Wallis nicht zu interveniren. Nach den Beschlüssen des Landraths vom letzten Dezember sieht er den Zusammentritt der Constituante für rechtmäßig an. Eine Protestation aus dem Ober-Wallis gegen alles Geschehene wurde als einfache Petition unberücksichtigt gelassen. Hingegen wird der Vorort kräftig interveniren, wenn die Erhaltung des Landesfriedens es erfordern sollte. Das glaub' ich wohl, wenn ein Schweizerkantönlein summt, stecken die Herren von Zürich die Hörner schon auf, aber wenn ein fremder Minister brummt, lassen sie Ohren und Schwanz hängen.

— Der Tod, heißt es, macht Alles gleich; in Basel ist aber dem nicht also. Sonntags den 20. Jänner wurden begraben eine arme Frau und ein reicher Herr. Die arme Frau, welche ihrem Manne sechs unerzogene Kinder hinterläßt, wurde ohne Begleit von Geistlichen zu ihrer Ruhestätte getragen; um den reichen Mann aber wimmelte es von Seelsorgern. Wahrscheinlich hatte die Seele des Letztern die Sorge nöthiger, als die Seele der Erstern.

— In Zyfen (Baselland) haben zwei junge Bursche mit einander Streit gehabt, wobei einer dem andern ein Stück vom Ohr wegbiß. Das Gericht hat den Ohrabbeißer zu sechstägiger Gefangenschaft, zu Bezahlung der Gerichtskosten und zu einer Entschädigung an den Verletzten verurtheilt.

— Sonntags den 13. fiel in Bern eine Frau zum Fenster hinaus auf das Straßenpflaster, wo ein Milchträger ihren zerschmetterten Leichnam fand.

— Die Unruhen im Oberwallis nehmen überhand. Der Tagsatzungsgesandte Bourguener wurde als Freisinniger im Bilde gehenkt. Oberwallis zählt auf den Vorort, Unterwallis auf das Recht des Volks. Ersteres hat am 19. Jänner förmlich Trennung von dem Kanton verlangt. Unterdessen schreitet der Verfassungsrath mit seinem Werke fort.

— Beim Gonzenbach im Toggenburg sind am Abend des 16. wieder große Schutthaufen heruntergestürzt; der Paß wurde indessen längs dem Berge bald geöffnet.

— Heute (17. Jan.) sahen wir zufällig das schönste, in seinen Folgen aber schauerlichste Schauspiel, so die Natur gewähren kann. Als wir Mittags 12 Uhr von Glarus nach Nettstall kamen, stürzte plötzlich von dem nahen, steilen Felsengebirge, Wippis genannt, eine unermeßliche Masse Schnee herab, und verbreitete sich wie eine vom Sonnenglanz erhellte Wolke über das ganze Dorf in Nettstall, so daß man nur noch das Wirbelspiel der silberhellen Lawine sehen konnte. Alles war in banger Erwartung, was daraus entstehen werde. Eine kleine Viertelstunde — und man sah in beiden, der reformirten und katholischen, Kirchen fast alle Fenster zer-

ſtört und Alles hoch mit Schnee bedeckt; Häuſer ganz und zum Theil abgedeckt; Kamine umgeworfen, Bäume entwurzelt zur Erde liegen, und Menſchen nach ihrer ganzen Länge auf der Straße hingeſtreckt. Doch ſo viel man bis jetzt weiß, litt Niemand körperlichen Schaden.

Ausland.

— Der Kaſſeler Zeitung wird aus der Reſidenzſtadt Hannover unterm 20. Januar gemeldet, daß ſich jetzt dort das Publikum nicht ſatt ſehen könne an der ſchönen ſilbernen Vaſe, welche dem Stadtdirektor Rumann von der Bürgerſchaft zum Geſchenk gemacht worden iſt. Wir freuen uns um ſo mehr über dieſe Theilnahme für den wackeren Rumann, da derſelbe, obgleich man noch vor kurzer Zeit ſeinen Ruf zu verdächtigen ſuchte, auf ſo männliche Weiſe ſich von jedem Makel gereinigt hat. Ihm gebührt im vollen Sinne des Worts ein ſolches Ehrengeſchenk.

— Ein junger Maler in Berlin, Namens Liepmann, der mit großer techniſcher Geſchicklichkeit ein jahrelanges Studium des Colorits und der Farbenmiſchung verbindet, hat ein Verfahren aufgefunden, vermittelſt deſſen die Farbenpracht der Gemälde auf mechaniſchem Wege treu wiederzugeben und dergeſtalt zu vervielfältigen iſt, daß eine dem Original kaum nachſtehende Copie eines kleinern oder größern Oelgemäldes für wenige Thaler herzuſtellen ſein wird. Nothwendige Bedingung iſt dabei nur, daß die erſte Copie von einem Künſtler, von einem tüchtigen Coloriſten, angefertigt werde; alles Uebrige iſt dann Sache der Mechanik und einer Maſchine, auf welcher, ſo unvollendet ſie auch noch in ihrer erſten Geſtalt iſt, der Erfinder doch bereits einen Rembrandt, und zwar deſſen eigenes, im Colorit unübertroffenes, Porträt, das ſich auf dem hieſigen Muſeum befindet, ſo vollſtändig, ſo täuſchend dem Originale ähnlich, hergeſtellt hat, daß Kunſtkenner und Kunſtfreunde über die artiſtiſche, und noch bei weitem mehr über die mechaniſche Behandlung der Sache ihr Erſtaunen nicht genug ausdrücken können.

— Sicherem Vernehmen nach ſind im Hannöverſchen die am 15. Januar als letzten Termin zu zahlenden Steuern vielſeitig nicht entrichtet, und dann dieſelben durch Pfändung beigetrieben worden. In Osnabrück ſollen allein mehrere Hundert angeſehene Bürger die Steuern zurückgehalten haben, ſo wie denn auch die Vorſteher der dortigen ſechs Gemeindheiten beſchloſſen haben, nur gezwungen die Steuern entrichten zu wollen.

— Am 2. u. 9. Jan. wurde die Inſel Neſſerland wieder durch hohe Sturmfluthen mit ſchwerem Eisgange verbunden, dermaßen heimgeſucht, daß die Deiche große Gefahr liefen, völlig ruinirt zu werden. Die Mauern des Deiches um das Hamrichshaus ſind 4 bis 6 Fuß tief und 25 Ruthen lang weggeriſſen worden; da das Repariren in jetziger Zeit nicht thunlich iſt, ſo ſchweben die Bewohner dieſes Hauſes bei einer nur zu leicht wiederkehrenden hohen Fluth in der ſchrecklichen Gefahr, völlig ein Raub der Wellen zu werden!

— Mit allerhöchſter Genehmigung hat ſich ein Verein zur Verbreitung des katholiſchen Glaubens in Nordamerika und entfernten Welttheilen durch Miſſionäre aus Baiern gebildet, an deſſen Spitze der Hr. Erzbiſchof von München-Freiſing ſteht, und deſſen Statuten demnächſt die Preſſe verlaſſen.

— Wer einſt ſich dem ſchwierigen Werke unterzieht, die Geſchichte Belgiens zu ſchreiben, wird genöthigt ſein, den Zeitraum von der Mitte des Dezember 1838 bis zum Februar 1839 die mythiſche oder dunkele Periode zu nennen, obgleich Gaserleuchtung und Eiſenbahnen dagegen ſprechen. In der That, die Zeit, in welcher Belgien jetzt lebt, iſt ſo voller Mythen und Gerüchte, daß ſie mit den urweltlichen Zeiten wetteifern kann. Und was ſind das für Gerichte? Einmal: Belgier und Holländer ſtehen in Schlachtordnung einander gegenüber; — dann: man erwartet, daß ein franzöſiſcher Marſchall den Oberbefehl über die belgiſche Armee übernehmen wird; ferner: eine engliſche Flotte ſoll in die Schelde eingelaufen, das 4te preußiſche Armeekorps auf dem Marſche begriffen ſein; wiederum heißt es: die Londoner Konferenzen ſeien geſchloſſen und Frankreich habe den letzten Beſchluß unterſchrieben; hinterher wird dieſem widerſprochen und angedeutet; man werde die Sache mit Geldentſchädigungen ausgleichen. Dazu kommen die wahren und falſchen Berichte von den belgiſchen Rüſtungen, von den großen Vereinen, von dem Wankelmuth des Miniſteriums und zugleich auch von ſeiner Energie. So ſagt ein Gerücht, das andere, und man kann aus der Sache beim beſten Willen nicht klug werden. — Das Treiben iſt ſo bunt, als befände man ſich auf einem Maskenballe. Gut wäre es, wenn es endlich einmal an das Demaskiren ginge. —

— Dem „Conſtitutionel“ zufolge wird der Herzog von Orleans den Oberbefehl über das an der Gränze Belgiens zuſammengezogene Beobachtungskorps führen. Unter ſeinem Befehle ſollen die Generale Achard, Aymar und Bugeaud dienen. Vielleicht erhält der Letztere bei dieſer

Gelegenheit wieder Geldgeschenke zur Verbesserung der Vicinalwege irgend eines französischen Departements.

— Man liest in den Pariser Zeitungen: Eine Ordensschwester in der vollen Strenge der Klosterkleidung, mit der weißen Haube, einem blauen Unterkleide und einem schwarzen darüber, und dem Rosenkranz, wurde gestern in die Polizeipräfektur geführt, zwischen Beamten des Sicherheitsdienstes und Gensd'armen aus der Compagnie des Gemeindebannes. Schwester Sanct-Genoveva war so eben zu Nanterre festgehalten worden, auf Befehl des Herrn Instruktionsrichters Zangiacomi, als beschuldigt, gebettelt zu haben und widerrechtlich das Klosterkleid zu tragen. Diese ausgezeichnet schöne 25jährige Frau, die zwischen Nanterre und dem Calvaire eine Kapelle und ein kleines Wohnhaus bauen ließ, ging in den umliegenden Gemeinden herum und begab sich zu allen wohlhabenden Familien, um Almosen zu begehren, die, wie sie sagte, zur Erziehung verlassener frommer Mädchen bestimmt sein sollten. Man hat in ihrer Wohnung zahlreiche Papiere, religiöse Diplome auf Pergament, Medaillons, Reliquien und Werke, welche die Gesellschaft herausgegeben hat, deren Verwalter der Abbe Perrin war, dessen Fallimentsanzeige vor zwei Tagen eingeschrieben worden ist, in Beschlag genommen. Schwester Sanct Genoveva, die aus Artois gebürtig ist, und mit ihrem wirklichen Namen Desiree Semon heißt, ist im Gefängnisse St. Lazare eingesetzt worden.

— Der Constitutionnel gibt nach einer Privatcorrespondenz aus Algier vom 20. Jan. Nachricht von Unruhen, welche in der Provinz Constantine von den eingebornen Völkern gegen die franz. Truppen erregt worden seien. Ein franz. Bataillon war mehrere Tage in Daimilach eingeschlossen, bis ihm der General Galbois zu Hülfe eilte.

— Herr Griffiths, katholischer Bischof in London, hat den Angehörigen seines Sprengels verboten, den in ihren Diensten stehenden Protestanten an Fastentagen Fleisch zu essen zu geben. Man wundert sich, wie der Herr Bischof auf diese Idee kommt, da er doch im Voraus wissen kann, daß die Meisten einem Gebote dieser Art nicht Folge leisten werden.

— Nicht Canada, nicht die orientalische, spanische, belgische Frage, nicht die Umtriebe der Radikalen, ja nicht einmal der Vorläufer-Verein in Irland, wiewohl es dort toll hergeht und Mord und Todschlag an der Tagesordnung sind, nein alle diese wichtigen und minder wichtigen Fragen und Angelegenheiten beschäftigen jetzt das englische Volk und die englischen Blätter nicht, sondern einzig und allein die Korngesetze. Niemals war die Aufregung gegen diese so groß, wie jetzt, Beweis genug, daß sie die erste Lebensfrage ist. Der Widerstand gegen sie geht aber auch von einer achtunggebietenden Macht aus, nämlich nicht von fanatischen Revolutionärs, die sich mit Dolchen und Feuerbränden bewaffnen wollen, sondern von der besonnenen, vorsichtigen und staatsklugen Mittelklasse, von den Männern, die bisher die Hauptstütze des Whigministeriums waren und es allein halten können und werden, trotz aller Gegenanstalten der Tories. Die Letztern wissen auch recht gut, welcher fürchterliche Gegner gegen sie auftritt; es sind nicht Bajonette, die sie zu bekämpfen haben, es ist der praktische Verstand, die Intelligenz, und gegen solche Macht helfen, wie sich dies überall gezeigt hat, weder Berufungen auf alt hergebrachte Rechte, noch auch torystische Wichtigmacherei. Wir sehen mit der Eröffnung des Parlaments einem überaus interessanten Schauspiele entgegen.

— Die Blätter aus New-Orleans vom 8. Dezbr. sprechen von der großen Wahrscheinlichkeit, daß die Feindseligkeiten und sogar ein regelmäßiger Krieg zwischen Frankreich und Mexiko ausbrechen können. Die mexikanische Regierung habe sich geweigert, die Capitulationsartikel, welche in Vera-Cruz von dem Admiral Baudin und dem General Rincon unterzeichnet worden, zu ratifiziren, und habe erklärt, daß eher das ganze Land ein Grab werden solle, als daß die Forderungen Frankreichs erfüllt würden. Der Präsident Bustamente hat in einer langen Proklamation die Armee zum tapfern Widerstand aufgefordert.

Der Rheinische Postillon an seine Kameraden, auch an einige andere Leute.

Ihr wißt, daß ich als ein lustiger Geselle lieber lache als weine; alles gern von der rosenfarbenen Seite nehme, aber Eins mag ich herum und umdrehen, es ist eben überall aschfarben; das ist die üble Behandlung der Pferde. Alle Welt weiß und erkennt doch den unschätzbaren Werth dieser Thiere und doch lohnt man dieß Geschenk des Himmels mit Undank, Verachtung, ja Mißhandlung. Das Pferd, das durch seine Schönheit entzückt, durch seine Kraft die unsrige ersetzt, durch seine Gelehrig- und Folgsamkeit uns alles Vergnügen, Bequemlichkeit und Vortheil verschafft, ja durch seine Treue und Anhänglichkeit an seinen Führer uns wahrhaft rühren, und undankbare

Menschen beschämen muß, dieses liebenswürdige Geschöpf, ist es möglich, kann man das mißhandeln? Man sieht so was leider täglich. Da läßt mal Einer seinen Postzug dampfend im Regen, Schnee, Kälte Stunden lang vor dem Wirthshause halten, bis er ausgeschöppelt hat, dort reißt Einer grimmig in Stang und Gebiß, weil das arme Thier nicht stockstille stehen will, weil es der Schweiß beißt oder die Mücken stechen. Hier spornt und peitscht Einer seine Thiere, denen bergauf schon die Zunge heraushängt, um doppeltes Trinkgeld zu verdienen; dort reitet Einer die besprützten Pferde dampfend in's Wasser, um das Putzen zu sparen, bindet sie wohl gar über Nacht hoch, daß sie sich nicht in den Dreck legen können, füttert schlecht zu Hause und draus überläßt er's gar den Wirthsleuten. „Schweig!“ ruft Ihr mir zu, „wir sind ehrliche Kerls.“ Das ist recht, nun so reiche ich euch meine Hand, und Alles, was ich sagte, soll nur schlechten Kerls gelten, wir aber wollen uns das Wort geben, alle Mißhandlung nicht nur zu meiden, sondern selbst von Anderen nicht zu dulden, sie mögen ein Röckel anhaben, was sie für eins wollen; vielleicht lesen diese Zeilen auch einige Kutscher- und Bauernknechte.

Die Schneidersfrau.

Mein liebes Männchen, beßre dich,
Und treib's nicht stets wie die Gesellen;
Machst du nur blau, so geht kein Stich,
Man wird bei dir nichts mehr bestellen.
Das Geld geht fort durch das Rumoren,
Und alle Kundschaft wird verloren.

Der Mann.

Ach, Weibchen, gräm' dich nicht so sehr,
Und werde doch ein wenig klüger:
Es gibt jetzt keine Kundschaft mehr,
Man hat ja lauter Wanderbücher.

Kurze Antworten.

Die zwei Gedichte, betitelt: „Die Feuerläufer und das Abendroth“, und „Der berauschte Schlittenfahrer“, werden, obwohl sie sehr artig und naiv gemacht sind, wegen mangelnder Unterschrift nicht aufgenommen.

Eben so das kleine Romänchen: „Pfarrer, Mutter und Tochter, oder Religiosität und Eifersucht“, weil unsittliche und weibliches Zartgefühl beleidigende Stellen darin vorkommen.

Erklärung.

Ein Korresponden: aus Laufenburg macht mir in Nr. 3 Ihres Blattes eine Menge ehrenrührige und unwahre Zulagen. Ich erkläre hiermit denselben für einen öffentlichen Lügner. Wer mich kennt, weiß, daß meiner Denk- und Handlungsweise jede Schlechtigkeit fremd ist u. s. w.

Laufenburg, den 30. Jenner 1839.

Franz Beller, Skribent.

Das Posthörnchen erklärt hiermit diesen Belliaden seine Räume für geschlossen, und weist die Betheiligten, Falls sie einander ferner die Zähne zeigen wollen, auf's freie Feld oder zum gerichtlichen Entscheid.

Anzeigen.

Beim Verleger dieses Blattes ist zu haben:

Memorial-Verse, eine Sammlung ausgewählter Stammbuch-Aufsätzchen. 1 Bz.

Neues und unterhaltendes Frag- und Antwortspiel in 64 Fragen und eben so vielen Antworten. 2 Bz. Auf Kärtchen 4 Bz.

Neujahrsblatt für 1839, der aargauischen Jugend beiderlei Geschlechts geweiht von einem Freunde derselben; enthaltend eine Sammlung auserlesener Gedichte, kurze Biographien, Denksprüche u. s. w. zur Belehrung, Erheiterung und Aufmunterung der Jugend gesammelt und mit eigenen Beiträgen versehen. In sauberem Umschlag geheftet 5 Batzen.

Text und Noten zur dereinstigen Revision der Verfassung des Kantons Bern 1839. 3 Bz.

Obwohl zunächst für den Kanton Bern berechnet, enthält diese kleine Schrift in ihrem auf strenge Rechtsgleichheit basirten System eine Menge Ansichten und Materialien, die jedem die Freiheit wahrhaft liebenden Schweizer, vorab in den jüngster Zeit neuorganisirten Kantonen, wichtig und auch zum Theil neu sein werden.

— Dem Schwäb. Merkur wird aus Rom geschrieben: „Die eifrig katholische Partei in Belgien, so wie in Süddeutschland macht es sich zur Hauptaufgabe ihrer Wirksamkeit, die in Rheinpreußen vorkommenden politisch-religiösen Vorfälle böswillig entstellt nach Rom zu berichten.“

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau.

No. 6. 8. Februar 1839.

Das Alpenhorn,

ein Volksblatt

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Zweiter Jahrgang.

Bittre Wahrheit, süßer Scherz, fein gemischt, stillt Mund und Herz.

Gedanken vor einer Zuchtanstalt.

Wolle, Geist des Trostes, schweben
Ueber diese düst're Stätte!
Gräßlich klirren wird die Kette
Um das schmerzdurchbohrte Leben.
Auch die Klage wird hier wohnen,
Die Verzweiflung wird hier thronen.
Hoffnung hebe ihr Panier
Haus des Kummers, über dir.

Denn von Menschenaugen fallen
Thränen, Boten grimmer Schmerzen,
Und aus eines Menschen Herzen
Stöhnen Klagen, die hier schallen.
Aus den Augen, leicht belogen,
Aus den Herzen, schnell betrogen
Von der Lockung weichem Arm;
Denn des Menschen Blut ist warm.

In des Kindleins zarte Windel
Wirft das Unglück oft die Saaten,
Und sie schwellen, sie gerathen;
Und wie auf des Sturmwind's Schwindel,
Wie ein Schalksnarr angezogen,
Kommt der Zufall hergeflogen,
Und sein grauser Wahnwitz sacht
Ueber die geübte Macht.

Manchen jagt, wie Horngeschmetter,
Scheucht das Raubthier durch die Heiden,
Rasch vorüber allen Freuden,
Des Geschickes zürnend Wetter.
Wie ein Hagarkind verlassen,
Irrt er durch des Lebens Straßen,
Keine Heimath läßt ihn ein,
Kerker muß ihm Heimath sein.

Wölbet tröstend eure Räume,
Ernste kerkerliche Grüfte!
Webet Auferstehungslüfte
Auf zu Grab getrag'ne Träume.
Wenn betrog'ne Liebe jammert,
Und an eure Gitter klammert
Die verbrecherische Hand,
Die einst sanftern Druck empfand,

Nehmt das Kindlein in dem Blute,
Des Verräthers Liebesflehen,
Aus der Seel' ihr; das Vergehen
Schwingt sich furchtbar selbst die Ruthe,
Mußte grimmig selbst sich rächen,
Nur Betäubung that Verbrechen,
In verlass'ner Liebe Schmerz;
Morden kann kein Mutterherz.

Stöhnt ein Vater nach den Seinen,
Wehet Kühlung seinen Sorgen,
Sagt ihm, daß der Freiheit Morgen
Ihm die Lieben wird vereinen.
Wenn ein Menschenleben ringet
In dem letzten Kampfe, bringet
Himmels Frühroth, sanfte Ruh',
Aus der Freiheit Stern ihm zu.

Wolle, Geist des Trostes! schweben
Ueber diese düst're Stätte!
Gräßlich klirren wird die Kette
Um das schmerzdurchbohrte Leben.
Ach, die Klage wird hier wohnen,
Die Verzweiflung wird hier thronen.
Hoffnung hebe ihr Panier
Haus des Kummers, über dir.

St. Galler Zeitung.

Die Besserung.

Niklaus Pfennig lebte als Tischler in einem kleinen Städtchen, und war seit einigen Jahren mit einer artigen, verständigen und arbeitsamen Person verheirathet. Seiner und ihrer Hände Arbeit reichten hin, um das Nöthige zu ihrem Haushalt sich zu erwerben, und ein munteres Knäblein war ihnen vom Himmel zu älterlicher Freude und Hoffnung ge-

ſchenkt. Demungeachtet war unſer Tiſchler mit Gott und der ganzen Welt höchſt unzufrieden. Mit dem Himmel murrte er, daß ihn das Schickſal nicht reich machen wollte; mit ſeiner Frau zankte er, daß ſie ihm keine anſehnliche Mitgabe gebracht; und mit der Welt grollte er, weil man ihm, nach ſeiner Meinung, für ſeine Arbeit nie genug bezahlte, dagegen für das, was er anſchaffen mußte, immer zu viel verlangte. Seine Frau beſonders mußte ſeiner unausgeſetzt mürriſchen Laune halber viel leiden; nie konnte ſie genug arbeiten, immer brauchte ſie ihm für die Haushaltung zu viel, nichts konnte ſie ihm recht machen und jeden ruhigen Augenblick mißgönnte er ihr; ja trotz dem, daß ſie ſo zu ſagen Tag und Nacht nicht ohne Beſchäftigung war, plagte er ſie auch noch mit Beſchuldigungen ungegründeter Eiferſucht, zu denen eher ſie Anlaß gehabt hätte, wären ſeine ſtrafbaren Begierden von der ſchönen und reichen Nachbarin, zu welcher er oft ſtundenlang mit lüſterner Miene durch's Fenſter hinüber blickte, gekannt und erhört worden.

Eines Tages wurde des Tiſchlers Frau von einem nahen Anverwandten, der in einem etwa fünf Stunden entfernten Städtchen wohnte, zu Gevatter und für einige Tage auf Beſuch gebeten. Gern hätte der Tiſchler auf dieſe Bitte eine abſchlägige Antwort ertheilt; allein er war dem Anverwandten für viele Gefälligkeiten verpflichtet, und durfte es deshalb nicht wagen, auch nur eine verdrießliche Miene darüber zu machen. Als nun ſeine Frau mit dem Taufbitter verreist war, ſtellte er ſich nach Feierabend wieder an's Fenſter und machte allerhand Grillen: er ſtellte ſich vor, wie viel angeſehener und unbeſorgter er leben, wie viel ſüßere ſinnliche Freuden er genießen könnte, wenn er ſtatt ſeiner zwar nicht gerade häßlichen, doch auch nicht ſchönen, und von Hauſe unbemittelten Gattin, der Gemahl dieſer hübſchen und reichen wäre. Auf dieſe Gedanken geſtützt ſchmiedete er allerhand Pläne, bis das heitere Antlitz des Vollmondes ihm in's Angeſicht lächelte und der Schlaf ihn an ſeine Ruheſtätte mahnte.

Er war noch nicht lange eingeſchlafen, als es ihm vorkam, ein leiſes Pochen an die Thür habe ihn geweckt, und ehe er ſich erheben konnte, um nachzuſehen, was es ſei, trat ſchon die Nachbarin im leichten, reizenden Nachtgewande vor ſein Bett und ſprach mit ſanften Worten: „Lieber Pfennig! ich habe vernommen, deine Frau ſei für einige Tage verreist, und ich verſäume deshalb nicht, dieſen Augenblick zu benutzen, um dir mein Herz öffnen. Seit langer Zeit habe ich deine Liebe und dein Verlangen nach mir bemerkt; nicht weniger liebe ich dich. Nun iſt ſo eben mein Mann geſtorben. Laſſe dich von deiner Frau ſcheiden; alle etwaigen Unkoſten will ich beſtreiten und allen Einfluß meiner Familie dazu verwenden, einen günſtigen Gerichtsentſcheid zu erzwecken. Und dann ſoll nur der Tod uns wieder trennen.“

Man kann ſich das Entzücken denken, in welches dieſe Worte den lüſternen Tiſchler ſetzten. Natürlich war er auch alſogleich mit dieſem Vorſchlag einverſtanden, und eine glühende Umarmung war das Siegel ihres Bundes. Man ſchritt ungeſäumt zum Werk. Der Trennungsſpruch des Ehegerichts erfolgte glücklich, und bald war der überſelige Tiſchler am Altar den Armen der ſchönen begüterten Braut überliefert, während die bedaurungswürdige Frau als Magd nun wieder ihr Brod ſuchen mußte.

Aber nicht lange dauerte das Glück des Pflichtvergeſſenen. Eines Abends, als er eben mit ſeiner neuen Gemahlin koſte, traten plötzlich einige Diener der Gerechtigkeit mit einem Verhaftsbefehle herein, nahmen die geſtörten Koſenden gern oder ungern in ihre Mitte und führten beide jedes in ein abgeſondertes Gefängniß. Bald darauf wurden ſie vor Verhör geſtellt, und angeklagt, den früheren Gemahl gemeinſchaftlich mit Gift aus der Welt geſchafft zu haben. Das verbrecheriſche Weib war entlarvt und eine glühende Schamröthe bedeckte ihr geſenktes Antlitz, während der Schreiner ſeine Unſchuld und Unbekanntſchaft mit der Sache beweiſen und darlegen wollte; aber alle ſeine Reden fanden kein Gehör, das Todesurtheil wurde ohne Gnade ausgeſprochen, und die Verbrecher wieder in ihre Kerker abgeführt. Unſer Tiſchler war untröſtlich; er war ſich zwar keiner Schuld am Morde des erſten Mannes ſeiner Gemahlin bewußt, aber die Gewiſſensbiſſen über die ſchonungsloſe Behandlung ſeiner erſten Frau peinigten ihn gewaltig, und ſchmerzliche Reue überwältigte ſein geängſtetes Herz. Als der Geiſtliche zu ihm trat, ihn zum Tode vorzubereiten, betheuerte er demſelben nochmals ſeine Unſchuld, bekannte ihm zugleich das Benehmen gegen ſeine erſte Frau und ſeine aufrichtige Reue darüber, welcher ihm dafür den Troſt der Religion ertheilte.

Schon wurde er auf die Richtſtätte geführt, ſchon der Nacken ihm frei gemacht, und ſchon fühlte er den vernichtenden Streich des Schwertes, als er — erwachte.

Es war Alles nur ein Traum geweſen und er lag noch geſund und wohlbehalten auf dem Bette, auf welches er ſich Abends zuvor niedergelegt hatte. Schon leuchtete die Morgenſonne über die grünenden Berge und blühenden Thäler, und noch hatte er keine Luſt, ſich von ſeinem Lager zu erheben. Er erinnerte ſich auch des geringſten Umſtandes in ſeinem Traume noch ganz deutlich. Tiefſinnig dachte er darüber nach und die Reue war ihm in den wachenden Zuſtand hinüber gefolgt. Er dankte Gott, daß es nur ein Traum geweſen und nahm ſich feſt vor, zufrieden mit ſeiner jetzigen Lage ſeine Gemahlin liebreicher und freundſchaftlicher zu behandeln. Mit dieſem Entſchluß ſtand er nun froh von ſeinem Bette auf, ging an ſein Tagwerk, ſang und pfiff bei ſeiner Arbeit munter und fröhlich. Alles ging noch einmal ſo leicht von Statten und ſeine Frau, als ſie wieder zurückkehrte, bemerkte bald ſeine Veränderung und hätte ſich gerne

darüber gefreut, wenn sie nicht einen baldigen Rückfall befürchten zu müssen geglaubt hätte. Schon waren seit diesem Vorfall einige Jahre verstrichen, ohne daß der früher befürchtete und nun längst vergessene Rückfall eingetreten wäre, als der Magistrat den Tischler vorbescheiden ließ, und ihm die Abschrift eines Testamentes mittheilte, laut welchem er der einzige Erbe einer alten, verwandtenlosen, reichen Pathin seiner Frau war, das ihn in das Eigenthumsrecht eines Vermögens von 30,000 Thalern setzte, in welchem aber ausdrücklich gesagt war, daß dieses nicht erfolgt wäre, wenn er sich in seinem Betragen gegen seine Frau seit geraumer Zeit nicht gebessert hätte, indem die Erblasserin dann vor ihrem Tode noch Alles angewandt hätte, um die Trennung zwischen ihm und seiner Frau zu bewirken, und Letztere in den zufriedenen und ungestörten alleinigen Genuß dieses Vermögens zu setzen.

Naturgeschichte.

Der Seidenwurm.

Die Seidenraupe, schmutzig weiß mit bräunlichen Adern und feinem Randsaum. Ein Querstrich und ein Mittelfleck auf den Vorderflügeln, ein dunkler Fleck am Innenrand der Hinterflügel.

Der berühmte, weltbekannte Schmetterling, dessen Raupe noch immer die beste bekannte Seide liefert*) und ursprünglich aus China stammt. Der Schmetterling legt gegen 200—300 blauliche, wie Mohnsaamen aussehende Eier, die man an einem kühlen Orte ein ganzes Jahr hindurch aufbewahren kann, und welche in der Regel mit dem ersten erwachenden Frühling ausschliefen. Da ihre erste Nahrung vom Ausschlagen des Maulbeerbaumes abhängt, und dieser nicht immer genau mit der Luftwärme zusammentrifft, so pflegt man in Oberitalien oder wo sonst die Seidenzucht im Gange ist, die Eier entweder in der Kälte zurückzuhalten, bis der rechte Zeitpunkt im Freien eingetreten ist, oder sie umgekehrt zu zeitigen, indem sie die Weiber in Säckchen im Busen mit sich herumtragen. Die untauglichen sehen gelb aus. Die Seidenraupe bedarf zu ihrem Gedeihen einer Temperatur von 14—20° R.; doch kann sie bis 36° R. ohne Schaden ertragen.

Bei uns pflegen die Eier, die man etwa Mitte Mai auslegt, gegen Ende dieses Monats auszukriechen. Die kleinen Räupchen sind grau, Anfangs fast durchsichtig, mit schwarzem Kopf und kleinen Härchen. Erwachsen kreideweiß mit braunen Zeichnungen, zumal wie ein V über dem Rücken, dessen vordere Halbringe höckerig aufgetrieben sind. Hinten haben sie ein kurzes Horn, wie die Abendfalterraupen.

Das eigentliche und wahre Futter der Seidenraupe bleibt das Blatt des weißen Maulbeerbaumes, für welches noch durchaus kein vollkommenes Surrogat hat gefunden werden können. Da dieser Baum bei uns unter allen zuletzt ausschlägt (daher ihn um dieser Klugheit willen die Alten auch sapientissima arborum†) nannten), so liegt eine Schwierigkeit in der Zucht bei uns in dem Beobachten des gleichzeitigen Entwickelns des Laubes und der Raupen, die anfänglich nur die zärtesten Theile genießen. Man kann sie wohl einige Tage mit Salat und dergl. hinhalten, auf die Länge sterben sie aber von diesem, so wie anderem versuchten Futter, als Ulmblättern, Weinblättern u. s. w. Erwachsen verbrauchen sie sehr ansehnliche Mengen solcher Maulbeerblätter, die also bedeutende Anpflanzungen voraussetzen*), auch bisweilen nicht einmal abgebrochen, noch weniger zerbrochen geliefert werden dürfen, wenn die Raupen nicht krank werden sollen. Doch läßt man in der Lombardei und im südlichen Tyrol das Laub in wohlbedeckten Tragkörben von den Anhöhen kommen, wo es, wie mir versichert wird, in Kellern gut aufbewahrt, an sechs bis acht Tage dienlich bleibt.

Die Raupen sind sehr vielen Krankheiten, (wovon weiter unten noch ein Mehreres) unterworfen, wodurch sie zu Grunde gehen, und auch die anderen anstecken. Man hat daher theils für luftige, trockene, gehörig warme Räume, theils für trockenes reinliches Futter Sorge zu tragen, insbesondere dürfen die Blätter nicht vom Regen genäßt sein. Selbst der Blitz tödtet oft in Menge die kleineren Raupen, die man auch nicht mit den Händen berühren soll. Man pflegt sie nebst dem Futter auf Siebe zu bringen, und diese öfter zu reinigen.

Das Alter der Raupen ist gerade vier Wochen, so daß sie gegen Ende Juni sich zum Einspinnen anschicken. Die vollendeten sind groß, bis drei Zoll lang. Sie häuten sich während ihrer Existenz vier Mal, und sind dann immer ein paar Tage still und fressen nicht. Kälte und Feuchtigkeit schadet ihnen in diesem Zeitpunkte ganz besonders.

Die Raupe hat die zwei langen Spinngefäße, deren schon oben gedacht worden, mit einem dottergelben, wie Honig aussehenden, Safte erfüllt. Diese Gefäße nehmen einen großen Theil des Leibes ein, indem sie hinten auf dem Darm vielfach übereinander gefaltet liegen. Jedes treibt durch die feine Oeffnung unter dem Munde einen Faden, folglich besteht jeder Seidenfaden eigentlich aus zweien.

Beim Einspinnen webt die Raupe erst ein grobes Gespinnst größerer Fäden, woraus man die Floretseide verfertigt, sodann mit einem über 900 Fuß langen feinen Faden die eigentliche Seide, und zu innerst den Cocon, ein dichtes Gefüge, welches zu Seidenwatte, einer mehr flockigen Substanz, deren man sich zum Verpacken der Seidenzeuge bedient, benutzt wird. Man berechnet, daß 180 Fäden eigentlicher Seide über einander gelegt, erst die Dicke einer Linie ausmachen.

Die Raupe liegt 4—5 Tage in dem Cocon, ehe sie sich völlig verpuppt. Sie fastet vor dem Einspinnen erst noch 36 Stunden und entleert sich dabei ihrer Excremente. Nach vierzehn bis sechszehn Tagen kriecht der Schmetterling aus, der mittelst seines Saftes den Cocon auflöst und ein Loch in demselben bildet. Daher muß man die zur Seidengewinnung bestimmten Puppen vorher im heißen Ofen oder der Sonne tödten. Die zum Abhaspeln der Seide bestimmten Cocons wirft man in einen Kessel mit heißem Wasser, und schlägt mit einem kleinen Reiserbesen darin umher, wodurch sich die Endfäden an denselben anhängen und beim Herausheben leicht gefunden werden können. Man nimmt nun, je nach Absicht, mehrere derselben zusammen, bringt sie auf eine Weife und haspelt in schneller Drehung die Seide ab. Bei dieser und fernerer Arbeit will man bemerkt haben, daß die Spinnerinnen wunde Finger bekommen, welches Einige der Raupensäure zuschreiben, Andere dagegen als Folgo des Einschneidens der etwas platten Fäden vermuthen.

Schon am dritten Tage nach dem Auskriechen legt der Schmetterling wieder Eier, welches daher Mitte Juli der Fall ist. Drei bis vier Wochen nachher kriechen auch diese wieder aus, und man

*) In Südamerika gibt es viele verwandte Gattungen, so wie unter anderen die spärlichspinnenden Raupen auf Arbutus madronno, davon ich ein Exemplar vor mir habe, deren dichtes Gewebe die Kinder in den Schulen, um darauf zu schreiben, brauchen.

†) Der weiseste der Bäume.

*) In der Provence erreicht ein Maulbeerbaum in dreißig Jahren vierzig Fuß Höhe, und gibt dann jährlich vier Zentner saftige Blätter; diese Ergiebigkeit behält er 50 Jahre lang.

kann bis zu Mitte September abermals zum Einſpinnen reife Raupen haben. Iſt die Witterung gut, ſo erhält man eine zweite Ernte von Cocons, die oft noch ſchöner ſind, als die erſten.

Man unterſcheidet goldgelbe, blaßgelbe und prächtig weiße. Letztere ſind die geſuchteſten, da ſie jede Art Farbe annehmen, und es gibt Gegenden, wo man nur ſolche zieht; ſo in Syrien, wo für ihre Zucht eigene, faſt ein ganzes Dorf bildende, Häuſer ſind. Uebrigens gibt es eine Menge Sorten oder Varietäten der kultivirten Seidenraupen auch in Europa, wie unter unſeren anderen Hausthieren.

Wie ſchön ſich Seide färben laſſe, iſt aller Welt bekannt. Man erhält zweimal über England und Rußland ſolche chineſiſche Seide in den prachtvollſten Farben aller Schattirungen, wie ſie in Schleifen neben einander liegen. Die gemeinere perſiſche, griechiſche und ſicilianiſche Seide iſt gelb, wird in große Bündel zuſammen gethan und von den Hirtinnen und andern Weibern noch jetzt ganz nach alterthümlicher Weiſe geſponnen, indem ſie das Paket unterm Arm tragen und die Fäden an einer Spindel befeſtigen, die frei herabhängend ſchnell gedreht wird, wodurch ſich der Faden bildet. Man ſieht dieß Verfahren häufig an den Figuren mancher italieniſchen Landſchaften.

Dieſe gelbe Seide verſchießt im Lichte, was ihr jedoch nicht zum Nachtheile gereicht. Zeuge von ihr ſind äußerſt dauerhaft und haltbar (wie denn überhaupt die wilde Seide feſter iſt), auch laſſen ſie ſich gut waſchen. Eben ſo werden die ſtarken Fiſchernetze für den Herings- und Thunfiſchfang aus ihnen verfertigt.

Noch immer iſt die Geſchichte des Seidenwurmes nicht vollſtändig aufgeklärt. Das nördliche China, das Serika der Alten, wird als ſein wahrſcheinliches Vaterland angegeben. Ganz China iſt in Seide gekleidet, und die Maulbeerbäume ſind daſelbſt häufig. Seriſche Kaufleute durchzogen faſt die ganze Breite Aſiens, und brachten verarbeitete Seide auf die Meſſen zu Niſibis im alten Meſopotamien. Von da wurde ſie durch Phönicier und perſiſche Kaufleute den Oſteuropäern zugeführt. Ganz ſeidene Kleider trug zuerſt Heliogabal, (218 vor Chr. Geb.). Unter Juſtinian (im J. 527—565) war der Seidenhandel ſchon ein beſonderer Gegenſtand der Aufmerkſamkeit der Regierung.

Zwei chriſtliche Mönche erſchienen zu Conſtantinopel, welche auf ihren Miſſionsreiſen in China den Seidenbau erlernt hatten, und dieß dem Kaiſer anboten. Er bewog ſie zu einer zweiten Reiſe, von welcher ſie im Jahre 552 zurückkehrten, und in ihren ausgehöhlten Wanderſtäben den Saamen der Seidenraupe glücklich nach Conſtantinopel brachten.

Portugal und Spanien verdanken die Seidenkultur den Arabern, die ſchon um das Jahr 768, vor Karl dem Großen, die Lehrer der Franken in der Weberei waren. Italien empfing die Seidenweberei aus Griechenland, aber erſt im Jahre 1146, als Roger die erſten gefangenen Seidenarbeiter nach Sicilien führte und da mit großer Achtung behandelte. Palermo war der Hauptſitz. In der Lombardei wurden erſt im ſechszehnten Jahrhundert Maulbeerbäume gepflanzt, zumal ſeit 1550.

Nach England kam chineſiſche Seide zuerſt unter Heinrich dem Zweiten, im Jahre 1180. Im ganzen Mittelalter waren ſeidene Zeuge gekannt und geliebt, zumal Sammet.

Gegenwärtig iſt Italien, insbeſondere aber die Lombardei und Sardinien, ſo wie das ſüdliche Frankreich, der Hauptſitz der europäiſchen Seidenkultur. Letzteres baut jährlich über 6000 Centner. Nach Berichten an Napoleon, im Jahr 1812, erzeugte es für ſiebenzig Millionen Franken, alſo an 18,000,000 Thaler, Seide. Für die Lombardei rechnete man vor einigen Jahren 20,000,000 Thaler mit Inbegriff der Fabrikation.

Schon vor hundert Jahren wurden in verſchiedenen Gegenden des mittleren Deutſchlands, zumal in Mainz und Würtemberg, Verſuche gemacht, Seidenraupen zu ziehen. Da aber das ſüdliche Deutſchland zu hoch liegt, um das Klima des benachbarten Italiens zu haben, und im Norden damals die Maulbeerbäume noch fehlten, ſo hinderten dieſe beiden Umſtände den Fortgang, und man verzweifelte ſtets an einem glücklichen Erfolg.

Der Erſte, der ſich im nördlichen Deutſchland am kräftigſten dafür intereſſirte, war Friedrich der Große. Zu Anfang der achtziger Jahre des letzten Jahrhunderts waren die Potsdamer Verſuche ſchon ſehr gelungen. Doch wurden, nach Kunth, in Preußen nie über 13,000 Pfund Seide gewonnen, die indeß nicht ſchlechter war, als die lombardiſche, eher noch dauerhafter. Dieſe betrug etwa 70—80,000 Thlr. an Werth.

Die Seidenraupen ſind, als Kulturthiere, nicht bloß den allgemeinen Uebeln ſolcher Geſchöpfe unterworfen, ſondern auch noch ganz ſpecifiſchen Krankheiten. So unter andern dem Durchfall, wonach ſie zu Grunde gehen und auch die anderen anſtecken. Keine Krankheit wirkt aber für ſie verderblicher, als ein ſcheinbar kalkiger Ausſchlag, bei den Italienern Mal del Segno, calcino, calcinetto oder calcinaccio, bei den Franzoſen muscardine, nach der Aehnlichkeit mit gewiſſen in Zucker gepuderten Paſtillen, die dieſen Namen führen, genannt. Die Seidenraupen werden davon meiſt erſt im Zeitpunkt ihrer Verpuppung befallen, ſterben und ſind dann mit einer weißen, pulverigen Efflorenz bedeckt; ſie vertrocknen und mumiſiren ſich dabei, ſtatt wie bei dem Durchfall, der Gelbſucht und anderen Krankheiten zu zerfließen.

Man hat bis jetzt vergeblich Verſuche gemacht, dieſer Geißel Einhalt zu thun, und es ſind neuerlich mehrere Schriften darüber erſchienen. Es bildet ſich nämlich unter der Haut der Raupe, auf dem Fettkörper, ein netzartiges Schwammgewebe, welches in Aeſte mit Sporen auswächst, ſodann über die Haut hervortritt und den ſchon bekannten Pilz, Botrytis diffusa, Fries, bildet. Dieſe Krankheit iſt anſteckend, richtet oft ganze Anſtalten zu Grunde, und pflanzt ſich ſogar durch die Eier von Schmetterlingen fort, die ſich unter dergleichen entwickelten. Nach Audouin's Verſuchen konnten auch Raupen anderer Schmetterlinge damit angeſteckt werden. Doch erzeugte ſich dieſer Cryptogam auch von ſelbſt, wenn er Larven in feuchtem Mooſe erzog, und es ging daher das Reſultat hervor, daß ſich die Krankheit noch am erſten, und faſt nur, durch recht gute Luftventilation, in den Anſtalten vermeiden laſſe.

Daß Seidenraupen bisweilen, ohne durch den Puppenzuſtand zu gehen, bei der vierten Häutung unmittelbar Flügel erhalten, jedoch lange und ſchmale, nebſt langem Raupenbauch, ſoll von einer Verkümmerung der Spinngefäße entſtehen.

Silben-Räthſel.

Die letzten Beiden ſind beſtimmt, im Großen
Verwahrungsort für's Köſtlichſte zu ſein,
Was uns der Erde Schöpfungskräfte leihn.
Dies Köſtlichſte ſchmückt Wang' und Mund mit Roſen;
Denn üppig ſtößt es uns die erſten Beiden ein,
Weckt ſüßen Drangs der Liebe traut'res Koſen.
Mein Ganzes, zwar dem Zweck nach lobenswerth,
Trägt, kleinern Umfangs, offen das Gemeine,
Was keine Spur des erſten Paars gewährt,
Was, ſtatt ſich ihm zu nah'n zu friedlichem Vereine,
Vielmehr dies erſte Paar nach Möglichkeit bekrieget,
Und es, nicht ſelten uns zum Heil, beſieget.

Fr. Schweizer.

DAS POSTHÖRNCHEN

No. 6.

8. Febr. 1839.

Eine Wochenschrift
für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Dieses Blatt kann das ganze Jahr hindurch auf allen löbl. Postämtern des Kantons Aargau gegen vierteljährliche Vorausbezahlung von 30 Kreuzern bezogen werden. Diesem wird jedesmal unentgeldlich beigelegt: „Das Alpenhorn“, ein Volksblatt zu angenehmer und belehrender Unterhaltung. Zusendungen müssen mit der Namensunterschrift des Einsenders versehen sein, und werden, wenn es gewünscht wird, von der Redaktion zur Umwandlung in spaßhafte Verse besorgt, jedoch hat der Einsender für den Inhalt jedesmal zu haften. Ankündigungen werden mit 5 Rappen für die Zeile berechnet. Briefe und Geld postfrei.

Tagesbegebenheiten.

Schweiz.

— Dem so eben aus der Presse gekommenen, eben so scharfsinnig als durchgreifend und freisinnig abgefaßten Büchlein: „Noten und Text zur dereinstigen Revision der Verfassung des Katons Bern,“ entheben wir aus den vielen, besonders für den Kanton Bern höchst bemerkenswerthen Stellen folgende, auch für andere Kantone nicht uninteressante Wahrheiten: — „Wenn den Gemeinden Glaubensfreiheit zugesichert ist, so folgt nothwendig, daß ihnen auch die Wahl ihrer Geistlichen zusteht. Oder soll die Regierung das Recht haben, ihnen Geistliche von einer ihrer Ueberzeugung widerstrebenden Lehre aufzudringen? Auch in politischer Beziehung ist es für einen demokratischen Staat höchst unklug, ja gefährlich, die Besetzung der geistlichen Stellen der Regierung zu überlassen. Es ist durch die Geschichte aller Völker und aller Zeiten bewiesen, daß selten ein Geistlicher demokratische Gesinnungen hat. Die heutigen monarchischen und aristokratischen Regierungsgrundsätze haben sämmtlich ihre Hauptstützen in den Geistlichen. Der geringste Geistliche, gehöre er einer christlichen Konfession an, oder sei er Jude, Heide oder Mahometaner, er ist ein Papst, der unfehlbar zu sein behauptet, hiermit Alles nach seinem Sinne haben will. Sein Beruf und seine Stellung bringen dies mit. Hängt er nun gar rücksichtlich seiner Stelle und seines Einkommens ganz von der Regierung ab, so ist er auch nothwendig ihr Diener, und meistens ihr Knecht, hiermit der Demokratie um so gefährlicher, da die demokratischen Regierungen auch durch das an einem Faden über ihrem hohen Haupte schwebende Schwert kaum abgehalten werden mögen, eben so undemokratisch zu handeln, als andere. Man gestatte keinem Unwürdigen die Ordinazion, so wird die Gemeinde keinen Unwürdigen zu wählen bekommen; und endlich hat man noch nie gesehen, daß jene Gemeinden, welche ihre Geistlichen selbst wählen, schlechter seien, als die, welche sie von Kollatoren und Regierungen empfangen.“ — „Alle indirekten Abgaben, als: „Ohmgelder, Stempel, Post- und Salzregal, Zölle, Eingangs-, Gerichts- und Kaufhausgebühren ꝛc. sind in einem freien Staate höchst ungerechte Lasten, und Vieles darunter ist als wahre, einen freien Menschen und eine freisinnig sein wollende Regierung schändende Quälerei geradezu verwerflich. Auflagen, die man der Polizei wegen nicht ganz aufheben kann, sollten wenigstens auf den mindest drückenden Fuß heruntergesetzt und so vertheilt werden, daß nicht Einzelne den größten Theil zu tragen hätten. Denn unter allen Abgaben sind die indirekten gewiß die allerungerechtesten, weil sie verhältnißmäßig am stärksten auf der ärmern Klasse lasten, dem ausgedehntern Aufschwung des Wohlstandes hinderlich sind, zu mancherlei Betrug und hiermit zu Verschlechterung der Sittlichkeit verleiten, auch die Nation mit einer Last von Einsammlungskosten beschweren, gegen welche die Beziehungsunkosten der direkten Abgaben unbedeutend heißen können.“ — „Durch den jährlichen Wechsel kommen die Landammanns- und Schultheißen-Stellen in so viele Hände, daß wir am Ende lauter Landammänner haben und sie achtungslos werden müssen. Man nimmt und gibt sie wie Komplimente hin und denkt sich die kurze Pflicht eines Jährchens durch den lebenslänglichen Titel reichlich bezahlt. Wir wollen aber an der Spitze unseres Staates Männer, die ihren Ehrgeiz in die Pflichterfüllung setzen und, bevor sie diese übernehmen, nicht bloß ihre Titellust, sondern mehr noch ihre Schultern prüfen.“ Und dgl. m.

— Frickthal. In Herznach trieb Pfarrer Felizian Häseli seit langen Jahren Unterschleif mit einem Zehnten-

berein, den er heimlich von einer kirchlichen Gemeindsbruderschaft an sich zog und jährlich mit 60 bis 70 Fr. ausbeutete, ohne auch nur irgend Jemanden darüber Rechnung zu stellen; jetzt ist seine Freibeuterei zu Tage und vor Gericht. Ein anderer Römler, Pf. Mösch in Hornussen, hat endlich, nachdem alle seine Kniffe an's Licht gekommen, freiwillig resignirt, und bald dürften die geſcheidten Hornusser einen aufgeklärten; wackern Seelenhirten bekommen. — In Frick hat die Gemeinde am Neujahr beinahe einstimmig die Errichtung einer Bezirksschule beschlossen und dafür einen Fonds von 10,000 Franken bestimmt. Es ist wohl kaum ein Ort im Aargau, der sich wegen der zwölf noch herumliegenden Gemeinden besser zu einer Bezirksschule eignet, als Frick, — keiner weniger, als Laufenburg, wo, unter einem Moretto und Dügli, alles Gute mit Stumpf und Stiel heute lieber als morgen ausgerottet wird und wo sie in diesem Augenblicke den tollsten Spuk treiben. Ersterer stellt sich in der Nähe eines obergerichtlichen Ausspruches über seine vier Prozesse halbtodt und — beichtet! läßt das Testament machen, die Schulmädchen zum Gebet versammeln, um vom Himmel entweder seine baldige Gesundheit oder ein baldiges Ende zu erflehen, läßt seine Schriften durch den Kaplan Holliger in's Ofenfeuer werfen und drückt das Kruzifix augenverdrehend an den Mund, so lange Jemand zugegen ist. Lauter Spiegelfechtereien. — Zur großen Freude des Bezirks wurde unlängst der junge Hr. Gerichtspräsident Käser von Sisseln beinahe einstimmig von der Bürgerschaft zu Kaisten und Laufenburg, Sulz und Sisseln zum Großrath ernannt. — Seit geraumer Zeit sieht man längs des Rheines bei Laufenburg den Hrn. Ingenieur Auer mit Gehülfen einen Plan zur Korrektion des Rheinbettes fertigen, nachdem er erst kürzlich den trefflichen Plan zu einer direkten Straße von Frick über Kaisten an den Rhein hinaus beendigt hatte. — Wenn dadurch, daß diese Sachen schön auf's Papier kommen, sie nur auch zugleich schön verwirklicht würden!

— Eine schauerliche Geschichte ereignete sich am 14. v. M. bei Kaiserstuhl. Ein Jüngling von 24 Jahren, ein leidenschaftlicher Jäger von Waldhausen, war kaum ein paar Büchsenschüsse von seiner Wohnung entfernt, so ging ihm im Gebüsche ein Schuß aus einer Doppelflinte los. Er wollte sein Gewehr von dem Gesträuch lösen, glitschte aus und der zweite Schuß ging ihm in den rechten Oberschenkel, so daß das Schrot im Fleische blieb. Indem er durch Schreien sich Hülfe verschaffen wollte, rutschte er mit Blut bedeckt eine lange Strecke des Berges herunter. Seine Schwester war die erste Person, die ihn traf; man brachte eine Leiter und trug ihn auf derselben nach Hause. In den Armen seiner zärtlichen Mutter und seiner Geschwister verschied der heißgeliebte, brave junge Mann unter den fürchterlichsten Schmerzen.

— Ueber den verstorbenen Landammann J. Schmid von Lachen hat der St. Gall. Wahrheits-Fnd. eine erbauliche Legende mitgetheilt, aus welcher zu schließen ist, daß dieser gewesene Schwyzer-Magnat bald von Rom heilig gesprochen werden dürfte.

— Am verwichenen Dienstag wurde auf dem Theater in St. Gallen aufgeführt: "Staberle in St. Gallen, eine Lokalposse." Den eingelegten Witzen entheben wir folgenden: Der Held des Stückes, Staberle, erzählt, er sei Theaterzettel- und Zeitungs-Verträger; bei diesen Verrichtungen sei ihm kürzlich ein fataler Streich passirt. Im Theater sollte das Stück "der Lügner" gespielt werden, er laufe noch spät am dunkeln Abend herum, die Zettel an den Straßenecken anzukleben und auch zugleich die Zeitung "der Wahrheitsfreund" den Abonnenten zu bringen. Aber o Jammer! am andern Morgen las man an allen Ecken statt "der Lügner" "der Wahrheitsfreund", den ich in der Finsterniß beim Ankleben irrig mit dem Theaterzettel verwechselt hatte.

— Die Schneelawinen tosen und wüthen diesen Winter gewaltig in unsern Schweizerbergen. Eine solche zerstörte eine Wohnung nebst Stall im Maderanerthal, in Uri. Der Hausvater hörte das Krachen der Lawine, und stand vom Bette auf, aber im Nu stürzte die Wohnung zusammen, die Decke fiel auf ihn und er, seine Frau und ein zweijähriges Kind wurden 100 Schritte weit fortgerissen. Als sie zur Besinnung gekommen waren, fragte die Mutter sogleich wehmüthig nach ihrem Kinde, das sonst an ihrer Seite lag. Ein rettender Engel hatte über dasdasselbe gewacht; es kam von selbst über den Schnee hergelaufen, freilich stark an der Stirne verwundet. Ein Knabe von 14 Jahren und zwei etwas jüngere Mädchen lagen im gleichen Gemach und wurden ebenfalls fortgeschleudert; der Knabe, sehr besonnen, raffte sich auf und nahm das jüngere Mädchen, beide in dem Zustande, wie sie im Bette gelegen, auf den Rücken, eilte ungeachtet der Dunkelheit und des dichtfallenden Schnees der nächsten, etwas tiefer liegenden Wohnung zu. Auch das ältere Mädchen wurde ohne Verletzung gerettet. Die Aeltern hingegen, obschon sie sich aus der Schneemasse herausarbeiten konnten, sind doch schwer verletzt. Brustbein und Rippen sind Beiden theils eingedrückt, theils zerbrochen; der Mann hat überdies das rechte Schulterblatt entzwei, Wunden am Kopfe, viele Quetschungen am Leibe und ist überhaupt in einen Zustand versetzt, der sein Leben in Gefahr hält; eben so das seiner Frau. — Ein ähnliches Unglück ereignete sich in Graubünden. Zwei junge Männer waren vom Dorfe Zernetz ausgefahren, um Streue einzubringen und wurden eine Strecke vom Dorfe von einer Lawine verschüttet. Die Nachricht kam in's Dorf, man läutete die Glocken und alle Männer eilten zur Hülfe hinaus; aber von Mittag bis Abend ist keine Spur von den Verunglückten gefunden worden.

— Die Sense, ein wildes Bergwasser, welches die natürliche Gränze zwischen den Kantonen Bern und Freiburg bildet, hat schon manches Menschenopfer verschlungen, und dieß ganz besonders deßwegen, weil bei Thoren

eine Brücke darüber mangelt. So ertrank zu Anfang verflossenen Jahres dort ein Einwohner von Thoken, Namens Lüthold; im Juli desselben Jahres ein 13jähriger Knabe von Schwarzenberg (Ulrich Binggeli). Dem armen Jungen schwindelte, als er über den schmalen Steg ging, welchen das angeschwollene Bergwasser erschütterte. Sein Leichnam wurde eine Stunde unterhalb von den tobenden Fluthen auf das Grien geworfen. Sein Nachfolger war ein hannöverischer Malergesell aus Osnabrück, welcher am 14. dies in der Sense seinen jämmerlichen Tod fand. Er kam von Freiburg und wollte nach Thun; der Steg über das Hauptwasser war weggerissen; der arme Mensch suchte auf dem angeschwemmten Grien hinüber zu gelangen an das jenseitige Ufer; allein es war Nacht; er verirrte sich zwischen den beiden Hauptströmungen; die Bise strich eisig über das schäumende Wasser. Franz Goswin Fuchs, so hieß der Wanderer, entschlief in Mitte der tobenden Fluth. Als er erwachte, befand er sich an einem Ufer, aber nicht an dem, welches er am Abend des 14. hatte erreichen wollen. Er hatte den Strom überschritten, der dieses Leben von jenem scheidet. Am Morgen fand man im Schnee seinen erstarrten Leichnam. — Wahrscheinlich mit Recht wird nach solchen Erfahrungen eine tüchtige Brücke verlangt, die bei Thoren den Wanderer sicher über die Sense führe.

Ausland.

— Wir lesen in baierischen Blättern, daß sich gegenwärtig in München zwei Schwestern vom Orden des heiligen Franziskus von Sales aufhalten, um mit allerhöchster Genehmigung Beiträge zur Wiedererrichtung eines Klosters dieses Ordens zu sammeln. Sie haben bereits 20,000 fl. eingenommen.

— In Schweden hat man, dem Berichte norddeutscher Blätter zufolge, eine ganz eigenthümliche Methode, Geistliche, die sich gemischte Ehen einzusegnen weigern, von diesem ihrem Grundsatze abzubringen. In der ersten Woche nach der verweigerten Einsegnung muß er nämlich 50 Speciesthaler, in der zweiten 100, in der dritten 200 u. s. w. Strafe zahlen. Bis zur dritten Woche lassen es die Herren gar nicht kommen, sondern sie segnen oft schon in der ersten ein. Genannte Strafe wird ihnen nämlich von der weltlichen Behörde zudiktirt.

— Aus Thisted in Jütland sind betrübende Berichte über die Verwüstungen eingelaufen, welche in Folge der letzten Stürme die Ueberschwemmungen in dortiger Gegend angerichtet haben. In Nyekiöhing auf Mors sollen ungefähr 140 Menschen ohne Obdach sein; eine ganze Straße ist an diesem Orte eingestürzt; Hausgeräthe aller Art ward ein Opfer der Fluthen, doch hatte es kein Menschenleben gekostet. Auch aus Ripen sind betrübende Nachrichten eingelaufen. In Lemwig ist das im vorigen Jahre neu aufgebaute Armenhaus eingestürzt, nachdem vorher die Armen mit genauer Noth aus den Fenstern waren gerettet worden. Die Bauern wurden an den meisten Stellen mit Wagen aufgeboten, um die ihres Obdachs beraubten Menschen nach den Dörfern zu fahren; aber auch diese sind keineswegs alle verschont geblieben, so irren z. B. in Törring, einem Dorfe etwas nördlich von Lemwig gelegen, 125 Menschen obdachlos umher und 10 sind ertrunken. Von Harboöer fürchtet man das Schlimmste zu hören. Ueberhaupt scheint der Liimfiord überall aus seinen Ufern getreten zu sein, und alle seine Umgebungen unter Wasser gesetzt zu haben.

— Seit dem 1. Febr. nimmt in den Niederlanden Alles eine kriegerische Haltung an. Vorgestern trafen in Köln mit dem Telegraphen Befehle ein, worauf nach allen Richtungen hin Kuriere entsendet wurden, um sofort die ganze Kriegsreserve einzuberufen, mit der Weisung, in 24 Stunden marschfertig zu sein. In Wesel war die Rheinbrücke abgefahren, unverzüglich, so lautet der Befehl, solle dieselbe wieder aufgeführt werden. Alles geht nach der belgischen Gränze. Indessen glaubt man doch keineswegs an ernstlichen Krieg.

— Man liest in einem belgischen Journal: Der Kardinal Erzbischof von Mecheln hat seine Hirtenstimme hören lassen, und ein Circular an alle Dechanten seiner Diöcese geschickt, welches ihnen befiehlt, allen Pfarrern jedes Distrikts die genauesten Vorschriften zu geben, damit sie in ihren Predigten den Getreuen kund machen, daß der bevorstehende Krieg ein Religionskrieg sei, daß es sich um die Erhaltung des Glaubens handle, und daß alle Katholiken verpflichtet seien, zum Erfolg eines Kampfes beizutragen, dessen Hauptzweck sei, Belgien vor dem Joch der Ketzer zu bewahren.

— Bei Cambrai hat sich folgende höchst merkwürdige Geschichte zugetragen. Ein Familienvater, der mit seinen Kindern zeitlebens im besten Einverständnisse gelebt hatte, erzürnte sich mit denselben wegen einer Heirath, die sein Sohn wünschte, dergestalt, daß er die Kinder verfluchte. Kaum hatte er den Fluch ausgesprochen, so sank er leblos zu Boden, und wurde nach zwei Tagen begraben, allein, da der Boden sehr fest gefroren war, nur ganz obenauf. Einige Tage später war Thauwetter eingetreten, und man wollte nun das Grab austiefen. Als man den Sarg wieder von Erde entblößt hatte, glaubte man einen Seufzer zu hören. Man öffnete den Deckel, und in der That entdeckte man noch Lebenszeichen an dem schon Begrabenen. Es gelang, ihn ganz wieder zu sich selbst zu bringen, und durch den Pfarrer, der in den vertrautesten Verhältnissen zu ihm lebte, wurde er zu den Seinigen zurückgeführt, wo eine unbeschreibliche Scene des Wiedersehens Statt fand. Es erfolgte hierauf die vollständige Aussöhnung, und Glück und Heiterkeit sind nach dieser schrecklichen Katastrophe wieder in die Familie zurückgekehrt.

— Zu Cork in Irland wäre am 21. Januar beinahe ein Kartoffelkrieg ausgebrochen, und zwar deßhalb, weil einige Tausend Arbeiter verhindern wollten und auch wirklich verhinderten, eine Ladung Kartoffeln nach Baltimore einzuschiffen. Die ganze Ladung ward auf den Markt zum Verkauf gebracht, und obgleich Soldaten her-

beigeholt wurden, um dem Volke Widerstand zu leisten, so unterließen dies dennoch die Behörden, weil sie einsahen, daß mit Leuten, die für das erste Nahrungsmittel kämpfen, nicht zu spaßen ist.

— Dem Verdienste seine Krone, und folglich auch dem neapolitanischen Minister des Innern, Herrn D. Nicola Santangelo (wenn wir nicht irren). Derselbe ist eifrig bemüht, den Zustand Siciliens zu verbessern, und hat namentlich jetzt scharfe Verordnungen erlassen, um das Drückende der Mahlsteuer, die schon seit drei Jahrhunderten in Sicilien erhoben wird, zu mildern. Schonungslos eifert der Minister gegen die Steuerbeamten, und in dem Rundschreiben, das er an die Intendanten der einzelnen Provinzen auf der Insel erlassen hat, und welches das „Journal beider Sicilien“ mittheilt, heißt es wörtlich: „Und was wirklich abscheulich ist, ist dies, daß der arme Vorübergehende und der unglückliche Ackersmann, die von einem Orte zum anderen gingen, um sich eine armselige Nahrung zu verschaffen, oft durch habsüchtige Einnehmer angehalten und nicht eher freigelassen wurden, bis sie die Steuer für das Stück Brot, das sie bei sich trugen, und welches schon an einem anderen Orte versteuert worden war, auf's neue bezahlt hatten.“ Nach dieser Schilderung des habsüchtigen Verfahrens der Einnehmer folgen die Abänderungen, die in der Steuer gemacht worden sind, woraus erhellt, daß man dieselben jährlich um 400,000 Dukaten vermindert hat. — Wir ziehen vor diesem gewissenhaften Minister den Hut tief ab, und wünschen ihm ein langes Leben.

— Schon vor einiger Zeit hieß es, daß durch ein Dekret der heiligen Inquisition das Leben Jesu von Strauß in das Verzeichniß der verbotenen Bücher kommen würde. Dies ist nunmehr geschehen, und wie die letzten Nachrichten aus Rom lauten, ist das Interdikt, bekannt gemacht durch das Journal „Diario“ und öffentliche Anschläge, zugleich noch über 11 andere, theils rein religiöse, theils philosophische Bücher ausgesprochen worden. — Die Verleger aller dieser Werke sehen nun einer reichen Ernte entgegen, denn in Italien werden die verbotenen Bücher viel gekauft und gut bezahlt. — „Zu den fünf Seligen, welche in diesem Frühjahr heilig gesprochen werden sollen, hat sich noch ein Sechster gefunden, dessen Verdienste ihn auf die Heiligsprechung Anspruch machen lassen. Es zeigt sich nämlich, daß der selige Leonardo da Porta Mauricio, Priester des Franziskaner-Minoritenordens und Missionär, nach seiner Seligsprechung noch zwei Wunder gethan. Im Jahre 1796 heilte er eine Nonne in einem hiesigen Kloster, im Jahre 1815 eine verheirathete Frauensperson. Kardinal Falzacappa ist bei dieser Gelegenheit zum **Advocatus diaboli** (Sachwalter des Teufels) bestimmt; der geistliche Advokat Arrighi übernimmt die Vertheidigung des zu Kanonisirenden.“ — Bekanntlich hat der Sachwalter des Teufels bei diesem Prozeß weiter nichts zu thun, als die Sache des Teufels zu führen, d. h. die Verdienste des Heiligzusprechenden zu bestreiten. — Daß der Teufelsadvokat jedesmal den Prozeß verspielt, versteht sich von selbst.

Einzig in der Absicht, um vor den Folgen zu warnen, welche der Pferderotz für Menschen haben kann, bringt Johann Zweifel von Maseltrangen, Kantons St. Gallen, folgende Thatsache zur öffentlichen Kunde: „Sein Sohn, ein gesunder und kraftvoller Jüngling, kam am 27. Juli v. J. mit einem rotzkranken Pferde in Berührung, und erhielt eine Hautverletzung zwischen dem Daumen und Zeigefinger, so unbedeutend, als etwa das leichte Anfahren mit einer Nadelspitze. Nach zwei Tagen zeigte sich an dieser Stelle eine Entzündung, die er einer andern Veranlassung zuschrieb. Und als gleich hernach auch innere Leiden, Mattigkeit und Schwindel ꝛc. sich einstellten, so wurde gegen Alles ärztliche Hilfe in Anspruch genommen. Allein erst nach drei Wochen, da das Uebel schon bedeutsamer geworden, wurde die Ursache ausgemittelt. Sein Geblüt war aber schon dermaßen infizirt, daß die berühmtesten Aerzte von Zürich, die Herren Professor Schönlein, Locher ꝛc. mit der vorzüglichsten Pflege im dortigen Kantonsspital nichts mehr dagegen vermochten, sondern einzig der Tod am 30. Dezember seine qualvolle Krankheit enden mußte.“

Kurze Antworten.

Dem Herrn Scribent Beller in Laufenburg diene hiermit zur Bemerkung, daß sich ein Ehrenmann wohl begnügen kann, einen Verläumder öffentlich „Lügner“ zu nennen, indem alle Schmähworte ohne Thatsachen nur sich selbst besudeln. Findet er übrigens ein anderes bereitwilliges Blatt, und zieht es vor, statt sich gerichtlich Genugthuung zu verschaffen, seine übrigen Schimpfereien aller Welt zu veröffentlichen, mag die Redaktion dieses Blattes es wohl leiden.

Dasjenige Schweizerblatt, welches es dem Alpenhorn so übel nahm, einige unbedeutende Witze von ihm geborgt zu haben, ohne deren Quelle zu nennen, mag in Zukunft bedenken, daß es von uns schon ganze Gedichte auf diese Weise entlehnt hat.

Anzeigen.

Beim Verleger dieses Blattes ist zu haben:

Text und Noten zur dereinstigen Revision der Verfassung des Kantons Bern 1839. 3 Bz.

Obwohl zunächst für den Kanton Bern berechnet, enthält diese kleine Schrift in ihrem auf strenge Rechtsgleichheit basirten System eine Menge Ansichten und Materialien, die jedem die Freiheit wahrhaft liebenden Schweizer, vorab in den jüngster Zeit neuorganisirten Kantonen, wichtig und auch zum Theil neu sein werden.

Memorial-Verse, eine Sammlung ausgewählter Stammbuch-Aufsätzchen. 1 Bz.

Neues und unterhaltendes Frag- und Antwortspiel in 64 Fragen und eben so vielen Antworten. 2 Bz. Auf Kärtchen 4 Bz.

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau.

No. 7. 15. Febr. 1839.

Das Alpenhorn,

ein Volksblatt

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Zweiter Jahrgang.

D'Welt wot halt geng bitroge sy: so syg sie's denn und schick si dry!

An die Buchdruckerpresse.

Druckerpresse, du geduldig Wesen,
Warst von dem Erfinder auserlesen,
Zu vermehren jedes wahre Wort,
Jeden reinen, göttlichen Gedanken,
Und zu sprengen alles Wissens Schranken,
Zu entbinden sie von Zeit und Ort.

Finsternisse solltest du erhellen,
Immer dich voll Muth entgegen stellen
Aller Lüge, aller bösen That;
Alles Gute wacker unterstützen
Solltest du, dem Göttlichen nur nützen
Ueberall durch klugen, weisen Rath.

Bist du nun am Bösen zwar nicht schuldig,
Gibst du dich doch allzu sehr geduldig
Auch der Bosheit ohne Mißtrau'n hin;
Denn vermag sie nicht es auszureuten,
Sucht sie selbst dein Wirken auszubeuten,
Und du wirst auch ihr nun zum Gewinn.

Doch, was nützt mich all mein billig Rügen?
Arme Presse, mußt dich willig fügen,
Wo dich Arglist noch gebunden hält,
Wo man frech zur Lüge dich mißbrauchet,
Deinen Zweck in Finsternisse tauchet,
Den du hast, zu läutern alle Welt.

Presse, laß dich ferner nicht beengen
In der Bosheit Stätte dich verdrängen,
Die uns Schmach und Knechtschaft nur verheißt;
Laß dich nicht in schwere Fesseln klemmen,
Duld' es nicht, will man dein Wirken hemmen,
Nicht, daß man dich deinem Zweck entreißt.

Presse, laß dich nicht so lang beklagen;
Schaffe Licht, laß auf der Erde tagen,
Daß entlarvt wird, was die Lüge schminkt;
Denn im schalkhaft finsteren Gewirre
Führt uns blendend falscher Schein oft irre,
Bis man tief in Thorheit niedersinkt.

Vermont und Karoline v. Limeuil.

Eine Geschichte aus dem französischen Kriege.

Schreiben eines Ex-Deputirten des National-Convents an einen französischen General.

— — sie sind nicht mehr die beiden Liebenden, die Gatten, zwischen welchen ich eine traurige Scheidewand zog; der Abgrund der Revolution verschlang sie, wie er schon beinahe eine ganze Generation verschlungen hat — sie sind nicht mehr, mein Freund; ich bin es, der sie gemordet hat, und, noch unglücklicher als beide, sie überleben muß — muß! Entfernt von mir, auf dem Schauplatz des Krieges, wo Du gegen die Feinde der Republik kämpfest, wünschest Du die traurige Geschichte zu wissen, die das Leben Deines Freundes vergiftet hat. Lies und beklage mich.

Karoline von Limeuil, ihrer Mutter beraubt, lebte mit ihrem alten Vater und zwei Schwestern zu Commercy, einer kleinen Stadt an der Maas. Man hatte sie in allen Vorurtheilen ihrer Geburt erzogen, aber ihre Seele war darüber erhaben. Edel und arm, ohne Hochmuth, ohne niedere Denkart, sanft und gut, ohne Schwäche des Karakters, war Karoline auch von seltener Schönheit. Sie war der Adel ihres Geschlechts, und hatte doch nie eine Neiderin unter ihren Gespielinnen gehabt. Ihr Vater, ein eigensinniger Alter, von Aristokratie und Haß gegen die Revolution eingenommen, ein Egoist, der stets nur für sich selbst zitterte, hatte ehedem ansehnliche Stellen bekleidet, und lebte von einigen Pensionen, die er nun für ehemalig geleistete Dienste zu genießen hatte. Nach seinem Tode, der

nicht mehr entfernt sein konnte, drohte seiner Familie das tiefste Elend. Zu gleicher Zeit lebte in derselben Stadt eine andere Familie, gleichfalls vom Adel, aber reich. Vater und Mutter waren beide sehr eitel und geizig, und hatten zum einzigen Erben ihren Sohn, den jungen Vermont, der Offizier in einem unserer ehemaligen Kavallerie-Regimenter gewesen war. Vermont und Karoline liebten sich beide unaussprechlich. Der Mann, den Karoline ihrer Liebe würdigte, konnte kein gemeiner Mensch sein.

Seine Aeltern jedoch widersetzten sich, so lange sie lebten, einer Heirath, welche das Vermögen in ihren Augen zu ungleich machte. Sie starben aber während der ersten Monate der Revolution kurz nach einander. Vermont, nun sein eigener Herr und Besitzer eines beträchtlichen Vermögens, sah sich bald im Genusse des längst ersehnten Glücks, sein Schicksal an das einer angebeteten Geliebten zu knüpfen, und eine Familie, welche die seinige geworden war, in Wohlstand zu versetzen.

Allein dieses Glück war von kurzer Dauer. Die Brüder Ludwigs **XVI.**, die sich nach Deutschland geflüchtet hatten, beriefen alle Adelichen, alle Offiziere, alle die, welche die alte Ordnung der Dinge wünschten, zu sich. Vermont hielt es für Pflicht, sich, wie so viele andere, nach Coblenz zu begeben. Sein Schwiegervater besonders hatte ihn zu diesem Entschlusse bewogen, und ließ nicht ab, ihn durch Vorwürfe und bittere Spöttereien anzuspornen und seine Abreise zu beschleunigen. Vermont riß sich endlich aus den Armen seiner reizenden Gattin, die vergeblich Alles angewandt hatte, ihn zurückzuhalten. Unbesonnen und verblendet, glaubte er seine Frau nur auf einige Wochen zu verlassen; er schwur ihr, noch vor dem künftigen Winter wieder bei ihr zu sein. Er kehrte wirklich zurück, aber er kam nicht bis zu Karolinen.

Du weißt, daß die Fahnen der französischen Royalisten in Vereinigung mit den preußischen bis über Verdün hinausdrangen und sich Commercy näherten. Aber bald wurden Ausländer und Royalisten vom Gebiete der Republik entfernt, jede Kommunikation mit Karolinen und dem unglücklichen Vermont war abgeschnitten. Kurze Zeit darauf wurde in Frankreich jene revolutionäre Regierung eingeführt, die jedes menschliche Herz verabscheuet. Karoline mußte das ganze Vermögen ihres Mannes, welches in ihren Händen zurückgeblieben war, einziehen sehn. Da die Pension ihres Vaters theils in Assignaten, theils gar nicht ausbezahlt wurde, so war die Familie in's äußerste Elend versetzt. Damals war es, als der Vater seine Tochter nöthigte, einen Schritt zu thun, dem sich ihr Herz widerstrebte, das aber allein die Sequestration ihres Witthums hindern und das Wenige, was ihr übrig war, retten konnte, nämlich die Ehescheidnng zu verlangen. Karoline, die ihren Vater zärtlich liebte, willigte endlich in eine Trennung, die sie nur für anscheinend und ohne Folgen hielt, und bald war sie nach unsern Gesetzen nicht mehr Vermonts Gattin. Es war keine Frucht dieser Ehe vorhanden, die nur vier bis fünf Monate gedauert hatte. Ein Jahr verfloß noch in Erwartung und Trauer. Einige Briefe aus dem Auslande, ein Gerücht, das sich allgemein verbreitet hatte, brachte Karolinens Schmerz auf den höchsten Gipfel. Sie vernahm, daß Vermont, der, den sie noch immer ihren Gatten nannte, vor Maubeuge geblieben sei. Die Nachricht war so bestimmt und so umständlich, daß Karoline nicht einmal den traurigen Trost hatte, einen Augenblick daran zweifeln zu können. Bald darauf ward ich vom National-Convent zum Commissär im Departement der Maas ernannt. Die mit meiner Sendung verbundenen Geschäfte banden mich besonders an Commercy. Karolinen sehen und sie zur steten Gefährtin meines Lebens wünschen, war eins. Ich erklärte mich. Karoline entschuldigte sich mit Bescheidenheit. Ich sah, daß ihre Weigerung von einigen Thränen begleitet war, die sie vergebens zu verbergen suchte, und deren Ursache ich ohne Mühe errieth.

Indessen setzte die Munizipalität Karolinens Vater, sie selbst und ihre Schwestern auf die Proskriptions-Liste unter die Reihe der Verdächtigen. Der Alte und seine Töchter sollten arretirt werden. Ich hatte keinen Vorwand, unter welchem ich sie dem Gesetz entziehen konnte; aber ich erneuerte meine Anträge, meine Bitten, indem ich zu erkennen gab, daß, sobald Karoline die Meinige sein werde, die Glieder der Gemeindsmagistratur nicht wagen würden, das Geringste gegen irgend Jemanden von der Familie zu unternehmen. Karolinens Vater, auf den meine Gründe lebhaften Eindruck gemacht hatten, warf sich, entzückt über mein Anerbieten und über die Verbindung mit mir, indem er in meiner Würde als Repräsentant Schutz und Sicherheit jeder Art zu finden hoffte — seiner Tochter zu Füßen, und beschwor sie bei seinen grauen Haaren, bei dem Leben, das sie ihm zu danken hatte, ihn dadurch zu retten, indem sie mich zum Gatten nehme. Du weißt, mit welcher Macht wir damals bekleidet waren. Karoline war anfangs von Schmerz und Unwillen erschüttert; nach und nach wurde sie durch ihren Vater und durch ihre Schwestern erweicht. Sie hatte übrigens keine persönliche Abneigung gegen mich; meine bekannte Mäßigung', mein Benehmen bei mehrern Gelegenheiten hatten mir ihre Achtung erworben. Durch die Bitten ihres Vaters und durch die ihm drohende Gefahr besiegt, gerührt von meiner Hingebung, meinen Versprechungen, gab sie endlich nach und ich wurde ihr Gatte. Von nun an ward Karoline für mich, was ein tugendhaftes Weib, die vom Gefühl ihrer Pflichten durchdrungen ist, einem rechtschaffenen, für sie zärtlich besorgten Gatten sein soll. Allmälig verschwand jene tiefe Melancholie, die bisher über sie verbreitet war und ihren geheimen Kummer

verrieth. Bevor noch ein Jahr unſerer Verbindung ganz verfloſſen war, ward Karoline Mutter. Ich nahm ſie mit nach Paris, wohin mich der Convent gerufen hatte. Hier gebar meine Karoline eine Tochter. Das Wochenbett, die unſchuldige Freude, welche ihr das kleine Geſchöpf machte, die Zerſtreuungen der Hauptſtadt, entfernten vollends in ihr jeden andern Gedanken, als den an mich, und wir verlebten zuſammen glückliche Tage, die künftig kein Sturm mehr trüben zu wollen ſchien.

Es kam die Zeit, wo der National-Convent, der ſeine Arbeiten beendigt hatte, dem neuen geſetzgebenden Körper einen Theil ſeiner Gewalt überlaſſen und einer neuen Conſtitution, die ſein Werk war, Platz machen ſollte. Ein Drittheil der Conventsmitglieder trat in die Reihe der gewöhnlichen Bürger zurück, und die übrigen zwei Drittheile ſollten in den beiden Räthen bleiben. Ich gab meinen Collegen den Wunſch zu erkennen, in dem erſten Drittheil begriffen zu ſein, und bloß zum Commiſſär der ausübenden Gewalt in dem Heimaths-Departement meiner Frau ernannt zu werden, weil ſie ſehnlich wünſchte, wieder zu ihrem Vater und ihren Schweſtern zurückzukehren. Meine Wünſche wurden erfüllt, und wir waren wieder zu Commercy.

Karoline, eine eben ſo zärtliche Tochter und Schweſter, als ſie eine liebevolle Mutter und treue Gattin war, fühlte eine unausſprechliche Freude, ſich wieder im Schooſe ihrer Familie zu befinden, die im Hauſe ihres erſten Mannes wohnen geblieben war. Da dieſes Haus zu den National-Domainen geſchlagen worden war, ſo hatte ich Sorge getragen, es wieder einzulöſen, und es ward mir auch zuerkannt. Hier lebten wir nun ruhig und eingezogen. Dies war die glücklichſte Zeit meines Lebens. Trügeriſches Glück! Die Erinnerung daran und der Schmerz über ſeinen Verluſt werden nie aufhören, mich zu martern.

An einem Winterabend, als es ſchon anfing, dunkel zu werden, war ich im Zimmer meiner Frau beſchäftigt, einige Papiere zu ordnen; ſie ſelbſt ſpielte im Hintergrunde des Zimmers neben der Wiege mit ihrem Kinde; ich hatte mich dem Fenſter genähert, um die wenige Helle noch zu benutzen. Hier werde ich auf dem offenen Platz, an welchem das Haus ſteht, eine Gruppe von Männern ohne Hüte gewahr, in deren Mitte ein Reiſender ſehr lebhaft zu ſtreiten ſchien. Sein ganzes Aeußere fiel mir auf; ſeine Kleidung verrieth Elend, auf ſeinem Geſichte war Seelenadel ausgedrückt. Der Wortwechſel fing an Aufſehen zu machen; mehrere gemeine Leute liefen aus den benachbarten Häuſern herbei, als ſich plötzlich jener Mann aus den Händen derer, die ihn nur ſchwach zurückzuhalten ſchienen, losriß und aus allen Kräften auf mein Haus zulief. Die, welche ihn umgaben, folgen ihm hinein und werfen die Thür hinter ſich zu. Ich eile voller Unruhe hinaus. Wohin? fragt Karoline, beſtürzt über die Bewegung, in der ſie mich erblickt. Ich antworte ihr kaum und laufe ſchnell die Treppe hinab. In der Hausflur finde ich denſelben Menſchen, bleich, mit wildem Blick und heftig redend. „Wer ſind Sie?“ frage ich: „was wollen Sie?“ — Wer ich bin? was ich will? rief er mir ſchäumend vor Wuth entgegen: ich bin in meinem Hauſe! hier iſt mein Haus! Wo iſt meine Frau? ſie ſoll kommen, ich will ſie ſehen! Und Sie? wer ſind Sie? ſind Sie nicht ein abſcheulicher Menſch? — „Ein Menſch, der Sie retten will; beruhigen Sie ſich!“ — Was? mich retten? Nichtswürdiger! ſterben, ſterben! — Die, welche ihm gefolgt waren, alte Freunde oder Diener ſeiner Familie, die er getroffen und von denen er Alles erfahren hatte, riefen: „Herr von Vermont! um Gotteswillen ſeien Sie ſtill, wir können Sie retten!“ Er hörte nicht, ſeine Wuth verdoppelte ſich, und ich hörte mit Schrecken das Getöſe des Volkes, das ſich vor meiner Thüre verſammelte. Auf dieſen Lärm eilt die unglückliche Karoline bis auf die Hälfte der Treppe, erkennt Vermont und bleibt unbeweglich ſtehen. Hier! hier! ruft dieſer und will zu ihr hinſtürzen. Die andetn haben die Geiſtesgegenwart, ihn abzuhalten; ich war meiner Sinne nicht mehr Meiſter, der Kopf ſchwindelte mir. Karoline ringt die Hände und ruft einmal über das andere aus: „Ach mein Gott! ach mein Gott!“ kehrt um, ohne zu wiſſen, was ſie thut, geht in den zweiten Stock und begibt ſich in ein Zimmer, wohin ſie ſonſt nur ſelten kam. Ihre Schweſtern, die herbeigeeilt waren, folgten ihr. Betäubt von allem dem, was vorging, dachte ich jetzt kaum an ſie. Vermont mußte gerettet, verborgen werden. Ach, es war zu ſpät, die ganze Stadt war ſchon in Aufruhr; man ſchlug zu wiederholten Malen an meine Hausthür: „Bürger! im Namen des Geſetzes machen Sie auf!“ Es war der Friedensrichter, dem einige Mann Wache folgten. Ich ergriff Vermont, um ihn in ein nahes Zimmer zu ziehen, er aber ſträubte ſich. Die Hausthüre wurde geöffnet, ohne daß ich in dieſem fatalen Augenblick wußte, von wem. Der Friedensrichter trat mit der Wache herein und ſah ſich um. „Sie ſind Vermont!“ ſagte er, indem er ſich zu ihm wandte. — Ja, mein Herr! erwiederte dieſer mit Ruhe; ſein Toben hatte ſich gelegt, ſeit er Karolinen geſehen hatte. Er weinte heftig, ohne ein Wort zu ſagen. „Folgen Sie uns!“ ſagte der Friedensrichter. — Ich bin bereit, erwiederte Vermont, indem er auf die Thür zuging.

Die Soldaten umgaben ihn, ich ging ihm zur Seite, und Karolinens Vater, den ich Anfangs nicht bemerkt hatte, that dasſelbe, ſo wie einer von denen, die mit ihm gekommen waren. Wir zogen in aller Stille durch die Straßen, die uns nachfolgende Menge war ſtumm. Vermont betrachtete Alles mit Aufmerkſamkeit. Endlich kamen wir beim Gefängniſſe an, in welches wir mit ihm hineingingen. Während man die geſetzlichen Formalitäten vornahm, empfahl ich ihn dringend dem Friedensrichter und dem Kerkermeiſter,

worauf ich ſchnell zu Karolinen zurückkehrte. Ich fand ſie in dem Zimmer des zweiten Stockwerks, welches ſie nicht verlaſſen wollte; ihre Schweſtern und ihre weiblichen Bedienten waren um ſie beſchäftigt, ſie ſchien ſie nicht zu ſehen, ihr Geſicht war ſehr bleich, aber ohne irgend eine andere Veränderung, als daß man Spuren von Thränen wahrnahm, die auf ihren Wangen erſchienen. Ich geſtehe, daß ich mich ſchente, vor ihr zu erſcheinen.

(Fortſetzung folgt.)

Naturgeſchichte.

Der Löwe.

Mit dickem, etwas viereckigem Kopf, kurzer Schnauze, ſtacheliger Zunge und ſcharfen, aus zuſammengedrückten Nägeln beſtehenden Sichelkrallen. Die Stirne platt, frei, majeſtätiſch von Haaren umgeben, die Naſe gerade, das Auge blinzelnd, mit runder Pupille. An Farbe einförmig gelb, vom Blaßiſabellen bis zum Schwarzgelben; am Schwanzende ein Haarbüſchel, darin einen ſpitzigen Stachel; eine Mähne, zumal ſtark am männlichen, über Kopf, Hals, Bruſt, längs der Bauchlinie herab. Körperbau und Lebensart des Löwen weiſen ihn in das Geſchlecht der Katzen, obgleich er die einzige Gattung desſelben ausmacht, welche ſehend zur Welt kommt. Seine vordere Körperhälfte iſt vor der hintern auffallend mehr entwickelt: Kopf und Hals ſind verhältnißmäßig größer, die Vordertatzen ſtärker; dagegen ſchlägt der Schwanz kräftige Reife und dient ſelbſt als Waffe, was man mit dem Greifſchwanz der Affen in Vergleichung ſtellen könnte.

Es gibt verſchiedene Abweichungen von Löwen, die ſich ſowohl in Größe, als im Betragen und dem Grade des Muthes von einander unterſcheiden. Die kleinen gelben vom Senegal, mit ſchwacher Mähne, ſind furchtſam; auf dieſe paßt die poetiſche Charakteriſtik des Königs der Thiere am wenigſten. Die kleinen dunkelbraunen, mit ſtarker Mähne, am Cap und weiter in's Innere von Afrika, ſind hingegen muthig und ſtark. Die großen ſchwarzbraunen, mit grauem Geſicht und braunſchwarzer Mähne, aus dem nördlichen Afrika, ſind die mächtigſten und furchtbarſten. Endlich gibt es auch noch einige ſeltenere Abarten: ein kleiner, ganz hellgelber mit ſchwarzer Mähne, in Perſien; ein großer, ganz ſchwarzer, in Südafrika; der ſogenannte blaue Löwe und ein ganz mähnenloſer in der Gegend von Bagdad. In den Schriften der Alten ſind auch krauslockige angeführt und abgebildet; aber bis jetzt hat man ſolche noch nicht wieder gefunden. Man hat ſchon Löwen von der Größe eines Ochſen, nur niedriger auf den Füßen, geſchoſſen, auch ſieht man Felle ziemlich nahe von dieſer Größe öfter; andere ſind kleiner, doch immer zwiſchen 6 bis 9 Fuß lang. Man ſchätzt ſein Alter auf 40 bis 50 Jahre.

Der Löwe lebt ſtreng monogamiſch, d. h. paarweiſe, und bringt auch in der Gefangenſchaft leicht Junge, die aber gewöhnlich am Zahnen ſterben, vermuthlich aus Mangel an hinlänglicher freier Bewegung. Die Löwin trägt 108 Tage, die Jungen ſind ganz weichwollig, haben aber ſchon ſehr ſcharfe Klauen. In der Gefangenſchaft frißt der Löwe etwa 10 Pfund Fleiſch täglich, das er erſt beleckt, dann nebſt den Knochen zerbeißt und verſchlingt. Er ſäuft dabei einen halben Eimer Waſſer; auch im Freien ſoll er viel ſaufen. Sein Fleiſch ſchmeckt ſehr ſchlecht und iſt nur eine Koſt der umherſtreifenden Araber.

Die Kraft des Löwen iſt außerordentlich. Es iſt gewiß, daß er den ſchwerſten Ochſen bis zu einer beträchtlichen Entfernung fortſchleppen kann. Ein Pferd wirft er auf den Rücken und trägt es ſtundenweit von dannen. Eine einfache Verwundung mit ſeiner Tatze geſchlagen reißt die Muskeln ſogleich in Lappen herunter.

In der Regel fällt der Löwe ungereizt nicht leicht einen Menſchen an, und in Gegenden, wo er die Wirkung des Feuergewehres kennt, iſt er noch furchtſamer. Ehe er aber ſein Opfer ergreift, geht er einige Schritte zurück, um ſich zum Sprunge zurecht zu legen, und dann iſt auch der beſte Zeitpunkt, auf ihn zu ſchießen; Flucht vor ihm iſt vergeblich, da er den beſten Reiter ſchnell einholt. Ein entſchiedenes, ganz ausgemachtes Rettungsmittel vor ihm, wie vor andern Raubthieren, iſt ſteifes, unbewegliches Stillſtehen und ſtarres Anblicken; denn Löwe, Jaguar, Tiger und Panther werden dadurch irre, und wenn letztere auch den Menſchen umſchleichen wollen, ſo muß ihnen nur ſtets der Blick folgen, dann ziehen ſie ſich unfehlbar zurück.

Das fürchterliche Brüllen des Löwen erſchreckt Menſchen und Thiere; Reiſende in Afrika erzählen, mit welchem Zittern die Viehheerden und andere Thiere ſich alsdann zuſammendrängen. Die Löwenjagd iſt dort ein zwar gefährliches, aber auch hohes Vergnügen. Iſt der Löwe in einer Grube gefangen, wie in der Barbarei häufig geſchieht, und was ſehr leicht iſt, indem man ſie fallenartig zudeckt und ein lebendiges Thier darauf befeſtigt, ſo hat er allen Muth verloren und läßt ſich leicht feſſeln. Von ſeiner eigentlichen Zähmung hat man in neuern Zeiten keine recht authentiſchen Beiſpiele mehr; daß er jedoch mit ſeinem Herrn ſpielt und kämpft, ohne ihm zu ſchaden, ſah man in jüngſter Zeit bei Hrn. van Aken, der dieſe Luſtbarkeit im Behälter mit einem prächtigen männlichen Löwen trieb. Der Verfaſſer dieſes Artikels ſelbſt dagegen war in Gefahr, von ihm einen derben Hieb in's Geſicht zu erhalten, als er ihn zu nahe betrachten wollte.

Von ſeiner Dankbarkeit gegen Wohlthäter, ſeiner Großmuth und Freundſchaft erzählt man ſich rührende Anekdoten.

Auflöſung des Räthſels in No. 6: „Feuereimer.“

Silben-Räthſel.

Mis Erſte-n iſt wäger ſcho lang uff der Welt,
Es ſchätze's gar Viel über Wohret und Geld.
Wohr iſch es, 's git Mängem en ordlige Werth;
Doch wird's nid bi-n Allem beliebt und begehrt.
Mis Zweute chunnt Mängem, zu rechter Zyt, wohl,
Wenn's unfrichtig gmeint iſt, und nid öbbe hohl;
Doch chunnt's hinde nohe, wenn Alles iſt gſcheh,
Grad wie die alt Faßnecht, ſo heißt's halt: „o weh!
„Lauf gſchwinder, du Plempel, me lachet jo ſunſt,
„Wenn d' alliwyl z'ſpot zu de Chüechlene chunnſt.“
Mis Dritte bruucht Jede zum Schirm und zum Schutz,
Dem Rege, dem Schnee und der Chälti zum Trutz;
Doch ſindt Eine niene-n im Dritte mis Viert:
So wird ob ſim Schickſal wohl Jederma grüehrt;
Denn 's Vierte-n iſt nöthig zum Laufe, zum Stoh,
Zum Ligge-n und Sitze, ſunſt mueß me vergoh.
Und's Ganz cha me-n offe-n im Städtli cho gſeh
Im Summer und Winter, heig's no ſo vil Schnee;
Zwor glaube-n i aber, doch nume-n i-n eim.
Loh's Erſte-n eweg, iſch's i viele deheim.

No. 7.

DAS POSTHÖRNCHEN

15. Febr. 1839.

Eine Wochenschrift
für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Dieses Blatt kann das ganze Jahr hindurch auf allen löbl. Postämtern des Kantons Aargau gegen vierteljährliche Vorausbezahlung von 30 Kreuzern bezogen werden. Diesem wird jedesmal unentgeldlich beigelegt: „Das Alpenhorn“, ein Volksblatt zu angenehmer und belehrender Unterhaltung. Zusendungen müssen mit der Namensunterschrift des Einsenders versehen sein, und werden, wenn es gewünscht wird, von der Redaktion zur Umwandlung in spaßhafte Verse besorgt, jedoch hat der Einsender für den Inhalt jedesmal zu haften. Ankündigungen werden mit 5 Rappen für die Zeile berechnet. Briefe und Geld postfrei.

Tagesbegebenheiten.

Schweiz.

— Aus Auftrag der vorörtlichen Behörde begeben sich die HH. Altbürgermeister Herzog von Aarau, Bürgermeister Imthurn von Schaffhausen und der eidsgenöss. Staatsschreiber Gonzenbach nach Karlsruhe, um mit der großherzogl. badischen Regierung eine seit 1422 hängende Grenzstreitigkeit, die Gegend bei Schleitheim betreffend, auszugleichen.

— Der Vorort hat beschlossen, die HH. Schultheiß Schaller von Freiburg und Landammann Baumgartner von St. Gallen als eidsg. Kommissarien nach Wallis abzusenden, da trotz den beendigten Arbeiten der Verfassungskommission die Parteien sich nunmehr so gegenüberstehen, daß nur durch äußere Vermittelung eine Vereinigung möglich ist.

— Es verlautet, der Bischof von Solothurn habe den Entschluß gefaßt, auf seine Stelle zu resigniren, da er bei dem überhandnehmenden Einflusse der Jesuiten und der umsichgreifenden römischen Hierarchie seine unabhängige Stellung zwischen den Rechten des Staats und den Anmaßungen Roms nicht mehr behaupten könne.

— Den 24. Jan. kehrte Hr. K. Wirth in G. bei Pruntrut im Wirthshause zu Großlützel ein, und während er sich da eine Halbmaß Wein einschenken ließ, ging sein Roß mit dem Sprengwägeli durch. Man ließ sogleich nachsetzen, erfuhr aber weiter nichts, als daß ein leeres Gefährt durch Kleinlützel gefahren sei. Sieben Tage später ging der solothurnische Landjäger Rauber auf die Runde, und kam, um Frevlern nachzuspüren, auch in den Wald, den man Brandelboden nennt; dort fand er an einer gefährlichen Stelle das besagte Roß noch am Wagen angespannt, beide ganz mit Schnee überdeckt, so daß nur der Kopf des Thieres hervorstand. Der brave Mann arbeitete sogleich den Schnee weg, um das Roß ausspannen zu können, das in den 8 Tagen, wo es an dieser Stelle im Schnee gestanden, trotz dem Gebiß um sich herum zolldicke Stämmchen abgebissen und zerkaut hat, um sein Leben zu fristen. Rauber brachte es mit vieler Mühe nach Kleinlützel, wo es sorgfältig von einem Vieharzt besorgt wurde und nach zwei Tagen wieder hergestellt war. Roß und Wagen sind auf 30 Duplonen gewerthet. Der Eigenthümer gab dem Landjäger 40 Fr. Trinkgeld.

— Am 11. Febr. fand zu Richterschwyl eine Versammlung statt, deren Zweck Aufhebung der zürch. Hochschule und Beseitigung des neu berufenen Prof. der Theologie, Dr. Strauß von Ludwigsburg, ist. Karrikaturen mit und ohne Witz drängen sich aufeinander; unbezweifelt wird eine Volksversammlung statt finden und es dürften bald Petitionen aus allen Kantonsgauen eingehen. Das Auffallendste bei der Sache ist, daß auch hier, wie bei den Katholiken, gerade diejenigen am mehrsten über Religionsgefahr schreien, bei welchen man an ihrem Lebenswandel am wenigsten Religion wahrnahm.

— Mit Beginn des nächsten Frühlings wird im Kan-

ton Zug der Egerisee mittelst Abgrabung der Lorze um 5½ Schuh gesenkt. Sachkenner behaupten, daß man dabei nach genauer Berechnung 85 Jucharten meistentheils fruchtbar werdendes Land gewinnen und zugleich in den Stand gesetzt werde, die im Einverständniß mit Schwyz nun beschlossene Sattelerstraße in möglichst gerader Linie anzulegen.

— Man liest im St. Galler Wahrheitsfreund: „In der hiesigen kathol. Pfarrkirche herrschte jüngsthin unter dem Volke eine nicht geringe Aufregung wegen eines neuen oder wenigstens gänzlich neu umgestalteten Bildes der heil. Jungfrau Maria, welches man bei Prozessionen herumzutragen pflegt, weil das fromme Volk dafür hält, daß dasselbe durchaus keiner Madonna, eher aber einer flotten Pariser-Mamsell mit geringelten Locken gleiche. Man wünscht zwar dem Bilde nicht die frühere unpassende Kleidung u. s. w., aber eine anständigere, würdevollere und erhebende Gestalt und Stellung.“ — Wir halten dafür, daß einer ganzen Gemeine, die heutiges Tages noch mit Bildern dergleichen Schnörkeleien vornimmt, eine christlich anständigere, würdevollere und erhebendere Gestalt und Bildung zu wünschen wäre.

— In Gais, Appenzell A. R., macht gegenwärtig der Selbstmord eines dortigen Einwohners sehr viel Redens und erweckt um so größere Theilnahme, da er sonst als ein braver Gatte und Vater bekannt war. Zu dieser Mittheilung werden wir ausschließlich durch den christlich humanen, mit Einstimmigkeit gefaßten Beschluß der dortigen Vorsteherschaft veranlaßt, den Unglücklichen, sofern es seine Verwandten wünschen, in allen kirchlichen Ehren zur Erde zu bestatten.

— Im K. Schwyz, dem Sitze des Nuntius und der Jesuiten, nehmen die ruchlosesten Handlungen und Verbrechen in betrübendem Maße überhand. Einer wurde am 24. v. M. wegen vorsätzlicher Ermordung seiner Frau, die er in's Wasser geworfen, nachdem er zuvor sich mehrere Male geäußert: „er wolle den Fluch schon noch los werden!“ zum Tode verurtheilt. Vor wenigen Tagen wurde ein junger Muotathaler nebst seiner Frau und dem Weib eines Quacksalbers daselbst wegen wiederholten Vergiftungsversuchen an seinem eigenen Vater verhaftet, und zwei Kaplane in Arth, bei deren einem ein todtes Kind aufgefunden wurde, streiten sich nun öffentlich auf ärgerliche Weise wegen der Vaterschaft, ohne daß der Bezirksrath von Schwyz eine Untersuchung veranstaltet.

Ausland.

— Sehr deutlich wurde am 7. Febr. in der Umgegend von Stuttgart eine Erderschütterung verspürt, die sich vom untern Neckar bei Heilbronn bis aufwärts auf den Schwarzwald bemerklich machte. Hausgeräthe schwankten, und Personen, welche schon im Bette lagen (Abends 9 Uhr), wurden im Bette geschaukelt. In Heilbronn wurde der Erdstoß in manchen Wohnungen so stark verspürt, daß Gläser und Leuchter umfielen und Personen auf ihren Stühlen schwankten. In Leonberg, Unter-Nieringen ꝛc. flüchteten die Leute aus den Wohnungen, die Häuser zitterten und Fenster klirrten. In Leonberg fiel ein Theil der Stockmauer eines Hauses ein. Die Luft war ruhig, der Himmel trüb; der Barometer, der vorher sehr hoch gestanden, fiel etwas, hob sich jedoch schnell wieder.

— Die in Augsburg bei Jenisch und Stage erschienene Schrift: „Der Mönch und die Nonne, oder Bibliothek der interessantesten und anziehendsten Gemälde aus dem Klosterleben,“ ist zufolge k. bair. ministeriellen Erlasses mit Beschlag belegt und die Verlagshandlung noch überdies bedeutend gestraft worden.

— Dem Bischof von Münster ist ein Reskript des preuß. Ministeriums zugekommen, nach welchem alle Geistlichen, die vor der Einsegnung einer gemischten Ehe das Versprechen der katholischen Kindererziehung fordern, vorläufig ihren Gehalt verlieren sollen.

— Die Gegenden im sächsischen Erzgebirge liegen wie im Schnee begraben; selbst die gewöhnlichsten Verbindungen sind gehemmt. In Freiberg ist ein großer Theil der Straßen schlechterdings unfahrbar und alle Zufuhr von Lebensmitteln abgeschnitten. An einigen Orten ist förmliche Hungersnoth zu befürchten, da sogar die Verbindung der einzelnen Wohnungen unterbrochen ist. Seit dem 30. Jan. schneit es ohne Unterbrechung und die Behörden haben bereits namhafte Summen ausgeben müssen, nur um die öffentlichen Wege einigermaßen dem Verkehr offen zu behalten. Die Masse des Schnees trotzt beinahe aller Anstrengung.

— In der hannöverischen Armee ist nun auf einmal Alles preußisch: die Tambours, die nach Magdeburg geschickt waren, um preußisch trommeln zu lernen, sind wohlunterrichtet zurückgekehrt; die Querpfeifen haben den preußischen Ton angenommen, und es ist selbst von Berlin ein Schilderhaus als Muster für die hannöverischen angekommen.

— Obwohl seit den jüngsten Gerüchten über neue besorgliche Entdeckungen in Polen und Rußland die Beaufsichtigung des Generals Skrzynecki in Prag sorgfältiger als je gehandhabt zu werden schien, so gelang es demselben doch, nach vorgeschützter mehrtägiger Krankheit, zu Anfang dieses Jahres in der Verkleidung als Jäger durch das Stadtthor und in dem unfern der Stadt auf dem weißen Berge bereitstehenden, mit Postpferden bespannten Wagen über die Gränze zu kommen. Die Nachforschungen der Polizei stellten nur so viel heraus, daß der General durch einige kürzlich hier anwesende Franzosen Pässe und die Mittel zur Abreise erhalten, und in Gemeinschaft mit dreien derselben die nordwestliche Gränze überschritten habe um nach Belgien zu kommen.

— Oestreich und Preußen haben ihre Gesandten aus Brüssel abgerufen, Belgien hat ein Gleiches gethan und auch seine Gesandten von Wien und Berlin zurückgezogen. Der polnische General Skrzynecki bleibt und besichtigt gegenwärtig die Stellungen der Grenz-Divisionen. In den Provinzen wünscht man, daß irgend ein Zufall den Ausbruch der Feindseligkeiten beschleunigen möchte. Während hieraus hervorgeht, daß Belgien zum Widerstand entschlossen ist, herrscht im Ministerium der schwankendste Zustand. Die Vaterlandsliebe und die materiellen Interessen liegen sich einander in den Haaren und noch ist nicht zu berechnen, welchen Ausgang der Handel nehmen könnte. Neuern Nachrichten zufolge soll der König am 7. Februar die 24 Artikel angenommen haben.

— Man schreibt aus Colmar: Durch das schnell eingefallene Thauwetter ist die beträchtlich angeschwollene Ill den 7. zwischen Sundhoffen und Andolsheim ausgetreten, und hat in der ganzen Gegend furchtbare Verwüstungen angerichtet. Die schönen Aecker und Wiesen im Ried sind ganz überschwemmt und der Strom hat ein ganz neues Bett gegraben. Durch die Nacht vom 7. auf den 8. hörte man in allen umliegenden Ortschaf die Lärmglocke. Die Posten konnten auf den durchbrochenen Straßen nicht passiren und die vom Colmarer Markt zurückkehrenden Landleute nicht zu ihren Wohnungen gelangen. Der verursachte Schaden ist unermeßlich.

— „Wir sind um 10 Jahre jünger geworden," sagte neulich in Paris der Deputirte Remusat; so scheint es auch, denn das Treiben, die Aufregung in der Hauptstadt, ja im ganzen Lande, ist so groß, wie man seit Jahren nichts Aehnliches sah. Die Opposition, obgleich aus fünf verschiedenen Parteien zusammengesetzt, entwickelt eine Energie, die uns lebhaft an denkwürdige Tage Frankreichs erinnert. Sie hofft, bei den bevorstehenden Wahlen nicht nur ihre Zahl 213 vollständig zu behaupten, sondern dieselbe noch zu steigern. Auf der andern Seite ist zwar das Ministerium auch nicht unthätig, allein mit Recht dürfte es um den Sieg besorgt sein, denn die Opposition bewacht mit wahren Argusaugen alle Schritte der Regierung und hat bereits ausgesprochen, alle Beamten, die sich bestechen lassen, zur Rechenschaft zu ziehen und auf ihre Absetzung zu dringen. Man weiß aus den Zeiten der Julirevolution, wie schrecklich solche Drohungen in Erfüllung gegangen sind, und die Minister, erschreckt über die Bewegung, welche die Kammerauflösung hervorgebracht, wollen den ganzen Akt und dessen Folgen einer dem andern in die Schuhe schieben. Bei allen diesen Dingen darf man auch den Zustand in Belgien nicht vergessen; er wirkt auf Frankreich eben so mächtig ein, wie dieses auf die belgischen Zustände.

— In Marseille hat ein gemüthlicher Notar mehrere Posten, die zusammen etwa 400,000 Fr. betragen, für sich notirt und ist damit durch die Lappen gegangen. Die Leute, welchen diese Posten eigentlich gehörten, sehen ihnen nach und schneiden ein ellenlanges Gesicht, sind aber überzeugt, daß es ihnen nichts hilft.

— Die tapfern Söhne der großen französischen Nation sind in Vera-Cruz mit den feigen Mexikanern in Streit gerathen und haben nicht nur artige Prügel bekommen, sondern sind sogar aus genannter Stadt hinausgeworfen und nach dem Fort St. Juan d'Ulloa zurückgeschickt worden, wo sie jetzt sitzen und sich höchlichst wundern, daß ihnen so etwas begegnen konnte.

— Das „Journal des Debats" soll jetzt wöchentlich 10,000 Fr. Unterstützung erhalten, um den Wahlmännern unentgeldlich ausgetheilt zu werden. Eine fast gleiche Unterstützung erhält die Zeitung „la Presse."

— Unter dem Titel: „Gerichtsirrthum," lesen wir in französischen Blättern folgende merkwürdige Geschichte; Im Laufe des Jahres 1838 wurde ein gewisser Borne festgehalten, als er im Begriff war, einen Diebstahl zu begehen. Er zeigte in seinem ersten Verhör einen gewissen Chopinel an, als wäre dieser bei dem Versuche sein Mitschuldiger gewesen. Borne wurde vor das Gericht gestellt und zu zwanzigjähriger Haft verurtheilt. Erst nach jener Verurtheilung wurde der Maurer Franz Chopinel festgehalten und nach kurzem Verhör ins Ge-

fängniß geworfen. Vergebens betheuerte er seine Unschuld, bezeichnete seinen Bruder als den muthmaßlichen Mitschuldigen und forderte genauere Nachforschungen, um zur Wahrheit zu gelangen: kein Zeuge wurde vorgeladen, keine Untersuchung geschah; Chopinel wurde nicht einmal vor die Richter geführt, um wieder verhört zu werden. Endlich nach fünfzehnwöchentlicher Angst und harter Gefangenschaft erschien er vor dem Assisenhof und kaum waren die ersten Zeugen vernommen, so zweifelte niemand mehr, daß Chopinel das Opfer eines unseligen Irrthums geworden; er wurde für unschuldig erklärt, und um den bedauernswürdigen Irrthum der Justiz so viel als möglich wieder gut zu machen, veranstaltete das Geschwornengericht eine Kollekte zum Besten des Angeklagten.

— Ein französisches Blatt erzählt, ein englischer Baronet sei unlängst bei einem radikalen Meeting mit so ungeheurem Beifall aufgenommen worden, daß man ihm die Pferde abspannte und ihn nach Hause zog. Der entzückte Baronet habe aber sein prächtiges Pferdepaar seitdem nicht wieder gesehen, indem der Triumphzug von einer Anzahl radikaler Diebe veranstaltet gewesen.

— Der „Royal William," welcher am 3. Febr. in Liverpool landete, brachte trübe Nachrichten aus Canada vom 16. Jan. mit. Der Distrikt von Terrebone ist wieder in einem Zustand äußerster Aufregung, daher der Oberst Wetherall mit Verstärkungen dahin abging. Ein römischer Priester, welcher zum Frieden ermahnte, wurde Abends von einer Patriotenrotte aus seinem Hause vertrieben. Diese Demonstrationen an der Gränze bewogen Sir John Colborne, neue Verstärkungen dahin zu schicken, und eine Erneuerung der Unruhen scheint sicher vorauszusehen zu seyn. Die Aufrührer wurden vor der Hand bald zerstreut, 37 derselben gefangen genommen, von welchen 18. schon ihr Vergehen an den Galgen von Montreal und Kingston abbüßten.

— In der Romagna ist die Polizei gegenwärtig außerordentlich streng; es kostet sehr viele Mühe, die Erlaubniß zu erlangen, aus einer Legation in die andere sich zu begeben. Zu Ancona setzt man alle öffentlichen Beamten ab, welche sich der französischen Besetzung günstig gezeigt hatten, und arbeitet eifrigst an den Festungswerken der Stadt.

— Briefen aus dem Kaukasus zufolge sind die dortigen russischen Garnisonen in der traurigsten Lage und die Tscherkessen haben alle Aufforderungen zu einer Ergebung handgreiflich abgewiesen. Sonderbar genug, daß hingegen die russischen Berichte sie als ein unbedeutendes Volk schildern und melden, daß es den russischen Truppen dort sehr gut gehe. Wahrscheinlich das verlockt sie auch, immer noch mehr nachzuziehen.

Der Geist auf der Redoute.

Der Erste, der die Geisterſitte
„Nie umzukehren" bricht,
Tret' ich in Eure bunte Mitte
An's frohe Lebenslicht.

Nicht komm' ich, Eure Luſt zu ſtören,
Genießt den Augenblick!
Vom Becher, den Ihr ſäumt zu leeren,
Bleibt Hefe nur zurück.

Die ſüße Lebenszeit verſchwindet,
Dem Faſching gleich, im Flug,
Der trübe Aſchermittwoch findet
Euch nüchtern früh genug.

Der gute Geiſt ſä't Euch die Keime
Der Freude in das Herz
Und lächelt, wenn als Zweig und Bäume
Die Saat ſteigt himmelwärts.

Freud' iſt das ſichere Gepräge
Des Guten, das erſcheint,
Und was der Freude ſteht im Wege,
Iſt ſtets des Guten Feind.

Daher es kommt, daß Schadenfreude
Die größte Sünde iſt,
Die an der Menſchen Gram und Leide
Sich nährt und ſatt ſich frißt;

Sich wie die Schlange krümmt und ringelt
Und gleißt mit falſchem Wahn,
Bis ſie das Gift in's Herz gezüngelt
Mit dem Verleumderzahn.

So viele Menſchen mögen fallen,
Es iſt noch Gnad für ſie.
Dem Schadenfroh'n allein von allen
Winkt die Vergebung nie.

Mein Aufenthalt iſt kurz gemeſſen,
Schon wieder muß ich fort.
Mein mögt Ihr in der Luſt vergeſſen,
Doch denket an mein Wort.

Sol. Bl.

Beim Verleger dieſes Blattes iſt zu haben:
Text und Noten zur dereinſtigen Reviſion der Verfaſſung des Kantons Bern 1839. 3 Bz.

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau.

No. 8. 22. Febr. 1839.

Das Alpenhorn,

ein Volksblatt

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Zweiter Jahrgang.

Reines Herz, Wahrheit und Licht drückt allein den Freien nicht.

Des Lebens Weihe.

Dort glänzt der Heimath schön'res Vaterland,
Dort in des Himmels lichten Fernen,
Dort über jenen goldnen Sternen:
Der Geist ist mit dem Geisterbund verwandt.

Was ist die Welt in ihrem Flittertand?
Was sind der Erde Herrlichkeiten,
Der Sinne Reiz und ihre Freuden
Doch gegen jenes große Vaterland?

Der Kronen Gold — es schwindet bald dahin;
Das Haupt bleicht in des Todes Nächten:
Dem Redlichen, so wie dem Schlechten,
Harrt eine Stunde: ihre Tage fliehn.

Der Wollust Becher lockt den Thoren nur,
Das Höhere bleibt ihm verschlossen;
Der Weise wallet unverdrossen
Dem Ziele nach auf seines Daseins Spur.

Was ist's, das mich des Lasters Bahn entreißt?
Was hält mich in dem Strom der Zeiten
Und leitet mich zu Ewigkeiten,
Die mir der Ueberwinder glorreich weist?

Was ist's, das für der Wahrheit Licht entflammt?
Was leiht mir Muth in heißen Kämpfen
Und hilft des Fleisches Lüste dämpfen?
Was ist's, das aus dem lichten Urquell stammt?

Was hebt mich über Dunkelheit und Schmerz?
Was träufelt Balsam in die Wunde?
Was ein't mit jenem Geisterbunde,
Wenn überfliegt des Grabes Nacht — das Herz?

Was öffnet mir das Thor zum Geisterreich?
Wodurch leb' ich schon jetzt dem Himmel,
Vergesse Welt und Weltgetümmel?
Was macht auf Erden mich den Engeln gleich?

Der bess're Geist ist's, der lebendig macht!
In ihm will ich durch's Leben wandeln,
Nach meines Meisters Vorbild handeln,
Bis drüben der Vollendung Morgen tagt.

Das Große nur ersteht durch diesen Geist!
Wohl dem, deß Leitstern er geworden
Durch's Pilgerthal zu jenen Pforten,
Die unser Herr dem Redlichen verheißt!

Weich', Ehre, Ruhm und Glanz und Erdenmacht;
Der Adel wohnet in den Seelen:
Ihn will zum Kleinod ich erwählen,
Bis mir des Aethers Strahlenkrone lacht.

In Deinem Geist beschließ ich meinen Lauf,
Leit', Vater, mich durch's Todesgrauen!
So werd' ich die Vollendung schauen
Und nimmt der sel'gen Geister Chor mich auf.

Vermont und Karoline v. Limeuil.

Eine Geschichte aus dem französischen Kriege.

Schreiben eines Ex-Deputirten des National-Convents an einen französischen General.

Beschluß.

Als ich vor sie trat, hatte ihren ganzen Körper ein außerordentliches Zittern ergriffen, ihre Hände und ihre Lippen zitterten besonders heftig; ich redete sie an: wie befindest du dich? meine Liebe, ist es ein Fieber, das dich so schauern macht? — „Nein," antwortete sie mit etwas Kopfschütteln. Ich ergriff ihren Arm; man fühlte den Puls kaum, sie athmete schwer. Ich setzte mich neben sie und sagte: Beruhige dich, Liebe, wir werden ihn retten — „Ach, mein Gott!" erwiederte sie mit einem Tone, der aus dem Innersten kam, den das Zittern ihrer Lippen noch schmerzlicher machte: „ach, mein Gott! ja, rettet ihn!"

In dem Augenblicke kam der Arzt, den man erwartete. Er that an Karolinen einige Fragen, die ſie ſehr richtig beantwortete. Er hielt es für dienlich, ſie auskleiden und ins Bett bringen zu laſſen. Sie willigte ein; als man ſie aber bat, in ihr Schlafzimmer hinab zu gehen, wollte ſie das Zimmer, wo wir waren, durchaus nicht verlaſſen. „Man bringe Betten hierher,“ ſagte ſie: „hier wird mir wohl ſein.“ Es geſchah, man machte Alles zurecht, und ihr Mädchen nebſt ihren Schweſtern brachten ſie ins Bett. Ich wollte indeſſen keinen Augenblick verlieren; ich ſchickte ſogleich zum Munizipal-Agenten, zum öffentlichen Ankläger, zu zwei Kriminal-Richtern und zu einem Rechtsgelehrten, der, wie ich wußte, der Familie Vermont ſehr gewogen war, und ließ ſie bitten, zu mir zu kommen. Letzterer erſchien zuerſt und war bereits von Allem unterrichtet. Wir kamen überein, daß er ſich ſogleich in's Gefängniß begeben, mit dem Unglücklichen ſprechen, ſich ihm zum gerichtlichen Vertheidiger anbieten und mir ungeſäumt wieder Nachricht erſtatten ſolle. — Er hatte mich kaum verlaſſen, als auch die Uebrigen kamen. Wir berathſchlagten uns, wir ſannen hin und her, wie wir Vermont retten könnten. Es zeigte ſich uns kein anderes Mittel, als alles Verfahren gegen ihn zu ſuspendiren, ohne Verzug die Tilgung ſeines Namens von der Emigrantenliſte zu bewirken und ihn in dieſem Falle in die Hauptſtadt, oder in ein entfernteres Departement zu ſchicken; oder auch den Kerkermeiſter zu gewinnen, dem Gefangenen des Nachts Gelegenheit zur Flucht zu verſchaffen und ihn dann durch ſichere Wegweiſer an die Grenze der Schweiz gelangen zu laſſen. Dieſen Vorſchlag, der Anfangs von mir gemacht war, ſchienen die andern mit Widerwillen aufzunehmen; ich glaubte ſogar zu bemerken, daß ſich eine der Magiſtratsperſonen der Ausführung förmlich widerſetzen würde; alle fürchteten, ſich zu kompromittiren, und ſtellten vor, daß man einen Beklagten dem Geſetz nicht entziehen könne, ohne ſich ſelbſt eines Verbrechens ſchuldig zu machen.

Nach einer Stunde kehrte der Rechtsgelehrte zurück. Vermont hatte ihm nichts verhehlt. In einem Gefechte bei Arlon hatte man ihn wirklich für todt aufgehoben; als er aber von ſeinen Wunden geheilt worden war, diente er von Neuem unter fremden Truppen, aber unter einem angenommenen Namen. Voll Verzweiflung über den zögernden Gang der Dinge, von Liebe und Unruhe verzehrt, hatte er endlich den Entſchluß gefaßt, trotz aller Gefahr ſich verkleidet in ſeine Geburtsſtadt zu wagen. Er hatte falſche Päſſe zu erhalten gewußt, und am Morgen desſelben Tages war er in der Gegend von Commercy angekommen. Den Tag über hatte er ſich im Walde von St. Michel am linken Ufer der Maas verborgen gehalten, in der Abſicht, unter Begünſtigung der Dunkelheit in die Stadt zu kommen. Seine Ungeduld hatte ihm nicht erlaubt, den völligen Eintritt der Nacht abzuwarten; auf dem Marktplatze wurde er von einigen Perſonen erkannt, unter andern auch von einem ſeiner ehemaligen Bedienten, der ihm ſehr ergeben war; von dieſem hatte er Alles, was ſeit ſeiner Abweſenheit vorgegangen war, vernommen, und gerade in dieſem Augenblicke war es, als ich ihn aus meinem Fenſter gewahr worden war. Uebrigens wollte er weder von Vertheidigung noch andern Rettungsmitteln etwas hören. Mein Abgeſandter zeigte ihm die Möglichkeit, zu entkommen. Er erklärte: er weiſe dieſen und jeden ähnlichen Vorſchlag von ſich, und werde, wenn man ihn aus dem Gefängniſſe wegnehme, ſich ſelbſt wieder überliefern. Wir betrachteten dieſe Aeußerung als Wirkung einer augenblicklichen Verzweiflung, welche ſich durch Zeit und Ueberlegung legen würde.

Indeſſen mußte unverzüglich eine Maßregel ergriffen werden; ich ſah keine andere, als augenblicklich nach Paris zu reiſen, um bei dem Direktorium und den Miniſtern, die meiſtens meine Kollegen und Freunde waren, die Tilgung meines unglücklichen Nebenbuhlers von der Emigrantenliſte, oder wenigſtens den Befehl zur Deportation auszuwirken, durch welchen letztern alle weiteren Prozeduren gehemmt werden würden; denn ſobald dieſe einmal vorgenommen waren, war es nicht mehr möglich, Vermont zu retten. Während des Feldzuges der Preußen in Champagne hatte er ſich unvorſichtigerweiſe zu Verdün gezeigt, und in der benachbarten Gegend von Commercy, wo er ſo bekannt war. Tauſend Menſchen konnten gerichtlich bezeugen, ihn geſehen zu haben, und dann war er ohne Rettung verloren. Ich ordnete Alles zu meiner Abreiſe an, und ließ mir von dem öffentlichen Ankläger verſprechen, daß er vor meiner Rückkehr in dieſer Sache nichts unternehmen wolle. Als mein Entſchluß gefaßt war, ging ich zu Karolinen; ſie war in heftiger Gemüthsbewegung, das Geräuſch der Leute, welche kamen und gingen, die Verſammlung der Magiſtratsperſonen in meinem Hauſe, hatte ſie ſehr beunruhigt; ſie ſchickte öfters eine ihrer Schweſtern ab, um ſie von dem, was vorging, zu unterrichten; einmal wollte ſie ſelbſt gehen, man hielt ſie jedoch in dem Zuſtande der Schwäche, worin ſie ſich befand, leicht zurück. Das Zittern hatte nicht nachgelaſſen, nur der Puls war zurückgekehrt und verkündigte ſelbſt etwas Fieberhaftes. Ich ſagte ihr, was ich thun könne, um ſie zu beruhigen; ich machte ihr meinen Entwurf und meine gute Hoffnung bekannt, ſie ſchien gerührt, betrachtete mich lange, nahm meine Hand, die ſie zum Munde führte und mit Inbrunſt küßte, und die ich zugleich mit ihren Thränen benetzt fühlte; ich blieb noch lange in ihrem Zimmer, ſie dankte mir wiederholt für das, was ich bis jetzt gethan hatte, ſprach mit Offenheit von Vermont, und verſicherte, daß ihre eigne Exiſtenz von dem, was ich für ihn thun würde, abhinge. Der Arzt, welcher gegenwärtig war, verbot ihr mehrere Male das Sprechen; wir

kamen überein, daß der Rechtsgelehrte, Karolinens Vater und der Arzt den Gefangenen täglich beſuchen, und ihn von meinen Schritten benachrichtigen ſollten. Endlich berichtete man mir, daß Alles bereit ſei; ich umarmte Karolinen, deren Wangen von Thränen feucht waren, küßte meine Tochter, die ich auf's Bett ihrer Mutter legte, und ging. Ich reiste ab mit einer quälenden Unruhe im Herzen; dies wirſt Du, mein Freund, leicht glauben, wenn Du erwägſt, in welchem grauſamen Zuſtande ich meine Frau verließ, die ich anbetete. Aber was ich unternahm, war die einzige Hülfe, die ich ihr leiſten konnte. In weniger als zwei Tagen war ich in Paris. Ich eilte zu Newbel und Latourneur, mit denen ich in Verbindung ſtand; ich beſuchte die Miniſter Merlin und Benezech und mehrere Mitglieder der beiden Räthe; ich trug ihnen die Sache von der günſtigſten Seite vor, ich ſchilderte ihnen meine beklagenswürdige Lage, ich beſchwor ſie, einen Unglücklichen zu retten, von deſſen Schickſale das meinige abhänge. Für alle Dienſte, die ich der Republik geleiſtet haben konnte, bat ich als Belohnung nur um die einzige Gefälligkeit. — Ach, mein Freund! wie ſehr verſchieden von mir fand ich ſie: ich fühlte und betrachtete die Sache als Menſch, ſie als ſtrenge Republikaner; meine erſten Verſuche waren fruchtlos, man bezeigte mir Theilnahme, aber man antwortete mir: die Obrigkeiten des Volkes vermöchten nichts, wo das Geſetz den Ausſpruch gethan habe. Dieſes Geſetz, härter als der gefürchtetſte Tirann, dieſe unerbittliche Strenge iſt ohne Zweifel einer der wichtigſten Vorwürfe, die gegen unſere Regierungsverfaſſung ſtatt finden, wo das hohe Wort „Gnade“ nie ausgeſprochen werden kann. Indeſſen war ich weit entfernt, zu ermüden; ich ſchmeichelte mir, die Tilgung von der Emigrantenliſte endlich doch zu erlangen. Dies erforderte viele Weitläuftigkeiten; die Zeit verfloß. Wer in einer Hauptſtadt etwas zu betreiben gehabt hat, weiß, wie oft man wieder beſtellt, wie man von einem Tage zum andern hingehalten wird, oft weit über die Zeit hinaus, die man zu ſeinem Aufenthalt feſtgeſetzt hatte. Ich erhielt bald einen Brief von Commercy: Karolinens Zuſtand war weniger beunruhigend geworden, das Zittern hatte aufgehört, das Fieber nachgelaſſen, ſie war vom Bette aufgeſtanden, in ihr Zimmer zurückgekehrt und ſaß beinahe den ganzen Tag über am Fenſter, wo ſie aufmerkſam Alles beobachtete, was draußen vorging. Ihre ſchlimmſten Augenblicke waren bei Annäherung der Nacht; ſie fragte oft, ob Nachricht von mir da ſei, und ſprach bewegt von meinem Edelmuth, wie ſie ſich ausdrückte. Die Hoffnung ſtellte die Bewegung der Lebensgeiſter in ihr wieder her, die wie durch eine plötzliche Revolution gewaltſam gehemmt worden waren. Sie ſprach wenig von Vermont und nur gegen ihren Vater, der ihr Nachrichten von ihm überbrachte. Vermont ſelbſt war über das, was ich that, erſtaunt und gerührt. Er ſchien ruhig, ſprach wenig, machte Niemanden Vorwürfe, äußerte aber den größten Ueberdruß am Leben. Ach, indes ich das ſeinige zu retten bemüht war, bereiteten ſich mir unbewußt die größten Uebel. Der öffentliche Ankläger hatte dem Juſtizminiſter von Vermonts Verhaftung, von der öffentlichen Kunde ſeiner Emigration und von dem beſchloſſenen Aufſchub ſeines Urtheils Bericht erſtattet. Sei es, daß man die Sache während meines Aufenthalts zu Paris beſchleunigen, oder daß man ſich meiner ungeſtümen Bitten bis auf den Punkt, wo man entſchloſſen war, mich abzuweiſen, entledigen wollte, oder daß ein Mißverſtand vorgegangen war, kurz, es wurde aus dem Bureau des Miniſters an das Kriminalgericht zu Commercy der Befehl ausgefertigt, den Prozeß gegen Vermont einzuleiten, um ihn nach der Strenge des Geſetzes zu richten. Unbekannt mit dieſem ſchrecklichen Beſchluſſe, und indem ich Alles von meiner Sollizitation und von Latourneurs warmer Theilnahme hoffte, verlängerte ich meinen Aufenthalt zu Paris noch auf einige Zeit. Der Befehl des Miniſters war zu Commercy angekommen und wurde nur allzupünktlich vollzogen. Man verſammelte augenblicklich das Geſchwornengericht; es kam nur darauf an, ſich von der Identität der Perſon und einer kleinen Anzahl von Thatſachen zu vergewiſſern, z. B. daß Vermont unter feindlichen Truppen gedient habe. Nichts war leichter bei einem Menſchen, der einem Verdammungs-Urtheil entgegen ging, der auf alle Fragen antwortete, ohne etwas zu verhehlen, der ſogar mehr bekannte, als man ihn fragte, und ſich vorgenommen zu haben ſchien, alle Strenge ſeiner Richter ſelbſt herauszufordern, indem er ſeine innerſten Gefühle freimüthig darlegte. In drei Sitzungsſtunden war der ganze Prozeß abgethan, Vermont zum Tode verurtheilt und die Exekution auf den Nachmittag desſelben Tages feſtgeſetzt.

Die, welche um Karolinen waren, hatten die weiſeſten Maßregeln getroffen, ſie in Unbekanntſchaft mit Allem, was vorging, zu erhalten. Sie ſchrieb zwei verſchiedene Briefe an Vermont, die ſie aber, ich weiß nicht warum? nicht abſchickte. Der eine iſt ſehr lang, ſie rechtfertigt ſich darin, indem ſie ſich jedoch ſelbſt alle Schuld beimißt. Vermont hatte verſucht, ihr einmal zu ſchreiben: er hatte ſeinen Brief dem Rechtsgelehrten, ſeinem Defenſor, anvertraut; dieſer hatte es weder gewagt, ihm ſeine Bitte abzuſchlagen, noch auch Karolinen den Brief einzuhändigen, aus Furcht, ihr einen neuen Sturz zu verurſachen. Da Vermont keine Antwort erhielt, ſo ſchöpfte er ohne Zweifel Verdacht gegen die Treue ſeines Abgeſandten. Nachdem er ſein Urtheil angehört hatte, kehrte er in's Gefängniß zurück, ſchnitt ſich ſein Haupthaar ab, packte es in ein an Karolinen addreſſirtes Paquet und legte folgendes Billet dazu:

„Empfangen Sie hier das letzte Pfand einer Liebe, die das ganze Glück und das ganze Unglück meines Lebens aus-

gemacht hat. Der Verluſt desſelben ſchmerzt mich nicht, da ich Sie verloren habe. Die Vollziehung des Todesurtheils wird das Ende meines Lebens nur um etwas Weniges beſchleunigen: der Todesſtreich iſt ſchon in meinem Herzen — Sie haben mich verrathen — leben Sie wohl.“

Vermont hatte noch Geld und einige Pretioſen, dieſe wandte er dazu an, die Tochter des Kerkermeiſters zu gewinnen, die es auf ſich nahm, das Paquet durch eine andere Perſon richtig an die Addreſſe gelangen zu laſſen. Karoline wurde zwar ſtets bewacht, aber an dieſem Tage des Schreckens und der Verwirrung waren ihr Vater und ihre Schweſtern oft genöthigt, ſich einen Augenblick zu entfernen, um ihre Thränen vor ihr zu verbergen. Einen dieſer Augenblicke nahm man wahr, und das fatale Paquet wurde ihr eingehändigt.

Das Billet öffnen, es durchgehen, die Treppe hinab und aus dem Hauſe eilen, alles dies war mit Blitzesſchnelle geſchehen. Niemand wurde es gewahr. Sie flog außer ſich nach dem Gefängniſſe. Beim Umbiegen um die Straßenecke befand ſie ſich am Schaffot. Die Maſchine, mit welcher das Todesurtheil vollzogen werden ſollte, iſt darauf errichtet, ein Menſch, dem die Oberkleider ausgezogen und die Hände auf den Rücken gebunden ſind, ſteigt mit Ruhe hinauf... es iſt Vermont! — Karoline ſtößt einen ſchrecklichen, herzzerreißenden Schrei aus: „Vermont! ach! Vermont!“ — Der Unglückliche kehrt ſich beſtürzt um — „O Gott!“ ruft er mit ſtarker Stimme: „o Gott! wollt ihr, daß ich zweimal ſterben ſoll?“ — Karoline will hinauf, man hält ſie zurück. Alles wird von ihrem entſetzlichen Klaggeſchrei erfüllt. Die Henker ergreifen Vermont und bringen ihn unter das Mordinſtrument. Bis dahin tönte Karolinens Jammergeſchrei in ſeine Ohren und zerriß ſeine Seele... Das Meſſer fällt, das Blut ſtrömt, Vermont iſt nicht mehr! „Ungeheuer!“ rief Karoline: „vereinigt die Frau mit ihrem Manne!.... Ich bin ſchuldiger als er.... Ich verabſcheue eure ſchreckliche Republik... Den Tod! den Tod!... Habt Erbarmen und tödtet mich!“

Das Volk, von Mitleid bewegt, ſammelte ſich um ſie; einige Bürger, in der That Ungeheuer, ſprachen von Aberwitz dieſer Unglücklichen, und ein Glied der Commune (wirſt du es glauben?) gab ſogar den abſcheulichen Befehl, ſie ins Gefängniß zu bringen! Zum Glück widerſetzte ſich der Munizipal-Agent voll gerechten Unwillens, und ließ Karolinen mit Wache umgeben, um den Zug mehrerer Frauen zu ſchützen, die ſie auf ihre Arme geſtützt heimführten. Man brachte ſie zu Bette; Fieber und Zittern kehrten mit verſtärkter Gewalt zurück, wozu noch ein ſchrecklicherer Zufall: das Blut ergoß ſich häufig aus Mund und Naſe. Kaum war es gelungen, dieſen Blutfluß zu ſtillen, ſo ergoß er ſich auch aus den Ohren. In der Nacht bekam ſie Konvulſionen. Am folgenden Morgen hoffte eine ihrer Schweſtern ſie zu beruhigen, indem ſie ihr ihr Kind reichte. Sie that einen kläglichen Schrei und ſtieß das kleine Weſen gewaltſam von ſich; aber in demſelben Augenblick erhielt auch ſogleich die Natur wieder die Oberhand, ſie ſtreckte weinend ihre Arme aus und begehrte ihr Kind. Man gab es ihr; ſie legte es neben ſich und drückte ihr Geſicht auf das ſeinige, ihren Mund auf den ſeinigen. Das aus dem Munde der Mutter häufig ſtrömende Blut, welches das ganze Geſicht des Kindes bedeckte, ihre damit ſich vermiſchenden Thränen, ihr Wehklagen und Schluchzen, alles machte dieſen Auftritt zu einem Gemälde des peinlichſten Schreckens und der Zärtlichkeit, bei welchen den Zuſchauern das Herz brach. —

Und — ich war noch zu Paris! Eine dumpfe Traurigkeit lag auf mir. Ich ſah endlich, daß ich nichts würde ausrichten können, und trat meine Rückreiſe an, entſchloſſen, Vermont um jeden Preis zu retten, ſelbſt mit ihm zu fliehen, ſeine Wächter zu hintergehen, wenn es ſein müßte, ſogar das Volk aufzuwiegeln, mich eher Allem auszuſetzen, als ihn umkommen zu laſſen. Vergebliche Entwürfe! — Ich komme an. Einige Schritte vom Thore werde ich einen meiner Bekannten gewahr und frage: Wie ſteht es mit dem Gefangenen? „Er iſt gerichtet!“ Ich eile und betrete mein Haus: Alles iſt in Thränen; ſeit zwei Stunden war Karoline verſchieden.

Ich bin allein auf der Erde zurückgeblieben. Mein ganzes Glück war ſie. Anmuth, Tugend, Sanftmuth, Geiſt, Güte, Alles iſt für mich dahin. Die einzige Frucht meiner traurigen Ehe, meine Tochter, kennt die Größe meines Verluſtes noch nicht, und wird es nie fühlen, welch ein Opfer für mich mit ihrem Beſitze verknüpft iſt. Der einzige Troſt, den es für mich geben kann, iſt der, meinen Schmerz in Deinen Buſen auszuſchütten. Du wirſt mich bald bei Dir ſehen; ich werde bald eine Stadt verlaſſen, wo mich Alles mit Schmerz und bittern Erinnerungen erfüllt.

Die Faſten.

Wenn i ſcho ſo grüßli faſte,
Iſch mi Buuch doch wie-n e Chaſte,
Und i mag au no ſo bette,
Muß i chyche wie bim Chnette,
Alles Bette, gueti Lüt,
Alles Faſte hilft mir nüt.
Ha 's Gebot doch nit vergeſſe,
Ha mi Seel ke Fleiſch meh g'geſſe,
Alles luuter Faſtefyys,
Chnöpfli, Chüechli dotzedwys,
Fiſch, wie viel ſöll ig ech ſäge?
Was het möge d'Pfanne träge,
Platte volle Fröſchebei,
Gbrotne Schneggo-n au e chlei;
Ander Sache gar nid z'denke
Loh-n i mi grad ebe henke,
Wenn nid, ſo verſeh am Tiſch,
No der Ornig gfaſtet iſch.

Auflöſung des Räthſels in No. 7: „Alt-Rath-Haus-Platz.“

DAS POSTHÖRNCHEN

No. 8.

23. Febr. 1839.

Eine Wochenschrift
für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Dieses Blatt kann das ganze Jahr hindurch auf allen löbl. Postämtern des Kantons Aargau gegen vierteljährliche Vorausbezahlung von 30 Kreuzern bezogen werden. Diesem wird jedesmal unentgeldlich beigelegt: „Das Alpenhorn", ein Volksblatt zu angenehmer und belehrender Unterhaltung. Zusendungen müssen mit der Namensunterschrift des Einsenders versehen sein, und werden, wenn es gewünscht wird, von der Redaktion zur Umwandlung in spaßhafte Verse besorgt, jedoch hat der Einsender für den Inhalt jedesmal zu haften. Ankündigungen werden mit 5 Rappen für die Zeile berechnet. Briefe und Geld postfrei.

Tagesbegebenheiten.

Schweiz.

— Die von der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft angeregte **Rettungsanstalt für sittlich verwahrloſete Kinder** soll nun ins Leben treten. Der Lehrer derselben wird ein Zögling des Seminars in Kreuzlingen sein, welcher sich nach einem längern Anfenthalte in Berlin nun in Hamburg befindet, und bestimmt ist, noch andere ähnliche Anstalten von Deutschland zu besuchen, damit er sich Erfahrungen sammle und gründliche Kenntnisse verschaffe, was für den Lehrer einer solchen Anstalt nothwendig ist. Zur Einführung der Anstalt soll ein eigner Verein gestiftet werden, dessen Mitglieder sich auf sechs Jahre zu besondern Beiträgen von wenigstens einem Franken verpflichten. Der Versuch soll auf einem kleinen Landgute mit 6 bis 8 Knaben gemacht werden. Ihre Beschäftigungen werden Landwirthschaft und Fabrikation sein. Nach und nach wünscht man die Anstalt bis auf 40 Zöglinge zu erweitern. Gegen das überhandnehmende unmäßige Branntweintrinken und gegen die Entartung der Jugend, aus welcher eine Menge Verbrechen entsteht, dürften solche Anstalten besser sein, als Verbote und Gefängnisse.

— Solothurn. Mit unserm höhern Schulwesen will es noch immer nicht vorwärts. Daß in den Personen der HH. Munzinger, Reinert, Präf. Glutz, Th. Scherer und Franz Brunner eine Vorberathungskommission für Verbesserung des höhern Schulwesens und für zeitgemäße Errichtung einer Realschule niedergesetzt worden ist, vernahm man längst durch das Solothurner Blatt. Bis heute hat diese Kommission, bestehend aus Männern, die nichts weniger als Schulverständige sind, natürlich wenig oder nichts geleistet. Wie es scheint, wird sie dabei beharren, es solle eine Realschule von drei Kursen als Fortsetzung unserer sogenannten Sekundarschulen des Kantons, deren Idee und Einrichtung auch nicht von großem Schulverständniß zeugen, errichtet, und wo möglich mit der höhern Lehranstalt in einige, wenn auch nur lockere Verbindung gebracht werden. Nun aber will ein Mitglied der benannten Kommission nicht nur etwa, wie billig, nur die ganz verkommene theologische Anstalt (mit ihren 2 Studio), sondern sogar das Lyceum — aufgehoben wissen, und die dadurch ledig gewordenen Lehrmittel und Lehrkräfte für die in Frage stehende Realschule verwenden; Gottlob findet dieser brutalradikale Antrag keinen Anklang. Freilich, was am Ende noch aus dem Kinde wird, kann jetzt noch keine vernünftige Seele ahnen; aber zu fürchten ist, es werde bei allem Berathen und Planiren wenig Ersprießliches herausschlüpfen; es fehlen uns tüchtige, erfahrne Schulmänner für das höhere wie für das Volksschulwesen; es fehlt auch die nöthige Einigkeit unter den kraus durch einander geworfenen deutschen und schweizerischen Lehrern mit der alten Mechanik und der neuen Deutschthümelei. Neben diesem Uebelstande zehrt noch ein anderer Krebsschaden an unserer Kantonsschule: die Theilnahmlosigkeit von Seite [illegible]hörden,

die Alles verſtehen mögen, nur nicht das Schulweſen. Darum iſt es faſt undenkbar, daß wir durch die im Plane liegende Reorganiſation etwas Gediegenes und Heilſames bekommen werden, was jeden Freund des Fortſchreitens innigſt betrübt.

— Im K. Zürich iſt man über die Berufung des Dr. Strauß noch immer im Harniſch, und man ſollte glauben (Gott verzeih' mir's) gar des Teufels, beſonders das ſchöne, zarte, weibliche Geſchlecht; die kapiteln ihn herunter, als ob ſie alle ſchon mit ihm verheirathet wären, und nennen ihn einen Gottesläugner, einen abſcheulichen, entſetzlichen Menſchen. Sie kennen den Hrn. Strauß zwar nicht und haben ſeine Schriften nie geleſen; aber der Pfarrer hat's geſagt, und bei den Weibern muß, was gedruckt iſt und was der Pfarrer ſagt, immer wahr ſein. Wer möchte zuletzt auch noch an der Regierung ſein, wenn ſogar die Weiber revoluzen wollen: in England hielten ſie ſchon Volksverſammlungen und im Kanton Zürich könnte es ſogar bald ein Weiberlandſturm geben, an welchem die Männer als Schleppentrager hintendrein trippeln, wenn auch manche nur ungern, denn wenn Eva den Apfel hinhält, muß Adam zubeißen und wenn die Frau **a** ſagt, **muß** der Mann **b** ſagen. — Die Gegner von Strauß kennt man wohl, ſie haben ſich in einer Karrikatur ſelbſt zum Beſten gegeben. Da ſieht man den Teufel auf einem Vogel Strauß in die Stadt Zürich einreiten. Alſo das iſt, ihr evangeliſchen frommen Rothſtrümpfe, eure Religion? Wenn ein Mann, wie Strauß, voll heiliger Liebe zur Wahrheit, ein Mann feſten Glaubens und reinen Herzens, redlich und unverdroſſen und ohne Eigennutz nach Wahrheit ſtrebt, — dann verketzert ihr ihn, verdammt ihn; erklärt, er werde vom Teufel geritten? Habt ihr das von Chriſtus gelernt? ſeid ihr Jünger Jeſu, deſſen Sache zu vertheidigen ihr vorgebt? oder iſt es der, den ihr in euerm Phariſäerhochmuthe verdammt? Wir wollen ihn nicht richten; ihr aber habt euch dadurch ſelbſt gerichtet: denn wer den redlichen Forſcher, dem Wahrheit über Alles geht, ohne Weiteres dem Teufel verſchreibt, der muß ſelbſt von dieſem böſen Geiſte heimlich ein kleines Trinkgeld empfangen haben, damit er in's Teufels Namen andere, ehrliche Männer zu Teufeln mache. — Strauß aber iſt nicht der Mann, wie er von dieſen verſchrien wird; Strauß glaubt an Gott, aber an einen lebendigen, nicht an [redacted] an einen Gott, der heute noch wie vor [redacted] der Natur und ihrem Wirken, in der Menſchheit und ihren Thaten ſich offenbart. Strauß glaubt an die Ewigkeit und Unvergänglichkeit des menſchlichen Geiſtes, und daß derſelbe in's zukünftige Leben in Erkenntniß, Liebe und Wollen ſo eingehen werde, wie er im irdiſchen Lebenskampfe ſich gebildet, den Himmel oder die Hölle in ſeiner Bruſt, je nachdem er dieſe oder jenen in ſich geſchaffen. Strauß erkennt in Chriſtus einen Sohn Gottes; freilich nicht dem Fleiſche, ſondern dem Geiſte nach. Er hält ſeine Lehre für göttliche Offenbarung, und allein ſeligmachend, inſofern der Menſch ſie nicht bloß mit dem Munde nachbetet, ſondern in ſeinen Geiſt, ſein Leben und Wirken übergehen läßt. Er glaubt, es gebühre Gott allein die Ehre, und man ſolle Chriſtus zu keinem Abgott machen, was nie in ſeinem Willen lag, denn er wollte allein die Menſchheit durch den Geiſt ſeiner Lehre beglücken, den die Menſchheit auch nur im Geiſte erfaſſen ſoll, alles Sinnliche iſt alte Gewohnheit oder neue Zuthat ſinnlicher Menſchen. Strauß lehrt, daß es die Aufgabe der Gottesgelehrten ſei, in der Bibel das Aechte vor dem Unächten, den Gedanken von dem Bild, den Geiſt von dem Buchſtaben, das Gotteswort von dem Menſchenwort zu ſondern, und jedem zu ſeinem Werthe und Gebrauche zu verhelfen, der ihm in der Wahrheit gebührt.

— Vorige Woche wurden die Bewohner von Bülach, K. Zürich, durch einen ſcheußlichen Gaſt aus ihrem Enthuſiasmus über die Straußen-Angelegenheit aufgeſchreckt. Ein wüthender Hund lief durch's Städtchen und hatte mehrere Menſchen und Hunde gebiſſen. Das tolle Thier wurde verfolgt, konnte aber erſt in Kloten erlegt werden. Die Unterſuchung zeigte, daß bei dieſem Hunde die Wuth in hohem Grade vorhanden war.

— Am 14. Februar Morgens 3 Uhr brach in dem Bauernhauſe der Wittwe Tröſch im Forſt, bern. Gemeinde Thunſtetten, Feuer aus, und in kurzer Zeit ward das ganze Gebäude, nebſt 2 Pferden, 2 Ochſen, 2 Kühen, 4 Schweinen, einigen Schafen und aller andern Fahrhabe ein Raub der Flammen. Die Bewohner konnten nicht einmal ihre Kleider und kaum das Leben retten. Der Knecht erhielt Brandverletzungen.

— In Baſel wurde am 18. Febr. Morgens 4 Uhr die Faſtnacht nach alter Sitte durch eine Unzahl von Trommlern und ſchöne Muſik eingeleitet. Masken von jeder Form und Farbe drängten ſich dieſen Tag neckend durch die Menge, doch zeichnete ſich keine durch einen beſondern Charakter aus. Unter den mancherlei Späßen,

wozu die Stadtchronik den Stoff gab, ist besonders einer Erwähnung werth ein großer Aufzug, welcher eine Anspielung auf die erste verunglückte Spazierfahrt unsers Dampfschiffes vorstellte. Voraus ritt — eine Schnecke, dann kam ein Eilwagen, an dessen hinterer Seite ein Lallenkönig angebracht war, der dem gleich darauf folgenden, sehr schön ausgeschmückten und mit vielen eleganten Herren und Damen besetzten Dampfschiff, die Zunge herausstreckte; den Schluß machte ein langer, von vielen Bajazzo's besetzter Wagen, welcher die Inschrift trug: „Assekuranz gegen Sandbänke.“

— Am 30. v. M. wurden drei Männer im K. Uri, die bei stürmischer Witterung Heu, das sie auf einem sehr steilen Abhang des Erispalts aufgeschichtet hatten, auf einem Schlitten nach Haus transportiren wollten, von einer furchtbaren Staublawine überfallen und verschlungen. Zwei wurden durch fleißiges Durchgraben aufgefunden: der Eine todt, mit zerschmettertem Schädel, der andere noch warm und athmend, jedoch bald gänzlich erblassend. Durch zweckmäßige Behandlung wäre derselbe vielleicht noch gerettet worden; allein die herbeigeeilten Leute wußten kein besseres Mittel, als dem Unglücklichen eine Dosis Branntewein einzugießen, um ihn nach ihrer Meinung zu wärmen und zu stärken. Den dritten Verunglückten hat man ungeachtet des fleißigsten Nachgrabens noch immer nicht auffinden können.

Ausland.

— Das Liebhabertheater zu Augsburg, welches seit 11 Jahren bestand, ist durch Beschluß der baierischen Regierung aufgehoben worden; und zwar nur deshalb, weil sich bei einigen Mitgliedern und Mitgliederinnen besondere Liebhabereien zeigten.

— Der verurtheilte, aber begnadigte Karl Zeuner von Butzbach, ein Schüler Weidig's, befindet sich noch im Arresthause zu Darmstadt. Da er nicht anerkennen will, unrecht gehandelt zu haben, und keine Reue zeigt, auch kein Hehl haben soll, vorkommenden Falls wieder so zu handeln, wie er gehandelt hat, so kann man es der Staatsregierung nicht verdenken, daß sie seine Begnadigung an die Bedingung der Auswanderung nach Nordamerika knüpfte, obgleich man versichert, daß der Großherzog persönlich sehr gewünscht hätte, auch ihm die Maßregel der Gnade völlig unverkürzt zukommen zu lassen. Zeuner bleibt hier, bis die gesetzliche vierteljährige Frist zur Anmeldung seiner etwaigen Gläubiger vorüber ist. Er steht nun nicht mehr unter criminalgerichtlicher, sondern polizeilicher Aufsicht in seinem Gefängnisse. Alle andere Begnadigte und hierauf entlassene Gefangene der bezeichneten Art sind unterdessen sämmtlich wieder in ihre frühere Beschäftigung eingetreten. Am schlimmsten kommen dabei die Juristen, Pädagogen und entlassenen Pfarrer weg; indessen ebenen sich vielleicht auch da noch die Verhältnisse.

— Mit der Eröffnung des hannöverischen Landtags steht es noch sehr trübselig aus. Fast überall weigern sich die Deputirten, zu erscheinen, und wo Wahlen vorgenommen werden, lehnen die Gewählten die ihnen zugedachte Ehre ab. Die Abgeordneten der Opposition erhalten keinen Urlaub, und so wird sich zum Schluß das Resultat herausstellen, daß gar kein Landtag zusammenkommt.

— Daß in Erfurt gutes Gemüse wachst, weiß so ziemlich ganz Deutschland; daß aber dort noch ansehnliche Schätze verborgen liegen, die in den letzten Kriegsjahren von Franzosen vergraben sein sollen, erfährt man erst durch die Actien-Gesellschaft, welche sich zum Auffinden dieser Schätze nun gebildet hat. Jede Actie kostet 2½ Thaler, doch werden sie ohne Zweifel steigen, sobald man erst einige Schätze gefunden hat. Sollte es, nach diesem Vorgange, in nächster Zukunft Jemanden einfallen, zu Bezahlung seiner Schulden Actien auszugeben, so darf man sich darüber nicht mehr wundern.

— In Schlesien treibt eine Diebsbande ihr Wesen, an deren Spitze ein gewisser Barfuß steht. Besagter Barfuß wird dargestellt als Mann von großem Anstande und feinem Takt, als freigebig und liebenswürdig, und so schlau, daß die Polizei bisher noch nicht die Ehre hatte, seine nähere Bekanntschaft zu machen. Bei Frauen steht er sehr in Gunst, mit einem Worte, dieser Barfuß ist ganz dazu geschaffen, eine vermehrte und verbesserte Ausgabe von Rinaldo-Rinaldini zu besorgen.

— Die drei preußischen, am Rheine stationirten Armeekorps bilden mit der aufgeboten Kriegsreserve eine Macht von mehr als 100,000 Mann. Im Kriegsministerium in Berlin herrscht die größte Thätigkeit, um Alles vorzubereiten, was für die Mobilmachung dieser Massen nöthig ist. Die ungeheuren Vorräthe und Magazine des Ehrenbreitensteins bilden im Verein mit den ansehnlichen Arsenalen der rheinischen Hauptstädte eine mächtige Ausrüstungsbasis. Leider ist es nur zu wahr, daß die Stimmung in den preußischen Rheinprovinz[illegible]hen von den religiösen Verhältnissen, keineswe[illegible]ist; [illegible] regen sich dort lebhafte Wünsche, deren [illegible]ung man

seit einer Reihe von Jahren vergeblich hoffte, und ist auch Niemand gerade feindselig gestimmt, so würde man unter günstigen Umständen doch gern erwerben, was man so lange entbehrte, und was durch die seit der Juliusrevolution bei uns herrschend gewordenen Prinzipien immer mehr in die Ferne gerückt worden ist.

— In diesem Augenblick findet eine außerordentliche Bewegung unter den russischen Truppen in Polen statt. 12 Infanterie- und 4 Husarenregimenter, nebst einer Brigade schwerer Kavallerie, in Allem 30,000 Mann mit 120 Kanonen, haben den Befehl erhalten, gegen Kalisch aufzubrechen und sich längs den preußischen Grenzen aufzustellen. 2 andere Infanterieregimenter, 2 Kavalleriedivisionen und 12 Kosackenregimenter sollen aus Rußland ins Innere Polens nachrücken, so daß die gesammte Observationsarmee aus 100,000 Mann bestehen soll. Feldmarschall Paskewitsch, der sich nach St. Petersburg und von da nach Kiew begeben wollte, hat diese Reise aufgegeben und wird das Kommando dieser Armee übernehmen.

— Der 19. Februar ist für Belgien ein wichtiger Tag, es ist der Tag, an welchem dieses Land über seine Zukunft entscheiden soll. Tausende sehen diesem kritischen Augenblick mit banger Erwartung entgegen. Wer kann wissen, welchen Ausgang er nehmen werde? Greller Zwiespalt und Mißtrauen treten unter den einzelnen Klassen der Bevölkerung hervor; das Stocken des Handels, die Lähmung der Industrie, das Falliren der ansehnlichsten Häuser, die Voraussicht, daß Tausende von Arbeitern ihre Beschäftigung verlieren könnten, dies Alles kommt zusammen und wirkt auf die Entschließungen mächtig ein. Die den Frieden wünschen, glauben, man werde nachgeben, jedoch so, daß der so hart bedrohten Schifffahrt Vortheile daraus erwachsen. Die den Krieg wollen, hoffen durch ihn Belgiens völlige Unabhängigkeit erringen zu können. Endlich fehlt es auch nicht an solchen, welche das religiöse Element in den weltlichen Streit hineinziehen wollen, und diese sind unstreitig die gefährlichsten. Der 19. Febr. wird zeigen, wie man die Wünsche aller dieser Parteien vereinigen kann.

— Am 23. Jan. ist, angeblich durch eine in der Wohnung eines Unterbeamten vorgekommene Unvorsichtigkeit, der [illegible] der h. Pforte ein Raub der Flammen geworden [illegible] Feuer, welches um 5 Uhr Morgens ausbrach, theilte sich schnell dem ganzen Gebäude mit. Der in demselben wohnende Basch Wekil (Premierminister) mit seinem Harem und den Hausoffizieren hatten Mühe, ihr Leben zu retten. Von den in den Appartements der Pfortenminister befindlichen Möbel und Effekten konnte nur äußerst Weniges den Flammen entrissen werden. In Zeit von 30 Jahren ist die Pforte 3 mal abgebrannt, nämlich bei der Revolution, welche, durch den Großwessier, Mustapha Bairakdar, im Nov. 1808 hervorgerufen, den jezigen Sultan auf den Thron brachte; bei der Vertilgung der Janitscharen 1826, und nun zum dritten Mal.

— Die alte Jungfrau Europa scheint an Herzweh zu leiden, denn von allen Seiten her laufen Nachrichten über wiederholte Erderschütterungen ein. Die Erdgeister halten vielleicht großen Landtag, wobei es entweder stürmische Debatten gibt oder gar die Kammern vertagt oder aufgelöst werden.

In A. wurde jüngsthin dem L. ab seinem Estrich buchenes und tannenes Scheitholz gestohlen. Er klebte, ohne irgend eine in Verdacht gestellte Person zu bezeichnen, an die Wand seines Holzplatzes einen Zettel mit folgenden Worten:

„Holzdiebe gebt Acht,
Es wird nun gewacht;
Greift nur nicht zu weit,
Man weiß wer ihr seyd.“

Am folgenden Morgen war der Zettel von der Wand verschwunden und L. klebte einen andern hin mit dem Beisatze:

„Ist der erste Zettel fort,
Kommt ein andrer an den Ort.
Wer den Zettel hat genommen,
Hat wohl auch das Holz bekommen.“

Des andern Tages war auch dieser wieder weg und L. ward vor das Bezirksamt beschieden, wo ihm der Hr. Amtm. S. — die beiden Zettel vorhielt, mit der Bemerkung: „die nebst L. einzig noch im Hause wohnende Familie H. habe dieselben an ihrer Kammerthür gefunden, sich betroffen gefühlt und beklagt. — L. erzählte den Hergang und sagte, daß er damit weder Jemand bezeichnet, noch die Zettel an ihre Kammerthür, sondern an die Wand seines eigenen Holzplatzes geklebt habe, was ihm doch Niemand wehren könne. Der Amtmann, ohne in die wiederholten Bemerkungen des L. einzugehen, erklärte dem L.: er ertheile ihm hiermit den gebührenden Verweis und untersage ihm das fernere Ankleben derartiger Pasquille! (?) ...

Unter Pasquill versteht man eine Schmäh-, Spott- oder Lästerschrift, die von einem Ungenannten auf gewisse bezeichnete Personen gerichtet ist, womit aber jenes Verschen keine Aehnlichkeit hat; so wenig, als es Jemanden zustehn kann, das Ankleben an einem eigenthümlichen, nicht offenen Ort, wenn dasselbe Niemand anders, als den allenfallsigen wirklichen Dieb, trifft, verweisen oder untersagen kann.

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau.

No. 9. 1. März 1839.

Das Alpenhorn,

ein Volksblatt

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Zweiter Jahrgang.

Chuenäglet's eim mängist no früeh i der Schüür, und isch es au z'drösche neb Mängem nid ghüür:
So thuet me derglyche-n als ob me's nid gspüür.

Der Selbstmörder.

I.

Finstre Nacht bedeckt die weite Erde,
Und entsetzlich braust der Wind daher;
Einsam zieht der Wandrer, voll Beschwerde,
Nur mit sich beschäftigt und gedankenleer
Einen steilen Fußpfad nach der Hütte
Seines Freundes, der heut vor ihn trat
Tief in Noth, mit ängstlich fleh'nder Bitte,
Denn es galt um Hülf' und guten Rath.
„Noch vor Untergang der lieben Sonne,"
Sagt er ihm: „kehr' ich bei dir noch ein!"
Wer beschreibet des Bedrängten Wonne
Auf das Wort: „Die muß geholfen sein!"?
Ob er auch das Mittel nicht gleich hatte,
Ihm zu helfen aus der Noth und Pein,
Dacht' er doch: Mein Freund ist Vater, Gatte,
Und das Unglück träf' ihn nicht allein;
Auch ist er an seiner Noth nicht schuldig,
Nur das Mißgeschick hat ihn dahin geführt.
Selbst oft hülfreich, und bedrängt geduldig,
Macht die Noth nun auch den Freund gerührt:
Er sucht sich das Mittel zu verschaffen;
Doch er kommt zu spät hier, dort zu früh,
Und mit Mienen, gleich den neid'schen Affen,
Schickt man ihn, umsonst ist alle Müh.
Schon ging jetzt die liebe Sonne nieder,
Noch fand sich zur Hülf' das Mittel nicht;
Und der Mann, so wacker und so bieder,
Hat ein Kleinod, das ihm Hülf' verspricht:
Ein Geschenk von einem Unbekannten,
Den er einst aus einem Sumpfe trug,
Eine goldne Dose mit Brillanten;
Diese, dacht' er, gibt der Hülf' genug.
Doch die Dose, ach, sie ist verschwunden,
Niemand weiß darüber ihm Bescheid,
So entrinnen voller Angst die Stunden
Und die zehnte ist schon nicht mehr weit.
Er erflehet Beistand sich von oben,
Und der Himmel, er erhöret ihn:
Denn die Dose war ja nur verschoben,
Einen Blick nach einem Winkel hin
Zu dem offen steh'nden alten Schreine
Zeiget ihm das Kleinod, und er eilt
Hin zum Goldschmied, der beim Lampenscheine
Noch in seiner reichen Bude weilt.
Bis der goldne Plunder war gewogen
Und gewerthet einzeln jeder Stein,
War die eilfte Stunde nun verflogen.
Endlich strich den Werth er fröhlich ein,
Und flog fort, dem Freund es darzubringen,
Dessen Haus entfernt am Berge stand;
Noch mußt' er mit Wind und Wetter ringen,
Und der Blitz, der sich durch's Dunkel wand,
Zeiget ihm auf Augenblicke wieder,
Ob er seines Weges nicht gefehlt;
Vor ihm hing von einem Baume nieder,
Ach, ein Mann, der sich den Tod gewählt.
Und das Zucken neuer Blitze zeigte
Ihm den Freund (die Rettung kam zu spät),
Der den Kopf entstellt zur Erde neigte,
Denn sein Lebenslicht war ihm schon ausgeweht.

Absatz II. folgt im nächsten Stück.

Rezo Weduf,

oder

edelmüthige Rache.

Dieser edle Ungar, welcher im fünfzehnten Jahrhundert lebte, stellt in seinem Betragen gegen einen grausamen Mörder ein seltenes Beispiel von unterdrückter Rache auf. Zu seiner Zeit wütheteten die schrecklichsten Kriege zwischen den Ungarn und Türken, und Weduf lag mit einem Haufen, den er aus seinen eigenen Unterthanen gesammelt hatte, und die ihm alle freiwillig gefolgt waren, an der Grenze des Gebiets der Ungläubigen, um die Grausamkeit zu rächen,

welche dieſe ſowohl auf ſeines Vaters Beſitzungen, als auf denen ſeiner übrigen Landsleute verübt hatten.

Sie ſchonten weder des Kindes in der Wiege, noch der Weiber und ſchwachen Greiſe, hatten ganze Gegenden verwüſtet und überall klebte Blut von Erſchlagenen, überall hörte man noch das Wimmern von Sterbenden, als Rezo Weduf mit den Seinigen in die Gegend trat und ſchaudernd die Gräuelſzenen der Türken vor ſich erblickte.

Wuth ergriff ſeine Krieger; ſie ſchwuren heilig und feierlich, zu vergelten, was man an den Ihrigen gethan, und Rezo Weduf hörte und beſtätigte den Schwur; „aber doch nur an den Schuldigen,“ ſprach er: „denn was können ihre lallenden Kinder, zarten Weiber und gebückten Greiſe für jene Grauſamkeiten!“

Seine Worte waren für ſeine Leute Befehle, und wenn auch einige darunter murrten, wußte er ihnen ihr Benehmen ſo zu verweiſen, daß ſie bald ſelbſt von ihrem Unrecht überzeugt waren.

Rezo kannte die Macht ſeiner Feinde zu gut, um nicht zu fürchten, daß ihre Menge im Taumel des Siegesglücks ſeinen kleinen Haufen eher aufreiben würde, als daß er ſich ihnen mit Erfolg offen entgegen ſtellen könnte. Er beſchloß daher, einen kleinen Umweg in's türkiſche Gebiet zu machen, um erſt ſeine Kräfte zu prüfen, ehe er auf's Gerathewohl ſich aufopferte. Eine kleine Stadt, in welcher ein Baſſa wohnte, lag nicht weit von der Grenze, von türkiſchen Kriegsvölkern entblößt, die ſich meiſtens in's Ungariſche gezogen hatten. Man wußte von Rezo's Ankunft nichts, denn man vermuthete nicht, daß ein Haufen anders, als gegen den Feind, und nicht nach einer unbeſetzten Gegend ſich ziehen könne. Rezo eilte daher, ehe man etwas von ihm erfuhr, über die Grenze, und zur Verwunderung des Baſſa und ſeiner wenigen Mannſchaft war er vor der Stadt, ehe man ſich's vermuthete. Der Sturm auf dieſelbe folgte ſeiner Ankunft ſo ſchnell, und die Eroberung war ſo geſchwind vollzogen, daß der Baſſa nur ſeine eigene Perſon mittelſt Flucht retten konnte. Seine Lieblingsgattin, von welcher er zwei Söhne hatte, warf ſich vor Rezo auf die Knie nieder, und bat, nur ſie allein zu tödten, ihre Kinder aber, die Unſchuldigen, am Leben zu laſſen.

„Stehe auf,“ ſprach Rezo: „und fürchte nichts; ich tödte weder Weiber noch Kinder; doch danke dem Geſchick, daß mir dein Mann entronnen iſt, den hätte ich nicht länger leben laſſen; dich aber nehme ich mit, um den Räubern, die in meinen Gegenden und auf meinen Beſitzungen wüthen, ein Beiſpiel zu geben, wie ſie handeln ſollten.“

Rezo ſah wohl ein, daß er ſich in der eroberten Stadt nicht würde halten können, wenn der entflohene Baſſa mit geſammelter Macht zurückkehrte, um den Feind wieder aus ſeinem Gebiete zu verjagen. Ueberdem konnten die ſeitwärts hauſenden Türken noch nichts von ſeinem Eindringen wiſſen, mußten alſo in Schrecken gerathen, wenn ſie ihn von türkiſcher Seite kommen ſahen. Er brach alſo gleich wieder auf, und eilte der Gegend in Ungarn zu, wo ſeine Landsleute litten. Sein Erſcheinen im Rücken der Türken erregte unter ihnen wirklich viel Schrecken, denn ſie liefen, als ob der Böſe mit einem Heer von Geſpenſtern über ſie hergefallen wäre, zumal da ſie die Roßſchweife und andern Siegeszeichen ſahen, die Rezo mit ſich trug. Ehe ſich die Fliehenden erholen und ſammeln konnten, rächten ſeine Krieger die Seelen ihrer erſchlagenen Brüder: die meiſten Türken wurden ein Opfer des Schwerts und wenige nur entrannen. Rezo hatte diesmal mit einem kleinen Haufen ſein Vaterland vom Schwarme der Türken befreit.

Bei ſeinem Vordringen kam er auf das Gut eines ſeiner Jugendfreunde, welches eben von einem Baſſa überfallen worden war, der wahrſcheinlich von ſeiner Ankunft nichts wußte. Rezo fand ſeinen Freund in Bauernkleidern verſteckt, nahm ihn in ſeine Arme und hörte ſeine Klagen, zufolge welchen deſſen Gattin und Kinder in den Händen der Unmenſchen waren. Er überfiel ihr Lager plötzlich und umzingelte ſchnell das Zelt des Baſſa; aber welch ein gräßlicher Anblick! Mit Säbelhieben getödtet lag das ſchöne Weib des Freundes und ihre drei Kinder zu den Füßen des Barbaren, der auf ſeidenem Kiſſen ſitzend und eine Pfeife rauchend ſich an dieſem Trauerſpiel weidete. Als er Rezo gewahr ward, ſprang er voll Wuth über den Anblick eines Chriſten auf, ergriff den neben ihm liegenden Säbel, wurde aber von Rezo's Leuten entwaffnet und ſah ſich gefangen.

„Barbar!“ fuhr ihn Rezo an: „was thaten dir dieſe Unſchuldigen?“

Es ergab ſich nun, daß die gefangene Türkin die Schweſter dieſes Unmenſchen war, die ſich ſehr über die Gräuelthaten ihres Bruders entſetzte. Rezo ſprach zu ihr: „Ich ſchicke dich nun zurück zu deinem Manne; du ſollſt ihm deine und ſeine Kinder bringen, und ihm ſagen, daß ich ſie rettete; auch ſollſt du dieſen da, jedoch gefeſſelt, mit dir nehmen, und deinem Manne erzählen, wie ich meines Freundes Weib und Kinder durch ſeine Hand ermordet gefunden habe; und ſollſt ihn damit veranlaſſen, in Zukunft ſelbſt menſchlicher zu ſein.“

Das Weib umfaßte Rezo's Knie, und dankte ihm tauſendmal mit thränenden Augen. Sie wurde unter ſicherer Begleitung an den Baſſa abgeſchickt und ihr Bruder gefeſſelt mit. Der Baſſa ließ ſeinen Schwager enthaupten und überſandte Rezo deſſen Kopf zum Zeichen der Erkenntlichkeit für die Rettung ſeines Weibes.

Abbé Chatel,

der kirchliche Reformator in Frankreich.

Ein franzöſiſcher Gelehrter ſagte ſchon vor ſiebenzig Jahren: „Möchte nicht die einfachſte Religion auch die beſte

sein? Sollte es nicht die sein, welche nicht viel Glaubenssätze, aber desto mehr Sittlichkeit und Liebe predigt? — die ja nicht den Verstand gefangen nehmen und nicht unmögliche, sich selbst widersprechende und alle Vernunft höhnende Dinge glauben machen will, und den schwachen Menschen nicht mit ewigen Höllenstrafen für zeitliche Vergehungen bedroht und schreckt — nein, sondern nur das Wenige lehrt, was wir wissen und glauben können: den ewigen, heiligen Gott, die Unsterblichkeit des Geistes und die Bruderliebe zu allen Menschen, als Kindern Gottes?" —

Dergleichen Ansichten mögen der kühnen Reform zum Grunde liegen, die Hr. Abbé Chatel vor acht Jahren in Frankreich begann, und dürften wohl die Quelle sein, welcher die weit um sich greifenden Glaubens- und Sittlichkeitslehren des kirchlichen Reformers entflossen, der da berufen scheint, die längst gehegte Idee einer Nationalkirche zu verwirklichen — die Idee einer französischen Kirche — frei vom drückenden Römerjoche und frei von allem Priesterlug und Trug. Dem sei jedoch, wie ihm wolle; wir haben hier einstweilen nur Thatsachen aufzuzählen, kurz und treu den Beginn und den schnellen Fortschritt der neuen französischen Kirche, ihre Grundsätze und ihren Kultus, so wie ihre Abweichungen vom alternden Romanismus darzustellen.

Ferdinand Franz Chatel wurde den 9. Jänner 1795 zu Gannat, einem Städtlein im Allier-Departement, geboren; seine Eltern waren unbemittelte, aber ehrliche Bürgersleute, die ihn zum geistlichen Stande bestimmten. Seine Studien machte er vorerst im kleinen Seminar und dann am kaiserlichen Lyceum von Clermont-Ferrand, wo er sich bald durch seine überwiegenden Talente, durch Fleiß und Ernst, und später durch Tiefsinn und Geistesschärfe auszeichnete.

Kaum waren seine theologischen Kurse im großen Seminar zu Clermont-Ferrand beendigt, wurde er zum Vikar an der Domkirche zu Moulins, dann zum Pfarrer zu Monetay-sür-Loire, sodann zum Aumonier des zwanzigsten Linien-Regiments und endlich 1823 zum Aumonier des zweiten Grenadier-Regiments der königlichen Garde ernannt. Dies geschah zur Zeit, als die jesuitische Propaganda ihr feines, verfängliches Netz bereits über halb Frankreich ausgebreitet hatte. Chatel ließ sich nicht fangen und verkündete frei und offen, schon unter Karl X., in mehr als zehn verschiedenen Kirchen von Paris, Gewissens- und Religionsfreiheit. Sein Freisinn und seine furchtlose Wahrheitsliebe machte gewaltiges Aufsehen; indessen brach er noch nicht ganz mit der römischen Kirche, sondern überdachte Jahre lang seinen Reformplan und ließ ihn in einzelnen Aufsätzen des „Reformators", eines Journals der Religion und des Jahrhunderts, an dem er Mitarbeiter war, durchblicken. Dessenungeachtet behielt er seine Stelle als Aumonier der königlichen Garde bis nach den Julitagen 1830, wo das Regiment aufgelöst wurde.

Die Zeit schien sehr günstig, auch am alten verknöcherten Romanismus zu rütteln, zumal die Julitage sattsam bewiesen hatten, daß, wenn nicht der vornehmen, hohen Welt, doch dem Bürgerstande und dem Volke ein tiefer Sinn für Wahrheit, ein warmes Gefühl für die wahre Religion, d. h. für Liebe und für liebevolle Hingebung inwohne. Es schien ihm der Zeitpunkt zu sein, offen hervorzutreten mit seiner kirchlichen Radikalreform, und sein neues Wort ertönen zu lassen unter dem gebildetern Bürgervolke, welches der römische Stabilismus und der mittelalterliche Schlendrian längst von den Tempeln und von ihrem jüdisch-heidnischen Zeremonientande fern hielt.

Zuerst versammelte er 10, dann 50 bis 60 Bessergesinnte um sich in seiner Wohnung in Paris (rue des Sept-Voies No. 18), und verkündete ihnen das Evangelium der Reform. Allein schon zu Anfang des Jahres 1831 war die Schaar seiner gläubigen Anhänger so groß, daß er seine bisherige Wohnung gegen ein geräumiges Lokal vertauschen mußte — in der rue de la Sourdière. Aber auch dieses große Lokal war bereits im Monat Juni nicht mehr hinlänglich und er miethete in der rue Cléri den weiten, großen Saal Lebrün. Aber auch dieser war gar bald für die Menge der Gläubigen zu eng, so daß er im November 1831 den großen, weiten Betsaal rue du Faubourg St. Martin No. 59 miethete, wo denn auch heute noch der Sitz der neuen französischen Kirche sich befindet, und wo an hohen Festtagen über 5000 bis 6000 Menschen zusammenströmen, d. h. wohl eben so viel, als kaum in allen übrigen katholischen Kirchen von Paris.

Um Hrn. Chatel sammelten sich jetzt auch mehrere Priester der römisch-katholischen Kirche und vereinigten sich mit ihm, so daß er eine hierarchische Ordnung unter ihnen als Lehrer festsetzen mußte; der Entwurf wurde vor das gesammte gläubige Volk gebracht, gutgeheißen und gemäß dieser kirchlichen Verfassung wurde sodann, in zahlreicher Versammlung, Hr. Ferdinanz Franz Chatel zum Primas der französischen Kirche gewählt. Unter ihm stehen mehrere Bischöfe, viele Pfarrer und Vikarien, die von ihm und seinen Bischöfen die Weihe und die Mission erhalten haben und an den Reformkirchen in Frankreich und Belgien angestellt sind. In Brüssel allein zählt man schon zwei neue französische Kirchen; die Reform findet da ungemeinen Anklang und mehr als 15,000 Belgier bekennen sich zur neuen Konfession; die Zahl der Anhänger wächst täglich.

Was Frankreich selber betrifft, so ist die neue Kirche bereits in dreißig Departementen verbreitet — nirgends hat sie zahlreichere Anhänger als in der Vendée; nirgends blüht sie schöner auf als in Nantes. Man kann sicher annehmen, daß in diesem Augenblicke die neue französische Kirche in

Frankreich allein über fünf Millionen Gläubige zählt und noch weit mehr sich verbreiten würde, wenn Hr. Chatel nicht Mangel an Priestern hätte; ihre Zahl steigt leider nur auf 50, und er bedürfte deren über 160! Unter der Zahl jener 50 Priester befindet sich auch unser Landsmann, der von seinem Bischofe so schmählich behandelte Abbé Bandelier aus Wallis, ehemaliger Vikar zu Monthey, jetzt aber Primatialvikar an der französischen Kirche, deren Grundsätze und Lehren wir nächstens einmal darstellen wollen.

Ein alter Katholik.

Schlauheit.

Mein Weibchen, traun, verschenk' ich nicht,
Wär's auch erlaubt, denn unser Pfarrer spricht:
„Was ihr verschenkt, geliebten Brüder,
„Wird jedem zweifach wieder.“

Df. Ztg.

Naturgeschichte.

Der Kranich.

Einer der kühnsten in die Reihergattung gehörenden Reisenden ist unläugbar der Kranich. Um dem Mangel und Frost zu entgehen, fliegt er aus seiner Heimath, dem Norden, in sehr südlich gelegene Länder. Er sucht wärmere Gegenden zu seinem Winteraufenthalt, läßt sich im Herbste, auf der Durchreise, in Deutschlands Samenfeldern nieder, und kehrt mit dem Anbruche des Frühlings wieder in seinen Norden zurück. In so außerordentlicher Höhe nimmt er in zahlreicher Gesellschaft seinen Weg durch die Luft, daß man auch auf dem ehrwürdigen Haupt des Brockens stehend, das doch 3000 Fuß hoch ist, ihn weit über sich erblickt. Wie die wilden Gänse, in Gestalt eines Dreiecks ohne Grundlinie >, fliegen die Kraniche. Kommt ein Sturm, oder will sich ein Raubvogel unter ihnen einen Braten suchen, so verändern sie diese Form und schließen sich in einen Zirkel ○, um kräftigern Widerstand thun zu können. Ganze Nächte durch fliegen sie in Einem fort. Oft läßt der Anführer seine Stimme hören; die übrigen antworten und scheinen damit ihm zu melden, daß der ganze Zug noch in seiner Ordnung ist. Ihr Geschrei „Kurru, Kurru“ ist so stark, daß man darüber so zu sagen das Gehör verlieren möchte. Es ist daher kein Wunder, daß so oft dieser Lärm die nächtliche Stille unterbrach, der Aberglaube eine neue Bestätigung der Sage vom wüthenden Heere und dem wilden Jäger zu hören glaubte. Ihre doppelt gebogene Luftröhre scheint zur Bildung einer so lauttönenden Stimme nicht wenig beizutragen; so wie sie ihnen vielleicht auch dazu dienen mag, einen Vorrath von dickerer Luft mit sich zu nehmen, um in der feinern Luft höherer Regionen besser aushalten zu können. Ist ihr Flug hoch und ruhig, so kann man gute Witterung vermuthen; tiefer Flug unter vermischtem Geschrei verkündigt Sturm und Ungewitter. Nicht ohne erst einige Schritte zu laufen und mehrere Male mit den Flügeln zu schlagen, können sie sich von der Erde in die Luft erheben. So bedächtig und lächerlich ernsthaft diese Vögel gewöhnlich scheinen, so kommt sie doch zuweilen die Laune an, allerlei komische Sprünge zu machen, zu tanzen, Steine, Spähne u. dgl. zu schleudern und sich dabei zu stellen, als wollten sie dieselben mit dem Schnabel wieder auffangen, Wettläufe mit einander zu halten und andere lächerliche Possen zu machen. Dieses Gauklertalent entging dem Menschen nicht, daher er sie zu allerlei Späßen nicht ohne Erfolg abrichtete.

Die Hauptfarbe des gemeinen Kranichs ist aschgrau; sein Vorderkopf ist schwarz und wollig, der Hinterkopf kahl, warzig und roth; doch ist die rothe Kappe nur dem Männchen eigen; im Nacken bemerkt man ein dunkelgraues Dreieck, worin sich die vom Auge ausgehenden weißen Bänder verlieren; schwarz sind Kehle und Unterhals, schwarz und röthlichgrau die Schwungfedern; am Schwanze ist ein schöner, krauser Federbüschel, den der Vogel nach Belieben aufrichten und niederlegen kann; die Spitzen desselben sind schwärzlich; der schwarzgrüne Schnabel ist gerade und hat schwache Furchen, worin die Nasenlöcher liegen; die Zunge ist kurz und breit, an der Spitze hornicht; schwarz sind die Füße und nicht besonders lang die Zehen, bei denen man zwischen der äußersten und mittleren eine Falte wahrnimmt. Etwas größer und gestreckter als ein wälscher Hahn, ist der Kranich. Er hauset nur in sumpfigen, mit Schilf bewachsenen Gegenden, zwischen Binsen- und Erlenbüschen legt das Weibchen zwei graublaue und hellbraun gewölkte Eier. Kaum sind die Jungen nur einigermaßen erwachsen, so können sie nicht nur pfeilschnell laufen, sondern sie sind auch schon stark genug, mit ihren Eltern die ungeheure Reise anzutreten. Sie erreichen ein ziemlich hohes Alter von 40 und mehr Jahren; in welchem sie von ihren Nachkommen auf's Liebreichste gepflegt werden, diese wärmen die kahl werdenden Greisen mit ihren Federn, bringen ihnen Nahrung und unterstützen sie auch wohl im Fluge. Weniger lobenswürdig sind die Kraniche in Absicht des nicht unbeträchtlichen Schadens, den sie auf Feldern anrichten, und der, besonders in Polen, den Landmann sein Feld zu hüten nöthigt, wenn diese Diebe vorüberziehn. Ob sie gleich Körnerfresser sind, lieben sie doch auch Würmer, Insekten und kleine Amphibien, wodurch sie wieder vergüten, was sie auf den Samenfeldern Nachtheiliges stiften.

Nicht ohne Grund nahm die Bilderschrift den Kranich zum Symbol der Wachsamkeit auf. Wenn die Reisegesellschaft weidet, oder sich dem Schlummer überläßt, was immer auf einem Beine stehend mit unter einen Flügel gestecktem Kopfe geschieht: so steht der Anführer mit aufgerichtetem Haupte und hält treue Wache. Da ihre Federn zum Schreiben und zu Federbüschen gebraucht werden können, und ihr Fleisch besonders ehemals so geschätzt wurde, daß man ihnen, um sie fett zu machen, die Augen ausstach, auch hier und da noch gegessen wird: so haben sie manche Nachstellungen auszustehen. In Persien und Japan sind sie heilige Vögel. Dieses ihnen günstige Vorurtheil macht sie vertraut und dreist im Umgange mit Menschen. Häufig sieht man dort ihr Bild in Tempeln und im Palaste des Kaisers, der auch allein das Recht hat, sie zu jagen. Nie wird dort das gemeine Volk vom Kraniche anders reden als Herr Kranich.

Räthsel.

Ich bin ein Kind der Thorheit und der Nacht,
Und ward geboren ohne Leben;
Betrug ist's, der mich mehren macht,
Und Lügen sind's, die Glanz mir geben.
Hab' ich auch gleich den Ursprungsschein,
Bin ich doch niemals ächt zu haben,
Das gibt uns die Vernunft wohl ein,
Wer ächt mich glaubt, muß keine haben.
Ist auch mein Aechtes längst vermodert,
Besitzt mich doch noch mancher Ort,
Und die Verehrungsflamme lodert
An mir in dem Betrug noch fort.

DAS POSTHÖRNCHEN

No. 9.

1. März 1839.

Eine Wochenschrift
für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Dieses Blatt kann das ganze Jahr hindurch auf allen löbl. Postämtern des Kantons Aargau gegen vierteljährliche Vorausbezahlung von 30 Kreuzern bezogen werden. Diesem wird jedesmal unentgeldlich beigelegt: „Das Alpenhorn“, ein Volksblatt zu angenehmer und belehrender Unterhaltung. Zusendungen müssen mit der Namensunterschrift des Einsenders versehen sein, und werden, wenn es gewünscht wird, von der Redaktion zur Umwandlung in spaßhafte Verse besorgt, jedoch hat der Einsender für den Inhalt jedesmal zu haften. Ankündigungen werden mit 5 Rappen für die Zeile berechnet. Briefe und Geld postfrei.

Tagesbegebenheiten.

Schweiz.

— Noch in spätern Zeiten wird man sich wundern, wenn man vom K. Zürich liest, wie sein Volk im J. 1839 in die Irre geführt worden ist. Strauß fort! Hochschule fort! ertönt's an allen Ecken und Enden. In Bauma wollte man sogar der Kantonsschule an den Hals greifen und die Zensur wieder einführen. Wer es wagt, etwas dagegen einzuwenden, dem wird auf's Maul geschlagen. Das alte Maß und Gewicht wieder her! alle Großräthe, Regierungsräthe u. s. w., welche für Strauß gestimmt haben, abgesetzt! An einigen Orten wurden sogar Bücher aus den Schulen entwendet und auf öffentlicher Gasse zerrissen; Strauß im Bildniß verbrannt und dergleichen mehr. Der Zürcher Achtunddreißiger ist doch nicht so stark geworden?!

— Bei so bewandten Umständen hat der Erziehungs-Rath des K. Zürich beschlossen: die Entscheidung über den Zeitpunkt der Einberufung des Dr. Strauß zu verschieben, und demselben die Gründe mitzutheilen, warum gegenwärtig die wirkliche Einberufung noch nicht statt finden könne.

— Nach Berichten aus Madrid will nun auch die Königin von Spanien einen Gesandten in die Schweiz schicken, und bald wird auch einer vom Dey von Marokko da sein, damit es auf unserer diplomatischen Intriganten-Hochschule nicht an Professoren mangle.

— Die fünf Zehnten des Unterwallis haben einmüthig die neue Verfassung angenommen, Sitten und Conthey ebenfalls; hingegen wurde sie von den südlichen Gemeinden des Zehntens Herens verworfen. Oberwallis stimmte gar nicht, sondern schickte die Verfassung mit der Proklamation an den Staatsrath. Die Geistlichkeit soll gegen die Verfassung thätig gearbeitet haben. Der Verfassungsrath ist auf den 25. Hornung wieder nach Sitten einberufen.

— Herr Hauptmann Xaver Huber von Wangen im ersten sizilianischen Schweizerregimente wurde von dem König von Neapel seiner militärischen Kentnisse und seiner während der letzten Revolution in Sizilien geleisteten Dienste wegen zum Ritter des heil. Georg mit Dekoration ernannt.

— Ein traurigeres Beispiel von religiöser Volksverwahrlosung kann man wohl nicht anführen, als dasjenige ist, daß letzthin ein Mann in der March, welcher seine Frau vorsätzlich ermordete, um eine andere zu heirathen, bei Verübung seines Verbrechens — gebetet hat.

Ausland.

— Im Spitale zu Arnstein in Baiern lebt gegenwärtig eine Pfründerin, Namens Eva Binter, 86 Jahr alt, welche ihre Nachkommenschaft auf seltene Weise ausgebreitet sieht. Mit ihrem Manne, der aber schon in seinem siebenundvierzigsten Jahre starb, hatte sie 14 Kinder gezeugt, von denen ein Sohn in Verona, ein zweiter in Mantua, zwei andere in Sachsen, der fünfte in Böhmen und ein sechster in Frankenthal ansäßig sind. Von diesen 14 Kindern erlebte sie 39 Enkel, 20 Urenkel und 2 Ururenkel; und zählt also im Ganzen 75 Nachkommen. Einer ihrer Enkel, der jetzt 45 Jahre zählt, ist zugleich Enkel der genannten Eva Binter und Großvater ihrer Ururenkel. Das ist Segen bis ins vierte Glied.

— Wenn darin eine gute Messe besteht, daß die Verkäufer ihre Waaren loswerden, so können diejenigen, welche die Wintermesse zu Braunschweig besuchten, sehr zufrieden sein, denn sie sind ihre Waaren reißend losgeworden; demungeachtet sind sie nicht zufrieden, weil die Waaren größtentheils — gestohlen wurden.

— Am 14. Febr. starb zu Besançon einer der wenigen noch übrigen Offiziere der großen Armee, General Chabert, in seinem sechsundachtzigsten Jahre. Seit 1792 im Kriegsdienst, hat er gegen 20 Feldzüge in Spanien, Italien, Deutschland, Rußland u. s. w. mitgemacht.

— In Clermont trifft man ganz eigene Anstalten, um die Geistlichkeit zu ärgern, daß sie dem Grafen Montlosier in der Todesstunde den Trost der Kirche versagt hat. Der dortige Gemeinderath hat nämlich einstimmig beschlossen, eine der vornehmsten Straßen der Stadt **Rue Montlosier** zu nennen.

— Die beliebte Schauspielerin Dem. Rachel ist jetzt, wenn man sie nach ihrem jährlichen Einkommen beurtheilt, gerade so viel wie ein Marschall: sie bezieht nämlich vom **Théatre français** eine Gage von 40,000 Franken. Dieses soll Niemand wundern, denn sie hat schon gar viele Männer besiegt und soll auch noch sonstige Anlagen haben.

— Ein französischer Schiffskapitän besitzt eine Schnupftabacksdose, die Bonaparten angehörte. Sie ist von Gold, klein und schön gearbeitet, aber einfach und hat die Form eines **B**. Auf dem Deckel befindet sich ein ruhender Löwe. Das Schicksal dieser Dose ist merkwürdig. Bonaparte erhielt sie bei seiner Hochzeit zum Geschenk, und sie machte mit ihm alle Feldzüge in Italien, sogar bis nach Aegypten begleitete sie ihn; und als er die Armee dort verließ, um nach Frankreich zurückzukehren, gab er sie beim Abschiede dem General Kleber. Nach der Ermordung Klebers wurde sie in Kairo mit allen Habseligkeiten des Generals von einem Juden gekauft, der die ganze Garderobe behielt, ohne etwas verkaufen zu können, bis der Oberst Selves, der seitdem Soliman Pascha geworden ist, ihm Alles abkaufte, was dem Sieger von Maestricht und dem Helden des Berges Tabor gehört hatte, darunter auch die Dose, welche Soliman Pascha später dem Schiffskapitän, dem jetzigen Besitzer, schenkte.

— Aus Belgien kommen immer noch die widersprechendsten Nachrichten, doch scheinen sich die Großhanserein gelegt und der kriegerische Muth abgekühlt zu haben, seit die Belgier eingesehen haben, daß sie die Sache hätten selbst ausmachen müssen. Skrzynecki will nach London oder Paris, wohin ihm seine Familie folgen wird.

— Die englische Kriegsbrigg „Wanderer“ hat an der westafrikanischen Küste das portugiesische Sklavenschiff „Skorpion“ mit 214 Sklaven an Bord weggenommen.

— Mit der Aussöhnung Portugals mit Rom sieht es betrübt aus. Rom verlangt alleiniges Recht für Ehedispensation, Wiedereinsetzung aller abgesetzten Bischöfe und verjagten Priester, und endlich Wiederaufstellung aller Kreuze und Heiligenbilder in den Nischen, wo sie früher gestanden, aber seither zertrümmert worden sind. Diese römischen Forderungen kommen den Volksvertretern von Portugal so spanisch vor, daß sie sich nicht darauf einlassen wollen.

— Die Aushebung von 25,000 Rekruten in der Hauptstadt Konstantinopel, welche bisher konscriptionsfrei war, hat eine Meuterei unter den Weibern zur Folge gehabt. Hunderte von Müttern, die man ihrer Söhne berauben will, rannten drohend, verwünschend und händeringend mit erbärmlichem Geheul und entsetzlichem Nachegeschrei in den Straßen umher, so daß es hohe Zeit wurde, dem Unfuge zu steuern.

— Während man im Kanton Zürich sich vor dem Licht wie vor Gespenstern fürchtet und im Traume schon den Teufel gestiefelt und besport in die Hauptstadt einreiten sieht, empört sich das Volk in China gegen das von der Regierung erlassene Verbot des Opiumrauchens. Das Volk will scheint's überall mit Gewalt umnebelt sein.

Mangel an Platz.

In einem gewissen Gotteshaus
Find' ich fürwahr kein Plätzchen aus,
Wo ich den gelehrten Mann
Gut predigen hören kann.

Frage: In welchem Paragraph vom Schulgesetze steht gedruckt, daß wegen Anschaffung von obligatorischen Lehrmitteln die Herren Lehrer vor's Friedensgericht geladen werden dürfen? Und doch ist dies geschehen am 21. Hornung d. J. vom Gemeinderath in Hornußen — Glück auf!!! Was sagt nun die Schulbehörde dazu? Wer erstattet den Lehrern die Vorladungsgebühr?

Ein Beobachter der gescheidten Hornußer.

's git z'Erlispach, was Alli wüsse,
Am Faßnechtsundig Chüechli gnueg,
Und Mänge mueß der Bode chüsse,
Schenkt er derby z'vil uß em Chrueg;
Wer das nid uß em F verstoht,
Söll Sorg ha, daß's nit z'grandig goht.

Doch daß me dodrob Chrieg afangi,
Das het me no nit bald erlebt.
Me seit: daß über d'Zunge gangi,
Was eim z'vil uff em Herze chlebt;
Das weiß denk eufe Gmeinroth wol.
Schuelmeister schwätz: isch's Mäß no voll?

Voll isch es gsy, 's ist überloffe;
's heißt ebe, d'Chüechli heige's gmacht.
Eis Scheltwort het halt 's ander troffe;
Doch isch es spot gsy bi der Nacht:
Was d'Auge nit händ chönne gseh,
Het's gheiße-n, ist als wär's nit gscheh.

Trifft's eine, mueß er chäch si wehre,
So lang er au no Chräfte het;
Drum isch der Gmeinroth wieder z'Ehre.
E Schlingel wär, de's bstrykte wet.
Het das au mänge Burger gseh:
's isch Faßnecht gsy! was wänd ihr meh?

Ein Erlisbacher.

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau.

No. 10 u. 11. 16. März 1839.

Das Alpenhorn,

ein Volksblatt

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Zweiter Jahrgang.

Den Geist der Zeit hat keine Macht bezwungen, Er hat sich nimmer einem Joch gefügt;
List hat mit ihm, Gewalt mit ihm gerungen, Und immer hat er in dem Kampf gesiegt.

Moral.

Höre doch auf, o Mensch, dich ewig täuschen zu lassen,
Höre doch auf, mit leeren Phantomen dich zu befassen,
Kindern der Einbildung und dem Betruge geneigt!
Leeren, quälenden Hoffnungen lerne doch frühe entsagen,
Fliehe betrübende Angst und niederschlagende Klagen;
Folge der sichern Bahn, welche Natur dir gezeigt!
Wenn ihre süßen Blüthen günstig die Freuden dir streuen,
Pflücke sie mit Vernunft und lasse dich ihrer erfreuen;
Schnell entfliehen sie dahin; nütze die flüchtige Zeit!
Blicke nicht ängstlich in die finstere Zukunft hinüber,
Die ein dichter Schleier bedeckt; je ferner, je trüber
Ruhet der Zukunft Macht, welche dem Menschen gebeut.
Also entsage dem Kummer, lerne dein Leben versüßen;
Doch sei weise, gerecht und mäßig in den Genüssen;
Achten lerne dich selbst, sorge für Anderer Wohl!
Laß in wahrer Tugend dein Leben heiter entfließen,
Du wirst glücklich sein und die Achtung der Weisen genießen,
Gut sei, Andern hilf, wenn man auch helfen soll dir.
Und wenn die Menschen dich ungerecht verfolgen, verkennen,
Wenn sie dich getäuscht mit Schimpf und Lästerung nennen;
Dann erst zeige dich groß, sehen sie näher dich nicht!
Selbst verfolgt wirst du glücklich sein und gerne vergeben;
Durch sich selbst lohnt sich das gute Bewußtsein im Leben,
Mit einem innern Glück, welches nichts Irdisches bricht.
Dich aber, Mörder, Räuber, Verleumder, Betrüger, dich rächen
Hier schon mit höllischen Qualen deine Verbrechen;
Bist du nicht hier schon gestraft? bist du nicht jetzt schon die That?
Schleppst du dich nicht mit Ueberdruß und Ekel durchs Leben?
Kann wer Munterkeit und Frohsinn dir wieder geben,
Wenn sie im Herzen die Schuld früher später dir raubt?
Warum soll es für dich denn Himmel und Hölle noch geben?
Viel zu schlecht für den Himmel, hast du die Hölle schon im Leben.

Johannes Huß.

Groß und schön ist der freie Entschluß des Helden, der kämpfend für Vaterland und Freiheit dem Tode in offener Feldschlacht muthig entgegentritt, edel und rührend sein Fall; der Todesgang für Freiheit und Menschenrecht ist der Gang des Helden zur Vollendung. Aber rührender ist es, zu bluten für Wahrheit und Religion, mit muthiger Seele dem Tode unter die Augen zu treten, im standhaften Bekenntniß seiner bessern Ueberzeugung. Still und ruhig ist der Todesgang des Märtirers der Wahrheit, und der Fluch, der ihm von den Lippen eigensüchtiger, gottesvergessener Verketzerer und irregeleiteter, im Wahne befangener Alltagsmenschen, dem Andenken des Gemordeten, nachtönt, verhallt in den Gesängen des Dankes, von der bessern Nachwelt erhoben. Die wahre Religion, d. h. die in Gottes- und Menschen-Liebe übergangene Ueberzeugung von der ewigen Wahrheit, wallt mit gesenkten Blicken und vorgehaltenem Thränentuche nach der Ruhestätte des Hingeopferten und kränzt sein Grab mit Rosen und Myrthen. So fiel der unsterbliche Huß, und sein Fall ward die Quelle des Segens für alle Verehrer der reinen Herzens-Religion. Unsterblicher Zeuge der Wahrheit! aus der Asche deines Scheiterhaufens erhebt sich das ehrenvollste Denkmal deiner Geistesgröße, und das werdende Menschengeschlecht umwindet deinen Aschenkrug mit den duftendsten Blüthenkränzen.

Johannes Huß wurde 1373 in dem Dorfe Hussinecz in Böhmen von unvermöglichen Aeltern geboren und zeichnete sich in seiner frühen Jugend schon durch ungeheuchelte Frömmigkeit und einen unsträflichen Lebenswandel aus. Immer fühlte er sich von dem redlichsten Streben nach Wahrheit beseelt, und blickte mit bekümmertem Herzen auf sein im Aberglauben und Unverstand versunkenes Zeitalter herab, das weder von der Gottheit und wahren Religion, noch von der Menschenwürde einen vernünftigen Begriff hatte. Eigennutz, Herrschsucht und Priestertücke hatten die Vernunft des Volkes in Fesseln geschlagen und allen Sinn für Wahr-

heit, Nächstenliebe und Sittlichkeit in ihm erstickt. Ihre sogenannte Religion bestand aus bloßem kindischem Zeremonienwesen voll tändelndem Flitterschein, statt kindlicher Einfachheit und Herzensgüte; und beruhte bloß auf dem zur Bedingung gemachten Glauben an gewisse vom Unsinn ersonnene oder entstellte mythische Begebenheiten, statt auf Gottesfurcht, sittlichem Wandel und Nächstenliebe. Man predigte den Leuten immer nur: „Glaubet!“, nicht aber: „Strebet in euerm Denken und Thun Gott, euerm Vater, ähnlicher zu werden!“ und diesen Glauben benteten die Priester zu Befriedigung ihrer Herrschsucht, Trägheit und Wollust aus. Ein Freund Hussens, der sich einige Zeit in England aufgehalten hatte, und der Meinungen Wikleffs, der die Sache der Aufklärung und wahren Religion vertheidigte, benachrichtigte unsern wahrheitliebenden Huß zuerst von den Fortschritten, welche die geläuterte Erkenntniß in Religionssachen im Auslande mache, und erregte dadurch den Wunsch in der Seele des edeln Mannes, sich mit eigenen Augen von der Reinheit der Lehren Wikleffs zu überzeugen, einen Wunsch, den er sofort durch die Uebersendung der Schriften des denkenden Mannes befriedigte. Er las sie mit ungetheilter Aufmerksamkeit und mit großer Begeisterung, und fühlte sich innigst zu einem Manne hingezogen, der mit so viel Freimüthigkeit und Nachdruck gegen die Sittenverderbniß der Geistlichen eiferte, die im Denken, Reden und Thun übereinstimmend dem Volke ein Beispiel sein sollten. Edle Menschen verstehen sich auch in der weitesten Entfernung, sie fühlen durch die Uebereinstimmung ihres Wesens ihre engere Verwandtschaft, und bieten einander zu jeder großen, dem allgemeinen Besten frommenden Unternehmung vertraulich und uneigennützig die Hand, während der gemeine Alltagsmensch all sein Denken und Thun, alle Liebe und Freundschaft seinem eigenen Vortheil unterordnet und alle Religion nur im Munde, niemals aber im Herzen hat. „Willeff ist ein Engel,“ rief Huß aus: „der vom Himmel gesandt ist, dem menschlichen Geschlechte die Wahrheit zu predigen! Ich schätze es für den glücklichsten Umstand meines Lebens, daß ich diesen Mann kennen gelernt habe, und wünsche mir nichts sehnlicher, als seinen vertrauten Umgang in einer bessern Welt zu genießen.“

Von nun an hielt es der unsterbliche Huß für seine Pflicht, gleich seinem würdigen Vorgänger, seiner bessern Ueberzeugung gemäß, öffentlich gegen die Mißbräuche der Religion sprechen. Seine eifrigen und redlichen Bemühungen blieben nicht ohne Nutzen: das Licht einer bessern Erkenntniß dämmerte hier und da durch das Dunkel der Unwissenheit; das Gefühl einer natürlichen Gewissensfreiheit regte sich in den Herzen Mancher, die bisher die Fesseln eines entehrenden Glaubenszwangs mit unrühmlicher Geduld ertragen hatten. Nichts empörte den edeln, menschenfreundlichen Huß mehr, als das schlechte Benehmen des Bischofs von Prag, gegen den er auch mit einer Offenheit und Freimüthigkeit sprach, die seinen geraden, wahrheitliebenden Sinn deutlich bezeichnete. Dies zog ihm besonders den Haß des rachsüchtigen Prälaten zu, so wie seine freien Aeußerungen über die Unächtheit der Traditionen der römischen Kirche die Rachsucht der gesammten Geistlichkeit gegen ihn entflammten. Diese wußten es durch Ränke und Kabalen dahin zu bringen, daß Huß sich genöthigt sah, seinen Beruf als Religionslehrer aufzugeben.

Die Unterdrückungen der Obrigkeit gegen Huß und seine Anhänger erregten in Prag bald einen Aufruhr, der um so bedenklicher werden mußte, da Huß, den man römischer Seits für die Veranlassung dazu hielt, sich selbst in der Mitte der unzufriedenen Stadt befand. Obschon er seinerseits nicht nur keinen persönlichen Antheil am Aufstande nahm, sondern vielmehr die Empörten von ihren gewaltthätigen Anschlägen zurückzuhalten und sie zu ihrer Pflicht zurückzuführen bemüht war, wurde ihm dennoch auferlegt, die Stadt sofort zu verlassen, was er mit vieler Bereitwilligkeit that. Er zog sich in die Einsamkeit seines Geburtsorts zurück und arbeitete durch Verfertigung mehrerer Schriften an der Fortpflanzung und Verbreitung der Wahrheiten, die er vor Kurzem noch mündlich vorgetragen hatte.

Unterdessen war die Geistlichkeit auf nichts sorgfältiger bedacht, als diesen unerschrockenen Beförderer des Lichts auf immer zum Schweigen zu bringen, und mit ihm das gefürchtetste Hinderniß ihrer wachsenden Macht aus dem Wege zu räumen. Die Kirchenversammlung zu Konstanz war die erste bequeme Gelegenheit, ihre gehässigen Pläne mit Nachdruck auszuführen. Dieses Concilium wurde von Kaiser Sigismund im Jahr 1414 zusammmenberufen, um die vielfältigen Streitigkeiten beizulegen, die unter der Regierung dreier wechselseitig sich verfolgender Päpste in der Kirche veranlaßt wurden. Die Ausrottung von Wikleffs Grundsätzen und die Unterdrückung seiner Anhänger waren der vorzüglichste Gegenstand, mit welchem sich die versammelten Bischöfe beschäftigten. Rachsucht und Haß gegen die neu auflodernde Flamme der Wahrheit beseelte die erbitterten Gemüther in so hohem Grade, daß sie das Andenken des verewigten Engländers durch die schimpflichsten Aeußerungen schändeten, seine Lehrsätze verdammten, seine Schriften zum Feuer verurtheilten, und sogar seine Gebeine ausgraben und verbrennen ließen. Als eifriger Anhänger desselben wurde Huß vor das geistliche Tribunal gefordert, um sich öffentlich gegen die wider ihn erhobene Klage der Ketzerei zu rechtfertigen.

Huß freute sich, eine Gelegenheit gefunden zu haben, sich von einer Beschuldigung zu reinigen, die seinem wohlwollenden Herzen so weh that; er ergriff dieses Mittel, seine edeln Absichten öffentlich zu enthüllen, mit großer Bereitwilligkeit und machte vor seiner Abreise bekannt, daß er im

Begriff sei, nach Konstanz auf die Kirchenversammlung zu gehen, um alle Einwürfe und Beschuldigungen gegen ihn und seine Lehren gründlich zu widerlegen; weshalb es Jedem freistehe, vor diesem Tribunal gegen ihn aufzutreten. Er versah sich überdies mit unparteiischen Zeugnissen, die ihn von dem Verdachte ketzerischer Neuerungen freisprachen und die Offenheit seiner Gesinnungen bestätigten. Unter diesen Zeugnissen befand sich auch eins vom Bischof zu Nazareth, Inquisitor aller Ketzereien in Böhmen, in welchem derselbe sagte, daß Huß niemals die geringste Neigung gezeigt habe, einen der christlichen Glaubensartikel anzugreifen.

Mit diesen Zeugnisse und einem Sicherheitsbriefe vom Kaiser versehen machte er sich auf die Reise, wo er überall die unzweideutigsten Beweise einer ausgezeichneten Achtung empfing. Man bewillkommte ihn mit lautem Jubel und führte ihn unter dem lebhaftesten Zurufen der Freude in die Städte ein, wobei er zu seinem nicht geringen Vergnügen bemerkte, wie geneigt man damals schon in Deutschland zu einer allgemeinen Kirchenverbesserung sei.

Bei seiner Ankunft und in der ersten Zeit seines Aufenthalts in Constanz widerfuhr dem edeln Manne nichts, das ihn hätte beunruhigen können. Seine Feinde sahen nur zu gut ein, daß öffentliche Angriffe auf seine Person, oder vielleicht gar Mißhandlungen, die Gemüther erbittern und Hussens Anhang vermehren mußten; indessen wurden in's Geheim die wirksamsten Anstalten getroffen, die vorgebliche Ketzerei in ihrer Entstehung zu vernichten. Es fanden sich unter andern zwei niedrige Menschen, Palez und Michael de Cassis, die sich ehemals unter seine Freunde gezählt hatten, denen um schändlichen Gewinn die Wahrheit und Freundschaft feil war. Sie wurden beide von dem römischen Hofe gedungen, gegen Huß Kabalen und Ränke anzuspinnen, und hinter seinem Rücken Pläne zu seinem Verderben zu schmieden. Trotz allen Bemühungen, die Huß anwandte, seine Sache öffentlich zur Sprache zu bringen, sah er doch nur zu bald die Unmöglichkeit ein, seinen Zweck zu erreichen. Man wußte zu gut, daß seine untadelhafte Lehre, seine reinen Grundsätze der Moral, seine gerechten Beschwerden, die edle Einfalt seines Wesens, sein kraftvoller Ausdruck, die nachdrückliche, sanfte Sprache seines Herzens, einen Eindruck auf die Gemüther der Zuhörer machen würden, den selbst die künstlichsten Gegenwirkungen der Bosheit nicht gänzlich auszutilgen im Stande sein würden. Man legte ihm deshalb Fragen vor, deren Beantwortung jederzeit zu scheinbaren Beschuldigungen Anlaß geben konnte, und brachte die niedrigsten Kunstgriffe in Ausübung, um ihn in dem Netze zu verstricken, das Bosheit und Rachsucht ihm gestellt hatte. Die heuchlerischen Schurken knirschten aber vor Unwillen, als alle ihre wohl ausgesonnenen Pläne an der Einsicht und Rechtschaffenheit dieses seltenen Mannes scheiterten, und man beschloß nunmehr, einen gewaltsamen Schritt zu thun, um sich der Person eines solchen der finstern Herrschaft Roms so gefährlichen Menschen zu versichern. Der redliche Huß ward als ein Verbrecher aufgefangen, in ein einsames Franziskanerkloster zu seinen wüthendsten Feinden in Verwahrung gebracht und in einen dunkeln Kerker hinabgestoßen. Seine Gefangennehmung, die so widerrechtlich als beleidigend war, erregte nicht wenig Aufsehen, und wurde von jedem Rechtschaffenen gemißbilligt. Seine Freunde und viele andere Männer, die an den damaligen Religionsläuterungen Antheil nahmen, setzten Alles in Bewegung, seine Loslassung zu bewirken; allein ihre Bemühungen waren umsonst. Wer einmal in die Hände jener Gewissenstyrannen gefallen war, war so gut als verloren. Sie hätten Christum wieder gekreuziget, der da sagte: was ihr dem geringsten meiner Brüder thut, ist so viel, als hättet ihr es mir gethan. Der Untergang des edeln Märtirers der Wahrheit war im Rathe der Finsterniß beschlossen. Diese Nichtswürdigen waren taub gegen alle Klagen der Unschuld, ihr Herz verhärtet gegen den beklagenswerthen Zustand des unglücklichen Gefangenen, der, alles Labsals beraubt, in eine fast tödtliche Krankheit verfallen war, als Folge der verpesteten Ausdünstungen seines scheußlichen Gefängnisses. In dieser hülflosen Lage sandte man einige Abgeordnete an ihn, die ihn über gewisse Punkte befragen mußten. Als sie erschienen, richtete sich der unglückliche Mann, der an den heftigsten Schmerzen danieder lag, ein wenig empor, blickte die Männer, mit eingefallenen Augen und verblichenen Wangen, an, und sagte mit der Ruhe eines guten Gewissens: „Ihr seht die traurige Lage, worin ich mich gegenwärtig befinde; in diesem Zustande wird es mir unmöglich, meine Sache selbst zu führen; ich bitte daher um nichts, als daß man mir einen Sachwalter zuordne, durch dessen Beistand ich mich gegen die ungerechten Angriffe meiner Gegner vertheidigen dürfe.“

Diese gerechte Forderung ward unter dem Vorwande zurückgewiesen, daß Niemand sich unterstehen dürfe, die Sache eines Ketzers zu führen, als wodurch man sich seiner Ketzereien theilhaftig mache. Vielmehr sandte man abermals zu verschiedenen Malen Abgeordnete an ihn, die weder Ueberredungen noch Drohungen sparten, Huß zum Widerruf seiner Lehren zu bewegen. Allein alle diese Versuche scheiterten an seiner unerschütterlichen Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe, so wie seiner unbesiegbaren Standhaftigkeit.

Endlich wurde Huß vor die Kirchenversammlung geladen. Seine Ankläger stürmten mit einer Heftigkeit, unter Vorwürfen und Schmähungen, auf ihn ein, daß es ihm unmöglich wurde, seine Vertheidigung vorzubringen und seine schwache Rede erstickte unter dem Geräusch der tobenden Bosheit. Am folgenden Tage wurde Huß von Neuem vorgefordert, und diesmal war es ruhiger in der Versammlung, als gestern; allein Alles, was man seinem freimüthigen

Vortrage entgegengeſetzte, war entweder lautes Gelächter, oder ein ſpitzfindiger Grundſatz der Kirche, oder der Machtſpruch irgend eines fanatiſchen kirchlichen Oberhauptes.

Bei einer abermaligen Vorladung bemühte man ſich, unrichtige und verdrehte Folgerungen aus ſeinen Schriften zu ziehen, die er zwar ſtandhaft und deutlich widerlegte, ſich aber zu Allem offen bekannte, was er bisher gelehrt und vorgetragen hatte, und ſchilderte beſonders am Schluſſe ſeiner Rede das laſterhafte Leben der Geiſtlichen mit aller der Freimüthigkeit, die ihn von jeher der Prieſterklaſſe ſo verhaßt gemacht hatte, und ſetzte hinzu, daß es für jeden ächten Diener der Religion unnachläßliche Pflicht ſei, unter allen Umſtänden gegen verderbliche Mißbräuche zu ſprechen, und die Wahrheit ſelbſt auf die Gefahr des Verluſts von Freiheit und Leben zu vertheidigen. Allein es wurde ihm angedeutet: entweder ſeine abſcheulichen Irrthümer abzuſchwören und ſich den Lehrſätzen der Kirche zu unterziehen, oder ſich es gefallen laſſen, daß er als ein hartnäckiger Ketzer verurtheilt würde.

Als die vier Wochen verfloſſen waren, die man dem redlichen Huß von Seiten der Kirchenverſammlung als Bedenkzeit zugeſtanden hatte, wurde abermals eine Geſandtſchaft von einigen Biſchöfen an ihn abgeordnet, um ſeine letzte entſcheidende Antwort zu vernehmen, die mit ſeinen bisherigen Aeußerungen übereinſtimmte. Jetzt war das Loos über das Schickſal des verfolgten Zeugen der Wahrheit gefallen: das Todesurtheil wurde ihm vorgeleſen, und er hörte es mit einer Seelenruhe an, die nur dem Unſchuldigen eigen iſt. Ehe man ihn indeſſen abführte, wurde ihm noch die Erlaubniß ertheilt, eine Rede an das Volk zu halten, um ſeine Irrlehren öffentlich zu widerrufen. Huß erklärte abermals, daß er keine Irrthümer zurücknehmen könne, daß er die Wahrheit, die er in ſeinem Leben bekannt, auch in ſeinem Tode nicht verläugnen werde, um die Gewiſſen derer nicht zu beunruhigen, die ſeine Grundſätze und Lehren bisher angenommen hätten.

Nach mancherlei pöbelhaften Mißhandlungen ſetzte ihm einer der Biſchöfe eine Mütze von Papier, mit allerlei Teufelsgeſtalten bemalt, auf den Kopf, und ſagte dabei mit lauter Stimme: hiermit übergeben wir deine Seele dem Teufel! worauf Huß lächelnd antwortete: „dieſe Krone iſt nicht ſo ſchmerzlich, als die, welche meinem Erlöſer aufgeſetzt wurde.“

Ehe er den Scheiterhaufen beſtieg, verſtattete man ihm, noch einmal ſeine Andacht zu halten, die er mit vieler Innigkeit verrichtete, ſo daß mehrere Zuſchauer dadurch bewegt wurden und ſagten: was dieſer Menſch innerhalb der Verſammlung geſagt, iſt uns unbekannt; allein das iſt außer Zweifel, daß er mit der Andacht eines Chriſten betet.

Als das Reisholz angezündet war, und der erſtickende Dampf ſich an dem Pfahle hinaufwälzte, an welchem das Schlachtopfer der Wahrheit ſein Leben zur Bekräftigung derſelben darbringen ſollte, befahl er ſeine Seele, gleich ſeinem großen Vorgänger, in die Hände ſeines Vaters, und begann ein Lied zu ſingen, das er ſo lange fortſetzte, bis der Qualm ihn erſtickte.

Servet's Tod.

Ein Denkmal der Intoleranz und des Fanatismus.

Die Scenen, welche wir in dieſer Darſtellung den Leſern vor Augen zu führen gedenken, ſind in verſchiedener Hinſicht merkwürdig und intereſſant: einmal geben ſie uns ein ſchönes Gemälde von edler Feſtigkeit und Freimüthigkeit im Bekenntniß der erkannten Wahrheit: denn Servet verdient unter den Märtyrern für den Glauben eine ausgezeichnete Stelle; und wir dürfen ihn in gewiſſer Rückſicht dem edlen Huß zur Seite ſtellen, dem wir in dieſer Nummer ebenfalls aus vollem liebenden Herzen ein kleines Denkmal geſetzt haben, wenigſtens iſt ſeine Standhaftigkeit und die fromme Reſignation, womit er dem ſchmähligen Tode entgegen geht, gewiß muſterhaft und bewundernswerth. Auf der andern Seite iſt Servets unglückliches Ende ein trauriger Beweis dafür, daß ſelbſt edle Menſchen, ſolche, die in vielfacher Rückſicht Theilnahme und Liebe verdienen, durch einſeitiges Raiſonnement und Jahrelang genährte Vorurtheile ihrem eigenen Herzen, ihrem beſſern Gefühle zum Trotz zu ſchreiender Ungerechtigkeit hingeriſſen werden, wenn der finſtere Geiſt der Zeit ſeinen düſtern Fittich über ſie ausbreitet, und um ihre hellen Sinne die Binde des Irrwahns zieht.

* * *

Michael Servet, von Geburt ein Spanier, ſtand mit dem berühmten Reformator Calvin, der einen ſo traurigen Antheil an ſeinem Schickſale genommen, in gleichem Alter. Derſelbe Monat Julius und daſſelbe Jahr 1509 gab beiden das Leben. Auch das hatte er mit ihm gemein, daß ſeine Eltern arme, aber allgemein geſchätzte, rechtliche Menſchen waren. Einige behaupten, er ſei in einem Dominikanerkloſter erzogen worden — eine Vermuthung, die nur auf ſchwachen Gründen beruht. Er entſchloß ſich, ſo wie ſein Zeitgenoſſe Calvin, die Rechtsgelehrtheit zu ſtudieren; aber das Studium der Theologie blieb doch immer ſeine Hauptbeſchäftigung. Dieſe geheime Neigung, die er ſich oft ſelbſt nicht erklären konnte, und die in der Folge der Grund zu ſeinem unglücklichen Schickſale wurde, führte ihn ſoweit, daß er oft Monate lang die Wiſſenſchaft, die er ſich ſelbſt gewählt hatte, vernachläſſigte, um ſich mit theologiſchen Speculationen zu beſchäftigen. Er las, nächſt der Bibel, die Schriften der älteſten chriſtlichen Kirchenlehrer, und es ſtiegen ihm ſchon jetzt Zweifel gegen die herrſchenden Meinungen der Kirche auf. Dieſe Zweifel wurden dadurch noch vermehrt und befeſtigt, daß ihm nachher die Schriften Luthers und anderer Reformatoren in die Hände fielen.

Unterdeſſen hatte er das Glück, daß ſein Wunſch, fremde Länder zu bereiſen, und ſich insbeſondere nähere Kenntniſſe von Deutſchland, wo das Licht der Reformation aufgegangen war, zu erwerben, befriedigt wurde: der Kaiſer Carl reiſte damals aus Spanien nach Italien und Deutſchland, und Servet wurde Secretär bei dem Beichtvater des Kaiſers. Dieſe Reiſe trug nicht wenig dazu bei, ihn in

seinen Forschungen über Wahrheit und Religion weiter zu bringen; jemehr er hier Gelegenheit fand, den Nachtheil mancher Mißbräuche und Irrthümer näher kennen zu lernen, und die Versuche freimüthiger Männer, sie zu bekämpfen und auszurotten, nach ihrem Zwecke und ihrer Wirksamkeit zu beobachten. Diese Bemühungen genügten ihm nicht immer; er wünschte sehnlich, daß die so heilsame Religionsverbesserung stärkere Fortschritte machen möchte. Besonders schien ihm die Lehre von der Dreieinigkeit und von Christo einer genauern Bestimmung zu bedürfen. Er fühlte sich dazu berufen, die Irrthümer, die in diesen Lehren herrschten, aus dem Wege zu räumen. Voll edlen Enthusiasmus für die Sache der Wahrheit gab er seine Stelle auf, und ging nach Basel, wo die reformirte Religion bereits eingeführt war. Hier wußte er es auch dahin zu bringen, daß sein Buch von den Irrthümern in der Lehre von der Trinität, zu Straßburg unter seinem Namen gedruckt und verkauft wurde. Dieser Schritt war das erste Signal zu allen Verfolgungen, welche nun über Servet hereinbrachen; der Rath zu Basel untersagte den Verkauf dieses Buches und der Verfasser sah sich genöthigt, nach Frankreich zu gehen. Hier lebte er an verschiedenen Orten, unter andern auch im Jahre 1537 zu Paris, wo er mathematische Vorlesungen hielt. Da er sich zugleich mit auf Astronomie gelegt hatte, und eine lebhafte Einbildungskraft mit einer schwärmerischen Ansicht des Lebens verband; so fing er bald an, im Laufe der Gestirne die künftigen Schicksale zu lesen, und wie Albrecht Wallenstein den prächtig flimmernden Abendhimmel zum Mitwisser himmlischer Geheimnisse, ja zum Bevollmächtigten der leitenden Vorsicht zu machen.

Gemeiniglich sieht man dergleichen schwärmerische Verirrungen als einen Beweis von Geistesschwäche an; allein man thut sehr oft daran Unrecht. Ermüdet durch die Umgebungen der Alltagswelt, zurückgestoßen von so manchen empörenden Handlungen gegen die sittliche Ordnung, in sich selbst hineingedrängt durch die Erbärmlichkeit so vieler gemeinen Naturen, welche ihr einziges Interesse in ihre eigene Kleinlichkeit setzen, erhebt sich der höhere Mensch in die Region der Ideale und gibt der geistlosen Natur Bedeutung und Leben, und der sehnliche Wunsch seines Herzens, mit edleren Naturen vereinigt zu seyn, läßt ihn in der leblosen Umgebung Mittel einer solchen Vereinigung finden.

Während seines Aufenthaltes zu Paris studierte Servet noch die Arzneikunde, und brachte es darin zu einem hohen Grade von Vollkommenheit. Allein seine Kollegen fanden sich durch eine Schrift von ihm, welche zu ihrem Nachtheil verfaßt zu seyn schien, so beleidigt, daß sie ihn beim Parlamente verklagten. Voll Verdruß über diese Verfolgung verließ er Paris und begab sich nach Charlieu. Er würde hier gewiß als Arzt seinen Unterhalt gefunden haben, wenn ihm nicht sein unseliger Hang zur Theologie die Ausübung der Arzneikunde verleidet hätte. Dieß und gewisse ungünstige persönliche Verhältnisse nöthigten ihn, seinen Aufenthalt mit Lyon zu vertauschen. Hier wurde er zuerst mit dem Stifter seines Unglücks näher bekannt: er ließ sich mit Calvin in einen Briefwechsel ein, in der edlen Absicht, ihm seine Meinungen und Zweifel zur Prüfung und Berichtigung vorzulegen; und ohne Zweifel faßte hier Calvin, der bei so mancher andern guten Eigenschaft doch von der Ketzermachersucht nicht frei war, zuerst eine widrige Meinung von ihm, die ihm den fernern Verkehr mit einem so argen Freigeiste untersagte, ohne ihn jedoch vor der Hand zum Gegenstande seiner Verfolgungen zu machen; wozu er sich dann erst verpflichtet glaubte, als er die gedruckten Beweise von Servet's Ketzerei in die Hände bekam. Der angefangene Briefwechsel wurde in Kurzem abgebrochen. Während dieser Zeit erhielt Servet von dem Erzbischof von Vienne einen Ruf, um ihm seine Dienste als Gelehrter und Arzt zu widmen. Durch die vortheilhaftesten Bedingungen, die ihm gemacht wurden, bewogen, reiste er ab; und der Erfolg bewies, daß er wohl daran gethan hatte: denn während der 12 Jahre seines Aufenthalts zu Vienne lebte er in Ansehen und Ueberfluß, weil er durch seine Leutseligkeit sich leicht die Zuneigung Anderer erwarb. Dies einzige war ihm beschwerlich, und es erweckte ihm sogar Gewissensscrupel, daß er hier seine wahren Grundsätze sorgfältig verbergen mußte, um für einen rechtgläubigen Katholiken gehalten zu werden. Noch kurz vor seinem Tode machte er sich darüber Vorwürfe, indem er das freimüthige Bekenntniß ablegte: daß er sich in seinem Leben keiner vorsätzlichen Sünde zu erinnern wisse, als der, daß er zu Vienne den Heuchler gespielt habe.

So sehr er sich indeß Gewalt anthat, den Ketzermachern nicht durch offenherzige Mittheilung seiner Ideen zu Verfolgungen Anlaß zu geben, so sehr war er doch bemüht, für die Herstellung des wahren Christenthums in Geheim zu wirken, bis es gelegnere Zeit seyn würde, öffentlich hervorzutreten. Er setzte die Resultate seines Nachdenkens über religiöse Gegenstände von Zeit zu Zeit schriftlich auf; und verwandte seine meiste Zeit zu Ausarbeitung einer Schrift, in welcher er das Christenthum in seiner Reinheit darzustellen und für die gute Sache der Religion mitzuwirken hoffte. Daß ihn während dieser Beschäftigung sein Enthusiasmus zu mancherlei Ausschweifungen der Einbildungskraft hinriß, daß er Erscheinungen und Geschter sah, Kämpfe mit feindseligen Dämonen zu bestehen hatte: das ist in der That so wenig befremdend, daß man sich bei der Erzählung vom Gegentheile verwundern müßte. Man erinnere sich nur an Luther und andre lebhafte Geister, die in ähnlichen Verhältnissen waren. Endlich, da er alles zu seinem Zwecke vorbereitet und seine Arbeit vollendet hatte, entschloß er sich nach Jahrelanger Prüfung und Durchsicht seiner Ideen, sein Buch, es möchte daraus entstehen was da wolle, in Druck zu geben. Allein die Buchdrucker fürchteten die Inquisition und es kostete ihn nicht wenig Mühe, einen zu finden, der es im Jahr 1552 unter dem Titel: „Wiederherstellung des Christenthums", heimlich drucken ließ. Man erzählt, daß, als Servet zuerst zum Druck desselben Hoffnung erhielt, er einige Tage hintereinander nicht gegessen und getrunken habe: so sehr war er für sein Vorhaben begeistert! — So heimlich diese Schrift gedruckt worden war, eben so unvermerkt wußte man die Verbreitung der Exemplare im Auslande zu befördern. Ein Zufall wollte es, daß eines derselben Calvin in die Hände fiel; dies erneuerte bei diesem intoleranten Reformator das Andenken an Servets Grundsätze, die er schon vorläufig durch den oben erwähnten Briefwechsel kennen gelernt hatte, und machte ihm zur Gewissenssache, diesen argen Ketzer zu entlarven. Er veranlaßte daher einen seiner Freunde, nach Frankreich zu schreiben und die Existenz dieses abscheulichen Buches anzuzeigen, damit man Maßregeln nähme, der fernern Verbreitung dieses Giftes entgegen zu wirken. Dieses unglückliche Schreiben wurde gleich nach dem Empfange dem Ketzergericht übergeben; und dieses versäumte nicht seiner Obliegenheit gemäß zu verfahren; indessen wünschte man doch, um Servet mit mehr scheinbarem Rechte den Proceß machen

zu können, noch mehrere Beweiſe ſeiner Ketzerei zu erhalten, und Calvin war ſo bereitwillig — ſo niederträchtig-gewiſſenhaft und ſo religiös-grauſam, möchten wir ſagen — Servets eigenhändige Briefe zu überliefern, die man ſofert nach Frankreich abſendete. Dies hatte die unmittelbare Folge, daß Servet in Verhaft genommen und verhört wurde. Jedermann weiſſagte ihm das traurigſte Schickſal, dem er für jezt nur dadurch entrann, daß er auf Zureden ſeiner Freunde aus dem Gefängniſſe entfloh. Veranlaßt und heimlich unterſtüzt von einem ſeiner Landsleute, faßte er den Entſchluß, nach Neapel zu gehen, um unter den dortigen Spaniern ſeinen Unterhalt zu ſuchen. Von ungefähr kam er auf dieſer ſeiner Reiſe nach Genf, weil er meinte, an einem proteſtantiſchen Orte, wo Duldung und Religionsfreiheit zu erwarten ſei, nichts Böſes befürchten zu dürfen. Allein er täuſchte ſich: die Sterne ſchwiegen;

Denn auf der Wahrheit ruht die Wahrſagung,
Die Sterne lügen nicht, der Menſch allein
Bringt Lug' und Trug an den wahrhaft'gen Himmel.

Wie konnte auch Servet ahnden, daß der ihn verrathen werde, zu dem ihn einſt der reine Trieb nach Belehrung getrieben, daß Religion und Gewiſſenhaftigkeit — Fanatismus könnte man ſagen — ihn treulos zur Schlachtbank führen würde. — In den erſten Tagen ſeiner Anweſenheit in Genf begegnete ihm kein Unfall. Schon wollte er jedoch zu ſeiner Abreiſe Anſtalten treffen, als man ihn plözlich verhaftete. Er wurde vernommen und Calvin ſelbſt ſetzte die Klagartikel gegen ihn auf, von denen Servet einige bereitwillig eingeſtand, einige aber verneinend von ſich ablehnte. Lange unterredeten ſich beide mit ziemlicher Heftigkeit über Servet's ketzeriſche Meinungen, beſonders in der Lehre von der Dreieinigkeit; aber es kam, wie man leicht vorausſehen konnte, zu keiner Vereinigung unter ihnen, weil jeder den innern Beruf in ſich fühlte, die einmal erkannte Wahrheit gegen den andern zu vertheidigen. — Der gewöhnliche Erfolg aller Disputationen über controverſe Gegenſtände!

Servet ſetzte nun eine Bittſchrift an den Magiſtrat zu Genf auf, daß man ihn von der peinlichen Anklage losſprechen möchte. Aber vergeblich! Das einzige, was er erlangen konnte, war, daß man ihm die Wahl ließ, ſich lieber in Genf, oder in Vienne verurtheilen zu laſſen. Er entſchied ſich für Genf, in der Hoffnung, hier mit mehr Milde behandelt zu werden.

Während dieſer Zeit blieb er feſt und beharrlich bei ſeinen einmal geäußerten Meinungen ſtehen, ungeachtet der häufigen Beſuche Calvins, der ſich alle Mühe gab, ihn davon abzubringen. Erbittert über dieſe vermeinte Hartnäckigkeit trug man endlich darauf an, daß Servet als ein Ketzer zum Tode verurtheilt werde. — Calvin ſchreibt hierüber unter Anderem in einem Briefe an einen ſeiner Freunde Folgendes:

„Drei Stücke ſind bei dieſem Religionsverächter in Ueberlegung zu ziehen. Erſtlich hat er durch ungeheure Irrthümer der Religion geſchadet, ja ſogar durch verabſcheuungswürdige Spöttereien und ſchimpfliches Hohnlächeln angetaſtet, und die erſten Gründe deſſelben erſchüttert. Dann iſt die Hartnäckigkeit unbeſchreiblich, mit welcher er aus teufliſchem Uebermuthe und Stolze, aller unſerer Warnungen und Ermahnungen ungeachtet, ſein Gift weiter auszuſtreuen, niemals aufgehört hat. Endlich verführt ihn dieſer ſein Uebermuth, noch bis auf dieſe Stunde, bei ſeinen Läſterungen zu beharren. Da iſt an keine Beſſerung und Widerruf zu gedenken u. ſ. w.“

Der Magiſtrat zu Genf beſchloß nun im Einverſtändniſſe mit Calvin, es nicht allein auf ſich zu nehmen, ſondern, wie man bereits in ähnlichen Fällen gethan hatte, die vier ſchweizeriſchen Städte: Zürich, Bern, Baſel und Schaffhauſen um ihr Gutachten in dieſer wichtigen Angelegenheit zu erſuchen. Man überſandte ihnen daher die ſämmtlichen Acten des Proceſſes, und Calvin fügte noch beſondere Nachrichten hinzu. Die erwähnten Städte ſäumten nicht, dem Verlangen der Genfer zu entſprechen und die Urtheile derſelben ſtimmten alle darin überein, daß Servet ein gefährlicher Ketzer ſei und daß man der Verbreitung dieſer Lehre kräftig entgegenſteuern ſolle. — Das Baſeler Urtheil entſchied ſich noch dafür: man ſolle, bevor man zu ernſteren Maßregeln greife, Alles aufbieten, Servet von ſeiner Meinung abzubringen.

In allen eingegangenen Urtheilen verwahrte man ſich zwar feierlich gegen die Verbreitung und alle nachtheiligen Folgen der Servet'ſchen Lehre, jedoch auf Todesſtrafe wurde keineswegs angetragen. Selbſt die heftigſten Gegner ſolcher Grundſäze fanden immer noch einen gelindern Ausweg. Nicht ſo der Genfer Magiſtrat; er hielt es für ſeine Pflicht, hier mit eiſerner Strenge zu verfahren. Servet wurde zum Feuertode verdammt. Starr und ſprachlos hörte er ſein Todesurtheil an; das Bild des Entſetzens malte ſich in ſeinen Geſichtszügen und geraume Zeit dauerte es, ehe er Worte fand, um die Verhinderung einer ſo unerhörten Grauſamkeit zu bitten. In den rührendſten Ausdrücken flehte er um ſein Leben. Aber umſonſt! die Stimme der Menſchlichkeit war aus den Herzen ſeiner Richter gewichen: ſein Tod — unter der Bedingung des Widerrufs ſeiner Irrthümer jedoch — beſchloſſen. Von nun an waffnete er ſein Herz mit heldenmüthiger Reſignation, und weihte ſeine letzten Stunden den Betrachtungen über Tod und Unſterblichkeit. „Ich fürchte mich nicht vor dem Tode“, ſagte er einſt zu denen, die um ihn waren, „aber der Gedanke, ihn als Verbrecher zu erleiden, zerreißt mein Herz. Doch Jeſus, mein Erlöſer und Vorbild, iſt mein Troſt.“ Unter ſolchen Gedanken und Aeußerungen nahte die furchtbare Stunde ſeines Todes. Man führte ihn vor die Rathsverſammlung, wo ihm mit der gewöhnlichen Feierlichkeit ſein Todesurtheil vorgeleſen wurde: der Gedanke, in den Flammen umzukommen, ergriff ihn mit ſolcher Heftigkeit, daß er auf die Kniee niederſank, und flehentlich bat, den Scheiterhaufen doch wenigſtens ins Schwerdt zu verwandeln; weil ja die Abſicht der Orthodoxen erreicht würde, wenn er ſein Leben verlöre, ohne daß es eben auf eine ſo martervolle Weiſe geſchehen müſſe. Aber umſonſt. Sectenhaß und Partheigeiſt hatte einmal die Gemüther ſeiner Richter ergriffen und es blieb bei der geſprochenen Sentenz. So wandelte er denn unter lauten Gebeten zu Gott und ſeinem Erlöſer den Weg zum ſchmähligen Tode, und noch beim Anblick des Scheiterhaufens weigerte er ſich ſtandhaft ſtatt Sohn Gottes, die Worte: ewigen Sohn Gottes zu ſprechen, da er die Ewigkeit deſſelben bezweifelte. Am wenigſten dachte er an einen förmlichen Widerruf: Er beſtieg den Scheiterhaufen, ſetzte ſich auf den Block, und ließ ſich gelaſſen an den Pfahl ſchließen. Um den Kopf herum hatte man ihm Stroh und Schwefel gebunden, und unter den Arm das erwähnte ketzeriſche Buch. Jezt wurde der Scheiterhaufen angezündet; da aber das Holz meiſtentheils grün war, mithin kein lebhaftes Feuer geben konnte, ſo dauerte ſeine Marter —

wen schaudert nicht bei der bloßen Erzählung? — über eine halbe Stunde, bis endlich das herumstehende Volk, vom Gefühl der Menschlichkeit ergriffen, ihm brennende Holzbündel auf den Leib warf, wodurch denn endlich das Feuer seinen Strohkranz erreichte, und so seinem Leben ein martervolles Ende machte. Noch im Augenblicke des Sterbens rief er aus: „Jesu! du Sohn des ewigen Gottes, erbarme dich meiner! — und sein gequälter Geist entfloh aus der zerstörten Hülle, und die Ahnung der Unsterblichkeit gieng unter in dem erhebenden Daseynsgefühl, das mit himmlischem Entzücken den Anbruch des immer verjüngten Morgens der Ewigkeit feiert!—

Abbé Chatel und seine Kirchenreform.

Abbé Chatel's kirchliche Bestrebungen sind für die römisch-katholische Kirche eben so merkwürdig und wichtig, als die kritisch gelehrten Untersuchungen des Hrn. Dr. Strauß im Schooße des Protestantismus. Es ist höchst auffallend, wie der letztere auf theoretischem Wege zu den gleichen Resultaten gelangte, die der erstre seit 8 Jahren in seiner neuen Kirche praktisch ins Leben einführte und daß sich zu den Lehren des einen, wie des andern, gleich Millionen Seelen bekannten und in kurzer Zeit immer mehr und mehr sich derselben anschließen werden. Ob sie beide, Chatel und Strauß, Wahrheit verkünden? Ich weiß es noch nicht; ich verdamme nicht, sondern halte mich an Paulus tiefsinnigen Spruch: „Prüfet alles, das Gute behaltet," und an Gamaliels weise Worte zur Zeit der Verkündung auch anfänglich verfolgter Wahrheit: „Lasset sie! Ist ihr Unternehmen blos Menschenwerk, so wird es von selbst zerfallen; ist es Gottes Sache, werdet ihr sie nicht unterdrücken können."

Der Glaubensartikel der französischen Kirche, wie sie uns in ihrem „Glaubensbekenntnisse" und in ihrem Katechismus vorliegen, sind nur wenige und lauten ganz einfach so:

„1. Ich glaube an einen einzigen allmächtigen Gott, den unendlichen ewigen Geist, der alles erschaffen hat und dessen Vorsehung alles leitet.

2. Ich glaube, dieser Gott sei die Liebe und Gerechtigkeit selber, der das Gute und die Tugend ewig belohnt, aber unmöglich die zeitliche Vergehung des Geschöpfes ewig bestrafen kann.

3. Ich glaube, daß die Menschheit besonders, göttlichen Geschlechtes und daß der Geist des Menschen ein Funke der Gottheit ist, der von Gott gekommen und zu Gott zurückkehrt; der gute Mensch ist ein wahrer Sohn Gottes.

4. Ich glaube, daß der Mensch im Vereine mit Gott und in Gottes Kraft Gutes thun kann und daß das Böse der falschen Willensrichtung der Menschen allein zuzuschreiben ist.

5. Ich glaube, daß es nur eine wahre Religion gebe — die uns nemlich von Gott ins Herz geschrieben worden, die natürliche Religion, der Glaube der Vernunft, dessen Grundsätze uns der Menschensohn von Nazareth in seinem Evangelium, abgesehen von allem Jüdisch-Nationalen, am verständlichsten und volksthümlichsten entwickelt hat. Er war der Heiligste aller Sterblichen — er ist unser Vorbild, seine reine Lehre unsre Wahrheit.

6. Ich glaube, daß das Böse nicht durch äußre Bußübungen, durch Fasten und andere dergleichen Werke, nicht durch Beichte und Messe, sondern einzig durch Sinnesänderung kann getilgt werden, und daß wir uns durch reine Gesinnung, durch Liebe zu Gott und den Menschen, durch Selbstvervollkommnung, durch das Gebet und durch Andacht mit dem unendlichen, heiligsten Wesen vereinigen können."

Das ist das Glaubensbekenntniß der neuen französischen Kirche, das auf das Vernunftgesetz geht, und nur auf das Vernunftgesetz, und keine Offenbarung, kein Wunder und kein Geheimniß, auch nur einen einigen und nicht einen dreifachen Gott anerkennt.

Mit der Doppelnatur des Menschen ist ein beständiger Kampf zwischen Sinnlichkeit und Geist gesetzt; Verschlimmerung, Unwissenheit und Finsterniß ist da, wo die Sinnlichkeit obsiegt, und diese herrschte gewaltig vor Jesus Christus unter allen Nationen, bis er kam und das Licht der Vernunft und der Wahrheit und der Religion wieder brachte— deßhalb nennen wir ihn unsern Lehrer und Heiland und Seligmacher. Die in die Evangelien aufgenommenen Sagen von seiner Ankündigung durch Propheten und Engel, von seiner Geburt aus einer Jungfrau, von seinen Wundern und von seiner Auferstehung vom Tode und endlich von seiner Himmelfahrt gleich dem Elias sind gutgemeinte jüdische Volkslegenden und in der ersten christlichen Begeisterung fromm aufgezeichnet und fromm geglaubt.

Die französische Kirche anerkennt auch Sacramente, die ihr aber nur Symbole und Anzeichen heiliger Ideen sind; so ist ihr das Abendmal eine von Christus selber gestiftete Erinnerung an sein letztes Abendmal mit seinen Jüngern und an seinen Liebestod. Ihre liturgische Sprache ist die französische; der Fastenzwang wird für unvernünftig und unchristlich erklärt, so wie der Priestercölibat für unsittlich und unnatürlich. Das Motto der französischen Kirche lautet: „Im Nothwendigen Einheit, im Zweifelhaftem Freiheit, in Allem Liebe." —

Die Grundsätze der französischen Kirche liegen offen Jedermann vor Augen in folgenden Schriften, die bei Buchhändler Brévot in Paris und an der Primatialkirche, rue du Fauburg St. Martin Nro. 39 zu haben sind.

1. Profession de foi. 2. L'église française. Journal religieux, de 1833 — 1837. 3. Catéchisme par M. l'abbé Chatel. 4. Biographie de Mr. l'abbé Chatel.

Vor 3 Monaten erschien jedoch das Hauptwort über die Grundsätze und die Lehren der französischen Kirche. Das Werk führt den Titel: „Gesetzbuch der Menschheit, oder die Menschheit, zur Kenntniß des wahren Gottes und der ächten Gesellschaftlichkeit zurückgeführt. Von Abbé Chatel, Primas der französischen Kirche. Paris beim Verfasser, an der Primatialkirche, rue du Fauburg St. Martin Nro. 39. 1838." (à 4 Schweiz. Franken 30 Rapp.) Die starke Auflage ist bereits vergriffen und eine zweite noch stärkre im Drucke. Es findet ungemeinen Beifall in ganz Frankreich, und ist geeignet, der neuen Kirche wieder viele 1000 und 1000 Herzen zuzuwenden. Der Styl ist kräftig und volksthümlich und eben so gebildet und hinreißend, wie der des Hrn. Abbé de la Mennais. Wir begnügen uns einstweilen, hier einige §§. aus dem Artikel „Religion", folgen zu lassen:

„§. 5. Die Religion, wie man sie auffassen muß und wie sie Gott allen offenbart, ist der Inbegriff der Pflichten des Geschöpfes gegen den Schöpfer, des Menschen gegen Gott, des Menschen gegen die Gesellschaft und des Menschen gegen sich selber.

§. 7. Es wäre somit nicht genug, Gott zuzugeben und an ihn zu glauben; man muß auch noch verstehen lernen, was er für uns ist, und was er gethan hat und was er unaufhörlich für uns thut und folglich welche Liebe, Huldigung, Anbetung und Dankgefühl wir ihm schulden.

§. 17. Ohne Religion — was wird aus der Zukunft der Menschheit — was wird die Zukunft des Menschen sein?

§. 42. Ich weiß, daß das gegenwärtige Leben nur ein Uebergang zu einem bessern Leben ist für jeden, der wahrhaft religiös ist.

§. 75. Wer hat dem Kinde Israels seinen Muth- und Schachergott geoffenbaret und wer hat den Römergott erzeugt, der immer-

hin seine Kinder in der Tiefe der Hölle verbrennt und nicht müde wird, sie in alle Ewigkeit zu rösten und zu braten.“

Ein alter Katholik.

Anekdote.

Am Faschingsmontage des Nachts kam zu Wien ein alter Herr mit seiner sehr schönen Tochter, aus einer Gesellschaft heimkehrend, in ein Kaffeehaus, um eine Tasse Kaffee zu nehmen. Gegenüber von ihnen nahm gleich darauf ein junger Elegant Platz, welcher, mit Schnurrbart, Kettlein und Ringlein versehen, im geckenhaftesten Putze prangte, und, wahrscheinlich von seiner Unwiderstehlichkeit überzeugt, nach der Schönen hinüber zu kokettiren begann, die ihn zuerst durch einen verächtlichen Blick abtrumpfte, später aber von seinem Nicken und Flüstern nicht die fernste Notiz nahm. Während dieses Intermezzo erschien ein alter, zerlumpter Bettler, sammelte von Tisch zu Tisch Almosen, und kam auch zu dem Incropable. Dieser bedauerte, keine kleine Münze zu haben, rief aber dem Alten witziger Weise halblaut zu: „Wenn Du aber von dem holden Fräulein wirst einen Kuß bekommen, sollst Du, straf' mich Gott, einen Dukaten von mir haben!“ — Als der Arme an den Tisch des Fräuleins gelangte, stand diese auf, wischte sich den Mund, gab dem Greise einen herzhaften Kuß und sagte laut: „Nun Alter, hole Deinen Dukaten von jenem Ritter!“ — Allgemeines Bravo ertönte im ganzen Kaffeehause, nur nicht von Seite des verblüfften Prahlers, welcher anfänglich von „Spaß, Neckerei u. dgl.“ redete, zuletzt aber im Gedränge bekennen mußte, daß sein ganzes Vermögen in 2 Stück Silberlingen bestand. Nachdem er diese als unfreiwilliges Opfer auf den Altar der Wohlthätigkeit niedergelegt hatte und unter allgemeinem Gelächter hinauserpedirt worden war, machte Jemand den Vorschlag, eine Kollekte zu machen, und dem Bettler das Verdienst des Fräuleins zum Vortheile zu wenden. Der Vorschlag wurde genehmigt und es gingen 16 fl. für den Armen ein.

Naturgeschichte.

Der Ahornbaum.

Von dieser zahlreichen und höchst nutzbaren Gattung Pflanzen sind weit über 30 Arten bekannt, wovon 9 Nordamerika, 12 Europa, 6 schöne Japan und die übrigen den verschiedenen Theilen Asiens angehören. Zwar eignet sich das Holz dieses Baumes nicht für Arbeiten, welche Dauer und Stärke erfordern, allein die Schönheit seines Gewebes und die feine Politur, die es annimmt, machen es zu zierlichen Gegenständen vorzüglich geschickt, und in dieser Beziehung schätzt man jene Art, die „gekräuselter Ahorn“ heißt, sehr hoch. Zuweilen wird es mit gutem Erfolg zu eingelegten Arbeiten verwendet, am gewöhnlichsten braucht man es zu Schaften für Vogelflinten, zu Dosen und andern Gegenständen, wo man Nutzen mit Zierlichkeit verbinden will, auch dient es zur Verfertigung musikalischer Instrumente. Der Saft des Ahorns enthält reichlichen Zuckerstoff und zwei Arten desselben, der Zuckerahorn (Acer saccharinum) und der schwarze Ahorn (Acer nigrum) geben einen so reichlichen Ertrag, daß sie die Benennung Zuckerahorn erhalten haben und vorzüglich in Nordamerika zum Zuckergewinn im Großen benutzt werden. Der erstere ist im Norden des Landes, namentlich im nördlichen Pennsylvanien, im westlichen Theile von Newyork, in Obercanada, Neuschottland und den nördlichen Theilen von Neuengland einheimisch, der schwarze Ahorn aber liebt das wärmere Klima und gedeiht daher an den Ufern des Ohio und der großen Flüsse der westlichen Staaten Amerikas.

Der Zuckerahorn wächst meist in gebirgigen Gegenden, wo der Boden fruchtbar, aber kalt und feucht ist, und erreicht eine Höhe von 50 — 80 Fuß. Um den zur Bereitung des Zuckers nöthigen Saft zu erhalten, werden die Bäume im Frühjahr, meist im Februar und März, ungefähr wie bei uns die Birken, angezapft. Zu dem Ende wird höchstens zwei Fuß über dem Boden, mit einem gewöhnlichen Handbohrer ein schräg aufwärts gehendes, einen halben Zoll tiefes Loch gebohrt und in dieses ein fest anschließendes Röhrchen eingeschoben. Auch pflegt man die Bäume in derselben Höhe und von unten nach oben mit der Axt ungefähr einen Zoll breit und tief anzuhauen und etwas breitere, kleine Rinnen darunter zu befestigen, über welche dann, sowie durch die Röhrchen, in untergesetzte Gefäße der Saft träufelt, wovon an warmen Frühlingstagen mancher Baum einen Eimer voll liefert. Dieser wird täglich, damit sich durch eintretende Gährung sein Zuckergehalt nicht vermindere, über mäßigem Feuer zu Syrup eingedickt, was in jedem metallenen Kessel geschehen kann. Er wird dabei geschäumt und fleißig umgerührt, um ihn vor Anbrennen zu bewahren. Solcher hinlänglich eingedickter Syrup kommt dem des Rohrzuckers an Süßigkeit völlig gleich und gibt bei fernerer Abdampfung in flachen Gefäßen, etwa auf einem warmen Back- oder Stubenofen einen schönen hellen Candis. Ein weniger heller entsteht, wenn man den stark eingedickten Syrup in tiefe und enge Gefäße gießt, wo sich dann der Zucker oben ansetzt, der entstandene Bodensatz aber unten durch einen Abzug entfernt wird. Durch fortgesetzte Reinigung erhält der Ahornzucker völlig das Ansehen des feinen Rohrzuckers, dem er an Süßigkeit nicht nachsteht.

Der Ertrag eines Baumes wird in Amerika je nach seinem Alter und Standorte auf 4 — 8 Pfund Zucker, von manchem aber noch weit höher angegeben, gleichwol ist die Bereitung desselben durch die ortige Wohlfeilheit und den vermehrten Anbau des Rohrzuckers in Abnahme gekommen, dürfte aber bei den in Deutschland herrschenden Zuckerpreisen, abgesehen von der Fabrikation im Großen, vorzüglich die Aufmerksamkeit des Landwirths verdienen, indem mit wenig Aufwand an Arbeit und Feuerung, auch kleine Haushaltungen sich auf diesem Wege ihren Zuckerbedarf selbst erzeugen können. Freilich müßte der Zuckerahorn erst in Menge angepflanzt werden, allein auch der in ganz Deutschland heimische Spitzahorn (Acer platanoides), auch Lenne und deutscher Salatbaum genannt, eignet sich ganz vorzüglich zur Zuckerbereitung, wie von den Professoren Wilbrand und Liebig in Gießen neuerdings angestellte Versuche beweisen. Dieselben erhielten von 11 Stämmen Spitzahorn 407 Pfund Saft, der 208¼ Loth Zucker, und von etwa 14 etwa 26 Jahre alten Stämmen Zuckerahorn 200 Pfund Saft, der etwa 185 Loth Zucker gab. Vom letztern enthielt also jedes Pfund Saft beinahe ein, vom ersteren nur etwa ein halbes Loth, allein bei der weit größern Säftmenge des Spitzahorns würde der Unterschied nur in dem Mehraufwand an Arbeit und Feuerung liegen.

Bei der übrigen Benutzung des Ahorns als Nutz- und Brennholz, wo er dem Buchenholze gleichkommt, dürfte also die Anpflanzung dieser Holzart, vorzüglich des Spitzahorns, und wo es die Gelegenheit erlaubt, auch des amerikanischen Zuckerahorns, sehr zu empfehlen sein.

Herr Stephan Henderson hat in seinem Testament gegen 700 Sklaven emanzipirt. Das ist doch ein letzter Wille, der jenseits den Himmel und hienieden ein Denkmal der Humanität verdient.

Auflösung des Räthsels in No. 9: „Reliquie.“

DAS POSTHÖRNCHEN

No. 10.

9. März 1839.

Eine Wochenschrift
für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Dieses Blatt kann das ganze Jahr hindurch auf allen löbl. Postämtern des Kantons Aargau gegen vierteljährliche Vorausbezahlung von 30 Kreuzern bezogen werden. Diesem wird jedesmal unentgeldlich beigelegt: „Das Alpenhorn", ein Volksblatt zu angenehmer und belehrender Unterhaltung. Zusendungen müssen mit der Namensunterschrift des Einsenders versehen sein, und werden, wenn es gewünscht wird, von der Redaktion zur Umwandlung in spaßhafte Verse besorgt, jedoch hat der Einsender für den Inhalt jedesmal zu haften. Ankündigungen werden mit 5 Rappen für die Zeile berechnet. Briefe und Geld postfrei.

Da die heutige Nummer des Alpenhorns mit der nächstfolgenden in einen Bogen verschmolzen werden mußte, erhalten ihn die Abonnenten erst die folgende Woche.

Tagesbegebenheiten.

Schweiz.

— Vor kurzer Zeit fanden im Bezirk Laufenburg zwei interessante Eheeinsegnungen statt. Ein deutscher Protestant will ein katholisches Mädchen heirathen, kann aber in der Pfarrei von Großlaufenburg seine Kopulation nicht erlangen; da spaziert er über die Rheinbrücke in die katholische Kirche von Kleinlaufenburg, in's Badische, und wird vom dortigen Geistlichen kopulirt. — Ein katholisches Paar, von einem Schwagerschaftshinderniß von politischer Behörde dispensirt, sollte für eine weitere geistliche Dispensation den kleinen Tribut von 160 Fr. entrichten. So heirathslustig nun die beiden Evaskinder waren, berechneten sie doch, wie manches nöthige für ihre Wirthschaft sie mit den 160 Fr. anschaffen und dagegen das Kreuzzeichen und die Anwesenheit des katholischen Pfarrers beim Hochzeitschmause entbehren und sich doch recht herzlich lieben könnten. Sie wanderten heitern Sinnes aus ihrem katholischen Dörfchen nach dem reformirten Bötzen und wurden vom dortigen Pfarrer getraut. — Auch nach Laufenburg ist vom Zürichsee her die Religionsgefahr gedrungen. Sonderbar genug, daß sich in diesem Augenblicke katholische und protestantische Geistliche die Hand reichen, und selbst von Laien, die in religiöser Beziehung sonst nichts weniger als unduldsam waren, nun eine Sprache gehört wird, die auf eine ganz andere Quelle schließen läßt, als die vorgeschützte. Personen, die das Leben Jesu gar nicht kennen und die Schriften von Strauß nie gelesen haben, wollen darin gerade die bewandertsten sein, und malen den Leichtgläubigen allerlei Schreckmännchen daraus vor, nur um nebenein den Haß gegen alle Freisinnigkeit dem Volke einprägen zu können. Die Schlange, welcher man 1830 so derb auf den Kopf getreten, windet sich konvulsivisch bei jedem scharfen Lüftchen, und zischt und droht, sich von Neuem zu erheben. So macht es in Laufenburg der dem Kloster Einsiedeln entsprossene provisorische Kaplan Hollinger, der die Schriften von Strauß nicht einmal zu begreifen fähig ist, und sucht durch boshafte Verleumdungen und Verdrehungen die Köpfe des einfältigen Pöbels zu verwirren und den Samen der Aufregung auszustreuen.

— Im Kanton Zürich scheint man allmälig nüchterner werden zu wollen, indem sich immer mehr Gemeinden von der Volksbewegung lostrennen und der Regierung ihre Anhänglichkeit zusichern, während die Widerstandspartei stärker ihre unlautern Absichten durchblicken läßt und vor den Radikalen zu warnen beginnt, die ihr zu Erreichung ihrer Zwecke so hinderlich sind. Es ist ein fatales Ding für einen der in's Wasser fällt und nicht schwimmen kann.

— Die basellandschaftlichen Blätter erzählen einen

drolligen Auftritt zwischen Landschreiber Banga und Kanzlist Förster auf dem Regierungsgebäude, wo Banga einem Untergeordneten die russische Behandlungsart, mit Knuten- oder Stockstreichen zu appliziren versuchte. Aus dieser Prügelgeschichte ist ein Regierungsgeschäft geworden, welches mit einem Verweis an Banga und vielleicht Absetzung von Förster enden dürfte.

— Am 28. Febr. wurde die neue Verfassung im Kanton Wallis als Staatsgrundgesetz erklärt. Bei Weitem der größere Theil des Volkes hat dieselbe angenommen. Nur die Geistlichkeit und Oberwallis sind ihr gram. Sie hat hiermit die gleichen Feinde, welche anderwärts allem Fortschreiten zum Bessern den Weg vertreten.

— Zu einem Gutsbesitzer in Gais, Appenzell Außer-Rhoden, kamen zwei andere und zeigten ihm an, daß ihm J. J. B... einen Korb voll Scheiter entwendet habe; sie selbst hätten ihn auf der That ertappt. Da indessen der vorgeblich Bestohlene diesfalls keine gerichtliche Klage erheben wollte, so thaten es die zwei Verzeiger selbst. Bei der gerichtlichen Untersuchung aber gelang es dem Verklagten, auf völlig unzweifelhafte und rechtsgenügende Weise darzuthun, daß er um die Zeit, da der Diebstahl verübt worden sein soll, nicht in Gais, sondern in einem weit davon entlegenen Orte war. Der gr. Rath entließ den Angeklagten mit Verdacht und bestrafte noch überdies den vorgeblich Bestohlenen um 2 fl., weil er sich nicht entschließen konnte, auf eine mindestens zweifelhafte Anzeige hin eine förmliche Diebstahlsanklage gegen einen Bürger vor Gericht zu erheben.

— Sechszehn Viehhändler und Viehbesitzer aus dem Appenzeller Hinterlande, meistens aus den Gemeinden Schwellbrunn und Waldstatt, welche entgegen der über jenen Kantonstheil verhängten Viehsperre Viehhandel getrieben und lungenkrankes Vieh anzuzeigen unterlassen, wurden zusammen um 365 fl. gebüßt. Aber auch der Staat hat für verdächtig erklärtes und auf amtlichen Befehl abgethanes Vieh 222 fl. zu vergüten.

— Kaum hat der edle Dulder Al. Fuchs nach den Hornstürmen sein stilles Wohnplätzchen ohnweit Schwyz wieder ohne Gefahr beziehen können, so fällt neue Wuth wieder über den Gebeugten her. Im Schwyzer-Capitel wurde der Antrag gestellt, bei der Polizeibehörde auf Entfernung desselben zu dringen, weil er die Kirchengesetze nicht beobachte. Der Antrag blieb zwar ohne Erfolg; aber sie werden ihn wieder bringen, bis er durchgeht. Könnten sie ihm Luft, Himmel, Wasser und Erde abschneiden, sie würden es thun, diese frommen Christen.

Ausland.

— Hr. Dr. Schön gibt in der Würzburger Zeitung die hoffnungsvolle Beobachtung zum Besten, daß unter 33 Jahren, in welchen der Monat Jänner mit dem diesjährigen gleiche Witterung hatte, sieben gute Weinjahre waren.

— In Würzburg ereignete sich am 15. Febr. Morgens der traurige Vorfall, daß der Kondukteur des Frankfurter Eilwagens bei Abgabe des Zettels an der Barriere des Zellerthors, unter schnellem Forteilen des Wagens, von dem wahrscheinlich nicht gehörig geöffneten Eisenthor am Kopfe erfaßt und daran zerquetscht wurde. Die Mütze fand man am Thore, die Blutspuren reichten bis Roßbrunn, wo man den Unglücklichen todt im Wagen fand.

— In München soll jetzt Alles geordnet sein, wie in einer Apotheke, wo Jedes sein besonderes Fach hat. Die Bälle sind nach den Ständen in 29 Klassen getheilt, (hätte sich nicht auch noch eine dreißigste herausklauben lassen?). Der Adel theilt sich in drei Abstufungen; desgleichen tanzen die hoffähigen Bedienten nicht mit gemeinem bürgerlichem Zeug. Man liest oft 11 geschlossene Bälle neben einander. Deswegen tauchen auch die Klöster, diese ältesten geschlossenen Gesellschaften, wieder auf, und füllen sich die Zuchthäuser. Alles separirt sich und will geschlossen, am Ende gar noch vernagelt sein. Nur in dem Gottesacker hat man diese Ordnung noch nicht herstellen können.

— Großes Aufsehen macht in München eine Schrift des bekannten Philosophen Franz von Baader: „Emanzipation des Katholizismus von der römischen Diktatur,“ worin dieser tiefe Denker auf's Neue seine anti-papistischen Ideen mit Geist und Kraft darlegt. Nur Schade, daß sie nicht in volksthümlichen und leicht verständlichen Worten abgefaßt ist.

— Während in der würtembergischen Ständeversammlung die kräftigsten Vorkehrungen getroffen werden, um die Freiheit der Presse wieder herzustellen, und die Abgeordnetenkammer im Voraus erklärt hat, diesem Antrage einhellig beizustimmen: macht man in Sachsen die unzweideutigsten Anstalten, die Zensur in jeder Weise zu erweitern und zu verschärfen. Das Gesetz, Bücher des Auslandes, ehe sie angezeigt werden dürfen, der Zensur zu unterwerfen, hat allgemeines Aufsehen erregt, und

würde, Falls es nicht gelingt, dessen Abstellung zu erwirken, dem Stapelplatz des deutschen Buchhandels, Leipzig, eine tiefe Wunde versetzen.

— Auch in Wien glaubte ein katholischer Geistlicher ein Brautpaar gemischter Confession aus dem gebildetern Stande nicht einsegnen zu dürfen, wenn es nicht vorher das Versprechen wegen Erziehung sämmtlicher Kinder in der katholischen Religion ablegte. Da eine solche Forderung nach dem östreichischen Gesetze nicht statt haben kann, soll der Pfarrer, wie es heißt, resignirt haben.

— Im schlesischen Kreise Militsch sind 15 Personen nach dem Genusse von Brod schwer erkrankt. Die darüber angestellte genaue Untersuchung hat ergeben, daß das dazu verwendete Mehl aus Korn bereitet worden ist, welches vielen Samen von Lolch (Tollkorn oder Schwindelhaber), Nate, Hederich und Bitterklee enthielt, auch daß sich unter demselben viel Mutterkorn befand.

— Der Justizminister Mühler in Berlin hat seinen Beamten anbefohlen, ihre Namensunterschrift deutlich zu schreiben, damit man nicht mehr genöthigt sei, so viel Zeit auf das Rathen derselben zu verwenden. Man muß die hieroglyphischen Züge dieser Skribenten kennen, um die Zweckmäßigkeit einer solchen Verordnung gehörig würdigen zu können.

— Das sogenannte schwarze Brett bringt den Studierenden in Berlin das Verbot gegen alle Verbindungen, politische wie unpolitische, wieder in Erinnerung. Besonders wird ihnen das Tragen aller Abzeichen solcher Verbindungen, wie bestimmtfarbige Mützen, Pfeifenquasten und dergl. auf's Strengste untersagt.

— Das richterliche Erkenntniß in dem Prozesse des Erzbischofs Dunin ist bereits erfolgt, doch muß erst die vom Gesetz gestattete Frist zur Appellation verstrichen sein, bevor das Urtheil, welches auf zwanzigjährige Festungsstrafe lautet, Rechtskraft erhält.

— In den Aneldoten und Karakterzügen aus dem Leben Friedrichs **II.**, zehnte Sammlung, Berlin, 1788, Seite 58 liest man Folgendes: „Bei der großen Prozession, welche jährlich von Kleve zum wunderthätigen Marienbilde geht, hatte man sich an dem Kutscher des Präsidenten D., welcher durch die Reihen zu gehen genöthigt war, dergestalt thätlich vergriffen, daß leicht dadurch ein Aufruhr hätte entstehen können, wenn nicht die Thore geschlossen, die Rädelsführer sogleich arretirt und überhaupt die besten Maßregeln getroffen worden wären. Der König schrieb an das Kapitel: Hochwürdige und Andächtige! Ich habe Euern durch die Prozession veranlaßten Unfug in der geschehenen unterthänigsten Anzeige von meinem Präsidenten vernommen, und rathe es euch wohlmeinend, wenn Ihr Eure possenvolle Promenade fernerhin begehen wollet, Niemanden von anderseitiger Religion dabei zu beleidigen, noch weniger aber, wie geschehen, zu mißhandeln; widrigenfalls ich genöthigt bin, die Thorheit aufzuheben. Die den Jubel begangenen Soldaten sollen tüchtig Spießruthen laufen und nie zu dieser Zeit wieder Urlaub erhalten; die Bürger aber nach Umständen am Leib und Geld hart bestraft und das Kapitel zu Bezahlung der Unkosten verurtheilt werden.“

— Die belgischen Truppen fangen an, rückgängige Bewegungen zu machen und die Holländer besetzen Venloo und Limburg. Somit hat der Krieg ein Ende.

— Eine Papierfabrik in der englischen Ortschaft Colinton hat vor Kurzem ein Stück Papier geliefert, das gegen 2600 englische Ellen lang, nur 40 Zoll breit und 553 Pfund schwer ist. Darauf müßte man alle politischen Fragen und Wirren unserer Zeit abdrucken, um sie in einen Zusammenhang bringen zu können.

— Vor einigen Jahren fand sich ein englischer Kaufmann in bedrängten Umständen; er ließ seine Gläubiger zusammenkommen, setzte sie von dem Stande seiner Angelegenheit in Kenntniß und machte mit ihnen aus, daß sie 10 Schilling vom Pf. Sterling aus der Masse erhalten sollten. Einige seiner Freunde, die ihn für einen rechtlichen Mann hielten, verhalfen ihm wieder dazu, ein kleines Geschäft anzufangen, welches er seitdem mit so gutem Erfolg betrieben, daß er vor Kurzem alle seine Gläubiger zum Mittagessen einlud und ihnen dabei den vollen Betrag der Schuld nebst den Zinsen vom Tage ihres Vertrages an übergeben wollte. Letzteres weigerten sie sich einmüthig anzunehmen und verbanden sich außerdem noch zur Unterzeichnung für den Ankauf eines Ehrengeschenks zum Zeichen ihrer Bewunderung seiner seltenen Redlichkeit.

— Die Wuth zu Fastnachtsbelustigungen steigerte sich diesmal in Paris so, daß der Polizeipräfekt manchmal an einem Tage die Erlaubniß zu Freinächten und Maskenbällen an 400 bis 500 Wirthe ertheilte; ja in der Nacht vom Fastnachtsdienstag auf Aschermittwoch ist die Zahl auf 700 gestiegen. Der Zehnten, welcher von der Einnahme dieser Bälle erhoben wird, bringt der Armenkasse etwa 800,000 Fr. ein.

— Der Lärm bei den Wahlen ist in Frankreich so

groß, daß man dabei nichts verstehen kann und nur mit Mühe herausfindet, daß die Partei gegen die Regierung an den meisten Orten die Oberhand gewinnt. Für diesen Verdruß entschädigt den König die Freude, sein en Sohn Prinz von Joinville den Kugeln der Mexikaner, dem gelben Fieber und den Meerstürmen entronnen zu sehen. Gegen Mexiko wird thätig gerüstet, und eine Menge kleinerer Kriegsfahrzeuge sind bereits dorthin abgegangen, denen im Laufe dieses Monats noch andere folgen werden.

— Nachrichten aus Constantine vom 20. Jänner melden ein ernstes Beispiel von Gerechtigkeit, das dort an Raubmördern ausgeübt wurde. In der letzten Zeit waren öfters Kuriere angegriffen oder unvorsichtige Reisende ermordet worden. Besonders häufig kamen diese Verbrechen auf der von Kabylen bewohnten Straße nach Stora vor. Der Kalife Ben Aissa unternahm einen Streifzug und brachte acht Gefangene ein. Die Kalifen der Provinz selbst stellten dem Gouverneur vor, daß die Stämme nur durch Schrecken im Zaum zu halten und exemplarische Strafe nöthig sei. Es wurde daher aus den Kalifen und Sheiks ein Kriegsgericht eingesetzt, welches sieben der Gefangenen nach kurzem Verhör als Raubmörder verurtheilte, die am folgenden Tag auf dem Marktplatz in Anwesenheit sehr vieler Araber enthauptet wurden.

— Der Gouverneur der Insel Martinique hat an das Ministerium einen offiziellen Bericht über den durch das Erdbeben verursachten Schaden eingesandt. Er erklärt daß die Kolonie, schon vor dem Unglück, in einem bedaurungswürdigen Zustand, nun vollends nicht im Stande sey, die Steuern für das laufende Jahr, und noch weniger die rückständigen zu entrichten. Im Gegentheil erbittet er von dem König und den Kammern, Erlaß der Steuern für 1839, dann eine Anleihe 500,000 Fr. für die Stadt Fort-Royal, um die Wohnungen, öffentlichen Gebäude und die Kirche wieder aufzubauen, und endlich andere 500,000 Fr., um Hospital, Zeughaus und Kasernen wieder herzustellen.

— Aus einer statistischen Uebersicht des Seeministers der nordamerikanischen Freistaaten geht hervor, daß die Unionsstaaten gegenwärtig 800 Dampfschiffe (Newyork allein 140) besitzen.

— Westindischen Nachrichten zufolge sind in einem der letzten Monate in Brasilien nicht weniger als 36,000 Sklaven unter portugiesischer Flagge eingeführt worden.

Aristokraten-Schwanengesang.

Die Zeiten, Brüder, sind nicht mehr,
Da unsre Zöpfe galten,
Wo wir der Unterthanen Heer
Mit falscher Münze zahlten;
Der Wurzelmänner freier Bund
Bringt uns fürwahr die Todesstund.

Wahr ist's, wir haben schlimm gehaust,
Geblendet und betrogen,
Am Mark des Volks uns fett geschmaust
Und dicke Bäuch gesogen;
Das allgemeine Beste sah'n
Als Braten wir für uns nur an.

Ach Gott! die liebe schöne Zeit,
Wie sie den Mund uns wässert!
Ich hoff', daß man die Hand uns beut,
Wenn's Freiheitsfaseln bessert.
Verzeihung, Bauern, geben wir:
Ihr gebt bloß Recht und Gut dafür.

Was, Freiheit? Narren! Knechte seid
Und bleibt ihr, so geboren,
Drum haben wir auch ohne Leid
Euch stets danach geschoren;
Arbeiten mußtet ihr, wie schön,
Für uns; konnt's je besser gehn?

Die Zeit kommt wieder, glaubt es nur;
Wir werden machiniren,
Und jede, auch die fernste Spur
Recht pfiffig profitiren.
Sind wir einst wieder Obermann,
Dann geht es eine andre Bahn.

O Chorröck', Kutten, haltet Stich!
Ihr müßt uns wacker helfen!
Es zieh' den Schafpelz über sich
Das Heer von schwarzen Wölfen.
Bis es gelingt, laßt uns nicht ruhn!
Dann aber laßt uns gütlich thun.

Ich will's nicht sagen, aber, sehn
Sollt ihr dann erst die Zöpfe;
Ihr braucht nach Wallis nicht zu gehn:
Auch Basel hat dann Kröpfe.
Käm' schnell doch diese liebe Zeit,
Die solches Glück uns Herr'n verleiht! V. V.

Kurze Antworten.

Das Gedichtchen mit den Noten bleibt einstweilen noch zurück, weil uns Noten-Typen mangeln.

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau.

No. 11.

DAS POSTHÖRNCHEN.

16. März 1839.

Eine Wochenschrift
für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Dieses Blatt kann das ganze Jahr hindurch auf allen löbl. Postämtern des Kantons Aargau gegen vierteljährliche Vorausbezahlung von 30 Kreuzern bezogen werden. Diesem wird jedesmal unentgeldlich beigelegt: „Das Alpenhorn“, ein Volksblatt zu angenehmer und belehrender Unterhaltung. Zusendungen müssen mit der Namensunterschrift des Einsenders versehen sein, und werden, wenn es gewünscht wird, von der Redaktion zur Umwandlung in spaßhafte Verse besorgt, jedoch hat der Einsender für den Inhalt jedesmal zu haften. Ankündigungen werden mit 5 Rappen für die Zeile berechnet. Briefe und Geld postfrei.

Diese beiden Blätter werden, wie bisher, auch ferner erscheinen. Da mit Nr. 13 das erste Quartal zu Ende geht, wird ein verehrtes Publikum gebeten, allfällige Bestellungen für das zweite bei Zeiten einzugeben oder abgelaufenes Abonnement zu erneuern.

Tagesbegebenheiten.

Schweiz.

— Der Vorort hat mittelst Kreisschreiben vom 4. d. die mit ihren Standesvoten noch im Rückstande befindlichen Kantone aufgefordert, mit aller Beförderung sich über die Feldbefestigungen von St. Moriz, ob nämlich dieselben im gegenwärtigen Zustande belassen, oder in bleibende Festungswerke umgewandelt werden sollen,— über die Ansprüche an das Collegium borromaeum helveticum, und über das im Wurfe liegende Koncordat zur Gleichstellung der Schweizerinnen anderer Kantone mit den eigenen Kantonsangehörigen in Beziehung auf die s. g. Einheirathungsgebühren und die Aufhebung der bisherigen, oft übertriebenen Vermögensausweise, auszusprechen.

— Luzern. Allgemeines Aufsehen und gerechten Unwillen erregt hier das öffentliche Feilbieten eines gedruckten sogenannten „Kreisschreibens Sr. Heiligkeit Gregorens XVI. an die Burger des Kantons Zürich“, worin die Protestanten desselben aufgefordert werden, in den Schooß der christlich-katholischen Kirche zurückzukehren. Das falsche päbstliche Aktenstück wird in Zürich stark verbreitet und vom Republikaner und Eidgenossen dem Volke angepriesen. Die Polizei von Zürich hat für gut befunden, das elende Machwerk eines fremden Störefrieds mit Beschlag zu belegen und die ausgeworfenen Brandraketen überall zurückzuziehen. Man kämpfe mit den Waffen der Wissenschaft, wie der Religiösität d. h. offen, gerade, gründlich, sonst möchte bald wieder des Sängers Wort sich erwahren:

Nichts Heiliges ist mehr, es lösen
Sich alle Bande frommer Scheu;
Das Gute weicht den Platz dem Bösen,
Und alle Laster walten frei!..—

— Als Gegenmittel gegen die vom Bewegungsausschuß im K. Zürich vorgeschlagene Petition wird nun in vielen Gemeinden eine im Sinn der Regierungspartei abgefaßte herumgeboten. Es heißt darin unter Anderm: Kein schwacher, irrender Sterblicher soll in die Tiefen unserer Seelen, in dieses Heiligste, was der Mensch hat, unter dem Titel der Landeskirche Befehle und Satzungen eingraben wollen. Die göttliche Vorsehung befreite unsere Väter aus den Banden des mächtigen römischen Papstthums. Wir wollen nach drei Jahrhunderten nicht in die Fesseln kleiner Päpste fallen.

— Laufenburg. Den 8. März starb hier der berüchtigte Pfarrer Moretto, zur Freude aller Gutgesinnten. Aus Freude darüber geschah es auch, daß Hr. Pfarrer Steigmaier in Sulz, gebürtig aus Klingnau, noch 2 Stunden vor dem Sterben, sich in einen Wagen setzte und nach Aarau eilte, um sich für die zu besetzende einträglichere Pfarrstelle zu Laufenburg ergebenst zu empfehlen, obschon er keine Wahlfähigkeit durch bestandene Prüfung besitzt, sondern nur einigermaßen sich dazu berechtigt glaubt, weil er seit nur wenigen Monaten Mitglied der geistlichen Prüfungscommission ist !!?!— Am 11. war indessen Steigmaier wieder in Laufenburg zurück und hielt seinem geistlichen und geistigverwandten Mitbruder eine Leichenpredigt, die ihn wahrlich nichts weniger als empfehlen konnte. So viel scheint gewiß, daß wir nun einmal nicht aus dem Regen in die Traufe gerathen wollen, auf daß nicht an uns sich der biblische

Spruch erwahre: „der letztre ist ärger als der erstre.“ Wir gedenken auch gar nicht, den Sulzern ihr Kreuz so abzunehmen, wie früher den Gansingern, sondern halten unsre Augen auf 2 friedliche Geistliche, gebürtig aus unserem Bezirke, gerichtet. Das ist die entschiedene Stimmung der hiesigen Bürgerschaft.

— (Neueste) Nach Gerüchten aus Genf sollen die Parteien in Sitten bewaffnet einander gegenüber stehen.

— Die vor etwa 4 Wochen über Stuttgart nach Carlsruhe gereisten eidg. HH. Kommissarien, Brgrmstr. Herzog, Staatsschrbr. Gonzenbach und Bgrmstr. Imthurn, sind letztvergangene Woche von ihrer Mission zurückgekehrt. Wie verlautet, soll es ihnen gelungen sein, durch einen Vertrag mit der großh. badischen Regierung einige auf der Schaffhauser Grenze seit einer langen Reihe von Jahren bestandene Compromißanstände zu regeln, wodurch namentlich der Bezirk Gatter- und Westerholz genannt, bei Schleitheim, im Belaufe von mehr als drittehalb tausend Juchart, nun ganz unter Schaffhauserische Jurisdiction kommen würde.

— In Heiden erregte neuestens ein ungewöhnlicher Todesfall eine ungewöhnliche Aufmerksamkeit. Ein junger, lediger Metzger, der eben daran war, ein Kalb zu stechen, glitschte, wie man vermuthet, auf einen derben Hieb des mit dem Tode ringenden Kalbes mit dem Messer aus und rannte es sich in der Gegend des mittleren Drittheils so heftig in den linken Oberschenkel ein, daß er sich eine 5½ Zoll tiefe und 2¾ Zoll breite Wunde beibrachte. Nebst andern Theilen hatte das Messer auch die Schenkelpulsader (Arteria cruralis) durchstochen, aus welcher sich der Verwundete, noch ehe die schleunigst herbeigeeilte ärztliche Hülfe dazu kam, verblutete. Ein sofortiger kräftiger Druck mit dem Daumen oder einem, mit Leinwand umwickelten Schlüssel, auf die durchschnittene Ader, in der Gegend des Bauchringes, bis zur Ankunft eines Arztes, würde den Unglücklichen von dem Tode durch Verblutung gerettet haben. Welches aber die spätern Folgen der Verwundung und der nothwendig gewordenen Operation gewesen wären: ob der Verwundete wieder hätte hergestellt werden können, oder ob vielleicht der Schenkel ganz oder theilweise gelähmt worden wäre, oder ob er sogar hätte abgenommen werden müssen, oder ob endlich die Verwundung dennoch den Tod zur Folge gehabt hätte, kann nicht vorhergesagt werden.

— Die Prügel-Landsgemeinde in Schwyz stinkt noch immer. Hornbauern fangen hie und da an, ihre Verwunderung darüber auszudrücken, daß das versprochene Geldaustheilen aus dem Allmendseckel mit dem neuen Jahre nicht erfolgt sei. Prügelhelden von Morschach haben den Allmendweibel, der die Viehauflage eintreiben wollte, heimgejagt, behauptend, ihr Pfarrer habe ihnen in Hedigers Namen den Erlaß der Viehauflage versprochen. Seine Hochwürden soll sich jetzt nicht mehr daran erinnern können.

Ausland.

— Preußen. Die Nachrichten aus Posen lauten immer beunruhigender, und wenn es auch bis jetzt noch nicht dahin gekommen zu sein scheint, daß man einem directen Aufstande entgegensehen dürfte: so verrathen doch die Militärverstärkungen, die aus Pommern, Schlesien, der Neumark, ja selbst aus dem Magdeburgischen dorthin gesandt werden, daß man alle nur möglichen Vorsichtsmaßregeln für durchaus nöthig hält. Der Erzbischof Dunin geht in seiner Hartnäckigkeit ganz Schritt um Schritt weiter, und sein Betragen dient seinen Anhängern geistlichen und weltlichen Standes zur Nachahmung.

— Der galante, und vielen Takt verrathende Spitzbubenanführer, Hr. Barfuß, ist, wie die Schles. Ztg. meldet, eingefangen worden und sitzt nunmehr im Johannisberg, im östreichischen Schlesien, wo er hinlängliche Muse haben wird, über sein thatenreiches Leben Reflexionen anzustellen.

— Hannover. Der Himmel über Hannover wird immer düsterer, und wenn in dieser trostlosen Dunkelheit etwas noch die Hoffnung aufrecht erhalten kann, wieder das Licht eines sonnenhellen Tages zu erblicken: so ist es die Erklärung der 27 Deputirten der zweiten Kammer, durch welche sie gegen die Verfassung von 1819 und gegen die Rechtmäßigkeit der Ständeversammlung protestirt und sich bestimmt dahin ausgesprochen haben, an den Versammlungen derselben nicht eher wieder Theil nehmen zu wollen, als bis der Bundestag das Land seiner Rechte auf das Staatsgrundgesetz verlustig erklärt habe. Das Kabinet wollte, wie man neuerlich erfährt, ohne Zuziehung der zweiten Kammer, nur mit der ersten die Staatsgeschäfte verhandeln, allein diese hat sich dazu nicht verstanden. Hier und da meinte man, die landständische Verfassung dürfte einstweilen aufgehoben werden, sollten die neuen Ergänzungswahlen für die zweite Kammer nicht im Sinne des Kabinets ausfallen.

— Am 8. März brach in Paris eine Feuersbrunst in dem Gebäude des Diorama aus, welche dasselbe ungeachtet der schleunigen Hilfe bald ganz zerstörte. Die Zimmer, welche Hr. Daguerre bewohnte, sind von den Flammen vernichtet, und man konnte nur einen geringen Theil seiner Möbeln retten. Die Gemälde von seiner neuen Erfindung, welche gerade ausgestellt waren, gingen unglücklicherweise auch verloren.

— Ein betrunkener Schuhmacher in Paris ergriff seine Kneipe, um sich umzubringen, weil ihn seine Frau auszankte; diese entreißt ihm den Mordstahl; er stellt sich ruhig, und nimmt ein Kind auf den Arm; allein kaum wendet sich seine Frau ab, als er das Kind weglegt und zum Fenster des 2. Stockes hinausspringt. Die Ehehälfte glaubt ihren Trunkenbold todt und rennt auf die Polizei, um einen Kommissär zur Protokollaufnahme zu holen. Beide kommen an und finden den Mann — behaglich am Tische sitzen, vier volle Weinflaschen, Schinken und

Brod vor sich, um sich dadurch von dem Sprunge zu erholen.

— Das am 11. Januar stattgehabte Erdbeben auf Martinique will man einem unterirdischen Vulkan zuschreiben, der sich eine Oeffnung zu machen versucht. Sollte sich diese Annahme auf irgend eine Weise darthun lassen, so dürfte die unglückliche Insel noch oft Wiederholungen dieser schrecklichen Naturerscheinung erwarten. Wie groß der Verlust der ganzen Insel ist, läßt sich daraus schließen, daß allein in Saint-Pierre, der Hauptstadt der Insel, der Schaden auf mehr als 4½ Mill. Franken veranschlagt wird.

— Diest in Belgien, den 16. Februar. Ein schreckliches Unglück setzte die Bevölkerung unserer Umgegend in Bestürzung. Der seit zwei Tagen hier herrschende Sturm hat den Kirchthurm von Beringen, einem kleinen 1¼ Meile vom Lager Beverloo gelegenen Dorfe umgestürzt. Mehrere Personen sind, wie man versichert, ein Opfer dieses Ereignisses geworden. Die in dieser Gemeinde kantonirten Truppen waren auf dem Platze zur Revue aufgestellt, als der Thurm einstürzte; mehrere Militär sind, wie man sagt, unter der Zahl der Opfer. Neben der Kirche befand sich ein Erziehungshaus für kleine Kinder; zum Glück hatten die Pensionäre die Anstalt verlassen, um die Militärmusik zu hören. Dieses Gebäude ist mit den Trümmern der Kirche bedeckt. Nach einem Schreiben aus Hasselt vom 17. Februar sind in der Tulr 14 Kinder ums Leben gekommen, deren schrecklich verstümmelte Körper man aus den Trümmern hervorgezogen hat.

— Zu Mons ist am 2. d. das Theater abgebrannt. Die umstehenden Häuser sind gerettet worden. Der Schaden beträgt 10,000 Fr. Die Frau eines Pompiers ist mitverbrannt.

In Kilkaldy in Schottland lebt ein Hr. Hatten, welcher mehrere Mäuse bereits zur Arbeit gewöhnt hat, und dieses in eigens dazu gemachten Tretspinnmühlen, welche so eingerichtet sind, daß eine Maus jeden Tag 110 — 120 Fäden spinnt, zwirnt und schleift. Für einen Pfenning Habermehl reicht hin, um einen solchen, zur Tretmühle verurtheilten kleinen Verbrecher auf fünf Wochen zu beköstigen. Während dieser Zeit bearbeitet er 3830 Fäden und kann in einem Jahr 7 Schilling, 6 Deniers dadurch verdienen; zieht man nun 6 Deniers für Nährung und einen für die Maschine ab, so bleiben von jeder Maus jährlich 6 Schilling reiner Profit übrig. Hr. Hatten will 10,000 Mäusemühlen aufstellen, und rechnet, wenn er 200 Pfund Kosten für den Mäuseunterhalt und 500 für den Bau der Maschinen annimmt, doch jährlich auf 2500 Pfund Gewinn. Das ist ein Projekt, welches jenen kleinen Bösewichtern Gerechtigkeit widerfahren läßt, und dabei immer noch sicherer berechnet ist als alle Eisenbahn-Spekulationen.

— Der Centralverein für Volkserziehung in England hielt am 3. Febr. eine zahlreich besuchte Versammlung, um den auf die beste Schrift über die Mittel, den Stand der Volkslehrer zu erheben, ausgesetzten Preis von 100 Pf. St. dem Verfasser, Hrn. Lalor, zu übergeben. Der thätige Beförderer der Volksbildung, Herr Wyse, Eidam Lucian Bonaparte's, Fürsten von Canino, vollzog die Preisvertheilung und sagte in seiner Rede: „Der Beruf des Schullehrers ist ein hoher und heiliger, hochwichtig für den Staat, denn die Schule macht den Staat, und der Lehrer die Schule. Im Auslande fängt man an, diese große Wahrheit zu fühlen, und wir sind vielleicht unter den europäischen Völkern das einzige, das sie noch gänzlich zu lernen hat. Es ist vergebens, Musterschulen für Lehrer zu errichten, wenn nicht die Gesellschaft Sorge trägt, den Lorbeer und den Kranz Denjenigen zu verleihen, die aus denselben hervorgehen, bereit, ihren schweren, wichtigen und ehrenvollen Beruf anzutreten.“

— In Europa kann es nirgends bedauernswerthere Wittwen geben als unter den Landleuten auf Sardinien. Beim Begräbniß muß Jede hinter der Bahre hergehen und sich vor Schmerz wie wahnsinnig stellen, heulen und schreien, wenn es ihr auch im Geringsten nicht Ernst ist und der Verstorbene auch noch so böse und hartherzig gegen sie gewesen. Thut sie es nicht, nennt man sie ein liebloses Weib — und bei den Worten bleibt es nicht, denn erst auf dem Kirchhofe kommt die eigentliche Feuerprobe, welche schon Mancher selbst das Leben kostete. So wie der Priester das Kreuz über den in's Grab gesenkten Sarg schlägt, fallen alle Weiber über sie her, überhäufen sie mit Vorwürfen, daß sie ihren Mann in die Erde gebracht habe, und zerzausen, kratzen, stoßen, schlagen sie, so daß sie sich nicht zu retten weiß, besonders wenn ein paar Nachbarinnen einen alten Groll an ihr zu rächen haben. Ist dies glücklich überstanden, muß sie erst noch ein ganzes Jahr die Kleider anbehalten, welche sie am Begräbnißtage trug, und wenn sie stückweise vom Leibe fiel.

— Im Jahresbericht des Civil-Gouverneurs von Grodno heißt es, daß man im vergangenen Jahre in dem durch die gewöhnliche Frühlings-Ueberschwemmung abgerissenen Ufer des Flusses Loßosna (im Grodnoschen Kreise), welcher die Gränze des Königreichs Polen bildet, mehrere Mamuths Knochen von ausserordentlicher Größe gefunden habe. Erstaunt über die Größe der Hauzähne hatte ein dort wohnender Müller sie mit einem Beil von dem obern Kinnbacken abgebrochen und dadurch den Hirnschädel sehr beschädigt.

St. Petersburg, 23. Febr. Ein Bewohner der Archangelschen Kreisstadt Kem brachte kürzlich eine Heerde Rennthiere hieher, bestehend aus 117 Köpfen beiderlei Geschlechts. Sie weiden in einem ungefähr 1½ Meilen von hier entfernten Walde, in welchem eine Samojedische Jurte erbaut ist, wo drei Samojeden mit ihren Hunden wohnen. Der Eigenthümer hat die Rennthiere zum Verkauf hergebracht und auch deren bereits mehrere verkauft. In der sogenannten Butterwoche, vor dem gro-

ßen Fasten, stellte er zur gewöhnlichen jährlichen Rennbahn auf dem Eise der Newa vor dem Winterpalast vier Schlitten, jeden mit 4 Rennthieren bespannt und geführt von Samojeden in ihrer Nationaltracht. Auf einer Konkurrenzfahrt mit dem Dampfswagen nach Zarskoje-Selo hatten die Rennthiere drei Minuten früher das Ziel erreicht; der Eigenthümer bot darauf Wetten aus, daß er 7, ja 10 Minuten früher ankommen wolle als der Dampfwagen. Einige reiche Leute kauften Rennthiere zum Mittelpreise von 75 Rubel das Stück. Wahrscheinlich werden mehrere verkauft, weil ihr Unterhalt wenig oder nichts kostet. Im Sommer kann man sie im Garten lassen, weil sie keine Bäume beschädigen; täglich 2 bis 5 Pfund Heu sind ein Luxus für sie. Die Schlitten sind, für eine Person, ausserordentlich bequem. Von Pferden werden sie nicht gefürchtet, und vielleicht wird es bei uns mit der Zeit allgemein Sitte, im Winter ausserhalb der Stadt mit Rennthieren zu fahren; auch zum Transport von schweren Gütern sind sie sehr gut zu gebrauchen.

— In der Zeitung von Wladimir berichtet ein Hr. Gawriloff über eine schwimmende Insel, die sich auf dem Kuhsee im Gouvernement Wladimir befindet. Diese Insel bildet eine unregelmäßige Fläche von 5 — 6 Dessätinen und ist mit Fichten von ziemlicher Höhe und Dicke bedeckt. Bei sehr starkem Winde wird diese Insel von der Stelle bewegt und von der einen Seite des Sees zur andern getrieben. Die Bauern sammeln auf der Insel Moos zum Bau ihrer Häuser und die dort in Menge wachsenden Moosbeeren. Im Sommer erfordern die Spaziergänge auf der Insel die größte Vorsicht, denn zwischen den Bäumen gibt es schwache Stellen, wo man durchfallen kann. Wenn der Moossammler sich nicht mit einer langen Stange versehen hat, an welcher er sich nöthigenfalls halten kann, so ist sein Untergang unvermeidlich. Bisweilen gibt es auch ergötzliche Scenen, wenn die Insel sich plötzlich in Bewegung setzt und den Moos- und Beersammlern keine Zeit läßt, ans Ufer zu gehen. Doch endigt sich die ganze Sache gewöhnlich nur mit Schreck und Geschrei, besonders wenn sich Weiber auf der Insel befinden.

Mond und Frauenzimmer
Gleichen sich fast immer
Beide werden roth und bleich;
Beide wachsen, strahlen gleich;
Beid' erhellen uns're Bahn;
Beide ziehen gerne an.
Beide — wollet ja nicht lachen —
Beide können Hörner machen.
Nun habt ihr von der Aehnlichkeit die Spur;
Erlaubt jetzt auch, daß ich den Unterschied euch sage:
„Der Mond verändert sich im Monat viermal nur;
Das Frauenzimmer — alle Tage!“ —

Schon Jahr und Tag erwartete der zufriedene Hornuser auf die angehobene und zum zweitenmale vollendete Untersuchung des Pfarrers und seiner Kläger das Urtheil; nun hört man, eine dritte Untersuchung stehe bevor. Wir erwarten baldige Abhilfe, damit die Unfugen und Unbilden der leidenschaftlichen Horniser nicht wieder erneuert werden, sei dieselbe nun aristokratisch, conservativ oder rudikal, was freilich das Beste wäre. Das untergerichtliche Urtheil des tiefblickenden Bruggisser vom 31. Mai v. J. lautet ja schon: „Der seines Amtes unwürdige Gemeinderath soll abberufen werden —

Oder es erwahret sich:
Ein neues Lied
Vom verhinkten G'meind'rathsglied,
Und wer das Lied
Nicht weiters kann,
Der fange wieder von vorne an.

Das Müsli und die Weihen.

Eine Fabel aus dem Freienamt.

Aus seinem Loch das Müsli kroch,
Zu schauen, wie das Wetter doch,
Und sonsten auch die neue Welt
Nach hartem Winter sey bestellt.
Und sieh, zwei Weihen kommen an,
Mit schönen Federn angethan,
In der Natur sonst Mäusleins Feind'
Erscheinen sie jetzt gar befreund't,
Das Müsli seinen Kratzfuß macht,
Bis es die Vögel eingebracht.
Nun Müsli recht schön aufgeputzt
Und deine Ohren wohl gestutzt,
Denn selten wohl geh'n unter Tag,
Die Königsvögel in den Schlag;
Ein Doctor nur macht nichts sich draus
Zu halten sie im eig'nen Haus,
Das Müsli auch die Sach' versteht,
Drum emsig um die Vögel geht,
Mit Speis' und Wein gar gut servirt
Bis es sich selbst gar sehr verirrt,
Und statt zu nähren den Verstand
Ergötzt es sich mit dem Gewand;
Den Weihen auch bekam die Lust
Zu drücken 's Müsli an die Brust;
Sie denken nicht an Abkunft, Blut,
Dem Kosen sind sie gar zu gut;
Nicht ist die Nacht vom Mond erhellt
Und 's Müsli's Haus nicht bloßgestellt.
Doch still! was hör' ich draussen, horch!
Den Habicht seh' ich und den Storch,
Sie geh'n den Weihen immer nach
Und machen, ihnen nun zur Schmach,
Den Müsli-B'such; den Unverstand
Mit frechem Muth der Welt bekannt.
Der Weihen Anseh'n Niemand nennt
Weil ihr Charakter man nicht kennt.

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau.

No. 12. 23. März 1839.

Das Alpenhorn,

ein Volksblatt

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Zweiter Jahrgang.

Schon dadurch, daß du, o Mensch! nur denkst die Ewigkeit,
Bekundest du: dein Sein end' nicht mit dieser Zeit.

Scheidegruß,

dem Herrn Gottlieb Häffig,

V. D. M. und reform. Religionslehrer an der Kantonsschule in Aarau.

Gestorben den 17. März 1839.

Wo der Schmerz die Garben schneidet
Und das Leid die Aehren liest —
Diese Erde, trau'rbekleidet,
Deine Reste nun umschließt.
Ach! sie hatte, Dir zu bieten,
Auch nicht eine Gabe mehr;
Beß're Schätze sollst Du hüten
Und es rief Dich ab der Herr.

Als des Sonntags Morgenglocken
Ihren Jubel riefen aus,
Zog dein Geist, wohl froh erschrocken,
Aus dem lieben Vaterhaus.
Seine Ostern dort zu halten,
Ging er auf die Pilgerschaft,
Da in freundlich stillem Walten
Er sein Tagwerk hier geschafft.

Ob's gleich kurz, — darnach die Frage
Ziemt dem Kind der Erde nicht;
Nur, wie gut verwendt die Tage —,
Das hat dort allein Gewicht.
Weil in Kürze Du vollendet,
Was sonst langer Jahre Last,
Mahnt die Hoffnung, daß geendet
Recht dein Werk und gut Du hast.

Und doch, daß für Dich zerronnen
Schon des Lebens Abendroth,
Daß den herbsten Kelch gewonnen
Du so frühe schon vom Tod, —

Ach! die Liebe kann's nicht meiden,
So zu klagen an der Gruft,
Was der Glaube mag bescheiden
Und was uns die Tröstung ruft.

Doch des heil'gen Wortes Lehrer
Weilst Du nun in heller Schaar,
Ein Bekenner und Verehrer
Dessen, der da ist und war.
Jeder Zweifel ist gehoben,
Dort verborgen ist Dir nichts,
Und das Dunkel ist verstoben
Vor dem Strahl des ew'gen Lichts.

Nun in hohen Tempels Hallen
Du ein Opferpriester stehst,
Nun Du an den Ostern allen
In das Allerheil'gste gehst, —
Schön ist Dir das Loos beschieden,
Dir, der früh entrückt uns war,
Und durch Schmerz und Tod hienieden
Tratst Du dort zum Hochaltar.

* * *

Soldat und Kapitän.

Erzählung eines alten Franzosen.

Kurze Zeit nach der Schlacht bei Wiazma, am 6. November, trat eine Kälte ein, wie man sie vorher noch nie empfunden hatte. Wir zogen uns zurück, nicht vor den Russen, die sich immer in ehrerbietiger Ferne von unsern Lagern hielten, sondern vor der Kälte, die schrecklicher war, als alle Feinde zusammengenommen. Seit mehrern Tagen sagte man uns, wir wären Smolensk nahe; dort würden wir unsere erstarrten Glieder wärmen können und Jeder ein Paar Schuhe und eine doppelte Ration Brot erhalten. Aber nichts da; der Teufel schickte uns auf dem Marsche jeden Augenblick einen Schwarm Kosacken über den Hals,

und wir mußten uns ſchlagen, ſchlagen mit einem leeren Magen gegen unerreichbare Feinde, welche ihre Pferde nur im Gedanken gleichſam mit dem Kantſchu zu erinnern brauchten, um unſern beſten Reitern weit voraus oder im Nu wieder verſchwunden zu ſein. Aber, meine Kinder, ihr kennt ja den franzöſiſchen Soldaten; ſobald er Pulver riecht, muß ſein Hunger das Maul halten.

Wir marſchirten ſeit ſechs Stunden, ohne anzuhalten, um zu Athem zu kommen; denn wir wußten wohl, wer einmal niederſaß, ſtand vor dem jüngſten Tage nicht wieder auf. Ein beißender Wind peitſchte uns das Geſicht mit Schneeflocken und unſere müden Füße ſtolperten jeden Augenblick über harte Erhöhungen — gefrorne Leichen unſerer ruhenden Kameraden. An dieſem Tage ſang Niemand, ſogar Spaßvögel, die ſonſt die ganze Zeit den Schnabel nicht halten konnten, ſchwiegen, und ſelbſt bei alten Brummbären, denen jede Laus ein knurrendes Donnerwetter entlocken konnte, drang kein Laut aus ihrem von Reif und Schnee umhängten Bart. Mein Kapitän ging vor mir her. Es war ein kleiner, aber kräftiger Mann, gutherzig, aber heftig wie Schießpulver und unermüdlich. Allein bei Wiazna war er verwundet worden und ließ nun, wie man zu ſagen pflegt, die Flügel hängen. An dieſem Tage ſah er außerordentlich blaß aus, und die Fetzen eines alten weißen Schnupftuches, die er um ſeine Füße gewickelt hatte, waren roth von Blut; bei jedem Schritte wankte er wie ein Betrunkener, blieb zurück und ſtrengte ſich dann wieder gewaltig an, um der Kolonne nachzukommen. Es war ein ſtiller, aber ſchrecklicher Kampf, das ſchwöre ich euch. Mit einem Male blieb er von Neuem ſtehen, wankte, richtete die Augen nach der Kolonne, deren letzte Glieder ſchon bald ſeinen Blicken entſchwanden, und ſank zuſammen. Ich hatte ihn nicht aus dem Geſichte verloren und ging zu ihm.

Kapitän, ſagte ich, hier können Sie nicht bleiben.

Statt aller Antwort zeigte er mir ſeine verſtümmelten und mit Blut bedeckten Füße.

Kapitän, fuhr ich fort, ſo lange das Herz noch ſchlägt, muß man hoffen, und ein alter Soldat darf nicht ſterben wie ein Weib im Wochenbett!

Er antwortete auch diesmal nicht, machte aber eine Anſtrengung um aufzuſtehen. Ich nahm ihn in meine Arme und ſtellte ihn auf die Beine. Er ſtützte ſich auf mich und wir ſuchten ſo die verlorne Zeit wieder einzuholen; aber vergebens, er fiel von Neuem und zog mich mit nieder.

Labrique, ſagte er da zu mir, ich kann nicht weiter gehen, die Kolonne entfernt ſich, laß mich liegen und mach, daß Du ihr nachkommſt; aber höre erſt, — wenn Du jemals nach Frankreich zurückkommſt und Du marſchierſt durch das Departement der Iſere, ſo kehre doch im Dorfe Verope ein, drei Stunden von Grenoble, und frage nach der Mutter Merlin, — ſie iſt meine Mutter. Iſt ſie noch nicht geſtorben, ſo küſſe ſie in meinem Namen; ſage ihr, der letzte Gedanke ihres Sohnes ſei für den Kaiſer und ſie geweſen, und gieb ihr dieſen Beutel und mein Kreuz.

Dieſe Worte gingen mir ſehr zu Herzen und die Thränen fielen mir wider meinen Willen in den Bart. Nein, Kapitän, ſagte ich, ich verlaſſe Sie nicht; ich rette Sie oder ſterbe mit Ihnen.

— Labrique, das verbiete ich Dir! hörſt Du?

Ich aber lud ihn auf meine Achſel. Ihr könnt euch wohl denken, Kinder, daß ich mit dieſer vermehrten Laſt nicht ſo ſchnell marſchiren konnte, wie meine Kameraden. Ich verlor auch wirklich die Kolonne bald ganz aus dem Geſicht und faſt in demſelben Augenblicke bemerkte ich in einiger Entfernung wieder einen Schwarm Koſacken, die mit eingelegter Picke in geſtrecktem Galopp und mit fürchterlichem Hurrahgeſchrei auf uns zuritten. Mein Kapitän litt ſo große Schmerzen, daß er nichts mehr ſah und hörte. Ich war feſt entſchloſſen, ihn nicht im Stiche zu laſſen, legte ihn auf den Boden, bedeckte ihn mit Schnee und verſteckte mich unter etwa einem Dutzend gefallenen Kameraden, ſo daß nur meine Augen frei blieben, damit ich Alles ſehen konnte. Die Koſacken erreichten bald die Stelle, wo wir uns befanden, ſtachen mit ihren Picken da und dort in die umherliegenden Leichen und ließen dieſe von den Hufen ihrer Pferde zertreten. Ich dachte eben über die Unhöflichkeit dieſer Thiere nach, als ſolch eine verdammte Beſtie mir den linken Arm zertrat. Kinder, ich ſagte kein Wort und jammerte nicht, aber ich fühlte, daß ſich mein ſteifer Schnurrbart ſträubte, und ich mußte die geballte Fauſt in den Mund ſtecken, um einen fürchterlichen Schmerzensſchrei zu unterdrücken. Die Koſacken hatten ſich unterdeſſen nach allen Richtungen zerſtreut und nur ein großer Bengel blieb von ihnen zurück, der vom Pferde ſtieg und ganz gemächlich in meiner Nähe den Leichnam eines Offiziers auskleidete. Trotz dem Schmerze, den mir die Quetſchung verurſachte, ärgerte mich dies doch gewaltig. Ich ſtreckte den rechten Arm aus, zog das Gewehr an mich und ſpannte den Hahn, deſſen Knacken dem Koſack nicht entgangen zu ſein ſchien, denn er drehte ſich um, horchte, ging etwas ängſtlich umher, ſetzte ſich dann wieder nieder und nahm die frühere Arbeit vor. Während der Muſterung rührte ich mich nicht; kaum aber hatte der Koſack von ſeinem Schrecken ſich wieder erholt und ſeine Beſchäftigung vorgenommen, als ich mir zwiſchen meinen todten Kameraden Platz machte, hinkniete und da ich das Gewehr mit dem gebrochenen Arme nicht halten konnte, die Flinte an einen Leichnam ſtemmte, zielte und ſchoß. Mein Koſack ſchrie laut auf, richtete ſich empor, ſo lang als er war, ſchlug die Arme über einander und fiel; er war todt. Dieſer Anblick, Kinder, gab mir alle meine Kräfte wieder. Ich kroch aus meinem Verſtecke heraus und eilte, meinen Kapitän wieder aus dem Schnee zu ſcharren.

Er gab kaum mehr ein Lebenszeichen von ſich, war aber doch noch nicht todt. Ich redete ihn mehrmals an, erhielt aber keine Antwort. Endlich ſchlug er matt die Augen auf, drückte mir die Hand und ſagte mit erſterbender Stimme: Geh! — Ihr könnt euch denken, daß ich nicht ging. Mit der geſunden Hand zog ich ihn, ſo gut es gehen wollte, bis an eine Höhe, wo ich ihn in den Mantel hüllte und mich neben ihn hinſetzte. Es wurde bereits dunkel und ſchneite noch immer. Selbſt die letzten Nachzügler des Nachtrabes waren verſchwunden und ich hielt allem Anſcheine nach das letzte Mal Wache. Ich weiß nicht, was in dieſem Augenblick in meinem Gehirne vorging, aber ich erinnerte mich eines Gebetes, das mich der Pfarrer meines Orts in der Jugend gelehrt hatte. Ich kniete nieder und betete es; es that mir wohl und erwärmte mein Herz. Als ich aufſtand, war ich ruhiger. Ich nahm meinen Platz wieder neben dem Kapitän, feſt entſchloſſen, nun keinen Verſuch mehr zu machen, dem mich bedrohenden Schickſal zu entgehen, und zu ſterben, wie die alten Römer geſtorben ſein ſollen. So wartete ich ungefähr eine Viertelſtunde und fror gewaltig, als ich eine Anzahl Offiziere, die ich an der Uniform für Franzoſen erkannte, auf uns zukommen ſah. Ehe ich ſie anreden konnte, trat einer von ihnen, ein kleiner Mann in einem grünen Pelzrocke mit goldenen Schnüren zu mir, klopfte mir auf die Achſel und ſagte:

Was machſt Du hier? warum folgſt Du dem Armeekorps nicht?

— Ja, antwortete ich, indem ich ihm den Kapitän zeigte und meinen blutigen Arm emporhob, mit ſo vermehrtem Gepäcke und einem Arme, der nicht gehorcht ....

Der Mann redet die Wahrheit, Sire, fiel ein General ein, als er mich eine Weile angeſehen hatte; ich ſah ihn vor etwa zwei Stunden hinter der Kolonne, ſeinen Hauptmann auf der Achſel.

Der Kaiſer, denn er war der Mann im grünen Pelze, warf mir einen der Blicke zu, die wir damals Adlerblicke nannten, und ſagte: Du biſt ein braver Soldat; Du verdienſt das Kreuz; da!

Bei dieſen Worten hatte er den Pelz aufgeknöpft, das Kreuz abgeriſſen und reichte es jetzt mir. Ihr könnt mir glauben, Kinder, da hatte ich keinen Hunger mehr und fühlte weder Schmerz noch Kälte.

Davouſt, ſetzte der Kaiſer hinzu, indem er ſich nach dem Generale wandte, der geſprochen hatte, laſſen Sie den Mann und ſeinen Kapitän auf einen meiner Wagen bringen. Adieu, meine Tapfern, wir werden uns wiederſehn.

Eine Stunde ſpäter war ich nebſt meinem Kapitän im Hoſpitale.

— Der Alte ſchwieg und ſah ſich um, als wollte er in den Augen ſeiner Zuhörer leſen, welchen Eindruck ſeine Erzählung gemacht habe.

— Und der Kapitän, was iſt aus dem geworden? Und das Kreuz, wo iſt das? fragte man von allen Seiten.

Mein Hauptmann aus Rußland? Nun, der iſt jetzt Oberſt eines Regiments. Hier habe ich das Band, Kinder, von meinem Orden, denn dies trägt man auf dem Rocke; aber das Kreuz, das trägt man auf dem Herzen.

Der alte Labrique knöpfte ſeinen Rock auf und zeigte die ihm ſo theure Reliquie. Er hatte ſie ſorgſam in ein ſchwarzſeidenes Beutelchen gewickelt an ſeidener Schnur um ſeinen Hals hängen.

Was ſich nicht erkaufen läßt.

Wanderer.

Biſt du nicht müde, armer Mann?
Der Schweiß Dir auf der Stirne ſteht!
Dein Tagwerk mit dem Tag begann,
Und endet nicht, da er vergeht.

Ackersmann.

Nie klag' ich über Müh und Noth;
Hab' ja geleſen Schwarz auf Weiß:
Der Menſch verdiene ſich ſein Brod
Durch Mühe nur und ſauern Schweiß!

Mich wecket früh der Lerche Lied,
Die froh den grauen Morgen grüßt,
Und wenn ein Unmuth in mir glüht,
So bet' ich, — und er wird verſüßt!

Wanderer.

O Schwelger, ſei den Lüſten hold!
Genieße, ſchwärm' in Freud' und Pracht!
Du kaufſt doch nicht um alles Gold
Des Pflügers Ruhe in der Nacht.

Farbenwechſel.

Ich kündigte einſt einem Mädchen an, ſie werde bald einen Bräutigam bekommen, und ſie erröthete.

Erröthen Sie nicht, mein Kind — ſagte ich — wenn Sie nicht geneigt ſind, zu heirathen, ſo ſollen Sie keinen Bräutigam bekommen. Nun erblaßte ſie.

Ich ſehe — ſagte ich wieder — Sie ſind nicht entſchloſſen, ich will Ihnen einige Jahre Bedenkzeit laſſen. Darauf — ergraute ſie.

Anekdote.

Bei Anlaß eines Räſonnements einiger Bauern im Kanton Appenzell über das neue Schulgeſetz, meinte einer: „Jo, jo, ehr händ ganz recht, es iſt a gottloſi Ornig, der Vater het über Kend gar nünt meh z'ſägid, ſechs Johr cha-n er's ommaträga, denn chonnt's de Schuelmäſtere ond Pfärere onder d'Chlaue, denn holed's der Inſtrukter, ond chum iſt dä firti, ſo nänd's d'Wyber onder d'Pantoffel.

Ein ganz wirksames, leicht zu habendes Mittel gegen Vergiftung durch Kupferauflösung, welche bei unvorsichtigem Gebrauch kupferner oder messingener Kochgeschirre so häufig vorkommt, besteht in Folgendem: Man löse das Weiße von sechs Eiern in Wasser auf und trinke diese Mischung; in kurzer Zeit wird Erbrechen erfolgen, durch welches die Eiweißmasse grün gefärbt abgeht. Man wiederhole dieses Verfahren so oft, als bis die Masse weiß und ohne Metallgeruch abgeht.

Lesefrüchte.

(Aus den „Papieren eines Denkers.")

Frage.

Ist denn seit Christi Geburt der Mensch nicht älter geworden,
Und mit den Jahren zugleich reifer nun auch an Verstand?
Soll er auch jetzt sich noch wiegen im Mutterschoose der Kirche,
Zullen an Schnuller und Brust, kauen den nämlichen Brei?

Vergeltung.

Einst trug Christus das Schaf auf seinen gewaltigen Schultern:
Zur Vergeltung will jetzt tragen den Heiland das Schaf!

Was sie wollen!

Sprich, was wollen sie denn, die frommen Boten des Friedens,
Daß sie so streitbereit gürten den schwarzen Talar? —
Ach, mit geweihtem Papier, mit ausgewaschenen Lumpen
Dämmen des Zeitgeists Strom, stopfen die Wunden der Welt;
Kinderpantoffeln, schon längst vom Knaben selber durchtreten,
Wollen die Schuster des Herrn wieder anmessen dem Mann;
Mit Wachskerzchen erleuchten die Welt, mit vergoldeten Nüssen
Unterhalten den Mann, schrecken ihn mit dem Wauwau! —

Pardon, schon Alles besetzt!

Ganz natürlich! Hier sitzt ja die Frau Historie am Spinnrad,
Feuchtend mit modrigem Naß spärlich den trockenen Zwirn;
Dieser Stuhl ist der Mamsell Moral, und auf jenem dociret
Hausfrau Praxis mit Ernst Weisheit gar nützlich für's Haus.
Hier sitzt Jacobus, dort Petrus, da Lucas, Matthäus und Paulus;
Schon sind die Plätze besetzt: — zieh nur ab, heiliger Geist! —

Der Antichrist.

Der Magen bleibt ein Antichrist,
Er ist der größte Realist:
Drum sollt' aus allem christlichen Land
Der Magen längst schon sein verbannt!

Meinungsverschiedenheit.

Der Mann der Weisheit sprach einst: „Der Geist nur allein macht lebendig;
Aber," merket euch das, „der Buchstabe tödtet den Geist!" —
Die Schwarzen heutiger Zeit, sie sind ganz anderer Meinung:
„Weg den gefährlichen Geist, der Buchstabe bringt uns Gewinn!"

Naturgeschichte.

Die gemeine Viper (Otter).

Nußbraun, mit einer doppelten Reihe Querflecken über den Rücken, eine Reihe schwarzer oder schwärzlicher Flecken längs jeder Seite. Bisweilen vereinigen sich die Rückenflecken zu Querbinden, andere Male bilden sie zusammen nur eine zickzackartige Längsbinde. Sie hat zwei Gifthacken, beschuppten Kopf und eine doppelte Reihe Schilder unter dem Schwanz, und ist auch grau und schwarz anzutreffen, weshalb sie unter verschiedenen Namen geht. Sie findet sich fast in ganz Europa, selbst in Schweden, lebt in Felsenklüften, doch auch auf Ebenen und immer standhaft an demselben Orte; besonders soll sie Brombeer- und Heidelbeersträucher lieben; auch sonnt sie sich gern. Ihre Bewegungen sind langsam und träge; sie bleibt wohl eher, wenn man sich ihr nähert, still liegen; wird sie aber gereizt, oder auch nur mit einem Stocke berührt, so springt sie auf und beißt, und ihr Biß ist meistens tödtlich. Man rechnet, daß die Viper zwei Gran Gift habe, wovon sie bei jedem Biß einen halben Gran absetzt. Ihre gewöhnliche Nahrung sind Mäuse und Vögel. Man behauptet, daß sie über ein Jahr ohne Nahrung leben könne. Eine zerhauene Viper lebt noch in ihren Stücken einige Stunden, und der getrennte Kopf beißt immer noch gefährlich. Sie wirft im Juli fünf Zoll lange Junge.

Der Munizipalrath Dürst von Altorf, ein Mann von 39 Jahren, wollte am 28. April 1815 in Begleitung eines Freundes nach Nürnberg reisen. Ungefähr halben Weges erblickten sie eine Otter mitten auf einem Waldwege, und da dieselbe nicht ausweichen wollte, so berührte sie Dürsts Begleiter mit dem Stocke, um sie aus dem Wege zu treiben; allein sie blieb unbeweglich liegen, worauf sie Dürst, der Abmahnung seines Freundes ungeachtet, aufhob. Die Otter, welche Dürst in der rechten Hand hatte, bog sich mit dem Kopf gegen dieselbe, verwundete ihm das zweite Glied des Daumens und das dritte Glied des Zeigefingers mit tödtlichen Bissen. Als Dürst die Verwundung spürte, schüttelte er die Otter ab, und sagte, daß es ihn wie Bienenstich schmerze. Beide Wunden sahen wie Nadelstiche aus und auf jeder derselben war ein einzelner Tropfen Blut, welches Dürst sofort mit dem Munde aufsog, während sein Begleiter die abgeschüttelte Otter tödtete. Beide verwundeten Glieder schwollen sogleich auf; auf die Hand gelegte kühle Erde linderte den brennenden Schmerz, während auch der Mund anfing zu schwellen.

Nachdem beide Reisegefährten ungefähr eine Viertelstunde weiter gegangen waren, setzte sich Dürst auf einen Baumstamm nieder und sagte, es sei ihm unmöglich weiter zu gehen, er werde wohl sterben müssen. Als hierauf der Begleiter einige Schritte vorwärts gegangen war und sich dann umgesehen hatte, bemerkte er, daß Dürst mit dem Kopf auf den Baumstamm gelehnt lag, so daß ihm alles Geld aus der Tasche gefallen war. Er eilte ihm zu Hülfe, konnte aber nur mit Unterstützung eines dazu gekommenen Bauern den ganz Unbehülflichen in die Höhe bringen, um ihn auf dem Wagen weiter zu schaffen. Nachdem auf diese Weise ungefähr sechshundert Schritte zurückgelegt waren, mußte man den Kranken auf sein dringendes Vorstellen, daß er nicht mehr fahren könne, herunter heben und auf den Rasen legen. Als er einige Zeit geruht, brachte man ihn auf dem Wagen nach Fischbach. Er konnte weder gehen noch stehen und es war eine gänzliche Erschlaffung der Muskeln eingetreten. Er wurde in ein Zimmer gebracht, auf einen Lehnstuhl gesetzt und sogleich ein Bote nach ärztlicher Hülfe gesandt. Der Kranke, dessen Hände schwarz und kalt, Mund und Leib geschwollen waren, sagte wiederholt, er müsse sterben. Er bekam Erbrechen und Durchfall und gab bei Beidem Blut von sich. Man gab ihm frisch gemolkene Milch, wovon er beinahe ein halbes Maß trank. Eine Viertelstunde darauf, etwa anderthalb Stunden nach dem Visse, verschied er ruhig.

Kleiner als die vorige, meist schwarz, mit weiß und schwarz gefleckten Lippen, und drei Sildern auf dem Oberkopf, ist die noch giftigere kleine Viper (Teufelsotter).

DAS POSTHORNCHEN

No. 12.

23. März 1839.

Eine Wochenschrift
für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Dieses Blatt kann das ganze Jahr hindurch auf allen löbl. Postämtern des Kantons Aargau gegen vierteljährliche Vorausbezahlung von 30 Kreuzern bezogen werden. Diesem wird jedesmal unentgeldlich beigelegt: „Das Alpenhorn“, ein Volksblatt zu angenehmer und belehrender Unterhaltung. Zusendungen müssen mit der Namensunterschrift des Einsenders versehen sein, und werden, wenn es gewünscht wird, von der Redaktion zur Umwandlung in spaßhafte Verse besorgt, jedoch hat der Einsender für den Inhalt jedesmal zu haften. Ankündigungen werden mit 5 Rappen für die Zeile berechnet. Briefe und Geld postfrei.

Diese beiden Blätter werden, wie bisher, auch ferner erscheinen. Da mit Nr. 13 das erste Quartal zu Ende geht, wird ein verehrtes Publikum gebeten, allfällige Bestellungen für das zweite bei Zeiten einzugeben oder abgelaufenes Abonnement zu erneuern.

Tagesbegebenheiten.

Schweiz.

— Baden. Die Gattin eines hiesigen Bürgers war seit mehrern Wochen gefährlich krank. Der Mann, seine treue, brave Ehehälfte sehr liebend, konnte nicht unterlassen, die Verwandten derselben von dieser Krankheit und den möglichen Folgen derselben in Kenntniß zu setzen. Mittlerweile wurde der Knecht des Hauses aus guten Gründen fortgeschickt. Dieser, ungern das Haus seiner Herrschaft verlassend, nahm nun die Frechheit, seinem Meister und den Verwandten seiner Gattin einen Possen zu spielen. Er reiste sofort nach dem Heimathorte der Letztern und ließ sich bei deren Verwandten unter Anzeige, daß Frau D. gestorben und er den Auftrag erhalten, sie zur Theilnahme und Beiwohnung an der Beerdigung einzuladen, sehr gut bewirthen. Diesem Lügengewebe Glauben beimessend, unternahmen nun die Verwandten die etwa zehn Stunden weite Reise mit großer Trauer. Aber wie sehr waren sie überrascht, als sie, in das Haus der vermutheten Todten eintretend, dieselbe wohlbehalten am Tische sitzend antrafen. Die Freude des Wiedersehens konnte bald dem Erstaunen Platz machen.

— Während in Zürich das gedruckte päpstliche Sendschreiben an die Protestanten um Rückkehr zur katholischen Kirche (welches nicht, wie irrig angegeben wurde, mit Beschlag belegt ist) zahlreich gekauft und begierig gelesen wird, diktirt man dem Strauß einen Ruhegehalt, damit er die Zurücknahme seiner Berufung darüber vergesse. Die Nachtwächter stießen in's Horn ob der dämmernden Morgenröthe und alles Volk gerieth in gewaltigen Schrecken und wähnte einen entsetzlichen Brand; aber sie haben in den Augen den Schlaf; während der Fuchs im Hofe schleicht, füttert man den Hahn, daß er still schweigt.

— Die Appenzell. Gemeinde Schwellbrunn hat letzten Sonntag den Antrag ihrer Vorsteherschaft, die Selbstmörder in Zukunft auch im Gottesacker zu beerdigen, mit drei Viertheilen der Stimmen verworfen.

— In Entremont, K. Wallis, herrscht eine typhusartige Krankheit, die sich zuerst auf dem St. Bernhard zeigte. Die ehrwürdigen Väter des Hospizes hatten in ihrer Menschenliebe eine arme Familie aus dem Thal von Aosta aufgenommen, wo die Epidemie mit solcher Gewalt wüthet, daß manche Ortschaften schon den vierten Theil ihrer Einwohner verloren haben. Diese Familie theilte den Vätern die Krankheit mit. Zwei Mönche und 2 Diener sind gestorben, 10 andere liegen auf dem Tod, und nur einer ist außer Gefahr. Unterwallis will einen Cordon gegen die angesteckten Orte ziehen.

— Nach dem offiziellen Bericht zweier Aerzte, die der Gesundheitsrath von Wadt nach Wallis geschickt hatte,

um die dort ausgebrochene Epidemie zu untersuchen, ergibt sich, daß dieselbe ein nervöses Fieber ist, welches indessen an Intensität schon sehr abgenommen und sich überhaupt nicht über das Thal von Entremont hinaus verbreitet hat. Die meisten Kranken sind auf dem Weg der Besserung.

— Die Stadt Sitten hat einen regelmäßigen Bedetten- und Patrouillendienst errichtet, um sich gegen allfällige Ueberfälle sicher zu stellen. Auch Unterwallis hat auf den Fall, daß Sitten angegriffen würde, alle Maßregeln getroffen; denn es hieß, man habe im Oberwallis Munition über den Simplon her erhalten, und gieße dort eine Menge Kugeln.

— Seit einiger Zeit haben in Genf in der Gegend der katholischen Kirche tumultuarische Auftritte statt, die zuletzt energische Demonstrationen von Seiten der Behörden veranlaßten. Der Gottesdienst selbst wurde mehrmals durch unpassende Auftritte gestört, welche in den aufrührerischen Predigten eines für die Fastenzeit nach Genf berufenen Missionärs, wenn nicht ihre Rechtfertigung, doch ihre Veranlassung fanden. Am 13. erreichte die Unordnung den höchsten Grad. Eine Proklamation des Polizeilieutenants verkündet strenge Maßregeln zur Erhaltung der Ordnung. Das Beste wäre gewesen, die Kanzel einem fremden Priester zu verbieten, den eine üble Eingebung nach Genf geführt hat, um im J. 1839 noch die Pariser Bluthochzeit indirekt zu vertheidigen. Es ist traurig für einen Priester, wenn er sich über die Straße durch eine Escorte von Gendarmen muß schützen lassen. Einige Unruhige wurden verhaftet, aber bald wieder freigelassen. Die Aufregung wird schwer zu stillen sein, indem das unruhige Treiben der Römlinge auf allen Seiten den Ausbruch irgend eines finstern, mit der Politik verwobenen Planes besorgen macht, und die Gemüther sich in gereizter Stimmung befinden.

Ausland.

— Nach einem Erlaß des katholischen Kirchenrathes in Würtemberg müssen, wie die evangelischen, nun auch alle katholischen Geistlichen bei ihrem Amtsantritte einen Revers unterzeichnen, worin sie an Eidesstatt versprechen, dem König getreu und hold zu sein, die Grundverfassung des Königreichs zu wahren, keine kirchliche Verfügung ohne Genehmigung des Staats zu verkünden, und gegen die Bekenner eines andern Glaubens christliche Duldung zu zeigen und zu lehren. — Die Glarner mögen sich nun trösten, wenn Kirchenräthe monarchischer Staaten dergleichen anordnen.

— In Nürnberg hat sich ein Verein gebildet, um die evangelischen Gemeinden in Alt-Baiern in ihren gottesdienstlichen Einrichtungen zu unterstützen. Zerstreut unter die Gemeinden der römischen Kirche, haben viele von ihnen keinen Seelsorger, viele kein Gotteshaus. Nach der Antwort zu urtheilen, die schon einigen solcher Gemeinden von der baierischen Regierung zu Theil geworden, läßt sich kaum mehr erwarten, daß die Verlassenen von Seite des Staats unterstützt werden möchten; ja selbst die Erlaubniß zur Veranstaltung einer allgemeinen Kollekte soll nicht gewährt worden sein. Darum habe sich jener Verein gebildet.

— Ein Deutscher und ein Franzose, die H.H. Pezoldt und Levesque, haben einen Apparat erfunden, mit welchem alle Arten von Zeugen, und zwar ohne Feuer und ohne Pressung, in wenigen Augenblicken getrocknet werden können. Der Apparat besteht aus einer großen Trommel, welche sich in einer Minute 4000 Mal um ihre Achse dreht. Die Zeuge werden, so wie sie aus dem Wasser kommen, hinein gelegt; durch die starke Rotation wird die Feuchtigkeit ausgeschieden, und zwar sammelt sie sich auf der äußern Bedeckung der Trommel, die von Löchern durchbohrt ist. Wollene Stoffe trocknen auf die Weise in weniger als drei Minuten, wenn der Apparat klein, und in acht Minuten, wenn er sehr groß ist. Leinene und baumwollene Stoffe müssen noch einige Augenblicke der Sonne ausgesetzt werden, wenn man sie aus der Trommel herausnimmt.

— In Zempelburg wurden in einem Zeitraume von vier Monaten zwei Brautpaare, denen von der katholischen Geistlichkeit die Einsegnung der Ehe versagt wurde, weil die evangelischen Theile sich nicht den bekannten Bedingungen bei gemischten Ehen unterwerfen wollten, in der evangelischen Kirche getraut; bei einem dritten Paare gelang es, den einfältigen Bräutigam, der zur evangelischen Kirche gehörte, zum Uebertritt in die katholische zu bewegen, bevor die Trauung vollzogen wurde.

— Im Frauenkloster zu Offenburg ist ein eben so frecher als bedeutender Diebstal begangen worden. Während die Bewohnerinnen des Klosters zu Nacht speisten, stiegen Diebe über die Klostermauer mittelst nahestehender Bäume, und entwendeten aus einer eisernen, wohl verwahrten Kiste die Summe von 8000 Gulden, meist

in Gold, und 30,000 fl. in Obligationen. Noch ist man den Thätern nicht auf der Spur.

— Die Spree, ein sonst sehr ruhiger Fluß, scheint in diesem Jahre auch von dem Aufstandsfieber angesteckt zu sein, denn sie steigt, ohne sich an die polizeilichen Verordnungen zu kehren, immer höher, und macht, mit Ausnahme der Weinhändler, die Anstrengungen vieler andern Leute zu Wasser. Sie bringt namentlich über die Kellerbewohner eine wahre Sündfluth. Man ist auf die Vermuthung gekommen, sie wolle durch ihr Austreten die neuen Eisenbahnprojekte verhöhnen oder die Berlin-Potsdamer Direktion ärgern. So viel ist gewiß, daß sie Krankheiten aller Art erzeugen wird. — Die schönen Berlinerinnen sind ganz untröstlich, daß die Pockenlymphe ihre Kraft verloren. Sie fürchten sich entsetzlich vor den Pocken, die bekanntlich gar keinen Respekt vor dem schönen Geschlecht haben.

Zu einem vornehmen Mann in Berlin kam neulich ein fremder Barbier. „Was wollen Sie hier?“ wurde er barsch angeredet. — Ihnen balbieren. — „Ich brauche Sie nicht; ich habe schon einen Barbier.“ — Neh, ick bin getz Ihr Balbier; Sie thönnen sich man immer von mich balbieren lassen. Nämlich ick un Ihr eejentlicher Balbier, wir Beede spielten jestern in eene Tabaschie mit eenanner Schafskopp, un er verlor alle sein Jeld, un wie er keen Jeld mehr hatte, spielten wir um die Kunden Schafskopp, un da habe ick Ihnen jewonnen.

— In Rußland trifft man Anstalten, um 30,000 Mann zur See nach Georgien zu schicken, und man versichert, daß schon 10,000 Mann aus dem nördlichen Rußland nach dem nämlichen Ziele aufgebrochen seien. Die Sendung dieser Truppen geschieht bloß, um die Lücken wieder auszufüllen, die durch Krankheiten, durch die Säbel der Zirkassier und durch das Ausreißen verursacht worden sind.

— In Samogitien, einem Theile von Lithauen, kommen oft zwischen den dortigen katholischen und den hinüber kommenden lutherischen Glaubensgenossen beim Bier- oder Schnapsglase religiöse Streitigkeiten vor, in welchen schon manche Papisten offen erklärten, sie würden bei einbrechenden Feindseligkeiten alle nicht katholischen Christen über die Klinge springen zu lassen. Einer dieser Fanatiker ward ergriffen und man fand in seinem ausgehöhlten Stocke zwei große Schlachtmesser, deren er sich, wie er offen gestand, gegen Alle, die nicht katholisch sind, bedienen wolle.

— Ein Engländer hat ein Instrument erfunden, das er Schnupfpistole nennt. Es hat zwei Läufe; und wenn es an die Nase gehalten und eine Feder mit dem Zeigefinger berührt wird, so füllt es beide Nasenlöcher zugleich mit einem beliebigen Quantum Nasendünger (genannt Schnupftaback). Wie eine Entladung geschehen, ladet sich das Instrument von selbst wieder.

— Zu dem verschollenen „Jungen Deuschland“ und dem nach Luft schnappenden „Jungen Italien“ ist nun auch ein „Junges Spanien“ hinzugekommen, bestehend aus lauter alten Herren, die häufige Versammlungen halten, in der Absicht, eine kleine Revolution anzustiften. Man hofft, sie auf andere Gedanken zu bringen, und will ihnen zu dem Ende stille, aber sichere Wohnungen anweisen.

— Unter dem Titel: „Schwarze Liste,“ erscheinen in den nordamerikanischen Blättern alle diejenigen, welche sich in Europa ꝛc. schlecht aufgeführt und flüchtig gemacht haben; so auch diejenigen, welche auf Zeitungen, Journale ꝛc. abonniren und nicht bezahlen, werden mit Tauf- und Geschlechtsnamen, von einer Warnung begleitet, unter dieser Rubrik bekannt gemacht.

— Die Philadelphia National-Gazette meldet, daß während des Jahres 1836 mehr als 350 Menschenleben durch Unglücksfälle auf Dampfschiffen verloren gingen; 1837 wurden 700 auf diese Weise dem Grabe überliefert, und für 1838 können bereits in die Tausende getödeter Personen in Anschlag gebracht werden. Sollte das Uebel in seinen Fortschritten nicht gehemmt werden, so dürfen wir am Ende dieses Jahres einer beunruhigenden Vermehrung der Schlachtopfer entgegen sehen.

— Pulaski. Abermals ein großes Unglück durch Wettfahren zweier Dampfschiffe, wodurch das eine zu Grunde ging, das 150 Passagiere an Bord hatte, von denen nur 60 gerettet wurden. Es ist hohe Zeit, daß der Congreß Galeeren erbauen lasse, um Nachlässigkeit oder die barbarische Tollkühnheit solcher Mörder, welche einen Triumph darin suchen, um einige Minuten früher zu landen, gehörig strafen zu können.

— Herr James hat ein Lebensversicherungs-Boot erfunden, welches außerordentlich zweckmäßig eingerichtet sein soll. Es ist zu wünschen, daß alle Dampfschiffe mit solchen Booten versehen werden, wodurch bei Unglücksfällen manches Menschenleben geschützt sein wird. Auch wäre diese Art Boote auf reißenden Flüssen als Rettungsboot sehr anzuempfehlen.

— Während der letzten Sitzung der Gesetzgebung von Arkansas stieg der Sprecher des Hauses der Repräsentanten, John Wilson, aus Veranlassung eines Wortwechsels, von seinem Sitze herab und ermordete den Major Anthony im Angesicht der Glieder mit einem Messer. Kürzlich erhielt Wilson sein Verhör und die Jury brachte das Verdikt ein: „Nicht schuldig des Mordes, aber schuldig eines zu entschuldigenden Todschlags.“

Anzeigen.

Die letzte No. des Posthörnchens bringt uns auch die schon weit verbreitete Kunde, daß Pfarrer Moretto in Laufenburg verstorben sei. Mußte den Bewohnern Laufenburgs, die zwar auf Moretto mit Grund nicht gut zu sprechen sind, nichts desto weniger die Form dieser Bekanntmachung auffallen, die so sehr dem sonst üblichen Grundsatz zuwider ist; „laßt die Todten ruhen im Frieden,“ oder: „de mortuis non nisi bene,“ so fiel ihnen noch mehr auf, wie der Einsender dieses Artikels auch noch die angebliche Bewerbung für die nunmehr erledigte Pfarre Laufenburg von Seite des Herrn Pfarrer Steigmeyer in Sulz vorbrachte, den man allgemein zu den noch geachtetsten Geistlichen im Frickthale zählt.

Den sicheren Nachrichten zufolge, die wir eingezogen haben, fiel es dem genannten Herrn auch nicht einen Augenblick bei, sich um die Pfarre Laufenburg zu bewerben, und Einsender berührten Artikels hat daher gelogen, wie ein unverschämter Junge, wenn er behauptet, Ersterer habe sich schon zwei Stunden vor dem Absterben Moretto's in einen Wagen gesetzt, um sich in Aarau für diese Pfründe zu empfehlen. So viel ist gewiß, daß Pfarrer Steigmeyer seit längerer Zeit nie in Aarau war, Sulz zur fraglichen Zeit gar nicht verließ, bis er nach Laufenburg ging, um dem Auftrage seines Dekans nachzukommen, und den Verstorbenen zur Erde zu bestatten. Die von demselben gehaltene Rede gefiel den meisten Anwesenden. Er erhob die Fähigkeiten und Leistungen des Verlebten, bat, über dessen gehabte Mängel und Gebrechen den Mantel christlicher Liebe zu decken, und sich dabei zu erinnern, daß kein Mensch ohne Fehler sei. Moretto war zu seinen Lebzeiten ein nicht geringer Verfolger und Feind des Pfarrers Steigmeyer, und wir können es daher nicht unberührt lassen, daß Letzterer dadurch, daß er seinem Beleidiger die letzten christlichen Tröstungen mit bereitwilligem und verzeihendem Herzen spendete, und durch die Art, wie er an dem Grabe desselben noch versuchte, den Groll, den vielleicht so Mancher noch gegen ihn hegen mochte, durch liebevolle Mahnung zu verscheuchen, Beweise eines edlen Charakters an den Tag legte.

Daß daher Hr. Einsender seinen Geifer an einen Mann zu speien wagte, den die Hohe Regierung selbst in ihrem Jahresberichte an den großen Rath einen wackern Pfarrer nannte, muß seinen Grund wohl nur in dem alten Sprichwort haben: „es billt der Hund nur wenn man ihn trifft,“ zumal, da man während den Worten des Redners: „und sehr oft ist ja der zu Gericht Ziehende schlechter als der zu Gericht Gezogene,“ eine bedeutende Bewegung im Hintergrunde bemerkt haben will. Wohl bedarf es der Erwähnung nicht, daß Hr. Einsender kein großes Weltlicht sein muß, sonst würde er, was die angegriffene Wahlfähigkeit des Steigmeyer betrifft, vorher auch das Concordat über diesen Punkt gelesen haben, und zu Gemüthe führen, daß er durch sein Geschwätz nur die Hohe Landesregierung kompromittire, in deren Aufgabe es lag, keine andern als tüchtige und brave Männer zu Mitgliedern der geistlichen Prüfungs-Commission zu wählen.

Sulz hat seinen Pfarrer sehr gerne und wünscht dieses Kreuz noch nicht so bald los zu sein. Das Echo, welches daher aus der Wüste kam, scheinen wir keinem guten Kobolde zu verdanken zu haben, und, täuscht uns der Klang der Stimme nicht, so haben wir allen Grund, zu vermuthen, daß der Vonsichgeber dieser Töne kein Laufenburger ist, sondern die dortige Exisienz eben auch nicht seiner Wahlfähigkeit (von der er in einer allfälligen Prüfung wahrscheinlich keine glänzende Probe ablegen würde), wohl aber der Protektion eines Mannes verdankt, der sich ja schon lange zum Herr-Gott des Kantons aufgeworfen hat. Sei dem, wie ihm wolle, so hat er klar zu Tage befördert, daß man ihn zu denen zählen muß, welche die Freiheit der Presse, statt zur Belehrung des Volks zu benutzen, dazu mißbrauchen, ihren Mitmenschen die Ehre zu rauben — pfui! welch eine erbärmliche Rolle!

Die weitere Nachricht, daß man in Laufenburg das Augenmerk auf zwei andere brave Geistliche gerichtet habe, wird unsere hohe Regierung gewiß dem Einsender verdanken, jedoch immerhin bedauern, daß er der Würdigen Namen nicht genannt hat, damit sie doch auch ohne weitere Mühe gewußt hätte, wer etwa zu wählen sei —!

Einer der in Laufenburg sehr gut bekannt ist.

Da Herr Dr. Minich durch einen Artikel in No. 21 des Posthörnchens vom vor. Jahr sich an seinen Ehren angegriffen fühlt, so erklärt der Unterzeichnete, daß er dessen Ehren weder verdächtigen noch kränken wollte, und zieht, um allen weitern Mißverständnissen vorzubeugen, besagten Artikel ganz zurück.

J. Greith.

Man wünscht einem gewandten Reisenden, welcher die deutsche Schweiz bereist, ein einträgliches Geschäft gegen Provision zu übergeben. Frankirte Anträge mit **H. S.** bezeichnet besorgt die Expedition dieses Blattes.

Bei Endsunterzeichnetem könnte ein Knabe von rechtschaffenen Eltern und mit den erforderlichen Schulkenntnissen versehen, sogleich eintreten, um die Setzerkunst zu erlernen.

Ferner bittet er wiederholt, Briefe mit Inseraten, Bestellungen und Geld zu frankiren. S. Landolt, Buchdrucker.

Der Aufsatz, unterzeichnet H. J., kann nicht aufgenommen werden, weil er über die Schwachheiten der berührten Personen zu unzart abspricht und nicht allgemeines Interesse hat.

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau.

N^o 13. 30. März 1839.

Das Alpenhorn,

ein Volksblatt

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Zweiter Jahrgang.

Gleichheit ist immer der Probstein der Gerechtigkeit, und beide machen das Wesen der Freiheit.

Die Auferstehung.

Preis dem Helden, der die Siegesfahne
Glorreich über Tod und Gräber schwingt!
Preis dem Retter, der aus höhern Welten
Der Unsterblichkeiten Strahlen bringt!

Finsterniß umnachtete die Erde,
Als die Bosheit dort auf Golgatha
Siegte, und die Menschheit ihren Retter
Unter Mörderhänden bluten sah;
Als die Welt dem Edelsten und Weisen
Undankbar jetzt eine Dornenkron'
Reichte, und die Wahrheit drohete zu sinken,
Mit dem reinen, großen Menschensohn;
Als sich Heuchler regten, Jesus Christus
Niederlegte seinen Botenstab,
Trug und Bosheit frech das Haupt erhoben,
Recht und Tugend sank in's finstre Grab.

Soll der Sieg des Lasters ewig währen?
Soll das Reich der Wahrheit untergehn?
Soll den Guten Nacht und Dunkel decken,
Und nie den Erlösungstag er sehn?
Soll der Mensch an einer Gottheit zweifeln,
Wenn der Hoffnungsstern ihm untergeht?
Soll der Glaube wanken, wenn die Tugend
Diesseits einen heißen Kampf besteht?

Nein! im Osten lichtet sich der Himmel,
Und die goldne Morgenröthe winkt:
Jesus Christ entsteigt dem Felsengrabe,
Und die düstre Nebelwolke sinkt!
Finsterniß und Wahn und Trug entschwinden,
Und der Wahrheit ew'ge Sonne lacht:
Zions morscher Tempel ist gefallen,
Und der große Weltenvater wacht!
Jene Dornenkrone ist verwandelt
Und der Himmel reicht den Siegeskranz:
Aus der Gruft erhebt sich neues Leben
In verjüngtem, ewig frischem Glanz!

Jesus lebet! Preis' den Weltenretter
Jeder, der den Erdenkreis bewohnt!
Hoffnung, Wiedersehen und Vergeltung
Ist der Preis, der allen Guten lohnt.
Mich schreckt nicht der Bosheit Haß, noch Kerker,
Mich beugt kein bemooster Leichenstein;
Denn Verfolgung bis zur Grabesglocke
Ist ein Führer zu dem schönern Sein.

Noch wall' ich im Thal des eiteln Strebens,
Nur von fern glänzt meiner Hoffnung Ziel;
Welt und Zeit umstricken meine Seele,
Und ich bin des irdschen Schicksals Spiel.
Heiland! der Du Welt und Zeit besieget,
Führe mich zu Deinem Tempel ein!
Von der Wiege bis zum stillen Grabe
Soll mein Leben Dir geweihet sein!
Droben dann im großen Reich der Geister
Tönet ewig Dir mein Lobgesang,
Wenn ich in dem Chor der Seraphimen
Einstimm' unter Pauk'- und Saitenklang.

Frauenbilder aus der Gegenwart.

Lischen.

Bei Herrn W. gab's einen glänzenden Ball. Die Fenster in der ersten Etage waren hell erleuchtet, und des Lichtes Goldstrom floß durch ihre Scheiben auf die Straße hinaus. Die Erde lag in Schnee und Eis gehüllt.

Lischen galt für die Pflegetochter im Hause des Hrn. W. Dieser aber war ein reicher Mann, sehr reich. Sein Geld verwendete er, um in der Welt zu glänzen; sein Gemüth war hart. Lischen war mehr die Gesellschafterin seiner Frau; ein Waisenkind gar lieb und gut, rein und mild, wie der heitere Maientag; der Unschuld ungetrübte Welle floß in ihrem keuschen Busen, und übte im Verborgenen viel Gutes; sie war erst siebenzehn Jahre alt.

Viele Segnungen begleiteten ſchon des Mädchens junges Leben. Neben andern genoß auch die arme Frau Beate, eine unglückliche Wittwe mit fünf Kindern ohne Brod, des ſelbſt armen Lischens Unterſtützung. In der Woche dreimal, am Montag, Mittwoch und Samſtag, erhielt dieſelbe von ihr Nahrung und einige Geldſtücke, ſo viel nur das liebe Kind ſich abſparen konnte. Beate durfte ſich in die Wohnung des Herrn W. nicht wagen, die war für die Armuth geſchloſſen; vergebens floß hier die Thräne vor dem Palaſte des Reichen. Um 9 Uhr des Abends brachte Lischen an jenen drei Tagen der an dem Treppenaufgang harrenden alten Frau in einem kleinen irdenen Geſchirr die jedesmalige Gabe.

Oben in den lichtdurchflutheten Räumen im glänzenden Saale hüpfte die Luſt gleich tanzenden Mücken im Frühlings-Sonnenſchein, und üppige Melodien ſchlangen ihre unſichtbaren Arme um Jung und Alt. Alles war im Genuſſe der Freude, kein Weſen dachte an eine fremde Thräne; jedes trank gierig aus dem dargereichten Becher der Luſt.

Es war Montag. Lischen tanzte auch; ſie tanzte mit dem jungen Sekretär N., den ſie gut leiden mochte. Den Montag aber hatte ſie nicht vergeſſen. Es ſchlug 9 Uhr: Lischen entzog ſich unter einem paſſenden Vorwand den Tanzguirlanden; der Sekretär folgte ihr unbemerkt. — An verborgnem Platze ſtand ſchon die gewöhnliche Gabe, diesmal reicher, und ſchnell huſchte Lischen damit über die Treppe hinab. Ihr leiſe nach wie ein Schatten der Sekretär.

Beate war ſchon unten; gerührt nahm ſie des Engels Spende und weinte, als Lischen ihr noch ein paar ganz neue Schuhe zuſchob. Sie küßte dem Mädchen die lieben Händchen; dieſes entwand ſich raſch ihren Dankesergießungen und eilte zurück. Auf der Treppe angekommen umfing ſie eine männliche Geſtalt, daß ſie vor Schreck faſt aufſchrie. Es war der Sekretär, ein braver Mann, der auf's Herz ſah, und nicht auf jenes, was das Herz deckt: Gold oder Seidenſtoff. Unbemerkt gelangten beide wieder in den Saal und Lischen bat kindlichſt den Sekretär, der ſie in dieſer Stunde zum erſten Mal geküßt hatte, ſie ja nicht zu verrathen.

Lischen wurde älter — ihr Herz nur reicher an Milde und Güte. Nun iſt ſie Gattin des liebenswürdigen Sekretärs, und die Ehe macht Beiden die Erde zum Paradies.

Monolog eines alten Zölibatärs.

Ihr glorreichen Prahler mit eh'lichen Freuden!
Es fällt mir nicht ein, Euch darum zu beneiden.
So flott ich's auch treibe, nie mangelt mir 's Geld,
Zieh luſtig durch's Leben, ganz wie mir's gefällt.

Bequem und verwöhnt, laß ich mir's an nichts fehlen;
Wie würd' ſich das ändern, wollt' ich mich vermählen!
Was koſtet nicht Putz und Bedürfniß der Frau?
Und hält man nicht Schritt, wird die Neigung bald flau.

Das Geld braucht der Mode ſtets wechſelnder Plunder;
Wie fremd würd' mir werden der edle Burgunder!
Der Wirthstafel köſtliche Biſſen! o die
Erſetzte die häusliche Küche mir nie.

Die Frau macht aus Vorwitz und Prunkſucht Viſiten;
Hierauf muß zu ſich die Beſuchten man bitten:
Das möcht' ich wohl leiden; als Folge jedoch
Blieb mir die Kartoffel nur zwölf Mal die Woch'.

Wollt' ich mich im fröhlichen Kreiſe zerſtreuen,
Verfehlt' ich die Stunde, wie müßt' ich's bereuen!
Wie ſehr müßt' ich eilen beim Glockenſchlag Zehn,
Sonſt dürft's mir im Hausgericht übel ergehn.

Nie könnt' ich da reiſen, um mich zu erholen,
Ich käm' nur am Arm meiner Frau auf die Sohlen:
Ein trocknes Geſpräch über Wirthſchaft und Haus
Füllt an ihrer Seite die Langeweil' aus.

Und könnt' ich die ſchönſte der Schönen erreichen,
Ließ ſie mit der Engelsgeſtalt ſich vergleichen:
Ob ſchön oder häßlich, die Lehre iſt alt,
An Beides gewöhnt man im Umgang ſich bald.

Um dies nun aus eigner Erfahrung zu lernen,
Sollt' ich mich vom glücklichen Freikorps entfernen?
Das mir einen wirklichen Vorzug gewährt,
Den Jeder in Banden des Eh'ſtands entbehrt.

Und würde ich Vater, was hätt' ich gewonnen?
Damit wär' die Täuſchung erſt vollends zeronnen;
Dann ſtieg' erſt der Sorgen ſo drückend Gewicht;
Drei Bände in Quarto beſchrieben es nicht.

Und geh' ich in meiner Berechnung noch weiter,
Iſt Kindergeſchrei obligater Begleiter:
Gott helf'! welche Muſik bei Tag und bei Nacht!
Doch noch ſind die Opfer nicht alle gebracht.

Hab' ich meine Söhne bei vielerlei Plagen
So weit, daß ſie Brillen und Schnurrbärte tragen,
So muß noch der Nothpfennig ſelbſt auf die Fahrt,
Den ich für ein ruhiges Alter geſpart.

Die häßlichen Töchter wird Niemand begehren:
Kann ich die Ausſteu'r nicht mit Tauſenden mehren;
Doch dies ſchützt nicht immer ſie vor der Gefahr,
Zu altern als ewiges Haus-Inventar.

Doch ſieht man an ihnen der Lieblichkeit Blüthen:
Wer Teufel mag da noch die Töchterchen hüten?
Bei möglichſter Vorſicht bricht's Unheil oft los;
Denn dafür gibt's, ſagt man, nicht Riegel und Schloß.

So wird ſich der Hausſtand allmählig erweitern,
Die Ausſicht auf jede Behaglichkeit ſcheitern;
Und weil die Regentin die Kaſſe bewacht,
Wird nicht mehr an Schmaus und Burgunder gedacht.

Natürlich erfolgen bald trübe Gedanken,
Der häusliche Frieden fängt an nun zu wanken;
Die Neigung wird kälter, das Maulen fängt an,
Und Jedes nimmt Reißaus ſo weit als es kann.

Nein, tiefer will ich in den Ehſtand nicht blicken.
Schon fühl' ich den eiskalten Schauder am Rücken:
Drum ſchnell jetzt die Flaſche Burgunder zur Hand,
Es lebe das Freikorps! bei dem halt' ich Stand.

(Die Antwort folgt.)

Napoleon und der junge Bittsteller.

Als einst der erste Konsul im Tuilerien-Hofe Musterung halten wollte, fand ein Ereigniß statt, welches die Aufmerksamkeit und den Antheil aller Anwesenden außerordentlich erregte. In der hinter der Have zusammengedrängten Menge befand sich ein Jüngling von ungefähr 15 Jahren in einem sehr abgetragenen schwarzen Anzuge, aber reinlich, welches bewies, daß er nicht zu der Klasse der Taglöhner gehörte. Er sah blaß aus, zitterte heftig, griff oft mit der Hand in den Busen und schien den ersten Konsul mit Ungeduld zu erwarten.

Als getrommelt wurde, nahm die Bewegung des jungen Menschen so zu, daß seine Brust auf und nieder wogte. Der erste Konsul stieg ab, und als er in der Mitte des Einganges war, stürzte der junge Mann auf ihn zu, ihm ein Papier darreichend. Es existirten zu jener Zeit so viele Komplotte, und so viel Mordversuche geschahen gegen den ersten Konsul, daß zwanzig Personen aus dessen Gefolge zugleich, um sich seiner zu bemächtigen, über den Knaben herfielen, der mit bittender Miene und emporgehobener Hand dem Konsul eine Bittschrift übergeben wollte.

„Lasset den jungen Menschen," sagte der Konsul: „ich will mit ihm sprechen." Und, auf ihn zu gehend, redete er ihn an: „Was willst Du, mein Sohn?" Der Jüngling fiel ihm zu Füßen, überreichte ihm das Schreiben, konnte aber keinen Laut hervorbringen. Der Konsul las dasselbe und seine Züge waren dabei so bewegt, daß seine Umgebung selbst überrascht dastand. Seine Augen, in denen sich tiefes Mitleiden malte, ruhten unbeweglich auf dem Knaben, und da er noch immer auf den Knien lag, sagte er: „Steh' auf, mein Sohn, man kniee nur vor Gott. Ist Deine Mutter noch in Paris?" Ein kaum hörbares Ja entglitt dem Munde des Jünglings. „Melde ihr, daß sie eine Pension von 1200 Franken hat; man wird ihr dieselbe auch für die nächsten sechs Monate auszahlen."

So wie der arme Jüngling diese Worte hörte, fiel er wieder auf seine Knie. Er richtete seine in Thränen schwimmenden Augen auf den Konsul und versuchte mit seinen zitternden Händen dessen Arm zu erfassen; aber die innere Bewegung war zu heftig. So wie er die seiner Mutter erwiesene Gnade vernahm, hatte sich seine außerordentliche Blässe noch verstärkt, doch plötzlich wurde er glühend roth, seine Stirnadern schwollen so an, daß man glaubte, sie würden springen, seine Augen schlossen sich und ohne Bewußtsein lag er zu den Füßen des Konsuls. Die Natur hatte sich selbst geholfen: ein bedeutendes Nasenbluten hatte sich eingestellt, so daß Napoleon von dem Blute des armen Knaben bedeckt war. „Einen Wundarzt!" rief der Konsul augenblicklich. Aber der junge Mensch kam bald wieder zu sich, und, in Thränen ausbrechend, bemächtigte er sich fast mit Gewalt der Hand des ersten Konsuls, welche er mit Innigkeit küßte. „Sie sind meiner Familie ein Gott!" rief der Jüngling: „ich werde täglich für Sie beten." Napoleon drückte lächelnd die Hand des Knaben und machte sich auf den Weg, um die Heerschau abzuhalten. Aber bevor er zu Pferde stieg, empfahl er den jungen Menschen an Junot und den Kriegsminister, dann grüßte er ihn, freundlich zu ihm sagend: „Wenn Sie Dienste nehmen wollen, so wenden Sie sich an den kommandirenden General zu Paris; er wird darüber mit dem Kriegsminister sprechen, und wir werden dann sehen, was sich für sie thun läßt."

Der Jüngling antwortete nur durch eine tiefe Verbeugung und folgte dem Konsul bis an die Stufen. Er sah den schönen bekannten Schimmel Napoleons herbeiführen, sah, wie dieser sich mit Leichtigkeit hinaufschwang und durch die gedrängten Reihen seiner Soldaten hingaloppirte; er sah ferner jene Grenadiere, noch von dem Pulver bei Marengo geschwärzt, mit ihren hohen, das Gesicht beschattenden Bärenmützen; und als er endlich jenes schöne Regiment Guides erblickte, damals von Eugen Beauharnais kommandirt, die von Gold strotzenden Uniformen, die herrlichen Pferde, die Militärmusik, und endlich den Zauberer, welcher Alles, was sich ihm nahte, mit seinem Feuerblick entzündete, rief der junge Mensch aus: „Ja, ich will Dienste nehmen! ich will auch Soldat werden, damit ein Strahl dieses Ruhmes auch auf meine Stirne falle!"

Dieser so arme, dankbare Jüngling war der Sohn Delaunay's, Gouverneurs der Bastille, welcher bei deren Erstürmung den 14. Juli 1789 an einen Laternepfosten aufgeknüpft wurde.

Sonett.

Wirft mir der Haß entgegen seine Klauen,
Saugt mir der Neid am warmen Herzensblut,
Umlecket mich der Heuchler schwarze Fluth,
Mir mit Verrath ablohnend das Vertrauen:

Da wendet ab das Herz sich wohl in Grauen
Von solcher schmachgebornen Menschenbrut;
Doch zittr' ich nicht vor meiner Feinde Wuth,
Und frage nicht nach ihrem finstern Brauen.

Mich däucht — und das betrübet mir die Seele —
Daß nicht so sehr des Schicksals grimme Tücke
Die Freuden uns vom Lebensbaume pflücke,
Als daß vielmehr der Mensch den Menschen quäle.
Und dennoch müssen, die sich tödtlich hassen,
Einst brüderlich im Grabe sich umfassen,

Heilung der Heiserkeit.

Eine Tochter verlor vor etwa anderthalb Jahren fast gänzlich den Gebrauch der Sprache, und konnte sich nur in der größten Nähe verständlich machen. Es war um so bedauernswerther, da das Mädchen im Laufe des Jahres

die Schule verlaſſen ſollte, um in das bürgerliche Leben einzutreten. Alle angewandten Mittel, theils von Aerzten, theils von Freunden gerathen, blieben erfolglos, bis endlich zufällig ihr ein Rezept empfohlen wurde, das in einer Doſis Tinctura pimpinellæ in Honig eingenommen, Kopf und Hals mit Werch umwickelt und ſtarkem Schwitzen beſtand. Nach Gebrauch dieſes eben Angegebenen bekam jene Tochter die Sprache in der Art wieder, daß ſie jetzt, ohne es noch einmal gebraucht zu haben, verſtändlich und laut ſpricht. — Die Stärke der Doſis richtet ſich ganz nach der köperlichen Beſchaffenheit des Leidenden.

Neueſte Nachrichten über die neue franzöſiſche Kirche.

Ein Schweizer, ſeit 10 Jahren in Paris als Handelsmann angeſiedelt, ſchreibt uns Folgendes über die franzöſiſche Kirche unterm 8. März:

Ihrem Wunſche gemäß beſuchte ich Hrn. Primatial-Vikar Bandelier, unſern Landsmann, und eröffnete ihm Ihr Begehren. Ich kam ihm ſehr willkommen, weil er Sie kennt und ſchätzt; auch erklärte er ſich mit Rührung bereit, Ihnen die beſten Werke und Schriften über die neue franzöſiſche Kirche zukommen zu laſſen. Des folgenden Tages ſchon brachte er mir für Sie einen ganzen Pack Bücher und Broſchüren ſammt zwei Schreiben, davon eins von Herrn Primas Chatel ſelber und das andere von Hrn. Bandelier an Sie, was Sie indeſſen ſchon Alles durch Herrn V-A. von O** erhalten haben werden. Vor Allem empfehle ich Ihnen des Primas Paſtoralſchreiben auf Oſtern 1839, welches ich ſelber verfloſſenen Sonntag durch Herrn Chatel von der Kanzel verleſen hörte; denn ich beſuche wenigſtens alle 14 Tage einmal die franzöſiſche Kirche, habe auf immer dem verknöcherten Romanismus Lebewohl geſagt und erbaue mich von Herzen am einfachen, vernünftigen Kultus der neuen Kirche und an der reinen Vernunftlehre, die da jede menſchliche Zuthat, jede Pfaffenſatzung, alle vernunftwidrigen Geheimniſſe und alle jüdiſchen Mirakel und Mährchen und Legenden von ſich gewieſen hat, und nichts wiſſen will vom Faſtenzwang, vom Zölibat, vom lateiniſchen Hokuspokus, vom Meßopfer, von Teufel und Papſt, von Ohrenbeichte und anderm dergleichen Firlefanz. Wie ich, billigt der Pariſer Bürger in ungeheurer Mehrzahl die Radikal-Reform des Herrn Chatel, ſo groß auch übrigens in Paris die Gleichgültigkeit für Religion und Kirchenthum iſt, und ſo wenig man auch die Gewohnheit hat, Kirchenbeſuche zu machen. Denn der Pariſerbürger im Allgemeinen glaubt an gar nichts, oder vielmehr, nimmt ſich keine Zeit, an Gott und Religion zu denken. Diejenigen indeſſen, bei denen das religiöſe Gefühl noch nicht durch übermächtige Sinnlichkeit abgeſtumpft iſt (und die ſind Gottlob doch noch in großer Zahl), billigen aufrichtig die Glaubens- und Sittenlehre der neuen zeitgemäßen Kirche und haben ſich ihr von Herzen angeſchloſſen und beſuchen ſie einmal wenigſtens des Monats; tauſend andere hingegen nennen ſich ihre Anhänger — aus purem Haſſe gegen die alte, ſtabile, römiſche Matrone, der jeder Vernünftige in die Runzeln hineinlacht und die nun einmal kein geſundes Herz mehr feſſeln kann. Die geſammte Mittel-, Handwerks- und Volks-Klaſſe bekennt ſich zur Reform und überfüllt an Sonn- und Feſttagen die drei franzöſiſchen Kirchen in Paris, an denen ausgezeichnete, begeiſterte Volksredner die reine Lehre der Vernunft, einen volksthümlichen, chriſtlichen Deismus, Gottes Güte und Liebe, des Menſchen Würde und Rechte, die drei Haupttugenden: Glaube, Hoffnung und Liebe — Gottes Reich hienieden in der Wahrheit und Aufklärung, in der Gerechtigkeit und in der Gleichheit vor Gott und vor den Menſchen, und das einſtige, unvergängliche, ewige Leben in Gott, von dem wir ausgegangen ſind und in deſſen Schoos wir zurückkehren, verkünden. Beſonders erbauend iſt es, die tauſend und tauſend Kinder an Sonntagen zu ſehn, wie ſie ſtill und aufmerkſam den Worten ihres Katecheten zuhören, oder während des Gottesdienſtes einen einfachen, religiöſen Geſang durchführen; nichts erbaulicher, als wenn der Hochgeachtete Herr Primas ſelber unter 200 bis 300 Kindern katechiſirt; dann iſt er glücklich, ſein Angeſicht widerſtrahlt vor Freude, ſeine Worte ſind ſo mild und chriſtlich, ſein Blick voll Anmuth; man ſieht, er iſt ein Kinderfreund und liebt ſie alle wie Chriſtus; deshalb iſt er auch von ihnen wieder geliebt und alle verehren ihn wie ihren Vater. Ich habe einen ſiebenjährigen Knaben und ein neunjähriges Mädchen, die an einem Sonntage die Stunde nicht erwarten können, in der ſie in die franzöſiſche Kirche gehen dürfen; eben ſo iſt der Radikalreform das weibliche Geſchlecht des Mittelſtandes zugethan; meine Frau führt ihre Kinder alle Sonntage immer ſelber hin. Nicht ſo iſt die vornehme Welt, „die Leute des hohen Tons“, geſinnt; dieſe gehen in gar keine Kirchen, außer wenn es da Spektakel gibt und Augen- und Ohrenſchmaus, was natürlich in der einfachen chriſtlichen Reformkirche fehlt. O, wenn Hr. Chatel einen mit prächtigen Gemälden und künſtlichem Orcheſter und ſchönen Sängerinnen ausgeſtatteten Tempel beſäße, die reiche hohe Sippſchaft von ganz Paris würde an einem Feſttage da, wie im Theater und auf einem Ball, zuſammenſtrömen; denn, ich wiederhole es, faſt Jedermann ſehnt ſich nach beſſerer Erbauung und nach zeitgemäßerer, vernünftigerer Lehre, als die nichtsſagenden römiſchen Kanzelvorträge mit dem jüdiſch-heidniſchen Zeremoniell, von Prieſtern gehalten, die da Armuth und Enthaltſamkeit, Demuth und Geduld in Leiden predigen, während ſie ſelber ihre bodenloſen Säcke füllen, aller Wolluſt ins Geheim genießen, unbegrenzte Herrſchſucht in ihrem Herzen nähren, Aufklärung und Volksfreiheit wie Spinnen haſſen, in allem Thun und Laſſen nur heucheln und ſchmeicheln, und in ihrem Herzen des durch ſie verdummten Volkes lachen. —

Kurz, die alte Welt geht ihrem Grabe entgegen, eine neue rückt an ihre Stelle; „das Alte ſtürzt, und ein neues Leben blüht aus den Ruinen!“ Die Zukunft gehört der Vernunft, denn die Fülle der Zeit iſt gekommen, und der Romanismus hat in Frankreich ſeine Rolle ausgeſpielt.

„Franzoſen!“ rief unlängſt Hr. Chatel von der Kanzel herab: „ſo zeigt denn Muth genug, um das Joch jener alten Kirchenlehren, an die ihr ohnehin nicht mehr glauben könnt, abzuſchütteln; ihr ſeid neue Menſchen, dem Sinne nach wenigſtens; o ſo ſeid es auch im Leben. Ihr habt mitten unter euch Rückläufer, die da weder eure Sitten, noch eure Fortſchritte wollen; bewahret eure Kinder vor ſolchen Lehrern, ſonſt überantwortet ihr ſie jener religiöſen Verdummung, in welcher ſo lange geſerbt zu haben ihr nun erröthet. Sorget daher von nun an, daß die religiöſe Belehrung für eure Söhne und Töchter ſich auf einen vernünftigen Glauben an Gott, auf die Liebe zu ihren Eltern, zu ihrer Familie, zum Vaterlande, zur Freiheit beſchränke! ſo werdet ihr die Pflichten guter Chriſten und guter Bürger erfüllt haben, und eure junge Familie wird euer Troſt und des Vaterlandes Ruhm werden!“

Die chriſtliche Religion.

Benzenberg ſagt, daß ſie die Religion ſei des Volkes.
Leider, leider! nur Volk ſieht man im Tempel des Herrn.

No. 13.

DAS POSTHÖRNCHEN

30. März 1839.

Eine Wochenschrift
für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Dieses Blatt kann das ganze Jahr hindurch auf allen löbl. Postämtern des Kantons Aargau gegen vierteljährliche Vorausbezahlung von 30 Kreuzern bezogen werden. Diesem wird jedesmal unentgeldlich beigelegt: „Das Alpenhorn“, ein Volksblatt zu angenehmer und belehrender Unterhaltung. Zusendungen müssen mit der Namensunterschrift des Einsenders versehen sein, und werden, wenn es gewünscht wird, von der Redaktion zur Umwandlung in spaßhafte Verse besorgt, jedoch hat der Einsender für den Inhalt jedesmal zu haften. Ankündigungen werden mit 5 Rappen für die Zeile berechnet. Briefe und Geld postfrei.

Diese beiden Blätter werden, wie bisher, auch ferner erscheinen. Da mit Nr. 13 das erste Quartal zu Ende geht, wird ein verehrtes Publikum gebeten, allfällige Bestellungen für das zweite bei Zeiten einzugeben oder abgelaufenes Abonnement zu erneuern.

Tagesbegebenheiten.

Schweiz.

— Vor einiger Zeit klagte ein Pfarrer im Gäu bei der Regierung, er könne einen zweiundzwanzigjährigen Jüngling nicht mehr zur Christenlehre bringen, während sonst alle unverheiratheten Knaben und Mädchen seiner Gemeinde bis ins vierundzwanzigste Altersjahr dazu gehalten seien. Der Pfarrer verlangte, der weltliche Arm solle ihn unterstützen und den Knaben in die Christenlehre hineinzwingen. Der kl. Rath von Solothurn, der sich nicht gern mit geistlichen Sachen befaßt, befragte darüber den Erziehungsrath, und dieser erklärte den Jüngling für frei von der Christenlehrpflichtigkeit.

— Nach sicheren Berichten ist der in der Schweiz schon bekannte ehemalige Auditor der Nuntiatur, Hr. Gizzi, zum römischen Gesandten in der Schweiz ernannt. Er wird auf Ostern als Erzbischof von Theben in Rom konsakrirt. Man glaubt, daß er in Bern seine Wohnung aufschlagen werde, indem er früher schon erklärt habe, daß dort für die Diplomaten am ersten etwas zu machen sei.

— Vorige Woche hat ein Weib in Mellendorf (Kanton Thurgau), drei Knaben und ein Töchterchen geboren; zwei Knäbchen sind getauft worden, das dritte starb nach einigen Stunden und das Töchterchen bald nach der Geburt.

— Aus Uri erschallen von allen Bergen und Thälern Jammertöne, Hilferufe. Verdienstlosigkeit, Armuth, Schulden nehmen auf eine auffallende Weise überhand. Pfandabschläge sind an der Tagesordnung. Den Schuldentreibern selbst verleidet ihr undankbares Geschäft. Es wäre Zeit, daß die einmal im Volkskalender aufgezählten Goldquellen gegraben und unter das Volk geleitet würden. Allein daran scheinen Wenige noch zu denken. Die Nothleidenden haben unterdessen nur Einen Wunsch, nämlich den, daß ihnen die Auswanderung in andere Kantone erleichtert werden möchte. Hunderte würden in denselben durch Arbeit ihr Brod verdienen können, wenn ihnen der Ausweg aus dem Kanton Uri nicht gesperrt wäre. Allein die Niederlassungsgesetze von Uri hindern nicht nur, daß kein fremder Unternehmer in Uri sich ansiedeln und dem verdienstlosen Theile des Volkes etwas zu erwerben verschaffen kann, sondern sie sind die Ursache, daß selbst die Armen aus Uri anderwärts durch Anwendung des Gegenrechts zurück gewiesen werden, weil sie nicht im Stande sind, die Leistungen zu erfüllen, welche gesetzlich gefordert werden.

Ausland.

— In Weinheim verordnete kürzlich ein gewisser Arzt B. einem Patienten alle 10 Minuten 20 Tropfen Opium

zu nehmen, bis er schlafe, mit dem Befehl, wenn er einschlafe, solle man ihn ja nicht wecken, und wann er wieder erwache, werde er gesund sein. Nachdem der Patient eine ganz enorme Menge dieses Medikaments, welches einige Male repetirt wurde, genommen hatte, schlief er ein, und ist bis auf heutigen Tag noch nicht wieder erwacht.

— Ein unternehmender Landwirth in Klausenburg hat einen Pflug erfunden, der mit einem Pferde gerade so viel umackert, als sonst vier. Das Schönste aber an der Erfindung ist, daß der Ackersmann gar nicht müde dabei wird.

— Schweinshaare sind zum Polstern sehr gut, wenn man sie wie Pferdehaare auskocht und dreht, und werden jetzt vom Seilermeister Nikolai in Weimar, der zu 1 Pfund Borsten 1½ Loth Hanthede zum Vorspinnen verwendet, zu 2¾ bis 3 Batzen das Pfund verkauft.

— Daß neuerlich ein Student in Jena einen andern im Duell erstochen hatte, ist bekannt. In Bezug hierauf theilt nun die Dorfzeitung folgende schöne Handlung mit: Der Vater des Erstochenen, ein Oberbürgermeister, hat sich von den betreffenden Berichten volle Gnade für den erbeten, der seinen Sohn erstochen hat, und diesen der wegen seiner That geflüchtet war, aufgefordert, zu ihm zu kommen, er wolle ihn nun als Sohn annehmen und ihn eine andere Wissenschaft studiren lassen, da er wegen des Vorfalles genöthigt sei, seine bisher gewählte aufzugeben. — Und was sprechen seine hohen Lehrer und Mitschüler dazu? Sie sprechen, E. sei es werth, also begnadigt zu werden, weil er eben so kenntnißreich, als brav sei, und auch in dem vorliegenden Unglücksfall ganz entschuldigt werden müsse, indem er durchaus keine Veranlassung gegeben habe, sondern unaufhörlich gereizt worden sei. — E. ist von Haus aus ein ganz armer Mensch. Ein Geistlicher hat sich seiner von Jugend auf angenommen, und ihn auf der Universität unterhalten. — Mögen Beide, er und der durch ihn arm gewordene Vater in ihrer Verbindung, die bereits erfolgt ist, einander guter Trost werden! Mögen aber auch endlich einmal alle Studenten sich selbst und Aeltern einen derartigen Trost ersparen!

— Die dritte Secularfeier der Einführung der Reformation in Leipzig soll diesmal ganz besonders festlich begangen werden. Die Einführung fand am Pfingsttage 1539 statt, in welchem Jahre am 1. November auch der Kurfürst Joachim II. von Brandenburg öffentlich zum Protestantismus übertrat, so daß man in den preußischen Staaten ebenfalls die Einführung der Reformation dieses Jahr feiern wird.

— Von Berlin heißt es: „Da die stets zunehmende Zahl der Kriminaluntersuchungen die Kräfte des hiesigen Gerichts fast übersteigt, so ist vorläufig eine Deputation für alle geringern Sachen ernannt worden, welche dieselben in Kürze untersuchen und abthun soll.“

— Man erfährt aus Berlin, daß eine bedeutende Anzahl höherer Offiziere ihre Entlassung gefordert haben und erhalten werden. Ob die Anfangs so bedrohlichen Aussichten auf Krieg hierzu die Veranlassung geboten, weiß man nicht.

— Die politisch-religiöse Aufregung im Großherzogthum Posen hat sich auch über einen Theil des Königreichs Polen verbreitet. Trotz aller Wachsamkeit und Strenge der russischen Behörden finden doch immer noch Emissäre ihren Weg dahin, welche das Feld, wo es sich ihnen nur darbietet, bearbeiten. Ist auch die Kluft und Spannung zwischen den Katholiken und den unirten Griechen nicht so groß, wie zwischen den erstern und den Protestanten, so wissen die Revolutionäre dennoch den eben vorhandenen Gährungsstoff trefflich zu nützen. Da in Polen zwischen der Geistlichkeit und dem Adel ein ein gleich inniges Verhältniß, wie im Großherzogthum Posen besteht, so dürften sich dort, wenn nicht Wachsamkeit und Strenge vorbeugen, ähnliche Dinge bereiten, wie in Preußen. Auch wird das vor Kurzem bis zur Bedenklichkeit gediehene Steigen der Getraidepreise in böswilliger Absicht geflissentlich als eine Folge von Maßregeln des Gouvernements dargestellt.

— Die Ernennung eines von Berlin berufenen Militär-Schneiders zum Hof-Kleiderverfertiger in Hannover hat die Garderobe-Künstler dieser Hauptstadt in förmlichen Allarm, ja in entsetzliche Wuth gebracht, wozu man die sonst so friedlich aussehende Zunft gar nicht fähig gehalten hätte. Sie rotteten sich zusammen und beschlossen, gegen diesen, den Statuten der Schneiderzunft zuwiderlaufenden Akt der Willkür zu protestieren, und schickten zu dem Behuf an den König eine Deputation, bestehend aus denjenigen neun Meistern, welche sich am ersten ein Respekt einflößendes Ansehen zu geben verstanden; allein demungeachtet richteten sie nichts aus. Dabei wollen sie es keineswegs bewenden lassen, Leben und Thätigkeit herrscht in allen Beinen, Nadeln werden gespitzt, Scheeren geschliffen, Sporen geputzt, Schnurrbärte gewichst, auch soll ein Handlungshaus von ihnen

den Auftrag erhalten haben, den Ankauf einiger hundert Böcke zu besorgen, um im Fall der Noth den verzweifelten Entschluß ausführen zu können — auszuwandern.

— Der schwedische Häringsfang ist an mehreren Plätzen ungünstig ausgefallen, weil durch Stürme sehr viel Fischergeräthe zerstört wurde. Von zwanzig aus Arendal ausgelaufenen Fahrzeugen sind mehrere ohne alle Ausbeute zurückgekehrt; nur ein Fahrzeug soll ungefähr 100 Tonnen gefangen haben. Bei Hitterö harrten beinahe 1000 Schiffer vergebens auf die Ankunft der Häringe. Als Ursache, warum Letztere sich der Küste nicht nahe ten, wurde allgemein der Umstand angenomen, daß die Wallfische, die in der Regel die Häringe an die Küste treiben, dieses Jahr selbst an die Küste gingen und so Häringe in die Tiefe des Meeres jagten.

— Die Zahl der aus Belgien verwiesenen Fremden belief sich während des Januars auf 66, im Laufe des Februars aber auf 92 Personen, unter denen man 32 Franzosen, 42 Preußen, 28 Holländer, 4 Hannoveraner, 4 Sachsen, 3 Oestreicher, 5 Baiern, 16 Deutsche aus andern Bundesstaaten, 2 Schweizer, 5 Polen, 1 Russe, 2 Engländer und 14 Italiener zählt.

— Französische Zeitungen theilen Nachrichten aus Ancona mit, zufolge welchen die päpstliche Regierung Alles aufbietet, um Ancona zu befestigen. Man schätzt die Summe, welche bereits dazu verwandt worden ist, auf 200,000 römische Thaler. Kanonen, Haubitzen und Mörser sind herbeigeschafft; und das erforderliche Holz soll aus Triest hergeholt worden sein. Man will auch wissen, daß die bis jetzt nur etwa 1600 Mann starke Besatzung durch Schweizer vermehrt werden dürfte.

— Am 14. und 15. März hat das Pariser Handelsgericht nicht weniger als 11 neue Bankerott-Erklärungen ausgesprochen, so daß sich die Zahl sämmtlicher Falliments bis zur Hälfte März auf 43 belauft.

— Einem Zweikampfe in Paris ist sehr gelstvoll ausgewichen worden. Jemand glaubte sich in einigen ehrenrührigen Zeilen aus einer erschienenen Schmähschrift zu erkennen, und begehrte über diese Beleidigung Genugthuung. „Ich bin bereit, sie Ihnen vollständig zu geben," erwiederte der Verfasser dieser Broschüre, „allein ich fordere die schriftliche Erklärung, daß Sie glauben, alle Gesichtszüge, die ich niedergeschrieben habe, seien auf Sie anwendbar." — Ich habe nichts dagegen, antwortete der Beleidigte, nahm eine Feder und schrieb die von ihm geforderte Erklärung. — „Sehr wohl," sagte nun der zur Rede Gestellte: „jetzt frage ich jeden Mann von Ehre, ob es mir erlaubt ist, mit einer Person zu verkehren, welche ihr Gesicht in einem Bilde, wie ich es gezeichnet habe, zu erkennen glaubt?" Bestürzt und verwirrt entfernte sich der Klagende.

— Die berühmte Tänzerin Mad. Vdstris in London ist einem Meuchelmorde glücklich entgangen. Ein Verwandter des Schauspielers Orberry hörte zwei Matrosen auf der Straße in drohendem Tone von Mad. Vestris sprechen; einer derselben ließ einen Brief aus der Tasche fallen, den jener aufhob, worin der teuflische Plan angegeben war, Mad. Vestris dafür zu strafen, daß sie von den Landsleuten (wahrscheinlich Amerikaner) nachtheilig gesprochen. Das Werkzeug der Rache sollte ein am andern Tage an Mad. Vestris zu sendendes Paket sein. Wirklich fand sie beim Eintreffen im Theater das Paket vor; der Umschlag wurde im Beisein der Polizei eröffnet, und und man fand ein kleines, hölzernes Kistchen mit der Inschrift: „Von einem Freunde!" und dem Beisatz: „Halten Sie diese Seite aufwärts!" Man öffnete es mit aller Vorsicht, und fand eine sehr sinnreiche mit Schießpulver und Knallsilber ꝛc. angefertigte Höllenmaschine, die unfehlbar den Tod gebracht hätte, wenn der Deckel nach oben abgenommen worden wäre.

— Nach englischen Blättern scheint sich die Grenzfrage zwischen den englischen Besitzungen und den Vereinigten Staaten von Nordamerika nicht ohne Krieg lösen zu wollen, Bereits wurden von englischer Seite schon militärische Maßregeln ergriffen, da verlautet, der Präsident Van Büren werde mit erster bester Gelegenheit England den Krieg erklären.

— Die Verfechter der englischen Volks-Charte treiben ihr Wesen mit großer Kühnheit. Nachrichten aus Norwich, der Hauptstadt der Grafschaft Norfolk, melden, daß die dortigen Chartisten sich bewaffnen, und zwar mit eigenthümlichen, besonders zum Angriffe gegen Reiterei passenden Waffen; einige derselben gleichen den gewöhnlichen Partisanen, andere haben unter dem Lanzeneisen ein halbmondförmiges, scharfes Messer, um Zügel oder Gurt der Pferde zu durchschneiden. Wie es heißt, sollen gegen 300 Chartisten in Norwich auf diese Weise bewaffnet sein.

— Die Entdeckungs-Expedition — wobei sich meistens nur eingeborne Amerikaner befinden — wird in wenigen Wochen segelfertig sein. Sie steht unter dem Befehl des Commodore Jones und Ingenieur Hasler, zählt 600

ropte Bemannung und besteht aus folgenden Fahrzeugen: Fregatte Macedonien mit 36 Kanonen; Schiff Relief, 12 Kan.; Brigg Pioneer, 10 K.; Brigg Consort, 8 K.; Schooner Pilot, 118 Tonnen, und ein Klippen-Schooner. Diese Expedition hat besonders auch zur Aufgabe, die Küsten genau aufzunehmen, zu welchem Zwecke Herr Ingenieur Hasler beinahe alle Jahre ausgesendet wird.

— Die neuesten Briefe aus Algier vom 2 März melden einen Vorfall, der viel Aufsehen macht. Ein Neger im Dienste eines Secretärs Abd-El-Kader's hatte sich mit seiner Mutter (einer Freigelassenen) nach Algier geflüchtet, wo sie ruhig lebten. Nach mehrmaligen fruchtlosen Auslieferungsgesuchen an den Generalprokurator erlangte Abd-El-Kader endlich durch den Schwiegersohn des Marschalls Valee, daß Letzterer sie durch Gensdarmen an die Gränze liefern ließ, d. h. sie dem sichern Tode Preis gab. Der Kummer der armen Neger war herzzerreißend. Sie wälzten sich am Boden, und die Negerin schrie: „Möge der Marschall mein Fleisch an Abd-El-Kader senden, und meine Gebeine in Algier lassen!“ Unmittelbar nach diesem Vorfall hat Major Pelissier, ein tüchtiger Offizier, der seit 6 Jahren das arabische Büreau in Algier leitete, seine Entlassung genommen.

Züribieter Sturmlied.

Uf, uf ihr Züribieter all,
's ist groß Gfohr im Land:
's chunnt Einä, dä will gschyder sy
As mir, das cha bim Strohl nüd sy!
Das wär für üs ä Schand.

D'Regierig stellt en Kärli a,
Für d'Univärsitet;
En Frömde, de glaubt a kein Gott;
Wär das denn nüd e Schand und Spott,
Wenn das me lyde thät?

Wenn's au en Züribieter wär,
Miech's na nüd so vil us;
E so söll's aber na nüd cho,
D'Regierig söll zum Gugger goh
Mit ihrem Dokter Struß.

Jetzt ist, so säged d'Pfarer all,
D'Religion i Gfohr;
De Struß de säg: Vil Sache sind
No i der Gschrift, wo jedes Chind
Begryf, es sei nüd wohr.

Das müeßted mir doch wüsse scho
Vo-n eu'srem Pfarrer selbst;
Es cha nüd anderst sy, bim Eid
Sind d'Züribieter wyt und breit
Die gschydste-n uff der Wält.

Mir bruchid do kein Frömde meh
I-n eusrem Zürcherland,
De eusre Glaube-n eus will neh
Und d'Züriböck, und no vil meh
Zletscht gar no dä Verstand.

Und glaube mir, daß zwei mol zwei
Gar feusi mached us,
Und daß au eusre Züriwy
Uf Tanne wachst, bruchts derby
Doch no kein Dokter Struß.

Mir händ jo Lüt a-n eusrer Hand,
E gar frumms Kumitee,
Das will nu euses Seeleheil
Und nähm gern am Regiere theil:
Und jetzt regiert's per See.

's sind fryli au no Landlüt do
Zu aller Zürcher Schand,
Die hanged a der neue Lehr:
Der Hirzel und Direktor Scherr,
Und sust no meh im Land.

's ist glych, die Gschydre lydet's nüd,
Drum uf, ihr Frumme-n all!
Nehnd Stutzer, d'Bible-n au i d'Händ,
Hell uf, ihr Schwarze, denn mir wänd
Kein Wolf i-n eusrem Stal.

Eweg mueß d'Univärsitet,
De Scherr und Alls eweg,
D'Regierig furt und d'Schuldeböt;
Mir wüßed scho, wie's lutä söt,
Wenn's nu scho grad so läg.

(Basellandsch. Volksblatt.)

Beim Verleger dieses Blattes wird nächste Woche erscheinen:

Sterne und Schnuppen aus der Götternacht in Zürich. Mit dem Motto: Ev. Joh. 1, 5.
1 Bog. 8. 2 Bz.

Nachdem Andere den tragischen Ernst der letzten Zürcher Wirren zur Genüge beleuchtet, glaubte der Verfasser an der Zeit, auch die komische Seite derselben hervorzuheben. Dies hat er in einer Reihe von Epigrammen über Begebenheiten, Zustände und Personen versucht: wie? mögen die geneigten Leser selbst entscheiden.

Man wünscht einem gewandten Reisenden, welcher die deutsche Schweiz bereist, ein einträgliches Geschäft gegen Provision zu übergeben. Frankirte Anträge mit **U. S.** bezeichnet besorgt die Expedition dieses Blattes.

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau.

No. 14. 6. April 1839.

Das Alpenhorn,

ein Volksblatt

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Zweiter Jahrgang.

Wer die Rolle des Esels spielt, gar oft die Knute des Herren fühlt.

Glück des Ehestandes.

Es gibt keine schöneren Freuden,
Als Gatte und Vater zu sein;
All' die den Ehstand vermeiden,
Verdienen nicht, glücklich zu sein.
Wer einsam durch's Leben sich stehlet,
Kann schwerlich von Herzen sich freu'n;
Ich hab' mir ein Weibchen erwählet,
Und werde es nimmer bereu'n.

Gott schuf ja in Edens Gefilde
Dem Adam die Eva zur Lust,
Und legte ihr Sanftmuth und Milde
Und Liebe zu ihm in die Brust.
Wer wollt' nun die herrlichste Gabe
Des gütigsten Himmels verschmähn,
Um ungeliebt bis zu dem Grabe
Als Hagestolz einsam zu gehn?

Zwar, wie uns Romane versprechen,
So trifft man's im Ehstand nicht an;
Wir Menschen, wir haben Gebrechen,
Das Weibchen sowohl als der Mann.
Nicht Schönheit und Reichthum erhalten
Im Hause das ehliche Glück; . . .
Wo Achtung und Liebe nicht walten,
Da weichet der Friede zurück.

Und schleichen auch mancherlei Leiden
Mitunter im Ehstand sich ein,
So zaubern unzählige Freuden
Auch himmlische Wonnen herein.
Das Weibchen mit zärtlichem Kosen
Den lallenden Säugling im Arm,
Bestreut unsre Pfade mit Rosen
Und scheucht uns den Kummer und Harm.

Mag immer der Hagestolz preisen
Burgunder und köstlichen Schmaus,
Mir mundet die einfache Speise,
Bereitet vom Weibchen zu Haus.
Wenn sie mir den perlenden Becher
Kredenzet mit liebender Hand,
Dann lach' ich dem schwärmenden Zecher,
Der nimmer dies Glück noch empfand.

Und schwinden einst Blüthe und Jugend,
Und färben die Locken sich bleich;
So bleibt doch die weibliche Tugend
Im spätesten Alter sich gleich.
Von blühenden Kindern umringet,
Von Enkeln mit Anmuth geküßt,
Fühlt man sich im Alter verjünget
Und wonnig das Leben versüßt.

Wenn einstens in seinen vier Wänden
Der Hagestolz sterbend erbleicht;
Dann wird ihm von liebenden Händen
Nicht einmal ein Labsal gereicht.
Man trachtet nur nach seiner Habe;
Doch er schwindet spurlos dahin,
Und auf seinem einsamen Grabe
Wird ihm kein Vergißmeinnicht blühn.

Drum preis' ich das ehliche Leben,
Gott setzte es selber ja ein,
Ich hab' mich ihm gänzlich ergeben,
Will zärtlicher Liebe mich freun'n.
Ich halte mein Weibchen in Ehren
Und neide den Hagestolz nicht;
Er mag mit dem Freikorps verkehren,
Das so viel Genuß ihm verspricht.

Königin Charlotte und die Quäker.

Die Königin Charlotte beschloß eines Tages, als sie das Bad Bath brauchte, einen ziemlich berühmten Park, das Eigenthum einer Wittwe, zu besuchen. Diese, die zur Gesellschaft der sogenannten Freunde gehörte, ward von dem-

Willen der Königin benachrichtigt und ließ zurücksagen, daß sie ihr willkommen sein würde. Die Königin fuhr in Begleitung der Prinzessin Elisabeth, einer Hofdame und einem Kammerherrn, ab. Man kam zu bestimmter Stunde am Thore des Parkes an, aber zum großen Erstaunen der Gesellschaft waren nicht die geringsten Vorbereitungen zu einem feierlichen Empfange gemacht. Der Kammerherr zog die Glocke; der Portier kam mit seinem breiten Hut und sagte: was ist dein Wille, Freund? — Gewiß, entgegnete der Gentleman entsetzt, Eure Gebieterin weiß, daß J. M.... Geht zu Eurer Gebieterin, und sagt ihr, die Königin sei da. — Nein, gewiß nicht, sagte der Breitgekrempte phlegmatisch: das ist nicht vonnöthen; ich habe keine Gebieterin oder Herrin, aber meine Freundin Rachel Mills erwartet Deine, tretet ein. Man ging die Treppe hinauf. An der Thüre des Hauses stand Rachel in einfachem Anzug, und sagte, ohne den geringsten Knix, aber mit freundlichem Kopfnicken: Wie geht Dir's, Freundin? Es freut mich, Dich und Deine Begleiter zu sehen. Ich wünsche Dir alles Gute. Ruhe und erfrische Dich und Deine Leute, bevor ich Euch mein Eigenthum zeige.

Was sollte man mit einer so unehrerbietigen Person anfangen? Man versuchte, ihr mit nicht geringer Herablassung beizubringen, daß J. Maj. nicht bloß den Park besehen, sondern auch der Gesellschaft, welcher Mistreß Mills angehöre, gewissermaßen ihre Achtung bezeigen wolle. Darauf erwiderte die Quäkerin mit ungezwungener Gleichgültigkeit: Ja, daran thust Du recht, die meisten Leute denken Gutes von den Freunden, aber sie bedürfen nicht des Lobes der Welt; übrigens besuchen viele Fremde nur um ihre Neugier zu befriedigen diesen Platz, und es ist meine Gewohnheit, sie selbst herumzuführen. Darum will ich Dir auch desgleichen thun, Freundin Charlotte. Ferner denke ich Gutes von Dir als einer pflichtgetreuen Frau und Mutter. Du bist heimgesucht worden, und so geschah deinem guten Ehegenossen. — Die Freundin meinte es offenbar so gut, daß man sich nicht beleidigt fühlen konnte. Sie zeigte den Gästen ihr Gut. Im Hühnerhofe bemerkte die Prinzessin Elisabeth einige ihr noch unbekannte Hühner und drückte den Wunsch aus, ein Paar von diesen seltenen Vögeln zu besitzen. Aber Mistreß Mills wich karakteristisch genug aus. Sie sind selten, wie Du sagst, antwortete sie; aber wenn deren in diesem oder einem andern Land zu verkaufen sind, so wird sie meines Erachtens nicht leicht wohl eine Frau eher kaufen können, als Du. — Ihre k. Hoheit drückte nun den Wunsch, sie zu kaufen, offener aus. — Ich handle nicht damit, entgegnete Rachel. — Vielleicht wollt Ihr mir ein Paar schenken? — Nein, in der That nicht. Ich habe sie vielen Freunden abgeschlagen. Und was ich meiner eigenen Verwandten, Martha Asch, verweigert habe, ziemt mir nicht, irgend wem sonst zu gewähren. Wir haben lange die Redweise gehabt, daß dies Geflügel nur unserm Haus angehöre; Dir zu Gunsten kann ich, wenn ich's auch noch so gern thäte, keine Ausnahme machen.

Originelle Hochzeit.

In Rotterdam wurde am 15. November ein junges Mädchen wider ihren Willen auf Verfügung ihres Vormundes an einen geizigen, häßlichen alten Mann versprochen, und der Trauungstag festgesetzt. Da veranstaltet der junge Geliebte des Mädchens einen Ball, vorgebend, bei der Verheirathung seiner Angebeteten wenigstens ein Fest geben zu dürfen. Der Bräutigam war dazu eingeladen, Nachts um neun Uhr holte man ihn in einer Chaise ab und kutschirte ziemlich lange mit ihm herum. Endlich langte man bei einem großen Gebäude an und stieg auf einer offenen Treppe in einen Saal hinauf. Viele Gäste waren zugegen; die Braut, wunderlieblich geputzt, empfing den Bräutigam; — Musik ertönte, man lachte, man scherzte, die Braut ging ab und zu, und tanzte immer wieder mit des Bräutigams Erlaubniß, während dieser nebst dem Vormund in einem Nebengemach an einer Whistparthie Theil nahm, da er selbst nicht tanzen konnte. Es war indessen Tag geworden. Plötzlich ertönte ein Kanonenschuß: — der Saal trennte sich vom Spielzimmer, die Tänzer verschwanden und die Spieler gafften mit Schaudern durch eine breite Oeffnung in die weite See. Der Saal befand sich auf einem Schiffe und segelte mit Blitzesschnelle davon. Bräutigam und Vormund hatten das leere Nachsehen mit langen Nasen.

Die Erstürmung und Zerstörung der Bastille, den 14. Juli 1789.

Schnell hatte sich am Morgen dieses Tages in ganz Paris das Gerücht verbreitet, die Regimenter, welche zu St. Denis lagen, seyen im Anmarsch, und man habe die Kanonen der Bastille auf die Stadt gerichtet. Jetzt wurden von Neuem die Sturmglocken geläutet; was sich nicht mit Gewehr versehen konnte, nimmt Gabel, Lanzen, Eisenstöcke; man hätte glauben sollen, die alten Ritter seyen aus den Gräbern erstanden, indem ein Theil des Volkes sich mit den, aus der königlichen Rüstkammer entnommenen Harnischen und Helmen, gewappnet hatte, und so in einem grotesken Aufzug einherging. Von allen Seiten hört man das Geschrei ertönen: „Nach der Bastille! nieder mit der Bastille!“ vier Stunden lang erschallte dieser Ruf von einem Ende der unermeßlichen Stadt zum andern, während die ruhigen Bewohner fürchteten, daß die Feuerschlünde der Zwingburg große Verwüstungen anrichten würden. Schon war die Menge, welche dieselbe umgab, ungeheuer angewachsen, die Zugbrücken aufgezogen und die Wachen, wie bei einer Belagerung, ausgestellt.

Die Bastille erstürmen, hieß in den Augen des Volkes eben so viel, als die Tyrannei an ihrem empfindlichsten Theile angreifen. Ein Deputirter des Bezirkes Saint Louis de la Culture, Thuriot de la Rosiere, verlangte den Gouverneur Delaunay zu sprechen; er wird

eingelassen und begehrte von ihm, daß er den Kanonen eine andere Richtung geben lasse. Dieser antwortet, sie seyen von jeher so auf den Thürmen postirt und es stehe nicht in seiner Gewalt sie herabzunehmen, übrigens habe er sie, als er von den Besorgnissen unterrichtet worden, welche sie den Parisern verursachten, einige Schritte zurück und aus den Schießscharten fahren lassen. Nur mit Mühe erlaubte er dem Deputirten weiter vorzudringen, um sich zu überzeugen, ob der Zustand der Zwingburg für die Stadt so beruhigend sey, als es ihm der Gouverneur versicherte. Er besieht die Feuerschlünde, die so gerichtet waren, daß sie die Umgebungen des Platzes bestreichen und Alles, was sich der Feste nähern würde niederschmettern konnten.

Vierzig Schweizer und achtzig Invaliden waren unter den Waffen. Thuriot bat sie, so wie ihre Officiere, im Namen der Ehre und des Vaterlandes, sich nicht als Feinde der Nation zu zeigen.

Man verspricht ihm keinen Gebrauch von den Waffen zu machen, wenn man nicht angreifen würde. Das Volk, das seinen Abgeordneten nicht wieder kommen sieht, und sich dessen langes Ausbleiben nicht erklären kann, wird unruhig und geräth in Wuth. Endlich zeigte er sich, und sucht die Menge zu beruhigen, wovon endlich ein großer Theil abzieht. Nach einer halben Stunde kommt ein neuer Haufe und verlangt die Uebergabe der Bastille; der Gouverneur, immer noch auf den versprochenen Succurs hoffend, glaubt jeden Augenblick Truppen ankommen zu sehen, die sich durch das Volk einen Weg zu ihm bahnen würden, und suchte es durch Unterhandlungen hinzuhalten, um Zeit zu gewinnen, begeht aber dabei die Unvorsichtigkeit, oder vielmehr die unverzeihliche Dummheit, vierzig Mann, die sich für eine zweite Deputation ausgaben; in den ersten Hof über eine Zugbrücke einzulassen, die nur für einzelne Fußgänger bestimmt war. Sie verlangen nun die Auslieferung aller Waffen der Feste. Delaunay zaudert mit der Antwort; sie schöpfen Mißtrauen, ihre Anzahl mehrt sich jeden Augenblick durch Individuen, die mit großer Gefahr und Kühnheit über eine Mauer in den Hof geklettert waren, und einige unter ihnen hauen mit Beilen auf die Ketten der großen Zugbrücken ein; jetzt fällt die Brücke, auf welche die Menge eindringt, und zugleich auf eine zweite stürzt, die sie auf die gleiche Weise öffnen will. Der Gouverneur befiehlt, Feuer auf sie zu geben, mehrere bleiben todt, die andern weichen einen Augenblick zurück, kommen aber bald in Sturmschritt wieder. Mehrere Stunden lang wendet man, unter dem unaufhörlichen Feuer der Garnison, alles an, die Ketten der zweiten Brücke zu zertrümmern. Das Volk wird ob dieser Gegenwehr immer wüthender, schreit: „Verräther und Mörder,“ versucht die Thore mit Aexten einzuschlagen und Feuer ins Wachthaus zu werfen; der Gouverneur läßt nun mit Kartätschen unter die dichten Haufen feuern, wodurch Viele theils todt, theils schwer verwundet niederstürzen; dieß entrüstet die Belagerer nur noch mehr, an deren Spitze der tapfere Elie und der kühne Hulie sich befanden und den Sturm leiteten. Das Comittee auf dem Rathhause befindet sich in der größten Verlegenheit; es schickt eine Deputation nach der andern ab, von der sich aber in dem ungeheuren Gedränge und Tumulte keine Gehör verschaffen und durchdringen kann, obgleich sie mit Fahnen und Trommelschlag, wie Parlementaire, erschienen, Niemand wollte sie anhören. Der Prévôt des marchands hatte schon alles Zutrauen verloren, und sprach nur immer von Unterhandlungen, von Eröffnen der Laufgräben und dergleichen.

Ein alter Mann schrie: „Was halten wir uns mit Menschen auf bei denen wir nur die Zeit verlieren? kommt Kinder, in zwei Stunden ist die Bastille unser.“

Bereits eine Stunde währte das Gefecht, die Soldaten schossen von den Platteformen der Thürme auf das Volk, und schon thürmten sich Haufen von Leichen auf; doch kam eine größere Anzahl durch unglückliche Zufälle und die gränzenlose Unordnung, als durch die Kugeln um.

Jetzt erscheinen die französischen Garden, und nehmen die Gefahr des Angriffes auf sich, der bald eine andere Wendung nimmt.

Nach einigen kühnen Bemühungen fällt die Zugbrücke, die Garden dringen in den ersten Hof, das Volk stürzt wüthend nach. Während dessen hatte man einen Brief aufgefangen, in welchem Besenval an den Gouverneur schrieb, er sollte nur noch einige Zeit Widerstand leisten, denn er würde bald Hülfe erhalten. Dieser Brief wurde au dem Rathhause laut vorgelesen.

Die erste Person, welche sich den Blicken der in den Hof Eingedrungenen darbietet, ist ein sehr schönes junges Mädchen; da ruft eine Stimme: „das ist des Gouverneurs Tochter! er übergebe die Burg oder wir verbrennen das Mädchen!“ Verblendete Wüthriche fallen schonungslos über sie her und wollen sogleich den abscheulichen Rath befolgen, ein gefüllter Strohsack soll zum Scheiterhaufen bei der schändlichen That dienen, aber ein Grenadier der französischen Garde, Aubin Bonnemere, springt herbei, rettet, doch nicht ohne die größte Gefahr, das unglückliche Schlachtopfer, bringt die Erschrockene in ein nahe gelegenes Haus und kehrt zum Kampfe zurück. Sie war die Tochter des Herrn von Montigny, eines Offiziers der Garnison von der Bastille, der während der Belagerung getödtet wurde.

Delaunay, der nun keine Hülfe und Rettung mehr sieht, ergreift in seiner Verzweiflung eine brennende Lunte und will sich, das Schloß, die Besatzung und einen Theil der Stadt in die Luft sprengen; aber sie werden es gewahr; sie halten ihn davon ab, zwingen ihn zu capituliren, und stecken die weiße Fahne auf einem der Thürme auf, von dem sie zugleich Gewehre und Kanonen als Zeichen ihrer Unterwerfung herabstürzten. Die Belagerer hören aber nicht auf zu schreien: „Nieder mit den Brücken!“ Durch eine Schießscharte wird ein Zettel gesteckt, in welchem die Garnison sich für Uebergabe erbietet, unter der Bedingung, daß man sie mit den kriegerischen Ehren abziehen lasse, und keinem der Vertheidiger der Bastille ein Leid zufügen wolle.

„Nichts da,“ schreit die zügellose Menge. Der Officier, der den Zettel übergeben, schlägt vor, das Gewehr zu strecken, wenn man ihnen das Leben schenken wolle. „Laßt die Brücken nieder,“ rufen ihm die Vordersten zu, „und es soll euch nichts geschehen.“ Jetzt wurden die Thore geöffnet und die Brücken niedergelassen. Die Menge dringt unaufhaltsam vor, und findet die Schweizer und die Invaliden in eine Linie aufgestellt und die Waffen gestreckt. Die an der Spitze des eindringenden Haufens befindlichen Soldaten und Bürger wollen den Gouverneur und die Garnison retten, allein das, durch den letzten Widerstand, die vielen Todten und das sich unter ihm befindliche Gesindel bis zur Raserei gereizte Volk, nimmt keine Vernunftgründe an; zwei Officiere sind die ersten Opfer seiner Wuth; bald darauf wird auch der Gouverneur Delaunay unter Beschim-

pfungen und Schlägen an eine Laterne gehängt. Die braven Gardiſten Elie und Hulie hatten ihn, jedoch vergebens, bis aufs Aeußerſte vertheidigt und es über ſich genommen, ihn durch die Menge zu geleiten. Eben ſo wurden mehrere Schweizer und Invaliden ermordet. „Man liefere ſie aus, ſie haben auf ihre Mitbürger gefeuert, ſie verdienen den Galgen," rief der erbitterte Haufen. Auch der Major der Baſtille, Delorme, fiel unter den Streichen der Wüthenden. Das nun einmal zügellos gewordene Volk ſteckt die Köpfe der vier ermordeten Officiere auf Piquen und trägt ſie im Triumph durch die Straßen, indem es „Freiheit! Freiheit! und Tod dem Despotismus" ſchreit. Zuſchauer wiederholen das Wort „Freiheit," oder wenden das Geſicht von dem gräßlichen Schauſpiele ab. Zwei andere Officiere Miray und Perſan werden in den Straßen erſchoſſen, den Garden aber gelang es, die Invaliden und Schweizer der Wuth des Volkes zu entziehen.

Der Vertheidiger des Wilddiebes.

Auf Voltaires Gut Ferney wurde ein Wilddieb gefangen, und vor den Guts- und Gerichtsherren geführt. Es war nicht der erſte, den die Forſtwächter vor Voltaire gebracht hatten, und ſo zitterte der arme Delinquent, der die Härte des geſtrengen Herrn kannte, der zu gleicher Zeit Kläger und Richter war, an allen Gliedern. Voltaire ſchickte ſich eben an, ihm die lange Stafpredigt zu halten, und ihn zu der Buße zu verurtheilen, die er ſo armen Teufeln gewöhnlich auferlegte, da traten ſeine beide Secretäre Vagnieres und Chateau-Renaud ins Zimmer, und es fiel ihm ein, ſich einiger Maßen auf Koſten des Angeklagten ein Vergnügen zu verſchaffen, und eine feierliche Gerichtsſitzung zu halten. Er pflanzte ſich alſo ſteif und würdevoll, wie der Präſident eines Gerichtshof, in ſeinen Lehnſtuhl, und bat Vagnieres, die Vertheidigung des Angeklagten zu übernehmen; doch er entſchuldigte ſich, und betheuerte, ihm fehle alles Advokatentalent.

„Ach, wie konnte ich auch an Sie denken, da wir einen ſo berühmten Rechtsgelehrten und Philanthropen par Excellence haben. Vorwärts Herr Chateau-Renaud, ſeien Sie der Anwalt des Spitzbuben von Wilddieb."

Chateau-Renaud ſtellte ſich hinter einen Stuhl, gerade dem hiſtoriſch gewordenen Lehnſeſſel des Philoſophen gegenüber, und begann mit einem feierlichen Ernſte, der wenig zum Spaß paßte, den Voltaire aus der ganzen Verhandlung machen wollte: — „Wir leben in einer Zeit, wo das Denken einiger großen Männer die Geſellſchaft zu einer vollſtändigen und wohlthätigen Umwandlung führt. Ruhm ihnen dafür! ewiger Ruhm! ſie haben muthig wider den Irrthum und wider das Verbrechen gekämpft; ſie haben durch die Waffe der Lächerlichkeit alle Vorurtheile getödtet; ſie haben einen ſtrahlenden Weg zur Zukunft gebahnt . . ." „Zur Sache, zur Sache," unterbrach ihn Voltaire.

„Gleich. Nun denn, dieſe Männer müſſen, wollen ſie nicht von kommenden Geſchlechtern ſehr hart beurtheilt werden, ſo handeln, daß nicht ihre Thaten in ſchneidendem Widerſpruche zu ihren Worten ſtehen. Sie müſſen ſelbſt gerecht ſein, wenn ſie Gerechtigkeit predigten; empfahlen ſie Milde, ſo ſeien ſie zuerſt milde, waren ſie die Apoſtel der Gleichheit, ſo mögen ſie den Armen beſchirmen und lieben. Heißt es aber ein Werk der Gerechtigkeit, der Milde, der Billigkeit üben, wenn man hart und unbeugſam mit denen verfährt, die nichts beſitzen, und ſich ihres Elendes nicht erbarmt? Wer weiß? der Unglückliche, der neben mir ſteht, iſt vielleicht aus Noth zur Wilddieberei gezwungen worden. Er jagte wohl in des Reichen Forſte um ſeiner alten Mutter, ſeinem Weibe, ſeinen hungernden Kindern Brod zu bringen? Wie viel Andere führet nicht dieſelbe unbezwingbare Nothwendigkeit zu einer Handlung, für die der Reiche ſie unerbittlich beſtrafen, ſie einkerkern ließ . . ."

„Sie waren auf ſo ſchönem Wege?" rief Voltaire dem Redner zu, der plötzlich inne hielt.

„Ich bedarf eines Buches, um eine Stelle daraus anzuführen; Sie erlauben mir wohl, es aus Ihrer Bibliothek zu holen?" — Der Großrichter nickte bejahend.

Nach einigen Minuten kam Chateau-Renaud zurück, ſtellte ſich wieder hinter ſeine Stuhllehne, und blätterte lang in einem Buche, ohne ein Wort zu reden. „Nun, fragte ihn endlich Voltaire, ſind Sie endlich mit Suchen fertig, wie heißt denn das Werk, dem Sie eine Stelle entlehnen wollen, die, wie es ſcheint, ſehr ſchwierig zu finden iſt?„

„Ihr philoſophiſches Wörterbuch," antwortete Chateau-Renaud, trocken.

„Nun, und —"

„Ich ſuche den Artikel Humanität darin, aber ich ſehe, Sie haben ihn vergeſſen."

Voltaire erließ dem Wilddiebe ſeine Strafe, und beſchenkte ihn noch mit Geld, zur Entſchädigung für die ausgeſtandene Angſt.

Der Liebesbote wider Willen.

In der Stadt M*** fühlte ein armer Dichter ſeit Langem die glühendſte Liebe für die ſchöne Nichte und einzige Erbin eines ſteinreichen, aber im Herzen ſteinharten Kaufmanns. Voll redlicher Geſinnungen wagte der junge Poet, um die Hand der Schönen anzuhalten, zog aber von Seite des geizigen Onkels mit dem vernichtenden Beſcheid von dannen: „daß er, der treue Liebende, und was ſein Glück war, Wiedergeliebte, die Schwelle des ſtolzen Reichen nie wieder betreten, noch mit der Nichte irgend ein Einverſtändniß unterhalten dürfe." Liebe iſt ſchlau. Durch eine Kriegsliſt der Nichte korreſpondirten die Liebenden, korreſpondirten immer, ſprachen auch wohl über dieſe Korreſpondenz mit Freunden und Bekannten, bis endlich der Onkel ſelbſt davon Nachricht erhielt, und — wollte er den Ruf ſeiner Nichte nicht aufs Spiel ſetzen, zur Hochzeit die Zuſtimmung gab, jedoch unter der einzigen Bedingung, daß ihm, der doch ſeine Nichte ſo ſcharf bewachte, die Korreſpondenz ausgeliefert, und die Angabe über die Art und Weiſe gemacht werde, *wie* und *durch wen* die ſüßen Briefe befördert wurden, um wenigſtens an dem pflichtvergeſſenen und treuloſen Ueberbringer Rache nehmen zu können. Wie erſtaunte er aber, als er hörte und ſich überzeugte, daß *er ſelbſt* der Colporteur der Korreſpondenz geweſen! Der junge Eidam nähmlich, wie die jetzige junge Frau, wußte, daß der Onkel den Herbſt und Winter hindurch ein Kaffeehaus in M*** beſuchte. Dorthin verfügte ſich nun regelmäßig um dieſelbe Zeit der junge Mann, und holte, während der alte Herr in einem Seitenzimmer an einer Whiſtpartie Theil nahm, unter deſſen Mantelkragen das mit einer Stecknadel befeſtigte Briefchen ſeiner Angebeteten, antwortete ſchnell, und heftete die Antwort an dieſelbe verborgene Stelle. Der alte Herr lachte und — verzieh.

No. 14.

DAS POSTHÖRNCHEN

6. April 1839.

Eine Wochenschrift
für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Dieses Blatt kann das ganze Jahr hindurch auf allen löbl. Postämtern des Kantons Aargau gegen vierteljährliche Vorausbezahlung von 30 Kreuzern bezogen werden. Diesem wird jedesmal unentgeldlich beigelegt: „Das Alpenhorn“, ein Volksblatt zu angenehmer und belehrender Unterhaltung. Zusendungen müssen mit der Namensunterschrift des Einsenders versehen sein, und werden, wenn es gewünscht wird, von der Redaktion zur Umwandlung in spaßhafte Verse besorgt, jedoch hat der Einsender für den Inhalt jedesmal zu haften. Ankündigungen werden mit 5 Rappen für die Zeile berechnet. Briefe und Geld postfrei.

Der April.

Alles nennt ihn scheltend einen Narren,
Weil er auf Beständigkeit nichts hält;
Doch von mir soll er dies Wort nicht hören,
Denn ihm gleicht beinah die ganze Welt:
Ist die hohe Gunst von manchen Großen,
Die der Mensch mit Angst und Schweiß erkauft,
Nicht auch ein April, der bald mit Regen
Bald mit Schnee verblüffte Köpfe tauft?
Ist die Liebe, die ein Mädchen schwöret,
Wenn du nicht ein schöner Jüngling bist,
Nicht auch ein April, der sich verändert,
Weil sie lieber einen schönern küßt?
Ist der Ehstand trotz den goldnen Träumen,
Die der Liebe Phantasie sich macht,
Nicht auch ein April, wo zwischen Sorgen
Und Verdruß der Freuden Sonne lacht?
Ist oft Freundschaft, die in's Glück uns folget,
Und uns traulich ihre Rechte beut,
Nicht auch ein April voll Nebelwolken,
Die ein Sturm des Schicksals schnell zerstreut?
Sind Systeme, die, auf Stelzen gehend,
Hoch erscheinen wie ein Himmelslicht,
Nicht auch ein April, im schnellen Wechsel,
Wenn am Prüfungsstein die Stelze bricht?
Doch genug! ich hab' zu seiner Ehre,
Herr April! beinah zu viel gethan;
Nehm' Er dieses Scherflein nur nicht windig,
Ohne Schnee und Kälte freundlich an.
Stets will ich Ihn dann willkommen heißen,
Alter Herr, wenn es ihm so gefällt,
Denn Er dient zur Noth uns als ein Spiegel
Unserer bekannten — Frauenwelt.

Tagesbegebenheiten.

Schweiz.

— Während am geistlichen Himmel in Zürich kein Sternlein durch die Nacht soll blinken dürfen und nur eine Unzahl von Irrlichtern den See umschwärmen, will auch der politische Himmel im Wallis sich nicht erhellen, und noch weiß niemand, ob die schweren Wolken sich in einem verwüstenden Bruch oder zerstörenden Hagel, mit kaltem Schnee oder bloß wohlthätigen Regen entladen werden. Während man in Bern die Thorsperre abschafft und in Baselland ein Preßgesetz entwirft, erdbebnet es im Kanton Graubünden, verschenkt Strauß den ihm zugesprochenen Nuhegehalt dem Irrenhause in Zürich, und haben die Zürcher im Sinn, seinen Gegner statt seiner anzustellen; und während die Appenzeller sich durchaus nicht dem neuen Schulgesetz unterziehen wollen und sich der päpstliche Nuntius über das falsche Sendschreiben Seiner römischen Heiligkeit beschwert, zeigen sich in Schwyz und Freiburg wieder tolle Hunde.

— Wie man hört, soll statt der Hochschule zu Zürich eine Bahn zu Stiergefechten eingerichtet werden. Man glaubt, auf diese Weise dem Volke Gelegenheit zu bieten, sich die Hörner abzulaufen.

Ausland.

— Der skandalöse Mucker-Prozeß nimmt jetzt in Berlin die Aufmerksamkeit des Publikums auf vielfache Weise in Anspruch. Man glaubt dieser gemüthlichen Sekte, welche die höchste Unsittlichkeit als Mittel zur Unterdrückung der Sinnlichkeit wählte, werde mit einem Schlage der Garaus gemacht und solchergestalt die Erinnerung an eine religiöse Verirrung vernichtet werden, wie man sie etwa in den Wiedertäufer-Geschichten vorfindet.

— In der Dorf-Zeitung des Schwarzwälder Boten heißt es unter anderm. Der Herr Bürgermeister Hirzel zu Zürich

bittet um Beistand, da er nicht fertig werden kann. Er sitzt über einem Straussen-Ei, um es auszubrüten und doch lassen ihn weder die dortige Pfaffen noch Bürger in Ruhe. Wenn darum eine Fehlgeburt zu Stande kommt, will er es nicht verschuldet haben.

— Auf höchsten Befehl wird jetzt in Kopenhagen eine Normalschule für Gesundheits- und Leibesübungen für die weibliche Jugend errichtet. Der Direktor der Gymnastik, Professor Nachtegall, führt die Aufsicht. Da der Mann nicht Nächtigall heißt, so ist vorauszusetzen, daß er nicht schlägt.

— In Paris hat man unlängst eine glückliche Neuerung in der Kirche Notre Dame de Lorette eingeführt. Die Kirche ist mit evangelischen Figuren ausgemalt, die äusserst elegant gekleidet sind, wie es der ganze Charakter und die übrigen Ornamente des Gebäudes verlangen. Diese Wandgemälde nun litten viel von der Feuchtigkeit; es war eine Ueberarbeitung nöthig, man kam auf den Gedanken, die Costüme nach der neuesten Mode umzuändern. Die heiligen Frauen welche Anfangs in weitbauschigen Aermeln erschienen, tragen jetzt anliegende, zusammengekniffene Amadisärmel; einige Madonnen haben Schawlmantillen und alle sind nach der neuesten Mode frisirt. Wenn diese Restauration der Gemälde jeden Monat erneuert wird, so können die Damen der Chaussée d'Antin das Abonnement auf ihr Modenjournal aufkündigen und ihre Toilettenkunst an diesen Fresken in der Kirche studiren, welche fast eben so graziös sind, als die charmanten Zeichnungen von Gavari.

— Man will wissen, daß die drei ersten Actricen in Paris: Demlle Mars, Demlle Taglioni und Demlle Fanny Eßler gegenwärtig mehr Brillanten besitzen als die drei ersten Juwelenhändler in Frankreich.

— Der Prinz Louis Napoleon, soll bereits die Geschichte des Feldzuges, den er in Spanien gegen die Carlisten zu führen gedenkt, unter der Feder haben. Die Zahlen der Todten, Verwundeten und Gefangenen will er nachträglich liefern.

— Zu den eigenthümlichen Wohlthätigkeitsvereinen in England gehört auch die „Gesellschaft der Freunde bedrängter Ausländer", die am 7. März ihre zweiunddreißigste Jahressitzung unter dem Vorsitze des Herrn John Labouchere hielt. Während ihres Bestehens hat die Gesellschaft 52,259 Personen unterstützt. Die diesjährige Steuer betrug 1550 Pf. Sterling.

— Portugal. Merkwürdiges Bild von diesem Garten Europa's. Einzelne Provinzen sind Schulen zur gründlichen Erlernung des Schmuggelhandels. Im Jahr 1838 sind daselbst nicht weniger als 1776 Mordthaten, 3967 gewaltthätige Räubereien, 20 Kindermorde, 10 Selbstmorde und 18 Giftmischereien verübt worden. Von der 7000 bis 8000 Mann starken Armee desertirten etwa 600 Mann, ungefähr der dreizehnte Theil.

— Am 18 Febr. hat ein Gesandter des Herrschers von Khokand, an den Gränzen von China, dem Sultan die Bittschrift seines Herrn, um einen Streit mit den Bewohnern von Khokand und Bothara zu schlichten, überreicht. Der Gesandte hat auf seiner Reise 1 ½ Jahr zugebracht. Wenn er dieselbe Zeit zur Rückreise braucht, dürfte die Beilegung dieser Gebietsstreitigkeit fast so lange dauern, wie mancher ähnliche Handel in Europa.

Recept zur Schöpfung einer Weiberseele.

Thue auf ein Quart voll Schwäche
Bis zur Hälfte Eitelkeit,
Und sechs Lothe Göttlichkeit;
Steigen Blasen auf die Fläche,
Setze etwas Milde zu:
Rühre ohne Rast und Ruh,
Daß sich alles wohl vermische,
Reize, Sanftmuth, Armuth, Güte,
Auch vom Witze eine Blüthe,
Doch recht trocken laß sie seyn.
Thu dann etwas Neid hinein,
Drauf ein wenig Sinnlichkeit,
Leichtsinn und Leichtgläubigkeit;
Daß die Masse leichter fließe,
Nimm zehn Eimer Neugier, gieße
Sie hinein und guten Theil
Trotz und Laune, und in Eil'
Halt es über's Kohlenfeuer;
Nimm dann ungelegte Eier
Und die Zung' von hundert Staaren:
Seele wird zusammenfahren,
Wenn du eine Dosis List
Und Verstellung nicht vergißt.

Anzeigen.

Beim Verleger dieses Blattes ist zu haben:

Sterne und Schnuppen aus der Götternacht in Zürich. Mit dem Motto: Ev. Joh. 1, 5. 1 Bog. 8. 2 Btz.

Nachdem Andere den tragischen Ernst der letzten Zürcher Wirren zur Genüge beleuchtet, glaubte der Verfasser an der Zeit, auch die komische Seite derselben hervorzuheben. Dies hat er in einer Reihe von Epigrammen über Begebenheiten, Zustände und Personen versucht: wie? mögen die geneigten Leser selbst entscheiden.

Bei Endsunterzeichnetem könnte ein Knabe von rechtschaffenen Eltern und mit den erforderlichen Schulkenntnissen versehen, sogleich eintreten, um die Setzerkunst zu erlernen.

Ferner bittet er wiederholt, Briefe mit Inseraten, Bestellungen und Geld zu frankiren. S. Landolt, Buchdrucker.

Ein Individuum, das seine mannigfaltigen Kenntnisse sich auf deutschen Hochschulen mit vielseitigen Opfern erworben hat und sein Licht bereits schon im Erziehungs-Departement hat leuchten lassen, leistet nun im Finanzdepartement als kräftige Schreibtisch-Stütze dem Vaterlande seine treuen Dienste, woselbst sein Eifer und Scharfsinn eine Reform zu Tage fördern möchte, nach welcher allzuleichtsinnig Verehlichten bei allfälligen Anstellungen immer billige Rücksicht getragen werden dürfte.

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau.

No. 15. 15. April 1839.

Das Alpenhorn,

ein Volksblatt

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Zweiter Jahrgang.

Nur der ist Freund: kehrt dir das Glück den Rücken, der heftiger dich wird an seinen Busen drücken.

Der Richter.

Wer fühlt das ernste Wesen nicht,
Das stets, mit uns vereint,
Gleich wie ein heil'ges Himmelslicht
Ins Seelenleben scheint.

Ein Richter ist's von Gott gesandt,
Und ewig sein Gesetz:
Noch hat kein Scharfsinn, kein Verstand,
Sein göttlich Recht verletzt.

Er lehrt und warnt, er straft und lohnt,
So wie es Gott gefügt.
Die Rücksicht, die im Weltlauf schont,
In seinem Amt nicht liegt.

Bei jedem Alter und Geschlecht
Sein Dasein sich bewährt;
Was dem Beruf nach, gut und recht,
Der weise Richter lehrt.

Wo leicht die Kraft für's Pflichtgebot
Vom Bösen wird gewarnt,
Durch Herzensschlag und Wangenroth
Der treue Richter warnt.

Dringt beim verstockten Sünderknecht
Die Warnung nicht ins Herz;
Dann übt der Richter strenges Recht
Und straft durch Folterschmerz.

Doch wo der Tugend höchstes Ziel
Im reinen Herzen thront,
Dadurch des Himmels Vorgefühl,
Gerecht der Richter lohnt.

Wer in dem Haus der Armuth wohnt,
Und im Pallast der Lust;
Ihn kehrt und warnt, ihn straft und lohnt,
Der Richter in der Brust.

Ob Pomp und Macht den Herrscher krönt,
Vom Schmeichlerkreis umstellt,
Des Richters Stimme übertönt,
Den Beifallruf der Welt.

So tönt sie fort und mahnt zur Pflicht,
Ein Wächter Tag und Nacht.
Glaubt! es entgeht der Folter nicht,
Wer Gott in ihm verlacht.

Im Seelenfrieden ungestört,
Geizt nicht nach äußrer Pracht,
Wer den von Gottes Gnaden hört,
Der in und für uns wacht.

Des Glaubens geistig Reich verfällt
Dem Erdenzepter nicht:
Nach ew'gen Recht die Gottheit hält
In dem Gebiet Gericht.

Der Richter ist von Gott gesandt,
Ein Anker in der Noth;
Er führt zu Gott mit sichrer Hand
Durch Leben und durch Tod.

Des Kindes Gebet.

(Eine wahre Begebenheit.)

Martin erhob sich von der Ofenbank, auf welcher er in anscheinendem Halbschlafe gesessen hatte, und trat gegen sein Weib vor, das auf einem Schemel in der Fensterbrüstung kauerte, die verweinten Augen mit der Schürze bedeckend. Verwundert sah sie, daß er die Finger auf den Mund legte, und richtete neugierig den Oberleib auf, gleichsam um sich der bevorstehenden geheimnißvollen Mittheilung zu nähern, welche er ihr zu machen beabsichtigte.

„Uns bleibt nichts Anderes übrig," flüsterte der Mann, in dessen Antlitz die unheimliche Röthe eines sich abgewonnenen bösen Entschlusses aufleuchtete, „wie viel ich auch sinnen und grübeln mag, es ist das einzige Mittel zu unserer Rettung! — Hast du," fuhr er, die

Stimme noch tiefer herabdrückend, fort, „haſt du die ſchwere Geldkatze bemerkt, die der Fremde, welchen wir beherbergen, um den Leib trägt? — haſt du nicht? — mir ſtach ſie gleich in die Augen, und ihr Bild verließ mich auch gar nicht wieder. — Wir müſſen ihn — „

„Doch nicht erſchlagen, Mann?“ — rief Sibylle, bis in die Lippen erblaſſend, und am ganzen Leibe zitternd; denn die Pantomime Martins ließ keinen Zweifel zu, — „Martin, Martin, halte deine Gedanken rein vom Blute, wenn es dir wohl ergehen ſoll im Himmel und auf Erden!“

„Wohlergehen?“ erwiderte der Erhitzte mit wildem Grinſen, indem er ſeine Gefährtin heftig auf den Schemel niederſchob, und ihr das Zeichen des Schweigens machte, „nennſt du das Wohlergehen, wenn man ſieben Tage in der Woche nicht hat, um ſich ſatt zu eſſen, wenn man keinen eigenen Stein beſitzt, um ſein Haupt darauf zu legen, und am nächſten Morgen nicht ſicher iſt, von den Schergen auf die Straße geſtoßen und mit Weib und Kind ins Verderben gejagt zu werden? — Es mag im Himmel recht ſchön ſein; aber der Weg dahin iſt ſo ſchwer zu gehen, daß Tauſende ſtolpern und fallen; und ich werde ſicher nicht der letzte bleiben, welchem dies widerfährt!“

„Unglücklicher,“ ſtöhnte das geängſtete Weib; „was für ruchloſe Geſinnungen ſind dies! — Ich bin eine Waiſe, ſeit ich denke; das Leben hat mich herumgeworfen durch Noth und Elend zu Trübſal und Jammer; keine Seele kümmerte ſich darum, mich das Wort des Erlöſers oder andere nützliche Kenntniſſe zu lehren; ich wuchs auf wie das grüne Holz im Walde, daß es eine Schand iſt, davon zu reden.“

„Ging mir um kein Haar breit beſſer,“ warf Martin grollend hin.

„Allein dennoch,“ fuhr Sibylle fort, „dennoch weiß ich, daß vergoſſenes Blut zum Himmel um Rache ſchreit, und daß ein Gebot heißt: „du ſollſt nicht tödten!“ — Der Reiſende auf welchen du es abgeſehen haſt, kam Weges matt und erſchöpft an unſere Thüre, und konnte die erſchöpften Glieder nicht mehr weiter tragen; mitleidig bot ich ihm an einzutreten, und werde es nimmermehr zugeben daß ihm ein Leides widerfährt. Zudem, da er reich iſt, wird er den Liebesdienſt nicht umſonſt verlangen, und die paar Groſchen, welche er freiwillig gibt, werden dir beſſer gedeihen als das Blutgeld, das du ſeiner Leiche abnimmſt.“

„Daß ich ein Narr wäre, mich mit Groſchen zu begnügen, wo ich vielleicht ſo viel Gulden kriegen kann, als ich mein Lebtag nicht beiſammen geſehen, geſchweige beſeſſen habe! — Es nützt dir nichts, Weib, der Wanderer muß heute Nacht expedirt werden und uns zu ſeinen Erben einſetzen. Gleich als ich ihn eintreten ſah, ſtieg mir der Gedanke auf, mag ihn mir der Teufel oder wer immer eingebaucht haben, und ich will ihn ausführen um jeden Preis!“

„Um des Heilands willen, Mann, bedenke doch nur! Man hat ihn vielleicht über unſere Schwelle gehen ſehen; man wird ihn vermiſſen. — “

„Papertapap! keine Seele hat ihn erblickt, darauf verlaß dich, hier an der Linie iſts ja einſam wie im Grab; — und wenn er Verwandte oder Bekannte hätte, wäre er gewiß nicht bei uns untergeſtanden, ſondern hätte ſich bis zu ihnen geſchleppt, ſo gut es gegangen wäre. Am Ende iſts ein ſchmutziger Filz, dem um den Fuhrlohn und um die Zehrung im Gaſthauſe leid geſchah, und ich thue vielleicht ein gutes Werk, wenn ich die Welt von einem ſolchen Wicht befreie.“

„Das geifert der böſe Feind aus dir, Martin, der böſe Feind, welcher alleweile umhergeht wie ein hungriger Löwe, und ſucht, wen er zerreiße! Gieb der Verſuchung nicht nach; denn der zahlende Tag bleibt für keine Sünde aus, und lieber will ich mit meinem Kinde verhungern, als daß ich dich vielleicht unterm Galgen eingeſcharrt ſehen müßte.“

„Weib, wenn du mich toll machſt, ſo ſchlage ich zuerſt dich vor den Kopf, daß du das Aufſtehen vergiſſeſt; und dann geb' ich dem fremden Landſtreicher dennoch den Fang. Es iſt umſonſt, daß du deine Lunge und meine Geduld plagſt. Morgen wirft uns der Hausherr auf die Gaſſe, weil wir den Pacht ſchon ſo lange ſchuldig ſind; und dann können wir uns alle Drei was Warmes von der Sonne in den Magen ſcheinen laſſen oder verhungern, ſobald es uns gefällt — hin iſt hin — und ob ich nun im Elend verderbe oder an dem Holze des Fluches baumle, gilt mir einerlei! — Fort da alſo — der Burſch mit dem Geldſack muß heut noch — “

Damit ſtieß er ſein Weib von ſich, griff nach der Axt, welche im Winkel lehnte, und trat gegen die Kammer vor. Sibylle warf ſich ihm in den Weg, und umklammerte ſeine Knie.

„Ich laſſe dich nicht, Martin,“ ſtöhnte ſie, „ich laſſe dich die Unthat nicht vollziehen; eher magſt du mich ſelbſt erwürgen! Ich ſchreie, daß der Freunde aufwacht; ich wecke dein Kind aus dem Schlaf, daß es die Händchen zuſammenlegt, und mit ſeinem Weinen den Satan überſchreit, der in dir ſein Weſen treibt — ich — — “

In der Kammer regte es ſich und ein Rauſchen an der Thüre ließ bezweifeln, ob der Beherbergte im Schlaf daran geſtoßen oder die düſtere Zwieſprache belauſcht habe, und ſich zur Vertheidigung bereitete.

Martin ſtarrte, bleich wie ein Geſpenſt, nach der Thür. Seine Fauſt umklammerte das Mordinſtrument feſter; und ſeine Augen rollten fürchterlich. Sibylle zitterte wie eine Fieberkranke, und ihr Blick ſchweifte zwiſchen dem aufgereizten Manne und der Kammerthür hin und her; ihren Lippen ſchien ſich ein brünſtiges, verzweifeltes Gebet zu entringen.

„Es iſt nichts,“ flüſterte Martin, als es hinter der Thüre wieder ganz ſtille geworden war, er ſchläft und hat keine Ahnung von dem, was vorgeht. Schon fürchtete ich, daß es nicht ohne Lärm ablaufen würde, aber Gottlob, es iſt nichts!“

„Gottlob ſagſt du, gottvergeſſener Mann?“ fiel ihm Sibylle in die Rede, „brennt dir das Wort nicht die Kehle entzwei, da du es ausſprichſt zu ſolch einer verruchten That? Gottlob unterſtehſt du dich zu ſagen, wenn du einem Menſchen meuchleriſch ans Leben willſt? — Gottlob iſt der Ruf, mit welchem die Cherubine und Seraphine die Herrlichkeit des Schöpfers preiſen, ohne deſſen Willen kein Sperling vom Dache, kein Haar von unſerem Haupte fällt, und du

fürchtest dich nicht des Frevels, Gott zu loben, wenn er seine Donner nicht auf dein Dach fallen läßt, unter welchem du einen Brudermord, an deines Gleichen, an einem Ebenbilde Gottes, begehen willst? — Wahrlich, wahrlich sage ich dir —"

„Still, unsinniges Weib," knirschte Martin, indem er seine Ehehälfte an der Gurgel faßte, sie zusammenpreßte, daß sie keinen Laut hervorbrachte, und dann achtlos in einen Winkel schleuderte: „bis zur Stunde," murmelte er für sich hin, „bis zu diesem Augenblicke hab' ich mein Gewissen bewahrt vor bösem Wandel; Jahre lang duld' ich Noth und Elend und ergab mich drein, in der Hoffnung, daß es doch ein Mal besser werden müsse; — ich schwöre auch, daß dies Verbrechen das einzige sein soll und daß ich Weib und Kind hegen und pflegen will als ein rechtschaffener Mann und mir gar nichts vergönnen will als des Leibes Nahrung und daß ich beten und Messen stiften will für die arme Seele — nur Schande will ich nicht erleben, nur mein Kind soll mir nicht im Elende verderben, das arme Würmchen, für das ich zu sorgen schuldig bin, — und darum muß es sein, ich kann mir anders nicht helfen!"

Gewaltsam raffte er sich auf und schlich gegen die Kammer leise, halb taumelnd, vor; die blinkende Axt in seiner Rechten warf den Strahl der Nachtlampe unheimlich durch die Stube wie ein Irrwisch, welcher in einen Pfuhl verlocken will. Sibylle stöhnte schmerzlich.

Martin mußte am Bettchen seines Töchterleins vorüber. Da lag die Kleine, von Rosen die Wangen überhaucht, unschuldig lächelnd, als surrte ihr die Friedenstaube liebliche Träume durchs Ohr in die Seele. Sorgloses Vertrauen lag in der ganzen, zarten Gestalt, über welche der Geist des Bösen keine Gewalt hatte.

Der Vater warf einen kummervollen aber zärtlichen Blick auf die Kleine, als wollte er sagen: Für dich! dann wendete er sein Gesicht, preßte die Axt fester und beugte sich gegen die Thüre der Kammer vor.

Schon streckte er die Hand nach der Klinke aus, um zu öffnen, da seufzte Märtchen im Schlafe tief, legte sich auf die andere Seite, dem Vater zugekehrt, that die Lippen halb aus einander und lispelte andächtig:

„Vater unser, der du bist im Himmel!"

Martin drehte sich unwillkürlich zurück und horchte hoch auf; Sibylle aber hob den Leib von der Erde empor und faltete die Hände.

„Geheiliget werde dein Name!" fuhr das Kind fort, „zu uns komme dein Reich! — Dein Wille geschehe wie im Himmel also auch auf Erden!"

Martin rückte sein Käppchen, stellte die Axt an die Wand und ließ Kopf und Arme schlaff herabsinken; sein Weib aber bewegte die Lippen, als spräche es der Kleinen das Gebet des Herrn nach.

„Gieb uns heute unser tägliches Brod!" lallte Märtchen weiter; die Eltern schauten flehend zum Himmel und erweiterten die Bitte für alle Tage ihres Lebens.

„Und vergieb uns unsere Schuld, als auch wir vergeben unseren Schuldigern!" tönte es wieder von den Lippen des Kindes.

Martin schlug sich an die Brust, seine Haare sträubten sich ihm auf dem Scheitel.

„Führe uns nicht in Versuchung!" flehte die Kleine innig; der Vater kniete neben seinem Weibe an das Bettchen und legte die Hände zerknirscht in einander.

„Sondern erlöse uns von dem Uebel!"

„Amen! Amen!" beschlossen Martin und Sibylle das Gebet, während ihnen dicke Tropfen über die gefurchten Wangen herabrollten. Märtchen aber lächelte selig aus ihren schlummernden Zügen und der kräuselnde Athem stieg aus der kleinen Brust wie ein heiliges Rauchopfer empor.

Schauerliche Grabesstille lag über der Hütte.

„Der Herr hat gesprochen durch den Mund des Kindes," begann Martin nach einer Weile kleinlaut, „ich will nicht sündigen, da er mich eines Wunders würdigte, sondern mich bestreben, mein Kreuz wie bisher; haben wir doch einen Engel um uns, der uns beschützen wird! Aber woher hat nur die kleine das schöne Gebet? — Ich wußte es nicht, und du hast es sie wohl auch schwerlich gelehrt, da wir alle Zwei wenig mehr wissen als das Thier im Walde!"

„Ach, es war mir die Wissenschaft zu beten," weinte Sibylle, länst verloren gegangen unter schwerer Arbeit um Taglohn, unter Mühsal und Plackerei jeder Art; wie hätt' ich es dem Kinde beibringen können, daß es sich mit Gott bespräche, wofür ich selbst keinen Ausdruck besaß. — Aber es fiel mir gleich bei den ersten Worten ein, wie das so gekommen sein mag. Du weißt, daß eine hohe Frau eine Anstalt gegründet hat, wo Kinder armer Eltern, die sich den Tag über um das liebe Brod mühen und sich um die armen Kreaturen nicht umschauen können, bewahrt und beschäftigt, und in Zucht und Gottesfurcht unterwiesen werden, auch wohl dies und das zu naschen kriegen, bis die Eltern sie des Abends heimholen und weiter betreuen; — dort muß unser Märtchen das Vaterunser gelernt und behalten haben, daß es jetzt ein Segen Gottes geworden ist für sie und mich und für den Fremden, und hauptsächtlich für dich, der du auf dem Wege warst, ein großer Sünder zu werden! Laß uns daher, am Bett unseres Einzigen, den Schwur erneuern, welchen wir am Altar abgelegt haben, nähmlich: auszuhalten treu und redlich beisammen, in Noth und Tod, und unser Kind zu erziehen zur Ehre Gottes und zur Freude der Menschen, mag es auch noch so übel ergehen. Versprich mir, dich niemal wieder durch arge Gedanken heimsuchen zu lassen und der Herr wird mit uns sein auf allen unsern Wegen!"

Martin reichte seinem Weib die Hand hin und sprach feierlich: „Ich verspreche es, so wahr Gott uber uns ist! Amen!"

Mit Tagesanbruch trat der Wandersmann aus seinem Kämmerlein, dankte dem Ehepaare für die Herberge, legte einen Geldbeutel auf den Tisch und sagte: „So viel ich entnommen habe, seid Ihr in schwerer Bedrängniß, Ihr guten Leute! Mich aber hat Gott gesegnet und mir mehr beschert, als ich für meine wenigen Tage bedarf. Ich gedenke mir hier in der Nähe ein Haus und eine Wirthschaft zu kaufen und meine letzten Jahre auf meinem Eigenthume friedlich zu verleben. Mir thut Treue und Pflege Noth und, wenn es Euch recht ist, so will ich Euch zu meinen Meiersleuten machen und Euer kleines Mädchen, welches mir über die Maßen gefällt, aufziehen wie

mein eigenes, und ihr sollt kummerlose Tage haben, so lang ich lebe und so lang Ihr wollt. Scheint Euch der Antrag genehm, so schlagt ein und dies Geschenk soll mein Handgeld sein, mit welchem ich Euch werbe!"

Weinend sanken die beglückten Gatten ihrem Erretter zu Füßen und priesen sich glücklich, ihn gefunden zu haben und durch ihn eine sichere Zukunft zu erlangen. In diesem Augenblicke erwachte Märtchen, lächelte die Gruppe an und sang:

„Mein erst' Gefühl sei Preis und Dank!"

Liebes-Erklärung eines Apothekers.

Ach! wie rein liebt nicht ein Apotheker!
Balsam ist er für ein wundes Herz!
Meine Liebe gleicht dem reinstem Aether,
Glaube Liebchen! mir, es ist kein Scherz!
Glückt es mir: ein wenig dich zu rühren,
Schnell, wie Naphta, fliegt der Eindruck hin;
Ach! ich muß von Neuem laboriren,
Mache selten einigen Gewinn;
Sauer bist du, gleich der Essigemutter,
Bitter, wie extractum quassiæ,
Werde mild, wie Taradbutter,
Werde süß, wie syrupus althæ.
Jüngst verwechselt' ich die Signaturen,
Und bedenk': — der arme Patient
Schmiert die Brust mit stärkenden Mixturen,
Frißt das catablasma bis ans End'!
Aqua foetis las ich statt fontana.
Arsenik für flores arnicæ;
O! quam mihi semper mens insana!!!
Und gar Drachmen oft für unciæ.
D'rum sag ich: — nur du kannst mich curiren,
Wieder sammeln den zerstreuten Sinn,
Willst du nur mit mir amalgamiren,
Zu mir ziehn in meine Offizin;
Laß dich, Unerbittliche! doch handeln,
Leben sollst du ohne Sorg und Noth,
Füttern will ich mit gebratenen Mandeln
Dich, ja auch mit dem Johannisbrod!
Ach! schlag mir! — doch ist dies nicht dein Wille;
So verantwort' es vor Mercurs Thron!
Dann! dann nehm ich eine gift'ge Pille
Und mein Spiritus — fliegt gleich davon.

Ein Brief ohne den Buchstabe A.

Beste Freundin!

Ewig bleiben Sie die Geliebte meines Herzens. Ihre Reize, Ihre Tugenden, Ihr schöner Körper, Ihre liebenswürdige Seele — fesselten mich schon in der ersten Stunde, in welcher ein günstiger Glückstern mich zu Ihnen führte. Tief im Herzen fühlte ich die Eindrücke, mit welchen Ihre seltene Schönheit mich rührte, und ich konnte den Wunsch — den heißen Wunsch nicht unterdrücken: einst der Besitzer Ihres vortrefflichen Herzens zu werden. Ich weiß, Sie sind großmüthig genug, mir diesen Wunsch, eine Wirkung Ihrer einnehmenden Reize, zu verzeihen; und — o! könnte ich doch mit eben so vieler Gewißheit die Erfüllung desselben hoffen! — Zürnen Sie nicht, holder Engel, wenn ich Ihnen hier meine Empfindungen, vielleicht zu offenherzig, zu dreist entdecke. Ich konnte es Ihnen unmöglich verschweigen, wie sehr mein Herz Sie verehrt, wie schön mein Leben sein würde, wenn ich mich mit Recht nennen könnte den Ihrigen.

N. N.

Anekdoten.

In dem Kriege gegen Preußen, im Jahre 1806, rückte ein Kommando französischer Husaren in ein Dorf ein. Eine daselbst wohnhafte Witwe trat in die Thüre ihres Hauses, und bat den Offizier um Schutz. „Ich bin," setzte sie unter andern Beweggründen hinzu, „eine arme, alte Witwe, die ohne Ihre Großmuth verloren sein würde." Die Thränen, mit denen sie ihre Noth vorbrachte, rührten den Offizier. Er versprach ihr Schutz, und hielt Wort; keiner der Feinde betrat das Haus. — Ein kleines Mädchen, die Tochter eines Nachbars, hatte dies gehört, und die wohlthätigen Folgen gesehen. Bei der nächsten Invasion stand diese Kleine an der Thür, als einige Chasseurs sich dem Hause näherten. „Ach meine Herrn," fing das Mädchen mit Thränen an, „erbarmen Sie sich meiner, ich bin eine arme, alte Witwe!" — Einer der Chasseurs verstand deutsch! Er lachte laut auf, und seine Gefährten fast noch mehr, da er ihnen die Worte übersetzte. Die Plünderung unterblieb, und an ihrer Statt lachte man mit den Eltern der jungen Wittwe.

Die Gefahren der Schmeichelei.

Ein Herr, der sich in einer Gesellschaft befand, unter welcher eine sehr beredte Dame eine unterhaltende Geschichte erzählte, sah ruhig zu, wie das Kleid der Erzählerinn brannte, und benachrichtigte sie davon nicht eher, als bis sie ihre Geschichte zu Ende gebracht hatte. „Ich sah wohl," bemerkte alsdann unbefangen der philosophische Warter, „daß Ihr Gewand von der Flamme erfaßt worden, doch bemerkte ich zu gleicher Zeit, daß man Ihnen mit solcher Lust zuhörte, daß ich durch eine Erinnerung Sie zu unterbrechen fürchtete."

In einer Gesellschaft mehrer Personen von hohem Stande in Paris befand sich auch der Gesandte der hohen Pforte. Eine anwesende Dame, welche sich mit demselben längere Zeit unterhielt, äußerte sich im Gespräche darüber mißfällig, daß der Islam dem Manne mehr als eine Gemahlin zu nehmen erlaube. „Der große Prophet," entgegnete der Gesandte, „gestattet dies nur darum, daß ein Gatte in mehrern die Eigenschaften, wenn auch nicht finden, doch suchen könne, die sich alle in Ihnen, meine gnädige Frau, zu dem schönsten Kranz vereinen."

Die Reguli (Adeligen) in China erhalten, wenn sie heirathen, 100, und wenn sie eine Frau begraben, 120 Goldstücke. Deshalb mißhandeln sie ihre Weiber so lange, bis sie sterben: denn dann bekommen sie Beerdigungskosten für die todte und eine Aussteuer für die neue Frau, zu deren Wahl sie sogleich schreiten.

Bei dem Vorstande des zoologischen Museums in B. ging einsten folgendes Gesuch ein: „Ich bitte mir eine Eintrittskarte in das Thierreich aus, von welchem Euer Wohlgeboren der Oberste sind." Ein anderes lautete: „Da ich gesonnen bin, mit meiner Familie in das Thierreich einzutreten, ersuche ich um eine Eintrittsbewilligung.

Der Hahn und der Wiedehopf.

Hahn. Was trugen die Herrn einst hinten am Kopf?
Wiedehopf. Vor längerer Zeit einen prächtigen Zopf!
Hahn. Was tragen sie aber wohl jetzt auf dem Kopf?
Wiedehopf. Zum Staat einen Hut und darunter ein Schopf!
Hahn. Gerade so aufrecht, wie du, Wiedehopf?
Wiedehopf. Mein Schopf gefällt allen, sie wollen mir gleichen;
D'rum thun sie die Haare jetzt hinter sich streichen.

DAS POSTHORNCHEN.

No. 15.

13. April 1839.

Eine Wochenschrift
für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Dieses Blatt kann das ganze Jahr hindurch auf allen löbl. Postämtern des Kantons Aargau gegen vierteljährliche Vorausbezahlung von 30 Kreuzern bezogen werden. Diesem wird jedesmal unentgeldlich beigelegt: "Das Alpenhorn", ein Volksblatt zu angenehmer und belehrender Unterhaltung. Zusendungen müssen mit der Namensunterschrift des Einsenders versehen sein, und werden, wenn es gewünscht wird, von der Redaktion zur Umwandlung in spaßhafte Verse besorgt, jedoch hat der Einsender für den Inhalt jedesmal zu haften. Ankündigungen werden mit 5 Rappen für die Zeile berechnet. Briefe und Geld postfrei.

Tagesbegebenheiten.

Schweiz.

— Es wären nun freilich an das Straußen-Gericht der Brühen genug gegossen worden, und wir würden auch von unserer Seite kein Salz mehr daran gestreut haben, bekäme man nicht immer noch sowohl öffentlich von Kanzeln herab, tanzend und stampfend, hauend und stechend, als auch im Privatleben ganz verpfeffert dieselben überall aufgetischt. Man schreit über Unglauben und verketzert links und rechts hinaus Jeden, der es offen auszusprechen wagt, daß er nicht blindlings an den todten Buchstaben der aus dunkelm Alterthum zurückgebliebenen Uebertragungen glaube, und die Bilder und Lehren unsers göttlichen Meisters dem vernunftgemäßen Sinne nach, und nicht wörtlich verstehen könne, zumal da diejenigen, welche sie uns aus den Ursprachen übersetzten, es auch nur wörtlich thaten so gut sie es verstanden. Man lärmt dabei über Religionsgefahr und versteht unter Religion den bloßen Glauben an jene dunkeln und verworrenen Uebersetzungen dem todten Buchstaben nach, während doch Sinn und Geist derselben uns deutlich lehrt, daß nur Erkenntniß des Guten und Göttlichen, und Verehrung und Liebe desselben, welche man allein durch ein kindlich gutes Gemüth an den Tag legt, die einzig wahre Religion sei. Prüfet Alles und das Gute behaltet. Wo liegt in jenen unduldsamen Verdrehungen und Verdächtigungen auch nur ein Fünkchen wahre Religion? — Suchet die Religionsgefahr nur in euerm eigenen System, das den Geist tödtet und die Liebe erstickt! Unter allerlei Volk und jedes Glaubens, wer Gott fürchtet und recht thut, der ist ihm angenehm. Aber im alltäglichen gegenseitigen Haß und Neid, in Betrug und Uebervortheilung, in Befeindung, Verleumdung und Beschimpfungen, in Zanksucht und Unnachgiebigkeit, in Hinterlist, Frechheit und Lüge, da ist keine Gottesfurcht, da ist Religionsgefahr, und wenn auch das Maul noch so voll Frömmigkeit genommen ist. Nicht Jeder, der Herr Herr! schreit, kann in das Himmelreich eingehen, denn der Buchstabe tödtet, der Geist nur allein macht lebendig.

— Die Stimmen der Zürcher Herren über die Hochschule lassen sich wie folgt klassifiziren: 1) Die Herren Professoren erklären die Anstalt als eine Zierde und den Ruhm des Kantons; 2) die Burger preisen den ökonomischen Vortheil, weil die Anstalt viel Verdienst nachzieht; 3) die Landleute meinen, ihre Söhne können auch auf andern Universitäten eben so gut, und wohlfeiler noch als in Zürich, studieren; 4) die Freigesinnten wollen von einer Hochschule nichts mehr wissen, auf welcher keine Lehrfreiheit besteht und die Dozentenwahlen von der Genehmigung des Kirchenrathes abhangen; 5) alle Mittelmänner finden jedenfalls auch für den reichen Kanton Zürich die Kosten zu enorm, und bezweifeln die Gleichmäßigkeit der Leistungen. Welches ist aber das Urtheil des unbefangenen, des das Gesammtvaterland bedenkenden Eidsgenossen? — Kann der Unbefangene, wenn er auch die edeln Bestrebungen einzelner Kantone für das Höchste im Unterrichtswesen achtet, anders, als die Opfer

bedauern, die wegen der Zersplitterung der Kräfte größtentheils umsonst gebracht werden? Führen ihn nicht alle solche Vorfälle, wie der letzte in Zürich, auf die Noth der Vereinigung des Vaterlandes? Eine gemeinsame Hochschule für die ganze Schweiz, wie Großes könnte sie leisten? An den Mitteln fehlt es nicht, es fehlt nur am Willen, sie zu verwenden und eidgenössisch zu handeln.

— Die Hoffnung auf eine friedliche Befestigung der neuen Verfassung des Kantons Wallis im Wege der Vermittelung durch eidsgenössische Kommissarien ist so gut wie verschwunden. Der Vorort will aber noch einen Versuch machen, und hat daher den Vorschlag gedachter Kommissarien, in Wallis die neue Verfassung kraftvoll zu unterstützen, nicht angenommen. Warum der Vorort so zögernd zu Werke geht, ist um so weniger zu begreifen, da die Aristokraten von Oberwallis alle Vorkehrungen zum Bürgerkriege treffen, sich mit Waffen und Munition versehen, und es an hinterlistigen Aufreizungen nicht fehlen lassen; ja, man will sogar wissen, daß von Oberwallis aus an die Gesandten der auswärtigen Mächte geschrieben sei, und alle bekannten, abgedroschenen Kniffe und Schreckmännchen werden hervorgezogen. Der Zustand des Landes ist bedenklich, und scheint nicht ohne Blutvergießen ablaufen zu wollen.

— In Yverdon ereignete sich am 1. April ein seltener Insubordinationsfall, indem 30 Soldaten einen in Prison sich befindenden Tambour befreien wollten; die Schuldigen sind aber sogleich angemessen bestraft worden.

Ausland.

— Mannheim. Immer vorwärts. Nächstens fahren wir in drei Tagen nach London und essen Beefsteak. Für die neue deutsch-englische Dampfschifffahrt, die täglich von London nach Köln und Mannheim gehen soll, sind in London in einer Stunde über 7 Millionen Gulden unterzeichnet worden.

— Die Bäcker in Coburg haben die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Da sie seit einiger Zeit unmeachtet mehrerer polizeilichen Mahnungen fast sämmtlich kein gut bereitetes Brod zum Verkauf boten, wurde höhern Orts beschlossen, öffentliche Bäckereien errichten zu lassen. Einige Bäcker sollen vor Aerger noch schwärzer geworden sein, als ihr Brod.

— Der Kapellmeister Himmel in Braunschweig empfahl neulich einem Schauspieldirektor eine Sängerin, Namens Dem. Engel, mit folgenden Worten: „Hier schickt Ihnen der Himmel einen Engel.“

— Nahe bei Bockwa und Planitz, 1½ Stunde südlich von Zwickau im sächsischen Erzgebirge, befinden sich in einem reichen Steinkohlenlager schon seit undenklichen Zeiten Erdbrände, die von Jahr zu Jahr weiter rücken, und wo der ausgebrannte Raum wie schwarze Stalaktitmassen, sich zu unterirdischen Gewölben und Höhlen gestaltet. In der Nähe dieser theils ausgebrannten, theils durch große Wärme des Bodens und hier und da aufsteigenden Rauch sich noch als brennende Kohlenflöze darstellenden Räume ist seit Kurzem eine Treibhausgärtnerei auf Aktien angelegt worden, die so trefflich gedeiht, daß sie binnen 2 Jahren um mehr als die Hälfte erweitert worden ist.

— Ein Bauer in Nassau, der sich schon seit Langem mit Wetterprophezeien abgibt und wirklich eine äußerst feine Nase dazu haben soll, verkündete kürzlich eine weiße Ostern, einen herrlichen Mai, den Juni als Wonnemonat, den Juli reich an Donnerwettern, den August als Weinsieder, den September als warm und feurig, den Oktober aber als voll Regen, den November als veränderlich und den Dezember als reich an Schnee und Eis. Das Jahr 1840 aber werde ein Weinjahr werden wie noch keins auf Erden gewesen. Also „Freut Euch Lebens, weil noch das“ u. s. w.

— Nachdem die neuen Verordnungen über Preß-Polizeiverwaltung im Königreich Sachsen erschienen war, fanden dieselben von Seite der Buchhändler und Buchdrucker wohl nicht die Berücksichtigung, die sie verdienten, und erst jetzt, nachdem die Folgen davon sich zu äußern beginnen, und man deutlich erkannt hat, wie störend und hemmend diese Verordnungen in den Geschäftsgang eingreifen, wird man aufmerksam, und findet es nothwendig, geeignete Maßregeln dagegen zu ergreifen. Möge unsere aufgeklärte Regierung durch geschäftskundige Männer sich von der wahren Sachlage unterrichten, und sich dann veranlaßt sehen, Maßregeln zurückzunehmen, die eben so beengend sind, als sie der Würde und Bedeutung des Buchhandels widerstreiten.

— Germaniens erster Stolz, der unsterbliche Mozart, hinterließ, wie bekannt, eine Schwester, welche noch 1830, trotz des großen Ruhmes, welcher ihrem Bruder in seinem Vaterlande noch nach seinem Tode gespendet wird, dennoch zu Salzburg 86 Jahre alt in Armuth und Dürftigkeit starb.

Zur Ehre Mozarts gibt man Feten
In großen und in kleinen Städten,
Ißt sich und trinkt auf Mozarts Wohl
An Wein und Austern übervoll.

Zur Ehre Mozarts hält man Reden,
Und sieht in Kunst- und Bücherläden
Und manchem stolzen Opernsaal
Sein Bildniß glänzen tausend Mal.

Und macht's bekannt in tausend Blättern
Und schwört es laut bei allen Göttern,
Nicht wenig Stolz und hochgelerht,
Wie sehr man ihn, den Meister, ehrt.

Doch während man an Prachtgerichten
Des Künstlers denkt, in Lobgedichten,
Bleibt seine Schwester ohne Brod
Und stirbt zuletzt in tiefster Noth.

Dieß ist des deutschen Landes Größe,
Germanien in seiner Blöße.
Ein Volk, an Einheit — lahm und matt,
Auch keinen Nationalstolz hat.

— Großes Aufsehen macht in Franken ein in den letzten Tagen ergangenes Rescript des protestantischen Oberkonsistoriums, wonach nur solche Geistliche einer pfarramtlichen Anstellung für fähig erklärt werden, welche sich aus innerster Ueberzeugung und vollständig, ohne irgend eine Abweichung, zu dem altlutherischen Lehrbegriffe bekennen. Es läßt sich nicht voraussehen, wohin diese Verordnung in der jetzigen Zeit, in unsern Tagen führen kann. Wird sie blos auf einzelne ausgedehnt, so liegt darin eine offenbare Ungerechtigkeit gegen diese, soll sie sich über alle Geistliche erstrecken, deren Ansicht von dem alten Lutherthum abweichen, so müßten wohl mehrere hundert abgesetzt werden. Zu bedauern ist besonders, daß gerade in die gegenwärtige Zeit dieses Rescript fällt, das die protestantische Kirche in Bayern mit einer förmlichen Trennung bedroht; denn die Opposition gegen die altlutherischen Grundsätze des Oberkonsistoriums war bis jetzt in den Gemeinden schon laut genug, und würde man nun gegen die sogenannten rationalistischen Geistlichen einschreiten, die, wie anderwärts, so auch bei uns, den gebildeten Theil der Gemeinden für sich haben, so stände eine öffentliche Trennung zu erwarten.

— Der Bau der Festung Ingolstadt, der jetzt bereits 13 Jahre dauert, hat nun schon 9 ½ Millionen Gulden gekostet. In diesem Jahre werden 4—5000 Arbeiter dabei beschäftigt sein.

— Aus Erfurt wollen, dem Berichte sächsischer Blätter zufolge, in diesem Jahre 8 bis 900 Alt-Lutheraner nach Nordamerika auswandern, denen noch eine größere Anzahl folgen wird, im Fall die Vorangegangenen sich dort wohl befinden.

— Gegenwärtig lebt ein Neubauer in Ungarn, welcher 73 von ihm allein abstammende Söhne und Enkel zählt, und 101 Jahre alt ist. Nachdem er sein 100stes Lebensjahr erreicht hatte, veranstaltete sein Grundherr ein großes Mittagsmahl, wobei dieser Neubauer, Namens Puy György, in einem reinlichen Anzuge oben an der Tafel saß, und von jeder Speise zuerst sich bediente. Als der Grundherr zuerst für seine Gesundheit das Glas leerte, so ließen die Enkel des Alten (13 an der Zahl, und allein eine Musikbande bildend), welche unter den mit lang herabhangenden Tüchern bedeckten Tischen sich verbogen gehalten hatten, auf ein Mal ihre Saiteninstrumente erklingen, — was ein großes Gelächter verursachte und die Gäste zur Fröhlichkeit stimmte, — so daß aufs Neue für die Gesundheit des Alten die Gläser geleert wurden. Bemerkenswerth ist es noch, daß derselbe in nämlichen Jahre bei der Hochzeitsfeier seiner Enkelin die Geige spielte und tanzte, und daß er bereits 20 Jahren keinen einzigen Zahn mehr hat.

— Die Kölner Zeitung enthält aus Cleve vom 2 April einen ausführlichen Bericht über die, dort am 24., 25. und 26. März stattgehabten Unruhen, die nur aus religiösem Fanatismus hervorgegangen sind. Es wurden dabei 29 Personen, meist der unteren Klasse angehörig, arretirt. Einer dieser Aufrüher suchte zu entfliehen, ward aber niedergeschossen und mit einer bedeutenden Wunde am Bein in das Arresthaus abgeliefert.

— In der Nähe von Wateliencourt stürzten sich am 14. März bei der Ueberfahrt über die Maas ungefähr 20 nach Sedan beorderte Rekruten in eine Barke. Kaum war diese eine Strecke weit gefahren, als sie der ungewöhnlichen Last erlag und umschlug. Von 27 Personen ertranken 17; die andern 10 retteten sich durch Schwimmen. Unter den Passagieren waren zwei Tambours, die erst im Augenblick des Schiffbruches zu trommeln aufhörten. Die Mutter eines dieser Jünglinge stand am Ufer, als die Barke unterging. Anstatt unnützen Wehklagens, riß sie die Kleider vom Leibe, befestigte sie an einander und warf sie ihrem Sohne zu, der dadurch gerettet wurde. Der Schiffer und sein Sohn sind unter den Ertrunkenen.

— Im mittelländischen Meer wurde ein Fisch, der gegen 4000 Pf. wog gefangen. Man brachte ihn nach Rom; die Aerzte erklärten das Fleisch dieses See-Ungeheuers für ungesund.

— Zu St.-Beat starb kürzlich eine Jungfrau in einen Alter von 158 Jahren. In ihrem 66. Jahre verkaufte sie ihr Einkommen gegen eine Leibrente; der Käufer ärgerte sich zu Tode, während sie die Rente aus den Händen der Erben, Kinder und Kindskindern noch 92 Jahre lang fortbezog. Das war wirklich eine alte Jungfer!

— Aus Algier erzählt das Journal des Debats von Zeit zu Zeit äußerst fabelhafte Geschichten, unter andere auch folgende: „Der von dem französischen Gouvernement in Konstantine zum Scheik-el-Arab ernannte Bu-Aziz begegnete vor Kurzem in der Nähe seines Lagers einem Boten des Ben-Aziz, eines Unterbefehlhabers von Abd-el-Kader, mit zwei Schreiben an die Einwohner von Konstantine, in welchen dieselben aufgefordert wurden, sich der Gewalt der Ungläubigen zu entziehen. Der Scheik-el-Arab nahm die Schreiben an sich, ließ dem Boten den Kopf abschlagen und schickte sowohl die Schreiben wie auch den Kopf dem französischen Befehlshaber nach Konstantine, der jedoch, übrigens mit Anerkennung des von Bu-Aziz bewiesenen Eifers, den Kopf nicht annahm." Wer diese Geschichte glaubt, verdient eine Prämie.

— Dem Marschall Valee ist endlich der Faden der Geduld gerissen; er sieht ein, daß Abd-el-Kader, trotz seiner übertriebenen Freundlichkeit, ihn nur bei der Nase herumziehen will, und um dem verschmitzten Emir zu zeigen, was es zu sagen hat, mit einem

Marschalle der großen Nation zu spaßen, hat er sich von der Regierung zu Paris Instruktionen zu ernsten Maßregeln ausgebeten. Er wird sie erhalten, aber ohne Zweifel zu seinem eigenen Schaden.

— Die Quotidienne gibt eine, wie sie behauptet, aus sicheren Quellen geschöpfte Uebersicht der Streitkräfte der nordischen Mächte Europas, woraus hervorgeht, daß die gegenwärtige Waffenmacht des deutschen Bundes (ganz Oestreich und Preußen mit eingeschlossen) aus 1,417,400 Mann besteht, wozu Oestreich 744,000 Mann, Preußen 451,300 und die Staaten des zweiten und dritten Ranges des deutschen Bundes zusammen 222,100 Mann stellen. Die russische Landmacht zählt 1,020,000 Mann, die Seemacht 483 Seegel mit 7,400 Kanonen, 26,000 Matrosen, 1,200 Marinesoldaten und 6,500 Schiffsartilleristen.

— In Warschau zahlt man die Gesellen nicht mehr Samstags Abends aus, sondern Mittwochs oder Donnerstags, damit sie nicht sogleich ihren ganzen Erwerb versaufen können.

— Man glaubt, England werde bei einem etwa bevorstehenden Kriege mit Nordamerika, die Neger auf den westindischen Besitzungen Großbritanniens gegen die Pflanzer sehr begünstigen, um sich jener Schwarzen gegen die Nordamerikaner als Soldaten zu bedienen.

— Auf einem Polizeibureau in London kam ein Fall vor, aus dem sich ergibt, daß junge Leute von London durch eine Gesellschaft, die sich Kinderfreunde nennen, an einen holländischen Schiffskapitän verkauft wurden, welcher sie als Sklaven auf dem Vorgebirg der guten Hoffnung absetzte. — Den 4. April sind zwei Compagnien Artillerie und eine starke Abtheilung der Polizei von London auf der Eisenbahn nach Manchester geschickt worden, wo wieder Unruhen unter den Arbeitern ausgebrochen sein sollen.

— Sowohl der Spectator wie auch das Morning-Chronicle erzählen schändliche Umtriebe, welche bei den Wahlen des Radikalen Ewart in Wigau (einer ansehnlichen Stadt in der Pfalzgrafschaft Lancaster) von seinem torystischen Gegner Kearsley und dessen Anhängern angewendet worden sind. Es seien nämlich, meldet das Morning-Chronicle, von den torystischen Werkzeugen mehrere, den Radikalen günstige Wähler gewaltsam weggeführt und eingesperrt worden, man habe ihnen mit Gewalt Branntwein eingegossen und sie betäubt, man habe die Wohnungen der achtbarsten Wähler von betrunkenen Pöbelhaufen umlagern lassen. Wenn der Wahlausschuß, der berufen sei, die Freiheit und Lauterkeit des Repräsentativ-Systems zu schützen, die Uebertreter des Gesetzes nicht ausmitteln könne, so würden sie von den Gerichtshöfen überwiesen und zur Strafe gezogen werden.

— Bekannt ist daß die eisernen Dampfboote in neuerer Zeit sehr in Schwung kommen. Seit Kurzem zeigt man nun in Glasgow das Modell eines ganz von Eisen gebauten ländlichen Wohnhauses. Es ist sehr zierlich und zweckmäßig gearbeitet, enthält sechs Zimmer, Küche, Waschhaus und andere Bequemlichkeiten. Eine gewöhnliche Hütte würde ungefähr 3000 fl., ein doppeltes Haus, d. h. ein mit 14 Piècen versehenes, etwa 6000 fl. rheinisch kosten.

— Der Sklavenhandel mit denjenigen Staaten von Nordamerika, in welchen die Sklaverei noch nicht abgeschafft ist, wird so stark getrieben, daß jährlich dorthin, und zwar großentheils auf portugiesischen Schiffen, gegen 250,000 dieser Unglücklichen geführt werden.

— Die Zugerzeitung erzählt einen Spuk sonderbarer Art, der seit einiger Zeit in Küsnacht in einem Wirthshause statt fand. Es verbreitete sich nämlich die Sage, daß es dort geiste; endlich ergab sich, daß der Hausherr selbst den Geist gespielt habe, um damit seiner Ehefrau Furcht einzujagen und sich dadurch Eingang in das gemeinsame Schlafgemach zu verschaffen, das ihm sonst von seiner Ehehälfte verweigert wurde.

Kurze Antworten.

Die uns gütigst zugesandte „Jungfrau vom Hügeli“ wird das nächste Mal dem Publikum zum Besten gegeben; hingegen der „Aarauer Brückenzoll für die Gemeindlandbesitzer jenseits dem Bache Kidron“ kann nicht angenommen werden, weil er zu leidenschaftlich ist.

Anzeigen.

Man wünscht einem gewandten Reisenden, welcher die deutsche Schweiz bereist, ein einträgliches Geschäft gegen Provision zu übergeben. Frankirte Anträge mit H. S. bezeichnet besorgt die Expedition dieses Blattes.

Bei Endsunterzeichnetem könnte ein Knabe von rechtschaffenen Eltern und mit den erforderlichen Schulkenntnissen versehen, sogleich eintreten, um die Setzerkunst zu erlernen.

Ferner bittet er wiederholt, Briefe mit Inseraten, Bestellungen und Geld zu frankiren. S. Landolt, Buchdrucker.

Beim Verleger dieses Blattes ist zu haben:

Sterne und Schnuppen aus der Götternacht in Zürich. Mit dem Motto: Ev. Joh. 1, 5. 1 Bog. 8. 2 Bz.

Nachdem Andere den tragischen Ernst der letzten Zürcher Wirren zur Genüge beleuchtet, glaubte der Verfasser an der Zeit, auch die komische Seite derselben hervorzuheben. Dies hat er in einer Reihe von Epigrammen über Begebenheiten, Zustände und Personen versucht: wie? mögen die geneigten Leser selbst entscheiden.

Memorial-Verse, eine Sammlung ausgewählter Stammbuch-Aufsätzchen. 1 Bz.

Neues und unterhaltendes Frag- und Antwortspiel in 64 Fragen und eben so vielen Antworten. 2 Bz. Auf Kärtchen 4 Bz.

Beim Verleger dieses Blattes ist zu haben:

Text und Noten zur dereinstigen Revision der Verfassung des Kantons Bern 1830. 3 Bz.

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau.

No. 16. 20. April 1839.

Das Alpenhorn,

ein Volksblatt

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Zweiter Jahrgang.

Christi Pflegevater war ein Zimmermann. Handarbeiter! denk' daran; ehre deines Standes Adel durch ein Leben ohne Tadel.

Die Jungfrau vom Hügeli *).

I kenn es Ort, 's lyt i-m-e schöne Thal,
E liebligers hest wol no selte gseh;
Z'Hustage grüene d'Matte, Summerszyt
Stöhnd d'Felder volle Frucht, no syot im Herbst
Tönt heim'ligs Gloggegtüt zum Gsang der Hirte.
Das Oertli aber, wo-n i meine, stoht
Am Wald, wo's Thal dra grenzt, ringsume sind
Wil Tanne, mängi höchi Fore luegt
Vom Bergli nidsi und der Suhre zue,
Die wi-n e muntre Chnab dur d'Matte springt.
A selbem Plätzli wachst si langer Zyt
Kei Gräsli, kei Heubeeristüüdli meh,
Kes Vögeli bout dert sis Nestli hi,
Blos Dorne wachse druf und Distlechrut,
Und giftigs Gwürm schlüft undrem döre Miesch.
Wenn d'Nacht abricht, der Blitz dur d'Wulke zuckt,
Wenn schweri Wetter dräue, d'Wiggli brüelt
Daß vor dem schuderige Gschrei 's ganz Thal
Erschrickt und Jede bättet: „Herr, vergib
Mir mini Sünde!“ sitzt a selber Stell
E Gstalt im wyße Chleid. E Jumpfre-n isch's
Mit schwarze Locke rings um's wyße Gsicht,
Wi wenn de Mon dur d'Wetterwulke schynt;
Und under dunkle-n Augebrune glänzt
Es Augepaar, wi d'Sterne wyt dur d' Nacht.
I weiß es gwüß, gsehst du die schöni Gstalt
So wi se dositzt mit em bleiche Gsicht,
Sie duurt di, und du wüßtest sicher gern
Was die Erschynig denn z'bidüte het.
I weiß's, für Vieli cha's e Warnig sy,
Drum will i-n ech's erzelle. —
's sind vilicht
Nünhundert Johr, daß übrem Wald, wo jetz
's Dorf Uerke lyt, e Schlößli gstande-n isch;
E ryche Ma, woher, het niemer gwüßt,
Het drinne gwohnt; si einzig Tochter, jung
Und schön, und no-n en alte, treune Chnecht
Sind by-n-em gsy. — Ke Mönsch im ganze Thal
Ist gern uf's Schlößli g'gange, Alles het
Ne gschoche. Endlig wo-n er gstorbe-n ist,
Do het si Tochter Alls eleigge gha,
Unzähligs Silber, ganzi Chistli Gold,
Chostbari Chleider, thüri Edelstei:
Churz, rycher isch no selte-n öbber gsy.
Der glaubet gwüß, sie heig de Rychthum au
Guet agwendt, heig de-n Arme ghulfe, und
Verlaßni Waise-n agnoh? Aber nei,
So isch's nid g'gange; kem bidrückte Mönsch,
Kem Bättler het se nume 's Gringste g'geh.
Und ist en arme Ma uf's Schlößli cho
Und het se z'Gvatter bätte, ist er ruch
Abgwise worde, nid emol e Gschenk
Für Wyb und Chinder het er übercho.
Doch isch e ryche Buur hig'gange, het
Se-n em versproche, und no obedry
E ganzi Zeine voll i's Chindbett gschenkt.
Der gsehnd, 's ist luter Stolz und Hochmueth gsy,
Se het si vor de-n Arme gschämt und gmeint
's schad ihrer Ehr.
's cha-n au nid anderst sy,
Sie het nüt Bessers glehrt, als vornäm thue,
Und alli Tag i schöne Chleidre sy,
Wo jedem Junkersbüebli ag'gafft z'werde,
Verliebti Rede z'ghöre, ist 're lieber gsy,
Als plogti Lüt uß ihre Nöthe z'zieh.
O hätt sie denkt, wi großi Sünd daß's isch,
Sie müeßt's jetz nid bireue. —
's chunnt emol
Am Samstig z'Obe spot e frömde Ma
I's Schloß; „Ach gueti Herri,“ soht er a,
„I bitt Ech dringli um es Nachtquatier
„Und um es Stückli Brod. Der gsehnd, wi schwarz
„Der Himmel isch, und wi der Sturmwind scho
„Dur d'Tanne chutet, und i weiß nid Weg
„Und Steg, drum händ Erbarme.“ Doch se blybt

*) Lies: Hüügeli, ein Theil des zwischen Schöftland und Holziken liegenden Berges, wo sich eine lange unterirdische Höhle befindet.

Am Spiegel stoh, und bschaut sie links und rechts,
Und wo de Ma nid furt will, seit se zletscht
Im barsche Ton: I lyd so Lumpelüt
Und müeßigs Bettelpack nid i mim Schloß,
Drum strych di furt. Jetz chehrt de frömd Ma um:
„Vergelt's de Himmel", seit er und verschwindt.
Am Morge druf stobt scho i-n aller Früeh
Die vornäbm Tochter uf und leit si a,
Hänkt guldig Chette-n um und macht e Chranz
Um d'Stirne; denn se mueß 'me ryche Ma
Vo Schöftle Gotte sy. Wie's achti schloht
's letscht Zeiche glütet bet, verlobt se 's Schloß
Und lauft mit stolze Schritte-n übre Berg.
Se chunnt uf d'Höchi, und de Chilethurn
Vo Schöftle luegt scho zu de Bäume-n us,
E Viertelstund no, und se-n ist am Ort.
Us eimol aber blybt se stob, am Weg
Chunnt ere-n e-n alte Ma, 's wird ere-n Angst
Und bang, denn 's ist de glych vo gester z'Nacht.
Er luegt us bohle-n Auge füre starr
Als wie-n es Gspengst mit bleichem, ernstem Gsicht
Und z'ringsum flügt si wyßes Hoor im Wind.
Vom Thurn her tönt indesse Gloggeglüt,
Doch weh, se chunnt nit furt, de Schrecke het
're-n alli Chräfte-n us de Glidre gnoh.
Zletscht wie's verlüte will, so sinkt se-n um
Und fluecht: „i's Tüfels Name denn so lüt's!" —
De gräßlig Fluech isch gscheh: e Donnerschlag
Erschüttret ringsum 's Thal, und übrem Wald
Schlönd helli Flamme höch zum Himmel uf.
Ganz obe-n uf em Berg erschynt der Alt
No 'mol, und luegt mit wild vergnüegtem Blick
Wie Rauch und Füür vom Schloß i d'Wulke stygt,
Bis daß er hindrem Bergli zletscht verschwindt.
Doch d'Jungfrau het me sider nümme gseh;
Bi dunkler Nacht, wo gar kes Sternli glimmt,
Erschynt a selber Stell e wyßi Gstalt.
Das isch se; i-m-e schurig tiefe Grund,
Wo giftig Würm und Schlange bi-n 're sind,
Do mueß se-n ibri Schätz biwache, bis
No langer, langer Zyt e reine Chnab
Erschynt, de macht se frei und füehrt se zletscht
Us ihre schwere Lyde weg zur Rueh.
So lutet d'Sag; doch los no uf mi Roth.
Denn laufst emol zur mitternächt'ge Zyt
Am Ort verbi und sinnst uf Lug und Trug,
Gobst unbarmherzig mit de-n Arme-n um,
Gwüß fallst und brichst dir öbbe-n Arm und Bei;
Doch, bist e fromme brave Ma, e Fründ
Vo-n Arme-n und Velaßne, 's gscheht dir nüt,
Gang nume trostli zue, und säg de Spruch:
„E jede guete Geist verehri Gott!" — H....

Geschichte einer Schneeflocke.

(Eine Fastnachtsphantasie.)

Wally stand, zum Ball geschmückt, vor dem Spiegel. Es war schon spät und immer noch wollte kein Wägen herbeirasseln.

„Wo er bleiben mag?" sagte sie leise zu sich selbst. Sie dachte aber dabei an Guido, der sie begleiten sollte, und der immer noch auf sich warten ließ. Wohlgefällig schaute sie dann wieder auf die kostbaren Armbänder, sein Geschenk, womit sie sich heute zum erste Mal schmückte.

Sie trat an eines der hohen Fenster, und schaute hinab auf die Straße. Sie fühlte sich beengt, eine seltsame Gluth durchströmte sie, und sie öffnete das Fenster. Aber der schneidend kalte Luftzug wollte sie nicht erquicken. Erschöpft ließ sie sich auf den Stuhl am offenen Fenster nieder, und schloß die Augen. Es war ihr ganz eigen und bang ums Herz; — sie entschlief nicht, und doch umschwärmten sie wirre Traumbilder. Nach und nach aber regelte sich dies Chaos; und sie sah mit geschlossenen Augen klar.

Der geistige Blick eröffnete ihr eine weite Aussicht, daß sie durch die Nacht, durch Berge und Wälder, wie durchsichtige Gegenstände ungehindert schaute, weit hinaus, bis ein bestimmtes Ziel das Auge fesselte. Dies Ziel war eine ihr unbekannte, entlegene Stadt. Dort sah sie ein Mädchen am offenen Fenster sitzen; aber nicht in einem stolzen Palaste, es war das Mansardenfenster eines ärmlichen Hauses, nicht im glänzenden Schmucke, es kleidete sie ein einfaches Gewand, und tiefer, gränzenloser Schmerz lag in ihrem Antlitz. „Guido!" rief sie und Wally vernahm auch die Worte, vermöge des geistigen Sinnes. „Guido, du hast dein Wort und zugleich mein Herz gebrochen. Du schweifst jetzt, wer weiß in welchen Kreisen, die dich fesseln, daß du darüber die ferne weinende Mathilde vergessen hast; — ich fluche dir nicht, aber die Thräne, die ich deinetwegen vergieße, möge dir aufs Herz fallen, und deinen starren Sinn rühren."

Bebend schaute und vernahm die wie ohnmächtige Wally dies Alles und sah, wie ein Paar große Thränen über Mathildens Wangen rollten. Aber der kalte Wind des Winterabends küßte diese Perlen auf, und trug sie empor durch die Lüfte, und sie schwebten wie eine zarte Wolke näher und näher heran über Land und See bis zur Hauptstadt, wo Wally am Fenster träumte.

Schauernd fuhr diese jetzt empor. Der reine, gestirnte Abendhimmel hatte sich dicht mit grauen Wolken verschleiert, und eine große Schneeflocke taumelte herein, und fiel auf das Armband an Wallys rechter Hand.

Sie erhob sich und schloß das Fenster. Die Schneeflocke schmolz auf dem edlen Steine, und haftete nun gleich einer Thräne daran, welche Wally mit dem seidenen Tuch abtrocknete, aber es blieb ein trüber Fleck auf dem Juwel, genau wie eine niederfallende Thräne gestaltet.

Wally legte die Armbänder auf den Tisch und entkleidete sich still all des Schmuckes. Sinnend setzte sie sich sodann zum Kamin, und an die Flammen. Sie selbst merkte nicht daß auch ihr die Augen feucht waren. — —

Ein Wagen rollte jetzt die Straße herauf, hielt unten vor dem Portale. Schritte hallten auf dem Saale, näherten sich, und hereintrat Guido, gekleidet mit all der Eleganz, wie sie die Sitte des Tages verlangte. Er stutzte, als er Wally im einfachen Hauskleide fand und durchaus nicht zum Feste vorbereitet.

„'s ist spät, Liebe, und ich wollte dich abrufen."

„Ich bleibe heute zu Hause, Guido."

„Nicht möglich! — ist dir nicht wohl?"

„Nein. Ich fühle mich angegriffen; und wenn du mich liebst, so suchst du mich nicht weiter zu überreden."

„Aber kann ich denn ohne dich! —"

„Setz' dich mir gegenüber, Guido. Ich habe dir eine Geschichte zu erzählen."

Guido wußte nicht, woran er war; rückte jedoch einen Stuhl zurecht, und bat zu erzählen.

„Als Kinder," sagte Wally, „standen wir, meine Schwester und ich, einst am Fenster, als draußen gerade ein frischer Schnee fiel. Wir hatten unsre kindische Freude an den herniedertaumelnden Flocken; und vorzüglich unterhielten wir uns damit, immer eine und die andre besonders große fest im Auge zu behalten, und in ihrem zitternden Laufe zu verfolgen. Das Ziel derselben sahen wir zwar immer, aber nicht den Anfang ihrer Bahn; denn oben am Himmel wirbelten alle grau und wirr durcheinander. — Wo kommen die Flocken her? fragten wir unsre alte Wärterin. Die Abergläubische verwies uns das Spiel, und meinte: Wer nach verborgnen Dingen forscht, der sieht selten Gutes, wenn er das Gesuchte schaut; laßt die Flocken fallen! sie decken die Felder und schützen vor Frost, das nützen sie, und damit gebt Euch zufrieden. Wo sie herkommen, das laßt ruhn; vielleicht sinds gefrorne Thränen. — Wir verstanden das Geschwätz der Alten nicht, und vergaßen das Spiel, sobald wir es überdrüssig waren. — Aber heute ward ich auf seltsame Weise an jene Worte erinnert. Ich saß dort am Fenster und entschlummerte. Da war mirs, als könnt' ich weit, weit hinaussehen. Und ich sah eine Stadt, im Hintergrunde hohe Berge, dabei einen rauschenden Strom, in der Stadt zwei gothische Thürme, die eine schmückten, und in einem schmalen Gäßchen unweit Kirche derselben ein Haus, und in dessen höchstem Stock ein weinendes Mädchen."

Guido schauderte zusammen, und legte die Hand vor die Augen.

Wally fuhr fort: „Ich erinnerte mich nicht, je die Gegend gesehen zu haben, weiß nicht, wie die Stadt heißt, kenne das Mädchen nicht, aber ich sah das Alles so im Traume, und ohne daß mir Jemand sagte, wußt' ich im Traume auch daß das Mädchen Mathilde hieß."

Guido drückte die Hände fester vor die Augen, und hörte zu, wie im Fieber.

Wally fuhr fort: „Das Mädchen sprach den Namen Guido aus; sie weinte dabei; und die stumme Thräne ward zum redenden Zeugen; sie ward emporgetragen von der rauhen Winterluft, schwebte zu mir; da erwachte ich, und fand den Zeugen auf dem Schmucke, den du mir als Pfand deiner Treue schenktest."

Sie reichte Guido mit diesen Worten das Armband: der trübe Fleck war nicht verschwunden; und sie erklärte dem Zerknirschten dessen Ursprung.

„Und was sagst du zu meiner Geschichte, Guido? Meinst du vielleicht, ich habe ein Mährchen ersonnen, während mir irgend ein Zuschauer den Verlauf der Sache erzählte? Du schweigst?"

„Ich weiß mit Sicherheit, das Letzteres nicht möglich ist," sagte Guido mit der Entschlossenheit der Verzweiflung, „Dein Mährchen ist Wahrheit."

„Also ein wahrer Traum, sagte Wally, von tiefem Schmerz ergriffen. „Guido, nimm das zweite Armband zum Gedächtniß dieser Stunde. Das erste, mit der Thräne gezeichnete, behalt' ich, gleichfalls zum Andenken: — vielleicht verlöscht dein künftiges Thun den Flecken. Eines lernen wir hier: Wo die Menschen hart und unerweichbar handeln, da erbarmt sich die fühllose Natur der armen Verlassenen, und gewährt ihnen Schutz, selbst in den rauhen Stürmen des Winters. Leb' wohl!"

Wally verschwand im anstoßenden Zimmer. Wie betäubt rannte Guido hinaus, — und kam nicht wieder. — —

Es verfloß eine Woche, und wieder eine; — Wally hatte den Schmerz bekämpft, sie hatte einen edlen Sieg über sich selbst errungen. Wehmüthig lächelnd stand sie am Fenster, in der einen Hand ein offenen Brief, in der andern das Armband. Die Thräne auf letzterem war verschwunden; rein glänzte das Juwel, und eben so rein und heiter war der Inhalt des Briefs, den Guido geschrieben hatte, und eben so die Nachschrift, von der glücklichen Mathilde angefügt.

Wally schaute hinaus in den reinen, lichtblauen Winterhimmel, und feierte im Herzen einen edleren Triumph, als alle Schönen an jenem Abend auf dem Balle gefeiert haben mochten. (Rn.)

An mein Kind.

Ich soll dich beten lehren, süßes Kind!
Das lehrt sich nicht. — Es lebt im Menschenherzen,
Daß wir bei unsrer Lust, bei unsern Schmerzen
Des Blicks nach oben stets bedürftig sind.

Als deine Mutter dich mit Schmerz gebar,
Und man in deines Vates Arm dich legte,
Als sich zum ersten Mal dein Leben regte,
Das nur geahnt von uns, erhofft nur war.

Da ſchwieg ich, denn zu voll war meine Bruſt,
— Ich hatte nur des Dankes heiße Zähren;
Die Gottheit fleht' ich an, viel zu gewähren,
Viel braucht ich nun, was ſonſt ich nicht gewußt.

Doch Worte fand ich nicht; ich ſchlug den Blick,
Für dich, mein Erſtgeborenes! nach oben!
Es fühlte ſich mein Geiſt emporgehoben,
Als könnt' ich deutlich leſen dein Geſchick.

Und wie ich ſo, mein Kind! für dich gefleht
Und Angſt und Luſt empor zum Himmel ſchickte,
Wie deine Mutter ſegnend auf dich blickte:
So ſei dein ganzes Leben ein Gebet.

O. L. B. W.

Die Reiſe.

Vor vierzehn Wochen war ich noch in meinem Vaterſtädtchen, 10 Stunden von hier, etablirt. Ich hatte da für meine Waaren wenig Abſatz und beſchloß daher, mich hier niederzuſetzen, da der Ort etwas größer und an der Landſtraße gelegen iſt. Ich machte daher anfänglich die Reiſe hierher, bloß um einſtweilige Bewilligung nachzuſuchen; man legte mir aber, da ich kein Bürger war, überall Hinderniſſe in den Weg. Der Herr Polizeirath kratzte in den Haaren, und meinte, ich würde wohl nicht viel profitiren; der Munizipalrathspräſident zuckte mit den Achſeln und ſagte, er könne mir keinen Beſcheid geben, er wolle dann berichten. So zog man mich hin und her, und ich mußte mich mehrere Tage länger aufhalten, als ich gedacht hatte, ohne etwas ausgerichtet zu haben. Die Poſt geht von hier nur alle Wochen zwei Mal nach meinem Vaterſtädtchen, und gerade Morgens war ſie abgegangen, während ich noch mit einem gnädigen Rath zu ſprechen hatte. Nun war es beinahe Mittag, als ich gern verreiſt wäre. Lehnkutſcher ſind nur zwei hier, und dieſe hatten ihre Pferde zur Getreide-Einfuhr gebraucht, ſo daß ich mich wohl oder übel bequemen mußte, den Rückweg zu Fuß anzutreten.

Die Menſchen ſind doch manchmal ſehr eigenſüchtig. Unterwegs kommt mir einer mit einem Reitwägelchen nach. Ich frage ihn um Mitnahme. Ich habe jetzt keine Zeit, war die Antwort, und er ſprengte davon. Als ich eine Stunde weiter ins Wirthshaus kam, war er da und ließ ſichs wohl ſchmecken.

Trifft man einmal einen gefälligen Menſchen, ſo muß er ſeine Gefälligkeit oft mit Verdruß büßen. Im Dorfe Lindheim ſtand vor dem Wirthshauſe ein Wagen. Der Eigenthümer wollte gerade aufſitzen, als ich vorbei wollte. Wo wollen Sie hin, fragte er mich. Nach Wohlhauſen. Nun, da können Sie mitfahren, ich fahre bis eine Stunde vors Städtchen. Als wir dort vor ſeinem Hauſe ankamen, trat ſeine Frau Gemahlin ihm zur Hausthüre hinaus mit der Laterne entgegen. Warum kommſt du ſo ſpät heim? wen haſt du da aufgeladen? Gewiß Wirthshausbekanntſchaft. Wäreſt eine Stunde früher heim gekommen, hätteſt noch arbeiten können, da du weißt, daß es preſſiert, jetzt iſt's Nacht geworden. — Hm, ich habe den Herrn aus Gefälligkeit mitgenommen, weil er ſonſt hätte laufen müſſen. — Sorgſt immer nur für andere, deine Sache wird vernachläſſigt, und Alles wird vertrunken.

Ich nahm Geld aus der Taſche, und wollte ihn bezahlen, er wollte es nicht nehmen, die Frau aber haſchte geſchwind mit der Hand danach, und lief damit in's Hauſe hinein, er nach und ich davon.

Als ich heim kam, war es ſpät Nacht. Mein Haus geſchloſſen, ich hatte kein Licht und Niemand wollte mich hören. Ich ging in's daneben befindliche Wirthshaus. Da ſaß noch ein guter Freund von mir, der in den Zeitungen herumſtöberte. Ich ließ mir eine Flaſche Wein und etwas zu eſſen bringen, und, nachdem ich es verzehrt hatte, durchlas ich ebenfalls, um meine verdrießliche Laune und Langeweile zu vertreiben, eine Zeitung. Die Kellnerin erwartete mit ſchweren Augenliedern und gähnendem Munde unſern Aufbruch eine Zeit lang, dann entfernte ſie ſich.

Mein Freund und ich ſaßen lange neben einander, ohne ein Wort zu wechſeln. Endlich war es mir, als wenn er mich angeredet hätte. Ich hatte ihn nicht verſtanden, und nachdem ich eine Weile mich beſonnen, befragte ich ihn darum. Er ſprach mir nun von dem alten Groll, gegen unſern Nachbar, den wir eines von ihm uns geſpielten böſen Streiches halber gegen ihn hatten, und machte den Antrag, bei ſo günſtiger Gelegenheit mit einander demſelben ſein Haus anzuzünden. Ich weiß nicht, wie ich zu dieſem verbrecheriſchen Gedanken meine Beiſtimmung geben konnte, doch genug, ich ſtellte mich als Wache, und er zündet an. Das böſe Gewiſſen machte uns entfliehen, einer da, der andere dort hinaus. Unſern von hier ſah ich die hellen Flammen empor lodern, und ich forſchte bei einigen ausgeſandten Eilboten, was man über die Veranlaſſung des Brandes ſage, oder wen man als Verurſacher im Verdacht habe, und vernahm, daß man einen herumſtreichenden Gauner, den der Wirth Tags zuvor aus dem Hauſe gejagt, als Anſtifter bezeichne. Nun trat Reue und Verzweiflung in mein Gemüth, nun erſt gedachte ich meines eigenen Hauſes und meiner darin ſchlafenden Frau. Entſetzen malte ſich vor meinen Blicken und ich rannte wie unſinnig zurück nach der Brandſtätte. Da erblickte ich die Stelle des abgebrannten Wirthshauſes und mehrere anſtoßende Häuſer noch im vollem Brand. Unweit davon lagen einige halbverbrannte Leichen, unter denen ich auch diejenige meines ſonſt geliebten Weibes vor mir ſah. Voll Verzweiflung rannte ich wieder von dannen, kam an den Fluß und warf in der Uebereilung ein Kind nieder, das ins Waſſer ſtürzte. Einen nahe befindlichen Nachen band ich los, ſtieg hinein, und fuhr darin den Fluß hinunter, wo ich bald hernach auf eine Sandbank ſtieß, von welcher ich trotz aller Anſtrengung den Nachen nicht wieder los machen konnte. Eben wollte ich mich in auf der Sandbank wachſendes Geſträuch verbergen, als der Strom das Kind anſchwemmte, an welchem aus einer Kopfwunde ein Strom von Blut herausquoll und den Sand röthete. Ich erſchrack dermaßen, daß ich zu Boden ſtürzte. Es war dunkel vor meinen Blicken und der Angſtſchweiß ſtand mir auf der Stirne. Es wurde etwas heller, ich blickte und griff um mich, und befand mich in der Wirthſtube am Boden liegend, den umgeſtürzten Stuhl neben mir, eine im Lichtſtock heruntergeſchmolzene Kerze auf dem Tiſche. Es war Morgen. Die Kellnerin, durch das Gepolter des umſtürzenden Stuhles aufgeweckt, kam, um zu ſehen was es gebe, und erzählte mir, wie ich auf dem Stuhl ſo feſt eingeſchlafen, daß ſie mich nicht habe wecken können, worauf ſie beſchloſſen, mich ſitzen zu laſſen, und ſich zu Bett zu verfügen. — Ich ging nach Hauſe, und erzählte meiner Frau den Traum. Das bedeutet Glück, wenn du das helle Feuer geſehen, ſagte ſie.

Den andern Tag erhielt ich von einem Freunde durch die Poſt die Einwilligung zur Niederlaſſung, die er durch ſeine Bemühungen und ſeine Fürſprache mir ausgewirkt, und gegenwärtig befinde ich mich hier, wo es mir wohl geht.

Wahlſpruch.

Den Menſchen führt des Schickſals Hand
Nach Norden, Oſten, Süd' und Weſten.
Wo iſt ſein wahres Vaterland?
Da, wo es ihm ergeht am beſten!

No. 16.

DAS POSTHÖRNCHEN.

20. April 1839.

Eine Wochenschrift
für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Dieses Blatt kann das ganze Jahr über durch alle löbl. Postämter des Kantons Aargau gegen vierteljährliche Vorausbezahlung von 7½ Batzen bezogen werden. Jeder Nummer wird beigelegt eine Nummer Alpenhorn, Volksblatt zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Das Alpenhorn zu dieser Nummer wird mit der nächsten nachgeliefert.

Tagesbegebenheiten.

Schweiz.

— Vom 23. bis 28. Juni wird in Brugg das aargauische Kantonalschießen abgehalten. Es werden 9 Kehr- und 5 Stichscheiben aufgestellt. Jeder Stichscheibe sind 1000 Fr. zu 50 Gaben bestimmt; für die Kehrscheiben mit 100 Gaben 1500 Fr. Schon hat die Gemeinde Brugg für die Kantonalscheibe eine Ehrengabe von einem silbernen Becher im Werth von 160 Fr. bestimmt und die Brugger Schützengesellschaft ebenfalls 160 Fr. Ohne Zweifel wird die hohe Regierung diesem Unternehmen auch ein Scherflein zollen.

— Der Herrgott und Seine Majestät der König von Preußen wissen am besten, was wir Neuenburger für ausgezeichnete Staatsmänner haben. Was dem gelehrten Bunsen nicht gelungen ist, wird nun unser gefeierter Baron und Kammerherr von Chambrier zu Stande bringen, nämlich eine Aussöhnung des Papstes mit dem König Friedrich Wilhelm. Hr. von Chambrier sitzt nun seit bereits zwei Monaten in Rom und brütet daran; er soll in der Gunst des heil. Vaters ungeheure Fortschritte gemacht haben, Von großen diplomatischn Erfolgen verlautet zwar noch nichts; aber nur Geduld, es wird schon kommen.

— Der „katholische Verein" in St. Gallen hat sich am 2. d. wieder auf die Beine gestellt, um wo möglich bei den nächsten Wahlen im Mai eine Wiederholung der Rothstrumpfjahre von 1835 und 1836 zu erwirken. Aus sieben Bezirken waren 38 Abgeordnete bei einander. Das ist viel Unkraut.

— Im Orte Nettstall wurde jüngsthin ein Arbeiter beim Steinsprengen auf schreckliche Weise am Kopfe verwundet, namentlich verlor er beide Augen. Er ist ein armer Familienvater und der menschenfreundlichen Unterstützung würdig.

— Ein Rheinthaler hatte in der großen Fabrik der Herren Weniger u. C. in St. Gallen das Rad, welches das ganze Werk in Bewegung setzt, mit Oel zu begießen. Ungeachtet früherer Warnungen begab er sich doch auf die gefährlichere Seite des Rades, wurde von demselben erfaßt, oben zwischen dem Rad und der Diele eingeklemmt, so daß einige Minuten alle Werke stillstanden, dann aber auf der andern Seite wieder hinunter geworfen. Er hatte eilf Rippen gebrochen und starb am folgenden Tage.

— Man versichert, daß der franz. Gesandtschaftssekretär, den Auftrag habe, von dem Vororte Erklärungen über die allenfalls mögliche Rückkehr des Prinzen Napoleon einzuholen, indem die franz. Regierung Wind zu haben vorgibt, daß Jener wieder dergleichen Luftschlösser baue. In Basel will man auch ganz sicher wissen, daß Frankreich sich allerdings der schweizerischen Klöster annehmen werde.

— Der kürzlich verstorbene Marschall Vögeli von Fryburg hat durch sein Testament dem Bischof 115,000 Franken zu Gunsten der Landschulen, zur Errichtung einer Taubstummenanstalt und Wiederherstellung baufälliger Kirchen zugestellt und an 33,000 Fr. andere Legate zu wohlthätigen Zwecken hinterlassen.

— Gegen die vom zweifachen Landrath von Appenzell A. R. im J. 1837 erlassene Schulordnung erneuern sich die vorjährigen Umtriebe, an deren Spitze ein Ex-Pfarrer und ein Hufschmied stehen, welche die Frage vor die Landsgemeinde bringen wollen: Wem es zustehe, die Schulordnung zu erlassen.

— In Wallis besteht nun die alte und die neue Ordnung neben einander fort, wie lange aber im Frieden, steht zu erwarten. Bis jetzt hüten sich beide Theile wohl, gewaltsam gegen einander aufzutreten; aber auf den 6. Mai sollen nach der alten Verfassung vom alten Staatsrath die Zehnträthe nach Sitten berufen werden, welches der neue Staatsrath wohl zu hindern suchen wird. Wenn man sich darüber nicht verständigen kann, dürfte es dabei wohl einige Kopfnüsse absetzen.

Ausland.

Freiburg, 10. April. Wer in seinem Leben noch nicht so glücklich war, Landtags-Verhandlungen mit Unterbrechungen zu lesen, den ersuchen wir, unsere Zeitung von heutigen Datum, d. h. No. 100 der Freiburger Zeitung, zur Hand zu nehmen. Gerade in die interessantesten Verhandlungen über sogenannte Einflüsterungen haben sich, und zwar mit größerer Schrift, eine Todesanzeige-Danksagung und ein Knecht-Gesuch hinein gedrängt. Ob dies einer Zerstreuung des Setzers oder gewissen senkrechten Gedankenstrichen zuzuschreiben ist, möchten wir gern wissen.

— Seit der Ankunft des Erzbischofs von Posen in Berlin gewinnt das Gerücht immer mehr Glauben, es würden auch der Bischof von Ermeland, Herr von Hatten, und der Bischof von Culm, Hr. D. Sedlag, nach Berlin berufen werden, um in eine förmliche Konferenz zur Beilegung der kirchlichen Streitigkeiten zusammen zu treten. Nicht unwahrscheinlich ist es, daß man diesen geistlichen Herren die Beschlüsse, welche von dem Staatsrathe in Vereinigung mit dem jüngst in Berlin anwesenden Oberpräsidenten, entweder zur Annahme oder zu Begutachtung vorlegen werde, eine Maßregel, die einen überaus milden und friedlichen Charakter an sich trägt und aller Wahrscheinlichkeit nach zum Ziele führen wird. Daß man unter solchen Umständen auf die Nachrichten von Rom gespannt ist, läßt sich um so leichter erklären, da jede Einleitung zur friedlichen Ausgleichung von dort her gestört werden kann. Das Benehmen Rom's gegen den Generalvicar Hüsgen in Köln läßt jedoch erwarten, daß man abermalige feindselige Schritte nicht zu befürchten habe.

— Vor wenigen Tagen entstand eine so heftige Explosion im Opernhausen zu Berlin, daß ein großer Theil der Fenster zersprang. Das Feuerwerk, welches den Schluß eines neuen beliebten Ballets „Don Quixote“ von P. Taglioni verherrlicht, hatte sich selbst entzündet, weil die Mischung zu viel Kali enthielt. Zwei Arbeiter wurden bedeutend verletzt, das Feuer, welches sich einigen Gegenständen mitgetheilt hatte, aber sogleich gelöscht.

— Bei dem zu Nürnberg kürzlich in einem Brauhause ausgebrochenen Brande wurden, um den aufgespeicherten Hopfen zu retten, zwei Gebräu Bier zum eiligen Löschen verwendet. (Hier war es also ein Glück, daß das Bier, wie meistens bei uns, wässerige Eigenschaft besaß.)

— Vor wenigen Tagen sind 28 Personen aus Coburg nach Amerika ausgewandert, unter denen sehr reiche Leute sein sollen. Einer davon soll ein Vermögen von 80,000 fl. haben.

— Von der Weichsel sind sehr betrübende Nachrichten über den Durchbruch der Dämme eingelaufen. Die Ueberschwemmung ist am obersten Ende des großen Werders erfolgt, die Chaussee an vielen Stellen durchgerissen und die Passage gehemmt. Obgleich von keinem Verlust an Menschenleben bis jetzt Nachricht eingegangen ist, so scheint der Nothstand der armen aus ihrem Besitzthum durch Wasserfluthen vertriebenen Einsaßen und der Verlust ihrer Aecker und Vorräthe sehr bedeutend.

— Paris ist ruhig. Dank dem gesunden Menschenverstande der Bevölkerung, der vernünftigen Dazwischenkunft der Nationalgarde, die ärgerlichen Unordnungen, die zu Ende der vorigen Woche vorgefallen, sind jetzt verschwunden; laßt uns hoffen, das die Rückkehr derselben unmöglich sein werde. — Die Bürger haben ihre Pflicht gethan; die Behörde wird die ihrige thun. Wir erwarten daher, daß eine ausgedehnte, thätige, uneingeschränkte gerichtliche Erkundigung wird angestellt werden über die Ursache und die Werkzeuge jener Unruhen. Dies ist das einzige Mittel, um künftighin so seltsamen Unordnungen vorzubeugen. Die Polizei soll die Leute, welche sie unter den Aufläufern fest gehalten, der Justiz überliefert haben. Es ist nicht möglich, daß sie nur einige unverständige Knaben oder einige herumschlendernde Handwerksgesellen sollte ergriffen haben. Sie wird uns ohne Zweifel irgend einen Rädelsführer, einen wirklichen Ruhestörer, kurz, ein Vergehen zeigen, das einen Charakter hat. Wenn dies nicht geschehen wäre, so hätte der Rednerstuhl eine Pflicht zu erfüllen, nämlich die Absetzung des Herrn Polizeipräfekten zu begehren, wegen Ungeschicklichkeit und Unfähigkeit.

— Man unterzeichnet in diesem Augenblicke zu Paris eine Bittschrift, welche den Zweck hat, der Deputirtenkammer die Ursachen der Noth des Handels zu erklären. Die Bittsteller beschuldigen das zurückgetretene Ministerium, die Interessen des Landes persönlichen Interessen aufgeopfert zu haben, verlangen eine Anklage jener Minister und fordern über dies, man möge Sorge tragen, daß künftig die Handelsinteressen gegen die Folgen ministerieller Veränderung geschützt seien.

— Die Freunde des Herrn Thiers, die Herren Roger und Redorte, sind wirklich Freunde in der Noth zu nennen, denn um den Staatsmann Thiers nicht in Verlegenheit zu setzen, daß er seiner Schulden wegen nach jeder Ministerstelle greife, haben sie dieselben, die etwa 200,000 Fr. betrugen, bezahlt. Hr. Thiers hat eine so große Zukunft, daß man ihm wohl borgen kann; kommt er einmal an's Ruder, wird er diese Kleinigkeit schon in Ordnung bringen.

— Die Stockung im Handel, die täglich vorkommenden Bankerotte, und zwar vorläufig nur zu Paris, wirken bereits auf das Nachtheiligste, auf die Werkstätten ein. In vielen arbeitet in diesem Augenblicke nur noch der dritte Theil des früheren Personals.

— An dem berühmten Hotel des Fürsten Talleyrand, wo einst Kaiser Alexander wohnte, wo die Verträge von 1815 entstanden, wo so viele Ränke gesponnen wurden, hängt gegenwärtig ein Täfelchen mit der Inschrift: „Läden zu vermiethen.“

— Das Dampfboot „Ville de Geneve“ hat vor wenig Tagen oberhalb Lyon an einen Felsen gestoßen und versank unmittelbar, doch ohne Verlust von Menschen.

— Ein Landmann nahe bei Fänza in Italien besitzt ein Huhn, das seit acht Monaten Eier legt, deren Schale roth, der Dotter aber schwarz ist. Es konnte den Bemühungen mehrerer gelehrten Naturforscher in Rom bisher noch nicht gelingen, die Erklärung dieser sonderbaren Erscheinung aufzufinden.

— Die große Steinkohlenmine in der Nähe von Lüttich ist am 8. April zersprungen und hat 70 Arbeiter verschüttet. Bis jetzt konnte man nur 39 unter dem Schutt hervorziehen, wovon noch 7 am Leben sind.

— Die Königin von England hat vom Perser Shah jüngsthin ein kostbares Präsent von 50 bis 60 ächten Kaschmirschawls aus

den Fabriken von Schiras und Ispahan erhalten, denen die europäische Manufaktur auch nicht von ferne beikommt.

— Die Königin von England scheint in der Kunst des Gesanges sehr erfahren zu sein, wenigstens hat sie sich über die Kirchenmusik und die Chorgesänge in der königlichen Kapelle St. James so tadelnd ausgesprochen, daß man ernstlich auf Abstellung der Mängel bedacht ist.

— Die beiden Löwen des St. James Theaters in London sind vor wenig Tagen gestorben. Der zweite, der schönste Löwe in Europa, brach, als er seinen Gefährten vermißte, in klägliches Brüllen aus, verweigerte jede Nahrung, und alle Mittel, ihn zu retten, waren vergebens. Das arme Thier leckte die Hand seines Wohlthäters, um ihm seinen Dank zu bezeigen. Der Verlust wird auf 1000 Guineen geschätzt. Die beiden Thiere sollen sezirt werden. Der Menagerie-Inhaber von Amburgh hatte kürzlich für eines derselben 700 Guineen geboten.

— An der Küste unweit Liverpool wurden vor Kurzem an einem sehr kalten Tage von dem Prediger einer Baptistensekte acht Weiber getauft, die man in zwei Bademaschinen in die See brachte. Der Prediger stand mit entblößtem Haupt und im Chorrocke mitten im Wasser und die Täuflinge wurden nacheinander von ihm untergetaucht.

— Vor einem Londoner Gerichtshofe stand ein Zeuge, der vom Richter gefragt wurde, ob er damals, als die Sache, in welcher er Zeugniß ablegen sollte, vorfiel, nicht betrunken gewesen sei. „Nein, gab er zur Antwort, ich hatte bloß meine gewöhnliche Quantität getrunken.“ Er erklärte daß diese tägliche Quantität in sieben und zwanzig Glas, theils Wachholderbranntwein und theils Bier bestehe!!

— Persien rüstet sich eben so thätig, als die Pforte und Aegypten. Es scheint sich der Köpfe der orientalischen Potentaten ein kriegerischer Muth bemächtigt zu haben, der immer mehr um sich greift.

Vertrauen auf Gott.

O hoff' auf morgen nur, mein Kind, und wieder morgen!
Und immer morgen! bau auf künft'ge Zeiten
Und hoffe! Jeden neuen Tag der Sorgen
Laß betend uns vor Gott und segnend leiden.

Mein armer Engel, Fehler zeugen Schmerzen;
Vielleicht wenn knieend wir in Demuth harrten
Bis er gesegnet die unschuld'gen Herzen,
Dann alle Reuige — läßt Gott uns nicht mehr warten.

Der schöne Fuß. Göthe sagt in den Wahlverwandtschaften: Ein schöner Fuß ist eine große und seltene Gabe der Natur. Diese Anmuth ist unverwüstlich. Beobachtet man eine alte Dame, die einen schönen Fuß hat, im Gehen, noch immer möchte man ihren Schuh küssen, und die Ehrenbezeugung der Sarmaten wiederholen, die nichts Besseres kennen, als aus dem Schuh einer geliebten und verehrten Person ihre Gesundheit zu trinken.

†† „Hörens, wann werden Sie mi denn ämol zohlen?“ fragte Herr Zentner einen bösen Schuldner, dem er gerade begegnete. — Mein bester Herr, wir wüßten schon lang, wie wir eigentlich mit einander stehen, wenn i nur wüßt, ob Sie sich mit C oder Z schreiben. — „Ist des ä Frog! mit dem Z.“ — Dann thut's mir leid, sagte bedauernd der Schuldner: da müssen's warten, denn ich zahl halt nach dem ABC!

Warnungstafel. Es ist jüngst vorgekommen, daß der Gebrauch einer Sorte Rauchtaback krankhafte Erscheinungen zur Folge hatte; indem das grüne Papier, in welches der Taback unmittelbar eingefüllt gewesen, mit arsenikfaurem Kupfer (sogenanntes Scherle'sches oder Schweinfurter Grün) gefärbt war. In Folge eines min. Reskripts hat nun die k. Regierung von Mittelfranken befohlen, daß den Tabakfabrikanten der Gebrauch solchen giftigen Papiers zum Tabackfüllen bei Strafe untersagt, auch die Kaufleute vor dem Einlegen so verpackten Tabacks und das Publikum vor dem Gebrauch desselben, so wie der, mit demselben Pigment tingirten, Tapeten, öffentlich gewarnt werden soll.

— Cabat, der vorzüglichste Landschaftsmaler der neuern französischen Schule, hat sich in Rom vom Abbé Lacordaire bekehren lassen und gibt sein sündliches Handwerk auf, um in ein Kloster zu gehen. Dieser höchst talentvolle Künstler gehört zu den wenigen Menschen, welche sich trotz ihrer total vernachlässigten Erziehung von der untersten Stufe zu einer hohen Stellung im Leben hinaufschwingen und sich augenblicklich in jeder Lage zurecht finden, ohne daß man ihnen im Geringsten den Sprung von einem zum andern anmerkt. Cabat hat in Paris lange mit dem Elend gerungen: wir haben ihn in einem jämmerlichen Dachstübchen und in einem prachtvollen Attelier gekannt, er war sehr entschlossenen Charakters, jedoch gelang es ihm immer, seinen Ehrgeiz zu verhehlen, und in seinem ganzen Benehmen sprach sich deutlich Menschenverachtung aus; seine Malerei trug ihm in der letzten Zeit nicht unbeträchtliches Renommée und Geld ein, und wenn er sie verabschiedet hat, so muß er die Ueberzeugung haben, daß die Tonsur zu größern Ehren und Reichthümern verhilft, und es sollte mich nicht wundern, wenn sie ihm den Cardinalshut einbrächte.“

Ueber das Häufeln und Nichthäufeln der Kartoffeln.

Hierüber schreibt Herr Oekonomierath Pabst in der Zeitschrift für die landwirthschaftlichen Vereine des Großherzogthums Hessen folgendes: „Schon bei früheren Reisen durch Belgien hatte ich bemerkt, daß man dort die Kartoffeln blos hackt und nicht anhäufelt. Neuerer Zeit hat Dembasle zu Roville seine Erfahrungen dahin mitgetheilt, daß das Häufeln der Kartoffeln zwar das Wachsthum der Stängel begünstige, nicht aber den Betrag der Knollen, welchen er beim Unterlassen des Häufelns meistens stärker gefunden habe, mehr jedoch auf reichem als auf armem Boden. Ich ließ, um einen Versuch hierin zu machen, auf einem Stück des hiesigen Versuchsfeldes die Hälfte jeder Kartoffelsorte blos zweimal behacken, die andere Hälfte aber das zweitemal häufeln. Das Kraut der Gehäufelten war augenfällig stärker, als der Nichtgehäufelten; beim Ertrag an Knollen erwies sich

aber kein Unterschied.“ — Ungehäufelten Kartoffel müssen tiefer in die Erde gesetzt werden, indem sonst viel der Neugewachsenen aus der Erde hervorschießen und grün (karvangel) werden.

Anzeigen.

Blos Gründe, die eigentlich mit der folgenden Sache nichts gemein haben, hinderten bis anhin den Verfasser des Artikels in No. 12 dieses Blattes — den verstorbenen Pfarrer Moretto und den noch lebenden Pfarrer Steigmeyer betreffend — das Inserat der Bademer-Aargauer-Zeitung No. 28, gleichen Betreff's, erwiedern zu können.

Wenn wir (ich rede so, weil noch viele meiner Meinung sind) uns keineswegs zu jener Race von Menschen bekennen können, die sich so gerne heutzutage als Zeitungshelden, resp. Blutsauger an der Ehre ihrer Mitmenschen aufwerfen, so war doch die der Oeffentlichkeit anheim gegebene Biographie eines Mannes, den man, wie schon letzthin erwähnt, zu den noch geachtetsten Geistlichen im Frikthale zählt, in einem solch' niedern und gemeinen Tone abgefaßt, der jeden Rechtlichen mit Verachtung gegen Individuen erfüllen mußte, die sich nicht entblödeten, in einer Sprache zu reden, die wir allenfals einem rohen Bengel von unzogegenen Menschen zu muthen könnten, und so immerhin eine Erwiederung verdient — da dem Buben der mit Koth wirft die Ruthe gebührt.

Vorerst müssen wir aber Herrn Steigmeyer um Entschuldigung bitten, daß wir ihm durch unsern Artikel einen so giftigen Insektenschwarm auf den Hals gebracht haben, und hinmit unumwunden erklären, daß wir ohne sein Wissen die ihm aufgebürdeten Lügen zu widerlegen uns entschlossen wohlwissend, daß er es unter seiner Würde halte, wieder in gleichem Tone zu erwidern, und eben so auch billiges Bedenken trage, sich wie gewisse Leute von den Consorten ihrer Klicke lobhudeln zu lassen.

Aus allem zu schließen, sahen die Herren Einsender (wir kennen sie übrigens wohl) den Balken nicht, über den sie nothwendig stolpern mußten, als sie ihr Gift auskramten; denn während sie den Geist Moretto's in der Person ihres Gegners herumspazieren lassen, schimpfen sie ja wir der leibhaftige Moretto selbst, und wäre nun dessen Ableben nicht schon mehr als genug bekannt, so könnte man kühn die Wette wagen, hinter dem wüsten Haufen von Satyre und Schimpf Moretto's Gestalt zu erblicken. — Doch hierüber müssen wir still sein, um uns nicht gegen unsere eigene Grundsätze zu versündigen.

Wir sagen daher nur soviel: Ihr habt den Zweck Eurer Aufgabe schlecht erreicht — Ihr habt Verläumdung gesäet und dafür sollt Ihr Verachtung einernden; denn Verachtung gebührt dem der jeder Handlung böse Beweggründe unterschieben will. Ihr sprecht (um nur auch Einiges anzuführen) von übel verwendeten Geldern, die unter Oberamtmann Bachmann dem Schulrath alljährlich zum Besten der Schule übergeben worden — und hättet Ihr, statt in den Bierhäusern zu sitzen und Euren Stachel auf den Ruf anerkannt ehrlicher Männer jagen zu lassen, Eure Nase in die vorhandenen Akten gesteckt, so würdet Ihr euch vielleicht geschämt haben, solche Lügen zu publiziren; oder glaubt Ihr etwa, daß man auch früher schon mit solchen Geldern nach Belieben geschaltet und gewaltet, z. B. harte Fünffr. Thaler, die von der Regierung zur Ausbezahlung an die Bez. Schullehrer übergeben worden, in Drei- und Sechskreuzerstücke umgewandelt und die Betreffenden mit so Ladenmünz abgefertigt habe, wie's in neuerer Zeit geschehen ist? — das erstere war natürlich schönes Kapitälgeld — !!

Ihr seht, Ihr Helden von Sodoma, daß auch wir Euch mit einem Gedecke aufwarten können, wenn wir in Eure Fußtapfen treten wollten. — Doch wollen wir vorläufig noch ein wenig harren, bis neue Bombardementer erscheinen. Ihr sagtet uns ja, daß Ihr mit Steigmeyer schon fertig werdet, und da er's jetzt so viel wir hören, noch nicht ist, müssen wir uns also noch in der Geduld üben. Aber in Wahrheit gesagt: man weiß wirklich nicht, ob man Euch, oder aber das Vaterland bedauren soll, in dessen Schooße solche Männer wohnen, wenn man Eure Sprache hört. „Fertig werden,“ sagtet Ihr; wollt Ihr etwa Banditen oder Straßenräuber werden, um Euer gegebenes Wort auch halten, und wirklich mit Eurem Opfer fertig werden zu können? Anderes steht Euch wohl nicht bevor, da Steigmeyer nicht krank ist, und Ihr ihm daher an sein Krankenlager auch keine mit Schimpf und Spott vergifteten Arzneien schicken könnt, wie's bei Moretto geschah. — Doch es sei für einmal genug.

Lebt nun auch Ihr wohl, Ihr Fertigwerder! vermeldet Eurem Spießgesellen unsern Gruß, und sagt ihnen, daß es wider ihr Bewarten in unserm Kantone noch Bürger gebe, die für den Ruf rechtlicher Männer auch noch einen Kampf wagen; unser Motto sei: „Ehre dem Ehre und Schand dem Schande gebührt, sei es dann ein Schwarzer oder Weißer;“ saget ihnen, daß wir uns weder von ihren in so mannigfacher Beziehung seltenen Gaben noch vor ihrem Ansehen und Einflusse fürchten, sondern ihre Angriffe in der Folge mit gleicher Münze bezahlen werden; daß wir daher auch in Erwartung eines Mehreren den Handschuh aufgenommen, und so lange für die Ehre, unverdient Gekränkter fortkämfen werden, bis man auch mit uns fertig sein wird. — Doch dazu hat's noch Zeit. — N'est-ce pas, messieurs?!

Von dem vor einiger Zeit angekündigten

Schweizerischen Heirathstempel für beiderlei Geschlechter

ist nun der erste Bogen fertig und an alle bereits eingekommenen Subskribenten versandt worden, so wie er nun durch alle löbl. Postämter und Buchhandlungen bezogen und daselbst eingesehen werden kann.

Beim Verleger dieses Blattes ist zu haben:

Sterne und Schnuppen aus der Götternacht in Zürich. Mit dem Motto: Ev. Joh. 1, 5.
1 Bog. 8. 2 Bz.

Neues und unterhaltendes Frag- und Antwortspiel in 64 Fragen und eben so vielen Antworten. 2 Bz. Auf Kärtchen 4 Bz.

Text und Noten zur dereinstigen Revision deraff Versung des Kantons Bern 1839. 3 Bz.

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau.

No. 17. 27. April 1839.

Das Alpenhorn,

ein Volksblatt

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Zweiter Jahrgang.

Zur Sittengeschichte von Calabrien.

Ein dem Appellationshofe zu Neapel überwiesener und gegenwärtig noch schwebender Criminalproceß, dessen Gegenstand mit allen Nebenumständen nicht nur in Jedermanns Munde ist, sondern zum Theil auch schon in öffentliche Blätter überging, gibt eine allzu treffende Charakteristik von der Denk- und Handlungsweise der Calabresen und der neapolitanischen Justizpflege, als daß ich ihn für unwürdig erachten sollte, den Augen unserer Leser im Zusammenhange vorgeführt zu werden, um so würdiger, als sie geneigt seyn dürften, eine in der Gegenwart sich bewegende Handlung um Jahrhunderte und in die finstersten Zeiten des Mittelalters zurück zu versetzen, wenn nicht gar in das Gebiet der Romantik. Der Schauplatz ist das kleine calabresische Städtchen Misura. Die Begebenheit fällt in das Jahr 1837, sage eintausend achthundert und siebenunddreißig.

Nicht nur in den Annalen der mächtigen italienischen Staaten begegnen wir auf jedem Blatt jenen blutigen Zügen, welche Jahrhunderte hindurch die Halbinsel zum Schauplatz innerlicher Zwietracht, der Bürgerfehden und der Fremdherrschaft machten; auch die Chroniken der kleineren Städte und Ortschaften spiegeln sie uns zurück, und zeigen allüberall dasselbe traurige Schauspiel der um die Herrschaft kämpfenden Edeln, von Parteihaß zerrissener Mauern, von Verbrechen, die, von Leidenschaft eingegeben, straflos unter dem Deckmantel der Gesetze verübt wurden, von Bürgern, welche sich auf den Wink ihrer Tyrannen hinschlachteten, statt ihre vereinten Kräfte gegen ihre Unterdrücker zu wenden.

So war auch Misura seit undenklichen Zeiten Zeuge der Kämpfe zweier adeliger Geschlechter gewesen, und durch die Feindschaft der Familien Longobuco und Polizzi zerspalten. Von den jedesmaligen Zeitverhältnissen bedingt hatten die Farben der Streitenden gewechselt — nur ihr Beweggrund, der Haß, nicht. Als die Ritter von den Felsennestern in die Städte hinabstiegen und den Eisenharnisch mit dem Bürgergewande vertauschten, war jener unversöhnliche Groll ihr treuer Begleiter geblieben. Ihre Waffe wurde statt des Schwerts die Feder, das Schlachtfeld ihrer Kämpfe die Gerichtsstube, und die wechselseitige Erbitterung wurde durch den gesetzlichen Schein, mit welchem jede Partei ihre Angriffe zu rechtfertigen strebte, nur noch gesteigert.

Die Häupter der Familien waren in der letzten Zeit Felice Longobuco und Aloisio Polizzi, welcher das Amt eines Stadtsyndicus bekleidete; letzterer war verheirathet und Vater einer Tochter, während Don Felice noch unvermählt war und eine ältere Schwester seinem Hauswesen vorstand.

Misura ist nicht groß genug, daß zwei Todfeinde sich ausweichen könnten, der öffentlichen Orte zu wenige, um nicht eine tägliche Begegnung zu bedingen; eine jede war aber nur ein neuer in die offene Wunde geträufelter Gifttropfen, ein um so tiefer ätzender, je weniger die verfeinerte Sitte den rohen Ausbruch der Leidenschaft gestattete, je mehr Don Aloisio auf Bewahrung seiner obrigkeitlichen Würde bedacht seyn mußte, und Don Felice Longobuco die Verletzung der obersten Magistratsperson zu scheuen hatte.

Eines Abends trafen sich die Gegner in dem einzigen Kaffehause des Orts. Don Felice spielte Domino; hinter seinem Sessel stand zufällig der Syndicus im Gespräch mit andern Gästen, anfangs ohne das Spiel zu beachten, späterhin gedankenlos dem Aufdecken und Aneinanderreihen der Steine zuschauend: er mochte wohl nicht einmal eine Ahnung von der Nähe seines Widersachers haben. Don Felice war im Unglück. Ist nun aber an und für sich schon jeder Spieler mit irgend einem Aberglauben behaftet, so ist es der Verlierende gewiß noch in höherem Grade, und gleich bereit, sein Mißgeschick weniger den begangenen Fehlern oder der Ungunst des Glücks als zufälligen äußeren Einwirkungen zuzuschreiben. Mißlaunig wandte sich Don Felice um und wurde seinen Gegner gewahr. Die Gelegenheit, seinem Unmuth auf Kosten des Feindes Luft zu machen, war günstig. „Ihr stört mein Spiel, Don Aloisio, hob er mit gebieterisch-wegwerfendem Ton an, und würdet mich verpflichten, wenn Ihr den eingenommenen Platz gegen einen andern vertauschtet.“ Im Syndicus keimte augenblicklich der Entschluß, dem Zufalle, welcher ihn auf diesen Platz geführt hatte, den Anschein der Absichtlichkeit zu leihen. Weit entfernt daher zu weichen, lehnte er sich vielmehr auf dem in den Boden gebohrten Rohrstuhl vorwärts, maß Don Felice mit kalt verächtlichem Blick und warf schweigend um ein Weniges den Kopf zurück, als halte er den Gegner einer Antwort für unwürdig. „Hört Ihr nicht, was ich Euch sage, Don Aloisio, wiederholte Longobuco mit steigendem Ingrimm, Eure Nähe ist mir lästig. Ihr steht mir im Wege — hier, wie überall.“ „Gereicht Euch meine Nähe zum Aergerniß, erwiederte Polizzi höhnisch, so hoff' ich zu Gott, daß es Euch in den ersten zwanzig Jahren nicht daran mangeln solle.“ „Vielleicht ließe die Frist sich noch abkürzen.“ war die Antwort. Dieser Wortwechsel ward laut genug geführt,

um von jedem der Anweſenden vernommen worden zu ſeyn. Die, Feindſchaft der beiden Stammhäupter war jedoch zu offenkundig, und Reibungen hatten zu häufig ſtattgefunden, als daß dieſe neue feindſelige Begegnung eben beſondere Senſation hervorgebracht hätte.

Am nächſtfolgenden Morgen ritt Hr. Polizzi nach ſeinem fünf Miglien von der Stadt gelegenen Landgut Mönſelice. Der mit niedrigen Steinmauern eingefaßte Weg führte ihn durch eine Olivenwaldung bergan. Es war in der Mitte des Sommers. Weit und breit war kein lebendes Weſen zu ſehen, Alles hatte ſich vor der höher und höher ſteigenden Sonne geflüchtet, und nur das betäubende Schrillen der Cicaden, welches aus den Carruben und Myrtenſträuchern tönte, unterbrach das Schweigen. In Gedanken verſunken und von der Hitze erdrückt, ließ der Reiter die Zügel des läſſig berganklimmenden Roſſes aus der Hand ſchlüpfen. Da hörte er ſich laut bei Namen rufen, fuhr auf und ſah einen wilden bärtigen Kerl mit ſpitzem buntbebänderten Hut hinter der Mauer das Gewehr auf ihn anſchlagen. Don Aloiſio griff raſch zum Carabiner ohne welchen kein Calabreſe ſich nur eine Viertelſtunde Weges über Land wagt, und ſpannte den Hahn. Fort mit der Flinte! ſchrie der Bandit. Macht keinen unnützen Lärm. Wir ſind unſrer Zehn.

Wirklich tauchte auch hinter den Steinen und Aloëſtauden ein halbes Dutzend ſonnenbrauner, bis an die Zähne bewaffneter Geſellen, als Bürgen für das Wort des Redners hervor. Das Auge des Sindaco überflog die Rotte. Einen Moment lang ſchwankte er, ob er nicht raſch ſein Schuß abgeben, das Pferd herumwerfen und ſein Heil in der Flucht ſuchen ſolle. Da überſprang der Erſte die Mauer, warf mit trotziger Sicherheit ſein Gewehr über die Schulter und fiel dem Reiter in die Zügel. „Nehmt Vernunft an, Don Aloiſio, ſprach er, ſteigt ab, legt die Waffe nieder und fürchtet nichts. Wir ſind Galantuomini.“ Der Sindaco überzeugte ſich nun wohl, daß Widerſtand und Flucht gleich unmöglich ſeyen, und folgte der Anweiſung des Räubers. Die Uebrigen hatten ſich mittlerweile genähert.

„Ich kenne dich wohl, ſprach Hr. Polizzi zum Erſten, du heißeſt Valentino mit dem Beinamen Monocolo, und haſt ſchon einmal vor zwei Jahren wegen Straßenraubs im Gefängniß zu Miſſura geſeſſen.“ — „Wenn Ihr mich ſo gut kennt, verſetzte der Einäugige, ſo werdet Ihr auch wiſſen, daß ich von je zum Läugnen zu ſtolz war.“ — „Und du, wandte ſich Aloiſio zu dem Nächſtſtehenden, biſt Marco Donnola, und wurdeſt zu lebenslänglicher Zuchthausſtrafe verurtheilt wegen —“ „Was ſoll das Geſchwätz, Signor? unterbrach ihn der Einäugige. Hier ſitzt Ihr nicht zu Gericht, und wir ſtehen nicht vor den Schranken. Wollt Ihr euch fügen — gutwillig, ſonſt zwingt Ihr uns zur Gewalt.“ — „Noch eine Frage denn, rief der Syndicus. Ihr ſeid von Longobuco angeſtellt?“ — „Wahrlich, entgegnete Marco, Ihr kennt den Vogel am Geſange.“ — „Und wie viel hat er für den Fang euch geboten?“ — „Wenig, ſpottwenig, brummte Monocolo. Aber was hilft's, iſt der Handel einmal geſchloſſen, ſo hinkt das Markten wie ein lahmer Gaul hinter dem Wagen. Zwei hundert Ducati bringt Ihr uns ein, Signor, keinen Quattrino mehr.“ — „Ich zahle euch das Doppelte für meine Freilaſſung.“ — Ein unwilliges Murren durchlief die Bande. „Wir ſind Männer, rief Marco, und halten auf Manneswort. Geht, Signore, das ſchmeckt einmal wieder nach der Schreibſtube. Kein Wort weiter, und laßt Euch die Augen verbinden.“

Nach einem halbſtündigen beſchwerlichen Steigen, während welchem Don Aloiſio von zwei Briganden geführt wurde, machte der Trupp Halt. Die Binde fiel von den Augen des Gefangenen; er ſtand in einer räumigen Höhle. Weiber, erwachſene Dirnen und Kinder lagerten um ein flackerndes Feuer, an welchem der Keſſel brodelte, ſtarrten ihn mit ſtumpfer Neugier an und flüſterten dann heimlich unter einander. In der hintern Vertiefung lagen andere Geſellen ſchlafend und in einem Haufen welker Blätter halb verſteckt. Ein hagerer, hartknochiger Greis richtete ſich im Winkel auf, trat an den Syndicus und hieß ihn willkommen. Don Aloiſio nickte ſtumm. „Ihr ſcheint mich nicht zu kennen, Eccellenza, fuhr der Alte fort. Freilich war der graue Fuchs Euch bisher zu ſchlau, um in Eure Eiſen zu gehen. Mein Name aber dürfte Euch wohl kaum unbekannt ſeyn; leben doch nicht Viele zwiſchen Neapel und Reggio, ſollte ich meinen, die noch nie vom alten Trenta-tre gehört hätten.“

Aloiſio war eben kein ſchwachnerviger verzärtelter Mann; als er jedoch den Namen des Räubers vernahm und ſeine Rechte von deſſen eiſerner Fauſt geſchüttelt fühlte, überlief ihn ein Schauer. Trenta-tre war der gefürchtetſte, fühlloſeſte Bandit in den Abruzzen — ſeinen Namen führte er von der Zahl der drei und dreißig von ihm begangenen Mordthaten. „Seyd ohne Furcht, Don Aloiſio, fügte der Brigand hinzu, ohne Noth ſoll Euch kein Haar gekrümmt werden, Befehlt über mich, über die Meinigen, über die ganze Wirthſchaft Ihr ſeid Padrone.“

Der Charakter der calabreſiſchen Briganden iſt ein wunderliches Gemiſch von Rohheit und feinerem Gefühl, von Verworfenheit und Ehrgeiz. In der Ausübung ſeines Handwerks ſieht er nur den ehrenvollen Kampf des Unterdrückten gegen den Gewalthaber, des Bedürfniſſes gegen den todten Buchſtaben des Geſetzes; er gefällt ſich ſeinem Treiben einen ſchimmernden, faſt möcht' ich ſagen chevaleresken Anſtrich zu geben, gegen Arme den Großmüthigen zu ſpielen, den Gaſtfreien ſeinem Gefangenen gegenüber. Er iſt Räuber und Mörder — beides aber als galantuomo. Trenta-tre und ſeine Gefährten wetteiferten in Aufmerkſamkeiten gegen den Syndicus. Ein Fürſt, welcher das Haus eines Vaſſallen mit ſeinem Beſuch beehrt, hätte nicht ehrerbietiger aufgenommen, nicht ſorgſamer bedient werden können. Wohl fühlend, wie drückend ihre Nähe für den unfreiwilligen Gaſt ſey, räumten die Söhne des Gebirgs ihre Höhle, um ſich auf einem freien Platz vor derſelben niederzulaſſen und mit Wein und Tanz den glücklichen Fang des Tages zu feiern. Nur Marco Donnola blieb als Wächter am Eingange.

Es dunkelte ſchon, als ein Fremder in die Höhle trat, langſam auf Don Aloiſio zuſchritt und mit verſchränkten Armen vor ihm ſtehen blieb. Es war Don Felice Longobuco. Der Syndicus ſah auf, warf ſeinem Gegner einen Blick des tödlichſten Haſſes zu, und richtete wiederum das Auge auf die in Aſche verſinkenden Kohlen. Jeder fühlte das Gewicht der verhängnißvollen Stunde, und wie der lebenswierige Kampf nun der Entſcheidung nahe; jeder wog im Geiſte die Worte, welche er dem Todfeinde zuſchleudern wolle, und ſann, wie er den Stachel der Rede ſchärfen, das freſſende Gift in die Wunde des Gegners träufeln möge.

Longobuco brach das Stillſchweigen zuerſt: „Ihr ſeid in meiner Gewalt, Polizzi. Der langerſehnte Augenblick iſt gekommen, wo ich meine Rache befriedigen, wo ich Euch vernichten kann. Und ich will's — ich werd' es.“ — „Vielleicht, entgegnete Don Aloiſio ver-

ächtlich, wenn Ihr den Muth dazu hättet.“ — „Meint Ihr? In Wahrheit. Ein Wort von mir und Trenta-tre würde an Euch zum Trenta-quattro.“ — „Ihr kämt mir nur zuvor.“ — „Hört mich an, Polizzi. Ich bin nicht hierher gekommen, um Eure knabenhaften Großsprechereien mit anzuhören, und meinem Groll auf Weiberart mit Scheltworten Luft zu machen. Wir hassen einander tödtlich — neben einander können wir nicht bestehen. Einer von uns muß das Feld räumen — und dieser Eine seyd Ihr. Es kostet mich nur einen Wink, um Euch ermorden zu lassen — geb' ich ihn nicht, so geschieht es lediglich, um Euch lebenslänglich mit dem Bewußtseyn zu martern, daß Ihr jeden Athemzug der Großmuth Eures Feindes verdankt. Schweigt, sage ich Euch. Kein Wort. Ich lasse Euch frei. Dafür tretet Ihr mir Euer Landgut Monselice ab — gerichtlich, versteht mir wohl. Ein Scheinkauf sichert mir den Besitz. Ihr verkauft Haus und Hof in Misura — Ihr wandert aus — wohin, gleichviel. So weit als möglich — über die Gränze. Das Königreich hat nicht Raum für uns Beide. Antwort! Wollt Ihr?“ — Polizzi warf bitter lachend den Kopf zurück. — „Ich habe Eure Weigerung erwartet, fuhr Longobuco fort, indem er seinem Gegner um einen Schritt näher trat. Ich würde eben so wenig als Ihr auf den Vorschlag eingegangen seyn. Hört denn den zweiten. Erwägt ihn wohl. Ihr habt nur zwischen ihm und dem Tode die Wahl. Eure Tochter Vittoria ist schön — gebt sie mir zum Weibe.“ — „Eher dem elendesten Schurken aus Trenta-tre's Bande, fuhr der Syndicus auf, als einem Longobuco!“ — „Polizzi, ich warne Euch, reizt mich nicht; bei der Seele der Madonna, Ihr seyd sonst verloren.“ — „Lieber todt, als mein Kind dem Feind unseres Geschlechts opfern.“ — „In Wochenfrist dürftet Ihr vielleicht kälter über diesen Punkt urtheilen. So lange geb' ich Euch Bedenkzeit. Auf Wiedersehen, Hr. Sindaco!“

Drei Tage waren bereits seit dem Ausbleiben Polizzi's verstrichen. Die Bestürzung der Seinigen wuchs mit der Wiederkehr eines jeden der nach Monselice gesandten Boten. Niemand wollte den Syndicus weder dort noch unterwegs gesehen haben. Frau Gonegonda Polizzi kannte den Charakter ihrer Landsleute, besonders den des Feindes ihres Gatten zu genau, als daß sie einen Augenblick hätte im Zweifel bleiben sollen, von welcher Seite der Streich geführt worden sey. Eben so wohl aber wußte sie auch, daß das Einschreiten der öffentlichen Behörde nur dazu dienen könne, die Rachsucht des Gegners zu reizen und die tragische Katastrophe zu beschleunigen. Die Befreiung ihres Gatten hing allein von der Willkür Don Felice's ab, und wie wenig auch von dieser Seite zu hoffen war, so hielt es Signora Polizzi dennoch für Pflicht, wenigstens einen Versuch zu machen, den Feind des Hauses umzustimmen. In Trauergewändern zog sie mit ihrer Tochter nach dessen Hause und drang in das Zimmer von Longobuco's Schwester. Dort warfen die beiden Frauen sich auf die Kniee, und erhoben, ohne ein Wort hervorzubringen, flehend die Hände.

Marina Longobuco theilte die feindseligen Gesinnungen, welche ihr Geschlecht gegen die Polizzi hegte. Das erste Gefühl der Calabreserin war das des Triumphs über die verhaßte Familie — später erst machte die Weiblichkeit ihre saufteren Rechte geltend. „Signora, Ihr eine Bittende, eine Knieende? Und vor mir, vor einer Longobuco? Steht auf — redet — was führt Euch zu mir?

Die Beiden verharrten lautlos weinend in ihrer demüthigen Stellung. Verwirrt trat Fräulein Marina an die Mutter und ersuchte sie dringend, ihre entwürdigende Stellung aufzugeben. Mildere, gütigere, ihr unwillkürlich entschlüpfende Worte bezeugten, daß ihr Herz für jenen stummen Jammer nicht unempfindlich bleibe. Allmählig begann sie die Feindin über der Unglücklichen zu vergessen, und beschwor sie dringend, ihr den Grund ihrer Thränen zu vertrauen — was in ihrer Macht stände, diese zu trocknen, gelobe sie heilig zu thun.

„Meinen Gatten, meinen Vater!“ riefen die Frauen. „Gebt ihn uns zurück. Euer Bruder hält ihn gefangen. Seyd barmherzig, Signora. Bei den Schmerzen der Madonna beschwören wir Euch — bittet ihn frei!“

Marina erschrack heftig. Sie kannte den Haß und den rachsüchtigen Charakter ihres Bruders zu gut, als daß sie ihn nicht eines gewaltsamen Ausbruchs seiner Leidenschaft hätte fähig halten sollen. Die Kunde von dem letzten Streit war auch ihr zu Ohren gekommen: erst jetzt aber brachte sie das räthselhafte Verschwinden des Syndicus mit jenem Wortwechsel in Verbindung.

„Ihr äußert da einen entsetzlichen Verdacht, Signora,“ erwiederte sie mit zitternder Stimme. „Ich weiß gar wohl, daß mein Bruder mit dem Syndicus in Feindschaft lebte — einen so gewaltthätigen, verbrecherischen Schritt aber — nein, nein. Steht auf, Signora. Augenblicklich verfüge ich mich zu Don Felice. Er muß sich in Euern Augen rechtfertigen; er ist es Euch schuldig, mir, sich selber. Erwartet mich hier.“

Nach einer Viertelstunde kehrte Marina von ihrem Bruder zurück. Er hatte sie mit harten Worten angelassen, und sie gescholten, daß sie sich für Mitglieder jenes verhaßten Stamms verwende. „Von dem Sindaco wisse er nichts. Sey er verschollen — um desto besser. Er für seinen Theil habe keine Schuld daran.“ — Die Heftigkeit mit welcher er sich weigerte, den beiden Frauen diese Versicherung geben, ja sie nur sehen zu wollen, war jedoch seiner Schwester in einem zweideutigen Licht erschienen, und hatte sie im Verdacht, als ob Don Felice doch wohl nicht so ganz schuldlos bei jenem Handel seyn könne, nur noch bestärkt. Mit ungeheuchelter Bekümmerniß unterrichtete sie Mutter und Tochter von dem unbefriedigenden Erfolg ihres Fürworts. Einen andern Trost aber als ihre aufrichtige Theilnahme vermochte sie ihnen nicht zu reichen.

Andere fünf Tage verflossen, und noch immer war keine Spur vom Syndicus ausfindig gemacht worden. Die übrigen Familienglieder und Anhänger der Polizzi theilten den Verdacht der Frau Gonegonda und sprachen ihn unverhohlen aus. Keiner aber wollte den ersten Schritt wagen, den gefürchteten Gegner zur Rechenschaft zu ziehen. Ihre moralische Ueberzeugung, daß Longobuco das Haupt ihres Stammes bei Seite geräumt habe, konnte den Mangel an gerichtlichen Beweisen nicht aufwiegen. Da beschlossen Gonegonda und Vittoria noch einen zweiten Versuch zur Befreiung ihres Gatten und Vaters zu machen, und sich geradezu an Don Felice zu wenden. Sie ersahen den Augenblick, wo er die Treppe hinab stieg, fielen ihm zu Füßen und umklammerten, noch ehe er sich ihrer erwehren konnte, schluchzend und wehklagend seine Kniee.

Vergeblich strebte der verwirrte Longobuco sich loszumachen, und seine unverkennbare Bestürzung unter der Maske des Zorns zu verbergen. „Was wollt Ihr von mir, wahnsinniges Weibervolk?“ schrie er mit unsicherer Stimme und abgewandtem Gesicht. „Laßt

mich los! Was hängt Ihr Euch an meine Kleider, Vittoria? — Laßt mich — ſage ich Euch — ich kann nichts mehr thun — Ihr kommt zu ſpät!“

Als Frau Gonegonda jenes unwillkürliche Zugeſtändniß und die grauſame Beſtätigung ihres Verdachts vernahm, ſtieß ſie einen lauten Schrei aus und fiel in Ohnmacht. Andere Hausbewohner eilten hülfreich herbei — Zeuge von Longobuco's Worten war keiner geweſen.

Am Morgen des nämlichen Tages war der Marcheſe Santaſpina, einer der reichſten Grundbeſitzer von Miſura, auf die Jagd geritten. Die Hunde waren bereits losgekoppelt und durchſtreiften das Dickicht, da vernahm der Marcheſe das mit Bellen untermiſchte klagende Geheul eines ſeiner Spürer. In der Meinung daß dieſer auf einen in den Bergen nicht ſeltenen wilden Eber geſtoßen und von dieſem geſchlagen worden ſey, gebot er ſeinen Dienern, hinzuſpringen, brach ſelber durch das Geſtrüpp und gelangte, von des Hundes Stimme geleitet, auf einen kleinen, baumfreien Raſenplatz. Das Thier ſtand vor einem dampfenden Aſchenhaufen, ſprang ſeinem Herrn entgegen, zerrte ihn nach der Brandſtelle und brach wiederum in ein klägliches Winſeln aus. Mit Schaudern erkannte der Marcheſe in der Aſche halbverbrannte Knochen. Der noch vollkommen kenntliche Schädel löſte jeden Zweifel, daß jene Gebeine einem Menſchen angehört hätten. Eine furchtbare Gräuelthat ahnend, hieß der Marcheſe ſeine Diener den ganzen Fleck mit genaueſter Sorgfalt durchſuchen, und jedes Kennzeichen, welches zur Spur führen könne, beachten. Endlich erblickte einer der Jäger einen kleinen auf der Aſche liegenden Schlüſſel. Der Marcheſe Santaſpina nahm ihn zu ſich und machte heimgekehrt augenblickliche Anzeige von ſeinem Funde bei der obrigkeitlichen Behörde. Der Schlüſſel ward von Frau Polizzi als das Eigenthum ihres Gatten anerkannt, und öffnete auch ohne Schwierigkeit die Schatulle, zu welcher er der Angabe nach paſſen ſollte. Es blieb kein Zweifel mehr, daß der Syndicus ermordet, daß ſeine Leiche verbrannt worden ſey. Die Wittwe klagte Don Felice Longobuco als den Mörder ihres Gatten an. Der Angeſchuldigte ward zur Haft gebracht und die Unterſuchung eingeleitet.

Ein Ziegenhirt aus der Gegend ſtellte ſich aus freiem Antrieb als Zeuge und ſagte aus: „Im Laufe der vergangenen Woche habe ich Don Felice zu wiederholtenmalen in den Bergen geſehen, und einmal auch in eifrigem Geſpräch mit dem mir wohl bekannten alten Briganden Trenta-tre. In der Dämmerung jenes Morgens, an welchem der Marcheſe die Ueberreſte des Ermordeten auffand, trieb ich meine Heerde an dem genannten Gebüſch vorüber. Auf einem kleinen Platz im Gehölz ſaßen mehrere Männer um ein mächtiges Feuer von welchem der Wind mir einen widrigen brandigen Geruch zuwehte. Als ich mich dem verdächtigen Orte näherte, ſprangen zwei von jenen Männern auf, und riefen mir mit vorgehaltenem Gewehr zu, mich augenblicklich zu entfernen. Beide gehörten aber zu Trenta-tre's Gefährten.“

Auf Befehl des Governatore wurde die Guardia civica aufgeboten und das Gebirg umſtellt. Zwei Räuber fielen in die Hände der Gendarmen: es waren dieß der Einäugige und Marco Donnola. Der Erſtere geſtand augenblicklich, daß Trenta-tre von Longobuco den Auftrag erhalten, den Syndicus zu fangen. „Wir vollzogen den Befehl, lautete das Geſtändniß, und brachten Don Aloiſio nach der Höhle. Longobuco erſchien am Abend des nämlichen Tages, um ſich mit dem Syndicus zu beſprechen. Der Streit der Beiden ward laut genug geführt, daß man ihn draußen vernehmen konnte. Don Felice verlangte von ſeinem Gegner Abtretung der Güter und Entfernung aus dem Königreich, und, als dieſer den erſten Vorſchlag verwarf, die Hand ſeiner Tochter. Als Don Felice unverrichteter Sache aus der Grotte trat, hörte ich ihn zu Trenta-tre ſagen, daß er ſich am folgenden Morgen die verſprochenen zweihundert Ducati abholen laſſen könne. Meine Frau ging nach Miſura, empfing das Geld baar und richtig aus Longobuco's Händen, und noch obenein eine hübſche buon' mano. Unſern Gefangenen haben wir jederzeit wohlgehalten — er hat wahrlich keine Urſache gehabt über uns zu klagen. Nach vier Tagen kam Longobuco wieder und beſprach ſich abermals mit ſeinem Feinde, ohne ſich jedoch mit ihm einigen zu können. Nach andern drei Tagen erſchien er zum letztenmal. Der Wortſtreit war heftiger als jemals. Don Felice trat mit zornbleichem Geſicht aus der Grotte und an Trenta-tre: „Der Starrkopf, ſprach er, will ſich nicht beugen. Sein Blut komme über ihn. Ich übergebe ihn dir. Mach's kurz. Jede Spur von ihm muß vertilgt werden.“ — Der Alte fragte noch einmal leiſe wegen des Preiſes an. Don Felice fuhr ungeduldig auf: „Ich hab' dir's ſchon einmal geſagt — vierhundert!“ — worauf ſich Trenta-tre begütigt abwandte, und Longobuco ſich auf's Pferd warf, um heimzujagen. Kurz darauf ging unſer Hauptmann zu dem Gefangenen und verkündete ihm, daß er ſterben müſſe. Er ließ ihm noch zwei Stunden Zeit, um ſich mit dem Himmel zu verſöhnen, lieh ihm auch ſeinen eigenen Roſenkranz. Nach Ablauf jener Friſt vollzog er das Gebot. Wir trugen die Leiche ins Gebüſch, wo wir ſie auf zuſammengethürmtes Reiſig warfen und verbrannten. Einen neugierigen Hirten habe ich ſelber mit der Kugel bedroht, wenn er nicht unverzüglich ſeiner Wege ging.“

Marco Donnola's Verhör gab im Weſentlichen dieſelben Reſultate. Beider Ausſagen, ſo wie die des Hirten, wurden Longobuco vorgehalten, und von den Briganden ihm ins Angeſicht wiederholt, ohne jedoch den Angeſchuldigtem zum Geſtändniß bewegen zu können.

Man brachte ihm ſeine eigenen Worte, welche er gegen die Wittwe geäußert: „wie es jetzt zu ſpät ſey,“ in Erinnerung. Er läugnete ſie jemals ausgeſprochen zu haben; andere Zeugen hatten ſie aber nicht gehört, und die Ausſagen der Gattin und Tochter der Ermordeten hatten nach neapolitaniſchem Geſetz keine Kraft.

Der König befahl, nach erſtattetem Bericht, daß ein außerordentlicher Criminalhof für dieſe Angelegenheit eingeſetzt werde. Dieſer darf ohne Appellation über Tod und Leben entſcheiden, vorausgeſetzt, daß eine entſchiedene Mehrzahl ſich Für oder Wider herausſtelle. Longobuco ward nach Neapel abgeführt. Er gewann dort Don Aurelio Toſta, den geſchickteſten Anwalt der Hauptſtadt für ſeine Sache, und verhieß ihm 5000 Ducati, wenn er ſeine Losſprechung bewerkſtellige. Hierauf bewies Don Aurelio: daß die Ausſagen zweier Verwandten von keiner Glaubwürdigkeit, die zweier Räuber ungültig, und die des einzigen Hirten bei einem Capitalverbrechen ungenügend ſey; daß ferner jener Schlüſſel des Syndicus von deſſen Angehörigen ſpäter und aus Rachſucht gegen ſeinen Clienten auf die Brandſtelle gelegt worden ſey, indem er auf der Aſche gelegen und nicht innerhalb derſelben. Die Stimmen des Criminalhofs wurden durch dieſe 5000 Ducati ſchwere Folgerung hinreichend getheilt, um den Proceß dem Appellationshofe überweiſen zu können. Das Endurtheil iſt noch nicht gefällt. — Niemand zweifelt aber, daß Don Felice Longobuco wegen Mangels an gültigen Beweiſen von der Anſchuldigung des Mordes freigeſprochen werde.

No. 17.

DAS POSTHÖRNCHEN.

27. April 1839.

Eine Wochenschrift
für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Dieses Blatt kann das ganze Jahr über durch alle löbl. Postämter des Kantons Aargau gegen vierteljährliche Vorausbezahlung von 7½ Batzen bezogen werden. Jeder Nummer wird beigelegt eine Nummer Alpenhorn, Volksblatt zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Tagesbegebenheiten.

Schweiz.

— Recht zur Zeit ist aus einer Pariser Buchdruckerei eine kleine, in französischer Sprache verfaßte Flugschrift hervorgegangen, unter dem Titel: „Wallis unter der Constitution von 1815. Von einem Mitgliede des die Walliser Konstitution gründenden Körpers.“ Aus dieser Schrift entlehnen wir folgende Stelle, welche den Zustand des Landes recht kurz und bündig ausmalt: „Der Staatsrath vollzog die Gesetze nur, in wie weit sie ihm gefielen, das Budget wurde nur pro forma votirt, eben so die Staatsrechnungen. Von den 100,000 Franken und darüber, die als Vorschuß in den Rechnungen figurirten, ist nicht die Hälfte baar vorhanden. Die wichtigsten Papiere gingen bei ihm verloren. Die Erledigung von Administrativstreitigkeiten blieben bis auf 20 Jahre im Rückstand. Bodenentschäftigung bei Straßenbauten waren endlosen Zögerungen unterworfen, Klagen bei der Regierung fruchteten nichts, und der Presse durfte man sich nicht bedienen. Der Staatsrath maßte sich die Censur an und verbot mehrere französische Schweizerzeitungen. Mit großen Ausgaben sind die Straßen gleichwohl vernachlässigt. Aemterhäufung ist an der Tagesordnung. Der Primarunterricht liegt zu Boden. Die Justiz ist in einem wahrhaft verwilderten Zustande. Die Strafanstalt ist ein Institut des Lasters. Die Gefangenen saufen sich voll und prügeln sich; zur Fastnachtzeit halten sie einen Ball und ziehen in Masken durch die Stadt; die beiden Geschlechter mischen sich dabei bequem und liefern der Anstalt jährlichen jungen Zuwachs; der Unterhalt der Sträflinge kostet mehr als in Genf und in Lausanne. — Die National-Bibliothek besteht aus einigen Fetzen der **Bibliothèque britannique**, — keine Brandassecuranz, kein Krankenhaus, kein Waisenhaus, keine Versorgungsanstalt für Irren!“

— Der Republicano zeigt, daß der Bischof von Como seine Firmungs- und Visitationsreise zu politischen, der Aristocratie Molo-Riva dienenden Zwecken auf eine empörende Weise mißbraucht. Er läßt viele Gemeinden ohne Pfarrer, indem er die von den Gemeinden dazu Gewählten nicht einsetzt, und läßt auf den einen und denselben Priester, wenn er eine römische und aristokratische Kreatur ist, entgegen dem kanonischen Rechte selbst mehrere Stellen häufen.

— Die Frau eines Schenkwirthes in Lenzingen ist wegen Verdachtes der Vergiftung ihres Mannes gefänglich eingezogen und das Eingeweide des Unglücklichen nach Bern zur Untersuchung geschickt worden.

Thurgau. Ein warnendes Beispiel jugendlichen Uebermuthes und Leichtsinnes hat sich in der Kirchgemeinde Tobel zugetragen. Ein Bursche von 22 Jahren ging wiederholt beim Trinkgelage die Wette ein, sein Trinkglas mit den Zähnen zu zermalmen und unbeschadet zu verspeisen. Nach mehreren unschädlichen Versuchen wurde er endlich ein Opfer dieses tollkühnen und unsinnigen Wagestückes, indem er an dessen Folgen nach vier Tagen am 6. d. M. unter gräßlichen, immerwährenden Konvulsionen und Schmerzen starb.

Ausland.

— In München, in der dortigen Hofkirche zu St. Michael, hat der Prediger am ersten Sonntage des April von der Kanzel herab auf das merkwürdige Verhältniß hingewiesen, welches sich nach den neuesten Vergleichungen zwischen den ehelichen und unehelichen Geburten in München während des letzten Vierteljahres seit dem 1. Januar herausgestellt habe. Unter 433 während dieser Zeit vorgekommenen Geburten befanden sich nämlich 221 uneheliche und nur 212 eheliche.

Blomberg, Fürstenthum Lippe, 13 April. Am 10. d. M. ist hieselbst eine Bäuerin von vier lebendigen, wohl ausgebildeten und vollkommen ausgetragenen Kindern, drei Knaben und einem Mädchen, leicht und glücklich entbunden worden. Ein Knabe ist gleich nach der Geburt gestorben. Die drei übrigen Kinder aber befinden sich ganz wohl.

Berlin, 9. April. Am 7. d. M. wollten 7 Männer, von Scharfenberg kommend, über den Tegelersee setzen. Sie bedienten sich dazu eines kleinen Handkahnes. Auf der Mitte des Sees wurden sie von einem mit Schneegestöber begleiteten Sturme überfallen. Da der Lenker des Fahrzeuges sich im trunkenen Zustande befunden haben soll, so mußte er um so weniger dem Wetter zu widerstehen vermocht haben. Der Kahn schlug um; alle sieben Personen ertranken und bis jetzt ist noch keiner der Leichname aufgefunden worden.

— In Preußen hat sich ergeben, daß die Rübenzuckerfabriken in Schlesien und Sachsen bereits den vierten Theil des, in der Monarchie nöthigen Zuckerbedarfs liefern, ein Ergebniß, daß noch glänzere Resultate für die Zukunft verspricht.

— Nach einem Berichte in der Kölner Zeitung aus Odessa herrscht in den südlichen Häfen Rußlands eine große Thätigkeit, auch soll einem der dort befehligenden Admirale die Weisung gegeben worden sein, sich den Dardanellen zu nähern und die Bewegungen der englischen und französischen Flotte zu beobachten.

— Die Quotidienne enthält einen Artikel mit der Ueberschrift: „Alle Kaninchen sind vor dem Gesetze gleich.“ — Hierin wird erzählt daß der König durch einen Gesetzesentwurf für den Staatsschatz die Summe von 72,000 Francs als Ersatz für die Kaninchen forderte, welche in den Julitagen von 1830 boshafter Weise getödtet worden. Dieser Gesetzesentwurf wurde mit großer Stimmenmehrheit verworfen. Ohne sich hierdurch entmuthigen zu lassen, hat Hr. v. Montalivet, nunmehriger Ober-Intendant, vor dem Tribanale zu Laon behaupten lassen, wenn der Einsatz für ein Gehege-Kaninchem, in Folge eines gewöhnlichen Jagdvergehens, auf 3 Francs angeschlagen werde, so sei der Ersatz für ein Kaninchen, das in den Waldungen der Krone getödtet werde, auf 30 Fr. anzuschlagen. Hierbei hatte sich Herr von Montalivet auf eine Menge alter Jagdgesetze berufen, dennoch aber entschied das Tribunal von Laon: „Die Kaninchen seien vor dem Gesetze gleich.“ — Ein Ausspruch, den schon vorher das Tribunal zu Soissons gethan hatte.

— Man schreibt aus der französischen Stadt Caen: „Eine mildthätige Person, die nach ihrem Tode noch ein Andenken von Wohlthätigkeit hinterlassen wollte, vermachte den Armen eine Summe von 300 Fr., um in Brot ausgetheilt zu werden. Ihre Verfügungen wurden treu vollzogen, jedoch nur auf die Summe von 279 Fr. 85 Centimen, da der Fiskus 19 Fr. 80 Ct. für Registrirungskosten und 35 Ct. für Stempelpapier wegnahm. Hiernach wird also die Wohlthätigkeit um 6 Fr. 60 Ct. Procent versteuert.“

— In Montpellier starb dieser Tage eine Frau, Namens Deveze, die seit mehr als zwanzig Jahren von den barmherzigen Schwestern unentgeldlich Arznei, und wöchentlich 30 Sous erhielt. Bei Versiegelung ihres Nachlasses fand man 36,000 Fr. in Geld und 31,000 Fr. in den besten Wechseln vor. Noch wenige Tage vorher war die Frau in einem so kläglichen Aufzuge bei den barmherzigen Schwestern erschienen, daß diese ihr ein Hemd schenkten.

— Im Café anglais in Paris und im Foyer der großen Oper trifft man viele Dandies, die sich für katolische rechtgläubige Christen ausgeben, weil ihr Schuster oder Schneider ein Septiker ist, und die gar nicht ahnen, daß sie noch viel lächerlicher und abgeschmackter sind, als ihre Schuster oder Schneider. Die Predigten und musikalischen Messen sind allerdings seit einiger Zeit so besucht, daß die Kirchen die herbeiströmende Menge nicht fassen können; allein wer das Glück hat, einer solchen Messe oder Predigt mit beizuwohnen, wähnt in einem Salon zu sein, und ich will mein Seelenheil verwetten, wenn ein einziger von allen Fashionables, welche ihre buttergelben Handschuhe fest anziehen und mit ihren Lorgnetten herumängeln, an die Geheimnisse des Christenthums denkt, geschweige denn glaubt. Sie gehen in die Kirche, wie sie in's Theater gehen: aus Langweile, zur Erholung und aus Neugierde; sie wollen am Morgen

den Abbé Ravignan predigen hören, wie sie am Abend die Rachel spielen sehen wollen. Es hat zwar das Gute, daß sie in die Predigt kommen; allein es hat auch das Schlimme, daß sie ihre Maitressen mit hinnehmen; wenn auf dem Marsfelde ein Pferdrennen stattfände oder ein Luftballon aufflöge, würden wir sie nicht in St.-Roch oder in St.-Thomas-d'Aquin antreffen.

Amsterdam, 12. April. Dem Hrn. Cater ist die Concession ertheilt worden, eine steinerne Brücke über das Y zu bauen. Es würde dieselbe eine der größten Brücken auf der ganzen Erde werden. Buiksloot würde durch dies Werk eine Vorstadt Amsterdams werden. Die Brücke würde aus 13 Bogen bestehen, von denen einer über 100 Ellen lang würde. Die Concession ist auf einen Zeitraum von 75 Jahren begehrt worden und soll zurückgenommen werden, wenn drei Jahre nach dem Datum derselben der Bau noch nicht angefangen sey. Das für den Brückenbau zu machende Anlehen soll durch einen zu erhebenden Brückenzoll getilgt, von einem Theil des Zolles aber auch denjenigen, welche durch die Brücke in ihrem seitherigen Erwerb benachtheiligt werden, eine Pension zu Theil werden. — Nach der Vedette de Limbourg hat am 17. April Nachmittags eine Feuersbrunst beinahe die ganze Stadt Stochem, in der Nähe von Mecheln, verzehrt.

— Mit den englischen Finanzen steht es eben nicht so brillant, denn aus dem Bericht, welchen die, zur Tilgung der Staatsschuld niedergesetzte Kommission gegeben hat, geht hervor, daß in diesem Jahre nicht ein Kreuzer für den Tilgungsfonds zurückgelegt werden könne, da sich mit dem, am 5. Januar 1839 abgelaufenen Finanzjahre herausgestellt habe, daß die Ausgaben 345,227 Pfd. Sterling mehr betrügen, als die Einnahme.

— Die Einnahme von Sarragossa durch Cabrera hat sich glücklicher Weise nicht bestätigt, vielmehr soll Cabrera durch den christinischen General von Halen geschlagen worden sein. Daß dieser Sieg indeß noch der Bestätigung bedarf, versteht sich von selbst, denn die Christinos sagen eben so wenig die Wahrheit wie die Carlisten. Beide Parteien lügen sich den Hals voll, und daran hat man sich bereits so sehr gewöhnt, daß man sehr oft auch Wahrheiten für Lügen hält. Don Carlos befindet sich in bedeutender Geldverlegenheit, läßt aber seinen Soldaten ankündigen, daß es nächstens direkt nach Madrid gehen werde. Espartero macht Anstalt, den edlen Don Carlos zu begleiten; Maroto besinnt sich, wen er noch erschießen lassen will, und trägt nebenbei Sorge, dem Bürgerkriege ein Ende zu machen.

— Der Sultan soll wieder, noch vor dem Eintritt des 1. April, wetterwendisch geworden sein und den Krieg gegen den Pascha von Aegypten abbestellt haben. Man glaubt indeß, daß der Kampf doch ausbrechen werde. Der Sultan weiß selbst nicht, was er will, die fremden Diplomaten reden ihm allerlei vor und der Vicekönig von Aegypten spielt ihm auf der Nase. Dem letztern Herrn steht übrigens ein kleiner Streit mit England bevor; dies verlangt, er solle seine Truppen aus einem Theile von Arabien, und besonders aus den Häfen, zurückziehen, wozu aber Mehmed-Ali keine Lust hat, da er behauptet, er habe sich dies mit seinem Säbel erobert und werde es nicht aufgeben. Die Engländer wollen ihn zwingen, und deshalb wird es Streit geben.

Bruchstücke aus Raths-Protokollen von Luzern.

1486. Verordnung wegen kurzen Kleidern. Der Schneider, der sie gemacht, soll ein Pfund Buß bezahlen, und der sie tragt, ebenfalls ein Pfund und eine Nacht im Thurm. Verordnet, daß ein Kleid lang genug sei, wenn ein Rock so lang ist, daß wenn man einen Ellenstab zwischen den Beinen und unterm Hosenlappen durchstößt, der Rock darauf geht.

1496. Allen denen, so in das Eigenthal gehen verboten, beim See Geschrei zu machen, oder andere Unfugen zu treiben.

1498. Ehebrecher sollen ohne Gnad auf ein Jahr von der Statt sein, sie seien Schultheiß, Räth, Hundert oder von der Gemeinde.

1517. Wer so viel trinkt, daß er sich erbricht, soll bei Wasser und Brod in den Thurm gelegt werden, und ehe er daraus kommt, 5 Pfund Buß bezahlen.

1517. Wer bei den Wunden oder Leiden Christi ꝛc. schwört, oder über die Mutter Gottes und die Heiligen schmäht, soll ohne Gnade 5 Schl. Buß geben.

1525. Denen Ratsherrn mit verschnittenen Hosen verboten in Rath zu gehen bei 10 Pfund Buß, und bei Meidung des Raths, bis er solche hinweggethan.

1546. Weil die jungen Chorherrn der Stift Münster ungelehrt und nichts können, so soll die Stift einen gelehrten Mann zuthun, und denselben erhalten, der ihnen alle Tagen zwei Lektionen geben soll. Auch sollen sie

von ihrem unkristlichen trinken abstehen, ansonsten würde man sie nach Verdienen strafen.

1547. Umzug und Tanzen am Aschermittwoch verboten.

1551. Herr Ascanius Marsus von Mailand, des Kaisers Botschafter, so wegen seiner kranken Frau und Kindern in der Fasten Fleisch kochen lassen, soll in ein Wirthshaus gehen, und daselbst als andere Gäst zehren, damit man wissen möge, was er esse, und wann er in einer Gnädigen Herren Statt wohnen wolle, so soll er der Statt Luzern Satzungen nachleben, ansonst wurden meine Gnädigen Herrn Ursach haben, ihnen zu verweisen.

1551. Wenn der Uri-Rauen an einem Sonn- oder Feiertag vor der Meß ankommt, so soll ihnen bei schönem Wetter die Sust nicht geöffnet werden, bis nach der Meß. Bei Regenwetter aber oder Ungewitter soll man ihnen die Sust aufthun.

1559. Ewiges Licht an der Senti. Von der Frauenwirthin im Frauenhaus (Bordell) wegen einer Strafe 25 Gl. an eine ewige Ampellen und Licht verordnet.

1564. Pilati See. Verboten zu demselben zu gehen.

1564. Korherrn und Kapplän im Hof vorgestellt, und wegen ihrer ärgerlichen Kleidungen und Nachlagen den Weibsbildern scharf geahndet.

1566. Die Abbtissin zu Rathhausen wurde wiederum aus dem Gefängniß entlassen, von wegen ihrem schändlichen Leben und Hurerei und zum letztenmal erkennt, daß wenn sie wieder fehlen sollte, wollte man sie gewüß dem Weihbischof nach Konstanz schicken, ihre den Sleier abnehmen und ins Frauenhaus zu einer Abtissin setzen.

Gestern kam ich hier an, und fand, wie an manchen dergleichen Orten, auch sehr schlecht gepflasterte Gassen und Düngerhaufen vor den Häusern. In einem Gasthause, wo ich einkehrte, äußerte ich mich bei einigen Gästen darüber, worauf ein Herr Oberst, wie sie ihn nannten, mir sagte, es wäre vom Senat beschlossen worden, diese übel aufdünstenden Schanzen und Gräben vor den Häusern wegzuschaffen, weil sie die vorige Woche die Veranlassung eines schauderhaften Unglücks gewesen seien. Der Herr Bürgermeister und sein guter Freund, ein Herr Senator, seien Abends von einigen Flaschen süßen Weines erlauchtet spät heimgekehrt. Eine herumflatternde Nachtnymphe habe in ihnen auch die Gluth physischer Liebe dazu angefacht. Da nun in L..... Abends nie eine Laterne angezündet wird, sobald im Kalender Mondschein angezeigt ist, so haben hochdieselben in ihrem Feuereifer eine Tags vorher ausgeleerte Düngergrube nicht bemerkt, auf einmal ging's — platsch, platsch; und ein Platzregen von Jauche überschüttete des Senators Gesicht und Kleider. Jesus Marie! schrie derselbe, Herr Bürgermeister, was ist das? Ich bin des Todes, rief dieser, der in ½ Fuß tiefer beim Ausleeren übrig gebliebener Jauche noch kein Gleichgewicht finden und sich nicht aufrichten konnte.

Ich war noch nicht fertig, über dieses tolle Ereigniß zu lachen, als ein hinkender, einäugiger Polizeidiener hereintrat. — J — i — ist der Herr W — W — Wirth nicht da? — Da bin ich, was bringt Ihr Neues? — D — d — die Düngergruben v — v — vor den Häusern ſ — ſ — sollen bis über a — a — acht Tag w — w — weggeschafft sein, ſ — ſ — sonst legt sich d — d — der Senat hinein, stotterte der Polizeidiener.

Anzeigen.

Von dem vor einiger Zeit angekündigten

Schweizerischen Heirathstempel für beiderlei Geschlechter

ist nun der erste Bogen fertig und an alle bereits eingekommenen Subskribenten versandt worden, so wie er nun durch alle löbl. Postämter und Buchhandlungen bezogen und daselbst eingesehen werden kann.

Beim Verleger dieses Blattes ist zu haben:

Sterne und Schnuppen aus der Götternacht in Zürich. Mit dem Motto: Ev. Joh. 1, 5. 1 Bog. 8. 2 Bz.

Text und Noten zur dereinstigen Revision der Verfassung des Kantons Bern 1839. 3 Bz.

Berichtigung. Alpenhorn N. 16, S. 123, Zeile 13 v. unten lies: „die eine Kirche schmückten, und in einem schmalen Gäßchen unweit derselben ein Haus u. s. w.

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau.

№ 18. 4. Mai 1839.

Das Alpenhorn,

ein Volksblatt

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Zweiter Jahrgang.

In dem Reiche der Thorheit ist die Vernunft ein Staatsverbrechen.

Der Frühling von 1839.

Selb ist e schlimme Kerli gsy,
Wo zmitzt am Tag sis Ampeli
Vom Chuchischaft het abegno,
Azündt und i d'Laterne tho,
Und g'gangen-n ist vo Hus zu Hus,
Und gseit: „I goh uf Mönsche-n us.“

Hüt isch's mir währli fast so z'Mueth,
As wett i Stecke näh und Huet
Und uff der Mueter Füli Bei
Wallfahrte-n uff e Mysestei,
D'Speckpfyfe*) dobe füre neh,
Um au e chli der Früelig z'gseh.

Säg, Früelig, isch au das e-n Art?
Scho mängi Wuche hesch is g'nar't.
Isch jetz no Zyt, bim Sappermost,
So z'fahre-n uff der Schnäggepost,
Wo Alles uff der Ysebahn
Das Liedli singt vom „Anawang“?**)

Sit Ost're sötte d'Meitli scho
Hemdermlig uff e Märit cho,
Denn, wie sust 's Bluest si Chnopf versprengt,
Wird's Tschöpli au i Chaste ghenkt;
Doch hütigs Tags, wo 's Holz so thür,
Het Niemes überflüssigs Für.

Säg, Früelig, isch's dir öbbe z'gmein,
Gottwillche z'säge-n üsereim?
Hest ächt es Aemtli übercho,
Und darfst di nümme-n abe so,
Und losch drum jetz d'Lüt stundelang
Lo warten-n uff em chalte Gang?

Fast schynt's mir so, denn di Kurier,
Der Storcheschnabel, bet Quatier
Vorus dir bstellt e Monet scho,
Und 's Schwälmeli ist mit ihm cho,
Und 's Spyri au, die beide zwei
Als Chammerdiener und Lakai.

Doch nei, was Tusigs schwätz i au?
Isch's Land nid grüen, der Himmel blau?
Ghörsch, wie me singt und musizieret?
So ebe wird si Yzug gfyr't:
Es isch, as chäm am erste Mai
E Fründ us frömde Lande bei.

Mit alle Glogge füte sie.
Er zieht mit Chrüz und Fahne-n y,
As wenn er's noche mache wett,
Was er versumt, verlekret hett.
Drum ufrecht stand i jeder Gfohr;
E-n erste Mai chunnt alli Johr.

(Soloth. Blatt.)

*) Perspektiv. **) En avant.

Berlin unter den Linden.

Wenn man durch das majestätische Brandenburger Thor in Preußens schöne Haupt- und Residenzstadt eintritt, so hat man nur über den Pariser Platz zu gehen, und man ist unter den Linden. Wer hat nicht schon von dieser nur zu berühmten und berüchtigten Promenade gehört, in deren Schatten jahraus jahrein so mancherlei Sächelchen passiren, die, wollte man sie alle oder auch nur die interessantesten aufzeichnen, Hunderte von Folianten füllen würden. Diese 72 Schritte breite und über 4000 Schritte lange Straße hat in ihrer Mitte vier Reihen schöne große Linden, welche drei breite Alleen bilden, deren mittlere mit eisernem Gitterwerk umgeben und nur für Fußgänger bestimmt ist, ausgenommen da, wo sie von andern Straßen durchkreuzt wird und der Kommunikation wegen offen bleiben muß. Der erste dieser Bäume wurde im Jahr 1600 von dem großen Kurfürsten und seiner Gattin selbst gepflanzt. Vor Zeiten waren noch zwei Reihen Bäume mehr, die aber vor mehrern Jahren herausgenommen wurden. Die innerste Allee

iſt mit Bänken für die Müden und Gaffer reichlich verſehen, und wird Abends durch 66 hellbrennende Gaslaternen erleuchtet. Die beiden äußeren Alleen ſind bloß für Reiter, der Raum aber zwiſchen den letzten Baumreihen und den Trottoirs zunächſt den Häuſern für Wagen beſtimmt, ſo wie die Trottoirs abermals für Fußgänger. Die Polizei hält ſtreng auf die genaue Beobachtung dieſer Beſtimmungen. Auf beiden Seiten der Linden zieren die ſchönſten, meiſtens palaſtähnlichen Gebäude dieſe einzige Straße.

Da die Linden faſt den einzigen Spaziergang innerhalb der Stadt bilden und hier keine ſo vielfältigen Verſammlungsplätze wie in Paris, Neapel ꝛc. ſind, ſo ſind ſie der Tummelplatz der ſchönen und häßlichen, armen und reichen Welt aus allen Ständen, und vereinigen hier ein Publikum von allen Farben und Nüancen, wie keine andere Hauptſtadt Europa's, wo die Maſſen mehr oder weniger an verſchiedene Orte vertheilt ſind. Früh Morgens, wenn kaum erſt der Tag graut, ſieht man einige ſchmuzige und zerlumpt gekleidete, ziemlich bejahrte Weiber, mit ſchmierigen und ſehr übelriechenden Gefäſſen der Spree zueilend, um in den trüben Wellen dieſes Fluſſes ihre ekelhafte Waare zu begraben. Einſtens wandelten eben dieſe Individuen, ſchön geputzt, in Seide und Spitzen gekleidet, zur Mittags- und Abendſtunde die Linden auf und ab, und lockten ſo manchen Gimpel in ihre Netze und nahmen ſo manchem Wüſtling die blanken Friedrichsd'ors ab, wovon ſie ſelbſt aber am wenigſten erhielten, denn ihre Patronin, vulgo — Mutter, theilte nach Katzenart. Das gewöhnliche Schickſal der Berliner Freudenmädchen iſt, daß ſie, um ihr elendes Daſein zu friſten, ein ſchmuziges Gewerbe mit dem andern vertauſchen müſſen. Jetzt wird es vollends Tag. Taglöhner, Handwerksgeſellen, Packer u. ſ. w. eilen mit raſchen Schritten ihren Geſchäften zu; ſchon ſieht man Uniformen, welche der ſtrenge und pünktliche Dienſt ſo zeitig in Bewegung ſetzt, auch Schlemmern und Wüſtlingen, welche nach durchpraßten Nächten ihre Wohnungen ſuchen, begegnet man in nicht geringer Zahl, an ihrem zerſtörten Ausſehen und vernachläſſigtem Anzug ſind ſie leicht zu erkennen. Etwas ſpäter eilen thätige Geſchäfts- und Gewerbsleute durch die Alleen, und es iſt bereits in den Häuſern zu beiden Seiten lebendig geworden. Alle Buden, Conditoreien, Wein- und Gaſthäuſer u. ſ. w. ſind geöffnet; die Equipagen der Aerzte und höherer Angeſtellten fangen an, im ſchnellſten Trabe, ohne die mindeſte Gefahr für die Fußgänger daher zu rollen, und beſtaubte Reiſewagen miſchen ſich unter dieſelben, während die Angeſtellten niederen Ranges, Sekretäre u. ſ. w. zu Fuß galloppiren, um die oft weit entlegenen Kanzleien und Büreaux zu erreichen. Jetzt iſt es 10 Uhr, und die zur Parade, Parole und Wachtdienſt eilenden Offiziere, ſo geleckt und geſchniegelt, als kämen ſie aus einer Schachtel, eilen mit der wichtigſten Dienſtmiene von der Welt den Kaſernen zu. Kaum aber hat die Glocke 11 geſchlagen, ſo fängt die Damenwelt an rege zu werden, und jetzt erſt geht das eigentliche Leben und Treiben unter den Linden an. Zuerſt ſind es Dämchen von geringem Range, die ſchön aufgedonnert (wie der Berliner ſagt) die Lindenpromenade eröffnen und auf Eroberungen ausgehen, und nicht zu läugnen iſt, daß ſich hier ſchon ſo manches Mädchen einen Mann gefangen hat, der ſie gut oder ſchlecht in den heiligen Eheſtand bettete. Buben und Mädchen mit Zuckerwaaren aller Art, mit Apfelſinen und Orangen, mit Blumen und allerlei Galanterieſpielwerk laufen nun den courmachenden Herren nach, die ſie ſo lange beſtürmen, bis ſie ihnen um theuern Preis irgend etwas abgekauft haben; denn die liebe Berliner Jugend iſt ſchon ſo ſchlau und pfiffig, daß ſie wohl weiß, daß nicht leicht ein Cavalier, der eben einigen Dämchen den Hof macht (es ſind deren gewöhnlich immer mehrere bei einander), es abſchlägt, den Verehrten eine Kleinigkeit zu kaufen, und eben ſo wenig in ihrer Gegenwart zu feilſchen wagt, und es ſchlüpft ſo manches Viergutegroſchenſtück, meiſtens der niedrigſte Preis, aus der Taſche, ſo daß es bald Thaler werden. Auch uns iſt auf dieſe Art ſo mancher ſchöne Thaler abhanden gekommen. Kennt der Herr die Damen ſchon näher, oder iſt es gar ein unter den Linden verabredetes Stelldichein, wo faſt alle Verliebte, aus Mangel einer beſſern Gelegenheit, oder weil der Ton die Hausbeſuche verbietet, ſich Rendezvous geben; ſo kann er nichts anders, als die Damen in eine Conditorbude einzuladen, *) und zwar meiſtens zu Gioſti unter der wenig entfernten Stechbahn. Hier iſt die Waare köſtlich; Getränke, Kuchen, Gebackenes und Zuckerwerk aller Art ſteht in Batterien aufgethürmt, und das Geriß um dieſe Näſchereien iſt, beſonders um die Paradeſtunde, ſo arg, daß man glauben ſollte, es werde Alles umſonſt gegeben, während es doch ſchöne Thaler koſtet, und oft iſt es kaum möglich, ſich durch alle die gierigen Leckermäuler an die Büffets und Kuchentiſche zu drängen. Aber nur bei Gioſti iſt es, oder war es wenigſtens zu unſerer Zeit ſo. — Man hat ſich nun reſtaurirt und kehrt wieder zu den Linden zurück, die jetzt mit jedem Momente lebendiger werden; läßt ſich wohl auch auf die Bänke nieder, um zu obſerviren, oder eine neue Bekanntſchaft mit einem ſchon daſitzenden anlockenden Gegenſtand anzuknüpfen. Die Mittagſtunde iſt herangekommen und die hohe, vornehme Welt mit ihr. Die Wagen rollen auf beiden Seiten der Alleen und in den zwei äußeren ſieht man viel ſchlechte und wenig gute Reiter auf viel elenden und wenig trefflichen Pferden, ſowohl in bürgerlicher Tracht, als in Uniformen jeder Art, einhertraben, galoppiren, traverſiren, Capriolen und Lanzaden machen, manch-

*) Es iſt in Berlin gebräuchlich, daß Herren und Damen, letztere auch allein, die meiſtens ſehr elegant eingerichteten Conditorbuden beſuchen und da der ſüßen Frühſtücke gar mancherlei einnehmen.

mal auch herunterpurzeln, wenn die Pferde ungewünscht Männchen machen u. ſ. w., und wer den Schaden hat, darf dann für den Spott nicht ſorgen. Was zur Mittagsſtunde Mittag hält, hat nun das Terrain geräumt, oder, wie die hohe beau (?) monde ſagt, die Luft iſt rein, und man bequemt ſich jetzt, wohl auch einen Gang zu Fuß durch die Allee zu machen, jedoch iſt an ein Niederſetzen auf die Bänke hier nicht zu denken. Man muß ſich aber gefallen laſſen, gar oft auf eine von denen, jetzt noch ſchön geputzte und hoch geſchmückte beau monde zu ſtoßen, welche die Candidatur auf die oben erwähnten nächtlichen Arbeiten haben. Mais ſi donc! man ignorirt dergleichen, und lorgnettirt ſie höchſtens nur verſtohlen. Jene aber gehen hier nicht aus dem Weg, weil ſie hoffen in dieſer Stunde die beſten Fänge zu machen, was denn auch wirklich der Fall iſt, und ſie lorgnettiren ihrerſeits die hohen Damen mit der ihnen eigenen edlen Unverſchämtheit. Gegen die zweite Nachmittagsſtunde ändert ſich nun abermals die Scene. Jetzt kommen alle diejenigen, welche den Nachmittag zu ſchwänzen gedenken, und in den Thiergarten, zu den Zelten, Hofjägerei, nach Charlottenburg u. ſ. w. eilen, und für die Linden nur Durchzugs-Vögel ſind. Schaarenweiſe ſtrömt es bei heiterem Wetter, meiſtens im Sturmſchritt nach dem Brandenburger Thore. Damen und Herren, alle ſind beſtimmt auf das Eleganteſte und nach dem neueſten Schnitt gekleidet, und die Eleganz iſt immer auf das Höchſte getrieben, hat man auch mitunter die ganze Woche Mittags und Abends nur Salzkartoffeln zu eſſen und gegeſſen, ſo muß doch die Garderobe auf das Glänzendſte ſeyn, denn man ſieht einem, wie bekannt, nicht in den, ſondern auf den Leib, und nicht ſelten trinkt in den Zelten eine ganze Familie an einem Glas Weiß- oder Braunbier, ſelten kommt es zu einer Bierkaltſchale oder einer Flaſche Stettiner. Denn wie ſollte ſonſt ſo mancher Angeſtellte mit Familie, der keine 3 bis 400 Rthr. jährlichen Gehalt hat, auskommen. Von dieſen und unbemittelten Gewerbsleuten, deren es hier ſehr viele gibt, kann hier nur die Rede ſeyn. Uebrigens iſt eine ſolche Frugalität, und wenn auch gezwungen, durchaus nicht zu tadeln und hat das Gute, bei voller Geſundheit zu laſſen. Dagegen iſt in Berlin unter allen Ständen die geiſtige Unterhaltung und Ausbildung gegen faſt alle übrigen Städte Deutſchlands und namentlich ſolche, wo man das Eſſen und Trinken zu dem Hauptgegenſtand des Geſprächs und zu dem Zweck des Lebens macht, unendlich voraus, und das iſt denn doch etwas mehr werth. In faſt allen Geſellſchaften findet man eine höchſt anziehende geiſtreiche Unterhaltung, und die Geſelligkeit und Gaſtfreiheit gegen Fremde iſt, ſelbſt bei beſchränkten Mitteln und großer Theurung, bei den Berlinern groß. — Doch wieder zu den Linden. So geht es nun in unermeßlichen Zügen zu Fuß, zu Roß und zu Wagen den ganzen Nachmittag zu dem Brandenburger Thor hinaus, wo wieder Wagen ſtehen, um die Fahrluſtigen in möglichſter Eile nach Charlottenburg zu expediren. Mit anbrechender Dämmerung fangen die bunten Maſſen an aus dem Thiergarten u. ſ. w. zurückzukehren, und der große Strom hat jetzt eine entgegengeſetzte Richtung genommen, und jetzt iſt die Stunde, wo Nacht- und Zugvögel aller Art, von der brillanteſten bis zur ſchmutzigſten Gattung ankommen, ihre Angeln auswerfen und ihr heilloſes Weſen treiben; aber auch züchtige Verliebte, denen die Umſtände andere Zuſammenkunft verſagen, nehmen die Plätze auf einladenden Bänken ein. So dauert das Treiben und Wirren noch mehrere Stunden fort, bis ſich endlich die dichteſten Haufen in die Theater, Aſſembleen, Soirees, Reſourcen, hunderte von Tabagien, Kaffee-, Bier-, Wein- und weiß Gott, was ſonſt noch für Häuſer verloren haben. Immer dünner geſäet trifft man nun die Nachtwandler aller Art an, bis endlich die dumpfe Mitternachtsglocke hallt und Alles, was da Körper hat, der luftigen Geiſterwelt Platz macht, deren Stunde nun ſchlägt und von deren ſonderbaren Erſcheinungen man ſich auch hier gar ſeltſame Dinge in das Ohr raunt.

Dieſe Skizze iſt nur ein ſchwacher Abriß von dem alltäglichen Bild unter den Linden, an Sonn- und Feiertagen aber ſind die Menſchenmaſſen und der Tumult drei- und viermal ſo groß, denn da kommen die Heere der in der Woche beſchäftigten Berliner Zierbengel, vom Lehrling, der zur Fahne der Nadel und zu der Pfrieme geſchworen hat, bis zu den Commis der erſten Handelshäuſer und den Secretären und Schreibern aus den Büreaux der Miniſterien, alle im gehörigen, mordmäßig aufgewichsten Sonntagsſtaate; eben ſo paradiren an dieſen Tagen die unermeßlichen Heerden der Berliniſchen Caſſerolburſchen, Waſſerſteingeſellen, Spinathuſaren, Kehr- und Stubenbeſen*) im höchſten Putz, und zwar ſo gekleidet, daß ſie oft das geübteſte Kennerauge nicht mehr von ihrer Herrſchaft zu unterſcheiden vermag, indem Seide, Sammt und Spitzen nicht ſelten die etwas rauhe Haut bedecken. Wie und auf welche Art dies Alles erworben wird, würde uns hier zu weit von den Linden abführen; wir ſchließen deßhalb dieſen Artikel mit ein paar Zeilen aus dem hinkenden Teufel von Biedenfels, der ein höchſt gelungenes Bild der Berliner Zierbengel entworfen hat. Er ſagt: „Sie drängen ſich den Damen nach, um dieſen nicht nur den Genuß der Promenade zu vergellen, ſondern um dieſen auch die Jämmerlichkeit der moraliſchen und phyſiſchen Entmannung in buntſcheckigen Modeplunder gewickelt, recht anſchaulich zu zeigen, deren Haſenfüßigkeit und Schädelleere ſich hinter dem Bärenfell eines modernden Backenbartes verbirgt und die mit dem Schnurbart ſich Männlichkeit geben wollen, der aber ihren bedeutungsloſen Geſichtern, ihren nichtsſagenden Augen und ihrer weichlichen Zierbengeltracht ſchnurſtracks entgegen ſteht.“

*) Lauter Ausdrücke, welche die Berliner Zierbengel den Köchinnen, Hausmägden, Stuben- und Kammermädchen beilegen.

Man sieht, diese Gattung von Geschöpfen ist sich allenthalben gleich.

Die Mönche zu Beinwil und Mariästein.

Gegen Ende des eilften Jahrhunderts, etwa im Jahr 1085, wurde von mehrern Herrschlingen im solothurnischen Jura, namentlich von einem Grafen von Pfirt und von einem Herrn von Hasenburg, zu Beinwil, an der südöstlichen Spitze des Schwarzbubenlandes, eine Möncherei gestiftet. Die Stifter waren früher Kastenvögte des Klosters zu Grandval im bernischen Jura, welches jetzt eben, im Kampfe Kaiser Heinrichs des Vierten mit dem herrschsüchtigen Papste Hildebrand, aufgehoben worden. Die Kastenvögte hatten sich als solche und durch Bedrückung der dem Kloster pflichtigen Landleute ungemein bereichert, so daß sie sich entschlossen, durch Gründung eines sogenannten Gotteshauses die Gewissensbisse zu beschwichtigen. Die ersten Mönche zu Beinwil beschied man weit her, aus dem Speierschen Kloster Hirschau, welches selber nicht lange vorher einen Schub Mönche, als Stammpflänzlinge, aus Einsiedeln erhalten hatte. Der erste Abt zu Beinwil hieß Esso.

Immerdar blieb jedoch die Möncherei zu Beinwil unbedeutend und ruhmlos; es fehlte den dasigen Benediktinern, von der Gründung ihres Klosters an, jene moralische Thatkraft, welche einzig einer kirchlichen Körperschaft Ansehen und Ehrfurcht beim Volke erwirbt, und jene weltliche Klugheit, welche die Zeiten und die Hülfsquellen zu benutzen weiß, um dem Gotteshause Stoff zum Gutesthun, und nicht zum Wohlleben, zu erringen. Während andere Mönchereien schnell aufblühten und durch Gelahrtheit oder Schätze sich einen Namen erwarben, verblieb Beinwil unbekannt und etwa drei Jahrhunderte lang weiß die Geschichte auch nicht ein löbliches Factum von einem der Mönche aufzuzählen. Sie lebten liederlich, verstanden nicht hauszuhalten und verarmten schon im dreizehnten Jahrhundert; einige alte Sünder vergabten nun freilich Güter und Kapitalien, der Bischof von Rom griff in seine bodenlose Gnadenkiste und sandte der zerrütteten Möncherei einen Ablaßbrief nach dem andern, d. h. eine Anweisung auf den Aberglauben des guten Volkes — half alles nichts.

Anno 1495 wurde das Klösterlein in dem Schwabenkriege verbrannt und blieb mehrere Decennien in Schutt und Asche, bis es einem alten Wüstling zu Solothurn — zur Tilgung seiner Missethaten — in Sinn stieg, den Schutt wegräumen zu lassen und die Möncherei wieder herzustellen, um das Jahr 1590, wo denn wieder aus Einsiedeln Mönche herbeigerufen wurden. Allein es wollte wieder nicht gehen und über hundert Jahre lang hatte das restaurirte Kloster nicht einmal einen Abt, bis endlich 1633 Pater Fintanus Kiefer von Solothurn sich der Würde unterzog.

Indessen, als wieder kein Segen und Gedeihen zu Beinwyl abzusehen war, entschlossen sich die Mönche, eine Spekulation auf den Aberglauben des rohen Sundgauervolkes zu wagen, und siehe da: sie gelang ihnen vollkommen; sie streuten nämlich unter das Volk an den Grenzen des Schwarzbubenlandes und des Elsaßes folgende **Mönchssagen** aus, und verbrämten sich dichterisch mit Mirakeln:

„Vor hundert und hundert Jahren — etwa 1350 — lebte am Blauenberg auf einer Burg der tapfere Ritter Hans von Rothberg mit seinem Weibe und Töchterlein. Einst gingen diese zwei letztern lustwandeln; plötzlich hört die Mutter den Schreckensruf ihres Mädchens, das Blumen suchte; sie eilte an den Felsenabgrund, wo das Mädchen verschwunden war, und fand es nicht; verzweifelnd wankt sie zur Burg zurück, wo ihr der rohe Ritter Vorwürfe macht und sie zu verstoßen droht, wenn sie ihm das liebe Kind nicht lebend wieder heimbringe. Sie eilt nun auf Umwegen in die Schlucht hinab, flieht händeringend zur Muttergottes, und siehe da: das Mädchen kommt ihr mit Blumen und Erdbeeren fröhlich entgegen — es war nämlich sanft und ohne Verletzung durch das Gesträuche am Abhange der Schlucht hinuntergerutscht. Der Ritter und seine Gemahlin waren hocherfreut über diesen glücklichen Zufall, und ließen aus Freuden an dem Orte eine Kapelle errichten, zuerst mit einer Waldbruderhütte in der Nähe, und dann, zum Behufe des Gottesdienstes für das umwohnende Bergvolk, wurde nach hundert Jahren ein Kaplan und etwa um's Jahr 1520 ein Pfarrer für die Ortschaften Hofstetten und Metzerlen gesetzt. Im Jahr 1541 — fährt nun die pfiffige Mönchssage fort — wüthete die Pest und Junker Hans Düring flieht vor ihr auf seine Veste Landskron und von da mit seiner jungen Frau Margreth zum besagten Pfarrer an der Steinkapelle, wo sehr gesunde Luft war. Eines Tages, als er über einen Ast gestreckt ins Thal hinunter blickte, brach der Ast und Hans gleitete durch das Gesträuch hinab. Margreth ahnet, was geschehen, ruft den Pfarrer und seine junge rüstige Hauserin; man eilt auf Umwegen in das Thal hinab, wo sie den Junker Hans lachend, aber ein wenig im Gesichte geritzt, antrafen. Auch dieser ließ zum Andenken an seine übrigens ganz natürliche Rettung eine Kapelle bauen, oberhalb der erstern, und Jahrhunderte lang träumte Niemand von Wunder und Wallfahrt und Gnadenort, bis die fünf Stunden entfernten Mönche in ihrer ökonomischen Zerrüttung den Gedanken faßten, diese Sagen zu benutzen, aus jener Gegend ein zweites Delphi oder Mekka zu machen und für die einfältigen Sundgauer und Schneckenwälschen, für die rohen Elsaßer und Frickthaler eine die pfiffige Möncherei schnell bereichernde Wallfahrt zu gründen. Die Mönche unterhandelten nun vorerst 1636 mit den Solothurnern, die sich von jeher bis auf die heutige Stunde von ihren Kuttenmännern über den Löffel balbieren ließen, vertauschten ihre Pfarrei Selden mit jener zu Hofstetten und Metzerlen, bauten ein sehr unregelmäßiges Kloster und zogen dann 1649 mit Sack und Pack hinab, um dem Aberglauben und der Götzenverehrung eine bleibende Stätte zu bereiten, nachdem das Volk ringsumher gehörig durch Wundermährchen und Legenden, durch Mirakel und Mönchssagen bearbeitet worden war.

Wie es dort in Asien hieß: „Groß ist die Diana zu Ephesus!“ (Apostelgesch. 19, 28), so schrien nun die Mönche durch das Land hinaus: „Groß ist die Maria zu Stein!“ Denn sie stellten dem in ein anderes Heidenthum versunkenen Pöbel ein angestrichenes hölzernes Marienbild auf, nannten es gotteslästerlich Gnadenbild und machten dem Volke glauben: dies Stück Holz habe eine göttliche Zauberkraft in sich und wirke Wunder und sei die Maria selber!!! Potz tausend, wie war der Mönche Erwerb in Götzenbildchen und Rosenkränzen, in Lügenbüchlein und Messen, in Schenkungen und Testamenten auf einmal so gewinnreich, und hochgeehrt im Elsaß und im Schwarzbubenland ist jetzt noch das schöngemalte, wundervolle Dianabild zu Stein. Von da an hatten die zerrütteten Mönche, die man spottweise oft nur „Steinesel“ nannte, auf einmal vollauf, lebten üppiger und übermüthiger auf Kosten des abgöttischen Pöbels und dachten nunmehr nur auf Weiterung ihres Handels und ihrer Volksbeutelschneiderei, wie schon im 5. Buch Mosis 32, 15 geschrieben steht: „Und da sie fett und satt und stark und dick waren, wurden sie geil und ließen Gott fahren, der sie gemacht hatte.“

(Siehe Posthörnchen.)

DAS POSTHÖRNCHEN

No. 18.

4. Mai 1839.

Eine Wochenschrift
für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Dieses Blatt kann das ganze Jahr über durch alle löbl. Postämter des Kantons Aargau gegen vierteljährliche Vorausbezahlung von 7½ Batzen bezogen werden. Jeder Nummer wird beigelegt eine Nummer Alpenhorn, Volksblatt zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Mariastein.

Das Kloster Stein und Bein,
Berühmt in unsern Tagen,
Will man's abkonterfeyn,
So gleicht es einem Magen,
Der kennt nicht Maß und Halt,
Frißt Zins sammt Ablaßgeld,
Verschluckt den größten Wald,
Die letzte Aehr' im Feld.

Wie einst sein Kirchlein war
Sind seine Fässer worden,
Davon dreihundert Paar
Gehören zu dem Orden;
Und eine halbe Stadt
Könnt' man im Keller bau'n;
Da kann man in der That
Sich wacker auferbau'n.

Gar herrlich sind erdacht
Wohl um den Bauch die Ringe,
Daß, schafft man Tag und Nacht,
Doch nicht der Bauch zerspringe;
Das Leben ist ein Schmaus —
Drum kann's nicht lüst'ger sein
Als in dem Gnadenhaus
Im Kloster Eselstein.

Tagesbegebenheiten.

Schweiz.

— Auch im Kanton Bern ist die Theilungswuth in die Leute gefahren, und zwar aus Vorliebe des Juratheils für die französische Gesetzgebung. Die Dinge, welche sich jetzt im Wallis ereignen, finden bei den Bewohnern des bern. Juradistrikts Gelüste zur Nachahmung. Sie halten ihre Vereinigung mit Bern für eine gemischte Ehe und wollen davon um so weniger wissen, als man auch auf ihre Frauen und Töchter das französische Recht nicht ausdehnen will. So zeigt sich denn in unserer lieben Eidgenossenschaft lauter Zweitracht, die, wenn es so fortgeht, bald eine Menge selbstherrliche Stäätlein hervorrufen könnte, welche sich einander noch mehr in den Haaren liegen dürften, als es leider bisher schon geschehen.

Ausland.

— Herr P. Stephan Postelmayr gibt in der Allg. Z. genaue Nachricht über die Flecken der Sonne, die gegenwärtig aus 38 großen und kleinen mit 10 Untiefen bestehen und zusammen einen Durchmesser von 2745 geographischen Meilen haben. Wer jetzt noch sagen wollte, sein Herz sei so fleckenlos, wie die Sonne, dürfte wohl ausgelacht werden.

— Die Antwort des Papstes auf das Staatsschreiben Preußens ist in einem solchen Tone abgefaßt, daß es ein wahres Kunststück sein dürfte, einen versöhnlichen Schritt darin herauszufinden. Vielmehr geht schon aus dem Anfange hervor, daß man in Rom noch nie die Idee gehabt hat, von den aufgestellten Grundsätzen auch nur um ein Haar breit abzuweichen.

— Jünglinge und Mädchen, Männer und Frauen sollten jetzt, bei dem herrschenden Streben nach materiellem Gewinn, ihren Schöpfer, statt um Weisheit, um eine schöne Stimme bitten; denn wer diese besitzt und sie ausbildet, kann in kurzer Zeit reicher werden als ein Minister mit weitläuftigem Gewissen und einnehmenden Maximen. Den Beweis hiefür gibt Mademoiselle Garcia, die Schwester der berühmten Malibran. Diese ist bei der komischen Oper zu Paris mit einem Jahrgehalte von 70,000 Fr. engagirt, erhält aber zwei Monate Urlaub oder statt dessen noch 30,000 Fr., in Summa 100,000 Fr., wofür man sich wöchentlich wohl 16 bis 20 Stunden anstrengen kann.

— Die Revüe du Havre meldet aus Pont-Audemer, im Eure-Departement (im nordwestlichen Frankreich) Folgendes: Ein Greis, der, wie man sagt, ein Testament für seine Nichte gemacht hatte, und welcher fürchtete, daß es der Erbin Schaden bringen möchte, wenn seine Frau denselben überlebte, ersann ein heldenmüthiges Mittel, um die Vollstreckung seiner letzten Verfügung zu sichern. Er tödtete seine Frau und ertränkte sich darauf selbst in einem Brunnen.

— Im Pariser Leihhause häufen sich gegenwärtig allerlei Werkzeuge von allerlei Handwerken, die die Unglücklichen verpfänden, weil es ihnen an Arbeit fehlt. Sogar Ambos und Schraubstock wandern in das Pfandhaus.

— Durch die dänischen Provinzen wandert jetzt ein sogenanntes schwedisches Wundermädchen, welches durch bloßes Handauflegen und dergleichen alle Krankheiten heilen soll. Die vornehmen Kopenhager Familie haben diesen Aberglauben zuerst befördert, und nun strömen täglich Hunderte von Menschen zu ihr, um sich heilen zu lassen, ohne daß die Polizei es wagt, dieser schönen Schwedin Hindernisse irgend einer Art in den Weg zu legen.

— In Rom ist gegenwärtig ein noch nicht 4½ Jahr alter Knabe, der, obgleich er kaum eine Violine halten zu können scheint, dieselbe dennoch schon mit solcher Fertigkeit spielt, daß er sowohl im Carolino-Theater zu Palermo, wie auch im Florentiner Theater zu Neapel den allgemeinsten Beifall erhielt.

— Wie wir so eben vernehmen, will die vielgerühmte Gemeinde Wegenstetten im Frickthal sich vom Kanton Aargau trennen, und einen eigenen Freistaat bilden. Schon arbeitet sie nach ganz eigner Manier an neuen Gesetzen, die sie vor ihrer Bekanntmachung praktischer Anwendung unterwirft. Das erste Pröbchen liegt vor uns; es ist zwar nicht hübsch, auch wahrscheinlich nicht dauerhaft, aber sehr bequem; eine Hand voll Intriganten, und siehe, man kann es alle Tage mit Erfolg in Anwendung bringen. Die Gemeinde ging nämlich (hört, hört!) in ihrer großen Mehrheit Sonntag den 21. April hin, und gab dem gesetzlich gewählten und anerkannt tüchtigen Oberlehrer Gersbach, ehe er die Schule nur eröffnete, auf Anstiften einiger mit dem Ehrenzeichen des heiligen Rothstrumpfes bemalten, elenden Kreaturen mir nichts, dir nichts, ganz gegen die gesetzlichen Bestimmungen den Abschied, und sicherte die Stelle einem frisch noch nicht einmal ausgebackenen Bürgerssohn zu. —

Ganz nach Zürcher Mode und der Straußen Geschichte suchten auch hier die Rädelsführer ihrem strafwürdigen Treiben nur durch die niederträchtigsten Verläumdungen Nachdruck zu verschaffen. Ein baselandschaftlicher Schullehrer, der diesem Spektakel zufälligerweise zugeschaut hatte, versicherte, daß es in Zürich gegen den Doktor Strauß gewiß nicht inhumaner zugegangen sei, als in Wegenstetten, gegen den wackern Lehrer Gersbach. — Haben etwa auch Pfaffen diese Treibjagd angestellt? — —

Nun wird sich zeigen, wie Behörden ein solches Verfahren aufnehmen; wir unserseits möchten nichts von dieser elenden Brühe kosten, — sondern sind der unmaßgeblichen Meinung, eine solche Gesetzwidrigkeit werde und müsse gehörig geahndet werden. —

Kein Lehrer, aber ein Freund derselben.

Anzeigen.

Es will mir die Ehre zugeschrieben werden, der Verfasser des in No. 16 des Posthorns erschienen Aufsatzes wegen den Herren Pfarrern Brentanno Moretto in Laufenburg und Steigmeier in Sulz zu sein. Obschon mir diese Zumuthung höchst lächerlich und keiner Betrachtung werth erscheint; da ich bekanntlich kein Zeitungsschreiber bin und insbesondere mich mit den Laufenburger Novitäten nie abgegeben habe, am allerwenigsten aber gesonnen bin, auf anonymem Wege gegen Personen aufzutreten (ein Mittel, welches ich als heimtückisch, feig und schlecht bezeichnen möchte), so eher ich mich, einestheils um Mißverständnisse zu vermeiden, anderntheils, um dem wahren Verfasser sein Verdienst nicht zu verkümmern, im Falle, hiermit zu erklären, daß mir jener Artikel so fremd als die Geschichte ist, auf welche derselbe sich bezieht.

Aarau, am 29. April 1839.

Müller, Oberrichter.

Die Redaktion dieses Blattes, obiges bestätigend, erklärt hiermit, daß sie auch unter den bezahlten Inseraten nur mit Widerwillen persönliche Streitigkeiten aufnimmt, von welcher Partei sie auch eingesandt werden, am allerwenigsten aber sich selbst damit einläßt und anzügliche Artikel anderer Blätter auf sie beantwortet.

Der Gesammtmännerchor des Aargau's feiert in freundschaftlicher Verbindung der Chöre anderer Kantone seine dießjährige Aufführung (die 13.) am hl. Auffahrtsfeste den 9. Mai zum zweiten Male in Frick. — Die Aufführung beginnt Nachmittags 2 Uhr, wozu Gesang- und andere Freunde höflich eingeladen werden.

Das Komite des Central-Vereins.

Von dem vor einiger Zeit angekündigten

Schweizerischen Heirathstempel für beiderlei Geschlechter

ist nun der erste Bogen fertig und an alle bereits eingekommenen Subskribenten versandt worden, so wie er nun durch alle löbl. Postämter und Buchhandlungen bezogen und daselbst eingesehen werden kann.

Beim Verleger dieses Blattes ist zu haben:

Sterne und Schnuppen aus der Götternacht in Zürich. Mit dem Motto: Ev. Joh. 1, 5.
1 Bog. 8. 2 Btz.

Text und Noten zur dereinstigen Revision der Verfassung des Kantons Bern 1839. 3 Btz.

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau.

No. 19. 11. Mai 1839.

Das Alpenhorn,

ein Volksblatt

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Zweiter Jahrgang.

Wie jeder Arzt wohl hält für wirksam seine Pillen, so glaubt der Staatsmann auch polit'schen Schmerz zu stillen.

Bei einer Gedächtnißfeier.

Grauen und finstere Nacht lag über den Völkern der Erde;
Willkühr, Despotendruck, eiserne Fürstengewalt
Legten den Geist des Menschen in knechtische Fesseln, bis endlich
Majestätisch und groß sich eine Sonne erhob,
Freiheit und Gleichheit vor dem Gesetze der Menschheit verkündend,
Weithin erhellend die Nacht, Segen ergießend und Heil. —
Menschen, ehrt diese Sonne, mißbraucht nicht die göttlichen Strahlen
Daß sich die Dämmerung nimmer verwandle in Nacht!

Diese Sonne ist Washington, diese göttlichen Strahlen sind Freiheit der Person und des Eigenthums, und Gleichheit vor dem Gesetze, und diese Dämmerung ist der blühende Zustand der vereinigten Staaten.

Der Dichter und Bäckermeister Reboul aus Nismes, in Paris.

Paris, 3 April. Es ist eine seltene Erscheinung in unserer Zeit, und namentlich in Frankreich, einen Dichter, dem von allen Seiten Theilnahme und Auszeichnung wird, unveränderlich in den dunkeln Kreisen verharren zu sehen, in denen er geboren worden, denn hier drängt sich Alles hervor und nach oben. Reboul aber bleibt bei seiner bürgerlichen Beschäftigung, bei seiner Handarbeit, glücklich und anspruchlos in der stillen Umgebung der Seinen, ohne Prunk oder gesuchte Originalität. Vor wenigen Jahren ward uns zuerst sein Talent durch Provincialrevuen bekannt; später erschien ein Bändchen seiner in müßigen Stunden geschaffenen Gedichte. Das Kind und sein Engel *) ward schnell populär. Maler und Componisten faßten diesen lieblichen Gegenstand auf, und der fromme Sänger, welcher bei der groben Arbeit so zarte Gedanken verrieth, fuhr fort — ein rüstiger Hausherr, ein friedlicher Bürger, ein glücklicher Familienvater — am Tage sein Geschäft zu verrichten, und Abends sich

*) Ein längerer Artikel über Reboul findet sich in den Blättern zur Kunde der Litteratur des Auslands 1836 Nr. 89 ff., wo auch folgende Uebertragung obigen Gedichts mitgetheilt ist:

Der Engel und das Kind.

Ein lichtumfloßner Engel neigte
Sich über eine Wiege, mild
Versenkt im Schauen, gleich als zeigte
Des Baches Spiegel ihm sein Bild.

Geliebtes Kind, sprach er, mir gleichend,
Komm mit von hinnen unversehrt,
Komm, laß uns selig sein, entweichend
Der Erde: sie ist dein nicht werth.

Verkümmert nur wohnt hier die Freude,
Selbst der Genuß beengt die Brust,
Der Jubel wird gedämpft vom Leide,
Und Seufzer stöhnen durch die Lust.

Die Furcht ist Gast bei jedem Mahle,
Nie bürgt ein Tag, auch noch so rein,
Dem andern, daß er sonnig strahle,
Geschirmt vor Sturm und Wetterschein.
Ach, soll die heitre Stirne Schrecken
In Falten legen, Angst und Mühn?
Der Thränen bittres Naß beflecken
Dir dieser Augen blaues Glühn?

Nein, nein, du fleugst auf lichtem Pfade
Mit mir zum Aether, liebes Kind;
Dich überhebt des Himmels Gnade,
Der Tage, die noch künftig sind.
Und tönt hier deines Scheidens Kunde,
Verhüll' in Trauer Keiner sich,
Begrüßt sei deine letzte Stunde,
Wie deine erste, freudiglich.

Gram sei auf keiner Stirn zu lesen,
Nichts, was dein Grab entdecken mag;
Wer rein, wie du es bist, gewesen,
Deß schönster ist sein letzter Tag.
Sprach's, und vom niedern Erdenhügel
Schwang er zum ew'gen Morgenroth
Empor die silberweißen Flügel —
O Mutterherz! dein Kind ist todt!

L. S.

in seine trauliche Stube zu begeben, um dort mit den Musen zu verkehren. — Ein der Art eigenthümliches Leben lockte natürlich die öffentliche Aufmerksamkeit, die Reisenden klopften bei dem Dichter Reboul an und fanden ihn in seinem Laden ordnend und schaffend in Hemdärmeln thätig, zufrieden mit seinem Schicksal und heitern Gesichts. Alexander Dumas und Chateaubriand kehrten bei ihm ein und drückten dem seltenen Manne die Hand. Lamartine richtete Strophen an ihn voll Huldigung, und die Redacteure des Charivari sandten ihm den Volksdichter Altaroche, um den frommen und royalistisch gesinnten Sänger aus dem Süden in die Reihen der demokratischen Talente hinüberzuziehen.

Dieser feste, mit sich selbst einige, genügsame, poetisch-reiche Mann, ist nun seit einigen Wochen in Paris. Reboul war der Löwe der Saison. Von allen Seiten hat man ihn bestürmt, sich in Paris niederzulassen. Buchhändler und Speculanten haben ihm goldene Berge, seine vielen Freunde steigenden Ruhm und großen Einfluß versprochen. In den Salons umringte man den bescheidenen Reboul, ein Besuch von ihm galt für ein Glücksloos, von allen Seiten strömten ihm Einladungen zu, in den litterarischen Cirkeln war Mlle Rachel vergessen, und Jedermann wollte ein paar Zeilen, ein Wort, einen Blick, eine Locke von Reboul! — Ein berühmter Staatsmann, ein großer Krieger konnte nicht mehr ausgezeichnet werden, als der stille Arbeiter aus Nismes. Zuletzt hat sich die Mode hinzugethan, und jetzt ließ sich Groß und Klein bei dem Dichter Reboul wie bei Königen und Fürsten einschreiben. Minister und Deputirte, Gesandte und Akademiker, vornehme Fremde und die schönsten Frauen der Gesellschaft machten ihm ihren Besuch und waren glücklich angenommen zu werden. Andern würde unter solchen Umständen der Aufenthalt in Paris verführerisch, unwiderstehlich erschienen sein. Reboul aber verlangte zurück nach seiner Häuslichkeit; der Lärm der Hauptstadt, das Gedränge um ihn her beängstigten ihn. Er gehörte nicht in diese Atmosphäre! Am liebsten pflegte er mit vertrauten Seelen hier zu verkehren. Auch die polnischen Dichter Mizkiewicz und Witwizky hat er aufgesucht und kennen und lieben lernen. — Morgen kehrt Reboul nach Nismes zurück. Er will dem Glanz und dem Scheine nicht seine geräuschlose Beschaunng opfern. Er ist der wahre Dichter, der mit wenigen irdischen Gütern zufrieden und mit vielen himmlischen Gaben gesegnet ist.

* * *

Wir schließen zur Charakteristik Rebouls folgendes Bruchstück aus der Schilderung an, die Alexander Dumas vor zwei Jahren von seinem Besuch in Nismes entwarf: „Reboul erwartete mich an einer kleinen Thüre. Seine Bude hatte er Andern übergeben. Er trat mir einige Schritten entgegen. Seine Kleidung hatte er gewechselt; die, die er jetzt trug, war sehr einfach, aber sehr sauber und hielt streng die Mitte zwischen dem (niedern) Volk und dem Bürgerstand. Wir stiegen eine kleine Wendeltreppe hinan; wir befanden uns in einem Fruchtboden, auf dessen Dielen verschiedene Getreidearten aufgehäuft waren. Wir durchschritten die Gänge zwischen diesen Fruchtbergen und kamen an die Thüre eines Zimmers, wo wir eintraten. „Hier sind wir," sagte Reboul, die Thüre hinter sich schliessend, „getrennt von der materiellen Welt. Uns gehört jetzt die Welt der Träume. Dieß ist das Heiligthum. Das Gebet, die Begeisterung und die Poesie allein haben das Recht hier einzutreten. In dieser, wie sie sehen, ganz einfachen Stube, habe ich die süßesten Stunden meines Lebens zugebracht, Stunden der Arbeit oder der Träumerei." Wirklich war es eine Stube von beinahe mönchischer Einfachheit; weiße Vorhänge an Bett und Fenster, einige Strohstühle, ein Schreibtisch von Nußbaum, ein elfenbeinernes Crucifix machten das ganze Ameublement aus. Die Bibliothek bestand aus zwei Büchern, der Bibel und Corneille. „Ich fange an," sagte ich, „Ihr doppeltes Leben zu begreifen, das mir bisher widersprechend schien." — „Und doch ist nichts einfacher, und Eines dient dem Andern. Wenn die Arme arbeiten, ruht der Kopf, und wenn die Arme ruhen, arbeitet der Kopf." — „Aber — Sie entschuldigen meine Fragen?" — „Nur zu!" — „Sind Sie von einer Familie höhern Standes?" — „Ich bin der Sohn eines Arbeiters!" — „Wenigstens haben Sie einige Erziehung und Bildung genossen?" — „Keine!" — „Was hat Sie denn zum Dichter gemacht?" — „Das Unglück." — Ich sah mich um; Alles schien so ruhig, so friedlich, so glücklich in dieser kleinen Kammer, daß das Wort Unglück hier kein Echo finden zu können schien. — „Sie suchen nach einer Erklärung dessen, was ich Ihnen eben gesagt, nicht wahr?" — „Ich finde keine, ich gestehe es." — „Sind Sie nie über ein Grab hingeschritten, ohne es zu ahnen?" — „O ja, denn ich sah das Gras grüner und die Blume frischer." — „Nun wohl! das ist hier der Fall, wir befinden uns über einem Grab." Eine Thräne trat ihm ins Auge. Ich bot ihm die Hand. „Nicht wahr, Sie wissen, fuhr er fort, was ein großer Schmerz ist, den man umsonst auszuschütten sucht? Diejenigen, welche früher meine Umgebung gebildet, waren Menschen meines Standes, gutmüthig, aber gemein. Statt mir zu sagen: Weine, wir wollen mit dir weinen! versuchten sie mich zu trösten; meine Thränen, die nur gern fließen wollten, traten zurück und überschwemmten mir das Herz. Ich suchte die Einsamkeit und in Ermanglung von Seelen, die mich verstanden, klagte ich vor Gott. Diese einsamen, religiösen Klagen nahmen einen poetischen und erhabenern Charakter an, wie ich sonst nie an meinen Reden bemerkt hatte; meine Gedanken gestalteten sich in einer mir selbst beinahe fremden Sprache, und wie sie, in Ermanglung menschlichen Mitgefühls, sich an den Himmel richteten, verlieh der Herr ihnen Flügel, daß sie zu ihm emporflogen." — „Ja, das ist es," erwiderte ich ihm, als hätte er mir die einfachste Sache von der Welt erklärt, „und ich begreife jetzt: das sind die wahren Dichter, die es auf diese Weise werden; wie viele Männer von Talent gibt es, denen nur ein großes Unglück fehlt, um Männer von Genie zu werden. Sie haben mir mit Einem Wort das Geheimniß Ihres Lebens gesagt, und ich kenne es jetzt so gut, wie Sie selbst." — „Und dann rechnen Sie auch noch zu dem persönlichen Leid das Leid um das Allgemeine: denken Sie sich den Dichter, der um sich herum gleich Herbstblättern, allen religiösen Glauben, alle politischen Ueberzeugungen fallen sieht und der wie ein entblätterter Baum da steht, eines Frühlings harrend, der vielleicht nie wiederkehren wird. Sie sind, ich weiß es, kein Royalist, aber Sie sind religiös. Denken Sie sich, was es heißt, die heiligen Bilder, zu denen Einen als Kind die Mutter hinführte, davor zu beten, zertrümmert, von den Hufen der Pferde zerstampft, durch den Kolb geschleppt zu sehen! Denken Sie sich, was es heißt, derlei in Nismes zu erleben, in der alten Stadt bürgerlicher Zwietracht, wo beinahe alle Erinnerungen gefärbt sind von Haß, wo das Blut so schnell und so lang fließt!...

O wenn ich nicht die Poesie gehabt hätte, um zu klagen, und die Religion, um mich zu trösten — was wäre aus mir geworden, o mein Gott!....“

Daß es in der Welt einzig darauf ankommt, von welcher Seite man eine Sache betrachtet, und daß man auch das Unmenschlichste, das Abscheulichste beschönigen, aber hinwieder auch das Heiligste u. Schönste in böses Licht stellen und verunglimpfen kann, beweist folgende Darstellung:

Maximilian Robespierre.

Wenn wir es unternehmen, unsre Ansichten über diesen berühmten Gesetzgeber zu veröffentlichen — so schreibt uns zwei Monate vor seinem Tode der eben so berühmte Greis, Philipp Buonarotti, Robespierre's Freund — so geschieht es deßhalb, weil wir der Meinung sind, sein öffentliches Leben biete den Männern des Fortschrittes weise Lehren, und die Erzählung seiner Mißgeschicke werfe ein helles Licht auf all die Umstände und Ursachen, die dem Gedeihen der Republik in Frankreich in Weg traten.

Von Jugend auf war Robespierre bieder, bescheiden und lernbegierig. Er ergriff frühe schon die Vertheidigung des Schwachen gegen den Stärkern, der Vernunft gegen das Vorurtheil. Er gelangte 1789 als Mitglied in die Generalstaaten, voll Verehrung für das Andenken Rousseau's, dessen Schriften er sein Leben lang studirte. Schon damals liebte und bedauerte er das Volk, verabscheute die Großen, verachtete die Witzlinge und war überzeugt, alles im bürgerlichen und politischen Leben Frankreichs bedürfe der Umgestaltung.

Maximilians öffentliches Leben umfaßt beinahe ganz die 5 ersten Jahre der französischen Umwälzung des 18. Jahrhunderts. Während dieser Zeit war er abwechselnd Schriftsteller, Beamter, Redner und Gesetzgeber. In der Constituante zeichnete er sich aus durch Ideen, welche, so sehr sie auch den Anmaßungen der Royalisten der alten Ordnung entgegengesetzt waren, sich doch gar sehr vom politischen Systeme der einflußreichen Männer dieser Versammlung entfernten; er zog aus dem Prinzip des Volkssouverainität strenge Folgerungen, welche seine Collegen großentheils zu verhöhnen sich nicht scheuten, z. B. seine Ansichten über die Nationalgarde, über das Martialgesetz, die Niedermetzelung auf dem Marsfelde u. s. w. Von da an war er der Ueberzeugung, die Umwälzung müsse von der Wurzel aus und durch und durch den materiellen und moralischen Stand der arbeitenden Volksklassen umgestalten, während in den Augen der sogenannten Revolutionnairs in der Versammlung das große Werk darin bestand, auf die reiche thätige Bürgerschaft das Ansehen und die Macht zu übertragen, in deren gesammte Verzweigungen und Ausflüsse sich der Adel und die Geistlichkeit getheilt hatten. In dieser volksthümlichen Ueberzeugung forderte er die Aufnahme der Proletarier in die Nationalgarde — hatte man sie doch ausgeschlossen! wies er die Rohheit des Martialgesetzes zurück, entrüstete er sich über die Niedermetzelung auf dem Marsfelde, bekämpfte er den Unterschied zwischen aktiven und unaktiven Bürgern, setzte er sich der Revision der Verfassung und der Wiedereinsetzung Ludwig des XVIten nach der Flucht von Varennes entgegen.

Bei der Niedermetzelung, von der wir eben gesprochen, machte Robespierre durch eine denkwürdige Zuschrift dem französischen Volke seine volksthümlichen Grundsätze bekannt und entschleierte die unglückschwangern Bestrebungen der bürgerlichen und constitutionnellen Faction. In der Folge dieser Metzelung hielt Robespierre einzig den auslöschenden Muth der Gleichheitsfreunde aufrecht, die in dem Jacobiner-Vereine fortwirkten; der indessen war auch beinahe zernichtet durch den Abfall derjenigen Deputirten, welche Lafayette zum aristocratischen Klubb der Feuillants hinübergezogen hatte. Damals schien indessen unserm scharfblickenden Robespierre die Zernichtung der Aristokratien und die vollständige Einschrung der Gleichheit weit wichtiger als die Zernichtung des Königsthums. So wie er aber wahrgenommen, daß das nicht die Ansicht der Mitglieder der Versammlung sei, mißtraute er den republikanischen Entwürfen einiger derselben und veranlaßte die Verordnung, welche sie alle von der künftigen Gesetzgebung ausschloß — er wollte dadurch der Republik die Bahn brechen durch Hinzutritt der Tüchtigkeit und Tugend, worauf sie einzig gegründet werden soll. Unter der gesetzgebenden Versammlung wollte er das Amt eines öffentlichen Anklägers nicht übernehmen, um ja nicht Gesetze vollstrecken zu müssen, die da von den Reichlingen gegen die Masse des Volkes gemacht worden waren. Was man auch behauptet haben mochte, — Robespierre war gefühlvoll und menschlich, er schlug die Abschaffung der Todesstrafe und die Milderung der übrigen Strafen vor. In den Privatverhältnissen war er edelmüthig, mitleidig und dienstbar; aber er zeigte sich streng und unbeugsam gegen die Tyrannei, Ungerechtigkeit und Unsittlichkeit.

In dem Zeitraum zwischen dem Schlusse der Constituante und dem Umsturze des Thrones d. 10. Augst 1792 war Robespierre theils als Schriftsteller, theils als Redner im Jacobinerklubb beschäftigt. In dieser doppelten Anstrengung bekämpfte er in Einem fort die Kniffe des Hofes und die Pfiffe der bürgerlichen Partei, die eben den royalistischen Lafayette verlassen wollte, um sich unter die Fahne der Gironde zu reihen, die da wankte zwischen dem von ihr geschützten Königthum und zwischen der aristokratisch gegliederten Republik. Diese Aufgabe Robespierre's war um desto dornvoller, je feindlicher die Girondisten selber dem alten Adel, der Geistlichkeit und der ehemaligen Ordnung gegenüber standen und beim Volke großer Gunst genossen, was die Frucht ihrer Talente und ihrer ziemlich volksthümlichen Sprache war. Treu seinem reinen Bewußtsein, mußte Maximilian oft die Sache der Unglücklichen und der Unterdrückten gegen die Hartherzigkeit der übermäßigen Freiheitsfreunde vertheidigen; er nahm sich des Volkes an — des verhungerten, das durch die Habsucht der Grundeigenthümer und der Kornhändler zur Verzweiflung gebracht worden, er schützte die patriotischgesinnten Soldaten, die da verwickelt worden in die Strenge der Militärzucht.

In einer Epoche, wo die bürgerliche Partei und die des Adels u. des Hofes den Geist der neuen Gesetze, jede in ihrem Sinne, zu drehen und zu entstellen suchte, gab sich Robespierre besonders Mühe die praktischen Folgerungen aus der „Darlegung der Menschenrechte“ zu entwickeln. So sehr auch diese Darlegung das Gepräge der bösen Gesinnungen ihrer Uhrheber an sich trug, eröffnete sie doch ein weites Feld für Reformen und Anstalten, die die vorgenannten Parteien hartnäckig von der Hand wiesen. Die Gironde focht zu Gunsten des Bürgerthums gegen das alte Regiment; Robespierre bekämpfte, zum Besten der arbeitenden Volksklassen, jede Auszeichnung und jedes Vorrecht.

Am 10. Augst 1792, war Robespierre Mitglied der neuen Municipalität, wozu ihn das Pariser Volk beim Beginne des Aufstandes der das Königthum stürzte, gewählt hatte; er nahm an den Maßregeln, wie an den Gefahren dieses großen Tages Theil, und er war es, der nach dem Siege, an der Spitze dieser Behörde in die gesetzgebende Versammlung, die da getheilt und schwankend war, sich verfügte und den politischen Gang vorzeichnete, den die Umstände ihr zu gebieten schienen.

Bald darauf brachte ihn das Stimmenmehr der Wahlmänner, durch das Pariser Volk bestätigt, aus den lärmenden Sitzungen der Municipalität in die wichtigern und stürmischern des Nationalconvents; da begann der ruhmwürdigste Abschnitt seiner politischen Laufbahn.

Zu bestimmten Epochen erscheinen auf der Erde seltene Männer, deren Genie, Tugend oder Kühnheit die Menschen in Erstaunen setzen und die Gestalt der Nationen verändern, z. B. Moses, Pythagoras, Lycurgus, Jesus und Mahomed; ein solcher wäre Robespierre gewesen, wenn es in den Convente 50 Männer gegeben hätte, von denen er verstanden und unterstützt worden wäre. Da hatte Robespierre die Trümmer des Königsthums, die Vorurtheile des Bürgerthums und die Ausschweifungen der Unsittlichkeit zu bekämpfen. Sein fortwährender Gedanke war — Reform der Sitten und der gesellschaftlichen Ordnung durch Hervorrufung von Institutionen, die das majestätische Kirchen-Gebäude der volksthümlichen Republik gründen sollten — ihn belohnte dafür unsterblicher Ruhm, den er jedoch mit einem gewaltthätigen und zu frühen Tode erkaufte. In dem mit Hingebung unternommen und mit Entschlossenheit geführten Kampfe hatte er als Stützen einige Mitglieder des Conventes, den Klubb der Jakobiner von 1763 dem größern Theile nach und eine unzählbare Volksmasse, die ihm einen Unbestechlichkeitskranz zuerkannt hatte. Er war streng in seinen Sitten, mäßig, uneigennützig, arbeitsam und gut; die Tugenden gewannen die Herzen derer die sich ihm näherten; die Familie des Tischlers Duplay, in deren Schooße er die letzten Jahre seines Lebens zubrachte, gedenkt mit Liebe noch desselben und seiner hohen sittlichen Eigenschaften. Robespierre's Schriften, so wie sein öffentliches und Privatleben bezeugen, daß er beständig mit dem Gedanken einer socialen Wiedergeburt umging und daß er ihm sein Leben geweiht hatte; Volk, Gleichheit, Tugend, — waren die großen Ideen, auf die er alle Rechte eines Gesetzgebers bezog. Um ein richtiges Urtheil über seine politischen Ansichten zu gewinnen, lese man nur seine Adresse an seine Committenten, seine Darlegung der Menschenrechte, seine Meinungen über die revolutionnäre Regierung, über die Moral der Republik, über die religiösen Ideen, über die Volksfeste und über die Erziehung, so wie seine berühmte Rede vor seinem Tode.

Obgleich zu dieser Zeit die Sprache der Girondisten gewissermaßen einige Berührungspunkte mit der der Bergmänner, an deren Spitze Robespierre stand, hatte, so bemerkte man denn doch den ungeheuern Unterschied in ihren Ansichten, Bestrebungen und Wünschen. Die Gironde zielte auf die Ungleichheit, Pracht und Macht der Reichlinge und auf lockere Sitten; bei Robespierre war alles Gleichheit, Einfachheit, Sittlichkeit und wahre Volksliebe. Dieser Unterschied erklärte die Zornwuth, wit welcher die Louvet, die Brissot u. ihre Freunde sich ein Geschäft daraus machten, den Robespierre zu verleumden und ihn beim Pariser Volke herunterzusetzen — die Heftigkeit seiner Gesinnungen nannten diese Herren Eigensinn, Stolz und Eifersucht!!!

Die Bergmänner sahen in den Girondisten gewandte Sophisten, die vor Begierde brannten, an die Stelle der ehemaligen Großen zu treten; die Girondisten haßten in den Häuptern ihrer Gegner die Strenge der Sitten und Grundsätze, worin sie ihre eigene Verurtheilung lasen. Mehrere Richter Ludwig des XVIten erblickten in diesem Angeklagten weiter nichts als einen Strafwürdigen; Robespierre sah mehr, es sollte in ihm das Königthum zerdonnert und der Republikanismus festgegründet werden. „Bekümmert euch wenig, sagte er, um die Formen, die auf einen Tyrannen nicht anzuwenden sind, nieder mit Ludwig, und beeilt euch, gute Gesetze zu geben.“ Robespierre stimmte nie zum Tode, ausgenommen gegen die Feinde der Volksrechte. Vorzüglich auf der Rednerbühne der Jacobiner entwickelte er seine ganze Ansicht; er war die Seele dieser Gesellschaft; da vereinigte die Weisheit seiner Grundsätze alles, was die Volkspartei Gutes und Aufgeklärtes in sich schloß.

Zwei Factionen, die Herbert'sche und die Danton'sche, waren jedem guten Bürger ein Greuel. Nach der Vertreibung der Girondisten aus dem Convente wurde dem Volke eine Verfassung vorgeschlagen, die es bestätigte. Indessen kam sie aus 2 Gründen, deren Gewicht man allgemein fühlte, nie zur Ausführung und wurde durch die revolutionnäre Regierung, die bis zum Frieden dauern sollte, ersetzt. Der erste Grund war die — Unmöglichkeit, verfassungsgemäß die royalistischen oder bürgerlichen Feinde, da die gewaffnet waren gegen die volksthümliche Reform, im Zaume zu halten; der zweite Grund war die Hoffnungslosigkeit, daß die der Republik so nothwendigen Institutionen das Werk der neuen Deputirten sein werden, die ein in Parteien getheiltes und durch Bürgerkrieg entmuthigtes Volk gewählt hatte. Die Hebertisten und die Dantonisten hatten die Aufstellung der revolutionnären Regierung hervorgerufen; später zettelten sie eine Verschwörung gegen selbe an; die erstern fanden sie nicht streng genug, die letztern meinten, sie wäre es zu sehr. Die Hebertisten predigten die Gewalt, die Unzucht und den Atheismus; sie wollten die Aufführung des Auftrages, der der revolutionnären Regierung geworden war, hindern, sie wollten dem Volke die Revolution „verleiden.“

Eine nicht so wahnsinnige, aber gefährlichere und vergiftendere Moral charakterisirte die andre Faction. Das größte Unglück war, daß der Krebsschaden die Eingeweide des Conventes zerfraß, in dessen Schoos Danton, unter dem Beifallgeklatsch zahlloser Schüler, die Hab- und Genußsucht, die politische Gleichgültigkeit und die Verachtung der Tugend predigte!! Der Ausschuß des öffentlichen Wohls zweifelte nicht, er stehe in Englands Sold. Robespierre erblickte in den Lastern und in den Bestrebungen dieser Parteihäupter das letzte Hinderniß, das noch zu besiegen übrig war, um zur friedlichen Herrschaft der Gleichheit und des Volkes zu gelangen — er faßte den Entschluß, ihm muthig entgegenzutreten und besiegelte eben dadurch sein Todesurtheil. So oft die Biederkeit und die Tugend an die Tagesordnung und zur Sprache kamen, so oft die Unsittlichkeit als revolutionswidrig erklärt wurde, so oft man von der Rednerbühne herab die Selbstsucht und die Niedertracht angriff, so oft untreue, leuteschinderische Deputirte dem Tribunal, das die Verräther verurtheilte, überantwortet wurden, erblaßten die unsittlichen Factionen und faßten greuliche Anschläge. (Forts. folgt.)

No. 19.

DAS POSTHORNCHEN

11. Mai 1839.

Eine Wochenschrift
für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Dieses Blatt kann das ganze Jahr über durch alle löbl. Postämter des Kantons Aargau gegen vierteljährliche Vorausbezahlung von 7½ Batzen bezogen werden. Jeder Nummer wird beigelegt eine Nummer Alpenhorn, Volksblatt zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Das Alpenhorn wird mit nächster Nummer nachgeliefert.

Tagesbegebenheiten.

Schweiz.

— Der große Rath des Kantons Aargau, nachdem er sich drei volle Tage in Aarau geplagt und von den vielen und bedeutenden vorliegenden Geschäften nur einige wenige und unbedeutendere abgethan hat, fand für gut, sich auf fünf Wochen zu vertagen.

— Die Regierung des K. Solothurn hat den Männern, welche sich beim letzthinigen Brande zu Neuendorf auszeichneten, nämlich dem jungen U. B. Oegerli von dort, der in Ermanglung einer Leiter einen Baum erkletterte und auf ein brennendes Hausdach herabsprang und das Feuer tilgte, dem Jos. Marer von Boningen, der bei seinem Eifer vom zweiten Stock hinunterfiel, zwei Wunden erhielt, aber nach einer Stunde wieder auf der Brandstätte erschien, und dem Kaminfeger Heutschi von Balsthal, der, das Wendrohr einer Spritze haltend, beherzt in das Innere eines brennenden Hauses drang, und da die um sich leckende Flamme zerstörte, — durch den Herrn Oberamtmann ihr besonderes Wohlgefallen und allerhöchsten Dank aussprechen lassen.

— Es ist Thatsache, daß vor circa einem Jahre die liberale Partei im K. St. Gallen weitaus die Oberhand hatte. Die Wahlen sind die Thronrede des Volkes, und die von 1837 und 1838 waren im Ganzen trefflich. Erst später mußten bei uns zwei Ereignisse das Volk zu ungewohnter Unruhe reizen: der Pfäferserfond und der Straußenhandel. Wer erwartete, katholische Landleute sollen nicht aufmerksam werden, wenn ihnen die Aussicht auf vielleicht 200,000 fl. geboten, und ausgestreut wird, sowohl in Druckschriften als von der Kanzel, die sogenannte gebildete Klasse wolle das Christenthum ausrotten, der kennt das Volk und überhaupt die Menschheit nicht. Der s. g. katholische Verein, seit 1835 so zu sagen gestorben, theilte förmlich Listen der zu Wählenden aus; und es wurde gestanden, daß bei den meisten Vorschlägen für Männer die Hände aufgehoben wurden, die man gar nicht kannte, während für allgemein bekannte nicht aufgehoben wurde. Unter dem Titel „Maienkranz“ gibt der Wahrheitsfreund jubelnd und triumphirend seinen Lesern das Verzeichniß aller Großräthe zum Besten, bezeichnet darin die Neugewählten mit einem Sternchen, die Katholiken bekreuzt er, den Rothstrümpfen gibt er zwei Kreuze (wahrscheinlich die der beiden Schächer), und denjenigen, welchen er nicht trauen zu dürfen glaubt, ertheilt er eine Null. Dann endet seine Litanei mit folgenden Worten: „1) Das souveräne Volk des Kantons St. Gallen hat am 5. d. M. in 15 Bezirksgemeinden seine oberste Behörde, den verfassungsmäßigen gr. Rath von 150 Mitgliedern, dann 37 Gerichtskollegien und 15 Bezirksammänner neu bestellt — ohne irgend eine Störung der gesetzlichen Ordnung und Ruhe. 2) Das souveräne Volk des K. St. Gallen hat am gleichen Tage über den Radikalismus den Stab gebrochen, indem es — einen gr. Rath wählte, der in seiner weit überwiegenden Mehrheit antiradikal, d. h. den konservativen (aristokratischen) Grundsätzen im Politischen zugethan ist. 3) Das katholische Volk des K. St. Gallen insbesondere hat am 5. d. M. ein kathol. Großrathskollegium in 91 Mitgliedern aufgestellt, — von denen entschieden 62 bis 70 den konservativen Grundsätzen im Religiös-Kirchlichen (der Pfaffenreligion) huldigen. 4) Seit 1830 hat sich bei den Erneuerungswahlen der Sinn des St. Galler Volks für gesetzliche Ordnung, Ruhe, Friede und Reli-

gion noch nie so entschieden ausgesprochen, wie am denkwürdigen 5. Mai 1839. — Gott hat der guten Sache den vollständigen Sieg verliehen! Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind!“ (wollte sagen: Selig sind die Einfältigen, denn die Schafsköpfe sind unser Gewinn.)

— Noch in den letzten Tagen vorigen Monats erschien im K. Appenzell A. R. eine Karrikatur auf die fünf am 28. April von der Landsgemeinde gewählten Revisionsräthe. Sämmtliche fünf reiten auf einem Krebse. Vorauf auf dem Kopfe sitzt Lehrer Hohl, andächtig in einem Basler Traktätlein lesend; über seinem Haupte verbreitet ein strahlender Heiligenschein religiösen Schimmer; hinter dem rechten Ohr steckt eine Feder und aus der Rocktasche hängt eine Schulordnung. Hinter diesem ist Dr. Titus Tobler mit Seifenblasen beschäftigt. In der Mitte hält Landsfähndrich Heim in seiner Rechten eine Stange mit aufgepflanzter Jakobinermütze, mit der Linken schwingt er eine Geißel. Landeshauptmann Leuch bearbeitet diesen mit einer Klystirspritze. Auf dem Schwanze sitzt Statthalter Jakob, die Balancirstange eines Seiltänzers in den Händen haltend, und während ein Mezgerbesteck an seiner Seite hängt, läuft seine Kappe in einen Hahn aus.

Zürich, den 7. Mai. Gestern Nachts ereignete sich hier ein bedauerlicher Vorfall. Ein sonst unbescholtener, wiewohl oft jähzorniger Schreinermeister bekam mit seinem Gesellen Streit. Dieser holte, wie man uns berichtet, den Altgesellen und nun kam es zu Thätlichkeichten. Der Meister entbrannte in seinem Zorn und stieß dem Altgesellen ein spitziges und scharfschneidendes Instrument in den Kopf, daß er augenblicklich zu Boden sank u. auch der andere Gesell soll von dem Meister sehr gefährlich verwundet sich im Spital befinden. Einige sagen, die Gesellen haben den Meister angegriffen und seine Vertheidigung mit dem Instrumente sei Nothwehr gewesen. Der traurige Vorfall soll außer dem Hause des Schreiners in einem kleinen Vorhofe statt gehabt haben und es ist sonderbar daß der Meister sich zum Hause hinaus verfügte. Sein Platz wäre im Hause gewesen und wäre er dort angegriffen worden, dann hätten sich die Unglücklichen die Folgen selbst zuzuschreiben. Auf diese Weise aber erscheint die Sache jedenfalls in einem übeln Lichte. Die Untersuchung wird so viel möglich dieses schreckliche Ereigniß enthüllen. Der unglückliche Familienvater ist verhaftet und bereut gewiß seine Uebereilung aufrichtig.

— Samstags den 11. d. M. wird von dem Kriminalgerichte in Zürich eine 23jährige Kindsmörderin von Richtersweil beurtheilt, welche ihr 5 Wochen altes Kind erwürgt hatte. Wir kennen die durchgeführte Prozedur nicht näher; doch möchte sie vielleicht ein Todesurtheil zur Folge haben. Zurechnungsfähigkeit und andere Umstände legen indessen bei solchen Verbrechen bedeutendes Gewicht in die Waagschaale. Immerhin treten gewöhnlich eher mildernde Umstände ein, wenn eine solche That gleich nach der Geburt des Kindes verübt wurde, denn da mögen ohnehin bei dem leidenden Körperszustande und andern unglücklichen Verhältnissen, die das wallende Blut wie in Feuerflammen durch den Körper treiben, Gefühle rege werden, die Niemand besser gefühlt hat, als der große Schiller und die man mitfühlen muß, wenn man ein menschliches Herz hat. (Voltsbot.)

— Die letzte Handlung des nun wieder nach Rom zurückgekehrten Nuntius Hr. v. Angelis war, daß er den Hrn. Kantonslandammann Theodor Abyberg zum Ritter eines päbstlichen Ordens (etwa des Ochsenhorn-Ordens?) geschlagen und Wohldemselben die Dekoration desselben geschenkt hat. Herr Abyberg soll bereits das Band im Knopfloche tragen, und ein römischer Ritter ist sonach Oberhaupt des Kantons.

Sitten, 2. May. Die beiden Staatsräthe fahren fort hier ihre Sitzungen zu halten, denn die eidgen. Kommissäre gestatteten nicht, daß man den alten Staatsrath entferne. Man hat in mehrern Blättern behaupten wollen, daß das Oberwallis und der alte Staatsrath in Besitz der materiellen Mittel und finanz. Hülfsquellen sey. Aber dies ist nicht wahr, denn das Arsenal, die Magazine ꝛc. sind in dem Besitz des neuen Staatsraths, und obschon Hr. v. Courten behauptet, daß der Zehnten von Sitten der Majorität nach seinen Befehlen Folge leiste, so ist auch dieses unwahr, denn alle Gemeinden des Sitten-Zehntens mit Ausnahme von Bramois und Veisonnaz waren letzten Sonntag auf die Einladung des neuen Staatsraths versammelt.

— Der Erzähler von St. Gallen meldet: „In Sitten sollen nun zwei Zeitungen herausgegeben werden, die liberale unter dem Titel: l'Echo des Alpes, die Krebszeitung unter dem Titel eines Défenseur de la religion et du peuple. Dieser Religionsvertheidiger ist der Priester Paillet, der seiner Zeit in Frankreich wegen Unzuchtattentates gegen die Person eines noch im Kindesalter befindlichen weiblichen Zöglings zu lebenslänglicher Galeerenstrafe verurtheilt worden war, den Weg jedoch nach der Schweiz fand, dann in Freiburg und Lausanne polizeilich weggewiesen wurde. Paillet war der Verfasser der verschiedenen, in jüngster Zeit im Interesse des Bischofs und der Religion herausgegebenen Broschüren und Kreisschreiben an die Geistlichkeit, sämmtlich in sehr emphatischem Ton und mit grenzenloser Unverschämheit gegen bürgerliche Freiheit und staatliche Selbständigkeit geschrieben.“

Ausland.

— Die Rhein- und Mosel-Zeitung meldet aus Wien unter'm 27. April: „Der Sohn des Erzherzogs Johann wurde, wie alle Zeitungen eiligst berichteten, vom Erzherzoge Ludwig aus der Taufe gehoben, hat aber noch keinen ihm zukommenden Titel und Rang. Es wurde der Mutter desselben mittelst des Fürsten Metternich das Grafendiplom zugestellt; allein der Erzherzog Johann dankte dem Fürsten Metternich und lehnte es im Namen seiner Frau ab. Vor Kurzem wurde von anderer Seite her für die Baronin Brandhof das Fürstendiplom eingesandt, welches aber vom Erzherzoge Johann ebenfalls mit der Aeußerung abgelehnt wurde, daß er von einem fremdem Herrscher keine Adelserhöhung seiner Gemahlin und seines in rechtmäßiger Ehe erzeugten Kindes annehmen könne, um so mehr da er seinem Neffen, dem Kaiser von Oestreich, den Grafentitel zurückgestellt habe.“

Leipzig, 24. April. Unsere Messe ist in Tüchern, was den Absatz der Quantität nach betrifft, brillant gewesen; dagegen hört man, wie immer, über die Preise klagen. Die zur Messe

gewesenen Tücher schätzt man auf 250—300,000 Stücke; von diesem Quantum sind über 3 Viertheile verkauft, was übrig blieb, besteht in ganz uncouranten Sorten, oder in Waaren, die zu hoch litimirt waren. Durch das Resultat dieser Messe ist viel Geld in die Hände der Fabrikanten gekommen, was sich daher auch in dem Verkaufe bei der Schur zeigen wird; man bemerkt dieß schon in denjenigen Wollen, von denen Ostern die Hauptmesse ist; hier wurde von unsern Fabrikanten Alles gekauft, ein und vier Thaler der Centner niedriger, als in der Neujahrsmesse.

— Am 30. April fanden in Pforzheim unruhige Auftritte Statt, welche das Gerücht ohne Zweifel vergrößern wird, oder vielmehr bereits vergrößert hat. Die Fabrikarbeiter daselbst lehnten sich auf, weil die Fabrikherren die Arbeitszeit um eine Stunde verlängern wollten, ohne den Arbeitslohn zu erhöhen, rotteten sich zusammen, und begingen verschiedene Excesse an den Häusern der Fabrikherren. Man ließ von hier aus 2 Schwadronen Dragoner nach Pforzheim abgehen, bei deren Ankunft jedoch der Tumult längst vorüber war, da die Haltung der Bürgerschaft die Ruhestörer bereits eingeschüchtert hatte.— Da die Ordnung noch nicht gänzlich wieder hergestellt ist, so ging heute Nacht 1 Uhr eine Abtheilung Infanterie von 110 Mann von hier ab.

— Aus Warschau wird der Rhein- u. Moselztg. geschrieben: Auffallend ist hier die Errichtung eines Judentheaters, das den Winter über sich gebildet hat und in einem geräumigen Saale bei dem größten Andrange Vorstellungen in dem gewöhnlichen Judendeutsch gibt. Die Schauspiele nehmen ihren Stoff alle aus der Bibel und verrathen in ihrer Anlage nicht selten gute Keime. Das Spiel ist aber über alle Beschreibung verzerrt und Anzüge und Decorationen wunderlich und abenteuerlich. So erschien Moses in einem Schlafrock, unter dem er eine lange gestickte Weste trug, mit einem zierlichen Degen bewehrt und mit einem dreieckigen Hute bedeckt, freilich sehr altmodisch.

— Mit Bezug auf die jetzige ministerielle Krisis in Frankreich erzählen englische Blätter, daß König Georg der Dritte in einer ähnlichen schwierigen Lage gesagt habe: „Gut, wenn Niemand Minister werden will; ich gebe nach Chaning-Croß und die ersten neun ehrlich aussehende Bursche, die ich da finde, ersuche ich, ohne weiter auf ihre Röcke zu sehen, meine Minister zu werden und so ihrem Könige in seiner Verlegenheit zu helfen!“

— Als der Graf Sebastiani bei seiner Rückkehr aus London nach Paris, durch Amiens reis'te, bekam er Lust, die Kathedralkirche zu besuchen; aber da er vermuthlich in Gedanken vertieft war, über die schönen Resultate, die er in Bezug auf die belgische Sache erlangt hat, ging er triumphirend, mit dem Hut auf dem Kopf, in die Kirche. Der Schweizer vergaß seine Ordre nicht, sondern bat den Diplomaten den Hut abzuziehen. Der vornehme Herr begnügte sich damit, diesen Kerl zu verachten, er gab keine Antwort, und fuhr fort mit seinem Perspektivchen die Bas-Reliefs zu betrachten. Der Schweizer erneuert sein Gesuch, der Herr Graf schaute ihn von oben bis unten an, und der Schweizer hielt seinen Spieß vor. — Seid nur ruhig, mein Lieber! — Mein Herr, meine Ordre ist unerbittlich, ziehen Sie den Hut ab, oder geben Sie hinaus. — Wisset ihr, mit wem ihr sprechet? — Das ist mir einerlei! — Der Gesandte zog sich majestätisch zurück, und bedeutete dem Schweizer aus Amiens, daß er etwas Mehreres von ihm erfahren würde. Er wartete in der Straße auf sein Gefolge, welches in der unermeßlichen Kirche vollends herum ging. Es scheint entschieden, daß die französische Diplomatie mit den Schweizern immer in Streit sein muß.

— Nach Briefen von Toulon vom 29. April sind die Marinen daselbst mit dem 11ten Linien Infant.-Reg. in Streit gerathen, so daß man, um die Ruhe herzustellen, genöthigt war, jede an Bord und diese in ihren Kasernen festzuhalten. General Duverger wird die Ursache des Streits streng untersuchen.

— Der Maire von Bourges, der Hauptstadt des Cher-Departements, hat zur diesjährigen Feier des Namenstags des König folgenden Beschluß erlassen: „In Betracht, daß die beste Art, den Namenstag des Königs sowohl seinem Herzen nach als auch seinen Wünschen gemäß zu feiern, darin besteht, Wohlthaten und Almosen unter der dürftigen Klasse zu verbreiten; in Betracht, daß das Brot theuer ist, daß die Arbeiter wenig Beschäftigung haben, und nur mit Mühe sich und ihre Familien erhalten können, und daß es sich unter allen unglücklichen Umständen nicht geziemt, sie durch Belustigungen einen Tag verlieren zu lassen, den sie besser anwenden können; und endlich in Betracht, daß die für öffentliche Lustbarkeiten gemachten Ausgaben wenig dankbare Erinnerungen hinterlassen, daß hingegen dieselben Summen, wenn sie als Unterstützung in die Wohnung des Armen fließen, daselbst einige Thränen trocknen und auf den Namen des Königs Segen herabrufen können: werden die zur Feier des Namenstags des Königs bestimmten Gelder dazu angewendet werden, den Dürftigen in der Stadt Brot zu geben.“

— Alle Blätter enthalten die Reden, welche vor dem König von Frankreich zur Beglückwünschung zu seinem Namenstage gehalten worden sind, desgleichen die Antworten des Königs. Die Erwiederung Ludwig Philipps auf den Glückwunsch der Deputirtenkammer ist am ausführlichsten und beschäftigt sich auch mit dem Zustande Frankreichs. Es wird darin gesagt, der König werde unabläßig dahin trachten, auf daß er den großen, ihm von der Nation anvertrauten Beruf treulich vollführe. Gerade zu dieser Stelle haben die Journale aller Farben die verschiedensten Anmerkungen gemacht und scheinen deßhalb das Gedicht: „die Weiber von Weinsberg“ nicht zu kennen, worin Kaiser Konrad sagt: „ein Kaiserwort soll man nicht drehn noch deuten,“ d. h. man soll das Wort eines Kaisers oder Königs nehmen wie es ist. Wer dies thut kommt für den vorliegenden Fall auch am besten weg, denn den ausgesprochenen Worten diesen oder jenen Sinn unterlegen ist eine überaus mißliche Sache, man geräth nur auf das Feld der Vermuthungen, und diese täuschen oft auch den Klügsten. Mit Ruhe die Zeit abwarten, ist unter allen Umständen das Beste.

— Ein unter ungewöhnlichen Umständen verübter Diebstahl macht in Paris viel Aufsehen. Ein Herr Richard auf dem Platze Vendome fand beim Nachhausekommen, daß Diebe sich in seinem Zimmer befanden. Er rief nach Hilfe, und hielt unterdessen auf der Hausflur Wache. Als man herbei kam, waren sie über die Dächer entschlüpft. Einige Pompiers kletterten flugs auf den Dächern herum, und mittelst der auf den Ziegeln befindlichen Spuren gelangs ihnen, die Diebe in der Dachzinne eines ziemlich ent-

legenen Hauses zu entdecken. Sie ließen sich ohne Widerstreben festnehmen, als plötzlich einer von ihnen ein Pistol hervorzog, sich damit vor den Kopf schoß und todt niedersank. Sein Gefährte schien sehr verzagt, und zittere so heftig, daß er kaum gehen konnte. Kaum war er einige Zeit im Gefängniß angekommen, als der Wächter, der von Zeit zu Zeit nachsah, ihn leblos in seiner Keuche fand; ob in der Folge natürlichen Todes, oder durch Vergiftung wird erst die spätere Sektion erweisen. Durch mühsames Nachforschen brachte man heraus, daß die beiden Diebe ergraute Verbrecher waren, die schon fünf Jahre in Toulon auf den Galeeren gesessen hatten.

— In der Sitzung des radikalen Nationalconvents zu London, am 19. April kam eine sehr lustige Geschichte vor, aus der man ersieht, wie locker eigentlich das Band ist, welches die Freunde der Nationalcharte zusammenhält. Der Missionär Carpenter brachte nämlich zuerst die unerfreuliche Zeitung, daß das Volk in den Grafschaften Worcester und Warwick, gar keine Neigung habe, sich mit den Chartisten zu vereinigen, dann aber bat er um 20 Pfd. Sterl. für zwei seiner Gefährten, die in Birmingham zurückbleiben mußten, weil sie im Wirthshause die Rechnung nicht bezahlen konnten. Dies Gesuch des Hrn. Carpenter ward abgeschlagen, weil man es für ein verabredetes Mittel hielt, sich Geld zu verschaffen.

— In kurzer Zeit wird in London ein satyrisches Gedicht erscheinen, unter dem Titel: „Don Juan der Jüngere, von Byron's Geist," worin die bekanntesten Personen, so wie die wichtigsten Ereignisse der Tagesgeschichte stark mitgenommen sein sollen.

— Man vernimmt nun aus englischen Blättern, daß die Absendung einer Flotte von zehn Linienschiffen nach der Ostsee nicht auf einem Gerüchte, sondern auf der Wirklichkeit beruhe; also mit andern Worten, die fragliche Flotte wird dahin abgesendet werden.

— Vor einiger Zeit meldeten englische Blätter, Lord Brougham sei in Paris deshalb krank gewesen, weil er eine Nadel verschluckt hatte. Das Toryblatt Age erzählt nun, wie der edle Lord zu diesem Unfalle gekommen, und meint ganz naiv: derselbe habe auf dem Boulevard eine schöne Putzmacherin geküßt die gerade eine Nadel im Munde gehabt.

— In Cheltenham ist das niedliche Theater ein Raub der Flammen geworden; man glaubt daß die Gaserleuchtung daran schuld sey.

— Zur Ausführung der neuen Börse in London sind 150,000 Pfd. St. festgesetzt. Der für die Versammlung der Kaufleute bestimmte Raum im Innern des Hofes soll eine Fläche von 20,000 Fuß bilden, von welchen 7000 unbedeckt sein werden.

— Zu Essendine, nicht weit von Lincoln, in der gleichnamigen Grafschaft, starb vor Kurzem der 76jährige sogenannte Zigeunerfürst Wisdom (Weisheit) Smith. Es hatten sich gegen 100 Zigeuner zu seinem Begräbnisse versammelt und ihre Zelte in der Umgegend aufgeschlagen, und es gelang ihnen durch List, der Feierlichkeit einigen Glanz zu geben, indem sie den Tischler, der den Sarg machte, überredeten, der Sohn des Fürsten, der Tausende besitze, werde dem Begräbnisse beiwohnen, und mehrere Krämer durch die Versicherung täuschten, der reiche Erbe werde Alles bezahlen. Am Morgen nach der Beerdigung war indeß der ganze Schwarm verschwunden und der Tischler hatte das stille Vergnügen, der Bande nachzusehen.

— Die Morning-Post enthält folgenden Artikel: Jeder Gesandte der fünf Mächte bei der Londoner Konferenz, hat seinen Namen 216mal, Einige noch öfter, unterzeichnet, und mit Einschluß der Unterzeichnung der belgischen und holländischen Gesandten beträgt die Gesammtzahl der Unterschriften 3000. Es sind gegen 1,200 Siegel abgedruckt worden, und 30 der jüngeren Mitglieder der Gesandtschaften waren mit der Angelegenheit beschäftigt.

— Die „Canton Preß" enthält einen Artikel über Cochinchina, worin es unter Anderm heißt: „Der König ist der einzige reiche Mann im Lande; er hat schöne Paläste, einen großen Schatz, treffliche Festungen und Schiffe, die bei weitem besser sind als die chinesischen. Das Volk befindet sich dagegen in dem traurigsten Zustande, ist arm, elend und schmutzig, und muß dem König ein Drittheil seines Erwerbes abgeben. Der Hof von Hue benimmt sich hinsichtlich seines Verkehrs mit den Fremden ganz anders, wie die Chinesen, die durchaus keinen geistigen Verkehr ihrer Unterthanen mit Ausländern dulden wollen. In dem königlichen Palaste findet man alle möglichen Nachrichten über die westlichen Länder: Buffons Werke, die neuesten Schriften über Taktik, geographische Werke, Land- und Seekarten, und ein Dampfboot liegt an der Wasserseite bei dem königlichen Palast vor Anker."

— Der Beherrscher von Lahore, Rundschit Singh, der jetzt mit den Engländern auf dem vertrautesten Fuße steht, hat dem Generalgouverneur von Ostindien, dem unverheiratheten Lord Auckland, zwanzig der schönsten Circassierinnen geschickt, worüber sich S. Lordschaft im höchsten Grade gewundert haben. Rundschit Singh verlangt dafür nur einen Arzt, der das Heilen eben so gut versteht, wie die Circassierinnen das Tödten. In der That eine feine Anspielung!

— Etwas sehr Beachtenswerthes! Am 23. April stieg Hr. Green, von zwei Freunden begleitet, bei Cheltenham in seinen großen Ballon Nassau um halb 4 Uhr auf, und nachdem die Luftschiffer in einem weiten Bogen eine Strecke von 86 englischen Meilen zurückgelegt hatten, ließen sie sich nach 7 Uhr bei Hartley Row nieder. Als der Aufseher der London-Southampton-Eisenbahn den Ballon in der Nähe seiner Station sich senken sah, erbot er sich die Luftschiffer sammt dem Ballon nach London zurückzubringen. Das Anerbieten ward angenommen, und der Weg von der Station Winchfield, eine Strecke von 38 englischen Meilen, in einer Stunde zehn Minuten gefahren. Der Ballon hatte in einer Stunde 22½, der Dampfwagen 32½ Meilen zurückgelegt.

— Einem Berichte zufolge, welcher dem Kongresse der nordamerikanischen Freistaaten im März abgestattet wurde, beläuft sich die Zahl sämmtlicher auf Schiffen gebrauchten Dampfmaschinen auf 800; auf Eisenbahnen waren 350 Maschinen im Gange, und in Fabriken und Manufakturen 1860.

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau.

No. 20. 18. Mai 1839.

Das Alpenhorn,

ein Volksblatt

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Zweiter Jahrgang.

Es leben die Geister in ewigem Bund, und doch auch in ewigem Streite:
Ihr Knüpfen und Lösen thut's ewig kund in Gottes unendlicher Weite.

Das Licht.

Und soll der Eulen ganzes Heer
Am Sonnenlicht erblinden,
Die Sonn' ergießt ihr Strahlenmeer,
Das weite Weltall um sich her
Mit Leben zu entzünden.

Doch sieh! wie sonst sich in der Luft
Die Nebel rings zerstreuen,
Läßt sie den Eulen ihre Kluft,
Dem Maulwurf seine düstre Gruft
Und will mit Licht erfreuen.

So laß, wenn deine Flammen glühn,
Nicht schrecken sie, nicht toben;
Laß, wer da fliehen will, entfliehn:
Was blühen kann, durch sie wird blühn
Und dich als Sonne loben.

(Volksbote.)

Maximilian Robespierre.

Fortsetzung.

Eine Reform, wie er und seine Freunde sie auffaßten, ist den gewöhnlichen Ideen von gesellschaftlicher Ordnung so zuwider, daß man sich nicht wundern muß, wenn abgesehen von jenen, die ihr deßhalb entgegenstanden, weil sie ihre Interessen und ihre Lüste gefährdete, es Menschen gab, die ihr deßwegen nicht günstig waren, weil sie sie nicht begriffen und sie nicht mit ihren Maximen und alten Gewohnheiten reimen konnten, und wohl hat man es diesem mißlichen Zustande des Gemüthes zuzuschreiben, daß die beiden hochwichtigen Vorschläge: gemeinsame Erziehung und Uebertragung der Nationalgüter ans Volk — verworfen wurden.

Robespierre war nicht Materialist — freilich glaubte er eben so wenig eine Offenbarung, aber er glaubte fest und unerschütterlich an die Moral und Tugend; er war der Ueberzeugung, die Ideen eines vergeltenden Gottes und des künftigen Lebens müßten, zum Heile des Menschengeschlechtes, sich innigst mit den Gesetzen der Gleichheit vereinen und ihre festeste Stütze werden. Der Atheismus der Hofschranzen vor der Umwälzung und der, den zu seiner Zeit die Knifflinge, die Wüstlinge, die Ehrsüchter und die Querköpfe bekonnten und ihn zu einem politischen Dogma erheben wollten, befestigten den Robespierre, in seiner Art die Sache anzuschauen — er betrachtete den Gottesglauben und die Gleichheit für zwei unzertrennliche Dinge. Um somit der schmälig mißhandelten Moral, der gefährdeten Gleichheit und Freiheit sich anzunehmen, trug er auf das Gesetz an, dem gemäß man feierlichst wieder das Dasein Gottes u. die Unsterblichkeit der Seele anerkannte — zwei Prinzipien, auf die er seine Institutionen in Verein mit St. Just, seinem Jünger und Freund, gründen wollte. Robespierre hatte der Reihe nach den Hof, den Adel, die Geistlichkeit, die Bürgerlichen, die Girondisten, die unsittlichen Bergmänner, alle Trüger und Blutsauger des Volkes angegriffen; alle verbanden sich gegen ihn, wenn nicht thatsächlich, doch im Sinn und Willen. Er hatte für sich nur das arbeitende und leidende Volk, es war nicht schwierig ihn zu theilen, zu täuschen und wehrlos zu machen. Wer könnte aufzählen alle Kniffe, alle Verleumdungen, mit denen man die leichtgläubigen und furchtsamen Menschen umlagerte, um sie gegen ihn zu mißstimmen — gegen ihn, den sie unlängst noch bewunderten und liebkosten? Man ließ besonders die Springfeder der Furcht und die der beleidigten Eigenliebe spielen. Robespierre, sagte man, hätte es auf alle seine Collegen gemünzt, und wolle sie alle in eine Proscription verwickeln. Die Wahrheit ist, daß diejenigen, die ihre Gewalt mißbraucht hatten und sich schmählicher Unsittlichkeitsthaten schuldig fühlten, Mitschuldige suchten, um der verdienten Züchtigung zu entgehen. Robespierre verhehlte sich zweifelsohne die Zahl und die Wuth seiner Feinde nicht; vielleicht hielt er sie für weniger mächtig in dem Nationalkonvente. Aber wahrscheinlich ist es, daß er, in der Ueberzeugung der Unmöglichkeit, durch die von den gewalthabenden Wichten gepredigte unmoralische und volkswidrige Politik die Republik fest zu gründen und die Revolution zu retten, lieber mit Gefahr seines Lebens einen letzten Versuch wagen wollte, als den Verlust der Gleichheit und die Knechtung des Volkes zu überleben. Er hatte ein Comitee des öffentlichen Wohls Nebenbühle und Feinde.

Dies Comitee war thätig und kräftig, hielt das Volk zusammen, wahrte Frankreich vor einem Einfalle, hielt die Factionen im Zaum, und schuff eine revolutionnäre Einheit und Einigkeit, aber begriff die Reform nicht und wies die Grundideen von sich; wie es mit der Beseitigung der Hemmungen fertig war, hätte es die ersten Steine zu einem dauerhaften Gebäude legen sollen — in dieser Hinsicht fehlte es der Mehrzahl seiner Mitglieder an einem gutausgedachten, umsichtigen Plane. St. Just hatte die Bedürfnisse Frankreichs, die Unfähigkeit des Convents und die Schwachheit seiner Collegen des Comitee durchblickt, als er sich entschloß, ihnen die Dictatur in der Person Robespierre's darzuschlagen; er hatte das Vorgefühl der Uebel, die bald darauf über das französische Volk kamen. Allein sein Vorschlag, mit Unwillen zurückgewiesen, hatte die traurigste aller Catastrophen der Revolution zur Folge, in welcher die großartigsten, herrlichsten Gedanken zu Grabe sanken, die man mit Unrecht dem Comitee des öffentlichen Wohls und den Conventsbergmännern zuschrieb.

Diese Gedanken waren aber noch weit fremder dem andern Regierungscomitee, das man das der allgemeinen Sicherheit nannte, wo der antiplebeische Geist und die Behördeneifersucht wohl noch viel schlechtere und niederträglichere Kniffe und Pfiffe erzeugten. Beinahe alle Mitglieder ergaben sich empörendem und niedrigem Treiben, um die Tugend zu beschmutzen, die sie blendete; es ist nur zu wahr, daß viele Männer von Ruf ihren Patriotismus nur nach ihrer persönlichen Erhebung regelten.

Am Tage an dem das Pariser Volk mit Begeisterung das Fest des höchsten Wesens feierte, wurde das Todesurtheil dessen, der das Fest vorschlug, unterschrieben. Alle contrerevolutionnären (die offenen wie die geheimen) Wuth- und Rachegefühle vereinten sich in dieser einzigen Idee: "Tod dem Robespierre!"

Damals hatte sich der Geist der Reform und der Gleichheit zu den Jacobinern und zur Gemeinde von Paris geflüchtet. Danton's erschrockene Freunde säeten im Bergklubbe, wo mehrere dienstverbrecherische Commissarien saßen, Mißtrauen, Unruhe und Verwirrung. Vielleicht hätte es für Robespierre, der ja mit dem Volkszutrauen umgeben war, nur einiger Vorsichtsmaßregeln bedurft, um die Anschläge seiner Feinde zu nichte zu machen. Allzusehr der Macht der Wahrheit vertrauend, wollte er lieber dem Tribunal des Conventes diejenigen überantworten, die er mit seinem Hauche hätte zerschmettern können. Da legte er offen zu Tage die Niedertracht der Parteisüchtler, die Mißgriffe der Regierenden und die Gefahren der Politik, die zu gelten schien. Seine Rede athmet von Anfang bis zu Ende die reinste Liebe zu Volk und Gleichheit; weit entfernt die Aufhebung der revolutionnären Regierung zu fordern, wie man ausstreute, rieth er sie festzuhalten, stellte aber die Nothwendigkeit hervor, sie von den Schurken und Verräthern zu reinigen, die sich da eingeschlichen. In Betreff des Schreckens wollte er, derselbe solle nimmermehr auf dem Volke lasten, desto strenger u. gerechter aber auf den Aristokraten und Unsittlichkeitsmenschen. — Hier wurde er von der Zahl und der Wuth seiner Feinde, deren Lärm und Geschrei jede fernere Vertheidigung unmöglich machte, unterbrochen; man eilte auf die verruchteste Weise vom Abstimmen zur Verhaftung und von dieser zur Todesstrafe. Das Volk, das ihm zu Hülfe eilte, wurde verwirrt gemacht und zerstreut durch unglaubliche Anklagen von Tyrannei, Royalismus und Einverständniß mit den Bourbonen. Robespierre starb arm und innigst geliebt von allen, die im Falle waren, seine nähere Bekanntschaft zu machen und seine Tugend zu würdigen. Er wurde das Opfer der Unsittlichkeit; nie hatte das Volk einen aufrichtigern und ergebenern Freund. Man gab sich alle mögliche Mühe, sein Andenken zu brandmarken; bald warf man ihm vor, er habe sich der Diktatur bemeistern wollen; bald bürdet man ihm als Verbrechen die Strenge auf, die revolutionnäre Regierung aus gebieterischer Nothwendigkeit übte. Glücklich, sagen wir, glücklich Frankreich — glücklich die Menschheit, wenn Robespierre Diktator und Reformator geworden wäre! Er übte niemals das Recht aus, zu verbannen und zu verurtheilen; er hatte keine andere Macht, als die des — Wortes; er hatte sich aus dem Ausschusse des öffentlichen Wohls entfernt, während das revolutionnäre Gericht einen großen Theil der Todesstrafen aussprach, deren Dringlichkeit in den entscheidenden Augenblicken auch die reinste Tugend anerkennt und ihre Strenge billigt.

Auszug aus einer Reisebeschreibung der Prinzessin Beira nach Spanien.

Wir verließen die Reisenden, als sie mit Extrapost die östreichischen Staaten durchflogen. Graf Custine rief bei jeder Station dem Postillon zu: "Doppeltes Trinkgeld, wenn du uns gut fährst." Da war es begreiflich, daß die Pferde nicht geschont wurden. Ohne Hinderniß durchreisten sie Tyrol, folgten den Ufern des Bodensees und betraten jenseits des Rheins den schweizerischen Boden, wo sie "eine langweilige komische Scene" erwartete. Der Vorfall charakterisirt die schweizerischen Landbeamten, die Erzählung desselben aber den Grafen Custine selbst zu sehr, als daß wir sie übergehen dürften. "Vor den Thoren des Städtchens L.....— schreibt der Verfasser — im Kanton Zürich hielt ein Gerichtsdiener in schmutziger, halb militärischer, halb bürgerlicher Uniform, unsern Wagen an und verlangte unsern Paß. Nachdem er gelesen und wieder gelesen, nahm er eine hochwichtige Miene an und sagte feierlichen Tones: "Ihr seyd nur drei auf dem Paß, und ich sehe vier." Ich setzte ihm hierauf sehr ausführlich auseinander, daß meine Frau auf der Reise sich ein paar Tage von mir trennte und vom Bad Ischl ein Kammermädchen mitbrachte; ich wollte dieselbe in Salzburg auf dem Passe bemerken lassen, allein die östreichische Polizei habe erklärt, es sey dieß gar nicht nothwendig. Der Züricher antwortete hierauf als ächter Spartaner: "Wenn die, welche nicht auf diesem Paß erwähnt ist, durch Oesterreich passiren durfte, so soll sie doch hier nicht passiren. Ich gehe jetzt meinem Vorgesetzten Bericht zu erstatten und befehle euch inzwischen nicht von der Stelle zu rücken." Bei dieser übermüthigen Sprache sehnten wir uns nach den höflichen Formen der österreichischen Beamten zurück. Nie fragen diese nach dem Passe der Reisenden, als mit dem Hut in der Hand, und wünschen ihnen beim Wiedergeben stets herzlich "glückliche Reise." Nach einigen Augenblicken kam der Mensch wieder, näherte sich dem Wagen und fragte auf die Königin deutend: „Wer ist diese da?" „Unverschämter Kerl, erwiederte ich, dieß ist meine Frau." "Und jener?" „Mein Neffe." — „Also die Andere hier ist nicht auf dem Passe, fuhr er fort, immer mit demselben Ton auf Mlle. Pilar deutend. Sie muß absteigen und mit mir kommen." „Und ich will auch mit dir gehen! rief ich die Kutschenthüre öffnend. Möchtest du uns nach Oesterreich führen,

damit ich das Vergnügen hätte, dir fünfzig Stockprügel geben zu lassen.“ „Herr, nehmen Sie sich in Acht, mich in meinem Amte zu insultiren. Sie könnten dieß wohl bereuen.“ Er führte uns hierauf murrend zu einem der hohen Beamten des Orts. Ich glaubte, es müsse allerwenigstens ein Unterpräfect seyn. Nachdem wir jedoch eine Stiege erklimmt, welche von einer Leiter kaum zu unterscheiden war, wurden wir in ein kleines Gemach geführt, in dessen Hintergrund die wichtige Magistratsperson auf einem hölzernen Stuhle saß, mit einer schmutzigen Wollmütze auf dem Kopfe, die Beine nackt, an den Füßen alte zerrissene Stiefel tragend. Nachdem der Mensch, welcher uns führte, seinem Vorgesetzten in schlechtem Deutsch Bericht erstattet, legte dieser seine Pfeife weg setzte seine Brille auf die Nase und begann mit gravitätischer Miene ein regelmäßiges Verhör. Mein übler Humor verließ mich nun plötzlich. Ich fand die ganze Sache so lächerlich, daß ich sie auch ganz von ihrer scherzhaften Seite nahm. Nachdem der Beamte eine Viertelstunde lang von mir zum Narren gehalten worden, flüsterte er dem Gerichtsdiener einige Worte ins Ohr, und dieser machte uns ein Zeichen, ihm zu folgen. Schon glaubte ich die wichtige Angelegenheit sey beendigt, und wollte mit Mlle. Pilar wieder in den Wagen steigen, als der Gerichtsdiener uns mit den Worten daran hinderte: „Ich will euch jetzt zur ersten Behörde der Stadt führen, dort wird es sich entscheiden, ob die da passiren darf oder nicht.“

Wir wurden nun in die Bude eines Apothekers geführt, wo der höchste Beamte der Stadt sich gerade beschäftigte, in einem großen Mörser Pillen zu drehen. Er legte, als er uns erblickte, seine blaue Schürze bei Seite und ließ uns in ein Cabinet voll Büchsen, Arzneigläsern und anderem Handwerkszeuge treten. Eben setzte auch er seine Brille auf, seine Interogationen zu beginnen, als ich, des Scherzes überdrüssig, ihm auf das festeste erklärte, ich fände dieses Verfahren gegen Reisende eben so unschicklich als lächerlich, und sey entschlossen, nach Luzern zu reisen, um bei der dort versammelten Tagsatzung Klage zu führen. Diese Drohung wirkte. Man ließ uns ungestört wieder nach dem Wirthshause gehen, wo die Königin uns erwartete. Endlich brachte uns der Schlingel von Gerichtsdiener den Paß zurück, auf welchem das »laisser-passer« gestempelt war. Ueber eine Viertelstunde lang (?) suchte er uns nun durch allerlei Andeutungen begreiflich zu machen, daß ihm ein Trinkgeld sehr erwünscht käme.“

„Seit dieser ärgerlichen Scene trafen uns in der Schweiz keine weitern Unannehmlichkeiten mehr. Nur hielt es schwer sich Pferde zu verschaffen, da fast alle zum Transport der Kanonen requirirt waren, denn bekanntlich rüstete sich die Schweiz damals zur Vertheidigung gegen Frankreich. Wir reisten über Zürich, Bern, Genf bis Chambery, wo wir Halt machten. Nach der mit meinem Freunde getroffenen Uebereinkunft hoffte ich dort die Adresse der vertrauten Person in Bayonne zu erhalten. Ich fand statt der Adresse auf der Post ein Schreiben jener Person mit zwei Seiten voll Instructionen über die Art unserer Reise. Am Schlusse ward bemerkt: „Man stellt für nichts, wenn die Instructionen nicht genau befolgt werden.“ Zugleich war in diesem Briefe die Wohnung einer Person in Chambery selbst bezeichnet, von welcher ich weitere Aufschlüsse erhalten sollte. Ich eilte zu dieser. Es war Hr. v. P..., welcher versicherte er sey aus dem Languedoc gesandt, um den Prinzen von Asturien nach der spanischen Gränze zu begleiten, auch halte er es für unumgänglich nothwendig, daß dieser von der Königin getrennt reise. Nach einiger Ueberlegung fügte ich mich in diese Zumuthung, da man im Fall eines Unglücks die Schuld nur meinem Ehrgeiz aufgebürdet hätte. Die Königin willigte nicht ohne Widerstreben ein, nachdem ich ihr die Sache als eine Nothwendigkeit dargestellt.

„Der Prinz schlug mit Hrn. von P... den Weg über Lyon und die Auvergne ein; ich ging mit der Königin über Nismes, Montpellier, Toulouse. Unterwegs äußerte die Königin oft ihre lebhafte Unruhe über das Schicksal des Prinzen. „Je länger ich darüber nachdenke, sagte sie einmal, desto mehr überzeuge ich mich, daß diese Trennung nicht in Ihrem Plane lag. Ich kenne Sie jetzt zu gut, Sie sind keiner von jenen, welche die Vorsicht ins Kleinliche treiben. Ich bin überzeugt, daß dies Alles nur das Resultat einer Intrigue ist. Ehrgeizige Menschen, eifersüchtig auf das Vertrauen, das ich in Sie setzte, wollen mit Ihnen das Verdienst eines Unternehmens theilen, dessen Ausführung ich Ihnen allein anvertraut hatte.“ Mit solchem Scharfsinn durchschaute die Königin die Motive jener Menschen, welche unsere Trennung von dem Prinzen veranstaltet hatten.

„Wir durchreisten die großen Städte Frankreichs am hellen Tage; nur gebrauchten wir im Languedoc angekommen, die Vorsicht, im Wagen zu speisen, da in diesem Theile des südlichen Fraukreichs sich viele Spanier aufhalten. Auch verhüllten die Königin und Fräulein Pilar sich mit ihren Schleiern, so oft wir die Wagenfenster öffneten. Nicht ein einzigesmal wurden uns die Pässe in Frankreich abgefordert. Zwar näherten sich zweimal Gendarmen dem Wagen, allein ich kam ihren Fragen zuvor, indem ich sie selbst zuerst anredete und sie nach dem Namen ihrer Offiziere, nach den Corps, in welchen sie gedient hatten, fragten. Sie hielten mich dann für einen höhern Officier, der in Urlaub reise, und unterließen nie, ihren dreieckigen Hut ziehend, mir ihr bon voyage nachzurufen.

„Am 11. October kamen wir in der Umgegend von Bayonne an. Wir steigen in dem Landhause ab, welches uns Hr. v. P... in Chambery bezeichnet hatte. Die Königin hatte zwölf Nächte in ihrem Wagen zugebracht, ich achtzehn. Wir waren beide der Ruhe sehr bedürftig, und doch erwartete uns gerade dort die größte Unruhe. Hr. D..., bei dem wir abgestiegen waren, erhielt nach dem Frühstück ein Billet mit der Nachricht, der Consul Christinens scheine von der Ankunft der Königin unterrichtet und wende alle Mittel an, um die französische Polizei zur Wachsamkeit zu bewegen. Zwar hatte der Telegraph noch nicht operirt, man erwartete jedoch jeden Augenblick daß er sprechen werde. Diese Warnung kam von dem Marquis L.... und verdiente demnach alle Beachtung. Es wurde beschlossen, das Haus des Hrn. D... zu verlassen, denn da die Post uns bis zu seinem Hause gefahren hatte, so wäre es der Polizei leicht gewesen, uns auf die Spur zu kommen. Hr. D... ließ uns zu einem seiner Verwandten, Hrn. v. R..., bringen, welcher die Königin mit jener freudigen Hingebung aufnahm, die alle wahren Royalisten auszeichnet. Wir warteten vergeblich zwei Tage lang auf den Prinzen. Die Angst der Königin war gränzenlos, und ich bereute meine Nachgiebigkeit in Chambery.

„Verschiedene Plane waren inzwischen erdacht worden, die Königin über die Gränze zu bringen. Erst wollte man die Königin zu einer spanischen Dame nach Bayonne führen, die für sich und zwei Kammerfrauen Pässe genommen hatte. In letzterer Eigenschaft sollte

die Königin Bayonne bei Tagesanbruch verlassen und bis Cambo fahren, wo ein Führer sie über die Gränzen begleiten würde. Da man jedoch auf diese Art sich in die Stadt Bayonne selbst wagen mußte, wo im Fall der Entdeckung kein Fliehen möglich war, so wurde das Project verworfen, und ich kam mit dem Marquis v. L.. überein, uns lieber den Schmugglern anzuvertrauen. Der Marquis eilte deßhalb Maaßregeln zu treffen, und gab mir zur weitern Verabredung ein Rendezvous in der Nähe der Stadt. Als er mich dort wieder traf, erzählte er, daß der Telegraph endlich gesprochen habe, und daß die Wohnung der erwähnten spanischen Dame von Spähern umlauert sey. Der Befehl sey gegeben sie mit ihren Reisegefährten zu verhaften, so wie sie an den Thoren erschiene. Als diese Dame zwei Tage später wirklich nach Spanien abreiste, folgten ihr mehrere Polizeiagenten bis Cambo. Man hoffte, dort werde ihre Kammerfrau, die man wohl kannte, ihren Platz einer andern wichtigern Person abtreten. Selbst der Führer war, wie wir später erfuhren, von dem spanischen Consul für eine Summe von 6,000 Franken erkauft worden.

„Als ich von Bayonne nach dem Landhause zurückgekommen, sah ich die Königin am Fenster. Das Zeichen ihrer Hand, so wie der Ausdruck ihres Gesichts sagten mir von weitem schon, daß sie mir eine gute Neuigkeit mitzutheilen habe. Der Prinz war während meiner Abwesenheit angekommen. Die oft wiederkehrende Beschädigung seines baufälligen Wagens hatte seine Reise verzögert. Nach so langem Warten, so großer Unruhe schifften wir uns endlich am 14. October um 5 Uhr Morgens auf einem kleinen Boot ein und fuhren den Adour aufwärts, von zwei kräftigen Ruderern geführt. In der Barke befanden sich die Königin, der Prinz von Asturien, die Camarista (Fräulein Pilar), Hr. v. R... und ich. Das Wetter war stürmisch, der Regen goß in Strömen; aber Niemand kümmerte sich darum, denn der Gedanke, daß wir endlich der Gränze Spaniens uns näherten, versetzte uns Alle in die heiterste Stimmung. Nach einer dreistündigen Fahrt stiegen wir wieder ans Land, wo uns Pferde erwarteten. Wir nahmen Abschied von dem gastfreundlichen Hrn. v. R.... Ein Schmuggler und zwei andere baskische Führer geleiteten uns jetzt. Bald hörte der Regen auf, die Sonne und der klarste Himmel erschienen wieder. Da rief die Königin: „Es ist der heilige Michael, der Schutzpatron der ehrenwerthen Leute eures Landes, der uns diese schöne Sonne schickt. Er wacht über uns seit unserm Abschied von Salzburg!“

„Gegen Abend hielten wir vor einem alten Castell, das von vier gothischen Thürmchen überragt war. Dort hat der brave Marquis de Belzunce seinen einsamen Wohnsitz aufgeschlagen. Ich schickte einen der Führer zu ihm und ließ ihm sagen, einer seiner Freunde, der die Familie eines Oberoffiziers der Armee Karls V. nach Spanien begleite, bitte ihn um ein Asyl für diese Nacht. Kaum hatte der Marquis dieß gehört, als er, wie ein Castellan der alten Zeiten, uns entgegeneilte, mir freudig die Hand bot, die Königin nach dem Saale führte, und uns auf alle Weise zeigte, wie glücklich er sich fühle uns in seinem Hause zu bewirthen. Wir hatten zusammen in der königlichen Garde gedient. Bei der Juliusrevolution wollte der Marquis lieber seinen Degen zerbrechen, als seinem Eide untreu werden. Nach dem schrecklichen Ende des Prinzen von Conde, welchem er seine ganze Liebe geweiht, zog er sich auf dieses alte Schloß seiner Ahnen zurück. Eine herrliche Gattin erheiterte durch ihre Liebe und die Wohlthaten, die sie umher verbreitete, sein einsames Leben. Vor wenigen Monaten war jene edle Frau gestorben, und mein armer Freund durchstreifte nun seine Gärten, seine geliebten Berge, wo er sich erst noch so glücklich gefühlt, mit schmerzzerrissenem Herzen.

„Ich bat bei der abendlichen Unterhaltung Hrn. v. Belzunce, mir über das Land, welches wir durchwandern sollten, und die Gebirgsbewohner einige Details zu erzählen. „Es ist ein wahres Glück, sagte er, in diesem so egoistischen und verdorbenen Frankreich, noch ein Plätzchen zu finden, wo der Glaube, die so einfachen Sitten u. die strenge Redlichkeit unserer Väter sich erhalten haben. Sie dürfen ohne Scheu in alle Hütten eintreten mit der Ueberzeugung, dort gegen die Verfolgung der Agenten der Regierung ein unverletzliches Asyl zu finden. Jeder Mensch, dem Sie begegnen, wird Ihnen als Führer dienen. Sie können ihm ganz unbesorgt Ihre Person und Ihre Börse anvertrauen; er wird sein Leben wagen, beides zu vertheidigen, besonders wenn Sie ihm sagen, daß Sie Karl V. dienen wollen, dem sie Alle so ergeben sind.“

„Am Morgen des andern Tages kam der berühmte Anführer der Schmuggler, welchen wir als Führer über die Gränze gewonnen hatten. Die übrigen Personen, die uns bisher begleitet, kehrten nach Bayonne zurück. Ich hatte mit unserm neuen Führer eine Unterredung über die Mittel, welche er anwenden wollte, uns sicher nach Spanien zu bringen. Seine Antworten befriedigten mich sehr. Es war ein Mann von hohem Wuchse, martialischem Ausdruck, offenem und energischem Sinn. Als ich ihn fragte, ob ich, im Fall man Gewalt brauchen müßte, auf ihn zählen dürfe, drückte er mir die Hand und entblößte statt aller weitern Antworten seine breite Brust, auf der noch die Narbe einer Kugel war, die ihn durch und durch geschossen. Es wurde nun verabredet, uns sämmtlich als baskische Landleute zu verkleiden. Die Damen sollten mit zwei Führern voranreiten und wir ihnen in einer kurzen Entfernung folgen, um ihnen nöthigenfalls zu Hülfe zu kommen. Als ich meinem Freunde die Hand zum Abschied reichte, sagte ich: „Marquis v. Belzunce, die Königin von Spanien und der Prinz von Asturien danken Ihnen für Ihre Gastfreundschaft.“ Der Marquis stand einen Augenblick erstaunt, dann sagte er: „Ich hätte es vermuthen sollen, denn nie sah ich eine Frau von so edler und majestätischer Mine.“ Es näherte sich Jemand, und ich legte meinen Finger auf den Mund; er verstand mich, drückte mir nochmals die Hand, und wir schieden.

„Wir mußten zwei Douanenlinien überschreiten. Bei der ersten konnte allein von List die Rede sein, denn bei dem geringsten Signal wäre die zweite Linie ihr zu Hülfe gekommen, und wir hätten dann uns zwischen zwei Feuern befunden. Eine kleine Stunde vor dem Dorfe Irissary, wo eine Brigade von Douaniers liegt, machten unsere Führer Halt und betraten mit uns eine einsame, bloß von einer alten Frau bewohnte Hütte. Zwei der Führer entfernten sich und kamen bald mit der Nachricht wieder, die Damen hätten glücklich die erste Linie passirt. Sie waren vor dem Dorfe abgestiegen und durchwanderten dasselbe zu Fuß mit zwei andern Bäuerinnen. Jede trug einen Korb mit Geflügel und ging an den Douaniers vorüber, ohne deren Aufmerksamkeit zu erregen.

(Fortsetzung folgt.)

Das ist der weisen und gerechten Männer Art,
Im Unglück auch den Göttern nicht zu zürnen.

No. 20.

DAS POSTHÖRNCHEN

18. Mai 1839.

Eine Wochenschrift
für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Tagesbegebenheiten.

Schweiz.

— Am 7. d. M. fiel in Biel ein kleines Kind aus dem Fenster des dritten Stockwerks eines dortigen Hauses, eine Höhe von fünfzig Fuß, in einen Garten, und blieb, wie durch ein Wunder, unbeschädigt.

— Ein Knecht in Renan wurde von einem ausreißenden Pferde am Kopf so hart getroffen, daß er todt mit zerschmetterter Hirnschale liegen blieb.

— In der Gemeinde Lauterbrunnen ist unter dem Rind- und Schmalvieh die Maul- und Klauenseuche ausgebrochen. Man vermuthet diese Krankheit rühre noch vom verflossenen Herbst her und sei bis jetzt verheimlicht worden.

Solothurn. Ende letzer Woche wurde in der Gemeinde Barschweil ein großes Bauernhaus eingeäschert. Das Feuer wüthete so schnell, daß weder Effecten, Viktualen noch Kleider gerettet wurden. Die Brandbeschädigten sollen im Korn auf dem Estrich bedeutende Geldsummen gegen Räuber vervorgen gehabt haben; nun kam das Feuer und raubte dieselben.

— Ein Gempner, so nach Amerika gegangen, dort sich verheirathet und vor lauter Heimweh wieder zurückgekommen, ersuchte den Kleinen Rath, ihm seine Frau, welche ihr Versprechen ihm nachzufolgen nicht halte, in Amerika auf seine Kosten, für die er Kaution einlegte, zu holen. Der Kleine Rath, obschon sonst in puncto Heirathssachen an ein fashionables Benehmen gewöhnt, konnte sich nicht bewogen finden, dem Gesuch zu entsprechen, wohl wissend, wenn er alle Weiber, die ihren Männern nicht folgen, zur Gebühr bringen sollte, er ziemlich viel Werch an die Kunkel bekäme.

Zürich den 16 Mai. Heute wurde der 32 Jahre alt Heinrich Hitz von Stigenbühl, Gemeinde Knonau, von dem hohen Obergerichte beurtheilt. Hitz ward beschuldigt seine Geliebte, die Elisabetha Schweizer von Knonau, am 1. Oktober 1837, im Vollholz daselbst, mittelst eines Schusses gehackter Bleikugeln, hinten in das Genick getödet, den Leichnam dann in einen Graben gethan und mit Laub und Moos u. s. w. bedeckt zu haben. Diese That läugnete der Inquisit hartnäckig, wurde aber durch verschiedene Indizien überwiesen. Das hohe Obergericht hat nun in Bestätigung des kriminalgerichtlichen Urtheils, den Hitz mit Einmuth des Mordes schuldig erklärt, weil aber laut dießfallsiger Bestimmung der Gesetze das freiwillige Geständniß abgelegt sein muß, um ein Todesurtheil auszufällen, so fand das Gericht, es sei sofort die zunächst darauf folgende Strafe anzuwenden und verurtheilte den Inquisiten ebenfalls einmüthig zu lebenslänglicher Kettenstrafe, 600 Fr. Entschädigung an den Damnifikaten, 24 Franken weitere Entschädigung und Bezahlung aller Prozeßkosten.

— Fünf junge Bursche dorfeten Nachts den 21. auf den 22. April ganz still und ruhig bei der Tochter eines Nachbars in Schwyz. Um Mitternacht ließen sich vor dem Hause mehrere sogenannten Nachtbuben vernehmen, die mit den in der Stube Sitzenden einiges Unbedeutendes, nichts Feindschaftliches zum Fenster hinein sprachen, und sich sodann wieder entfernten. Kurz darauf begaben sich zwei von den Erstern, ohne den Uebrigen etwas zu sagen, vor das Haus hinaus, um, wie man glaubt, nachzusehen ob und wohin die Letztern sich entfernt hätten. Kaum einige Schritte vom Hause hinweg hörten die Beiden ein Knarren im nächsten Zaune, sowie das Brechen einer Latte; dadurch erschreckt mahnte Kälin seinen Kameraden, sich mit ihm zurückzuziehen, und flüchtete sich nach seiner nur wenige Schritte weit entfernten Wohnung, in der Hoffnung, sein Kamerad Horat werde ihm folgen. Doch da er letztern nicht kommen sah, kehrte er nun wieder auf die Stelle zurück, wo er ihn verlassen hatte, und traf ihn im Blute schwimmend, mit furchtbar zerschlagenem Kopfe, ohne irgend ein Lebenszeichen da liegen. Die ruchlosen Thäter sind entdeckt und eingezogen, und sitzen in scherm Verwahr.

Freiburg. Der Stadtpfarrer Aebi ist nach Rom gereist, um der Heiligsprechung des Ligorianermönchs und Stifter dieses Ordens, Alphons Liguori, beizuwohnen, wodurch die hier wohnenden, termirenden und hausirenden Mitglieder dieses Ordens einen neuen Glanz und Kredit erhalten werden!! — Also werden immer noch neue Heilige gebacken.

— Die Walliser Regierung beschloß, das Val d'Illier mit 450 Mann militärisch zu besetzen, indem die Hauptgemeinde davon Champeri ganz für das Unter-Wallis gesinnt ist, andere wie Troistorrens dagegen für Ober-Wallis, von wo aus sie Ammunition erhalten.

Ausland.

— Bei Rotweil im Würtembergischen ist am 29. April früh die Pulvermühle in die Luft gesprungen. Das Gebäude ist von Grund aus zerstört, und die ganze Umgebung mit Trümmern bedeckt. Ein 14jähriger Knabe wurde todt, ein Knecht halb verbrannt und mit gebrochenen Beinen, aber lebend, aus dem Schutte gezogen, ein anderer aber nur wenig am Kopf und Armen beschädigt.

— Aus einem Berichte über die Leipziger Jubilatmesse dieses Jahres (in der Leipziger Allgemeinen Ztg.) geht hervor, daß sich die englischen Manufacturwaaren in dem Grade vermindern, als die deutschen Fabriken vorschreiten. Die Einfuhr solcher englischen Waaren beträgt jetzt noch höchstens zwei Drittheile des Quantums, welches vor dem Zollverbande nach Leipzig gebracht wurde.

— In Nr. 124 der „Leipz. Allgem. Ztg.“ ist ein Artikel aus Frankfurt zu lesen, der in der That die höchste Beachtung verdient. In demselben wird der Leichtsinn gerügt, mit dem unsere lieben Bürgersöhne ohne vorangegangene Prüfung zum Universitätsstudium der Theologie zugelassen werden, woraus sich dann von selbst, wie in jenem Artikel nachgewiesen wird, der Uebelstand ergibt, daß diese Leute, wenn sie durch Gunst und sonstige Schliche eine Stellung erlangt haben, derselben in keiner Weise gewachsen sind, während andere tüchtige junge Männer, denen keine einflußreichen Protektionen zu Gebote stehen, entweder auf lange Zeit hinausgehalten, oder oft ganz übergangen werden. Der Verfasser jenes Artikels gibt Proben aus gehaltenen Leichenreden, die deutlicher als Alles dafür sprechen, auf wie schwachen Füßen die Kenntnisse gewisser Seelsorger stehen.

— In Paris ist wieder einmal Revolutiönligs gespielt worden. Ob es eine Vorübung zu größerem Skandal, oder ein bloßes Privatvergnügen war, weiß man noch nicht. Genug, Barrikaden wurden errichtet, Magazine geplündert, es wurde geschossen und gehauen, doch waren die Truppen bald den etwa 400 Aufrührern Meister. Die Anzahl der Gefallenen Militairs gibt man auf 47 an; die der Gegenpartei auf 190. Es sollen an 150 Aufrührer in Gefangenschaft sitzen. Nun ist wieder Alles ruhig, zumal da die große Nation endlich auch wieder ein Ministerium hat, dessen Präsident der den Schweizern so zärtlich gewogene Soult ist.

— Durch französische Blätter erfährt man aus Kairo Folgendes, welches man sich im civilisirten, humanen und toleranten Europa hübsch hinter die Ohren schreiben möge: „Der spanische Arzt des Vicekönigs von Aegypten, Gaetani Bey, hatte während der Reise nach Senaar das Gelübde gethan, wenn er unversehrt zurückkehre, werde er eine feierliche Messe veranstalten. Er erhielt zu diesem Zwecke die Erlaubniß, dieselbe im Kloster des heiligen Grabes zu Kairo halten zu lassen; da aber das Gerücht in Umlauf kam, die Christen wollen ein feierliches Dankfest für die glückliche Rückkehr des Vicekönigs begehen, so war an dem festgesetzten Tage (7. April) die glänzend decorirte Kirche gedrängt voll von Türken und Juden, die sich mit größtem Anstande benahmen. Die während der Feier veranstaltete Sammlung warf eine bedeutende Summe ab. —

— Hier erfolgt (nach französischen Blättern) das genaue Verzeichniß der Fallimente der verflossenen vier Monate d. J., wie sie im Register der Kanzlei des Handelsgerichts der Seine aufgeführt stehen:

Im Januar wurden gemeldet	58
Im Februar	68
Im März	79
Im April	84
Summa der Fallimente in 4 Monaten:	289

Sämmtliche begreifen einen Passivbestand von mehr als 25 Millionen.

— Neulich schleppte ein Vagabund seine Frau, welcher er eine Halfter um den Hals geworfen hatte, auf den Markplatz von Stockport, und stellte sie vor dem Hause einer Magistratsperson zum Verkaufe aus, ohne daß irgend Jemand ihm ein Hinderniß in den Weg gelegt hätte. Er bot sie aus, da jedoch Niemand mehr als acht Pence (etwa 35 kr.) bot, so vertagte er den Verkauf, „denn für einen solchen Spottpreis war sie ihm doch noch zu gut.“

— Es besteht in London eine Gesellschaft sogenannter Kinderfreunde, welche arme Aeltern bewegt, ihre Kinder ihr zu übergeben, unter der Versicherung, für das Fortkommen derselben in den Kolonien zu sorgen. Einige vor den Gerichten angezeigte Fälle haben bewiesen, daß die Gesellschaft die ihr anvertrauten Kinder nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung gebracht hat, wo sie an die Kolonisten (in einem Falle für 8 Pfd. 10 Schill.) verkauft wurden und eine harte Behandlung erlitten.

— In dem Telschafer Kreise in Rußland ist kürzlich der Bauer Michael Kiawleitis im 137. Jahre verstorben. Er beirathete mit 19 Jahren und hatte mehrere Kinder, von denen ihn nur eine hochbejahrte Tochter überlebte. Seine Lebensweise war sehr einfach, und seine Lieblingsbeschäftigung die Jagd. Er starb bei vollem Bewußtsein.

— Die neuesten Nachrichten aus Griechenland sind in der That nicht sehr befriedigend. In Maina soll ein Volksaufstand ausgebrochen sein, auch meldet man von verschiedenen Räubereien der Klephten. Andere Berichte sagen, an der Sache sei gar nicht viel, das Ganze sei nur ein Räuberzug gewesen und verdiene wenig Beachtung. Daraus ginge denn doch so viel hervor, daß man sich in Griechenland an Raubereien bereits so gewöhnt habe, daß man Vorfälle der Art als nichts Besonderes ansieht.

Nordamerika. Mit den beruhigenden und friedlichen Nachrichten aus Canada hat es ein Ende. Man hat Berichte von dort erhalten, daß diejenige Partei, welche sich „Sympathisers“ nennt, sengt und brennt. Diese Sympathiser sind, wie schon ihr Name verräth, nichts anders als Theilnehmer an der Empörung der Canadier und bestehen großentheils in Grenzbewohnern. Sie treiben ihr Handwerk so toll, daß der Gouverneur des Unionsstaates New-York für die Habhaftwerdung eines Jeden 100 Dollars geben will. — In Toronto, der Hauptstadt von Ober-Canada hat man eine Verschwörung entdeckt, welche darauf ausging, den Gouverneur zu ermorden. Die Einwohner der genannten Stadt wollen auch von der legislativen Vereinigung der Kolonien Ober- und Unter-Canada zu einer Provinz, welche Lord Melbourne am 4. Mai als königliche Botschaft in's Oberhaus gebracht hat, nichts wissen. Aus Allem sieht man, daß in Canada nichts weniger als Ruhe herrscht.

Beim Verleger dieses Blattes ist erschienen und für 2 Batzen (dutzendweise à 6 Kreutzer) zu haben:
Rettung für Rettung, eine wahre Geschichte aus der nächsten Umgebung und der jüngstverflossenen Tage.

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau.

No. 21. 24. Mai 1839.

Das Alpenhorn,

ein Volksblatt

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Zweiter Jahrgang.

Mit großen Herren theilt die Kirschen nicht: sie werfen Euch die Stiele vor's Gesicht.

Freiheit.

Freiheit wünschest du dir, und klagst alltäglich und zürnest,
Daß dir Freiheit fehlt über Despoten-Gewalt,
Lern' entbehren mein Freund! Beut Trotz dem Schmerz und dem Tode!
Und kein Gott des Olymps fühlet sich freier als du.
Aber noch fragt dein Blick: Wie lern' ich die schwerste der Künste,
Wie den erhabenen Trotz gegen den Schmerz und den Tod?
Wirb bei der Mutter Vernunft um Tugend, die göttliche Tochter,
Wirb! — Und dein ist die Kunst, dein der erhabene Trotz.

Der Friggitore und der Pizzicaruolo.

„Das Sprichwort sagt: Ein eigner Herd,
Ein braves Weib sind Gold und Perlen werth.“

Eben so fest, als ich und meine Landsleute von der Wahrheit dieses Satzes durchdrungen sind, eben so wenig glauben Mephistopheles u. Römer an denselben. Sind die letzteren schon geneigt, die Untheilbarkeit des ehelichen Besitzes mit liberalen Augen zu betrachten, so denken sie über den andern Punkt noch weit radicaler. Ich glaube nicht zu übertreiben, wenn ich behaupte, daß es höchstens zweitausend römische Familien gibt, welche eine eigene Küche haben. Nur die durch Rang und Vermögen an die Spitze Gestellten unterwerfen sich der Seccatur, einen Koch zu halten, und sich von der Wahl seiner Einkäufe, seiner Kunstfertigkeit, seiner mindern oder größern Rechtlichkeit und Reinlichkeit abhängig zu machen. Der Rest zieht es vor, mit Frau und Kind in eine Trattoria zu wandern, dort zu jeder Zeit die Auswahl unter allen Gerichten, welche Religion und Jahreszeit gestatten, zu haben, und für ungleich billigern Preis, als ihn die eigne Bereitung und Bedienung gestatten würden, ihr Mahl einzunehmen. Mit weniger Umständen noch wird die Mittagstafel der niedern Classe bestellt. Der Fleisch- und Fischhändler zieht durch alle Straßen und trompetet seine Waaren aus. Ein Körbchen mit den nöthigen Bajochi wird an einer Schnur aus dem Fenster gelassen, der Händler wiegt die Speise auf seiner großen über der Schulter hängende Wage zu, und dann werden Fleisch und Fisch himmelan gehaspelt. Die weniger Begüterten begnügen sich, zu dem an allen Straßenecken seine Waare feilbietenden und schmorenden Friggitore (Pfannenbäcker) zu gehen und sich gekochte broccoli (Kohlsprossen), Blumenkohl, Krebse, Fische oder Maccaroni zuwägen zu lassen, und wenn just nicht Fastag ist, vom Pizzicaruolo ein Stück mordatella oder salami (Wurstarten), Schinken oder dergleichen mehr zu kaufen. Ein Viertelsbogen graues Löschpapier umspannt das ganze Diner, und mit diesem zieht die Familie, nachdem sie unterwegs einige pagnotti (kleine Brödchen) eingehandelt hat, nach der Weinschenke u. verspeist das Mitgebrachte behaglich bei der Foglietta. Was sollen sie viel auf Einkäufe von Eßwaaren, Tischzeug, Küchengeschirr und all den weitläufigen Plunder eines nordischen Haushalts einlassen! Für das Geld, welches er kosten würde, können sie mindestens zwei Jahr sorgenfrei leben. Die Wenigsten haben so viel, um es in dieß todte Capital stecken zu können, essen und trinken, so lange die Paulstücke in der Tasche klimpern, und morgen — Dio provedera!

Die hauptsächlichsten Waarenartikel des Friggitore habe ich bereits genannt. Sein Kochofen ist eine große eiserne Trommel, unter welcher ein Kohlenfeuer glüht; auf ihr schmoren Kohl, Artischocken, Spargel und Fische in einer Schüssel von gleichem Stoffe, werden — ländlich, schändlich — mit den Fingern herausgelangt und zugewogen. Eine andere Trommel zum Rösten der Kastanien fehlt im Winter wenigstens selten, ein für nordische Nasen entsetzlicher Dunstkreis niemals. Die thatenreichste Periode des Friggitore ist eigentlich die Quaresima, jene trostlose Fastenzeit, welche mit Aschermittwoch beginnt, den Magen mit Stockfisch und Oelbackwerk kasteit und bis zum Ostersonntag anhält. Der Glanzpunkt wiederum dieses Abschnitts ist der St. Josephstag, welcher auf den 19. März fällt.

San Giuseppe, der Schutzpatron der Hahnreie (ein Patronat, welches er wahrscheinlich überhäufter Geschäfte wegen mit San Martino theilen muß), ist auch der der Friggitori. Schon am Vorabend schmücken sie die Pfosten ihrer Straßenbuden mit Lorbeerzweigen, umwinden diese wiederum mit bunten Bändern und Streifen farbigen Papiers, und behängen sie mit vergoldeten Büffelkäsen und bunten Papierballons. Der Friggitore und seine Gesellen stehen in leidlich weißen Jacken, Schürzen und Nachtmützen hinter dem Tisch,

auf welchem riesige Haufen Frittellen, ein rundes, taubeneier großes, aus Mehl und Oel bereitetes Backwerk, neben gebackenen Fischen und andern Fastenspeisen ruhen, schöpfen aus dem ewig brodelnden Kessel, in welchem sie Mehl mit vollen Händen streuen, und haben Mühe, die heißhungrige Schaar zu befriedigen. Auch der ärmlichste Friggitore entbehrt nicht der Kunden, denn am folgenden Tage ist es Gewissenssache, Frittellen zu essen, und Jeglicher, welchem der heil. Joseph seinen Namen verlieh, ist verpflichtet, seine Angehörigen und Freunde mit Frittellen zu tractiren. Die reicheren Pfannenbäcker verfehlen nicht, ihre tragbare Küche auf das lockendste aufzuputzen, um Nase, Mund und Augen gleichzeitig zu fesseln. Es fehlt nicht an buntbemalten Gypsstatuen von Kindern, Mohren und Türken zwischen den rauchenden Schüsseln, und um dem denkenden Frittellen-Esser zu der leiblichen auch die geistliche Speise zu reichen, werden die Pilaster der Bude mit Sonetten behängt. Ich erlaube mir, um meinen Lesern eine Probe von dieser hausbackenen Bäckerpoesie zu geben, die freie Uebersetzung zweier Sonette, welche an einer Bude auf der Piazza Sant' Custachio, der Speisekammer Roms, aushingen:

1.

Minerva schwingt sich von Olymp hernieder,
Doch statt wie sonst der Weisheit Spruch zu lehren,
Reicht sie den Oelzweig voll von saft'gen Beeren
Holdselig lächelnd einem Pfannensieder.
Ein Drachenpaar mit Schuppen und Gefieder
Trägt Ceres, auf dem Haupt den Kranz von Aehren,
Zum Friggitore aus dem Reich der Sphären —
Sie reicht die Frucht ihm und erhebt sich wieder.
Dann naht auch Hercules dem Wunderwerke,
Um zur Vollendung seine Heldenstärke
Dem Bund der beiden Göttinnen zu leihen.
Kommt, Christen, kauft! Es wird euch wohl gedeihen.
Minerva, Ceres, Hercules im Bunde
Habt ihr mit der Frittella in dem Munde.

2.

Als Peleus einst mit Thetis sich vermählte,
Versammelten die Götter sich zum Mahle.
Sie schwelgten Alle bei dem Festpocale —
Eris allein, der Zwietracht Göttin, fehlte.
Und die von ew'gem Neid und Haß Beseelte
Warf einen goldnen Apfel in die Schale:
Der Schönsten! war die Inschrift, die fatale —
Und Venus war es, welche Paris wählte.
Der goldne Apfel, den ich eben nannte,
Um den der Zwist der Göttinnen entbrannte,
War eine goldgebackene Frittella.
Ein neuer Paris reich' ich euch die Früchte,
Ihr Schönen, nach dem richtigsten Gewichte —
Die Käuferin ist immer la più bella!

Freunden der Litteraturgeschichte, welche nach dem Namen des Poeten schmachten, kann ich dienen, er heißt Pietro Laurati. Im Allgemeinen fand ich die Poesie auf gleicher Stufe mit dem gepriesenen Gebäck, und mein protestantischer Geschmack protestirte gegen beides.

Ich wende mich nunmehr zum Pizzicarnolo, welcher die böse Fastenzeit über in Sack und Asche trauerte, und nur von Subsidien der Ketzer und dispensirten Kranken existirte. Sogar seine Waaren verlockend zur Schau zu stellen, und durch den Anblick der leckern Speisen rechtgläubige Christen in Versuchung zu führen, untersagt ihm während der Quaresima das Gesetz. Er benutzt diese langweilige Frist, um Vorbereitungen zum Osterfeste zu treffen, seine Bude aufs glänzendste auszuschmücken. Schon drei Tage vor dem Feste wird sie geöffnet, um beleuchtet von Hunderten von Lichtern den Augen einen Vorgeschmack von den Osterfreuden zu gewähren. Es ist das Zierlichste, was man sich in diesem Genre denken mag.

Der Italiener, welcher für jegliches Decorationswesen ein entschiedenes Talent hat, weiß auch den culinarischen Gegenständen, welche wir nur nach ihrem innern Werthe schätzen und außer der Tafel keinen Blick gönnen, ein gefälliges Ansehen zu verleihen, und so wird es in Rom zur Modesache, so wie bei uns auf den Weihnachtsmarkt oder in Putzhandlungen, von Pizzicarnol zu Pizzicarnol zu wandern, und sich an dem geschmackvollen Aufputz zu freuen.

An jenen Abenden ist die Bude des Pizzicarnolo ein wahrer Tempel des Comus. Riesige Parmesankäse mit braunen Rinden stehen, zu Säulen aufgethürmt, längs der Wände. Ein buntbemaltes Papierband mit Goldflittern schlingt sich um die Colonne. Die obere Hälfte der Wände nehmen Speckseiten ein, ebenfalls mit grellen Farben und goldenen Rosetten verziert. An der Decke hängt Wurst an Wurst, deren keine des Ordens eines Goldsterns entbehrt. Guirlanden von caccio cavallo, jenem Straußeneiern gleichenden Käse, schwingen sich durch Lorbeer verflochten von Pfeiler zu Pfeiler. Ueber dem Eingange hängt ein Kronleuchter von dünnen gelben Fettschläuchen. Tausende von Eiern liegen regelmäßig neben einander geschichtet in einer abschüssigen Rinne; am Ende derselben ist ein beleuchteter Spiegel angebracht, welcher die Eierstraße ins Endlose fortführt. Im Hintergrund der Bude hängt entweder das Bild der Madonna, oder ein gewaltiger vergoldeter Käse unter einem Baldachin von buntbemalten an einander gereihten Lichtern, und auf einem reich drapirten Altar stehen Statuetten von Butter, welche aus den Händen italienischer Bildhauer hervorgehen und nicht zu ihren schlechtesten Arbeiten gehören. So sah ich an der Piazza della Rotonda den Verkauf Josephs von seinen Brüdern. Es waren etwa 15 anderthalben Fuß hohe Figuren, ohne die Kamele und andere Thiere — alle waren vortrefflich gearbeitet, und erinnerten mich an das Zauberfest, welches in Blumauers travestirter Aeneide Dido dem Aeneas gab, wo es als nec plus ultra der Herrlichkeit heißt:

Und oben auf der Torte stand
Aeneas ganz von Butter.

Doch auch das Schöne muß vergehen, und um alle diese Pracht und Herrlichkeit zu zerstören, genügen nur wenige Stunden. Kaum ist der erste Ostersonntag, welcher schon am vorigen Tage durch Kanonendonner von der Engelsburg, aus allen Fenstern abgeschossene Flinten, Petarden, durch das Läuten der Glocken und Zertrümmern aller Fastentöpfe verkündet wird, angebrochen, und der Sturm auf die Veste des Pizzicarnolo beginnt. Der Commandant schreitet unverzüglich zur Unterhandlung, und spätestens bis Mittag ist die ganze Citadelle eingenommen, mit Wällen und Mauer verspeist. Von altrömischer Kraft und Tapferkeit blieb den Enkeln nur die der Kau- und Verdauungswerkzeuge — vor diesen aber müssen die andern Völker des Erdballs die Waffen strecken.

Freiherr Franz Gaudy.

Auszug aus einer Reisebeschreibung der Prinzessin Beira nach Spanien.

Auf die Bemerkung eines Führers, daß der Koffer, welcher die Diamanten der Königin enthielt, die Aufmerksamkeit der Douaniers erregen könnte, öffnete ich denselben und vertheilte seinen Inhalt unter drei unserer Führer. Alles wurde uns nach unserer Ankunft in Spanien auf das gewissenhafteste wieder zugestellt. Wir passirten die Douanenlinie bei Nacht auf einem Umwege, denn unsere Führer hielten es nicht für gerathen, durch das Dorf zu wandern. Der Weg führte uns durch dichtes, dorniges Gestrüppe, welches uns Arme und Beine verwundete. Die Königin und ihre Ehrendame hatten die Nacht bei einer Verwandten des Schmugglerhäuptlings zugebracht; sie passirten andern Tages durch das Dorf Horza-Dosses in Begleitung eines Leichenzugs, ohne Verdacht zu erwecken. Auf dem Kirchhofe die Führer ihrer harrend, geleiteten sie sie dann über einen äußerst mühsamen Weg, wo sie Berge überklettern und durch Felder mit Stachelginster bewachsen zu Fuße gehen mußten. Alle diese Anstrengungen ertrug die Königin mit einem Muthe, welcher die Bewunderung ihrer Führer erregte. Fräulein Pilar, diese junge und zarte Person, schöpfte ihren Muth in dem energischen Beispiel ihrer Gebieterin.

„Bei dieser so mühseligen Reise versetzten sich meine Erinnerungen natürlich nach der Vendee. Der Aufenthalt der Herzogin von Berry in jenem Lande und die Reise der Königin von Spanien über die Gebirge des Baskenlandes hatten eine auffallende Aehnlichkeit. Es war eine merkwürdige Erscheinung, in zwei so nahen Epochen zwei edle und muthvolle Frauen, welche solcher Anstrengungen gewiß ungewohnt waren, sich kühn mitten unter die Gefahren solcher Unternehmungen stürzen zu sehen, und dieß in einer Zeit der Weichlichkeit und des Egoismus, wo eine solche Hingebung viele Männer zurückschrecken würde. Allein der Ausgang beider Unternehmungen war sehr verschieden. Die Königin von Spanien erreichte glücklich jenseits der Pyrenäen einen Gemahl und eine treue Armee, während die hochherzige Mutter unseres Heinrich, welche nach Frankreich gekommen war, einen Aufruf an ihre Freunde zu erlassen und nicht von Allen erhört wurde, nur einen Verräther und einen Kerkermeister fand.

„Mehrere Stunden Wegs hatten die Königin und ihre Kamarista bereits zurückgelegt, als eine Patrouille von Douaniers bemerkt wurde. Die Führer flüchteten sich mit den Damen schnell nach einem Hause, welches seitwärts von dem Wege lag. Bald sahen sie jedoch, daß die Patrouille gerade auf dieses Haus losging. Man mußte aufs neue fliehen und erreichte endlich eine Mühle, wo man einige Augenblicke der Ruhe pflegen konnte. Wir wurden von allen diesen Details von Viertelstunde zu Viertelstunde benachrichtigt. Zugleich meldete man uns, die Douane habe so eben die officielle Nachricht von der Erscheinung hoher Personen auf der Gränze und zugleich den Befehl erhalten, alle Mittel in Bewegung zu setzen, um sie zu verhaften. Die Polizei Ludwig Philipps versprach tausend und der Consul Christinens fünfzigtausend Franken dem, der die Königin und den Prinzen verhaften würde. Den Uebergang über die Nive erzählte J. Maj. mir später in Spanien. Ein Baske trug sie auf den Schultern, glitt aber in der Mitte des Flusses aus und stürzte mit der Königin. „Glücklicherweise — sagte J. Maj. lachend — fiel er auf die rechte Seite. Bei einem Sturze links wäre es um die Königin von Spanien geschehen gewesen; denn entweder wäre sie ertrunken, oder sie hätte sich die Glieder an den großen Steinen zerschmettert.“ Um vier Uhr kam ein Schmuggler keuchend mit der Nachricht, daß die Königin so eben die Gränze überschritten habe und uns auf den Abend erwarte.

„Als unsere Führer etwas ausgeruht, machten wir uns wieder auf den Weg, allein die größte Vorsicht war jetzt nothwendig geworden, denn alle Douaniers, durch die versprochenen Belohnungen angestachelt, waren seit einigen Stunden auf den Beinen. Wir theilten uns in zwei Gruppen. Der Prinz ging mit zwei Führern etwa 50 Schritte voran, ich folgte mit dem dritten. Einmal näherte sich ein Douanier und sah mir forschend ins Gesicht; ich erwiederte seinen Blick eben so fest und unbefangen; er ließ uns ungestört ziehen. An dem Ufer der Nive fanden wir den Schmugglerhäuptling uns erwartend. Er theilte uns die schlimme Nachricht mit, daß die Furt, durch welche die Königin über den Fluß gegangen, von einem Detaschement der Douaniers besetzt sey. Obwohl nun der Fluß durch den Regen sehr angeschwollen war, so beschlossen wir doch an der nächsten Stelle auf gut Glück über den Strom zu setzen. Ich band meine Pistolen um den Hals, der Prinz wurde auf die Schulter eines kräftigen Basken geladen, dann gab einer dem andern die Hand, damit uns die Strömung nicht fortreiße. Der Uebergang war sehr lang und schwierig; oft mußten wir im Wasser selbst Umwege machen, um allzu tiefe Stellen zu vermeiden. Ueberdieß war der Boden der Nive mit ungeheuern Felsstücken bedeckt. Der Träger des Prinzen stürzte einmal mit ihm, so daß letzterer ohne den Beistand seines Nachbarn in der Fluth versunken wäre. Als wir endlich das jenseitige Ufer erreicht, war der Prinz todmüde und unfähig weiter zu gehen. Der Schmugglerhäuptling nahm mich auf die Seite und stellte mir die Unmöglichkeit vor, die Gränze noch in dieser Nacht zu überschreiten, sowohl wegen der Ermüdung des junges Mannes, als weil nach Versicherung der Spione sämmtliche Grenzbrigaden in Bewegung und alle Posten verdreifacht waren. Da ich jedoch die Königin unmöglich in der Unruhe über unser Ausbleiben lassen durfte, so entschloß ich mich, den Weg mit zwei oder drei beherzten Führern zu machen, den Prinzen dagegen der Obhut anzuvertrauen, welcher ihn am andern Tage über die Gränze zu bringen betheuerte. Die Mühseligkeiten meines letzten Gränzmarsches über die rauheste Stelle des Gebirges, welche selbst die Schmuggler nur selten und bloß in gefährlichen Zeiten einschlagen, übertrafen alle früheren; ich setzte mich zweimal nieder mit dem Entschlusse nicht mehr weiter zu gehen, so sehr waren meine Kräfte erschöpft. Das leise Pfeifen eines Führers warnte mich einmal vor einer Gefahr. Ich erblickte ganz in der Nähe hinter einem großen Castanienbaume zwei Männer mit Flinten lauernd. Es waren Douaniers. Ich griff nach einer Pistole, aber sey es nun, daß jene uns für den Vortrab einer zahlreichen Bande hielten oder daß sie an unserm festen Schritt vermutheten, wir würden ihnen auf den Leib gehen — sie rührten sich nicht von der Stelle. Wir setzten unsere abenteuerliche Wanderung fort, bald über steile Berge klimmend, bald wieder heruntersteigend in furchtbare Schluchten. Wir kamen endlich an die Ufer eines kleinen Baches. Der Führer, welcher vor mir herschritt, legte, nachdem er durchgewatet, die Hand auf einen Granitblock, wandte sich zu mir und schrie laut: Espana! Ich küßte diesen Stein mit jauchzender

Freude, ſchwang meinen Hut in der Luft, und die Berge ertönten wieder von meinem Rufe: es lebe Karl V! Hingeriſſen von meinem Beiſpiele ſchrien auch meine wackern Gefährten aus allen Kräften: „Es lebe Karl V! Es leben unſere tapfern Brüder von Navarra!“ Alle Mühen waren nun vergeſſen. Eine Viertelſtunde ſpäter trat ich in eine Hütte, wo auf einem armſeligen Strohbette die Königin und ihre Ehrendamen ſaßen.

„Um drei Uhr Morgens wurde an der Thüre der Hütte geklopft. Die Stimmen mehrerer Perſonen und Waffengeräuſch ſcheuchten uns aus dem Schlummer. Es waren Carliſtiſche Soldaten, welche ihr Officier an die äußerſte Gränze geſchickt hatte, um die Reiſe der Frau und des Sohnes eines ihrer Anführer zu beſchützen. Der Officier, welcher dieſe ſchöne Aufmerkſamkeit gehabt, war ein Franzoſe, der Sohn des Marquis von L.... Wenige Augenblicke ſpäter kam ein zweites Detaſchement, geführt von einem achtzehnjährigen Offizier, der ſeinen Grad auf dem Schlachtfeld gewonnen hatte. Wir brachen nun zuſammen auf, um dem Prinzen entgegenzugehen. Bald erſchien auf der Höhe ein Bauer, der, den ſpitzigen Hut in der Luft ſchwingend, nach der Stelle zeigte, wo der Prinz die Gränze überſchritten. Jetzt hielt ſich die Königin, welche anfangs ihr Incognito bis Eliſondo bewahren wollte, von der Freude des Augenblicks hingeriſſen, nicht länger mehr. „Kinder — rief ſie, mit ihrer angebornen Majeſtät, welche damals ſeltſam mit ihrem Coſtume contraſtirte, den Soldaten zu — ich bin eure Königin. Eilet dem Sohn eures Königs entgegen.“ Bei dieſen Worten rannten jene wackern Leute im vollen Laufe dem Berge zu; eine Musketenſalve verkündete uns bald darauf, daß der Kronerbe Spaniens inmitten der Soldaten ſeines Vaters war. Ich übergehe das rührende Wiederſehen des Prinzen und der Königin, die ſich nun nicht mehr verlaſſen ſollten. Unſere weitere Reiſe glich einem Triumphzuge. Die Nachricht der Ankunft der Königin verbreitete ſich mit Blitzesſchnelle. Von allen Seiten hörte man das Geläute der Glocken und den Knall der Flinten. Die Einwohner in ihren feſtlichſten Kleidern drängten ſich um die Königin und den Prinzen und überhäuften ſie mit Freudenbezeugungen.

„Am 17. October hielt Marie Thereſe von Bourbon, Königin von Spanien, um acht Uhr Abends auf einem Maulthiere, im Coſtume einer baskiſchen Bäuerin und mit einem Soldatenmantel bedeckt, ihren Einzug in Eliſondo. Alle Glocken läuteten, und die Stadt war illuminirt. Die Behörden, ſo wie die angeſehenſten Bewohner gingen ihr entgegen, ſie zu begrüßen. Wir brachen am andern Tage wieder auf und ritten bis Elgorriaga, wo wir endlich unſere Vermummung mit den Kleidern vertauſchen konnten, welche uns die Schmuggler über die Gränze nachgebracht hatten. Auf halbem Wege von Elgorriaga nach Toloſa kam uns Hr. Tereiro, ein Edelmann vom Gefolge Don Sebaſtians, entgegen. Er überreichte dem Prinzen in Auftrag ſeines Gebieters einen ſehr ſchönen Säbel. Als die umſtehenden Perſonen die Schönheit der Arbeit bewunderten, zog ihn der Prinz aus der Scheide mit den Worten: „vor Allem liegt mir daran, daß die Klinge gut ſey, denn ich werde mich ihrer bald bedienen.“

„Einige Meilen vor Toloſa begegneten wir dem Infanten Don Sebaſtian. Seit vier Jahren hatte die Königin ihren Sohn nicht mehr geſehen, oft hatte ſie für ſein Leben inmitten der Kriegsgefahren gezittert; man kann ſich alſo die Rührung ihres Wiederſehens denken. Nachdem die erſte Bewegung vorüber gegangen, näherte ſich mir der Infant und mir freundlich die Hand ſchüttelnd, entſchuldigte er ſich, daß er mir nicht gleich ſeinen innigen Dank gebracht. „Der Dienſt, welchen Sie meinem Lande geleiſtet — ſagte er — iſt wichtiger, als der Gewinn einer Schlacht. Ich werde Ihnen ewig dafür erkenntlich bleiben als Sohn, wie als Spanier.“ Bei unſerer Ankunft in Toloſa herrſchte derſelbe Enthuſiasmus wie in Eliſondo. Von allen Seiten der Ruf: Es lebe der König! Es lebe die Königin! Ich glaubte mich da nach Frankreich, in die ſchönen Tage der Reſtauration verſetzt. Indeſſen hörte ich dieſen Ruf, welcher, ſeit unſere Bourbons im Exile leben, nicht mehr über meine Lippen kam, auch bei all' der Freude nicht ohne wehmüthiges Gefühl. Ich bewunderte dieſe lange Treue, dieſe Hingebung, welche bei Gefahr und Verfolgung ſich nur ſteigert, und die ſo rein iſt in Spanien, dagegen ſo kalt, ſo egoiſtiſch in meinem Vaterlande.

„Am Abend war die ganze Stadt illuminirt und die Einwohner brachten die Nacht tanzend auf den Straßen zu. Kein Volk liebt den Tanz leidenſchaftlicher, als die Basken. In jeder Stadt, in jedem Dorfe gibt es Muſiker, welche die Gemeinde bezahlt, und die an Sonn- und Feiertagen ſich auf öffentliche Plätze hinſtellen, um die Tänze des Volkes zu accompagniren. Mehrere glaubwürdige Perſonen verſicherten mir, daß dieſe Liebe zum Tanze und die Gleichgültigkeit wider die Gefahr von den Basken ſo weit getrieben würden, daß man auf den Vorpoſten Tanzgruppen ſich bilden ſah, die ſich nicht ſtören ließen, wenn eine Kanonenkugel auch mitten durch die Schritte des Bolero flog.

„Tags darauf reiſten wir nach Azcoitia ab. Auf halbem Wege kam uns der König entgegen, der, als er Gemahlin und Sohn umarmte, auf dem Gipfel ſeiner Freude ſchien. An mich richtete er die ſchmeichelhafteſten Worte. Ich antwortete ihm: die Sache des Königs von Spanien ſey die der ehrenwerthen Leute aller Länder. Ueberdieß bitte ich Se. Maj. als Bourbon mich ſtets zu ſeinen treueſten Dienern zu zählen. Von einem zahlreichen und glänzenden Gefolge umgeben, hielt die Königin ihren Einzug in Azcoitia, wo bereits alle Anſtalten zur Vermählungsfeier getroffen waren. Dieſe Ceremonie fand eine halbe Stunde nach unſerer Ankunft im Palaſte des Herzogs von Granada ſtatt. Der Biſchof von Leon ſegnete dort das königliche Paar ein. Von dem Palaſt begaben ſich JJ. MM. in Proceſſion nach der Kathedrale, wo ein Te Deum geſungen wurde. Die Feier endigte mit Illumination und Volkstänzen. Zwei Tage ſpäter beſuchten wir das berühmte Kloſter von Loyola in der Umgebung von Azcoitia. Dort werden auf Koſten des Königs ſehr viele junge Leute erzogen, der Prinz von Aſturien und der Infant Don Sebaſtian richteten eine Menge Fragen an die Zöglinge, deren Antworten ſo befriedigend waren, daß unſere Philoſophen in Paris ſich nicht wenig wundern dürften, ſo viele Aufklärung in einer Gegegend zu finden, welche ſie als das Land der Finſterniß verſchreien.

Die Schilderung des Kriegsſchauplatzes der carliſtiſchen Armee, der Günſtlinge und Mönche am Hofe Karls V., der baskiſchen Zuſtände überhaupt, wird von dem Grafen Euſtine in wenigen magern Capiteln abgeſpeiſt. Woher dieſe ſpröde Einſylbigkeit des ſonſt ſo weitſchweifigen Verfaſſers? Sein Schweizer Abenteuer, wobei ſeine vornehme Hitze an dem armen Amtsdiener, der wohl kein Franzöſiſch verſtand, ſich tapfer und gefahrlos austoben konnte, füllt zweimal ſoviel Seiten, als ſeine Beſchreibung der Armee Maroto's! Fällt dieß nicht auf von einem ſo begeiſterten Bourbonenfreund, der ſelbſt Kriegsmann war, und der in ſeinen Romanen beſtändig der Thaten des großen Condé, des braven Grillon und des altfranzöſiſchen Schlachtrufes Montjoye-Saint-Denys' gedenkt? (Beſchluß folgt.)

No. 21.

DAS POSTHÖRNCHEN.

25. Mai 1839.

Eine Wochenschrift
für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Dieses Blatt kann das ganze Jahr über durch alle löbl. Postämter des Kantons Aargau gegen vierteljährliche Vorausbezahlung von 7½ Batzen bezogen werden. Jeder Nummer wird beigelegt eine Nummer Alpenhorn, Volksblatt zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Tagesbegebenheiten.

Schweiz.

— Der Fremdenrausch hatte im J. 1835 Preußen veranlaßt, eine Verordnung zu erlassen, wodurch allen auswärtigen Handwerksgesellen der Aufenthalt in den preußischen Staaten ohne vorherige Genehmigung des königl. Ministeriums des Innern u. der Polizei nicht gestattet werden durfte. Seitdem der Rausch nun verflogen und keine Spur solcher politischer Großhansereien, wie sie im J. 1835 unter den Handwerksgesellen an der Tagesordnung waren, mehr vorhanden ist, hat auch Preußen sich bewogen gefunden, obige hemmende Verordnung zurückzunehmen. Mittelst einer vom 1. Mai aus Berlin datirten Note macht der k. preußische Gesandte die Anzeige, daß die preußische Gesandtschaft in der Schweiz nunmehr ermächtiget sei, die Pässe und Wanderbücher schweizerischer Handwerksgesellen, für den Fall der Beibringung vortheilhafter Aufführungsattestate und in Ermanglung entgegenstehender Bedenken ohne vorherige Anfrage mit dem gesandtschaftlichen Visa zur Reise nach den k. preußischen Staaten zu versehen.

— Der im Großen Rath von Bern durch Herrn Regierungsrath Schneider gemachte wohlerwogene Antrag zur Revision der gesammten Gesetzgebung durch einen eigens hiefür bestellten Verfasser wurde verworfen, wonach die Großräthe aus dem Jura keinen Antheil mehr an den Abstimmungen nahmen — ob aus Mißmuth, ob aus Plan wird die nächste Zukunft lehren. Für einen Schweizer aus einem andern Kantone, als Bern, ist es schlechterdings unbegreiflich, wie der Gr. Rath von Bern, nach so vielen Klagen gegen den langwierigen Geschäftsgang, welche in seiner Mitte ertönten und allseitigen Wiederhall fanden, der Langwierigkeit und Schlepperei im Fache der Gesetzgebung, deren Revision als so dringend angegeben wird, die Krone aufzusetzen im Stande war.

— Zürich, den 18. Mai. Herr Seminardirektor Scherr reist heute von hier ab, um während der Zeit seines Urlaubes in Kreuzlingen bei Konstanz sich aufzuhalten. Aus dem herzlichen Abschied, den der edle Mann von seinen Freunden und Bekannten nahm und der dabei gethanen Andeutungen läßt sich leider vermuthen, daß er nicht wieder an das Seminar zurück kehren werde, wenn die schönen Institutionen dieser Anstalt, so wie überhaupt die Lehrfreiheit gefährdet werden sollten. Welchen unendlichen Verlust die Schulen unsers Kantons dadurch erleiden würden, läßt sich nicht aussprechen, aber wohl mit Trauer im Herzen empfinden. Unsere wissenschaftlich gebildeten Leute können am besten wissen, was wir an ihm verlieren würden, wenn sie die gleichförmige Unterrichtsmethode und die Riesenfortschritte betrachten, welche seit dem Wirken Scherrs in unsern Volksschulen gemacht worden sind. Die Strahlen dieser über unsern Kanton aufgestiegenen Sonne leuchteten helle in alles Dunkel, und ihr milder Schein erwärmte die jugendlichen Herzen. Volksbote.

— Ein sonderbarer Preß-Prozeß soll nächstens angehoben werden. Der Pfarrer von Egerkingen ließ nämlich vor einiger Zeit in Solothurn 400 Exemplare eines Bruderschaftsbüchli drucken. Aus Versehen wurde im Titel statt des zweiten „b“ ein „k“ gesetzt, so daß es Bruderschaftsküchli statt Bruderschaftsbüchli hieß. Der Fehler wurde auch von dem Korrektor, Herrn Chorherr Peter, nicht bemerkt, und erst von den Käufern wahrgenommen, welche die Waare zurückbrachten und ihre 6 Kreuzer zurückverlangten. Nun will der Pfarrer den Buchdrucker nicht bezahlen und dieser ist genöthigt, ihn vor Gericht zu laden. Daß der Fehler wohl nicht in böser Absicht geschah, geht schon daraus hervor, daß in der nämlichen Offizin auch die Schildwache am Jura erscheint.

— Die Postadministration von Bern hat gegen die Privatunternehmung einer Eilfahrt zwischen Neuenburg und Solothurn Klage erhoben. Es muß sich nun zeigen, ob die Gewerbsfreiheit oder das Postregal in den Kantonen Meister werde, ob die Gerichte die Rechtsgleichheit oder das Vorrecht in Schutz nehmen; denn durch eine bloße Administrativweisung werden die Unter-

nehmer sich kaum irre machen lassen, da die Regierungen, nach neuern Begriffen, aufgehört haben, Richter in eigener Sache zu sein.

— Im Steinbruche von Bargetzi (bei Solothurn) wurde am 17. vom schönsten blauen Steine (dem sogenannten Schalenbank) eine zusammenhängende vollkommen fehlerlose Masse losgebrochen und aufgehoben, welche auf 60 Schweizerfuß Länge, im Mittel auf 25 Fuß Breite und etwas über 3 Fuß Dicke bearbeitet werden kann. Die losgebrochene und nun fortzubewegende Masse hat somit ein Gewicht von mehr als 7,000 Zentner.

— In der Nacht vom 7. auf den 8. d. M. wurde zwischen Rickenbach und Kirchberg Kantons St. Gallen, ein Bürger ersterer Gemeinde Namens Gäßler, meuchelmörderischer Weise durch eine beigebrachte Stichwunde tödtlich verletzt. Ein Schwabe, Metzgergesell, zechte mit einer Weibsperson in einem Wirthshause in Rickenbach. Es war schon spät am Abend. Er wollte nun nach Hause und wünschte, daß jemand mit ihm gehen möchte, ihm den Weg zu zeigen, und bot dafür 12 kr. an. Gäßler, auch im nämlichen Wirthshause anwesend, verstand sich dazu und ging mit. Als sie den bestimmten Weg zurückgelegt, wollte Gäßler die 12 kr. haben, der Andere nichts geben, mit der Drohung, wenn er sich nicht entferne, so ersteche er ihn, und versetzte ihm eine Stichwunde in die Seite. Gäßler fiel. Die Weibsperson soll nachher wieder in's gleiche Wirthshaus zurückgekehrt sein und angezeigt haben, sie hätten einen Menschen blutend auf der Erde liegend angetroffen. Man fand den Unglücklichen. Die Weibsperson wurde alsobald in Haft genommen. Aerztliche und andere Amtsbehörden nahmen einen Untersuch vor. Der Verwundete ist noch nicht außer Lebensgefahr.

— Letzten Montag Nachts wurde ein gewisser Fabrikant Rüegg von Wyden bei der obern Au bei Wila im Töthal, auf offener Landstraße von vier Männern überfallen, welchen es nicht unbekannt schien, daß er 600 Gulden an baar auf seinem Wägelchen mitführe; der Schatz war aber so wohl versteckt, daß die Räuber ihn nicht entdeckten und in ihren Mißhandlungen gestört, mit bloß zwei Gulden abziehen mußten. Es ist doch etwas an der Religionsgefahr im frommen Kanton Zürich.

— Am 18. Mai gab in der Streitsache des Kammergutes der Geistlichkeit des Kantons Basel der Obmann einen ersten Spruch, dahin gehend, die gegenwärtig in Basel-Landschaft angestellten Pfarrer, mit Ausnahme des Pfr. Hoch, seyen nicht Mitglieder der fraglichen Korporation, wohl aber seyen es noch die vertriebenen Geistlichen mit Einschluß des Pfr. Hoch, in so fern sie nicht seither statutengemäß ausgetreten seyen. Beiden Theilen wird aufs Dringendste empfohlen, sich zu vergleichen.

Baselland. Im Gasthaus zu Diepflingen fand man vor einiger Zeit des Morgens früh einen Mann, der sich im Kaminschoß der Küche erhängt hatte. In Diepflingen und anderwärts ist es aber angenommen, daß wenn man einen Erhängten zur Hausthür hinausschaffe, derselbe späterhin im Hause umgehen u. spucken werde. Die Diepflinger zerbrachen sich den Kopf nicht lange, sondern ließen den Leichnam durch's Fenster an einem Seil auf den zurechtgemachten Wagen herunter. Schon gut, aber wie den Wagen an den Ort der Begräbniß bringen, da jedes Pferd, das einen Entleibten zu Grabe führt, alsobald krepirt? Je nun, auch dafür wurde Rath gefunden; um das Leben der Pferde zu schonen, spannten sich Menschen an. „Ob nun diese noch leben, sagt unser Korrespondent, der dort vorbei gekommen, weiß ich nicht.“ (Soloth. Blatt.)

— Die Gemeinden des Unterwallis haben am 5. Mai den Beschluß zur Revision der Verfassung angenommen. Der Jahrmarkt in Sitten am 6. Mai ist ruhig vorübergegangen, dagegen wurde die Rückkunft des alten Staatsrathes von Siders nach Sitten am 8. Mai etwas stürmisch. Man schlug in seinem Sitzungssaale Scheiben ein und war im Begriffe, weiter zu gehen. Spät in der Nacht mußten die eidg. Kommissarien durch Anrufung des neuen Staatsraths, des Stadtraths von Sitten, durch Drohung mit eidg. Truppen und hernach durch Proklamation den anbrechenden Sturm beschwichtigen, was ihnen auch gelang.

Ausland.

Mannheim, 19. Mai. Durch zweckmäßige, schleunigst angeordnete Maßregeln gelang es der hiesigen Polizeibehörde, den Thäter des, an dem Schmied Leonhard Ehrhard in der Nacht vom 1. auf den 2. Mai in der Nähe unserer Stadt begangenen Raubmords so kurze Zeit nach vollbrachter That zu entdecken, daß bei demselben noch Blutspuren an Händen und Kleidern gefunden wurden. Derselbe heißt Johann Sprengel, ist 23 Jahre alt und aus dem Dorfe Wallenstadt gebürtig. Heute um die Mittagsstunde hat er eingestanden, daß er allein das Verbrechen begangen habe.

Karlsruhe 16. Mai. Seit mehrern Tagen hatte sich eine streitlustige Stimmung unter Soldaten und Unteroffizieren der hiesigen Garnison bemerklich gemacht: es war, wie in vermischten Garnisonen vorzukommen pflegt, eine Art von Rangstreit zwischen Infanterie und Kavallerie eingetreten, den die Leute nun in ihrer Weise durch Raufereien in Wirthshäusern und vor denselben auszufechten beeifert waren. Um einer Wiederkehr solcher Auftritte vorzubeugen, hatte man den Zapfenstreich von 9 auf 8 Uhr verlegt; dessen ungeachtet fanden gestern Abend, noch bei hellem Tage, wieder Collisionen in der langen Straße Statt. Die Sache ist nicht ohne Verwundete abgegangen; die Untersuchung, welche im Gang ist, wird den Raufbolden noch einige Nachwehen bringen.

München den 6. Mai. Um der einreißenden Sittenlosigkeit, welche hier herrscht, einigen Einhalt zu thun, ergehen hier dringende Aufforderungen zur Errichtung eines Hauses für den Orden der Frauen vom guten Hirten, der den doppelten Zweck hat, Mädchen vor Verführung zu bewahren, und die bereits gefallenen und verdorbenen zu bessern. Die Besserungsanstalt soll von dem bloßen Pensionat und der Bewahranstalt getrennt werden. Die Asyle, die in London zu ähnlichen Zwecken errichtet worden sind, haben freilich bis dahin nur in höchst seltenen Fällen den gehegten Erwartungen entsprochen. Aber Institute dieser Art bleiben immerhin eine um so erfreulichere Erscheinung in großen Städten, als sie uns die Hoffnung geben, daß die Regierung und Bürger auch die vielfach vernachläßigte Aufsichtspolizei über die zu einer fatalen Nothwendigkeit gewordenen öffentl. Häuser verbessern werden, um dadurch das Uebel an der Quelle, wenn auch nicht zu heben, doch wenigstens bedeutend zu mildern.

— Dem Schwäbischen Merkur wird aus Wien unter'm 11. d. gemeldet: „Vor einigen Tagen ritten über den Stephansplatz die Söhne des Fürsten E. und S. Von diesen schlug der Eine einen ihm in den Weg kommenden Mann. Im Nu waren einige hundert Menschen versammelt, welche sich des beleidigten Taglöhners annahmen, der Eine der beiden fürstlichen Jünglinge entschuldigte sich, und man ließ ihn gutwillig durch; dem Andern wurde unfreiwillig vom Pferde geholfen, der Hut ihm in's Gesicht gedrückt und noch einige Erinnerungen an seine Unbesonnenheit zurückgelassen."

— Der Nürnberger Korresp. meldet auch daß, zu Augsburg, mit allerhöchster Genehmigung, ein Kloster „der Frauen vom guten Hirten" werde errichtet werden.

— Die Leipzig-Dresdner Eisenbahn ist kaum eröffnet, so erblühen schon von der Stadt Meißen, durch mannigfachen Verkehr, namentlich durch seine Porzellanfabrik berühmt, bittere Klagen, daß nun, was besonders bei der jetzigen Leipziger Messe recht lebhaft hervortrat, die Stadt um ihren Flor gebracht ist und einer traurigen Zukunft entgegen geht. Man hatte gehofft, Meißen werde durch eine Seitenbahn mit der großen Bahn verbunden werden, aber davon kann jetzt nicht die Rede sein, wenn die Stadt nicht selbst die Mittel dazu hergibt. Dies ist aber nicht möglich und demnach baut Meißen seine einzige Hoffnung auf die Humanität der Regierung.

— Im verflossenen Jahre zog der Seine-Präfekt auf die unbegründete Angabe hin, daß eine Ermäßigung des Brennmaterialpreises eintreten würde, 52,000 Fr. von der zur Heizung ausgeworfenen Summe ab. Das Holz ward aber nicht wohlfeiler, und folglich mußten die Kranken frieren, da jene Summe nicht wieder zugeschossen wurde. Die miserable Heizung erkennt man aus der Angabe des Berichts, daß in dem Winter $18^{37}/_{38}$ im königlichen Krankenhause des Bicêtre die Arzeneien zur Seite der Krankenlager gefroren. — An einer andern Stelle wird über die jämmerlichen Lebensmittel gesprochen, deren Lieferung dem Mindestfordernden überlassen wird. Ueber ein ganzes Jahr reichte man in allen Hospitälern verdorbene mit Ungeziefer angefüllte Gemüse u. s. w. — Dieser Bericht in welchem noch schrecklichere Dinge vorkommen, gereicht der großen Nation in der That zur Schande!

— Am 16. Mai ist im Havre im Dampfboot Vesuve der Dampfkessel zersprungen, und hat mehrere Menschen stark beschädigt. — Am 14. Mai um 9 Uhr Abends gab es einige kleine Unruhen in St. Quentin, indem man die Marseillaise sang und andern Spektakel trieb. Die Polizei hat aber bald Ruhe geschafft und 3 der Störer festgenommen. Merkwürdig ist, daß sich unter den Lärmern keine Fabrikarbeiter befunden haben. — Laut Briefen aus Algier von 11. Mai scheint das franz. Gouvernement einige Besorgnisse wegen Abd-el-Kader zu hegen, der den Seinigen bei Todesstrafe verbot, mit den Franzosen zu verkehren, und seinen Bedarf aus Marokko herbeischaffen läßt. Die Zahl der nach Afrika einwandernden Colonisten vermehrt sich täglich, und mit Vergnügen bemerkt man darunter tüchtige Pächter.

— Das Journal de Rouen vom 3. Mai meldet: „Die Geistlichkeit wird immer dreister. Vor Kurzem hat der Pfarrer einer Kirche zu Rouen, statt seiner Gemeinde die Lehren des Evangeliums zu predigen, auf die Universität geschmäht, welche die Ignorantiner (les frères ignorantins) nicht so eifrig unterstützt, wie er es wünscht. Der Ausfall des Priesters war so unanständig, daß Herr Desmichels, Rector der Akademie von Rouen, es für nöthig hielt, zur Ehre der Körperschaft, welcher er vorsteht, bei dem Erzbischofe darüber Klage zu führen. Wir wollen sehen, wie es mit dieser Protestation gehen wird.

— Unter den Persionären des Hospitiums Grand-Beguinage zu Brüssel befindet sich gegenwärtig ein Greis, der 103 Jahre zählt. Sein Name ist Joh. Herm. Joncker. Er wurde 1736 zu Leiden geboren, und hat das Schneiderhandwerk getrieben. Sein Gedächtniß hat ihn noch nicht verlassen, und, ein Zeuge der merkwürdigsten Ereignisse seiner Zeit, erzählt er dieselben mit erstaunenswerther Klarheit. Nur eine Leidenschaft ist ihm übrig geblieben, die des Tabakrauchens. In seiner Jugend ist er viel zur See gereist, und hat einige Zeit in Ostindien gewohnt. Von seinen 16 Kindern lebt nur noch eins. Zu den Ursachen, denen er sein langes Lebensalter zuschreibt, zählt er vor allem seinen heitern, sorglosen Sinn, der bei ihm jenen Kummer, und jede Empfindung des Hasses oder des Zorns ausschließt. Dieser Greis lustwandelt gewöhnlich allein und ohne nur auch einen Stock nöthig zu haben, und in seinen Gliedern zeigt sich kein Zittern oder Zucken. Seine Beschäftigung besteht zuweilen im Anfertigen kleiner Pappacbeiten.

— Ein Hagelwetter hat vor einigen Tagen in den Distrikten von Sauterne, Bommes und Bautor die Hoffnungen der nächsten Weinlese beinahe ganz zerstört. Die Schloßen waren ungewöhnlich groß und blieben zwei Tage lang liegen, ohne zu schmelzen. — Am 16. Mai fand in Toulouse zwischen den Zimmergesellen und Bäckerknechten eine blutige Schlägerei statt, und ungeachtet der zeitigen Dazwischenkunft von Truppen blieben auf beiden Seiten mehrere Todte. Die Bäcker, die fast alle heimlich mit Waffen versehen waren, sind großentheils eingesteckt worden. —

— Seitdem es bei der Gleichgültigkeit des Pariser Publikums so schwer geworden ist, Oeffentlichkeit zu erlangen, müssen die Gewerbsleute allerlei künstliche Mittel hervorsuchen, um sich bekannt zu machen. Ein Friseur hat auf ziemlich originelle Weise ein Mittel gefunden, seine Ankündigungen vor das Publikum zu bringen. Wenn die guten Pariser Abends spazieren gehen, erblicken sie auf dem Wege etwas Gelbes, Glänzendes. Sie treten näher, sie schauen hin, — es ist ein Zwanzigfrankenstück; — es ist wirklich das Bildniß darauf, und sogleich hebt man den Louisdor so schnell wie möglich auf; — aber, o des Staunens! es ist ein Louisdor von Goldpapier, der — man erräth es schon — die Adresse eines Perückenmachers enthält. — So erfinderisch ist die Industrie!

— In der Grafschaft Stafford sind ernste Unruhen ausgebrochen, und Blut vergossen worden. Die Sache fing am Abend des 6. d. mit der Verhaftung mehrerer Trinker an, welche in einer Schenke am Tisch saßen, u. welche Steine auf die Polizei geworfen hatten. Als am folgenden Tage drohende Haufen die Wachtstuben belagerten, um die Gefangenen zu befreien, hielt man für

klug, Verstärkungen von Polizei und Kavallerie von verschiedenen Orten herkommen zu lassen, namentlich aus New-Castle. — Um 9 Uhr Abends erhielt die Reiterei Befehl zum Angriffe. Da Flintenschüsse mit bloßem Pulver keine Wirkung brachten, schossen die Soldaten mit Kugeln, und die Reiterei säbelte Alles nieder, was Widerstand leistete; mehrere Verwundete fielen, und 18 Aufrührer wurden festgehalten. Drei Leichname wurden auf dem Platze aufgehoben, und man zählt über vierzig Verwundete. Die Zahl der Aufrührer wird auf 5000 u. noch mehr geschätzt. Bei den verschiedenen Chargen, welche ausgeführt wurden, empfingen mehrere Reiter Wunden. Das Flintenfeuer dauerte die ganze Nacht. Man sagt, daß zu Tunstall die Chartisten sich sehr drohend zeigen. Es sind Aechtungslisten gegen ihre Gegner bekannt gemacht worden.

— Die englische Staatskasse macht bei der jetzigen starken Korneinfuhr sehr gute Geschäfte. So nahm sie in den letzten Tagen für die Einfuhr in London, im Betrage von 4000 Quarter (etwa 8000 badische Malter) 2000 Pfd. St. oder 24,000 Gulden rheinisch ein. Nach der Berechnung des Getreide-Deficits im vorigen Herbst bedarf aber ganz England, und zwar ein ganzes Jahr hindurch, täglich 10,000 Quarter. Furcht und Grauen müssen jeden Unbefangenen anwandeln, wenn man sich hiernach die Zolleinnahme des ganzen Jahres denkt.

— Die Bewohner der Insel Helgoland haben an das Parlament eine Petition gerichtet, in welcher sie um eine Verfassung bitten, die den Verfassungen der übrigen englischen Kolonien gleicht. Herr Joseph Hume wird diese Petition übergeben.

— Die liberale Zeitung Sun, eins der unabhängigsten englischen Blätter, verhöhnt die Tories-Damen und erzählt: Einige dieser Damen hätten solches Verlangen nach den Hofämtern empfunden, daß sie die Entfernung aller gegenwärtig angestellten Frauen gefordert. Einige, in der gewissen Ueberzeugung, nächstens im Pallast Victoria's zu glänzen, seien sogar so weit gegangen, nicht allein das Mittagsessen anzuordnen, sondern auch die Liste der Gäste an der königlichen Tafel im Voraus zu entwerfen. Zum Glück für das Land habe die Königin dergleichen Ränke nicht geduldet, und so seien denn in der kurzen Zeit von 24 Stunden die phantastischen Träume dieser Damen zerronnen.

— Zu Margate in England ließ sich neulich ein einziger Mann Oper und Ballet für sich allein vorspielen. — Der Besuch der Theater nimmt nämlich im Lande der Dampfmaschinen entsetzlich ab, und die verkrämerten Köpfe der Britten haben keinen Sinn mehr für die flüchtigen Eindrücke der Musen. So trafen sich einmal in einem Londoner Theater nur vier Personen, und im oben erwähnten eine Einzige. Nichtsdestoweniger bestand der Mann auf der vollständigen Aufführung des Spektakels, wofür er auch das Entree vollständig bezahlt hatte, und die guten Leute mußten so gut springen und singen für den einzelnen Zuseher, als wie für eine Million dergleichen. Uebrigens war er ein sehr nachsichtiges Publikum, und gab seinen Beifall durch oftmaliges Applaudiren und Dakaporufen zu erkennen.

— Seit dem 12. März d. J. erscheint zu Palermo, der Hauptstadt Siciliens, ein Wochenblatt für Blinde, welches mit hervorstehenden Buchstaben gedruckt ist, so daß die Blinden durch Betastung derselben lesen können.

Spanien. Neues ist eigentlich nicht vorgefallen. Keine Minister, kein Geld, keinen Kredit, keine Religion, nichts, gar nichts. Espartero hat sehr schlechtes Wetter, sonst würde er die Carlisten längst vernichtet haben. Es heißt, er habe Folgendes der Königin-Regentin geschrieben: „Madame, wenn es nicht regnete, wäre ich schon im Trocknen!“ Man will nun den Soldaten Regenschirme schicken, damit sie im Kampfe für's Vaterland nicht naß werden!

— In Madrid befinden sich in diesem Augenblicke 200, schreibe zweihundert christinische Generale, welche unaufhörlich Pläne zur Beendigung des Bürgerkrieges entwerfen, und auf diese Weise Gott den Tag abstehlen.

Odessa 3. Mai. Von den Sulina-Mündungen wird gemeldet, daß bei dem Aufgehen des Eises auf der Donau am 22. März das Wasser übergetreten ist und einen großen Theil der niedrig gelegenen Inseln, namentlich Tschetal, Leti, Georgievsky überschwemmt und die Gränzwachen unter Wasser gesetzt hat. Auch in der Quarantaine von Sulina, welche höher als die Umgegend liegt, ist die Fluth der Donau, welche bisher vom Ostwinde zurückgehalten war, bedeutend gestiegen, und hat den Quarantänengebäuden und den Stationen des Gränzkordons bedeutenden Schaden zugefügt.

— Genf. 20. Mai. Der große Rath hat beschlossen, mit Hrn. J. Mar. Gordier, berühmten Hydrauliker einzutreten, um Maschinen zu errichten, wodurch die ganze Stadt mit Wasser versehen wird. Es ist dazu dem Municipalrath ein Credit von 500,000 Franken eröffnet. Das Projekt, das in den 2 ersten Debatten angenommen worden, wird morgen zum dritten Mal debattirt.

Bei Jakob Graf am Suhrerbach bei Aarau können alle Tag frische Strübli und Küchli, Kaffe, Nidle, Anken und Honig und dergl. entweder im Freien unter den Bäumen, oder unter Dach, genossen werden. Indem er reinliche, schnelle und billige Bedienung zusichert, empfiehlt sich derselbe um geneigten Zuspruch.

Dem Samuel Häßig, Kupferschmied in Aarau, rathe ich wohlmeinend, seine Gemeinheiten, die er sich seit Jahren und erst neuerdings am letzten Sonntage gegen mich erlaubte, einmal aufzugeben, wenn er nicht Veröffentlichung der eigentlichen Ursachen derselben herbeiführen will, welche ihn dann wahrscheinlich bei allen Rechtdenkenden in kein günstiges Licht stellen würden.

Ohnedies sollte er sich sonst schämen, an einem heiligen Tage, nachdem er die Kirche besucht und wahrscheinlich das heil. Abendmahl genossen hatte, auf offener Straße einen arglos an ihm Vorbeigehenden mit den gemeinden Schimpfreden zu überschütten, die einem Gassenbuben allenfalls noch zu verzeihen sind, aber nicht einem Manne, der gern als vernünftig gelten möchte.

Küttigen, den 22. Mai 1839. C. Gossewisch.

Beim Verleger dieses Blattes ist erschienen und für 2 Batzen (dutzendweise à 6 Kreutzer) zu haben:

Rettung für Rettung, eine wahre Geschichte aus der nächsten Umgebung und der jüngstverflossenen Tage.

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau.

No. 22. 1. Juni 1839.

Das Alpenhorn,

ein Volksblatt

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Zweiter Jahrgang.

Wer billig und bescheiden ist, kommt immer hintenan; der Unverschämte nur allein macht sich zum Schmause Bahn.

Die Schnurrbart-Helden.

Siehst du die Helden dort beim Weine sitzen,
Und ihre Küchenpolitik verschwitzen?
Hörst du sie wohl beim Braten demonstriren?
Und bei der Leberwurst deliberiren?

Hörst du die hohen, sinnigen Beschlüsse,
Hörst du sie knacken ihre hohlen Nüsse?
Siehst du sie auf den Tisch die Fäuste schlagen
Und sich begnügen mit gefülltem Magen?

Hörst du den Dunst aus ihrer Weisheits-Kammer?
Hörst du den läppisch-stolzen Katzenjammer?
Siehst du sie lächeln aus der Kragensteife?
Aus Brille, Schnurrbart, aus Pomad' und Seife?

Hörst du, wie sie den Bund der Freiheit schließen?
Siehst du sie den Contrakt mit Wein begießen?
Hörst du das Ehrenwort durch's Zimmer schallen?
Siehst du die Faust zur Prügelei sie ballen?

Sind das nicht Helden? nicht des Landes Retter?
Nicht personifizirte Donnerwetter?
Sind das nicht Kerle, die den Teufel schlingen
Wenn wir ihn gut gebraten vor sie bringen?

Die beiden Neger.

Als vor einigen Jahren, kurz vor der Sclavenemanzipation, das gelbe Fieber auf den westindischen Inseln wüthete, raffte es auf Barbados auch einen der reichsten britischen Pflanzer dahin. Er hinterließ eine junge Wittwe mit einem zweijährigen Knaben. Sie beschloß, nach England, in ihre Vaterstadt Liverpool, zurückzukehren. Mit einer Mulattin, als Kindswärterin, und zwei der treuesten Negersklaven schiffte sie sich auf der französischen Goelette Les six soeurs, Kapitän Hodoul, ein. Im Ganzen waren achtundzwanzig Menschen am Bord.

Bereits waren sie in den Strich des westlichen Passatwindes gekommen, und jenes ruhig heitere Seeleben begann, welches unter allen übrigen Meeresreisen den Westindienfahrten so eigenthümlich ist. Es war eine heitere Sommernacht. Das Meer wogte in leichten Wellen, mit den Spiegelbildern der Sterne besät. Bald mußte das letzte Viertel des Mondes über dem westlichen Horizonte auftauchen. Der Westwind füllte alle Segel und strich als milder und reiner Nachthauch über das Deck und machte die Hitze des Tages vergessen. Der Gesang der Matrosen mischte sich mit dem gleichförmigen Rauschen des Oceans. Die junge Wittwe mit ihrer Dienerin saß neben dem Capitän auf dem Quarterdeck und sprach von der baldigen Landung an europäischer Küste.

Da schallt plötzlich vom Zwischendeck ein Schreckensschrei herauf, und gleich darauf bricht aus der Mittellucke eine gelbe Flammensäule hervor und beleuchtet das Deck und die See. Eine unheilvolle Unvorsichtigkeit hat den schrecklichen Brand entstehen lassen. In wenigen Minuten steht das ganze Schiff in Flammen. Mit furchtbarer Schnelligkeit flackern die Feuerzungen an den hundert Tauen bis zu den Mastenspitzen hinauf und umhüllen das ganze Deck und Seilgewebe mit einem flammenden Zauberkreise. Keine Rettung, als nur das große Boot. Es wird über Bord hinab in die See gehißt. In wilder Verwirrung stürzt Alles hinein. Kaum hat es sich vom brennenden Borde entfernt, so springt die Kupferbedeckung der Goelette von der Glut, das Wasser stürzt durch die geborstenen Plankenpathen in die glimmenden Baumwollballen hinein. Ein kurzer Kampf entsteht im Schiffsraume zwischen Wellen und Flammen. Darauf sinkt mit furchtbarem Zischen das flammende Schiff in die Tiefe, und einzelne Rauchwolken vertheilen sich über dem Wasser.

Unterdeß hat sich ein Gewitter erhoben. Der Donner rollt, die Blitze zucken, die Wellen steigen, und das Boot mit den achtundzwanzig Menschen ragt kaum Handbreit über dem Wasser hervor. Es ist überfüllt, kein Raum zum Steuern und Rudern. Einige Opfer sind nöthig zur Rettung der Mehrzahl. Zwei müssen für den Anfang über Bord. Wenn's nicht hilft, noch mehr.

Die beiden Negersklaven waren eben mit der zärtlichsten Sorgfalt um ihre Gebieterin beschäftigt, welche in trostloser Ohnmacht den kleinen Knaben auf dem Schooße der Mulattin umfaßt hielt. Auf die beiden Neger fällt der allgemeine Blick der Opferwahl. Aber wie

kann man sie über Bord werfen? Es sind riesenhafte Gestalten, deren Stärke sich bereits auf der Ueberfahrt mächtig erprobt hatte. Ihr Widerstreben kann das übervolle Boot bis zum Sinken schwanken machen. Diese Zweifel flüstern sich die Seeleute zu. Aber der Sturm wächst, das Gewitter tobt stärker. Noch wenige Augenblicke, und jede Entscheidung kommt zu spät. Dem Kapitän erstarrt das Blut in den Adern, er bedeckt das Gesicht mit den Händen, als er die Berathung der Matrosen hört: „Beide Frauenzimmer und das Kind müssen über Bord!“

Der eine Neger kann etwas französisch und hört den Beschluß. Leise spricht er in afrikanischer Sprache zum andern Neger. Darauf wendet er sich an seine Gebieterin: „Ich und er wollen Platz machen, Ihr sollt euer Vaterland wieder sehen!“ Darauf ruft er dem Capitän zu: „Schwört, unsere Herrin und ihr Kind zu retten!“ „Ich schwöre es vor Gott!“ antwortete der Capitän mit gebrochener Stimme.

Da hebt sich die Wittwe empor: „Laßt sie leben! Beide können euch mit ihrer Stärke helfen. Ich will sterben. Laßt mich noch einmal das Kind küssen und beten, dann stürz' ich mich hinaus; aber rettet mein Kind!“ Die arme Mutter nimmt das Kind vom Schooße der Dienerin, küßt es, und beim Leuchten der Blitze reicht sie es jedem Seemanne zu, damit er seine Rettung beschwöre. Als der Kleine in die Arme der beiden Neger kommt, da küssen sie ihn mit Inbrunst und drücken die schwarzen Gesichter auf die weißen Wangen und Händchen. „Leb' wohl, Du Kleiner! dort oben sehen wir uns wieder!“ Rasch reichen sie ihn der Mutter zu; und dann, als eben ein mächtiger Blitzstrahl die schäumenden Wasserberge weit umher mit grausenhafter Klarheit beleuchtet, stürzen sie Beide in die vorüberrollende Woge. Nur der furchtbare Donnerschlag und der Gipfelsturz der Woge sind zu hören.

Ehe eine Stunde vorüber, legt sich der Sturm. Der Mond taucht auf. Am Morgen entdecken sie von Westen heransegelnd ein Schiff. Das nimmt sie auf und landet sie glücklich an der englischen Küste.

Beiträge zur Kenntniß der Lage Irlands.

Nachstehende zwei Artikel kann man als ministerielle Beilagen zu dem so eben im Parlament zu Gunsten des Cabinets entschiedenen Kampfe betrachten.

Am 13 April setzte der Globe, als Einleitung zu den am 15 April bevorstehenden Debatten, die nicht von der Regierung abhängigen Ursachen auseinander, durch welche nach seiner Ansicht die in Irland herrschende Gesetzlosigkeit hervorgebracht werde, und gab dabei aus irischen Blättern folgende Auszüge. Das Dublin Evening Mail (ein Orangistenblatt) schrieb vor kurzem: „Lord Lorton übt mit gebührender Thatkraft die einem Grundbesitzer zustehenden Rechte aus, und wir bezweifeln nicht, daß Se. Lordschaft hinlänglich moralischen Muth besitzt, um seinen Charakter und Ruf durch dieselben Mittel gegen die schmählichen Verläumdungen zu vertheidigen, welche gegen beide in den Spalten der Regierungs-Journale vorgebracht werden.“ Das Stadtgebiet Ballinamuck ist das Besitzthum, auf welchem „Lord Lorton mit gebührender Thatkraft die einem Grundbesitzer zustehenden Rechte ausübt.“ Ein Correspondent des Freeman's Journal berichtet: „Seit 1832 sind fünfundvierzig katholische Familien, bestehend aus 242 Personen, aus Lord Lortons Besitzthum in diesem Stadtgebiete vertrieben worden.“ Kein Grund wurde angegeben; die Vertriebenen und die Landleute schrieben das harte Verfahren ohne Bedenken politischen und religiösen Triebfedern zu; kein Katholik erhielt etwas von dem Lande in Pacht, aus welchem jene vertrieben worden waren.

Vorher war die Grafschaft Longford ruhig. Nun aber übten einige von den auf der Welt weites Gemeindefeld Hinausgetriebenen im Wahnsinn der Verzweiflung grausame Rache an den neuen, begünstigten Inhabern der Hütten und Ländereien, die einst ihren Familien Obdach und Nahrung gewährt. Die Frevler wurden vor Entdeckung bewahrt, wo nicht in Begehung ihrer Frevel unterstützt und begünstigt von Andern ihrer Classe, welche dasselbe Geschick für sich selbst befürchteten, und das einst ruhige Stadtgebiet von Ballinamuck wurde wiederholt der Schauplatz von Mordthaten, die Mörder aber blieben unentdeckt. „Im November, berichtet das Freeman's Journal weiter, that Lord Lorton seinen Pächtern kund, daß, wenn auf irgend einem Theile seines Besitzthums Verbrechen begangen und die Verbrecher nicht vor den nächsten Assisen durch Zeugen überwiesen werden, die Inhaber des betreffenden Gutstheils bei Erlöschung ihrer Pachtverträge ausgetrieben werden sollen.“ Nun aber wurden keine Verbrecher überwiesen. „Da demnach, erklärte Se. Lordschaft, durch ein allgemeines, verruchtes Complot die Gesetze vollkommen in Mißachtung gerathen sind, wird der Agent, T. Courtney, angewiesen, sämmtliches heimgefallene Land zu leeren, damit es an neue Pächter überwiesen werde.“ Vor kurzem erfolgte die Vollstreckung des Spruchs. Einige leisteten Widerstand, Andere nicht, Alle wurden aber vertrieben, neununddreißig weitere Familien von Haus und Hof gejagt. Das Freeman's Journal gibt von diesem Act eine lange Beschreibung, welcher wir folgendes entnehmen: „Letzten Donnerstag (4 April), früh Morgens, rückten, mit allem Pomp militairischer Ordnung, einige Dragonerabtheilungen, nebst einer starken Abtheilung Polizei gegen die Stadt, an ihrer Spitze der Sheriff von Longford und T. Courtney, Lord Lortons Agent. Ballinamuck sollte zerstört werden. Als das Militair und die Polizei in Ballinamuck eingerückt waren, bot der Agent jedem Einwohner, der sein Haus selbst einreiße, 2—5 Pf. St.; man wollte die Welt glauben machen, die Zerstörung sey eine freiwillige Handlung der Einwohner. Einige Wenige, durch das Geld verführt, nahmen das Anerbieten an. Patrick Hogan, ein fleißiger, unabhängiger, friedlicher Mann mit einer starken Familie, worunter ein blindes Mädchen, verwarf mit Unwillen das Anerbieten: „der Schweiß meines Angesichtes und des Angesichts meiner Kinder, sagte er, klebt an diesem Hause, und ich werde es nie einreißen.“ Da thaten die Zerstörer ihr Werk, und im Augenblick stürzte Hogans Haus mit furchtbarem Krachen ein. Dann gingen sie nach dem Haus einer Wittwe Donnelly und ihrer sechs Waisen, worunter eines lahm und ein anderes am bösen Siechthum leidend. Es ging ein furchtbarer Sturm mit Schneegestöber. Einer der Offiziere bemerkte, der Himmel weine um das arme Weib und seine Kinder. Sie wurden in den heulenden Sturm hinausgetrieben, und da das lahme Kind sich nicht bewegen konnte, stieß man es hinaus. Als die Kinder der Wittwe ausgestoßen waren, flüchteten sie sich vor dem Schneesturme in den Schweinstall; aber bald wurden sie auch aus diesem vertrieben, und mußten hinter einer Hecke Schutz suchen. Das Zerstörungswerk ging fort, und bald war die ganze Stadt, mit Ausnahme von sechs Häusern, ein Trümmerhaufen, und neununddreißig Familien waren obdachlos, dem Sturme

preisgegeben. Zuletzt nahm auch noch der Sheriff für Lord Lorton von der katholischen Kapelle Besitz. So endete die große Expedition, so waren in wenigen Stunden über 220 Personen, worunter Lahme, Taube, Blinde, Wittwen und Waisen, aus ihren Häusern vertrieben und wie eine schiffbrüchige Mannschaft in die Welt hinausgestoßen, ohne Heimath, ohne ein Anrecht auf so viel Erde, als zu einem Grabe nöthig wäre. Es waren lauter Katholiken; kein einziger Protestant wurde beunruhigt. Und in der Nacht auf diese Scenen bliesen die Winterstürme mit aller Gewalt.“ “Ist es, fährt der Globe fort, ein Wunder, wenn unter den heimathlos Gewordenen sich einige Elende finden, welche, wahnsinnig durch den hoffnungslosen Jammer im Gesicht ihrer Weiber, durch das ohrenzerreißende, herzbrechende Geschrei ihrer hungernden, schauernden Kinder um Nahrung und Obdach, ihre Wuth zu brechen suchen an ihren Verfolgern? Sagt einem solchen Manne, was er gesehen, die Zerstörung seines Hauses, was er nun dulde, sey ganz dem Gesetze gemäß, nichts als die Ausübung der dem Grundbesitzer zustehenden Rechte “mit gebührender Thatkraft;“ aber heißt das nicht mit dem Sturme rechten und Oel in die Flamme gießen? Heißt es nicht, Hohn zum Spotte fügen, muß nicht der Verzweifelnde noch tiefer verzweifeln, wenn er hört, daß das Gesetz, das den Grundherrn beschützt und berechtigt, ihn und seine Familie zu hoffnungs- und hülflosen Verstoßenen macht? Bei solcher Unterdrückung ist nicht das ein Wunder, daß so viele, sondern das, daß nicht mehr Verbrechen vorfallen. Wir schließen mit den Worten des Examiner: “Verbrechen! Verbrechen! schreit man. Wir antworten: Elend! Elend!“

Ein ‘untoward event’ für die Bestrebungen Rodens und seiner Partei war ferner der eben jetzt im Druck erschienene erste Bericht der Comission, welche Vorschläge über die beste Art, ein wirksames Polizeicorps für die Grafschaften von England und Wales zu errichten, machen soll. Aus diesem Berichte geht hervor, daß der sittliche Zustand von England und Wales keineswegs von der Art ist, daß der von Irland daneben als ein Abgrund von Gesetzlosigkeit und Verbrechen erschiene. Es ergeben sich nämlich unter andern folgende Data: von der arbeitsfähigen Bevölkerung in England und Wales werden jährlich über 100,000 Individuen wegen Criminalverbrechen in das Gefängniß gesetzt, zwischen 10,000 und 20,000 sind beständig in den Criminalgefängnissen. Ein großer Theil dieser Menschen lebt von habituellen Vergehen gegen fremdes Eigenthum. Durch eine Untersuchung über die Ursachen des Diebstahls, Vagirens und Bettelns hat sich herausgestellt, daß nur in seltenen Fällen diesen Vergehen dringender Mangel zu Grunde lag, daß vielmehr diese Vergehen großentheils verübt wurden, um mit weniger Mühe als durch ordentliche Thätigkeit, etwas zu erwerben. Ein großer Theil der Diebe wandert aus der Hauptstadt, die ihr Mittelpunkt ist, von Stadt zu Stadt, und von den Städten auf das Land, und die Straßen sind hin und wieder so unsicher, daß man, wie in Spanien und Italien, in Gesellschaft reisen muß.“ — Vergleicht man mit dieser officiellen Darstellung die fürchterlichen Statistiken, welche im Jahr 1835 der anglicanische Geistliche B. W. Noel ‘The state of the (metropolis considered’) und unlängst Dr. Bell über den sittlichen Zustand von London gaben, so sieht man, daß die einschlägigen Schilderungen von Bulwer im „Paul Clifford“ und neuerlich von Charles Dickens im „Oliver Twist„ keine romantischen Erfindungen sind, und daß London an gemeiner Verworfenheit in den untern Volksclassen unter Paris steht, wie denn der Pöbel in nördlichen, branntweintrinkenden Ländern immer um so viel roher und brutaler ist, als im Süden. Daß hingegen in den höhern Ständen, namentlich dem gebildeten Mittelstand, in England mehr sittliche und religiöse Haltung zu finden ist, als in Frankreich, dürfte nicht zu verkennen sein.

Auszug aus einer Reisebeschreibung der Prinzessin Beira nach Spanien.

Beschluß.

Glaubte Graf Custine, die Chapelgorris, die Vascongas, jene Soldatenbauern der Pyrenäen, so fromm-schlichten Sinnes, so treu, so tapfer, die vor 5 Jahren mit dem Rufe: „Gott, der König und unsere Fueros!“ — ähnlich jenen hochherzigen Feldarbeitern der Vendee von 1793 — die Christinische Armee mit Heugabeln aus ihren Bergen jagten, dürften seine Leser weniger interessiren, als seine galanten Stallmeisterdienste bei der Prinzessin von Beira? Der Graf sah und sprach die seitdem gestürzten Minister, die erschossenen Guerilla-Generale und die noch jetzt an der Spitze des Heeres stehenden Führer; er hörte gewiß viel über die Persönlichkeit der kühnen Parteigänger, welche tiefer im Lande das Carlistische Banner aufgepflanzt. Billig hätte man einige Charakterskizzen der Carlistischen Helden, einige Aufschlüsse über die Spannung und die Intriguen, die bald nach der Abreise Custine's eine so blutige Lösung erhielten, in jener Broschüre zu finden gehofft. Maroto aber scheint zur Zeit des Custine'schen Besuches noch der treugehorsame General, Texeiro der geschmeidige, von der königlichen Gnade bestrahlte, allmächtige Günstling, und der Graf selbst der Freund und Bewunderer von beiden gewesen zu sein. Von Maroto allein entwirft der Verfasser ein kurzes Portrait.

„General Maroto war eine ältere Bekanntschaft von mir. Ich hielt ihn in meinem Hause einige Wochen lang verborgen, nachdem er der französischen Polizei entwischt war. Maroto ist ein Mann von schönen Gesichtszügen und hoher Gestalt, in der Kraft seiner Jahre. Sein würdevolles Aeußere, seine artigen Manieren erinnern an den castilianischen Ritter. Ich habe wenige Personen gesehen, deren Löwenblick schwerer zu ertragen ist, als der seinige. Man kann hierüber die Soldaten Christinens befragen. Maroto besitzt auch besonders die Gabe die Leute unter seinem Commando zu electrisiren und ihnen ein großes Vertrauen einzuflößen. Als er das Commando der Armee erhielt, war die Disziplin geschwächt, mehrere Bataillone gänzlich desorganisirt, und viele Soldaten verließen täglich ihre Corps, um an ihren Herd zurückzukehren. Seine Gegenwart stellte überall die Ordnung wieder her. Die Bataillone wurden wieder organisirt und vollzählig gemacht, die Soldaten, welche ihren Dienst verlassen hatten, kehrten freiwillig auf ihren Posten zurück, und seine gerechte Strenge hielt die Corps in der so nothwendigen Subordination. Ich kann sein Lob nicht besser bezeichnen, als mit der Bemerkung, daß auf unserem Wege die Bevölkerung seinen Namen stets mit unter die Rufe: „es lebe der König und die Königin!“ mischte.

„Gleich am Tage nach meiner Ankunft bei der Armee schlug mir General Maroto vor, mit ihm einen Ausflug nach den Vorposten zu machen. Nach dem Frühstücke bestiegen wir unsere Pferde und betraten, die Richtung nach Villanova einschlagend, den Boden Castiliens. Unter den Personen, welche den General begleiteten, befand sich auch der Fürst Friedrich von Schwarzenberg, dessen Bekanntschaft ich in

Wien gemacht hatte, und der junge Graf von Boos-Waldeck, mit deſſen Bruder ich in der Kriegsſchule von St. Cyr geweſen. Der General wollte mir bei dieſem Spazierritt einen Theil ſeiner Armee zeigen. Er hatte zu dieſem Zweck Befehle gegeben, und ſo oft wir bei einer Poſition vorüberkamen, fanden wir die Truppen in Schlachtordnung aufgeſtellt. Die Haltung der Carliſtiſchen Bataillone iſt vortrefflich, ihre Uniform ſehr einfach, dem Lande und der Kriegsweiſe angemeſſen. Sie tragen faſt kein Gepäck mit ſich, denn dieſes wäre ihnen nur läſtig bei ihren langen Märſchen über die Gebirge. Stets ſind die Magazine in der Nähe der Armee, und überdieß ſind ja die Provinzbewohner die Brüder, die Freunde der Soldaten Karls V., welche überall eine willkommene Aufnahme finden. Die gute Bewaffnung u. das martialiſche Ausſehen dieſer Truppen überraſchte mich ganz beſonders. Vor Allem machte ein Voltigeurbataillon einen großen Eindruck auf mich, da es die ſchönen Bataillone unſerer königlichen Garde im Marſchcoſtume mir zurückrief. Die Cavallerieſchwadronen ſind vortrefflich beritten und bewaffnet, die Reiter ſelbſt ſehr tapfer und wiſſen mit ihren Lanzen ſehr geſchickt umzugehen. Nachdem wir ſieben oder acht Bataillone und einige Schwadronen inſpectirt hatten, kehrten wir am Abend nach dem Hauptquartier zurück. Die Genieofficiere zeigten mir am Tage darauf die Befeſtigungswerke von Balmaſeda, die bei den ſchwachen Reſſourcen der Carliſten in einem wahrhaft bewunderungswürdigen Zuſtande ſind. In einer der Batterien des Forts, ſo wie auch im Artilleriepark, bemerkte ich einige ſehr ſchöne Geſchütze, worunter mehrere 36-Pfünder, welche in der Provinz ſelbſt gebohrt worden ſind.

„Nachdem ich vier Tage bei dem General Maroto zugebracht, kehrte ich in Begleitung des Fürſten v. Schwarzenberg nach dem königlichen Hauptquartier zurück. Wir mußten wegen dem bodenloſen Wege einen langen Umweg einſchlagen, um die große Straße von Tolosa zu gewinnen. Wir gingen über Ammurio und wandten uns von dort gegen Bilbao. Als wir am Fuße des Gebirges, welches dieſe Stadt von der großen Straße trennt, angekommen, ſtiegen wir ab, übergaben die Pferde unſern Führern und erſtiegen den Berg. Man hatte uns erzählt, daß die Chriſtinos, ſo oft ſie mehrere Perſonen beiſammen, namentlich Officiere, auf dem Berge erblicken, ſtets mit einer Kanonenkugel herübergrüßen. Der Fürſt v. Schwarzenberg, welcher bei der kurzen Zeit, die er in Spanien zugebracht, noch keinem ernſten Gefechte beigewohnt hatte, und nun abreiſen wollte, ſagte hier: „Wenn doch nur jene Kerls da drüben artig gegen uns wären. Ich könnte dann in Frankreich wenigſtens ſagen, daß ich eine Chriſtiniſche Kanonenkugel pfeifen hörte.“ Auf dem Gipfel des Berges angekommen, erblickten wir Bilbao und ſeine Feſtungswerke zu unſern Füßen. Uns gerade gegenüber befand ſich eine Schießſcharte, durch welche eine 36pfündige Kanone ihren langen Hals herausſtreckte. Nachdem wir über eine halbe Stunde lang auf die Stadt mit unſern Ferngläſern hinabgeſehen und die von dem Fürſten ſo ſehr gewünſchte Kanonenkugel vergeblich erwartet hatten, eilten wir wieder zu unſern Pferden und ſetzten unſere Reiſe fort. Am 2. September trafen wir im königlichen Hauptquartier wieder ein. Ich eilte ſogleich, JJ. MM. meinen Beſuch zu machen um dem Könige meine Bewunderung über ſeine Armee auszudrücken. „Ja, ich bin glücklich und ſtolz, ſagte Karl V., der Vater eines ſolchen Volks zu ſein. Sie können in Frankreich und überall verſichern, daß ich nie meine treuen Unterthanen verlaſſen werde. So lange mir noch ein Streiter zur Seite bleibt, werde ich ihre Rechte und meine Krone vertheidigen, und gelänge es dem Feinde je, meine Armee zu vernichten, ſo würde ich mich auch tödten laſſen, denn beſſer iſt es, als König zu ſterben, als zu leben in der Verbannung.“

Wenige Tage darauf, reiſte der Graf Cuſtine nach Frankreich zurück, von der königlichen Familie reich beſchenkt. Der König überreichte ihm die Inſignien des Großordensbandes Karls III., der Infant Don Sebaſtian ein paar Piſtolen, welche im Lande fabricirt worden, und die Königin verehrte ihm die groben, mit eiſernen Nägeln beſchlagenen Bauernſchuhe, die ſie während ihres abenteuerlichen Rittes über die Pyrenäen getragen, und um die ſie der Graf ausdrücklich gebeten, als gnädiges Andenken. Fürſt Schwarzenberg, des langweiligen Lagerlebens überdrüſſig, begleitete den Grafen. „Es freute mich dieß ſehr, ſchreibt Cuſtine, denn es iſt nicht möglich, einen luſtigern und liebenswürdigern Reiſegefährten zu finden. Der Fürſt gehört zu der kleinen Zahl derer, welche glauben, ein großer Name lege auch große Pflichten auf, und der Poſten eines Edelmanns ſey überall, wo der Legitimität Gefahr droht. Wo hingegen ſind die ſchönen Namen Frankreichs? In frühern Zeiten hätte nicht Einer im Lager Karls V. gefehlt. Es hätte keine große Familie dort gegeben, deren Haupt ſeinen Sohn nicht in dieſe rauhe Kriegsſchule geſandt haben würde. Aber ach, die Zeiten haben ſich geändert! Der Adel Frankreichs gefällt ſich in der Unthätigkeit, in welche die Revolution ihn verſetzt, oder er wird ſogar induſtriös und ſpeculativ. Wollt ihr die alten Namen wieder finden, ſo ſucht ſie nicht auf einem Schilde, der aus der Beute der Schlacht hervorgezogen worden, ſondern ihr leſet ſie heutiges Tages an dem Thore einer Fabrik. Wenn die Thaten des alten franzöſiſchen Adels auf die Leinwand gezeichnet ſind, ſo glauben ihre Erben ohne Zweifel, das Blatt ihrer Geſchichte ſey hinreichend ausgefüllt; denn ſie laſſen ja ihren Degen ruhen und verſuchen es nicht, jenem Buche des Ruhmes auch nur eine Zeile beizufügen.“

Nach dieſer pathetiſchen Strafpredigt gegen den heutigen Adel Frankreichs lieſt Graf Cuſtine zum Schluſſe auch noch den nordiſchen Mächten den Text, daß ſie Don Carlos noch nicht anerkannt hätten. Die ganze Broſchüre iſt in einem etwas überſpannten ſogenannten romantiſchen Tone geſchrieben, eben nicht ſehr logiſch und gedankenreich; auch fehlt es nicht an verſtümmelten Namen und ſeltſamen Widerſprüchen. So nur ein Beiſpiel. Der Verfaſſer legt am Anfang der Reiſe der Königin die Worte in den Mund, „dieſes Käſtchen enthält nur Gegenſtände von wenig Werth, denn alle meine Diamanten habe ich verkauft, um einige treue Unterthanen des Königs im Exil zu unterſtützen.“ An der ſpaniſchen Grenze aber kamen die Edelſteine wieder zum Vorſchein, und mußten, da man fürchtete, die Aufmerkſamkeit der Douaniers damit zu erregen, unter drei Schmugglern und dem Grafen vertheilt werden. Der Verleger der Cuſtine'ſchen Broſchüre, Hr. Ladvocat, fügt am Schluſſe, ohne beſondere Einwilligung des Verfaſſers, die Briefe des Capitäns Joſeph Tomski, eines polniſchen Officiers im Dienſte der Königin Chriſtine, bei, wofür ihm die Leſer auch gewiß dankbar ſind, denn dadurch werden die Lücken der Cuſtine'ſchen Schilderung der Carliſtiſchen Armee zum Theil ausgefüllt. Die Briefe enthalten außer einigen allgemeinen Bemerkungen über die Armee auch kurze biographiſche Notizen über die einzelnen Anführer, die Officiere des regelmäßigen Heeres, wie die Guerilleros, über Villareal, Gomez, Cabrera, Triſtani u. ſ. w., ſämmtlich ächtſpaniſche Charaktere, löwenkühn, chevaleresk, fanatiſch, welche — Helden vielleicht in einem menſchlichern Kriege — zu Schlächtern geworden in dem wilden, bruderwürgenden Kampfe des unglücklichen Spaniens.

No. 21.

DAS POSTHORNCHEN.

1. Juni 1839.

Eine Wochenschrift
für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Dieses Blatt kann das ganze Jahr über durch alle löbl. Postämter des Kantons Aargau gegen vierteljährliche Vorausbezahlung von 7½ Batzen bezogen werden. Jeder Nummer wird beigelegt eine Nummer Alpenhorn, Volksblatt zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Tagesbegebenheiten.

Schweiz.

Bern. Als am 9. Mai mehrere Simmenthaler vom Thuner Maimarkt heimkehrten und längs der Simme hingezogen, kam ein Rind in Bereich des wilden Wassers und wurde fortgeschwemmt. Dieß sehen, sogleich ins Wasser stürzen und das Thier beim Horn fassen war bei einem wackern Mann das Werk eines Augenblicks. Dieser Mann war Herr Amtsrichter und Gemeindspräsident Burri von Boltigen. Aber seine Stunde war gekommen; es war beschlossen daß er beim Versuch, das Eigenthum Anderer zu retten, einen schönen Tod finden sollte. Seine Kraft vermochte dem Wogendrang nicht zu widerstehen; er wurde mit fortgerissen und eh' eine rettende Hand ihn fassen konnte, hatte der Tod, aus den wilden Fluthen tauchend, ihn erreicht und hinuntergezogen. So fand auch am 12. ein Handwerksgeselle zu Bern in der Aare den Tod. Er war oder hatte sich — man weiß es nicht — an der Matte in den Fluß gestürzt und wurde von der Strömung durch ein quetschendes Mühlwerk gezogen. Erst weiter unten zog man den stark verletzten Leichnam aus dem Wasser.

— Hr. Oberst Zimmerli hat in Betreff der seiner Zeit im Basellandsch. Volksbl. gegen ihn als eidg. Militär-Inspektor entstandenen Verdächtigungen unter'm 26. April 1839 vom Vororte die Zusicherung erhalten, daß die eidg. Militar-Kommission mit seiner Inspection völlig zufrieden sey, und es ihm überlasse, gegen jenes Blatt die von ihm nöthig erachteten Schritte zu ergreifen.

— Der Vorort eröffnet den Ständen in einem Kreisschreiben vom 25., daß er, nach beharrlicher Weigerung des alten Staatsrathes von Wallis, die letzten Vermittlungsvorschläge dem Volke vorzulegen, die Vermittlungsversuche selbst als erschöpft ansehe und Verfügungen über die faktische Territorialausscheidung zwischen beiden Kantonstheilen bis zum Entscheide der Tagsatzung getroffen habe, — als Anerkennung einer faktischen Trennung.

— Es ist eine alte Wahrnehmung, daß die Reformirten weit mehr unter kirchlicher Disziplin stehen, als die Katholiken, was sich im geselligen Leben vielfältig herausstellt. Namentlich ist das Theater selbst in den größern protestantischen Städten der Schweiz bis auf die neueste Zeit herunter als ein „Gräuel vor dem Herrn" angesehen worden, während jedes kleine katholische Neſtchen schon seit Langem seine lebend'ge Kamera obſkura und theatralischen Guckkasten hatte. Vorige Woche, am Donnerstag, wollte die Liebhabertheater-Gesellschaft in Liestal den „Nachtwächter von Menſis" aufführen. Aber die Ortsbehörde fand es unchriſtlich, nur so kurze Zeit vor dem Pfingſtfest ein Luſtſpiel aufzuführen, wobei das Publikum zum Lachen gereizt würde; als wenn das Lachen eine Sünde wäre.

— In der Landrathssitzung vom 21. Mai beschloß der baselandschaftliche Landrath die Klage gegen Oberst Zimmerli wegen Nichtbesetzung der Stadt Basel im verflossenen Jahre fallen zu lassen.

Freiburg, 26 Mai. An die Großräthe wurde dieser Tagen ein Circular erlassen, sich pflichtgemäß bei den Sitzungen regelmäßiger einzufinden, da kürzlich die Verhandlungen aus Mangel der gesetzlich erforderten Anzahl unterbrochen werden mußten. Die politische Stumpfheit wird immer allgemeiner, die Einen dünken sich zu schwach, die Andern zu stark; überall fehlt es an dem Pflichtgefühl für Beobachtung des eidlich übernommenen, heiligen Mandats.

— Am 21. Mai feierte die Schuljugend des Fleckens Glarus ihr alljährliches Jugendfest. Nach einem, unter Begleitung der Lehrer unternommenen Spatziergange über Riedern nach Netstall kehrte die große Kinderschaar von circa 700 Individuen auf Erlen zurück und belustigte sich dann bei einem frugalen Mahle unter Gottes freiem Himmel. Den Jugendfreund berührt es immerhin auf angenehme Weise, die Kinderwelt in solchen Augenblicken gleichsam im Naturzustande, in ihrem harmlosen, unschuldigen Wesen zu beobachten. Gewiß ist, daß solche Stunden auch noch

im spätern Alter oft manche angenehme Rückerinnerungen gewähren und daß manches Freundschaftsband bei solchem Anlasse enger geknüpft wird. Erfreulich ist es daher, daß mehrere Gemeinden unsers Kantons ähnliche Jugendfeste veranstalten.

— 23. Mai. In Unterwallis ist eine einfache Mahnung an das Militär ergangen, um auf den ersten Ruf schlagfertig zu sein.

— Im Wagner-Thal ist ein riesenmäßiger Freiheitsbaum aufgerichtet worden, mit der Aufschrift: "Ergeben der neuen Regierung, wollen wir siegen oder sterben für die Verfassung von 1839."

Die Mädchen der Gemeinde haben den Baum mit Blumen geschmückt.

— Es ist kein Unglück so groß, es ist ein Glück dabei. Die Oberwallisermagnaten haben in hundert Jahren nicht so viel geschrieben, als in den letzten drei Monaten, und daß sie das Schreibenlernen nöthig haben, beweisen ihre Kreisbriefe an die eidgenössischen Kantone, welche voll der drolligsten Schnurrpfeifereien sind. Sie kennen des Jammers und Händeringens kein Ende; sie gleichen dem eingebildete Kranken, der überall anfragt, was er auch anfangen soll; irgendwo klagen sie, daß sie das Arsenal hätten, aber — den Schlüssel nicht dazu. Das ist allerdings fatal. So könnte man bei vollen Fruchtmagazinen verhungern, wenn man zufällig den Schlüssel dazu verloren hätte.

Tessin. In diesem Kantone bereiten sich unglückliche Ereignisse vor. Eine von vielen Bürgern von Mendrisio und Lugano an ihre Stellvertreter im Großen Rathe gerichtete Zuschrift verlangt Trennung vom übrigen Kanton und Vereinigung zu einem eigenen. Von der Bestechlichkeit in Tessin weiß die ganze Schweiz. Es ist hierin dieser Kanton der wahre Erbe seiner ehemaligen Landvögte von Schwyz. Die "Helvetie" sagt ungescheut, vor dem jetzigen Gr. Rath haben sich einige für 2000 Lire, andere für 2,500, ein dritter für 3000, ein vierter für 4000 Lire an Molo-Riva verkauft und verspricht sogar die Namen öffentlich bekannt zu machen. Diesen Bestechungen wird die Niederlage der Freisinnigen bei den Wahlen zugeschrieben. — Mit diesem Siege nicht zufrieden, suchte die Partei Molo-Riva in Lugano Unruhen zu stiften. Banden durchzogen zu Nacht bewaffnet die Stadt, einige Kugeln wurden gegen die Zimmer von Bianchi abgefeuert. Die Municipalität erklärte hierauf dem Staatsrath, wenn die Ruhe weiter von dieser Horde gestört werde, so werde sie eine allgemeine Bewaffnung der Bürger anordnen. Indessen sind nun die Wahlen vorbei und ihre Resultate zu Gunsten der Willkür und Bestechungspartei ausgefallen, so daß, ohne wirklichen Aufruhr, vor der Hand doch nur ein fortgesetzter Kampf zu erwarten ist. Im Gr. Rath haben die Reformisten, 48 an der Zahl, ihre Sitze links, die Reactionärs rechts genommen, eine Mitte gibt es nicht. Staatsrath Lotti hat die Tribüne mit seinen Arbeitern besetzt, die immer bereit sind, ihre Theilnahme am öffentlichen Leben thätlich zu beurkunden. Einzelne Reformfreunde dürften in verwickelten Momenten kaum ihres Lebens sicher sein, wenigstens sind schon die ärgsten Drohungen ausgestoßen worden. Ueber die Zukunft werden die nächsten Schlußnahmen des Gr. Rathes entscheiden. Bleiben die Reactionäre vollkommen Meister, so werden die Reformisten Locarno verlassen, und dann wird die Frage einer Trennung oder Verfassungsrevision besprochen werden.

— In E.....n wurde neulich der neue Schullehrer auch zugleich als Meßner angestellt. Nachdem er das erste Mal geläutet, erklärte er dem Gemeinderath, er könne dies nicht allein ausführen; er bekäme dabei die Auszehrung. Der Gemeinderath erließ hierauf folgenden Beschluß: "er solle nur seinen Dienst pünktlich erfüllen; sein Vorgänger habe auch die Auszehrung bekommen."

Ausland.

— Wir vernehmen aus glaubhafter Quelle, daß sich seit einem Jahre auch in einer Universitätsstadt im südlichen Deutschland ein so ärgerlicher Gräuel eingeschlichen habe, daß die ganze Bürgerschaft davon ergriffen und darüber entrüstet ist, während die Obrigkeit nicht die mindeste Rücksicht davon nimmt. Das Stadtgespräch bezeichnet bereits seit länger als einem Jahre ein Haus in der Vorstadt jenes Ortes, worin auffallende nächtliche Zusammenkünfte von Personen beiderlei Geschlechts gehalten, und zwar von solchen Personen besucht werden, die Abends in Equipage ankommen und Morgens wieder abfahren, zugleich auch das Ansehen wohlhabender Leute aus den höheren Ständen haben. Der Hausherr, dessen weibliche Familie zu manchen Zweifeln Anlaß gab, entfernt sich sehr häufig Abends und kehrt erst des Morgens zurück; auch sind in dem genannten Hause schon Buß-Uebungen der Art bemerkt worden, daß einem die Haare zu Berge stehen. Unter Anderem ist ein junges Mädchen, das sich, wer weiß zu welchen Proben nicht verstehen wollte, eines Sonntags dergestalt blutig geschlagen oder gegeißelt worden, daß man sie schnell fortschaffen mußte, weil ihr Winseln und Geschrei bereits die Nachbarschaft aufgeregt hatte! — Der Art Dinge sollten indessen doch nicht geduldet werden, und die Obrigkeit, welche solche Ereignisse nicht untersucht, macht sich gegen die ganze bürgerliche Gesellschaft verantwortlich!

Frankfurt a. M., 13 Mai. Eine Vergiftungsgeschichte macht ein enormes Aufsehen und erfüllt alle Personen, die statt eines Goldklumpens noch ein Herz unter der linken Rippe haben, mit Abscheu. Der Sohn eines hiesigen, dem Namen und der Confession nach leider auch christlichen Bankiers, Besitzers von fünf Millionen Gulden und eines prächtigen Hotels am Main, hatte sich vor etwa anderthalb Jahren mit der Tochter einer zwar armen, aber sehr honorabeln Familie (alle entehrenden Gegengerüchte über den Ruf des Mädchens sind ungegründet!) in London verheirathet. In Folge dieses Schrittes, der leider ohne Einwilligung der Eltern des jungen Mannes erfolgte, wurde diesem jede Unterstützung entzogen, und er fand sich endlich mit seiner jungen Frau, die das zuweilen so verderbliche Geschenk einer seltenen, glänzenden Schönheit besaß, auf einen Punkt des Elends reducirt, das auch den Unempfindlichsten gerührt haben müßte. Im Glanz und Ueberfluß erzogen, mochte Hr. B. auch eben nicht besonders viel auf die Ausbildung seines Herzens und Verstandes gewendet haben, und so sah denn das Paar keinen andern Ausweg, als das Letzte zu wagen, nach Deutschland zu gehen, sich den Eltern zu Füßen zu werfen und deren Verzeihung um jeden Preis zu erflehen. Nachdem sie einige Zeit in Höchst sich aufgehalten, von dortaus schriftlich sich an den Vater gewendet und

niemals Antwort erhalten hatten, nun aber dem Zustande der nacktesten Dürftigkeit sich immer mehr näherten (man sagt, die junge zarte Frau habe in drei Tagen keinen Bissen genossen!), so faßten sie den Entschluß, selbst nach Frankfurt zu kommen, Alles zu versuchen das Vaterherz zu rühren, und wenn auch dieses vergeblich, sich den Tod zu geben. In einem Grad äußerlich abgerissen, daß der Besitzer eines unserer ersten Hotels dem Sohne des Fünf-Millionen-Mannes das Nachtlager verweigerte, kam er mit seiner jungen Frau in der schönen, reichen Vaterstadt an, bat den Vater schriftlich um ein Almosen und um Verzeihung, und als Alles abgeschlagen worden war, als dem Paar, nach seiner Meinung, kein Ausweg weiter blieb, faßten sie den gräßlichen Entschluß, sich im Zimmer eines hiesigen untergeordneten Gasthauses gemeinschaftlich den Tod zu geben. Sie nahmen Arsenik. Die junge Frau starb erst nach drei Stunden unter den fürchterlichsten Schmerzen, der Mann aber wurde durch wirksame Gegengifte gerettet und befindet sich jetzt im Criminalgefängniß, da eine Untersuchung gegen ihn eingeleitet ist. Den Commentar zu diesem abscheulichen Vorfalle mag sich jeder fühlende Mensch selbst machen. Wer möchte mit dem Fünf-Millionen-Mann tauschen?

— Von der Ausgießung des heiligen Geistes war während des Pfingstfestes in Berlin vielleicht nur bei Wenigen die Rede, dafür hat es aber auch an einem allgemeinen Ausgusse, nämlich an einem Wolkenbruche und entsetzlichen Hagelschlage nicht gefehlt. Berlin war wirklich an einigen Theilen mehrere Stunden hindurch überschwemmt, und hier und da hört man, außer dem Greuel der Verwüstung, von directem Unglück. Wie aber das Unglück auf der einen das Glück auf der andern Seite zur Folge hat, so auch hier. Der Hagel hat den Glasern auf eine überaus gefällige Weise in die Hände gearbeitet, und die Leute sind damit ganz zufrieden. Könnten sie nur auch die Vernichtung in den Gärten an Bäumen und Blumen ungeschehen machen.

— In Danzig ist eine neue Fabrik entstanden; die Kaufleute Stohlke und Kreitzig haben eine Maschine bauen lassen, vermöge welcher sie aus alten wollenen Lumpen wieder Wolle machen. Das Fabrikat ist untadelhaft und, da die Farbe chemisch ausgezogen wird, eben so weß wie die Primogenitur-Wolle. Sie glauben, Wolle, die von den Schafen 80 Rthlr. kostet, für 30 Rthlr. liefern zu können.

— Die städtische Gerichtsbarkeit in der hannöverischen Stadt Northeim muß eben nicht sehr lobenswerth gewesen sein, denn da nun dort ein königliches Amt errichtet ist, haben die Vertreter der Bürgerschaft dem König eine Dankadresse überreicht, worin sie geradezu sagen, daß sie nun erst ein neues Leben beginnen würden.

— Um die Unzufriedenheit und das öffentliche Mißfallen über den Geist der Intoleranz, der sich neuerlich in den Hirtenbriefen einiger ungarischen Bischöfe ausspricht, zu beschwichtigen, ist an alle Bischöfe des Königreichs Ungarn die bestimmte Weisung ergangen, daß sie, da die Regierung nicht gesonnen sey, die gegenwärtig in Kraft bestehenden Gesetze in Bezug auf kirchliche Angelegenheiten zu ändern, sich diesen vollkommen unterwerfen müssen. Es scheint, daß das neueste Publikandum des päbstlichen Stuhles, welches Grundsätze enthält, die eben so wenig katolischen als protestantischen Regierungen gefallen können, nicht ohne Einfluß auf die bestimmte Sprache der k. k. Regierung geblieben ist.

— Paris, 20 Mai. Morgen gegen zwei Uhr wurden die Bewohner des Boulevard des Italiens und der angränzenden Straßen durch einen fürchterlichen Knall aus ihren Betten aufgeschreckt; es war diesmal weiter nichts, als daß man eine Mauer am Caffee Hardy, Ecke der Rue Lafitte, welche allen andern Abbruchsversuchen widerstanden, durch eine Mine in die Luft gesprengt hatte. — Auf Befehl des Polizei-Präfekten ist jetzt eine Schildwache für beständig vor den Eingang der Präfektur, Quai des Orfevres gestellt. Eine Wache von 25 Mann Linientruppen ist bei dem Hotel de Ville postirt, und weder die Municipal-Gardisten der Hauptstadt, noch die Gensdarmen dürfen im Dienste anders als mit ihren Carabinern ausgehen.

— Am Donnerstag und Freitag sollen in Paris viele Haussuchungen vorgenommen worden sein, namentlich in der rue neuve du Luxembourg, wo man Waffen und Pulvervorräthe vorgefunden, ohne jedoch deren Eigenthümer zu betreffen. In der Nacht vom 23. auf den 24. wurden unter starker Eskorte die Gefangenen von der Conciergerie nach dem Luxembourg transportirt.

— Eine Petition des General de Richmond an die französische Deputirten-Kammer über die Nothwendigkeit Paris zu befestigen, veranlaßte eine warme Debatte, und wurde dem Kriegsminister und Ministerpräsidenten überwiesen.

— Der Gemeinderath von Paris hat in Folge der letzten Unruhen beschlossen, daß künftig alle Wachthäuser statt Glasthüren eichene Thüren mit Schießlöchern erhalten und so eingerichtet werden sollen, daß das Licht blos von oben hineinfällt.

— Gegen Ende April d. J. kam der Voltigeur des ehemaligen 23. französischen Linienregiments, Jakob Meyer, nach 27jähriger Gefangenschaft in Sibirien in seinem Geburtsorte Reichshoffen im Kanton Niederbronn (im Elsaß) wieder an. Seiner Aussage zufolge sollen sich noch viele Gefangene von der großen Armee in Sibirien befinden.

— Dem Constitutionnel zufolge sollen sich jetzt mehr als vierzig Präfekte und Unterpräfekte in Paris befinden, um dem Hrn. von Duchatel ihre Aufwartung zu machen und durch Versicherung ihrer Ergebenheit sich zugleich auch ihrer Stellen zu versichern.

— Einen merkwürdigen Fang haben die Fischer in Havre gethan. Sie fingen einen Fisch mit einem Affenkopf, statt der Floßfedern hat er Hände; nur der untere Theil ist ganz Fisch. (?!)

— In St. Quentin verlangte man, auf die Nachricht von dem Pariser Aufstande, Abends im Theater die Marseillaise. Das Orchester zögerte, auch schien das Publikum sich zu beruhigen; als aber der Unterpräfekt erklärte, ein solches Betragen würde ihn zwingen, das Theater leeren zu lassen, ging der Skandal von neuem an, und der Unterpräfekt wurde mit dem Gesange der Marseillaise nach Hause begleitet.

— Am Pfingstsonntag hat Verdun, wie der Franc-Parleur von der Maas berichtet, auch seinen kleinen Aufstand gehabt. Der Hr. Pfarrer der Kirche St. Victor fand für gut, 25 Mädchen, die man in den Quadrillen unserer Sommerbälle hatte auftreten sehen, aus der Congregation zu verstoßen. Diese Maßregel, die mindestens unduldsam ist, verursachte starken Lärm

unter den Mitgliedern der Congregation, welche ſich nunmehr entſchloſſen haben, lieber dem blauen Bande als den Reizen des Contretanzes zu entſagen.

— Die ſchöne Aicha, Favoritin des Ex-Bey Achmet, von Geburt eine Europäerin, iſt jüngſt wieder in den Schooß der Chriſtenheit zurückgekehrt, und bezaubert durch ihre Reize und ihren Anſtand nicht allein dem Gouverneur von Conſtantine und ſeine franz. Offiziere, ſondern ſelbſt die alten und ſtrengen sœurs de charité.

— In Mexiko ſoll eine Fahnen-Fabrik angelegt werden, um das Invaliden-Hotel von Paris mit neuen Siegeszeichen zu verſehen.

— Aus Belgien erfährt man daß die Zahl der aus den Regimentern entlaſſenen Militärs, welche in ihre Heimath zurückgekehrt ſind, ſich bereits auf 6000 belaufe. Es ſoll aber noch einer größeren Anzahl Urlaub bewilligt werden.

— Die Baumwollfabrik der HH. Hambourg und Dupieux, zu Eureghem, in der Nähe der Chauſſee von Anderlecht, iſt am 22. d. M. ein Raub der Flammen geworden. Das Feuer verzehrte dort mehr als 3000 Pfund Baumwolle und Alles, was die Werkſtätte enthielt. Der Verluſt iſt bedeutend, die Fabrik war verſichert.

Neapel, 14. Mai. Der Zuſtand Siciliens iſt noch immer ſehr beklagenswerth; die Dampfſchiffahrtsverbindung mit der Inſel, welche die Regierung nur ihren eigenen Schiffen geſtattet, iſt ſo ſchlecht organiſirt, daß dem öffentlichen Wohl auch dadurch noch ein großer Nachtheil erwächst. Die Schiffe gehen ſo ſelten, daß bei jedesmaliger Abfahrt gewöhnlich die Hälfte der ſich meldenden Perſonen zurückbleiben muß.

— In Savoien wird auf der Straße von Annecy nach Genf nächſtens eine der höchſten Hängebrücken in Europa fertig werden, welche über einen 450′ tiefen Abgrund beim Dorfe la Caille führen ſoll.

— Noch vor den miniſteriellen Ereigniſſen hatte Lord John Ruſſell einen Brief an ſeine Wähler geſchrieben und darin auch eben nicht ſonderlich freundlich über Lord Brougham und ſeine feindſelige Geſinnungen gegen das Whig-Miniſterium geſprochen. Hierauf hat Brougham an die Miniſter eine Antwort erlaſſen, deren Hauptinhalt der iſt: „Ich kann gewonnen, verführt, gekauft werden; ich geſtehe es, ich bin käuflich! Regiert durch conſtitutionnelle Mittel; hebt keine Verfaſſungen auf und ſetzt nicht Dictatoren ein; führt die Emancipationsacte in ihrem wahren Sinne aus, vervollſtändigt das große Werk der Negerfreiheit, indem ihr den befreiten Sklaven alle Rechte freier Menſchen gebt; ſchafft den ſcheußlichen Sklavenhandel, dieſen hölliſchen Schacher mit Menſchenfleiſch, im ganzen Umkreiſe der Erdkugel ab; erhaltet den Frieden Europa's durch Mäßigung und Feſtigkeit; verbeſſert das Loos unſerer Mitbürger durch Reformirung verbeſſerungsfähigen Artikel der Verfaſſung; ſorgt für Volksunterricht, für ein Syſtem der Nationalerziehung, und wiſſet, daß Ihr mich für dieſen Preis gewinnen könnt.“ — Auf ſolche Weiſe beſtechlich zu ſein, iſt freilich ſehr ehrenvoll!

— Vor kurzer Zeit wurden 13 Chartiſten, die zu London zu aufrühreriſchen und hochverrätheriſchen Zwecken zuſammentraten, verhaftet. Alle Welt glaubte, die Leute würden deportirt werden; allein der Richter hat ſie nur ſehr freundlich ermahnt, dergleichen nicht wieder zu thun und ſie dann ſämmtlich entlaſſen. Zwölf haben jeder einen Bürgen auf ſechs Monate geſtellt, der für 30 Pfd. Sterl. haften muß, der Dreizehnte iſt aber ganz leer ausgegangen, weil er nichts hatte.

— Von Albany brachte das am 18. in London angekommene New-Yorker Paketboot die Nachricht von einem ſchrecklichen Brande. Man berechnet den Schaden auf 80,000 Dollars, von welchen nur ungefähr 37,000 aſſekurirt waren.

— Dampf, wieder Dampf und nochmals Dampf! Dampf ſoll jetzt Alles thun, er iſt die bewegende Kraft der letzten Decennien! Jetzt wird oder ſoll er auch die belehrende Kraft werden, wenigſtens beabſichtigt dies Eduard Baxter Esq., welcher ein Buch herausgegeben hat unter dem Titel: „Engliſcher Dampf-Trichter, wodurch Jedem die engliſche Sprache in drei Lectionen eingegoſſen wird.“ Ein origineller, charlatanartiger Titel, aber es ſoll doch ein äußerſt praktiſches Buch ſein.

— Nach einem Schreiben von Tudela im „Echo de l'Aragon“ haben die Carliſten alle Lebensmittel in den Magazinen von Namales vergiftet. Graf Luchana ſoll Maaßregeln getroffen haben, damit ſeine Soldaten nicht das Opfer dieſer Grauſamkeit würden.

— Nach einem Schreiben aus Barcelona ſind daſelbſt zwölf Knaben aus bedeutenden Familien entwendet worden. Sie ſpielten am 16. außerhalb der Stadt in Begleit eines Lehrers, und bis zum 18. wurde nichts mehr von ihnen gehört, aber es iſt unbezweifelt, daß ſie von Banditen weggeſchleppt worden, um ein Löſegeld zu erpreſſen.

Türkei und Aegypten. Während der Sultan, ſtatt Drohungen gegen den Paſcha von Aegypten auszuſtoßen, dieſem vielmehr, unter f.v.lich etwas läſtigen Bedingungen, die erbliche Krone von Aegypten zuſicherte, während man Athem ſchöpfte, daß auf dieſe Weiſe dem drückenden status quo ein Ende gemacht werden würde, ſiehe, da fährt plötzlich ein Blitz aus heiterem Himmel: Fünfzigtauſend Türken haben die ſyriſche Grenze überſchritten; der Krieg ſei ausgebrochen.

Daß man auch in Würenlingen will geſcheidter werden und anfängt einzuſehen, mit einem zufriedenen und fröhlichen Gemüth ſei unſerm Schöpfer für ſeine Gaben beſſer gedankt, als mit Kopfhängen, Litaneienplappern u. dergl. habe ich jüngſt geſehen, als ich zufällig dort im Vorbeigehen einen Beſuch abſtattete. Man feierte nämlich nach altherkömmlicher Sitte das hohe Feſt des dortigen Kirchenpatrons; von dem ſchönſten Wetter verherrlicht ſtrahlte am erſten Tage tiefe Andacht aus den Herzen der zahlreich verſammelten Verehrer dieſes Heiligen, die ſich in ſolchen Enthuſiasmus entwickelte, daß man auch am andern Tage die Feierlichkeit noch fortſetzte, zu deren Erhöhung der hochlöbl. Herr Pfarrer und ſeine Sängerinnen ſammt Muſikanten nicht wenig beitrugen, und letztere vom Erſtern aus Dankbarkeit für ihre Dienſtgefälligkeit zu einem beluſtigenden Mahle eingeladen wurden, wobei eine beſonders fromme Sängerin die Geſellſchaft gar rührend unterhalten hat, ſo daß das ganze Feſt mit Muſik und Tanz und allgemeiner Fröhligkeit endigte. N. N.

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau.

№ 23. 8. Juni 1839.

Das Alpenhorn,

ein Volksblatt

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Zweiter Jahrgang.

Der Mensch liebt nur das Puppenspiel, nur Tändelei und Schein,
Sie wiegen ihn in süßen Schlaf und goldne Träume ein.

Trinklied im Frühling.

Freunde, greift zum vollen Becher,
Leert in langen Zügen ihn;
Fröhlich träume jeder Zecher
Sich zu lichten Räumen hin,
Weil der Lenz, von Lust umblüht,
Jetzt uns noch im Auge glüht!

Wo nur Kerzen eitel prahlen,
Muß des Mondes Licht entflieh'n;
In des Sommers heißen Strahlen
Stirbt der Freude zartes Grün;
Nur der Lenz, der uns durchdringt,
Ist's, in dessen Kranz es winkt! —

Willst vom Herbst Du Freude hoffen,
Den Vernichtung still umschleicht?
Ach! von seinem Sturm getroffen,
Selbst das Immergrün verbleicht! —
Nur der Lenz, der Lenz allein,
Kann der Freude Herold sein.

In des Winters starrem Eise
Spiegelt sich des Grabes Nacht;
Und bei seinem Hauch wird leise
Kaum der Freude noch gedacht.
Da nur, wo der Lenz regiert,
Freude auch den Reigen führt!

D'rum ergreift den vollen Becher,
Leert in langen Zügen ihn;
Fröhlich träume jeder Zecher
Sich zu lichten Räumen hin,
Denn der Lenz, von Lust umblüht,
Ist's, der uns im Auge glüht!

Gl. Z.

Der Bürger Nettelbeck zu Coldberg.

Wenn die Geschichte der alten Zeit die Namen derer mit Achtung aufbewahrt hat, welche ihrem Vaterlande oder ihrer Vaterstadt in Zeiten dringender Gefahr wichtige Dienste leisteten, und wenn sich an dem Anblick solcher edlen Gestalten der Vorwelt noch jetzt jedes menschliche Herz ergötzt: so muß es nicht minder Pflicht des Geschichtschreibers der neuern und neuesten Zeiten sein, dergleichen Beispiele zu sammeln und in seinen Annalen aufzubewahren. Auch in unsern historischen Gemälden haben wir schon mehr solche Bilder aufgestellt, denen wir hier unbedenklich das des ehrwürdigen Bürgers Nettelbeck zugesellen, welcher bei der Belagerung seiner Vaterstadt Colberg im J. 1807, das meiste dazu beitrug, daß diese wichtige Festung dem sie hartbedrängenden Feinde in die Hände fiel.

Der Bürger und Stadtälteste Nettelbeck, welcher ein Greis von 70 Jahren war, war in seinen jüngern Jahren ein kühner und rüstiger Seemann. Ueber 30 Jahre hatte er die bedeutendsten Häfen Europens und die Meere von Ost- und Westindien unter den Flaggen verschiedener Nationen befahren. Dadurch erwarb er sich die Kenntniß mehrerer Sprachen, besonders der englischen und eine eben so gründliche als ausgebreitete Kunde von allen zur Schiffarth gehörigen Gegenständen. Noch im Jahre 1809 gab er auch jungen Leuten, welche sich der letztern widmen wollten, Unterricht in der Steuermannskunst.

Er besaß, nach dem Zeugnisse Aller, welche ihn genauer gekannt, einen äußerst lebhaften und feurigen Geist, welcher sich durch eine ungemeine Regsamkeit und Thätigkeit in allen seinen Unternehmungen äußerte. Dabei war er ein Mann von unerschütterlicher Redlichkeit, von glühendem Eifer für Recht und Tugend und in seinem häuslichen Leben das Muster eines guten Hausvaters. Wenn gleich Wittwer und kinderlos und in recht guten Vermögensumständen, überließ er sich doch nie der Schwelgerei, sondern war immer sparsam und mäßig. Sein Urtheil gründete sich auf seinen gesunden natürlichen Verstand und auf seltene Erfahrungen, die er in seinem gefahrvollen Leben zu sammeln reichliche Gelegenheit fand. Er besaß daher das Zutrauen seiner Mitbürger in einem sehr hohen Grade, und vermochte durch einen guten, bündigen Vortrag sehr viel über die Willensbestimmungen derselben.

Das preußische Regentenhaus und sein Vaterland liebte er leidenschaftlich und Friedrich der Einzige war das Idol seines Geistes und

Herzens. Im ſiebenjährigen Kriege wurde ſeine Vaterſtadt Colberg dreimal belagert. Alle dieſe Belagerungen hat Nettelbeck darin überſtanden, und unter dem damaligen braven Commandanten von der Heyde viele Erfahrungen gemacht, welche ihm in der letzten Belagerung zum allgemeinen Beſten gar ſehr zu ſtatten kamen.

So bald der Obriſtlieutenant von Gneiſenau die Vertheidigung der Feſtung Colberg übernahm, bemerkte er ſogleich den Eifer und Patriotismus des alten Nettelbeck mit Vergnügen. Je mehr die Feſtung von den Belagerern bedrängt wurde, um ſo mehr erhielt Nettelbeck Gelegenheit ſeine Geſchicklichkeit und ſeinen Dienſteifer zum Beſten derſelben zu verwenden. Eins der merkwürdigſten Vertheidigungsmittel dieſer Feſtung iſt die Möglichkeit, die ganze Gegend nach Süden und Weſten unter Waſſer zu ſetzen; und Nettelbeck, welcher jeden Graben und Waſſerlauf in der ganzen Umgebung genau kannte, leiſtete bei Vorbereitung der künſtlichen Ueberſchwemmungen in dieſer Gegend äußerſt wichtige Dienſte. Er beſuchte täglich mehrmals die Schleußen und Waſſerdämme, fuhr auf dem Kahne unter immerwährendem Donner des Geſchützes bald hierhin, bald dorthin, hatte immer Tagelöhner und Geräthſchaften bei der Hand und ſtattete von allem, was er gefunden hatte, dem Commandanten Bericht ab. Seine größte Aufmerkſamkeit aber verwendete er auf die Beobachtung des Hafens und aller ab- und eingehenden Schiffe. Hier an der Seeküſte war der Seemann auch auf ſeinem Lieblingsplatze, und meiſtens beſtimmte der Commandant ſeine Beſchlüſſe in Anſehung dieſes Theils der Vertheidigung der Feſtung nach Nettelbeck's Meinung.

Einſt, erzählt eine vor Kurzem erſchienene kleine Schrift über dieſen braven Mann, ließ ſich ein ankommendes Schiff von ferne erblicken, und ſchien ſich Colbergs Hafen nähern zu wollen, allein es blieb auf der Rhede und legte ſich vor Anker. Der Commandant äußerte den Wunſch, von dieſem Schiffe nähere Nachricht zu haben. Nettelbeck eilte hinaus an die Glocke und läutete die Lootſen zuſammen. „Ihr müßt hinaus, ſagte er, dies Schiff will einlaufen und kennt die Rhede nicht.“

Das geht nicht an, erwiederte ein alter Lootſe, die See geht zu hoch, wir kommen nicht aus dem Hafen.

Ihr müßt aus dem Hafen, ſchrie Nettelbeck, ſprang ergrimmt ins Boot, ſchwang den Stock und rief: „ich fahre ſelbſt mit hinaus!“

Die Lootſen beſtiegen nunmehr das Boot, und Nettelbeck fuhr, mit der größten Anſtrengung gegen die brauſenden Woogen kämpfend, nach dem Schiffe hin, und zurück, und brachte dem Commandanten mit Gefahr ſeines Lebens die verlangten Nachrichten.

Die Belagerung ſelbſt wurde mit dem größten Nachdrucke von den Feinden betrieben, allein die in der Feſtung befindliche tapfere Garniſon machte häufige Ausfälle und es wurden immer eine Menge Gefangener in die Stadt gebracht. Die meiſten derſelben ſandte man zu Schiffe weiter, um nicht in der Feſtung die Zahl der conſumirenden Perſonen zu ſehr zu vermehren.

Bei Abſendung ſolcher Transporte war denn auch der redliche Nettelbeck beſonders thätig, und der Commandant hatte ihm die Beſorgung derſelben ganz überlaſſen.

Keinem Geſchäfte aber unterzog er ſich mit mehrerer Anſtrengung und weniger Schonung ſeines Lebens als der Löſchung des Feuers, welches denn in der letzten Zeit der Belagerung eines der gefährlichſten wurde, indem meiſtens nach dem Orte, wo das Feuer ausbrach, mit der größten Heftigkeit geſchoſſen wurde, um die Löſchung des Feuers zu hindern. Die meiſten Bürger ermüdeten zuletzt bei dieſer Anſtrengung, und verließen die Feuerſtellen, weil jeder für die Rettung ſeines Eigenthums und Lebens beſorgt war.

Nettelbeck aber blieb Tag und Nacht beim Feuer und verließ nicht eher die Brandſtelle, als bis keine weitere Ausbreitung der Flamme zu befürchten war. Dann aber, wenn jeder erſchöpft nach ſeiner Wohnung zurück kehrte, ſorgte Nettelbeck noch für die Unterbringung des geretteten Hausgeräthes, und für Aufbewahrung und Ausbeſſerung der beſchädigten und zerſtreuten Geräthſchaften. So blieb er in immerwährender Thätigkeit. Daher er auch in den letzten Wochen der Belagerung bis zum erfolgten Waffenſtillſtande ſich nicht mehr zu Bette legte, ſondern nur in den Kleidern eines kurzen Schlummers genoß. Dieſem rühmlichen Beiſpiele folgten mehrere von Colbergs Bürgern und hatten daher das frohe Bewußtſein, viel, ſehr viel zur Erhaltung des Ortes gewirkt zu haben.

Aber nicht allein innerhalb der Feſtung war Nettelbeck immerfort zum allgemeinen Beſten beſchäftigt, ſondern er befand ſich auch bei den Vorpoſtengefechten und Ausfällen faſt immer zu Pferde mitten unter dem Kugelregen, und ſorgte für Lebensmittel und ſonſt nöthige Hülfe. Wie der beſte Kavalleriſt ritt er über Gräben und Hecken, um entweder dem Commandanten Nachrichten zu bringen, oder bei dem Magiſtrate, und der Fuhrcommiſſion die nöthigen Beſtellungen zu machen, um die Verwundeten in die Stadt zu bringen.

Nettelbeck begleitete die unter Escorte abgeſchickten Wagen, beladen mit den Unglücklichen, die für König und Vaterland geblutet hatten; er ſprach ihnen Troſt und Geduld zu und that Alles, was ſich nur thun ließ, um ihnen ihr trauriges Schickſal zu erleichtern. Eine Thätigkeit, welche um ſo mehr Bewunderung verdient, je mehr es ein Greis von faſt ſiebzig Jahren iſt, den man in derſelben erblickt.

War er, oft durch die Umſtände veranlaßt und durch ſein heftiges Temperament hingeriſſen, nicht gar zu ſanft mit denen verfahren, welche ſich einer Dienſtleiſtung zum beſten des Ganzen entziehen wollten, ſo wußte er auch oft durch ein mildes, ſanftes, gemäßigtes Benehmen eine Wirkung hervorzubringen, welche nicht jeder, ſo wie er, erzeugt haben würde.

Bei der berühmt gewordenen Wolfsbergſchanze entſtand einſt ein Vorpoſtengefecht. Dies Feuer wurde heftig und von beiden Seiten eilten Truppen zum Löſchen herbei. Nettelbeck, der auch hier thätig war, bemerkte einen Soldaten, der hinter einer kleinen Anhöhe hervorkam und nach der Stadt eilte. Er rief ihn an. Wohin, mein Freund? — Nach der Stadt! — Will er einen Trunk haben, ſo komm er her!

Der Soldat kam, und Nettelbeck ließ ihm einige Gläſer Brantwein reichen, und da er hörte, daß das Geſchäft des Soldaten nicht von Bedeutung ſei, ſo ſagte er: Freund, thu' er mir den Gefallen und kehre er wieder um nach dem Feuer, er wird ſelbſt einſehen, daß er dort nöthiger iſt, als in der Stadt, ſein Geſchäft will ich indeſſen für ihn beſtellen.

Der Soldat nahm dieſen Rath willig an und kehrte wieder zu ſeinen Kameraden zurück.

Alle Bürgerpferde wurden während der viermonatlichen Belagerung zum Dienſt der Feſtung in Requiſition geſetzt und viele davon getödtet oder verwundet. Man wollte alſo den Aufforderungen, Pferde und Fuhrleute zu ſtellen, nicht mehr mit der erſten Bereitwilligkeit gehorchen. Nettelbeck bot daher Alles auf, was er vermochte um Pferde

und Knechte zu erhalten. Einst bei einem nächtlichen Gefechte, als Verwundete in die Festung gefahren werden sollten, wollte sich kein Mensch finden, der den Wagen führte. Endlich fand Nettelbeck einen Tagelöhner, und handelte lange mit diesem ehe er sich entschloß den Wagen heraus zu führen. Nur durch ein Versprechen von 4 Thl. Belohnung, die er von Nettelbeck erhalten sollte, ließ er sich bewegen, und dieser hatte eine außerordentliche Freude über das Gelingen seiner Bemühungen.

Nettelbecks gesunder, durch seine Seereisen abgehärteter Körper unterstützte ihn bei seinen edlen Anstrengungen gar sehr, so wie ihn auch diese frühbegonnene Lebensweise mit Gefahren aller Art bekannt gemacht und seine Standhaftigkeit und Entschlossenheit begründet und geübt hatte.

Nettelbeck, der die russische Belagerung des siebenjährigen Krieges in Colberg, wie wir bereits erwähnt, erlebt hatte, verglich diese mit der neuern französischen, und machte dabei die Bemerkung, daß die Russen alle ihre Kräfte nur gegen Wall und Mauern gerichtet, und sich ausschließend damit beschäftigt hatten, den Widerstand der Besatzung zu schwächen. Alles Geschoß sei nur auf die Festung, nicht auf die Stadt gerichtet gewesen und wenn dennoch durch Zufall ein Brand in der Stadt entstanden sei, so hätte das russische Geschütz so lange geschwiegen, bis das Feuer gelöscht gewesen wäre. In dieser Belagerung aber seyen die Festungswerke wenig beschädigt, wohl aber der Stadt selbst weit mehr zugesetzt worden.

Am 2. Juli 1807 endlich traf die Nachricht von dem Waffenstillstande ein, und machte den Bedrängnissen Colbergs ein Ende. Nettelbeck hat von seinem Monarchen als Beweis der Achtung eine Ehrenmedaille erhalten.

Aus Nettelbecks Leben werden in der mehrmals angeführten Schrift noch zwei Anekdoten von ihm erzählt, welche wir gleichfalls unsern Lesern mittheilen wollen, da jene kleine Broschüre sich vielleicht nicht bis zu ihnen verbreiten könnte:

Im Jahr 1781 schlug der Blitz in den Thurm der Marienkirche. Der unter der Thurmfahne hervorquellende Rauch zeigte bald, daß der Blitz gezündet habe. Man sahe keine Möglichkeit in dieser Höhe das Feuer löschen zu können. Nettelbeck entdeckte nicht so bald die Gefahr, als er auch seine Handspritze ergriff, und, einen großen Eimer mit Wasser in der andern Hand haltend, die steinerne Wendeltreppe hinan, durch die Kirchbödden dann immer höher von einer Leiter zur andern mit unglaublicher Geschwindigkeit, und zuletzt hoch über den Schallöchern des Thurmes auf einer Art von schmaler Stiege, wo er sich durchaus mit einer Hand festhalten mußte, hinauf eilte. Er fand Gelegenheit einen festen Standpunkt zu fassen und konnte seine Spritze sogleich in Bewegung setzen. So gelang es ihm wirklich, der Flamme Einhalt zu thun, und weil er kein Wasser mehr hatte, drückte er endlich den Brand vollends mit seinen Kleidern aus.

Die andere Anecdote ist folgende: der bekannte politische Schriftsteller, Heinrich von Bülow, welcher nach Colberg als Arrestant gebracht worden war, mißbrauchte einst die Erlaubniß frei in der Stadt umhergehen zu dürfen, und beging in einem Gasthofe eine Ausschweifung, weshalb er arretirt, und nach der von der Bürgerschaft besetzten Hauptwache gebracht wurde. Von Bülow fand dieses Verfahren nicht seinem Stande angemessen und betrug sich so, daß der Offizier sich genöthigt sahe, ihn gegen die Angriffe der beleidigten Gemeinen in Schutz zu nehmen. Nettelbeck kam dazu, und suchte den von Bülow, welcher überdies nicht wohl wissen mochte, was er that, durch gütliches Zureden zu besänftigen. Bülow wollte sich nicht zurecht weisen lassen; allein als endlich Nettelbeck ihn in englischer Sprache anredete, wurde er ruhig, sprang auf und umarmte den Bürger als seinen besten Freund.

An einen Anwalt.

Du willst Ulpians Gefahr,
Müh' und Ruhm erzwingen;
Und zu Themis Blutaltar
Dich als Priester dingen?

Du willst unter Streit und Zank
Ganz den Lenz verleben,
Daß Klienten reichen Dank,
Schnöden Lohn dir geben?

Fort, entschleiche dem Gericht:
Muthig und geschwinde!
Deine Blinde sieht dich nicht
Unter ihrer Binde.

Komm zu mir in Libers Hain,
Wo die Freiheit wachet;
Wo der Scherz, der Tanz, der Wein,
Amorn lustig machet.

Komm, auch Amor liebt Gefecht;
Auch hat Evan Schätze;
Süßer Scherz ist auch ein Recht,
Freiheit ein Gesetze.

Franz Springer.

Franz Springer war der jüngere Sohn eines Müllers, Bäckermeisters und Weinschenkers im östreichischen Städtchen St. Pölten. Sein älterer Bruder ward den Musen geweiht, er aber bei dem Gewerbe seines Vaters erzogen. In der Folge hatte er seine Geschäfte und überhaupt stille Arbeitsamkeit so lieb gewonnen, daß man ihn nie bei öffentlichen Belustigungen sah. Die Wochentage brachte er beim Mahlen und Brodbacken in der Mühle, die sein Vater in Pacht hatte, ununterbrochen beschäftigt zu, und war selbst an Sonn- und Feiertagen nicht außer derselben zu sehen, so daß sein Dasein vielen Bewohnern des Städtchens völlig unbekannt geblieben wäre, wenn nicht die nachherigen blutigen Auftritte seines Lebens seinen Namen von Munde zu Munde gebracht hätten. In seiner Zurückgezogenheit und Muse las er entweder, oder beschäftigte sich mit mechanischen Arbeiten, worin er auch eine bewundernswürdige Geschicklichkeit besaß. Nächst verschiedenen künstlichen Schreinerarbeiten hat er einige Modelle von einem Brunnen, worin sich das Wasser von selbst schöpft, und von einer Mühle, die bloß von Gewichten in Bewegung gesetzt wird, verfertigt. Das nicht vollkommene Gelingen seiner Erfindungen machte ihn niedergeschlagen, und erzeugte in ihm den Gedanken, in die Fremde zu reisen, um dort zu lernen was er zu Hause nicht fand. Allein weil so zu sagen der ganze Broderwerb auf ihm lastete, wollte dies sein Vater nicht zugeben. Daher ward

er von Zeit zu Zeit mißvergnügter und es zeigte sich bei ihm die vollkommene Anlage zur Melancholie; die Eltern verheimlichten dies indeß aus unzeitiger Schaam, und suchten weder Rath bei Freunden noch Hülfe beim Arzte. Mit der Zeit kam überdieß noch eine andre Leidenschaft ins Spiel, die Liebe zu einer Dienstmagd im Hause seiner Eltern. Allein kaum merkten diese die wechselseitige Zuneigung der beiden jungen Leute, so mußte die Magd, weil sie keine andere Mitgift als Fleiß und Unbescholtenheit aufzuweisen hatte, aus dem Hause wandern. Diese elterliche Härte war ein empfindlicher Schlag für den Jüngling, dessen Phantasie überspannt, und dessen Gemüthsart zur Schwermuth geneigt war. Auch scheint es, als wenn er nur allzusehr seine Zurücksetzung vor seinen andern Geschwistern gefühlt habe, die eine ausgezeichnete Zärtlichkeit von beiden Eltern genossen; er allein war zur härtesten Arbeit verdammt, er mußte jede häusliche Beschwerde über sich nehmen, indeß die andern sich von seinem Schweiße pflegten. Seine Geliebte bekam als ein fleißiges und braves Mädchen, bald wieder einen Dienst in der Nachbarschaft, aber auch dort wußten es die Eltern in Kurzem dahin zu bringen, daß man sie verabschiedete. Alle diese erlittenen Kränkungen klagte sie dann jedesmal ihrem Geliebten, und so wuchs die stille Melancholie des unglücklichen Jünglings zur blutdürstigen Wuth und Rachsucht vorzüglich gegen seine Eltern. Verjährte Unreinlichkeit, häufiges Tabackrauchen und Biertrinken, die vielen Arbeiten beim Feuer waren mitwirkende Ursachen derselben. Endlich erreichte sein Wahnsinn den höchsten Grad. Als ihn eines Morgens die Magd, wie gewöhnlich, wecken wollte; saß er, bereits aufgestanden, an einem Tische, auf welchem zwei Lichter brannten, bei denen zwei große Messer lagen. Mit donnernder Stimme fuhr er sie an, nicht über die Schwelle zu treten. Sie entfernte sich augenblicklich und berichtete den Eltern diesen Schreckensvorfall. Nun erst sandte man nach einem Arzte und Wundarzte. Letzterer wußte während der Unterredung die Messer in ein Schnupftuch einzuwickeln und sie einzustecken, ohne daß es der Unglückliche bemerkte. Beide fanden seinen Zustand sehr bedenklich, und riethen den Eltern ernstlich, daß sie zu seiner Bewachung zwei rüstige Männer bestellen möchten. Aber auch dieser Rath wurde nicht befolgt, sondern da sich hernach der Kranke wieder ruhiger zeigte, und fräterhin sich sogar mit seinem Vater, der diesmal die nöthigsten Geschäfte in der Mühle verrichtete, in eine vernünftige und freundschaftliche Unterredung einließ, worin sie sich wechselseitig auf eine freundschaftliche und rührende Art zusicherten, daß sie künftig in Fried und Eintracht leben wollten. Der Vater über diese Aeußerungen kindlicher Liebe vor Freuden außer sich, lief aus der Mühle in sein nahe gelegenes Wohnhaus, um der betrübten Mutter und Tochter alles zu erzählen. Die Familie wurde völlig beruhigt, und weinte Thränen der Freude über die glückliche Veränderung, die, wie sie wähnten, mit dem Unglücklichen vorgegangen sein müsse; allein ihre Freude war von kurzer Dauer, sie wurde bald in den heftigsten Schmerz verwandelt. Denn nun war der düstere Abend herangebrochen, und schwarz wurden wieder die Bilder der Phantasie des armen Wahnsinnigen. Schon hatte er alle lebendigen Wesen aus der Mühle verscheucht, als der Vater auf diese Nachricht zwei Taglöhner voraus sandte, indessen aber selbst einige Freunde sammelte, um seinen Sohn durch ihre Hülfe gütlich oder gewaltsam zur Ruhe zu bringen. Allein diese Maßregeln kamen zu spät und waren nicht hinreichend, weil der Vater, um alles Aufsehen zu vermeiden, seinen Freunden nicht gesagt hatte, daß sein wahnsinniger Sohn mit Mordwerkzeugen bewaffnet sei. Dieser stand am Eingange der Mühle, wohin über das Wasser ein schmaler Steg führt, mit aufgehobener Axt und einem Lichte zur Seite auf dem Geländer hangend. Der Vater ging auf seinen Sohn zu, redete ihn gütlich an, und als dies nichts half, so schalt er ihn einen ungerathenen Sohn und näherte sich ihm drohend mit einem Stäbchen. Der Wahnsinnige führte einen Streich, und der Vater sank zu seinen Füßen nieder. Nun sprang er über den Erschlagenen weg, schlug einen Zweiten mit mehrern Hieben nieder, die übrigen zerstreuten sich, ein Dritter konnte sich nur durch einen Sprung in's Wasser retten. Endlich lief der Wahnsinnige auf die freie Gasse mit dem fürchterlichen Wuthgeschrei: „Mord, Rache“, gerade dem Hause seiner Eltern zu, wo er noch ein schrecklicheres Blutbad würde angerichtet haben, wenn nicht ein vorsichtiger Nachbar die Hausthüre vor seiner Ankunft verschlossen hätte. Unterwegs begegnete ihm ein Landkutscher aus dem Städtchen, auch diesen schlug er nieder. Ein Fünfter rettete sich nur dadurch, daß er auf den ersten nicht gelungenen Schlag niederstürzte, und, wie in der Fabel von den beiden Freunden, unbeweglich liegen blieb. Endlich wagte es ein heldenmüthiger Tischler Namens Bauer mit einer Laterne in der Linken, und einem Stück Latten in der Rechten dem Rasenden gerade entgegen zu gehn, indessen seine Gesellen rückwärts nachfolgten, und dieser versetzte ihm einen so derben Schlag auf den Kopf, daß er zu Boden stürzte. Sogleich fielen die andern über ihn her, entwaffneten und banden ihn, wornach er dann in sichere Verwahrung gebracht wurde.

Bemerkenswerth ist es noch, daß der Tischler ihn voll Gutherzigkeit wegen des zu starken Schlages um Verzeihung bat; unverzeihlich aber ist es, daß viele Unbesonnene dem Rasenden scharfe Strafpredigten wegen der verübten Mordthaten, und besonders wegen des Vatermordes hielten. Die Folge davon war, daß er jedesmal in die heftigsten Zuckungen verfiel, und in die gräßlichsten Aeußerungen der Wuth ausbrach, woran die Dummheit ihr unmenschliches Wohlgefallen zu haben schien.

Bedauernswürdig ist die unglückliche Familie, die jene furchtbaren Schläge des Schicksals betrafen; doch trug sie einen guten Theil der Schuld davon selbst, und der Hausvater selbst mußte den Fehler unzeitiger Scham, die größern Fehler blinder Habsucht und zweckloser Härte mit dem Verluste des Lebens büßen.

Die Hunde in Konstantinopel.

Der Hund ist nach dem Koran ein unreines Thier, weil es seinen Unrath nicht, we die Katze, verscharrt; er darf daher auch bei den Türken nicht als Hausthier gehalten werden. Ein Muselmann, der zufällig einen Hund berührte, darf keine Moschee betreten, bevor er sich und seine Kleider gereiniget hat. Die öffentlichen Plätze, Gassen und Winkel der Stadt sind der Hunde Wohnörter, wo sie, sich selbst überlassen, Jeden anbellen, der ihnen zu nahe kommt. Obschon die ungeheure Menge von Hunden keine Herren hat, so machen sich die Türken doch ein Vergnügen daraus, sie zu füttern, ja sogar zu vertheidigen. Ein Franke, der sich an einem Hunde vergreifen wollte, würde gewiß eben so grimmig verfolgt werden, als wenn er einen Türken beleidigt hätte. Ein Neapolitaner tödtete einst viele dieser Hunde durch vergiftetes Fleisch, und wurde von seinem Bedienten, einem Armenier, der ihm dabei behülflich war, verrathen. Der türkische Pöbel stürmte sein Haus und war nur mit Mühe vom Plündern abzuhalten; der Neapolitaner aber, um der Wuth der Türken zu entgehen, mußte nach Salonichi entfliehen, nachdem er vergeblich im gesandtschaftlichen Hotel seines Königs Schutz gesucht hatte.

DAS POSTHORNCHEN.

No. 23.

8. Juni 1839.

(Der Stempel wird bezahlt.)

Eine Wochenschrift
für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Dieses Blatt kann das ganze Jahr über durch alle löbl. Postämter des Kantons Aargau gegen vierteljährliche Vorausbezahlung von 7½ Batzen bezogen werden. Jeder Nummer wird beigelegt eine Nummer Alpenhorn, Volksblatt zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Tagesbegebenheiten.

Schweiz.

— In Endingen brannten am 1. Juni drei Strohhäuser ab. Vorzüglicher Erwähnung verdienen bei diesem Anlaß die dortigen Juden, die trotz ihres Sabbaths mit rühmlichem Eifer Hülfe leisteten.

— In Unterſiggingen besuchte ein junger Bursche aus dem obern Siggenthal letzten Sonntag Nachts seine Geliebte, welche einiges Vermögen besaß, das dem Liebhaber Neider erweckte. Bei seinem Erscheinen befand sich ein Dutzend anderer Bursche in der Stube, die bald nachher das Licht auslöschten und über ihn her fielen. Zur Nothwehr zog er ein Messer hervor und stieß die Klinge einem seiner Gegner in den Unterleib, was der Schlägerei ein Ende machte.

— Bern. Der Bau der Nydeckbrücke über die Aare wird ernstlich betrieben; dieselbe soll einen einzigen Bogen ausmachen. — In Pruntrut bereiten sich ernste Ereignisse vor. Bereits sollen Priester und radikale Beamte sich die Hand zum Bunde gegen das deutsche Bern gereicht haben. Bald kommt es in unserm Lande so weit, daß jedes Dorf sich selbstherrlich allein regiert, und jedes für sich mit dem andern freundschaftliche Verbindungen schließt oder gegen dasselbe feindliche Vorkehrungen (z. B. Grenzsperren, Geldverrufungen ꝛc.) trifft.

— Freitags den 31. Mai kam der Stallknecht vom Gasthaus zum Löwen in Solothurn in aller Früh auf dem Estrich einer Brandanlegung auf die Spur. In der Nähe des Schornsteins war ein Haufe Holz und Späne absichtlich zusammengetragen und angezündet worden; das Feuer hatte schon auf den Boden eingefressen und einige Minuten später wäre man ihm nicht mehr Meister geworden. Der Verdacht fiel auf einen bereits wieder fortgegangenen Uebernächter, bei welchem es im Kopfe nicht ganz richtig ist, obwohl er seit 20 Jahren keiner Fliege wehe gethan. Er wurde eingebracht, da er aber nichts eingestand, bald wieder auf freien Fuß gesetzt. Samstags den 1. Juni etwas nach 10 Uhr Abends rannten zwei fremde Handwerksgesellen in diesem Gasthaus „Feurio“ rufend die Treppe hinab. Die bereits auf's Dach vor ihrem Schlafzimmer herunterfallenden Feuerfunken hatten den kurz vorher zur Ruhe Gegangenen solchen Schrecken in den Leib gejagt, daß sie im bloßen Hemde den Hut über sich schlugen, das Felleisen auf den Rücken, den Stock in die Hand nahmen, und so die Flucht auf die Straße ergriffen. In der Wirthsstube unten im Hause saßen noch einige Herren beim Wein, die das Herz auf dem rechten Flecke hatten. Sie eilten mit dem Sohn des Hauses dem Estrich zu, sprengten die aus Vorsicht verschlossene Thür, wo mannshohe Flammen aus einem Haufen Späne ihnen entgegenloderten, und bereits die Latten und Schindeln bis oben in die First ergriffen hatten. Es gelang ihnen, das Feuer mit Sand, Laden und Fallen zu ersticken. Unterdessen hatte sich die ganze Bevölkerung der Stadt um das Haus so zusammengedrängt, daß, wäre die Flamme zum wirklichen Ausbruch gekommen, ein geregeltes Löschmanöver unmöglich, die vielen „Helfer in der Noth“ einander hinderlich gewesen wären und erdrückt hätten. Zudem war die Brandstelle eine der gefährlichsten in der Stadt, wo zwei Gassen durch die Dachstühle zusammenstoßen, und das Wasser durch Saugspritzen und Schläuche hätte aus der Aar auf die Häuser geleitet werden müssen. Aber noch nie hat man den Versuch gemacht, wie man das Wasser aus der Aar schöpfen und wie weit man es verwenden könnte; das wird wohl erst in der Stunde geschehen, wo Jeder befehlen und Keiner arbeiten will.

— Ein junger Schuhmacher, der erst kürzlich aus der Fremde zurückkehrte und sich bald viele Kunden erworben hatte, wurde in Breitenbach bei einem Handwerksstreit todtgestochen. Was hat doch der Brodneid vom Taglöhner an bis zum Philosophen hinauf nicht schon für Opfer verschlungen? Der Eine wird verketzert wegen geläuterten religiösen Begriffen, ein Anderer eingesperrt oder verbannt wegen freieren politischen Ansichten, ein Dritter wird gar erstochen, weil er bessere Schuh macht.

— In N. 128 der Baseler Zeitung liest man: „Der bisherige Redaktor dieses Blattes hat die Ehre, dem Publicum anzuzeigen, daß er mit Ende dieses Monats die Redaktion abgibt, weil er wahrgenommen hat, daß zwischen seinen politischen Ansichten und denen des hiesigen Publikums eine zu große Differenz obwaltet, als daß er auch nur von ferne hoffen dürfte, die Baseler je befriedigen zu können.“ Demnach scheint es eine Ehre, nicht Redakteur dieses Blattes zu sein.

— Das sonst Mittwoch Abends erscheinende basellandschaftliche Volksblatt war letzte Woche Freitag Abends noch nicht zu haben, weil der Herausgeber und Redakteur ob dem Lohn mit dem Setzer in unangenehme Berührung gerathen war (was auf Baselbieter Deutsch so viel bedeutet, als „sie hai enandre g'chläpfet.“

— Bei dem Arlesheimer Bezirksgericht kam letzten Dienstag ein seltener Fall vor, welchen man gewiß seit Vater Abrahams Zeiten nicht mehr erlebt hat. Ein Ehemann war nämlich von einem andern beschuldigt worden, er habe des Letztern Magd geküßt, was dann den Erstern mit seiner Ehefrau, welche es erfuhr, in unangenehme Verwicklung brachte. Die darüber vor Gericht befragte Magd erklärte, keinen Schmutz empfangen zu haben, und der Beschuldiger wurde zu 4 Fr. Strafe nebst den Kosten verfällt.

— Letzte Woche litten mehrere Ortschaften des Kantons Thurgau, namentlich Ueßlingen, Wart, die Karthause Ittingen, Herdern und andere, sehr stark von einem Gewitter mit Hagelschlag. Die Rebberge stehen todt da, und an manchen Orten mußte die Saat abgeschnitten werden; auch Bäume wurden durch heftige Windstöße entwurzelt.

— Der Wächter schreibt: „Die Konventualen im Kloster Kreuzlingen beklagen sich bitter über die rohe Härte des Prälaten und des Dekans; sie sagen, die beiden würdigen Herren vertreiben sich den Gram über die schwindende Herrlichkeit theils durch Trunk und Spiel, theils durch eine anmaßende Behandlung der Untergebenen, auf deren Schultern man zu den längst ersehnten Ehrenstellen emporgestiegen sei. Wenn nur die Hälfte der Klagen begründet ist, so genügt es, um das Leben im heiligen Zwinger jedem Bessergesinnten unerträglich zu machen. Wirklich versichert man, daß von den 11 Konventualen sogleich 5 oder 6 das Kloster verlassen würden, wenn der gr. Rath ihnen eine ehrenvolle Pension gäbe. Einige derselben sind brauchbare Männer und könnten der menschlichen Gesellschaft noch nützen, während einige jüngere sich auf der Universität zu tüchtigen Geistlichen ausbilden könnten.

Ausland.

— Die Spitzbuben in Berlin begnügen sich jetzt nicht mehr mit Einbrüchen in Privathäuser; sie greifen nun auch Kunstkabinete an, und haben am 25. Mai vermittelst Nachschlüsseln aus dem im Universitätsgebäude befindlichen Mineralienkabinete eine Menge seltener Exemplare, darunter mehrere von gediegenem Golde und Platina, im Werthe von 10,000 Thalern entwendet. Man zweifelt nicht, die Thäter zu entdecken, wenn sie nicht etwa selbst Kunstfreunde sind und ihren Raub schon in Sicherheit gebracht haben.

— Daß auch der Verstand der Thiere und dessen Ausbildung unsere volle Aufmerksamkeit verdienen, daß solche wirklich zu mehr berufen scheinen, als man denselben bisher irrig zugetraut hat, davon bietet sich ein ganz neues, glänzendes Schauspiel dar. — In Sinsheim hat der Kater des Bäckers Tauth schon zum zweiten Mal (dies Mal 11 Stück) junge Hühner) ausgebrütet, die er mit unermüdlicher Vaterpflege hütet und schützt, und wenn eins nach dem natürlichen Beweglichkeitstrieb aus dem Neste hüpft, mit großer Schonung wieder zu dem warmen Sitze zurückträgt. Groß und klein wallfahrtet nach dem Hause des Bäckers, um die extraordinäre Papaschaft anzustaunen.

— Am 18. Mai schlug ein gewöhnliches Donauschiff, auf welchem sich 67 Kinder von ihren Angehörigen begleitet zu der alljährlichen Firmung begeben wollten, bei einem heftigen Sturme in der Nähe des Schlosses Greifenstein um, wobei die meisten dieser Unglücklichen den Tod fanden, obgleich von allen Seiten Boote zu ihrem Beistand herbeieilten.

— Der junge Großfürst Thronfolger von Rußland soll sich unbedingt aus eigener Herzensneigung, zur großen Freude des kaiserlichen Hauses, für die Prinzessin Marie von Hessen-Darmstadt, einzige Tochter des Großherzogs, entschieden haben.

— Aus verschiedenen Gegenden Frankreichs vernimmt man seit einiger Zeit die traurigsten Berichte über die von Hagelschlägen veranlaßten Verheerungen. Bereits in vielen Bezirken sind die Aussichten auf die Ernte sehr trüb, besonders ist der östliche Theil des Kantons Champagny ganz verwüstet. Der Schaden, den eine einzige Gemeinde erlitten hat, ist so bedeutend (man schätzt ihn auf 80,000 Fr.), daß man nur mit äußerster Besorgniß an die Gesammtkosten denken kann.

— Zu Bourganeuf, wohin sich Hr. Emil von Girardin zur abermaligen Wahl begeben, waren in Folge der Wahl so bedeutende Unruhen ausgebrochen, daß man 200 Mann Reiterei von der Besatzung zu Limoges dorthin senden mußte.

— Die in Rom stattfindende Heiligsprechung beschäftigt in diesem Augenblick die Gemüther so außerordentlich, daß man keine Zeit findet, an Preußen und seine Bischöfe zu denken. Ueber hundert Cardinäle, Erzbischöfe und Bischöfe und eine unzählige Menge Fremder aller Nationen sind dazu eingetroffen, die viel Leben, Geld und Erwerb verbreiten. Aber auch der Staat muß dazu eine enorme Summe opfern. In der Peterskirche brennen auf goldenen und silbernen Arm- und Kronleuchtern über 15,000 große Wachskerzen. Es muß doch wohl für das zeitliche und ewige Wohl der Christenheit heilsam sein, da man zu solchen Schauspielerstücken so große Aufopferungen macht. Während Bern zur Feier einer heldenmüthigen Freiheitsschlacht seiner Ahnen nichts zu wagen vermag, bieten die römischen Priester aller Pracht auf zur Vergöttlichung irgend eines heuchlerischen Wichts. Wenn Rom dazu die Macht nicht hätte, gäbe es am Ende in der Welt gar nichts Heiliges mehr.

— Als die päpstlichen Schweizertruppen nach dreitägigen Uebungen auf dem Lande wieder in Bologna einzogen, wurden sie von der Volksmenge mit Steinwürfen begrüßt und ausgepfiffen. Es wurden Haussuchungen veranstaltet, aber ohne Erfolg. In der Mark Ankona sollen ebenfalls Unruhen ausgebrochen sein. — Auf Sizilien sieht es wieder sehr betrübend aus; allerlei Auftritte beunruhigen Städte und Dörfer, und Räuberhorden machen alle Straßen unsicher.

— Admiral Larezew, Oberkommandant der russischen Flotte im schwarzen Meere, hat mit einem Geschwader von 5 Linienschiffen,

3 Fregatten, 3 Korvetten, 1 Brigg und 2 Dampfschiffen seine Richtung nach den Dardanellen genommen, wo er sich mit dem Geschwader des Vizeadmirals Umanets vereinigen wird. Die russischen Landtruppen haben ebenfalls eine Bewegung nach der türkischen Grenze ausgeführt. Das Armeekorps des Generals Lieders, aus 50,000 Mann, 20,000 Pferden und 156 Kanonen bestehend, hat die Linie an der Donau und dem Pruth besetzt. Der General Rüdiger marschirt mit 36,000 Mann, 8000 Pferden und 108 Kanonen nach der moldauischen Grenze; und General Osten-Sacken soll mit 42,000 Mann, 20,000 Pferden und 126 Kanonen die Reservearmee bilden.

— In Sibirien ist in Folge des langen und strengen Winters und des Grasmißwachses im vorigen Jahr, nun ein solcher Futtermangel eingetreten, daß allein im Kreise Nertschink bis Ende März 6282 Pferde, 7406 Stück Rindvieh, 12,365 Schafe u. s. w. gefallen waren. Nicht besser sieht es in den übrigen Kreisen des Gouvernements Jakutsk aus.

— Nach mehrern neuen Fällen von Wasserscheu ist die Vertilgung der Hundeheerden in den Straßen Konstantinopels dringend nothwendig. Um den Propheten und seine blinden Eiferer in diesen Thieren nicht zu kränken, wird man ihre Verminderung heimlich vornehmen und die Einwendung, daß sie um das Aas in den Straßen zu verzehren unentbehrlich seien, durch minder gefährliche Mittel zu diesem Zwecke entkräften. — In der Nähe der Sophienmoschee drohte kürzlich wieder ein großer Brand, und nur der rühmlichen Thätigkeit der betreffenden Behörden hat man es zu verdanken, daß sich die Wuth der Flammen auf die Zerstörung zweier Häuser beschränkte.

— Ein fanatischer Scheik hat neulich in Kairo von einem Minaret herab zwei griechische Priester erschossen. Ergriffen und vor den Pascha geführt betheuerte er, der Prophet habe ihn im Traum heimgesucht und ihm befohlen, 200 Ungläubige zu tödten, um Sündenablaß und das Paradies zu erlangen. Mehemed Ali entgegnete ihm entrüstet: Und mir hat der Prophet befohlen, dich noch früher und mit einem Strick um den Hals in's Paradies zu schicken. Tags darauf wurde das Todesurtheil vollzogen.

— Die Presse gewinnt sich täglich neue Wohnsitze, selbst auf den entlegenen Eilanden des stillen Meeres. Die Sandwich-Inseln besitzen jetzt ihre regelmäßige Zeitung, die allen Erfordernissen einer civilisirten Gesellschaft entspricht. Sie heißt „The Sandwichs Islend Gazette," und erscheint zu Honolula auf Oahu. Nicht ohne Verwunderung liest man in diesem Journal der Gegenfüßler, wie "Jenkins und Stuppledeen, Schneidermeister, am King's Palace wohnhaft," den fashionablen Schnitt ihrer Kleider Kunden anempfehlen, von denen man noch vor kurzer Zeit nicht glaubte, daß sie je Röcke und Beinkleider tragen würden. An einer andern Stelle bietet ein Auctionär Landgüter, Vieh, Hausrath u. s. w. einem „respectablen Publicum" zum Kauf an, und die Nachfrage um "Buchbinder" beweist, daß die Literatur nicht auf das Zeitungsblatt beschränkt ist.

— Jeder österreichische Soldat, der an seine Eltern, oder an einen Kameraden ꝛc. schreiben will, muß, bevor er den Brief auf die Post gibt, ihn erst vom Feldwebel lesen lassen. Tadelt er auch über den geringsten seiner Obern das mindeste, oder wagt es gar, über sein Schicksal zu klagen, erhält er als künftige Verhaltungsregel Fünfundzwanzig auf diejenige Stelle, auf welcher der Kaiser so gern ruhig sitzt. Die nämliche Ehre widerfährt ihm, wenn er den Brief nicht vorgewiesen.

Allmächtiger Haselstock! Auch dich hat Gott geschaffen; und wenn auch die Schöpfungsgeschichte der Bibel dich übergeht, so hat doch der menschliche Scharfsinn bewiesen, daß du nicht bloß in die Welt tratst, um mit deinen Rüssen die Eichhörnchen füttern zu können. Ein viel edlerer Zweck bringt dich mit dem ersten Wesen der Schöpfung zusammen; und wenn dich gleich die Natur unter den edleren Pflanzen in den Hintergrund stellte, so wollte sie, scheint's mir, bloß damit sagen, daß du für den Hintern-Grund geschaffen bist. Dem Boden deiner Geburt entzogen, verlierst du nur die leichte Schale, um die Biegsamkeit deines schlanken Leibes zu befördern, damit du die Weltordnung im Gleichgewicht erhalten mögest. Und so deutlich und klar leuchten deine trefflichen Eigenschaften, daß sie sogar der gemeine Soldat selbst mit demjenigen Gesichte erkennt, das keine Augen hat! Fünfundzwanzigfaches Gefühl erregend, bildest du den tapfern Krieger für die deutsche Brief-Literatur aus, und lehrst ihn, die Macht seiner Obern sogar von hinten zu erkennen. Findet auch die Philosophie das unrecht — was kümmert dich Philosophie? Du gehst in gerader Linie deinem Ziele zu, und dein Ziel ist — der menschliche Ruhesitz! Käm' auch ein Weiser, und nennte dich einen Päderasten (Knabenschänder), du würdest ihn Lügen strafen: denn nicht nach Knaben, nach Männern geht deine Richtung. Also fahre nur fort in deinem Bestreben, den Menschen von hinten zu erleuchten; und brichst du auch bei deiner Arbeit zusammen: deine Nachkommen werden dir in die Fußtapfen treten, und unter Leitung ihres gewandten Meisters, des Profosen, statt deiner das vorgesteckte Ziel erreichen.

Die Preßfreiheit im Schweizerlande.

Große Männer, wie z. B. der alte Fritz u. dgl., haben sich von jeher wenig um grundloses Gerede bekümmert, wenn durch Verläumdung das: „Kreuziget sie!" über sie ausgerufen wurde. Kleine Männer auf hohen Piedestalen zittern, wenn nur ein rauhes Lüftchen sie anweht, kommt ein Windstoß, kriegen sie Krämpfe, braust vollends ein Sturm daher, fallen sie in Ohnmacht, während der Weise ruhig dazu lächelt, wohl entweicht, niemals aber stürzt. — Der kleine Mann, erwacht aus seinem Zufall, sinnt Tag und Nacht auf Rache und gleiches Interesse verbündet ihn andere kleine Männer. — Diese haben miteinander die „Amtsehre" erfunden, ein Mixtum compositum von Amt und Ehre, in dem also gar nichts Menschliches steckt. — Dieses unmenschliche Machwerk sollte die kleinen Männer zu großen Männern machen und den Leuten ein Pechpflaster über's Maul legen, daß sie es den kleinen Männern nicht ausbringen, daß sie kleine Männer sind (Preßgesetz, Zeitungskaution, Zeitungsstempel vulgo Gedankenzoll); — bis sie sagen, die kleinen Männer seien große Männer. — Geben nun die Leute mit diesem Pechpflaster über's Maul durch gewisse Zeichen, wie Bücklinge, Kratzfüße, Ohrenspitzen u. dgl. zu verstehen, daß sie sagen wollen, die kleinen Männer seien große Männer, dann lüftet man zuweilen versuchsweise das Maulpflaster ein klein wenig an einer

Ecke. — So wie aber ein mißbeliebiger Laut herauspfeift und nicht ein ebenbürtiger Staatslaut hervorströmt, wups, sitzt das Pechpflaster wieder fest — das heißt man Preßprozeß; — oder die landesväterliche Justiz wirft noch ein neues über das alte — das nennt man Rückfall. — Das Ganze führt den officiellen Titel: Preßfreiheit in der schweizerischen Eidgenossenschaft, und ist wie die Volkssouveränität und die Glaubensfreiheit in gewissen Kantonsverfassungen feierlichst garantirt.

Bundeszeitung.

— Wir entnehmen aus einer von Hrn. Lehrer Schneider in Altstätten herausgegebenen Belehrung des Landmannes über die schädlichen Raupen unserer Gegend folgende Stellen, die wir unsern Bauern sehr zur Beachtung empfehlen möchten:

„Man theilt die Schmetterlinge nach der Zeit, wo sie am lebhaftesten sind, in Tagvögel, Dämmerungsvögel und Nachtvögel (Phalänen.)

„Zu den Tagvögeln gehört der den Obstbäumen so schädliche Baumweißling. Die Raupen dieses Schmetterlings sind haarig, von schwarzer, grauer und röthlicher Farbe, kriechen schon im August aus ihren Eiern hervor, fressen die Häute der Baumblätter und machen sie gleichsam zu einem Skelett, im Herbst ziehen sie sich in ein gemeinschaftliches Nest in zusammengerollte Blätter, das sie sich mit einem weißen Faden an die Zweige der Bäume zu befestigen wissen, damit dieselben nicht abfallen können.

„Im März kriechen sie bei warmem Sonnenschein aus und fressen die jungen Knospen der Bäume ab. Gegen Ende Mai verpuppen sie sich, machen sich ein, in gelb und schwarz gesprenkelte Häuschen, die sie am Hintertheile an einen schattigen Ort, an Zäunen und Wänden aufhängen. Um Johanni herum kommt aus der Puppe ein Schmetterling — Baumweißling genannt. Seine Flügel sind weiß mit schwarzen Adern durchzogen; man sieht ihn sehr häufig je zwei — Männchen und Weibchen — beisammen an Landstraßen, Bächen, in Gärten und Wiesen.

„Im letzten Sommer 1838 hatte es eine große Menge solcher Schmetterlinge, die dann auch ihre Brut in ungeheurer Menge an die Baumblätter ansetzten. Eine große Wohlthat war es, daß hin und wieder Gemeinderäthe die Anordnung trafen, daß die Raupennester abgelesen und vernichtet werden mußten. Wo dieses geschah, zeigte sich die beste Wirkung, indem die Bäume diesen Frühling gegen den Fraß dieser Art Raupen gesichert waren. Da der Baumweißling sehr leicht zu fangen ist, wäre es rathsam, auf seine Vernichtung bedacht zu sein, ehe er seine Eier wieder gelegt hat. Dazu können die Schulen viel beitragen. Die Lehrer machen ihre Schüler mit der Geschichte des Schmetterlings bekannt; sie werden mit Freuden auf die Sommervögel Jagd machen. Die Lehrer bemerken bei diesem Anlaß aber auch, wie sehr den Meisen, Spiegelmeisen, Blaumeisen, Köllerli :c. zu schonen ist, und wie ihre Nester nicht ausgenommen werden sollen, da diese Vögel im Winter und Frühling viele Räupchen verzehren.

„Zu den Nachtvögeln oder Phalänen (Spinnern) gehört die ebenfalls sehr schädliche Ringelraupe.

„Diese ist ausgewachsen hellblau mit einem weißen Streif auf dem Rücken und drei feuerfarbene Linien an jeder Seite.

„Diese Art Raupen findet sich jetzt (Mitte Mai) kaum halb ausgewachsen in ungeheurer Menge zwischen Gabeläsen auf den Apfelbäumen, und an Birnbäumen gewöhnlich in großen Klumpen zwischen den Blättern. Seit 14 Tagen haben sie angefangen auszukriechen aus hornartigen Eiern, welche letzten August vom weiblichen Schmetterling um die dünnen Zweige der Obstbäume in Gestalt eines Ringes gelegt und fest aneinander gekittet wurden. Solche Ringe finden sich an den Zweigen jedes Baumes, auf welchem die Raupen sich zeigen. Ein Gespinnst auf den Gabeläsen verräth ihr Vorhandensein. Man sehe nach und man wird die Raupen in einiger Entfernung davon in großer Menge beisammen finden. Diese werden noch zwei bis drei Wochen lang großen Schaden anrichten. Dann puppen sie sich an Baumblätter in ein gelbliches, dem Seidenkokon ähnliches Gewebe ein, deren es vor einem Jahr eine große Menge hatte. Gegen Ende Heumonats kommt aus der Puppe ein kleiner braungelber Schmetterling, der auf den beiden Oberflügeln einen dunkelbraunen Querstrich hat. Dieser fliegt nur bei der Nacht. Es ist dringende Nothwendigkeit, die Raupen dieses Schmetterlings jetzt sorgfältig aufzusuchen und zu vernichten, wenn nicht viele Bäume gänzlich abgefressen, ihrer Schönheit und ihres Nutzens beraubt werden sollen und die Plage nicht auf das nächste Jahr übergehen soll. Die Vertilgung derselben ist zwar mühsam; aber die Erhaltung der Bäume ist doch wohl hinreichende Entschädigung dafür. Das sicherste und kürzeste Mittel ist, sie mit der Hand durch einen nassen Lumpen am Aste selbst zu erdrücken, oder, wo man nicht dazu kann, sie mit einem von nassen Lumpen umwundenen Stängelchen zu zerreiben; die großen Klumpen an den Birnbäumen müssen mit der Raupenscheere abgeschnitten und auf dem Boden zertreten werden. Was nicht getödtet wird, kehrt sogleich wieder auf den Baum zurück.

„Im Spätsommer zeigt sich vorzüglich auf Zwetschen- und Pflaumenbäumen und auf dem Schlehenstrauch eine Menge kleiner dunkelbrauner Räupchen, die ebenfalls die Blätter ganz abfressen, zuletzt in einem großen Gespinnst auf den Bäumen sich in kleine farbige, eiförmige Püppchen neben einander einspinnen und im Herbstmonat als kleine, weiße Schmetterlinge, die auch nur bei Nacht fliegen, herauskommen. Diese Art von Raupen heißt Wickelraupe oder Blattwickler, deren es mehrere Arten giebt und an deren Zerstörung man ebenfalls denken sollte.“

Möchte der Landmann durch diese Zeilen belehrt und ermuntert werden, doch keine Mühe zu scheuen, den Feinden seiner schönen Obstbäume zuzusetzen und sie möglichst zu vertilgen.]

Anzeigen.

Beim Verleger dieses Blattes ist erschienen und für 2 Batzen (dutzendweise à 6 Kreutzer) zu haben:

Rettung für Rettung, eine wahre Geschichte aus der nächsten Umgebung und der jüngstverflossenen Tage.

Diese äußerst anziehende und unterhaltende Erzählung wird gewiß Niemand unbefriedigt aus der Hand legen.

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau.

No. 24. 15. Juni 1839.

Das Alpenhorn,

ein Volksblatt

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Zweiter Jahrgang.

Ein Gotteshaus, sagst du, sei jeder Tempel? — Nein,
Wo Gottes Geist nicht wohnt, kann's nur ein Beinhaus sein!

Der Frühling in der Schweiz.

Unter blüthenreichen Aesten
Schwindet selbst des Lebens Harm,
Und, gekost von jungen Westen,
Wird das Herz von Liebe warm;
Pulset höher, wenn am Busen
Eine junge Rose schwebt —
Und der hohe Geist der Musen
Blüthen in das Leben webt.

Durch das Grün der Blätterlaube
Dringt der milde Sonnenschein,
Girrend stimmt die junge Taube
In das Lied der Lerche ein,
Und das Bächlein fließt so helle,
Schlängelt durch die Blumenau;
Blüthen treibt die sanfte Welle —
Und sie tränkt des Himmels Thau.

Auf dem See, dem azurblauen,
Schwebt das Schifflein leicht und schnell,
Und in seinen Spiegel schauen
Alpenfirnen silberhell.
Auch die reinen Hügel baden
Lieblich sich in seiner Fluth.
Auf des Lenzes bunten Pfaden
Weht ein frischer Lebensmuth.

Das entzückte Auge blenden
Wasserfälle, reich an Zahl,
Von besonnten Felsenwänden
Gleiten sie ins stille Thal.
Reiche Echo tönen wieder,
Wenn das Alpenhorn erklingt,
Und der Senne frohe Lieder,
Reine Alpenreigen singt.

Auf den Weiden ziehen Heerden,
Glöcklein läutend, her und hin —
Ja man sieht aus den Gebehrden
Selbst der Thiere Frohgewinn.
Alles lebt im nahen Haine,
Alles regt sich, singt und girrt;
Und, an seines Randes Raine
Mancher bunte Falter schwirrt.

Sieh die Dörfer, hingepflanzet
In das schöne Alpenthal,
Wo die Jugend hüpft und tanzet,
Froher als am Fürstenball.
Sieh den Landmann auf dem Felde,
Wie er so geschäftig ist,
Nie (bethört vom schnöden Gelde)
Sich im Sinnenrausch vergißt.

Sieh, was steht dort hingezogen
An dem blauen Himmelszelt?
O, ein bunter Regenbogen
Wölkt sich hoch ob unser'er Welt!
Reines Wasser trinkt die Sonne,
Zieht und schlürft es strahlend ein.
O, der Freude, o, der Wonne!
Wie muß es im Himmel sein?!

(Volksbote.)

Das Cervarofest in Rom.

Dieses Fest wurde vor 25 Jahren von deutschen Künstlern gestiftet, und wird seither alljährlich am 1. Mai, oder, wenn das Wetter hinderlich wäre, am nächstfolgenden schönen Tage begangen. Den Deutschen hatten sich Künstler aller Nationen, Engländer, Franzosen, Polen, Russen, und den Künstlern andere Fremde in Menge angeschlossen. Die Anzahl derer, welche sich unterzeichnet hatten, belief sich auf 140 und einige Personen. Die Franzosen waren besonders zahlreich, obgleich die Zöglinge der Akademie durch die Feierlichkeit in S. Luigi verhindert waren, Antheil zu nehmen. Auch der Veteran Hr. Reinhart fand sich ein, der bei diesem Feste vielleicht niemals gefehlt hat. Die Theilnehmer begaben sich früh Morgens durch die

Porta Maggiore hinaus, zu Wagen, zu Pferde, zu Esel oder zu Fuß in buntem Gewirre. Der Sammelort war herkömmlichermaßen der sogenannte Torre de' Schiavi, eine Gruppe schöner Ruinen, aus deren Mitte die hohe Nische eines Tempels sich majestätisch erhebt. Hier entwickelten sich allmählich die als gemeinsame Veranstaltung getroffenen Einrichtungen und das abenteuerliche Spiel der zierlichen oder tollen Trachten, wie Geschmack, Laune, Uebermuth sie dem Einzelnen eingegeben hatten. Die zu Gendarmen bestellten Mitglieder der Gesellschaft thaten ihre lächerlichen Uniformen an und begannen ihr Amt auszuüben, die Kellnerei führte ein Weinfäßchen herauf und fing an zu zapfen, die Reiter tummelten ihre Gaule, die Abtheilungen der größeren Masse, Cohorten genannt, ordneten sich, und farbige Federn als Abzeichen wurden zum Aufstecken auf die Hüte unter sie ausgetheilt. Der Präsident der bekannten Vereinigung deutscher Künstler zum Ponte Molle, der auch Präsident dieses Festes ist, langte in seinem Wagen an, kutschirt vom Hauptmann der Gendarmen, begleitet von seinen Bannerträger und zwei Trabanten mit Hellebarden. Die Cavallerie, ihren General, der die glänzende französische Uniform des 17ten Jahrhunderts trug, und dessen modern nach Art der Chevauxlegers costumirten Adjutanten, an der Spitze, sprengte dem Präsidenten eine Stunde weit entgegen. Diesem voran ritt ein Trompeter in glänzender Tatarentracht. Er selbst trug einen Scepter und einen goldbefranzten rothseidenen Mantel. Unter den Cohortenführern zeichnete sich der von der weißen Farbe aus, indem er die Kleidung der Beduinen gewählt hatte. Jede Cohorte hatte ihre eigene Fahne. Das Signum der Küche und Kellnerei war aus Korbflaschen, Broden und vergoldeten Würsten geschickt zusammen gesetzt. Viele Thyrsusstäbe, vergoldete Pinienäpfel auf Rohren figurirten bei dieser Abtheilung. Unter dem Personale machte sich der Salatinspektor durch seinen Helm von Artischocken und die Epauletten von Kohlblättern bemerklich. Der Zug setzte sich in guter Bewegung mit Trommel- und Trompetenschall in Marsch, die Pferde voran, sodann die Compagnie der Esel und zuletzt die Infanterie. Am Wege hielten hier und dort auf den hohen Tuffelnen Reiter und Reiterinnen, um den Zug zu sehen. Anderwärts hatte sich Landvolk gelagert, welches sich sichtlich an dem Prunk erlustigte; allzu fremdartig kann derselbe ihnen nicht erscheinen, da sie der Fahnen, der Carnevalstollheiten gewohnt sind, und auch dieses Fest, in ihrer Vorstellung etwa ein Carneval der Forestieri, als ein jährlich wiederkehrendes schon kennen. Der eigentliche Schauplatz des Festes ist bei Cervaro, sieben Miglien (etwa 1½ deutsche Meilen) von Rom, eine am Ufer des Anio gelegene Gruppe von Tuffelsen, in denen geräumige und kühle Grotten ausgehauen sind. Die Speisetafel und die Sitzbänke wurden aus rohen Tuffstücken gebildet und mit Gras und Rohrpflanzen belegt. Beim Mahle ging es sehr patriarchalisch her. Das ganze Geräth bestand in Teller und Becher, der Luxus von Messern und Gabeln war verbannt. Hinter den Reihen der Sitzenden wurden die Speisen in gewaltigen Körben und Säcken massenweise umher getragen, und Jeder langte nach Belieben zu; der Wein ging in riesenbäuchigen irdenen Krügen und zinnernen Kannen herum. Einige römische Familien, Befreundete des einen oder des andern Theilnehmenden, hatten sich zum Zuschauen eingefunden und durften wirklich bis zu Ende bleiben, da die Schranke des Schicklichen vielleicht hart genug gestreift, aber doch nicht übersprungen wurde. Zu den Belustigungen des Tages gehörte ein Orakel der Sibylle in einer der dunklern Grotten. Die ergötzlichen deutschen Verse, in welchen die Sibylle über das Treiben der Künstler in Rom ihre Sprüche zu Schimpf und Ernst vernehmen ließ, wurden durch den Chef der Gendarmen, welcher den Dollmetscher zu machen pflegt, zum Besten der französischen und italienischen Theilnehmer übersetzt, mit solcher Mißhandlung beider Sprachen, daß das Gelächter unauslöschlich schien. Vierstimmiger Gesang, Tanz, Ordensvertheilungen, Wettrennen zu Pferd und Esel, Scheibenwerfen, wobei ein Correspondent der Allg. Zeitung, über dessen Kunstartikel aus Rom die hiesigen Künstler so erzürnt waren, als Zielscheibe diente, machten den Beschluß. Eine Menge römischer Familien, die sich Nachmittags allmählich eingefunden hatten, bildeten Abends bei der Heimkehr einen langen Wagenzug. Beim Torre de' Schiavi wurde noch einmal gerastet und jedem Durstigen noch ein Trunk zugetheilt. Das Wetter war überaus günstig, und die Sonne ging in aller Schönheit unter. Die Zufriedenheit der Theilnehmenden und Zuschauer mit dem wohlvollbrachten Tage gab sich noch in frohem Gesang und lautem Gelächter die ganze schöne Via Pränestina entlang zu erkennen. Eine solche Vereinigung der verschiedenen Nationen, wie sie vielleicht nur in Rom auf diese Weise möglich ist, zu einer in ihrem ganzen Charakter so römisch gearteten Lustbarkeit, gab dem Fest einen großen und eigenthümlichen Reiz.

Manuel.

Manuel war der Sohn eines Töpfers zu Montargis. Er hatte eine gute Schulerziehung genossen und verschaffte sich die Bekanntschaft einiger Gelehrten, welche ihn wegen der Talente, die sie bei ihm entdeckten, einem reichen Banquier zu Paris, Namens Tourion, als Hofmeister seiner Söhne empfahlen. Als dieser ihn nicht mehr gebrauchte, setzte er ihm großmüthig ein Jahrgehalt von 1000 Livres aus. Um sein geringes Einkommen zu vermehren, nahm er eine Unterstelle bei der Polizei zu Paris an. Vielleicht aus Eifersucht, weil er höhere Posten in schlechten Händen sah; vielleicht überhaupt aus natürlichem Abscheu vor Unterdrückung schrieb er noch im Dienste der Regierung — gegen ihre Mißbräuche. — Eine fliegende Schrift, die er unter dem Titel: „Schreiben eines Officiers von der Leibgarde“ 1786 bekannt machte, zog zuerst die Aufmerksamkeit und die Ahndung der Regierung auf ihn. Bei dieser Gelegenheit verursachte Manuel einer Dame, die ihm zum Vertrieb seiner Epistel behülflich gewesen war, viele Unannehmlichkeiten und ihm selbst ward die Ehre der Bastille zu Theil; so sagte er wenigstens, während andere Leute, die ihm vielleicht nicht wohl wollten, behaupteten, er hätte mit dem Bicetre, einem weit gemeinern Gefängnisse, vorlieb nehmen müssen. Sein Arrest dauerte indessen nur 4 Monate.

Dieser unangenehme Vorfall zog den Verlust seiner Polizeistelle nach sich und Manuel sah sich genöthigt, einen Erwerbszweig einzuschlagen, der vielleicht nur in Paris seinen Mann nähren kann. Er machte nämlich Jagd auf alle neue Pamphlets, welche nicht öffentlich verkauft werden durften. Mit diesen in der Tasche ging er bei seinen Bekannten die Runde und ward dafür mit einer oder einigen Mahlzeiten oder nach Umständen mit noch mehrerem belohnt, je kühner die verbotene Schrift war. Antheil an periodischen Blättern, Kompilationen und Auszüge für Buchhändler und einige eigne Arbeit mußten ihm jetzt dienen, seine geringen Einkünfte zu vergrößern u

setzten ihn in den Stand, auf einem ganz anständigen Fuße zu leben. Sein erstes und vielleicht bestes Werk von einigem Umfange ist sein „historischer Versuch über das Leben des h. Ludwigs.“ Seine meisten übrigen Schriften sind durch eine Menge Wortspiele, Witzeleien, Grillen und mythologische Anspielungen entstellt.

Als es in Frankreich Mode wurde, jeden herabzusetzen, der an der ersten Revolution Theil hatte, ward die Behauptung allgemein: daß Manuel die Mordscenen im September habe mit anlegen helfen. Er war bekanntlich damals gerade Procurator der Gemeinde von Paris. Seine Abtretung aus dem Convente, als er ihn entschlossen sahe, den König zum Tode zu verurtheilen, und seine heftige Sprache gegen den Konvent, waren ohne Zweifel die Ursachen seines Todes. Einige Tage vor der Verurtheilung des unglücklichen Monarchen erschien ein Schreiben von einem Exmitgliede des Konvents in der Chronique de Paris, worin auf ein minder strenges Urtheil angetragen wurde. Dieser Aufsatz ist unstreitig der beste, der je aus Manuels Feder geflossen ist. Er schien darin alle seine Kräfte gesammelt zu haben, um seinen Ausdruck bis zur Würde seines Stoffs zu erheben.

Im Revolutionsalmanach wird folgende Anekdote, die sich auf seine Theilnahme an die Ermordungen im September bezieht, mitgetheilt.

Am 30sten August 1792, vier Tage vor der Ermordung der Geistlichen, besuchte Manuel die im Karmeliterkloster der Straße Vaugirard Eingesperrten. Er stellte sich äußerst schmeichelnd und gutmüthig gegen sie. Die armen Geistlichen faßten also ein Herz, stellten ihm vor, wie beschwerlich und unbequem dieses Gefängniß für sie sei und baten ihn daher inständigst, er möchte doch alles anwenden, damit das gegebene Dekret ihrer Landesverweisung baldigst vollzogen würde. Manuel antwortete ganz trocken: er gebe ihnen sein Ehrenwort, daß binnen vier Tagen ihr Schicksal entschieden sein werde. Am Abend des ersten Septembers, dem Tage vor der Menschenwürgerei, ging Manuel in Person zu dem Speisewirth, welcher diese armen Geistlichen beköstigte, und empfahl ihm, er möchte eilen und sich seine Rechnung von ihnen bezahlen lassen, denn in 24 Stunden würde es nicht mehr Zeit sein. Vier und zwanzig Stunden darauf fing ihr Gemetzel an. Auf Manuels Versicherung, daß ihre Transportirung in kurzem geschehen sollte, hatten viele dieser Unglücklichen sich ihr Geld und ihre besten Sachen bringen lassen. Alles dieses wurde nach ihrem Tode geraubt.

Interessanter Wahnsinn.

In einem Wirthshause nicht weit von Charlestown hörte ich von einem seltsamen Menschen, den viele Reisende zu besuchen pflegten. Dieser Mann, dessen wahren Namen man nicht wußte, der aber in dem Freiheitskriege eine sehr bedeutende Rolle gespielt zu haben schien, hatte durch die Folgen einer unglücklichen Leidenschaft seine Vernunft gänzlich verloren. Er sah nicht ungern Fremde bei sich, und erzählte ihnen die Geschichte seines Unglücks oft mit eben der Ruhe und Fassung, als ob er seinen vollen Verstand gehabt hätte. Allein zu andern Zeiten sagte und that er die ausschweifendsten Dinge, ohne daß er jedoch dadurch jemanden einen Schaden zugefügt hätte.

Ein in seinem Wahnsinn immerfort mit einer edlern Leidenschaft beschäftigter Mensch war für mich ein ganz neuer Gegenstand; und schon das bestimmte mich, ihn zu besuchen. Ein junger Engländer, mit dem ich reiste, wollte mich begleiten. Wir nahmen einen Führer, und langten mit diesem nach einem zweistündigen Wege einige Minuten vor Sonnenuntergang an dem bestimmten Orte an. Wir erfuhren hier von einem Domestiken, daß er sich auf einem benachbarten Felsen befinde, wohin er jedesmal bei Sonnenuntergang sich zu begeben pflege. Bald erblickten wir ihn auch wirklich daselbst, wie er mit großen Schritten immer auf und nieder ging. Als wir an dem Fuß des Felsens, der ins Meer hinausstand, ankamen, standen wir still, um ihn anzuhören, denn er sprach mit sich selber, und bald vernahmen wir deutlich folgende Worte, welche ich so treulich wieder gebe als es mir möglich ist. Die Einfachheit der Ideen und des Ausdrucks, verbunden mit so viel Anmuth und Eleganz, würde des besten Idyllendichters vielleicht nicht ganz unwerth sein.

„O! meine Anna, die Strahlen der sinkenden Sonne spielen auf der Oberfläche des sanft bewegten Wassers und in den Zweigen der zitternden Pappel, in deren Schatten du so gern ruhtest. Die bescheidene Weide trauert um deine Abwesenheit, und das sanfte, furchtsame Rothkehlchen läßt seine Flügel hängen und zwitschert die traurigen Töne, die du ihm allein einhauchen konntest.

Und du kommst nicht, meine Anna, du kommst nicht, neu zu beleben diesen Garten der Natur, dessen Blumen verwelkt sind, und die nur auf dein sanftes Lächeln warten. Hier dieser sanfte Rasen wurde weicher unter deinem Fußtritte, und das Veilchen küßte mit Wollust deinen zarten Fuß.“

„O! meine Anna! Wonne meines Herzens komm! — daß ich an dies liebevolle Herz deine bezaubernde Schönheit drücke! Komm! laß mich in langen Zügen diese wollüstigen Gefühle einschlürfen, deren süßer Ausdruck deine schönen Augen belebt.“

„Aber die Sonne ist verschwunden und ihre wohlthätigen Strahlen verlieren sich hinter den westlichen Bergen. Nur ein einziger röthet die Wolken noch und scheint den Tag verlängern zu wollen.“

„Wo bist du, meine Anna? Höret du nicht die Töne der Liebe im Thale? Trägt nicht der Zephyr meine sehnsuchtsvollen Seufzer auf seinen leichten Flügeln bis zu dir? O! komm und verschönere durch deinen Gesang die fliehenden Stunden!“

„Komm, meine Anna! Deine Gegenwart ist für meine Seele das, was der Honig für den Gaumen des Kindes ist, du bist für mich, was der wirthliche Heerd für den erstarrten und ermüdeten Wanderer ist. Du kommst! die Liebe glänzt aus deinen Augen, und Sehnsucht und Freude malen sich in allen deinen Zügen. Aber warum bleibst du in der Ferne? Eile in meine Arme, Tochter der Unschuld und der Tugend, daß ich der Hüter werde dieser köstlichen Schätze. Schließt der stärkende Schlaf die Augenlieder meiner Anna, so sinkt ihr Haupt an mein entzücktes Herz; ich werde über ihre Ruhe wachen, wie die Mutter über die Ruhe ihres geliebten Kindes, und wenn sie erwacht, sollen diese Arme, die ihren Schlummer beschützten, ihr noch zum Schutz dienen gegen die Wuth der Stürme.“

Nach einigen Augenblicken des Schweigens und vielleicht der Hoffnung setzte er hinzu:

„Grausame Täuschung! trügerischer Traum! Sie kommt nicht, sie wird niemals kommen! Grausames Geschick! Warum hast du mir das Glück versagt, mit ihr ins Grab zu steigen? Warum soll ich meine

Anna nicht wieder erhalten, meine Anna, ohne die ich nichts bin auf der Welt, ohne die meine Tage mir und andern zur Laſt ſind?“

Ich weiß nicht, ob er vielleicht durch das Geräuſch erſchreckt wurde, welches das Laub unter unſern Tritten verurſachte, oder ob er ſeine Rede wirklich geendigt hatte, genug er blickte uns ganz ruhig an, verließ den Felſen, und reichte uns freundſchaftlich die Hand.

„Wer ihr auch ſeid, und was euch auch zu uns führt,“ ſagte er, „ſeid mir herzlich willkommen! Laßt uns in meine Hütte gehen, und ich will euch von meiner Liebe erzählen, von meiner kurzen Wonne und meinem ewigen Jammer!“

Nach einem frugalen Abendeſſen, während deſſen er nur wenig Unbedeutendes und ohne Zuſammenhang ſprach, führte er uns in einen kleinen, mit recht artigen Gemälden und Zeichnungen verzierten Saal.

„Hier“ ſagte er, „ſehen Sie die Geſchichte meines Lebens, Sie können ſie in einem Augenblicke durchlaufen! Die Schönheit der Hauptperſon iſt nichts in Vergleichung mit den Eigenſchaften ihres Herzens und ihrer Liebenswürdigkeit.“

Ich erſuchte ihn, uns die Bedeutung dieſer Gemälde zu erklären. Er weinte, lachte, ſprang herum, weinte dann wieder und fing endlich an. Alle dieſe Gemälde und Zeichnungen hatten eine Beziehung auf die verſchiedenen Begebenheiten aus Annens Leben, auf ihre Geburt, die Spiele ihrer Kindheit, ihren erſten Unterricht in der Muſik, den erſten Brief, den er von ihrer Hand empfing, und endlich den Augenblick, wo ſeine Pflicht ihn von ihr rief, um die Freiheit ſeines Vaterlandes zu vertheidigen. Bei dieſem blieb er ſtehen, und machte uns mit vieler Lebhaftigkeit eine genaue Beſchreibung eines Treffens, worin er den linken Flügel commandirt hatte, und gefährlich verwundet worden war. Kaum halb von ſeiner Wunde geheilt, war er in die Arme ſeiner Anne geeilt. Sein Empfang zeigte eine gewiſſe Miſchung von Liebe und Furcht, welche man an allen Perſonen bemerkte. Auf dieſes Gemälde folgte das der Erklärung ſeiner Liebe, welche durch die Gefahren des Krieges nur deſto mehr befeſtigt und erhöhet worden war; der Schwur ihrer vorigen Liebe, ihrer Vermählung, die Geburt eines Sohnes, des treuen Ebenbildes ſeiner Mutter. Er ließ uns alle dieſe glücklichen Momente ſeines Lebens mit einer, aus allen ſeinen Zügen lebhaft ſprechenden Freude durchlaufen. Allein plötzlich kehrte er ſich um, warf einen Blick auf die entgegenſtehenden Bilder, ſtieß einen lauten Schrei aus und entfloh. Wir betrachteten ſie nun allein und erkannten darauf die lange Kette des Elends, welches ihn ſeit ſeiner Vermählung verfolgt hatte; den Tod der Eltern ſeiner Anna, ſeiner alten theuren Freunde, die lange Krankheit ſeiner geliebten Tochter, endlich Annen ſelbſt, wie ſie ihm ſterbend die Hand zum Kuſſe reichte, die Hand, die ſonſt ſo reizend und voll, und nun durch Kummer und Leiden alles Fleiſches beraubt war. Auf dem letzten endlich erkannten wir leicht den Felſen, auf welchem wir ihn ſelbſt gefunden hatten. Er war in der Stellung eines vom tiefſten Gram Gebeugten vorgeſtellt. Am untern Rande las man folgende Worte, den Ausdruck des Grams, der ihn zu verzehren ſchien:

„Hier ruhen die geliebten Reſte! Hier will ich auch meine Lauf-
„bahn beſchließen, möge der Himmel ſie und mit ihr meinen
„Schmerz bald verkürzen!“ —

Welche ſchmerzliche Gefühle erweckte der Zuſtand dieſes Unglücklichen in unſerm Herzen! Mit der innigſten Theilnahme im Buſen entfernten wir uns, und er ſuchte nun auf einem von Annens Hand verfertigten Teppich den Schlaf, der ihn doch beſtändig floh. Was unſern Kummer indeſſen doch ein wenig linderte, war das, daß wir hörten, er werde jedesmal ſtiller und ruhiger, ſo oft er Gelegenheit gehabt habe, ſeine Leidensgeſchichte jemanden mitzutheilen. Sein Bedienter verſicherte uns, er habe die Nacht recht leidlich zugebracht, und beim Frühſtücke kam er uns ſelbſt gefaßter und ruhiger vor.

Seltene Geſchwiſter-Liebe.

Zu Treuen, einem ſächſiſchen Städtchen, lebten drei Geſchwiſter im ſchönſten Bunde der Liebe und Zuneigung, des verſtorbenen Webermeiſter Schildbachs Kinder. Alle drei zeichneten ſich eben ſo ſehr durch Fleiß, Sittlichkeit und Ordnungsliebe, als beſonders durch kindliche Dankbarkeit gegen ihre noch lebende Mutter aus, welcher ſie auch in ihren erwachſenen Jahren alles, was ſie erwarben, zur Führung der gemeinſchaftlichen Wirthſchaft überließen. Solche muſterhafte Aufführung mußte ihnen nicht nur die Achtung des ganzen Ortes, ſondern auch manchen ſchönen Genuß häuslicher Glückſeligkeit verſchaffen. Letztere wurde nur dadurch vermindert, daß die Schweſter zuweilen mit Anfällen von Schwermuth behaftet war. Zwar verrichtete ſie lange Zeit, auch in dieſen unglücklichen Perioden, ihre gewöhnlichen Geſchäfte mit aller Ordnung und Sorgfalt; nur ein einziges Mal ſtieg ihre Schwermuth ſo hoch, daß ſie das Haus heimlich verließ, und erſt nach acht Tagen von ihren ſie ängſtlich ſuchenden Brüdern in einem Walde gefunden wurde, wo ſie ohne ordentliche Nahrungsmittel zu ſich zu nehmen ſich aufgehalten hatte. Kaum war ſie wieder zu ihrer Beſonnenheit gekommen, als ſie auch ihren Brüdern willig nach Hauſe folgte, und ſich wie vorher ſittlich und arbeitſam betrug. Aber in dieſem Jahre bekam ſie von neuem ihre Anfälle in einem noch heftigeren Grade. Eines Morgens früh gegen 5 Uhr hört die Mutter ſie aufſtehn, folgt ihr zwar ſogleich, kann ſie aber im ganzen Hauſe nicht finden. Augenblicklich weckt ſie ihre zwei Söhne, die ſich ſofort aufmachen, ſie zu ſuchen. Nicht weit von dem Städtchen begegneten ihnen einige Bekannte mit der Nachricht, ihre Schweſter ſei vor einigen Minuten eben dieſen Weg gegangen, und ſie verdoppelten nun ihre Schritte, um ſie einzuholen.

Man kann ſich denken, mit welcher Aengſtlichkeit die Mutter auf ihre Rückkehr wartete. Unterdeſſen verſtreicht der ganze Tag und die Hälfte des folgenden, ohne daß ſie Nachricht von ihren Kindern erhält, noch auch irgend Jemanden ihren Kummer zu entdecken vermag. Erſt gegen Abend erfährt ſie, ein Holzhauer habe am Damme eines Teiches im Walde Kleidungsſtücke von zwei Mannsperſonen gefunden, im Teiche ſelbſt aber etwas ſchwimmen geſehen, und als er es mit Hilfe mehrerer Perſonen an's Ufer gezogen, eine ertrunkene Weibsperſon entdeckt. Mehrere Menſchen aus dem Städtchen eilen auf dieſe Nachricht nach dem Teiche, und erkennen in der Ertrunkenen die unglückliche Schildbachin. Das Waſſer des Teiches wurde nun abgelaſſen, aber erſt am dritten Tage gegen Mittag fand man auch die beiden Brüder in der größten Tiefe, bis auf's Hemde entkleidet, im Schlamme liegen. Sie hatten wahrſcheinlich ihre im Waſſer liegende Schweſter entdeckt, und brüderliche Liebe hatte in ihnen den Entſchluß erzeugt, für die Schweſter Alles zu wagen. Vom Laufen erhitzt, ſprangen ſie in der Kühle des Morgens in den Teich, der tiefer war, als ſie ſich vorſtellten, und wurden vom Schlage getroffen.

No. 24.

DAS POSTHÖRNCHEN

15. Juni 1839.

Eine Wochenschrift
für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Tagesbegebenheiten.

Schweiz.

— Aarau. In Nr. 46 der Aargauer Zeitung lesen wir eine erbauliche Berichterstattung der hiesigen Kreisversammlung vom 3. Juni. So getreu der Einsender derselben auch im Eingange die an sich einfache Thatsache darstellte, scheint er doch, seinem Schlusse nach zu urtheilen, gegen das Ende der Versammlung geschlafen und dabei entweder geträumt zu haben, oder er hat sich nachher einen gewaltigen Bären aufbinden lassen, welch Letzteres um so wahrscheinlicher ist, da selbst sein Bericht eine gewisse ängstliche Neugierde um die Meinung Anderer nicht verhehlen kann, so wenig als eine schmeichelnde Hoffnung, durch allenfallsige berührte Veränderungen auch ein paar Kartoffeln für sich aus dem umgekehrten Sacke zu erhaschen. — Wir können dem Einsender versichern, daß für Beseitigung der Mistabflüsse u. s. w. in die Brunnen gesorgt wird; daß die Waldungen gegenwärtig in einem so befriedigenden Zustande sind, daß wenigstens Er ihn schwerlich besser zurecht gebracht hätte; daß an die Aarbrückschulden wirklich schon Abzahlungen gemacht werden; und daß die Straße vom obern Thor zum Todtenacker noch lange nicht so schlecht ist, daß Menschen mit gesundem Kopf und gesunden Füßen nicht sicher darüber passiren könnten. Wenn hier und da ein doppeläugiger Hans Hasenfuß vor lauter Augen nicht über die Nase sehen kann, und im Augenblicke, als etwa ein junges eitles Gänschen an ihm vorbei watschelt, auf ebener Straße über seine eigenen Füße stolpert, ist dies noch kein Beweggrund, sich ein Opfer von 7000 bis 8000 Franken auf den Hals zu laden, zumal wenn Niemand an die öffentlichen Ausgaben tellen will, und wo man auch gegen die allerbilligsten Steuern auflehnende Pasquille an die Straßenecken schlägt. Von Aufstellung eines Armenpflegers, der die bisherigen zwei Stellen des Armenverwalters und Armenvaters in sich vereinigen würde, hat außer dem Einsender Niemand geträumt, geschweige denn wirklich davon gesprochen, da jeder Vernünftige wohl weiß, daß diese zwei Stellen aus dem Grunde nicht vereinbar sind: weil eine Person, die sich zur Besorgung der erstern eignet, sich zu den Mühen und Unannehmlichkeiten der zweiten nicht verstehen ließe, es wäre denn, daß man ihm etwa einen tauglichen Gehülfen beiorduete, womit wieder nichts gewonnen würde. Oder glaubt etwa der Einsender, etwas an der Armenordnung absparen zu können, um sich einen bequemern Spaziergang zum Friedhofe zu ebnen? — X.X.

— Das baseler korrektionelle Gericht hat den Redakteur des „Basilisken“, weil er sich über die ökonomische Lage des Hauses Eck, Dollfuß und Huguenin in Mühlhausen durch ungünstige Berichte täuschen ließ, zu viertägiger Gefangenschaft und Bezahlung sämmtlicher Prozeßkosten verfällt, obgleich Hr. Eckenstein, sobald er die Unrichtigkeit der aufgenommenen Einsendung erkannt hatte, den genannten Herren alle mögliche Satisfaktion anerbot und die Nachricht sogleich im Basilisken vollständig widerrief. Dieser Vorfall, in Verbindung mit dem Abtreten des Herrn Dr. Koller von der Redaktion der Baseler Zeitung, beweist, daß die Zeiten des Kanonier-Büreau in Baselstadt noch nicht vorbei sind, und Papa Bell, der Mezger, noch immer sichtbarer Stellvertreter des dort herrschenden Geistes ist.

— Kürzlich entwischte der treuen Obhut eines Landjägers in Liestal wieder ein Sträfling, ohne daß man denselben auf seiner Flucht habhaft machen konnte. Tags darauf erschien ein Fuhrmann auf der Polizei mit der Anzeige: in der Gegend vom rothen Hause sei er einem Menschen begegnet, welcher ihn fragend, ob er nach Liestal gehe, ihm den Auftrag ertheilt habe, der dortigen Polizei anzuzeigen, daß er aus der Strafanstalt entwichen, nun Willens sei, nach Frankreich zu reisen; sie möchte ihm aber nicht verübeln, daß er seinen Paß von ihr nicht habe visiren lassen.

— Wie die Raupen die Bäume verwüsten, so verheeren in manchen Gegenden des Kantons St. Gallen die Engerlinge die Wiesen und tödten den Rasen gänzlich. Viele der ergiebigsten Heumatten sehen von Weitem einem von Lett überschwemmten Boden ähnlich; 20 bis 30 Engerlinge kommen auf einem Quadratschuh weggestoßenen Rasens hervor. Dies ist eine sichtbar verderbliche Folge des nachlässigen oder ganz versäumten Maikäfer-Lesens. Durch kräftige Gebote der Behörden zu rechter Zeit wäre solch bedeutendem Schaden vorgebeugt worden.

Ausland.

— Es ist nicht zu läugnen, daß sich Berlin durch eine große Menge milder Stiftungen auszeichnet, aber alle Wohlthätigkeits-Institute, die als solche vom Staat anerkannt sind und eines öffentlichen Vertrauens genießen, leiden auf eine entsetzliche Weise an dem schleppenden Gange des Bureau-Wesens. Da wird dieses oder jenes Gesuch um Hülfe oft erst eingereicht, wenn es die

dringendste Noth erfoldert) erst durch drei oder vier Hände gezogen, ehe es an den rechten Platz kommt. Ist es am rechten Platze, so wird es berathen, begutachtet, beprotokollirt u. s. w., ehe es zu einer Resolution kommt. Ist diese erfolgt, so geht sie den langsamen Weg durch Registraturen und Kanzeleien, und ehe der Bittsteller die Entschließung in den Händen hat, ist in der Regel der Zeitpunkt schon verpaßt, wo ihm noch zu helfen war. An diesem Krebsschaden leidet auch das Bürger-Rettungsinstitut, dazu gestiftet, um Bürgern, die schuldlos in eine traurige Lage gekommen sind, aufzuhelfen. Der Zweck des Instituts ist vortrefflich, allein die Hülfe, die von ihm ausgehen soll, kommt oft so spät, daß sich die Bittsteller aus Verzweiflung irgend ein Leid anthun. Wenn man daher einen, nicht weit von Berlin gelegenen See, den Pletzen-See, das Bürger-Rettungsinstitut nennen hört, so ist dies nicht blos eine Ironie, sondern bittere Wahrheit. Man hat Beispiele, daß Unglückliche, die vergebens auf die Rettung des genannten Instituts warteten, im genannten See die Rechnung mit dem Leben abschlossen.

— Wie früher der Zudrang zum Studiren, so ist jetzt der Zudrang zum Militär in Preußen so groß, daß aus dem bürgerlichen Stande fortan keine Freiwilligen zum Dienen auf Avancement zugelassen werden. Die Officierstellen, ausschließlich für die Söhne des ärmern Adels bestimmt, sind in dem Augenblicke so überfüllt, daß die überzähligen Officiere sich mit dem Solde eines Fähnrichs, die Fähnriche mit dem eines Unterofficiers begnügen müssen. —

— Am Rhein (wird der „Allgemeinen Zeitung“ aus Berlin geschrieben) sind Personen, die lange Zeit kein Bedürfniß religiöser Uebung fühlten, eifrige Kirchenbesucher geworden; und Andere, die früher niemals einer Prozession beiwohnten, tragen jetzt in jeder brennende Kerzen. Das ist der bewirkte, geistige Umschwung vor dem jüngsten Tag!“ — Nota bene, wenn es keine Lügen sind! —

— Wenn in neuerer Zeit sich die schwierige Stellung deutlich genug bemerkbar machte, welche die Regierung Preußens in Betreff der confessionellen Verhältnisse einnimmt, so ist dabei ganz übersehen worden, daß die Verhältnisse in Baiern, bei den vorherrschenden Bestrebungen für den römischen Katholicismus, noch weit mißlicher werden können. Der dritte Theil von Baiern ist protestantisch; eine ziemliche Anzahl ehemaliger fränkischer und schwäbischer Reichsstädte, die Fürstenthümer Ansbach und Baireuth, wohlhabende Landstriche, wo Handel, Ackerbau und Gewerbe blühen und die Intelligenz bis in den untersten Stand herabreicht, werden fast ausschließlich von Protestanten bewohnt. Es sind bis jetzt wenig öffentliche Stimmen aus diesen Gegenden vernommen worden, die sich über den neuen Jesuitismus ausgesprochen hätten; aber man würde irren, wollte man glauben, daß die protestantische Bevölkerung Bayerns dieser neuen und unerwarteten Entwicklung der Dinge gleichgültig zusähe. Es ist kein protestantisches Dorf, wo man nicht den gegenwärtigen Zustand bespräche; in den Städten folgt man dem Gange der Dinge Schritt für Schritt mit der gespanntesten Aufmerksamkeit. Wer diese Gegenden bereis't hat, der wird wohl keine protestantische Familie oder selbst öffentliche Gesellschaft gefunden haben, wo er nicht Aeußerungen des tiefsten Mißbehagens über das jesuitische Treiben vernommen hätte. Die „zweischlächtigen Bastarde“ des Herrn von Görres, neuerdings Ritter des baierischen Civilverdienstordens, sind den Protestanten in Baiern unvertilgbar in die Seele geschrieben; es wird Jahrzehnde bedürfen, bis in einer neuen Generation der Eindruck erstirbt, den dieses Buch und seine Geschichte bei den Protestanten hervorgebracht hat.“ —

— Am Schlusse des Monats Mai hat die Akademie zu Paris ihre Jahressitzung gehalten und sich diesmal in der That sehr galant und liebenswürdig benommen, denn sie hat nicht nur der Mad. Necker v. Saussüre für ihre Abhandlung: „Studien über das Frauenleben“, und der Mad. Louise Colet für ein Gedicht über das Versailler Museum, sondern auch mehrern andern Damen für ihre Tugenden Preise ausgetheilt.

— Die Gazette de France denkt über Frankreich und die große Nation also: „Wir glauben, daß nichts Ernsthaftes, nichts Nachhaltiges in Europa vor sich gehen wird, so lange Frankreich außerhalb den Bedingungen seines Daseins bleibt. Der Charakter der gegenwärtigen Zeit ist Stockung. Dies Uebel hat in Frankreich seine Quelle. Die Aufgabe der Zivilisation ist bei uns gestellt und muß durch uns gelöset werden, damit die Welt wieder in Gang kommen könne.“ Was doch die Franzosen sich nicht Alles einbilden!

— Dem Baron Pasquier, Präsidenten der Pairskammer, sind bereits mehrere anonyme Drohbriefe des Inhalts zugegangen, daß er sich den unvermeidlichen Untergang bereite, wenn er dem schon anhängig gemachten Prozesse gegen die Mai-Revolutionäre ferner Folge geben würde.

— Die berühmte Cote-d'or wird den Liebhabern französischer Weine dieses Jahr nicht den Gaumen kitzeln, denn der Hagel hat alle Hoffnungen auf die Weinlese zertrümmert.

— An alle Waffenhändler und Büchsenschmiede von Paris ist der Befehl ergangen, von nun an in ihren Magazinen von den Schießgewehren die Schlösser abzunehmen und besonders zu verwahren, so wie an Niemanden Waffen zu verkaufen, der ihnen nicht hinreichend bekannt ist.

— In der Nacht vom 4. auf den 5. Juni hat ein Wolkenbruch auf der Straße von Lüttich nach Antwerpen ungeheuren Schaden verursacht. Im Dorfe Burght bei Vilvorde sollen an 40 Menschen bei dem dadurch verursachten Einsturz von Häusern um's Leben gekommen sein; in Grimbergen zerstörte er 21 Häuser und kostete 19 Menschenleben. In Dieghem wurde eine Schafheerde fortgerissen. Die Eisenbahnen wurden bedeutend beschädigt.

— In mehrern Provinzen Hollands herrscht seit einiger Zeit eine Art Pest unter dem Rindvieh, welche großen Schaden anrichtet. Alle bis jetzt dagegen angewandten Mittel haben sich ziemlich erfolglos erzeigt. — Von dem „Leben Jesu“ von Dr. Strauß erscheint nun auch eine holländische Uebersetzung in Gröningen.

— Der Kaiser von Rußland hat befohlen, die im Jahr 1825 erlassene Maßregel hinsichtlich der Entfernung der Juden auf 50 Werste von der Reichsgrenze der westlichen Departements auch auf die Provinz Bessarabien auszudehnen, d. h. jede neue Ansiedlung von Juden dort zu verbieten. Alle Juden, welche nicht in eigenen, sondern in gemietheten Häusern, Schenken, Mühlen und dergl. mit Pässen wohnen, sind von dort zu entfernen; diejenigen aber, welche feste Wohnsitze haben, in ihrem jetzigen Aufenthaltsorte zu lassen und verbindlich zu machen, ihr Eigenthum selbst zu verwalten und nicht andern Juden zu übergeben.

— Nach dem Diario di Roma sollen sich zur Heiligsprechung nicht weniger als 30,000 Fremde (12,000 Geistliche, von denen 150 Bischöfe) eingefunden und folglich die Römer wieder eine gute Erndte gemacht haben.

— Von dem Unternehmungsgeiste der Nordamerikaner gibt folgende, von der „Allg. Ztg.“ mitgetheilte Notiz einen schlagenden Beweis: „Ein Matrose segelte ganz allein in einer neunzehn Tonnen haltenden Nußschale von der Küste von Massachusetts um das Cap Horn herum nach dem stillen Meere auf den Seehundsfang, und fuhr mit dem Ertrage seiner Jagd nach London, wo er so viel daraus löste, daß er auf der Stelle ein Schiff kaufen und bemannen konnte.“

— In Smyrna haben unter den Einwohnern mehrere vorgekommene Pestfälle großen Schrecken verursacht.

Beim Verleger dieses Blattes ist erschienen und für 2 Batzen (dutzendweise à 6 Kreutzer) zu haben:
Rettung für Rettung, eine wahre Geschichte aus der nächsten Umgebung und der jüngstverflossenen Tage.

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau.

No. 25. 24. Juni 1839.

Das Alpenhorn,

ein Volksblatt

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Zweiter Jahrgang.

So Jemand spricht: ich glaub' an Gott! und liebt nicht seine Brüder,
Der treibt mit Gottes Wahrheit Spott, und reißt sie ganz darnieder.

Der Vikar und der Geißbock,

oder abenteuerliche Geschichte eines wunderbaren Ereignisses, nach der Wahrheit dargestellt.

Ein Geistlicher und Diener Gottes,
Der eifrig stets, trotz jeden Spottes,
Von Gottesfurcht und Tugend predigt,
Durch frommen Wandel sich verewigt,
War in der Pfarre her und hin
Verehrt ob seinem frommen Sinn.

Stets von der Kanzel eifert laut
Er, daß sich Jedermann erbaut,
Von Unzucht, Fluch, Gottlosigkeit,
Unglauben, Haß, Verleumdung, Streit;
Dem Volk nicht Rel'gion zu rauben,
Bewahrt er es im Aberglauben.

Was in dem Beichtstuhl sonst erging,
Weiß manche schöne Sünderin;
Auch war es überall bekannt,
Daß mit den Mädchen er's verstand,
Und bei den Frauen immerdar
Natürlich stets willkommen war.

Kurzum, mein Herr Vikar verstund
Des Kirchendieners Pflichten rund,
Dient allen Geistlichen darum
Als Muster in dem Christenthum,
Und sorgte, daß nicht etwa frei
Das Volk sich schlag' von Hexerei.

Da hat es sich einst zugetragen,
Es war in kalten Wintertagen,
Daß er von Bettgenossens Seiten
Zu einem Kranken mußte schreiten,
Und, wie es Seelensorgern ziemt,
Schnell er den Weg zum Kranken nimmt.

In einem kleinen, dürft'gen Haus,
Wo Menschen, Hund und Katze, Maus,
Nebst Vieh, ein eing'ger Raum umgibt,
Dort war es, wo der Kranke liegt;
Doch, eingedenk der frommen Pflichten,
Scheut er der Wohnung sich mit nichten.

Zuerst zu rühren ihn im Herzen
Malt er ihm vor des Todes Schmerzen,
Erzählet ihm gar nicht geheuer
Von Höllenpein und Fegefeuer,
Von tausendjähr'gen Martern, Qualen,
Die für die Sünd der Mensch muß zahlen.

D'rauf als er ihm die Brust erweicht,
Beginnet er die hei'ge Beicht,
Entsetzet sich ob Jenes Sünden,
Die selbst bei Gott nicht Gnade finden,
Und präget ihm streng logisch ein,
Daß niemals er könn' selig sein.

Ein Gaißbock, der durch solche Worte
An seines Herren Todespforte
Aus seinem Schlafe ward gewecket
Und unterm Bette sich versecket,
Den wundert es doch allzuschier
Zu seh'n den fremden Schimpfer hier.

Und als die B icht vollendet war
Und Furcht aufsträubt des Kranken Haar,
Streckt plötzlich gähnend weit hervor
Den Kopf mit Bart und Horn und Ohr
Der Bock und zieht die schlaffen Glieder
Vor dem Vikar straks auf und nieder.

Dem Thiere wohl zu Muthe war;
Doch also nicht dem Herrn Vikar;
Denn als nach seines Kranken Beicht
Er leis sich in die Ecken schleicht,
Erwägend gut' und böse Thaten,
Und lang' er sich nicht wußt' zu rathen:

So regt sich endlich ihm kein Zweifel,
Der Sterbende verfall' dem Teufel;
Im Buche stands ja, Tomus drei
Von seiner Horn-Philosophei.
Und siehe: schon bei dem Gedanken
Fieng an sein Muth dahin zu wanken.

Wie er jedoch den Bock beschaut,
Ihm übermächtig schrecklich graut;
Denn in der Seel' ihm klopfte es,
Dies sei Herr Mephistopheles,
Der seine Beute zu erringen
Hervorkroch aus der Hölle Schlingen.

Denn hin und her auf seinen Wegen
Bis Rom sogar zu Papstes Segen,
In Klöstern auch zu Mönch' und Nonnen,
Wo Kurzweil viel er hat gewonnen,
Schaut' Wunder viel die Phantasie,
Doch einen — Gaißbock sah er nie.

Hier war für ihn kein Sinnen, Weilen;
Mit lautem, grellem Schreckensheulen
Greift schnell er nach der Thüre hin
Wie Wirbelwind hinaus zu fliehn.

Selbst das gesegnet Sakrament
Läßt er in seines Kranken Händ'!

Ihr lacht vielleicht! doch haltet ein,
Und überleget auch recht fein!
Laßt Euch von dem Vikar bekehren,
Nicht an vor'aute Thoren kehren.
Ich thäte auch wie mein Vikar,
Wer weiß, ob's nicht der Teufel war.

Doch hört nur weiter, ich will sagen:
Was ferner sich hat zugetragen.
Dem Bock gefiel dies Schauspiel sehr,
Und ihn ergötzt der fremde Herr;
Um in der Rolle zu verweilen
Schickt er sich an, ihm nachzueilen.

Und rasch hinaus mit Mecg eh eh
Gieng's im Galopp durch Eis und Schnee!
Und statt den Sterbenden zu raufen
Will er ihn auf das Korn nun schrauben.
Er, der nur halb an Gott geglaubt,
Sieht sich vom Teufel ganz umschnaubt.

Und Jung und Alt, und Greß und Klein
Folgt in der Runde dem Hülfeschrei'n;
Und Groß und Klein, und Jung und Alt
Vor Lachen, Klatschen fast zerschallt,
Als es erblickt des Pfaffen Rock
Und hinten drein den Ziegenbock!!

Der Sterbende selbst richt' sich auf,
Läßt froh der Pfaffung neuen Lauf,
Da er den Mann, der ihn verdammt,
Zu Muth vor Teufeln hat entflammt,
Jetzo mit solchen Phantasien
Vor einem Ziegenbock sieht fliehn.

Das ist des Vikars wahrer Schwank.
Drum rath ich Jedem, welcher krank
Mit Furcht vor'm Teufel ist beladen,
Zu sich den Herrn Vikar zu laden;
Denn sollte auch ein Teufel sein,
Er nähm' erst den Vikar beim Bein.

Solothurn. Blatt.

Der brennende Mann.

Eine Frickthalische Sage.

Wie bekannt, ist bei Etzgen, Hauenstein gegenüber, eine Fähre über den Rhein, auf die das Recht den Bürgern von Etzgen zusteht. Des von ihnen bestellten Fähr Joh. Mühleggs Vorfahre erlebte da folgendes Ereigniß:

Abends nach der Betzeitglocke, wo das Gespensterleben anfängt, war der Fähr im Begriffe, nach Hause zu gehen. Auf einmal hörte er die Stimme am badischen Rheinufer: „Hol." Ohne an etwas Arges zu denken, fuhr er mit seinem Schiffchen hinüber, traf da einen Mann, der, ohne ein Wort zu sagen, in das Schiffchen trat. Aber o Schrecken! Als er mit seinem fremden Gaste in Mitte des Rheins gefahren kam, fing letzterer an zu brennen. Der Fähr konnte es vor Hitze beinahe nicht aushalten. In Todesangst erreichte er das Schweizerufer. Der brennende Mann trat aus dem Schiffchen, sprach weiter nichts, sondern streckte dem Fähr die brennende Hand, wahrscheinlich zum Danke für die Ueberfahrt dar; allein der Fähr wollte die Seinige nicht darbieten, und streckte ihm die Schatte hin; jener faßte sie und brannte seine feurige Hand tief in dieselbe ein, worauf er verschwand. Später wurde er öfters am schweizerischen Rheinufer gesehen.

Um sich von einem solchen Gaste zu befreien, ging der Fähr zu einem Kapuziner nach Laufenburg; dieser gab ihm gegen Versprechen eines jährlichen Saum Weins Etwas in einem geschlossenen Papier, das er in ein Ripp seines Schiffchens einbohren mußte, und sieh da, er war für immer von solchen Schrecknissen befreit!! Daher kam es, daß alle Herbste jeder Bürger von Etzgen eine Maas Weinmost abreichen mußte an den Fähr, der dann das ganze Quantum an das Kapuziner-Kloster Laufenburg abzuliefern gehalten war, und so mußten die guten Leute in Etzgen, ihrer Dummheit wegen, ihr sauer errungenes Tröpflein Wein noch mit der größten Ehrfurcht in die Hände der pfiffigen Kapuziner liefern lassen, was sie bis zur Aufhebung des Klosters zu thun verpflichtet waren.

Die von dem brennenden Mann angegriffene Schalte soll längere Zeit im Hause des Fährs aufbewahrt worden sein, bis sie sein Sohn, der sich de.ei Mährchen nicht aufbinden ließ, verbrannte.

Diese Begebenheit fällt in die Jahre zwischen 1751 und 1758.

Der Jesuiten-Glaube.

Ganz leise und gespenstisch klopfte es so eben an meine Thüre, und auf mein „Herein!" erschien der Pater Augustin, ein Jesuit, mit dem ich vor Kurzem in Schönbrunn Bekanntschaft machte, in Civilkleidung. Ich hatte ihn damals eingeladen, mich zu besuchen, ohne zu erwarten, daß er dies wirklich thun würde.

Ich traute ihm natürlich nicht, da ich ihn für einen Spion hielt, aber demunerachtet hatte ich das interessanteste Gespräch mit ihm. Er ist schlechter, als ein Spion, — er ist ein Gotteslängner. Sie wissen, daß ich, ohne Christ, Jude, Heide oder Türke zu sein, doch nichts erbärmlicheres kenne, als einen Atheisten. Das Verächtlichste des Verächtlichen ist in meinen Augen derjenige, welcher einen Schöpfer verläugnet, sei es aus Bosheit oder Dummheit. Unter allem Ausdrucke schlecht und verächtlich erschien mir daher Pater Augustin, weil ich ihn weder boshaft noch dumm fand, sondern einen Mann erkannte, der aus politischer Klugheit und geistlicher Herzensgüte Atheist ist. — Das scheint ein Widerspruch, aber die Jesuiten sind nicht weniger, als widersprechend. „Der Zweck heiligt die Mittel!" Das ist ihr bekannter Wahlspruch, und aus ihm erklärt sich Alles. Aergerlich war es mir, mich bei unserer Unterhaltung, der Vorsicht wegen, verstellen zu müssen, aber ich belehrte mich dadurch von dem Geiste dieser Sekte, und nie werde ich das heutige Gespräch vergessen.

Mein Pater Augustin ist einer der stärksten Weintrinker, die ich kenne; ich hatte früher geglaubt, daß es gar kein Mittel gebe, einen Jesuiten aus seinem amphibienkalten, listigen Gleichmuth heraus zu bringen, aber ich irrte mich, wenigstens zum Theil; denn vier Flaschen Carlowitzer, die der fromme Pater binnen einer Stunde leerte, machten die Hyäne fidel, und ließen sie auf äußerst klare Geständnisse eingehen. Ich bin eigentlich noch nicht recht klug darüber, ob ich nicht vielleicht von ihm zum Proselyten ausersehen war, denn, wenn es nicht der Wein war, der ihn die Wahrheit sprechen ließ, so konnte ich es keiner andern Ursache als der Bekehrungslust zuschreiben. — Folgendes unter anderem sprach der Pater:

„Ich habe Ihnen schon in Schönnbrunn gestanden, daß ich dem heiligen Orden Ignatii angehöre. Ich kannte Sie genauer, als Sie vielleicht dachten, und durfte Ihnen daher nicht mißtrauen. Ich habe den Brief gelesen, den sie einmal an den Kanzlei-Direktor des Erzbischofs schrieben, und daraus zu meiner Freude gesehen, welch' ein tüchtiges Mitglied der menschlichen Gesellschaft Sie zu seyn vermöchten. — Unser Bund ist das Lenkseil der Welt; wir sind allmächtig, vom Cap der guten Hoffnung bis Spitzbergen. Wir sind keine gewöhnliche Pfaffen, wofür uns der Lästermund des Aberwitzes so gerne ausschreit, — wir sind Vernunftbürger; die Natur im Innern u. Aeußern ist unser Oberer, ein Gott ist nicht, wir kennen keine

Strafe, als: dem Gehorchenden zu gehorchen, keinen Lohn, als: dem Befehlenden zu befehlen. Der Zweck ist das Ziel, und die Mittel sind erlaubt, wenn es uns gelingt, ihrer habhaft zu werden. Die Menschheit besteht in derjenigen Parthei, die die Klugheit in der Macht hat, alles andere, alles sogenannte Volk ist für die Klugheitspartei geschaffen, wie der Sperling für den Habicht. — Wir kennen aber keinen andern Rangunterschied, als den zwischen Uebereinstimmung und Verstandeswahl; wir erkennen keine Könige, die nicht Könige unter uns sind; Mordthaten der Gehorchenden sind Gräuel, aber die Befehlenden (worunter er jedesmal die Jesuiten verstand) haben die Gewalt des Blutsgerichts. Es leben für uns zu Viele und sterben zu Wenige; die Natur gab unserm Orden die höchste Gewalt; wir dürfen sterben lassen, gleich ihr. — Wir gehorchen auch, — aber wir gehorchen nur dem von uns ausgehenden Nothwendigen, mein Ordensgeneral ist mein Herr, mein Kopf ist sein Kopf, mein Leben ist sein Leben, sein Wille ist mein Wille, ich höre auf zu seyn durch ihn, aber dafür hab' ich auch die Mitgewalt der Natur, und mein Athem belebt, gleich seinem, die profanen Regenten der Erde, daß sie wirken und sind durch mich und den Orden. Wir können Alles, denn wir wollen Alles, kein Wille ist ein Wille, er sei denn durch uns ein Wille. Die Gesinnungen sind uns bekannt, die Gedanken sind uns kein Geheimniß, Alles was ist, ist durch uns, wir selbst sind unverschleiert, aber Alles außer uns ist uns klar, und was uns klar ist, ist nichts für uns. Die Schöpfung ist uns klar, Gott ist uns klar; wir kennen ihn, folglich ist er nichts. Das Wahre, das Bestehende ist die That, die mit uns ist; wer mit uns ist, ist mächtig im Befehlen, allmächtig im Gehorchen. Die Weltgeschichte ist erst gültig seit der Begründung unseres Ordens, die Philosophie ist der Schatten unseres Schattens, die Wissenschaft lebt in unserem Leben, die Weisheit ist das Licht unseres Lichts. — Aber wir sind keine Egoisten; wir sind die Lämmer der Wölfe und die Wölfe der Lämmer. Die Politik ist eine Chimäre, die Kultur ist ein Wahnsinn; die List ist die Religion der Zeit, die Klugheit ist das Paradiesgärtlein der Auserwählten; alles Sprechen ist eine Verworfenheit, aber das Wort unseres Ordens ist die Sprache der Geburt und des Todes. Das Leben ist im Orden, der Orden ist die Unsterblichkeit, sein Geist ist die Schöpfung. Die Freiheit ist ein Frevel, jede Verbindung zwischen ihr und dem Gedanken ist Blutschande. Aber meiner Schwester darf ich beiwohnen, die Natur ist unsere Idee, und der Orden ist frei. — Es ist alles erlaubt, was zum Zwecke führt, und der Zweck ist das Geheimniß meines Ordensgenerals. Ich küsse seinen Athem, ich bete seinen Geist an, ich stürze nieder unter seinen Fußtritt. Der erste Mensch war Loyola: wer ein Mensch sein will, sei des Ordens!" — —

Da ich bemerkte, daß mein ehrwürdiger Gast vom Orden Jesu auf dem Wege der Freimüthigkeit und bei guter Laune war, so ging ich — jesuitisch auf meine Art — scheinbar auf das, was er sagte, ein, spielte den Betroffenen, Ehrfurchtvollen, Staunenden, Unterwürfigen, und wagte es, nicht ohne ein bischen zu zittern, ihn um weitere Eröffnungen in Bezug des jetzigen Standes seiner Brüder in Deutschland zu bitten. Ich hatte ihn in Schönbrunn als einen Herrn Grafen zu Oettingen, für den er sich ausgab, kennen gelernt, und erst nach einem halbstündigen Gespräche, bei dem ich ihm vielleicht meinestheils nicht mißfallen mochte, eröffnete er mir, daß er keineswegs Graf, sondern blos Freiherr von Geburt und seit neunzehn Jahren Mitglied des Ordens Jesu sei. Ich fragte ihn daher jetzt, durch sein Räuschchen ermuthigt, ganz keck, wie es käme, daß er Grafenrollen spiele? ob dies mit zu den Ordensregeln gehöre, und ob es mit Wissen der Regierung geschehe? —

Da erfuhr ich denn, was ich zu wissen verlangte, und theile Ihnen hier Einiges aus seiner Aussage mit.

Das österreichische Kabinet sowohl als auch das baierische und preußische stehen mit allen Jesuiten, die ihre Hauptsitze zu Rom und Wien haben, in direkter Verbindung.

König Friedrich Wilhelm III. von Preußen wollte vor einigen Jahren zur katholischen Religion übertreten, um Mitglied zu werden, aber verschiedene nicht zu beseitigende Verhältnisse hinderten ihn daran, und er ist es blos dem Principe nach. Die Gesellschaft der preußischen Jesuiten ist, wenn gleich geheim, doch nicht minder stark und einflußreich, als die österreichische und baierische. Sämmtliche Jesuiten in diesen drei Staaten haben seit 1819 das Recht, unter jedem beliebigen höhern Namen und Stande zu wirken und zu reisen. — In Dresden ist gleichfalls ein Zweig des Ordens, doch soll er es dort nicht recht wagen, sein Haupt zu sichtbar zu erheben. Vom Jahre 1801 an erhielten mehrere deutsche Staaten in Verbindung mit dem Orden eine große Anzahl jesuitischer Aufpasser an allen Gränzen und im Innern Frankreichs, und die Jesuiten waren es, die den Fanatismus der katholischen Franzosen seit 1812 im Gange erhielten, und die 1815 Napoleons Anhänger zu Verräthern umbildeten, erkauften und zu einem Sturze bewogen. Jesuiten sind es, die die Ausübung und Verwirklichung der in der Bundesakte versprochenen Preßfreiheit hintertrieben und seit 1819 unter dem Schutze der österreichischen und preußischen Ministerien den Gang der deutschen Angelegenheiten leiten. Frei herr von Münch-Bellinghausen ist Jesuit. „Doch hat der Orden (setzte Augustin eigends hinzu) diesen Fürsten und Ministern nur gerade so viel Gewalt und Einsicht in die Geheimnisse verliehen, als zu unserm Zwecke nöthig ist, damit sie nicht etwa, wenn das Blatt sich wenden sollte, fähig sind, die eigenen Waffen gegen uns zu kehren." — Verschiedene sogenannte Jesuitenprofeße von vier Gelübden erhalten in jenen dreien Ländern bedeutende jährliche Gehalte von der Regierung. Nicht nur in Oestreich, welches 1820 die aus Rußland verbannten Jesuiten öffentlich unter seinen Schutz nahm, und ihnen dekretarisch die Leitung aller Volksschulen übergab, sondern auch in Baiern und Preußen stehen sämmtliche Schulen, (in letzterem besonders seit 1830), unter der Oberaufsicht der Jesuiten. Unermeßliche Reichthümer sind seit 1823 durch die Jesuiten aus allen dreien Ländern nach Rom und den Missionsorten abgegangen. Im Hamburg hatte der Senat bereits auf die Verwendung des österreichischen und baierischen Consuls darein gewilligt, ein jesuitisches Lehrhaus herzustellen; das Volk aber versammelte sich davor und drohte, es zu stürmen, es mußte also wieder aufgehoben werden. In Frankfurt a. M. genießen sie jedoch des Schutzes vom Senate, und der Senator und Syndicus von Meyer, einer der wirksamsten Jesuiten, steht dort an ihrer Spitze mit seinem Sohne, dem mecklenburgischen Legationssekretär Guido von Meyer (ein durch mehrere Schlechtthaten berüchtigtes Subjekt.) — In den Schulen Oesterreichs und Baierns werden die Knaben vorzüglich im Passe gegen die Franzosen geübt, und der Ordensgeneral hat Oestreich, Baiern und Preußen die feierliche Zusicherung ertheilt, eine junge Armee zum nahen Kriege gegen Frankreich heranzubilden. Carl X. stand in täglicher Korrespondenz mit ihnen, und während man Louis Philipp mit Jesuiten zu umgeben sucht, die ihn von der Liebe und Anhänglichkeit jener deutschen Fürsten an ihn unterhalten, rüstet man sich ununterbrochen zum Kriege gegen ihn. —

Frankreich und seinen Prinzipien ist der Untergang geschworen. „Es sehe sich wohl vor" — sagte Augustin — „denn wir haben so gut napoleonisch-geübte Armeen, als Frankreich!" — Das durch Preußen eingerichtete allgemeine deutsche Zollverband-System ist — wie der Pater meint — nichts anderes, als eine Art von Continental-System gegen die Freiheit-Idee. Seit 1830 sind die Jesuiten auch in Rußland wieder hergestellt. „Sollte der Krieg ausbrechen, eröffnete mir der Pater — „so muß auch die Freiheit der Schweiz auf-

hören; es sind deßhalb bereits Unterhandlungen mit der schweizerischen Aristokratenpartei eingeleitet." — — „Das Verhältniß der befehlenden und gehorchenden Menschheit" — fuhr der Pater fort — „ist dermalen völlig zerrüttet; vor allem muß der Protestantismus eingeschränkt und „langsam ausgelöscht" werden. Das Judenthum muß nach und nach ausgerottet werden, denn die kräftigsten Stützen der Freiheit bilden die Juden. — Die Preßfreiheit darf niemals in Deutschland bestehen, die Zensoren aber müssen Katholiken und ihr Lebenswandel muß dem heiligen Vater zu Rom bekannt seyn. Wir (die Jesuiten) werden nur langsamer und sicherer arbeiten, als früher. Ist erst Frankreich einmal gedehmüthigt, dann ist die Welt unser. In England haben wir seit neun Jahren durch Talleyrand festen Fuß gefaßt und Dr. Francia und seine Nachfolger bürgen uns für einen guten Theil von Amerika, wenn es Zeit sein wird. Die sogenannte Welt wird wieder unter den Statthalter Gottes zurückkehren, und das wahre Reich Christi wird endlich die Weltherrschaft erringen. Die Verfassungen müssen vertilgt und verdammt werden, die Gesetzgebung muß wieder von Rom ausgehen, der Pöbel muß wieder arbeiten und wissen, daß er da ist, um für seinen Herrn und Fürsten zu beten; der unbedingteste Gehorsam muß wieder hergestellt werden, das Lesen aller Bücher, die dem Teufel angehören, muß bei Todesstrafe untersagt sein, und die Inquisition muß in allen Winkeln der Erde ihre Richtstätte aufschlagen. Ein paar Hundert Autos da fé und die Demuth wird zurückkehren. — Der nach der Vernunft gebildete Glaube an Gott muß untergehen; das gemeine Volk muß Höll' und Fegfeuer fürchten, und uns allein muß das Bewußtsein bleiben, wie es mit einem Gotte sich verhält. — Das Schreiben und Schriftstellern muß Privilegien der Zensoren werden, und alle Verse und Gedichte, die nicht christ-katholische Gesänge sind, sollen vernichtet werden. — Unser (der Jesuiten) Ordensschatz ist gefüllt, wir erhalten jährliche Subsidien von Deutschland und andern Ländern, und können, wenn's Noth thun sollte, eine eigene Armee ausrüsten. Krieg und Kreuzzug gegen alle Freiheit und nicht-katholische Vernunft!" — — — „Ich könnte Ihnen" — sagte der Pater endlich zu mir — „ein Geheimniß entdecken, welches die Juli-Revolution betrifft, aber Sie sind nicht unseres Ordens, und mein Gelübde darf ich nicht brechen." — —

Hier schwieg er. Ich drang vergebens in ihn, mir besagtes Geheimniß zu offenbaren. Er versprach mir, in Korrespondenz mit mir zu treten, falls ich abreisen sollte, und ging.

Vater unser, laß in allen Landen
Doch die Geistlichkeit in ihrem Flor;
Laß die Völker in den alten Banden;
Richte neu den heil'gen Stuhl empor;
Führ' den Menschen in die Thorheit wieder,
Wo der Laie keinen Kreuzer galt;
Reiße jedes Zeitgebäude nieder,
Das nicht ruht auf geistlicher Gewalt!
Heiliger Ignaz, bitt für uns!

Der Jäger im Wald.

Eine Frickthalische Sage.

Heut zu Tage wird noch öfters von einem Jäger, der im Walde, zwischen Mettau, Wil und Schwaderloch sein nächtliches Wesen getrieben haben soll, erzählt. Nach der Volkssage wird er Amshuper genannt, wahrscheinlich von dem Namen des Waldes Ams, und vom gewöhnlichen Jägerrufe: „hup." Er soll Hofjäger im Schloße Bernau gewesen, und im 17. Jahrhundert in diesem Walde von einem Wilderer erschossen worden sein. Später irrte er dann nach der Volkssage als Geist in diesem Walde zum Schrecknis der Leute herum.

Wer in der Nacht von Schwaderloch nach Wil oder Mettau ging, der sah diesen Jäger bald als einen gewöhnlichen Menschen mit einer Flinte und einem Hunde am Stricke, bald in einer gräßlichern Gestalt. Von diesem Geiste wurden die guten Leute, mochten sie sich auch kreuzen wie sie wollten, ganze Nächte im Wald herumgeführt, und sollen gewöhnlich nur mit der Betzeitglocke am Morgen wieder zur Besinnung gekommen sein.

Dieser Spuck dauerte viele Jahre, und der nächtliche Gang von Schwaderloch nach Mettau oder Wil und zurück war allgemein gefürchtet, bis sich das Räthsel auflöste.

Es wohnten nämlich auf einem Bauernhofe, der zwischen Mettau und Schwaderloch, nahe am Walde liegt, zwei wohlhabende aber gar pfiffige Brüder. Da konnte man wohlfeilen Branntwein haben. Wer von Schwaderloch nach Mettau oder Wil ging, der mußte auf diesem sogenannten Sennhofe einen Schluck Branntwein einnehmen, und, wie leicht zu denken, verweilte sich mancher am Schnappstisch bis in die tiefe Nacht hinein. Wenn nun ein solcher Schnappsbruder nach Hause kehren wollte, so stand ihm schon einer jener Hofbewohner mit Flinte und Haushund auf den Weg im Walde, schrie hup, und so wurden die einfältigen Leute vom rechten Weg vertrieben, und auf Irrwege in den Wald hinein geschreckt, wo sie freilich im Schnappsschwindel bis an den hellen Morgen herumirren mußten. Während nun dies Spiel von einem dieser Hofbewohner im Walde getrieben wurde, ging der andere mit Roß und Wagen hintendrein, und holte sich die schönsten Bäume aus dem Walde. Den nächtlichen Holzdieben wurde da nicht aufgepaßt, denn um alles in der Welt ging in der Nacht kein Bannwart in jenen Wald.

Nun kam in den Jahren 1780 — 90 ein Mann von Schwaderloch, der unter Oestreichs Kriegsmacht gedient hatte, nach Hause; dieser ließ sich den nächtlichen Spuck des Amshuper erzählen; er entschloß sich, dem Geisterspiele ein Ende zu machen, nahm zwei Pistolen zu sich, ging auf den Abend auf diesen Sennhof, forderte Branntwein, und gab vor, er müsse noch nach Mettau gehen; er verweilte aber auf dem Hofe geflissentlich bis in die Nacht. Ungeachtet man ihn, wegen des Wald-Geistes noch bei Tage nach Mettau zu gehen ermahnte, blieb er doch und versicherte, er fürchte keinen Geist und kein Gespenst. Erst spät machte er sich auf die Straße, und als er in den Wald kam, hörte er einen Schuß und darauf „hup"; dem Schuß zueilend erblickte er auf der Straße eine menschliche Gestalt, griff nach einer Pistole, trat näher hinzu und rief: „Sage wer du bist, oder ich schieße dir eine Kugel durch die Brust." Der Geist stammelte zitternd etwas unverständliches; allein damit nicht zufrieden, gebot ihm Knecht, (so soll der wackere Mann von Schwaderloch geheißen haben) vor ihm her zu gehen, und so trieb er den Geist bis zum gedachten Sennhof, und in die Stube, und wer war es? Einer der Hofbewohner!

Von dieser Zeit an sah und hörte man keinen Amshuper mehr, die Leute wurden nicht mehr vom Wege abgeführt. Die Hofbewohner aber gaben vor, dieser Amsgeist (so nannte man auch jenen Jäger) sei von zwei Kapuzinern von Baden beschworen, und aus diesem Walde weg auf den Feldberg hinüber getragen worden.

Ein Lehrer.

No. 25.

DAS POSTHÖRNCHEN

22. Juni 1839.

Eine Wochenschrift
für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Diese Blätter, „**Alpenhorn** mit **Posthörnchen**“, sollen auch das künftige mit dem 1. nächstkünftigen Juli beginnende Halbjahr ihren verehrten Lesern wöchentlich allerlei Unterhaltendes und Belehrendes, so wie die interessantesten Neuigkeiten in kurz gefaßter, leicht verständlicher Sprache darbringen. Mit erneuertem Fleiße Scherz und Ernst in einem Topfe mengend, wird die Redaktion sich bestreben, das Angenehme so mit dem Nützlichen zu verbinden, daß diese Blätter dem Publikum immer eine unterhaltende Lektüre darbieten, zumal ihr wieder neue Hilfsquellen geöffnet sind. Der Tendenz angemessene, d. h. kurze bündige, das Publikum interessirende oder belustigende Mittheilungen werden mit Verschwiegenheit und Dank aufgenommen; Inserate gegen Vergütung von 2 Kreuzer per Zeile, diese jedoch nur unter Verantwortlichkeit des Einsenders. Von Seite der Expedition ist nun dafür gesorgt, daß sie künftig pünktlich alle Freitag an das Postamt, die Boten und Abonnenten abgeliefert werden. Das Abonnement bleibt, wie bisher, 7½ Batzen vierteljährlich, wofür sie auf allen löbl. Postämtern des Kantons Aargau, so wie bei der Expedition Nro. 626 auf dem Rain in Aarau*) bezogen werden können. Man bittet um zeitige Erneuerung des Abonnements, um nach der Zahl der Bestellungen die Auflage richten zu können.

*) Um die Schw. Volkszeitung beliebe man sich entweder an die Redaktion der Schw. Volkszeitung in Nro. 200, oder an Hrn Buchbinder Anliker, gegenüber dem Ochsen, zu wenden, da diese von Nro. 23 an nicht mehr in gleichem Verlage mit dem Alpenhorn erscheint.

Tagesbegebenheiten.

Schweiz.

— Zu Zürich ertranken vorige Woche ein Schneidergesell und der einzige 18jährige Sohn des Hrn. Bezirksrichters Hilfiker von Kölliken. — Sonntag den 16. d. nach beendigter Christenlehre in Kirchberg, ertranken zwei Küttinger Knaben in der Aare. Gleichen Tag ertrank beim Baden in der Aare ein Knabe zu Auenstein, einer zu Brugg, Dienstag Abends in Aarau ein Dessinateur von Lyon, der bei den Herren Berger und Comp. in Condition gestanden. Mit Mühe konnte ein Knecht des Lehnkutschers Keller, der Pferde in der Aare geschwemmt hatte, durch das nacheilende Rothschiff gerettet werden; das Pferd ertrank.

Der Volksbote ruft dem ertrunkenen Hilfiker folgende Trauertöne nach;

Oftmals lindert Theilnahm' unsere Klage,
Darum ist sie guter Menschen Pflicht;
So auch hier, wo schon im Lenz der Tage
Eltern ihre einz'ge Stütze bricht.
Ja sie ist Euch leider eingesunken —
Nimmer seht Ihr hier den theuren Sohn! —
Denn er hat den Todeskelch getrunken —
Und das Grab deckt seine Hülle schon.

Weinet nur — die Thränen leichtern Kummer,
Liebe zeugt des Auges nasser Blick;
Aber gönnt dem Jüngling seinen Schlummer,
Dem verklärten Geiste gönnt sein Glück!
War es so der Gottheit heil'ger Wille —

Nun — so ehrt ihn — denn er ist stets gut;
Wird Euch auch das Leben öd und stille:
Fasset wieder frischen Lebensmuth.

Kurz ist ja des Pilgers Erdenwallen,
Richtet sich nach Gottes weisem Plan:
Aber wenn die dunkeln Schleier fallen,
Bricht ein ew'ger Frühlingsmorgen an.
Aufgetaucht ist aus des Sees Fluthen
Euer Sohn zu diesem Morgenlicht;
Wiedersehen werdet Ihr den Guten,
Diese schöne Hoffnung trügt Euch nicht.

Gebt, Ihr Freunde, Euern Freund dem Staube —
Handelt wie er, bieder, treu und gut.
Zu ihm zieht Euch, tröstend, ja der Glaube;
Darum fasset frischen Lebensmuth.
Und wenn einst an der ersehnten Grenze
Euer Dasein feiernd niedersinkt,
Dann begrüßt ihn froh im ew'gen Lenze,
Wo sein Geist den Quell des Lebens trinkt.

— Appenzellische Straf- und Zivilrechtspflege. Ein Zimmergeselle in Speicher, der auf öffentlicher Straße einen dortigen Bewohner mit unbewehrter Hand angriff und schlug, wurde 10 fl., und eben so viel zwei Andere zusammen, welche dem Handel zusahen, ohne zu wehren, gestraft.

Unzucht im Rückfall hatten zwei Verliebte, die sich nicht heirathen dürfen, jedes mit 20 fl. zu büßen.

Betrug im Werth von 4 fl. wurde an einem Metzger in Walzenhausen mit einer Geldbuße von 10 fl. bestraft, und nur 2 fl. weniger wurde Derjenige gebüßt, der von diesem Betrug Kenntniß hatte, die Anzeige aber bei Behörde unterließ und auch bei eingetretener Untersuchung die Wahrheit zu unterdrücken suchte.

Unterlassene Anzeige von der Krankheit eines mit der Maul- und Klauenseuche behafteten Stück Viehes hatte ein Heidener mit 10 fl. zu büßen. Ebensoviel kostete es Einen, daß er am Tage der Schatzung vom Hause wegging.

Ein Landmann, der von einem andern einen Hacken und ein Thürschloß gekauft hatte, wovon er vermuthen konnte, daß sie gestohlen worden seien, wurde 3 fl. gebüßt, und ebensoviel auch ein Vernecker, der ohne Patent hausirte.

Ein Bewohner Walds wurde für grobe Mißhandlung seiner Kinder um 12 fl. gestraft, Einer in Wolfhalden wegen Mißhandlung des 2¼ Jahr alten Kindes seines Nachbarn um 8 fl., Einer in Hundwil, der einem Weibsbild einen derben Stoß gab, um 10 fl., und Einer im Wald wegen Angriff 5 fl.

— Montag den 10. dieses Monats, um die Mittagsstunde brannte das Haus des Küfers Soland in Stüßlingen ab. Er war eben mit einem Fasse beschäftigt, als ihm ein Knabe aus einem Nachbarhause zurief, sein Haus brenne. In kurzer Zeit war das ganze mit Stroh gedeckte Haus in hochauflodernder Flamme. Fast der ganze Hausrath, eichene Fässer, Laden, ein Kalb, ein gemästetes Schwein und zwei Ziegen wurden ein Raub der alles verzehrenden Flamme. Eine Kuh konnte nur mit größter Noth gerettet werden. Nur der angestrengten Hilfe des herzuströmenden Volkes ist es zu danken, daß die nahestehenden Häuser gerettet wurden. Besonders haben sich Paulus Mauderli, Zimmermeister, Urs Josef von Däniken, Lehrer, Jakob Bieber, Schmied, und J. Hartmann mit vieler Umsicht und Gewandtheit ausgezeichnet.

— Am 17. Nachts halb 11 Uhr brannte es wieder einige Stunden südöstlich von Solothurn über Herzogenbuchsee hinaus. Kaum hatte die Feuerglocke ertönt, als die Feuerspritzen durch die Straßen rasselten. Diese Raschheit verdient alles Lob; eben so schnell war die Truppe in der Kaserne auf den Beinen und schickte sich nach französischer Manier zu Schutz und Hilfe an.

— Am 15. Juni. Morgens ungefähr halb 1 Uhr brach in Muhren Feuer aus, das die zwei Häuser der Gebrüder Moriz, Marenjoggis Söhne, dem Boden eben machte. Es ergab sich, daß Effekten in das Haus eines andern Bruders geflüchtet, theils in Fässer gepackt, theils sonst im Heustock verborgen waren, worauf sogleich zwei Gebrüder und die Frau des Beschädigten arretirt wurden, welch letztere die That bekannte.

— Im Solothurner Steinbruche von Rust und Baumann ist dieser Tage wieder eine merkwürdige Versteinerung entdeckt, mit gehöriger Sorgfalt behandelt und ans Museum eingeliefert worden.

Schon seit vielen Jahren wurden in unsern Steinbrüchen häufig einzelne Zähne von einem unbekannten, krokodilartigen Thiere gefunden; vor 4 Jahren endlich gelangt man durch den Eifer des Hrn. Vargezi zu einem vollkommen erhaltenen, drei Fuß langen Unterkiefer mit Zähnen, und einige Zeit später wurden durch Prof. Hugi's Bemühungen Schenkel- und Backenknochen neben Zähnen von gleichem Thiere aus dem Steine herausgemeiselt. Die Forscher erklärten diese Reste nicht nur einer gänzlich neuen Art, sondern einer ganz neuen Familie angehörend. Das jetzt entdeckte ist eine neue Art der gleichen Gattung mit ausgezeichnet verschiedenen Charakteren, vorzüglich in der Theilung der Unterkieferknochen. Beide erwähnte Thiere hatten eine Länge von etwa 30 Fuß, das eine war aber wohl dreimal gewaltiger.

— Zu Brieg passirte letzthin ein Haufe von hundert bis hundertfünfzig Bauern, die mit Gabeln, Sensen, Knütteln bewaffnet waren, die Musterung vor einem der Tonangeber des Oberwallis. Die gereizte Mannschaft war bereit, sogleich nach Sitten zu marschiren und diese Stadt von Grund aus zu vertilgen. Obgleich dergleichen Erscheinungen nichts als ein Komödienspiel sind, um auf die eidgenössischen Kommissarien sowohl als die kriegsscheuen Spießbürger der Residenz zu wirken, so thun doch die Unterwalliser gut, nach den Zündpfannen zu sehen. Die Oberwalliser Bauern könnten am Ende glauben, es sei ihren Führern Ernst mit der Religionsgefahr und in ihrer Ehrlichkeit könnten sie weiter gehen, als es den P.H. Stockalper und Consorten selbst erwünscht wäre.

— Ein junger Studiosus aus dem Kt. St. Gallen fand in Schwyz mehr Gefallen an dem hübschen jungen Weibchen eines dasigen Fürsprechs, als am Studio, und wurde deßwegen von den Jesuiten excludirt. Was nun anfangen? Das Weibchen, eine treffliche Sängerin, er auch Musikus, also hinaus mit einander in die Welt, das Leben durchzusingen, so lange es gehen mag. Unter Regenströmen, Blitz und Donner geschah die Flucht, aber das Wetter war gar zu schlecht, der See zu stürmisch und die Luft zum Ausruhen groß; daher ward in jugendlichem Leichtsinn schon in Brunnen übernachtet, und erst Tags darauf den See nach Uri hinein gefahren, aber o weh! auf dem Dampfschiff kamen schon die Verfolger, und waren in Flüelen, bevor die Flüchtlinge ans Land stießen, und nöthigten die Schiffleute, mit den-

selben sogleich wieder umzukehren. Ja, in der Hast des Diensteifers hat der schwyzerische Polizeidiener nicht einmal nöthig gefunden, die hiesige Polizei von seinem Auftrag in Kenntniß zu setzen, und am Gestade in Fluelen scheint Niemand gewesen zu sein, der demselben seinen unbefugten Schritt gewehrt hätte.

— In Affeltrangen, K. Thurgau, ereignete sich der sonderbare Fall, daß sich ein 14jähriger Knabe, eine vater- und mutterlose Waise, an einem Baume erhängte.

— Montags vor Mitternacht brannte in Riedern, Gemeinde Morschwil, das Wirthshaus zur Sonne nebst 4 andern Häusern und 3 Scheunen ab. Mit Noth konnten in einigen Häusern die nakten Kinder aus den Fenstern geboten werden. Es verbrannte viel neu Futter.

— Der ehrwürdige Priester Aloys Fuchs von St. Gallen ist wieder in priesterliche Ehren, deren er durch einen Frevelspruch von Chur beraubt worden war, eingesetzt.

— Bernerblätter geben in Programmen den Hergang des Laupenfestes und rufen zur eifrigen Theilnahme auf.

Ausland.

— Der ungarische Reichstag, der am 6. Juni mit großer Feierlichkeit eröffnet wurde, gewinnt diesmal für die deutsche Welt, welcher sonst die inneren Interessen Ungarn's ziemlich fern liegen, eine außerordentliche Bedeutung. Nicht die zu berathenden Gegenstände sind es jedoch, welche ihm diese Bedeutung geben, sondern das kräftige und zugleich milde Benehmen des Kaisers; mild deßhalb, weil er den wegen Hochverrath verurtheilten Baron Wesselenyi vollständig begnadigt hat; kräftig aber deshalb, weil er, der Kaiser, vor dem gesammten Europa ausgesprochen hat, „daß den Bischöfen Ungarns die gemessenste Weisung ertheilt worden sei, in Betreff der gemischten Ehen die Gesetze des Königreichs zu befolgen.“ Diesen wichtigen Worten, in welchen klar und deutlich die Stellung angedeutet ist, die das Kaiserhaus Oestreich der Kirche gegenüber einnimmt, hat aber der Kaiser noch die Versicherung beigefügt, daß seine treuen Ungarn an ihrer Gewissensfreiheit nicht gekränkt werden sollen. Dies kaiserliche Wort gilt aber wie für Ungarn, so für alle östreichischen Staaten, und damit sind dann diejenigen, welche so viel über östreichische Unduldsamkeit in religiösen Dingen geschrieben haben und noch schreiben, geschlagen. „Wenn im ganzen Reiche nicht mehr Treu und Glauben zu finden sind (sagte einst Karl V.), so soll es bei'm Kaiser gefunden werden.“ Auf demselben Kaiserthrone sitzt aber jetzt Ferdinand I. —

— Den deutschen Rübenzucker-Fabriken hat der Vertrag mit Holland den Todesstoß gegeben, und sie werden allmählig den Weg alles Fleisches gehen. Kann das Unglück Anderer dem eigenen Trost bieten, so mögen die deutschen Rübenzucker-Fabrikanten auf ihre Kollegen in Frankreich blicken. Diesen geht es nicht besser, weil der Zoll auf Rohrzucker aus den Kolonien vermindert ist, während der inländische Rübenzucker 30 Proc. Steuer zahlen muß. Viele Landleute, die Runkelrüben gebaut haben, müssen, aus Mangel an Absatz, dieselben zu Viehfutter verwenden. —

— Schon öfters ward des blutigen Kampfes erwähnt, den die Freistaaten in Florida gegen den indianischen Stamm der Semi-nolen geführt. Dieser Kampf hat Millionen über Millionen Dollars gekostet und Menschenblut ist dabei in Strömen geflossen. Dennoch haben die Unionsstaaten nichts gewonnen, als die Ueberzeugung, daß sie nichts gewinnen können, und deßhalb haben sie mit den Seminolen Frieden geschlossen und wollen sie aus dem Lande ihrer Väter nicht vertreiben. —

— Daß die Preßfreiheit auf Malta den italienischen Staaten im höchsten Grade ärgerlich ist und sein muß, ward schon oft bemerkt. Jetzt werden aber auch die kirchlichen Zustände, besonders Roms angegriffen, wie denn in neuester Zeit eine der maltesischen Zeitschriften Aufsätze enthält, in welchem interessante Parallelen zwischen den katholischen und protestantischen Ländern gezogen werden. Man zeigt darin, daß die katholischen Länder mit den protestantischen keine Vergleichung aushalten können, daß aber unter den katholischen gerade der Kirchenstaat am schlechtesten beschaffen sei. —

— Englische Blätter theilen mit, neulich habe ein sehr ernster Quäker aus der Provinz sich über die Königin also ausgesprochen: Als die Königin zum Festmahle nach der City fuhr, überraschte mich ihr liebenswürdiges Aussehen und ihr unschuldiges und doch würdevolles Benehmen so sehr, daß ich unwillkührlich an meinen Hut griff und ihn abnahm.“ — Mehr kann man in der That von einem Quäker nicht verlangen. —

— In Paris sind, wie man wissen will, auf Befehl des Polizeipräfekten bei sämmtlichen Theatern Nachsuchungen angestellt worden, um die Zahl der Feuergewehre auszumitteln und sie vor und nach dem Schauspiel außer Stand zu setzen. —

— Als im verflossenen Jahre der alte Soult von den Engländern förmlich auf Händen getragen wurde, sprach man davon, der graue Krieger werde sich die sterblichen Ueberreste Napoleons ausbitten. Ob er den Wunsch ausgesprochen hat und ob er ihm abgeschlagen worden, weiß man nicht, aber so viel weiß man, daß gerade jetzt in der franz. Deputirtenkammer eine Petition, Napoleon's Asche von St. Helena unter die Pariser Vendome-Säule an Soult als Conseil-Präsidenten gewiesen worden ist, so daß der Marschall nunmehr im Namen des Volks seine Bitte wiederholen kann, auf die das großmüthige Britannien hoffentlich eingehen wird. —

— Die Jämmerlichkeit der gegenwärtigen Zustände von Frankreich zeigt sich nirgends in einem klareren Lichte als in Sachen der Eisenbahnen. Kleine unbedeutende Strecken von Paris nach St. Germain, von Montbelliard nach Cette u. s. w. sind fertig, und die von Paris nach Versailles auf dem rechten Ufer wird nächstens eröffnet werden. Die auf dem linken Ufer der Seine, nachdem sie das Doppelte der veranschlagten Summe gekostet, mußte ihre Arbeiten einstellen, weil die Actionäre nicht mehr nachzahlen wollten oder konnten. Noch sind 5 Millionen erforderlich, um das Werk herzustellen. Regierung und Kammern, welche sich vorzuwerfen haben, zwei Eisenbahnen zwischen Paris und Versailles zu gleicher Zeit concessionirt, die Kosten derselben erst gering angeschlagen, und dann den Kompagnien Bedingungen gestellt zu haben, wodurch diese Kosten verdreifacht wurden, sind nun von den Actionären dieser Bahn angegangen worden, ein Kapital von 5 Millionen (à 3½ Procent Interesse) zur Vollendung des Unternehmens herzuschießen. Die Regierung, im Be-

wußtsein der früheren Mißgriffe, iſt darauf eingegangen, und Hr. Dufaure, Miniſter der öffentlichen Arbeiten, hat einen dahin abzielenden Geſetzesentwurf in die Kammer gebracht, der aber mit vielem Murren aufgenommen worden, was ſchon ein bedenkliches Zeichen iſt.“

— Es verbreitete ſich heute in der City das Gerücht, daß das Zollhaus in Vera-Cruz durch Feuer vernichtet und dadurch ein Schaden an Waaren veranlaßt worden ſei, der auf 60,000 Pfd. Strl. berechnet werde. Ein franz. Handlungshaus ſoll hauptſächlich bei dieſem Unglück betheiligt ſeyn.

— Vor einer Schenke in London ſieht man jetzt ein prachtvoll vergoldetes Faß, auf welchem die Inſchrift ſteht: Hier iſt der Königin Victoria königlicher Schnaps zu haben, das Quart für 5 Pence.

— Der „Globe“ zeigt an, daß ein königlicher Kreuzer ein ruſſiſches Sklavenſchiff gekapert habe und letzteres bereits in den Hafen von Portsmouth gebracht worden ſei.

— Privatſchreiben aus Conſtantinopel ſprechen von einem bedeutenden Ausbruch der Peſt in Syrien. Man iſt dort ſehr beſorgt, daß die Peſt noch vor Herſtellung des Sanitätskordons eingeſchleppt werde.

— In Yorkſhire lebt ein 62jähriger Mann, der ſeit den letzten 30 Jahren ſeines Lebens ununterbrochen im Bette ſich befindet, ohne daß er krank oder lahm war. Er hält täglich ſeine vier Mahlzeiten und ſpricht nie ein Wort. Dieſes ſonderbare Benehmen iſt Urſache, daß er nicht über ein beträchtliches von ſeinem Vater ererbtes Vermögen frei verfügen darf.

— Die Journale aus Luiſiana melden, daß das Dampfſchiff „Georges Collier“ auf ſeiner Fahrt von Neu-Orleans nach St. Louis (Miſſouri) auf dem Fluß, 80 Meilen von Natcherz, zerplatzte. Da dieſe Unfall um 1 Uhr des Morgens Statt hatte, während alle Paſſagiere ſchliefen, ſo wurden 26 Perſonen getödtet. 45 Individuen wurden verwundet. Der heftige Bruch des Stempels in mehrere Stücke hat die Zerreißung der Walze, und ihr zufolge die faſt gänzliche Zerſchlagung der Maſchine bewirkt. Man ſagt, daß die Wirkungen dieſes bedauerlichen Ereigniſſes nicht ſowohl dem Unverſtande der Mechaniker, als der ſchlechten Einrichtung der Maſchine zugeſchrieben werden müßten.

— Im ſächſiſchen Erzgebirge und im Voigtland hat ein Gewitter mit Wolkenbruch am 28. Mai Abends (wo gleichzeitig auch in Nürnberg und andern Orten heftige Regengüſſe Statt fanden) großen Schaden angerichtet. Bei Zwickau wurde die 30 Ellen lange, mit zwei Bogen verſehene ſteinerne Brücke auf der Chauſſee nach Altenburg weggeriſſen, und die Chauſſee dann durchbrochen, ſo daß die Paſſage gehemmt iſt. In Reichenbach, das ſich kaum von der Feuersbrunſt vor ſechs Jahren erholte, wurden die Vorſtädte überſchwemmt, gegen 60 Häuſer beſchädigt, mehrere zerſtört, und vier Menſchen verloren das Leben. Aehnliche traurige Nachrichten gehen aus Waldheim, Penig ꝛc. ein; überall wurden die Fluren und Felder hart mitgenommen.

— Aus Schleſien ertönen jetzt vielfache Klagen wegen des Wollmarkts zu Breslau, und wegen der Zinsherabſetzung der Pfandbriefe der ſchleſiſchen Landſchaft. Dieſe Herabſetzung iſt ſo angeordnet, daß Pfandbriefe über 100 Thlr. ⅓ Procent, die unter 100 Thlr. ⅓ Procent verlieren, wer ſich aber dieſen Verluſt nicht gefallen laſſen will, der kann ſein Geld baar erhalten und mag dann zuſehen, wie er es anbringt. Wer kein Geld hat, der kämpft mit Sorgen, und wer viel Geld hat, den drücken die Sorgen auch, denn er möchte es gern ſicher ausleihen. Die ſchleſiſche Landſchaft als moraliſcher Körper betrachtet, iſt nun eine zwar ganz ſichere Perſon, aber eben dieſe Perſon geht bei den Schulden, die ſie macht, viel zu ſicher, denn ſie läßt es ſich von ihren Gläubigern ſchriftlich geben, daß dieſe ihr Geld nicht wieder haben wollen. Dies iſt ſo zu verſtehen: wenn Jemand der Landſchaft ſein Geld läßt und dafür einen Pfandbrief nimmt, ſo ſteht auf dieſem Pfandbriefe folgende Bemerkung: „Dieſer Pfandbrief trägt 3½ (oder 3⅓) Proc. Zinſen, und kann von dem Inhaber nicht gekündigt werden.“ — Hingegen kann die Landſchaft Jedem ſein Kapital kündigen, und auf dieſe Weiſe iſt ſie als Schuldnerin im Vorzug, ein Verhältniß, was in der That ſehr ſelten vorkommt. Man iſt höchſt unzufrieden über dies Manöver, denn da man aus Erfahrung weiß, daß Papiergeld und beſonders Pfandbriefe durch irgend ein unglückliches Ereigniß allen oder doch den größten Theil ihres Werthes verlieren: ſo ſieht man gar kein Mittel, durch welches bei ungünſtigen Umſtänden von der ſchleſiſchen Landſchaft das Geld wieder zu erlangen wäre.

— Sechzig Stunden weſtwärts von Valparaiſo in Südamerika iſt plötzlich unter den Augen vieler Zuſchauer, und unter außerordentlichen Nebenumſtänden eine Gruppe von kleinen Bergen, deren höchſter circa 400 Fuß über die Meeresfläche hervorragt, aus Meeresgrund heraufgetaucht.

— Am 15. Morgens 9 Uhr hat ſich die Schildwache vor dem Pulvermagazin in Ulm wegen einem Liebeshandel erſchoſſen.

— Die im Winter von der Sanitätskommiſſion des Kantons Glarus angeordnete Viehſperre erzeigt ſich nun nicht blos für nutz- und zwecklos, ſondern ſogar als verderblich. Beinahe in allen Gemeinden zeigt ſich die Maul- und Klauenſeuche, und ihr Ausbruch ſelbſt auf den Alpen ſcheint unvermeidlich.

Anzeigen.

Warnung.

Da die Ehefrau des Unterzeichneten, Eliſabeth geb. Lüſcher, Friedensrichters Techler, von Muhen ſich erfrecht hat, auf den Namen ihres Mannes bei Krämern von ziemlich großem Belange Einkäufe zu machen, ſo wird hiemit ausdrücklich erklärt, daß Unterzeichneter für keine andern Schulden einzuſtehen gedenke, als die mit ſeiner beſtimmten Einwilligung kontrahirt worden ſind, daher ſich jedermann hüten mag, der Eliſabeth Lüſcher etwas auf Borg anzuvertrauen.

Kölliken den 17. Juni 1839.

Rudolf Lüſcher Jochemen.

Möchte der Wohlehrwürdige Herr Muggle den Sinn vom Herz-Jeſu-Feſt nicht nur in der Kirche zu Zeiten, ſondern auch außer derſelben exerzieren; dieſes iſt geboten, jenes verboten, ſo gut als das Agathafeſt! N'est-ce-pas, raboteur de prêtres? —

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau.

No. 26. 28. Juni 1839.

Das Alpenhorn,

ein Volksblatt

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Zweiter Jahrgang.

Daß hinter vielem Geschwätz Nichts sei, heißt's täglich; doch gilt nur Marktschreierei.
Die Nachwelt, an weisen Sprüchen so reich, bleibt immer in Thorheit der Vorwelt gleich.

Vergänglichkeit.

Der Zeiten Strom reißt fluthend mich dahin
Und Alles sinkt in's finstre Grab hinunter:
Die Glocke schlägt und — meine Stunden flieh'n,
Bald schwarzumnachtet, heiter bald und munter.

Die Sonne steigt im Purpurglanze auf
Und lichtet an dem Sternensaum den Schleier:
Der Pilger wallet auf des Pfades Lauf
Zu hehrer Freude und des Lebens Feier.

Der Schein erblaßt: aus Westen steigt die Nacht
Im Ungewitter zu der Erde nieder:
Zersplittert liegt des eiteln Thoren Macht, —
Der treuen Hände Fleiß, des Landes Güter.

Der Fluthen Macht rast fürchterlich daher,
Manch lebend Wesen sinkt in Schlund und Klüfte;
Der Jammer naht und lastet zentnerschwer,
Und Klagetöne dringen durch die Lüfte.

Der harte Tod klopft an mit kalter Hand
In dem Palast wie in des Armen Hütte,
Zerreißet grausam — ach! das schönste Band —
Umsonst, daß ich um Aufschub fleh' und bitte!

Wer gibt mir Licht in aller Zeiten Nacht?
Wer reicht mir sichern Stab in Wetterstürmen?
Wer hält mich, wenn des Erdballs Axe kracht,
Wer wird mich rettend führen, schützen, schirmen?

Wer ist der Geist, der seine Hand mir leiht,
Wann Menschenhilfe nicht zum Trost erscheinet?
Wer heilt die Brust bei tiefem Herzeleid,
Wo der Bedrängte ganz verlassen weinet?

Mein Gott ist's, der der Welten Bahnen lenkt,
Gott, der allein im Sternensaale thronet,
Der jedem Wesen frohes Dasein schenkt,
Mit Fried' und Ruhe dem Gerechten lohnet!

Der Erde Kronen welken einst dahin;
Ein höh'res Kleinod winkt in jenen Fernen!
Nach diesem reinen Frieden will ich zieh'n,
Der ewig blüht auf unbekannten Sternen!

Edle Sühnung.

Zu Siena, derjenigen unter den Städten Tusciens, welche am längsten ihre Freiheit gegen die Herrschaft der Mediziier behauptete, lebten gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts die beiden alten Geschlechter der Montanini und Salimbeni. Seit mehrern Generationen waltete Erbfeindschaft unter ihren Gliedern, weil einst ein Salimbeni auf einer Schweinsjagd unvorsichtiger Weise durch einen Montanini getödtet worden war; Fehden, lange und mit Erbitterung geführt, hatten die Montanini tief herabgebracht, ihre Besitzungen waren geraubt oder eingezogen worden, und von dem einst so mächtigen Hause waren nur noch ein Bruder und eine Schwester übrig. Karlo und Angelika, die einzigen Kinder von Thomas Montanini, lebten auf einem kleinen Gut im Strovathale, kaum 1000 Florinen an Werth, und mußten alle ihre Ausgaben auf den Ertrag dieser kleinen Besitzung beschränken, die ihnen allein noch von der reichen Habe ihrer Väter geblieben war. Ein Nachbar wünschte sich das kleine Gut zuzueignen, um damit seine Besitzungen zu runden. Er war Plebejer, aber von großem Einfluß auf die Signoria in Siena, und gehörte zu jener bürgerlichen Oligarchie, welche, eifersüchtig und mißtrauisch auf ihre kaum erlangte Macht, unter Führung der Salimbeni im Jahr 1390 die Herrschaft ihrer Vaterstadt an sich gerissen hatte, und die man ohne große Gefahr nicht beleidigen durfte. Karlo Montanini verweigerte, aus Liebe zu seiner Schwester, wiederholt und standhaft dem Nachbar den Verkauf dieses Gutes; er war entschlossen, es für Angelika aufzubewahren, um diese mit noch andern Besitzungen als mit ihrer unbefleckten Tugend und seltenen Schönheit ausstatten zu können.

Damals war ganz Italien in zwei Parteien getheilt: die der Guelfen und Gibellinen. Als diese Namen anfingen bekannt zu werden, bezeichnete Ersterer die Anhänger des Papstes, Letzterer jene des

hohenſtaufiſchen Kaiſers. Längſt aber hatten ſie durch den manigfaltigen Wechſel dieſe Bedeutung verloren, und waren zu einfachen Parteinamen geworden. In Siena nannten ſich die Anhänger des Adels Guelfen, jene des Volkes Gibellinen. Der Nachbar nun, um ſich an Karlo zu rächen und ihn zur Abtretung des gewünſchten Gutes zu zwingen, beſchuldigte ihn bei der Signoria des geheimen Einverſtändniſſes mit den vertriebenen Guelfen und einer Verſchwörung gegen die Salimbeni und das Volksregiment. Der erbliche Haß dieſer beiden Familien gab der Anklage Wahrſcheinlichkeit, und der Kredit des Angebers unterſtützte dieſelbe. Karlo wurde zur Enthauptung verurtheilt, zugleich aber mit ſcheinbarer Milde beigefügt, daß er ſein Leben durch Erlegung einer Buße von 1000 Florins binnen 15 Tagen löſen könne. Aber die Habſucht des falſchen Anklägers ward getäuſcht. Montanini beſchloß, lieber in ſeinem Kerker den Tod zu erwarten, als durch den Verkauf des väterlichen Erbgutes ſich zu retten, ſeine Schweſter aber in die äußerſte Armuth zu ſtürzen. Er wies jeden Vorſchlag dieſer Art ſtandhaft zurück, und da auch einige mütterliche Verwandte nicht wagten, ihm zu helfen, um nicht der Mitſchuld verdächtig zu werden, blieb ihm weiter keine Hoffnung übrig. Die Frauen allein beſuchten jeden Tag Angelika, um ſie zu tröſten und mit ihr zu weinen.

Am Morgen des fünfzehnten Tages ritt Anſelmo Salimbeni am Hauſe der Montanini vorüber, ſah die Frauen in Thränen und hörte von ihnen das traurige Schickſal, das den letzten Sproß einer Familie bedrohte, die ſeit lange eine Feindin der ſeinen geweſen. Schon früher hatte er bei den öffentlichen Feierlichkeiten ſeiner Vaterſtadt und bei ihren täglichen Gängen zum Dome Angelika bemerkt, und ihre ausgezeichnete Schönheit bewundert, nie aber mit ihr noch ihrem Bruder ein Wort geſprochen, da die alte Feindſchaft ihrer Häuſer, und die in ihren Fehden gefloſſenen Blutſtröme ſtets aufs Neue ſein Gemüth wider die Montanini entflammten, und jede Annäherung hinderten. Jetzt aber ward Anſelmo von ſo tiefem Unglück im Innerſten ergriffen, vergaß allen Familienhaß, eilte zum Treſoriere der Signoria, erlegte die verlangte Buße, und ſandte ſogleich dem Kerkermeiſter Befehl, Karlo Montanini in Freiheit zu ſetzen. Dieſer, überraſcht, in dem Augenblicke, wo er den Ruf zum Schaffotte erwartete, die Kunde ſeiner Freiheit zu vernehmen, eilte in die Arme ſeiner Schweſter, die er gebadet in Thränen und in tiefſter Seelenangſt über ſein gräßliches Schickſal fand. Alle erſchöpften ſich in Muthmaßungen, und Niemand vermochte das Räthſel dieſer plötzlichen Freilaſſung zu erklären. Bald füllte ſich das Haus Montanini's mit Freunden und Verwandten, die ihn beglückwünſchten. Karlo glaubte unter ihnen ſeinen Retter ſuchen zu müſſen, und bezeigte jedem der Reihe nach ſeinen Dank, den aber alle erröthend und beſchämt zurückwieſen, indem ſie die Beweggründe und Vorwände erklärten, die ſie verhindert hätten, ſich thätig für ihn zu verwenden. Am folgenden Tage forderte Karlo Erklärung von dem Treſoriere, und da vernahm er denn, daß er Leben und Freiheit dem Sohne ſeines Erbfeindes verdanke.

Aller patriziſche Stolz erwachte in ſeiner Bruſt. Sollte er ein ſolches Geſchenk von dem Erbfeinde ſeines Hauſes annehmen? Aber wie konnte er es erwiedern oder zurückerſtatten? Dieſe Gedanken marterten ſeine Seele, bis er endlich glaubte, das einzige mögliche Mittel gefunden zu haben, ſich ſo einer drückenden Schuld zu entlaſten. Er trat vor Angelika und ſprach: „Theuerſte Schweſter, Du weißt, wie es ſtets meine einzige Sorge geweſen, die Ehre unſerer Familie und unſers Namens auch im tiefſten Unglück unbefleckt zu erhalten. Nun ſind wir aber durch die Fügung des Himmels in die tiefſte Schuld deſſen gerathen, der von jeher der Erbfeind unſers Hauſes geweſen. Er mußte es ſein, der uns die Ehre, mir das Leben erhielt. Was bleibt uns alſo übrig, gerade dieſe Ehre, dieſes Leben dem großmüthigen Feind zum Opfer zu bringen, da ich es um Nichts in der Welt über mich gewinnen könnte, ſein Schuldner zu bleiben.“ Erſtaunt blickte Angelika ihren Bruder an, und konnte lange den Sinn ſeiner Worte nicht faſſen. Als er ihr endlich klar geworden war, vermochten nur ſeine innigſten Bitten, ſeine ſtrengſten Befehle ihre Einwilligung zu erlangen, und ſie ſeinem Willen zu unterwerfen. Sie gab dieſe zugleich aber mit der beſtimmteſten Erklärung, daß ſie zwar ihre Freiheit zum Danke für die Rettung ihres Bruders opfern, und die Dienerin und Leibeigene des Mannes werden wolle, dem ſie gleich an Rang und Geburt geweſen; daß ſie aber auch im Stande der Knechtſchaft die Unbeflecktheit ihrer Ehre bis zum letzten Athemzuge bewahren werde.

Zwei Stunden nach Sonnenuntergang begaben ſich beide in die Wohnung Anſelmo's. Karlo begehrte dieſen allein zu ſprechen, und trat, Angelika an der Hand führend, zu ihm ein. „Euch,“ ſprach er, „Euch dankt meine Schweſter ihren Bruder und ihre Ehre. Hätte nicht ein grauſames Schickſal meine Familie mit äußerſter Erbitterung verfolgt, ſo würden wir beide uns jetzt in der Lage ſehen, unſern Dank, wenigſtens zum Theile erſtatten zu können. So aber bleibt uns nichts als unſere Leiber und unſere Seelen. Ihr habt ſie erkauft, ſie ſind Euer, wir überliefern ſie Eurer Großmuth und Eurem Erbarmen, ſchaltet darüber als mit Eurem Eigenthum. Schnell entfernte ſich Karlo nach dieſen Worten, und ließ ſeine Schweſter allein bei Salimbeni. Dieſer ergriff freundlich ihre Hand und begann Worte der Ermunterung und des Troſtes an ſie zu richten. Aber erſchreckt durch die Todesbläſſe und die Verzweiflung, die ſich in allen ihren Zügen malte, ließ er augenblicklich ihre Hand los und ſprach zu ihr in ehrerbietiger Verehrung: „Glaubt nicht, edles Fräulein, daß ich auf irgend eine Weiſe die Macht mißbrauchen werde, welche das Schickſal und die Gunſt des Augenblicks mir über Euch verleiht. Ich wäre des Ranges eines Edeln, ich wäre des Namens der Salimbeni, meiner erlauchten Ahnen unwürdig, wenn ich die lange Feindſchaft unſerer Häuſer an einem eben ſo ſchönen als unglücklichen Sproß des Euern rächen wollte, wenn ich auf dieſe Weiſe mir eine Summe vergelten ließe, die ich von meinem Ueberfluſſe zur Rettung Euers Bruders verwandte. Ihr, theuerſte Angelika, ſollt mich beſſer kennen lernen.“ Nun verließ er ſelbſt das Gemach, ließ die Frauen der Nachbarſchaft zu ſich rufen, und bat ſie, dem edeln Fräulein Geſellſchaft zu leiſten, das ſie bei ihm finden würden.

Schwer wäre es, die Gefühle zu ſchildern, die Angelika's Buſen bewegten. Sie, die längſt im Stillen ihre Neigung auf den edeln und ritterlichen Salimbeni gerichtet hatte, war deßhalb doppelt von dem Gedanken gemartert worden, daß gerade er es ſei, dem ſie ein ſo großes Opfer bringen ſollte. Darum ſtand auch in ihrer Seele der unabänderliche Entſchluß feſt, wenigſtens ſeiner Achtung werth zu bleiben, und lieber das werthloſe Leben als ihre Tugend hinzugeben. Mit welch' freudiger Ueberraſchung erfüllten ſie aber nun ſeine Worte. Gerettet war ihr theuerſtes Kleinod, ja ein ahnungs-

voller Blick zeigte ihr noch eine weit schönere Zukunft. Mit nicht minderm Erstaunen überraschte der Anblick Angelika's die eintretenden Frauen. Die Schüchternheit und das bescheidene Wesen der Jungfrau schlug zwar allen Verdacht nieder, die bekannte Feindseligkeit beider Familien machte ihnen aber doch ihre Erscheinung in diesem Hause unbegreiflich, und sie verloren sich schweigend in Muthmaßungen.

Anselmo hatte indessen alle seine Verwandte und alle Freunde seines Hauses zu sich laden lassen, die sich denn auch in großer Anzahl einfanden. Hierauf ließ er Angelika und die Frauen, die bei ihr waren, zu sich bitten. Als auch sie erschienen waren, bat er, mit Thränen in den Augen, seine Freunde, ihn zu begleiten, und ohne sich gegen irgend Jemand zu erklären, eilte er mit dem ganzen Geleite, dem seine Diener Pechfackeln vorantrugen, dem Hause Montaninis zu. Hier angekommen, ließ er Karlo bitten, zu ihm heranzusteigen. Er kam und fragte überrascht nach den Befehlen seines Herrn. Anselmo sprach: „Karlo, vor wenig Stunden kamst Du in mein Haus und batest, mich ohne Zeugen sprechen zu dürfen. Ich gewährte Deinen Wunsch, und auf das, was Du mir vorgetragen, bin ich nun mit diesem edeln Geleite hergekommen, Dir in Deinem Hause die Antwort zu sagen.“ Als sie nun insgesammt im Hause des Saales angekommen waren, fuhr Anselmo fort: „Hochgeborne, edle Damen, und Ihr ehrenwerthe, geliebte Mitbürger! Ich begreife wohl, daß Ihr dasjenige, was bis jetzt geschehen, mit Verwunderung bemerkt habt. So wisset denn, daß ich durch die Großherzigkeit Karlo's Montanini und durch die Tugenden seiner Schwester Angelika im innersten Herzen gerührt wurde. Schon lange haben die Schönheit, Sittsamkeit und Bescheidenheit dieser edeln Jungfrau den tiefsten Eindruck auf mich gemacht, ich fühlte, daß Niemand würdiger sei, reine Liebe einzuflößen und zu erwiedern als sie. Indeß unterdrückte ich meine Empfindungen; Niemand von Euch hat sie geahnet. Das Unglück, das Euch bedrohte, der Dienst, den der Himmel mich für würdig hielt, Euch leisten zu dürfen, hat meine Neigung entdeckt. Ihr, edler Karlo, wolltet diesen Freundschaftsdienst nicht unbelohnt lassen. Ihr fandet es unerträglich, dem Feinde Eures Hauses verpflichtet zu sein; und da das Schicksal Euch Euerer Güter beraubte, so kamt Ihr in später Dämmerungsstunde zu mir, und überliefert Euch und Euere Schwester meinen Händen; Euer Leben, Eure Ehre, Euere ganze Zukunft hingen von meinem Willen ab. Ist dem nicht also?“ Karlo neigte sich also und sprach: „Ja, Herr und Gebieter, wir und all das Unsere sind Euer.“ „Nun denn,“ entgegnete Anselmo, „ich nehme dies kostbare Geschenk an; aber meiner unwürdig wäre es, dasselbe ohne gesetzliche Kraft zu besitzen. Ist es Euch also genehm, so wähle ich, in Gegenwart all dieser Edeln, Angelika Montanini zu meiner Gemahlin; ihr Bruder Karlo eile als Schwager in meine Arme; und von diesem Augenblicke an sei all mein Vermögen unsere gemeinsame Habe.“

Die Vermählung ward sogleich mit großer Pracht gefeiert; Karlo's Proceß aufs Neue durchgesehen; die Ungerechtigkeit erkannt, der er hätte geopfert werden sollen, und die Signoria stellte ihm die bezahlte Buße und das Bürgerrecht wieder zurück. (N. Appenz. Z.)

Die Heiligsprechung.

Jegliche Erscheinung, welche den Geist der Massen aufzuregen im Stande ist, wird eben dadurch zur bedeutenden, und wird auf geschichtlichem Boden Wurzel schlagen, tiefere oder an der Oberfläche vergänglich hinrankende, je nachdem ihre Resultate mächtiger oder schwächer in die Folgezeit eingreifen. Eine solche Erscheinung ist jedenfalls auch eine Heiligsprechung, betrachte man sie aus dem Gesichtspunkte des strenggläubigen Katholiken, welcher in ihr eine neue Garantie für die Unfehlbarkeit seiner Dogmen findet, und mit frommer Begeisterung die Schaar der himmlischen Helfer sich mehren sieht, oder mit dem kälteren Auge des Protestanten, der bei dem Fest einen Blick zurück wirft in die Jahrhunderte, und in der Kanonisation jedenfalls ein Ereigniß sieht, für dessen Wiederholung ein Menschenleben zu kurz ist. — Ehe wir jedoch zur Beschreibung der Heiligsprechung selber schreiten, halten wir es für angemessen, in diesem ersten Abschnitt die erforderlichen Vorbereitungen namhaft zu machen.

In früherer Zeit stellte das Tribunal der Rota Romana eine strenge Prüfung der Thaten, Tugenden und Wunder der heilig zu Sprechenden an, überwies die Sache einem zweiten Tribunal, bestehend aus drei Cardinälen, einem Cardinalbischof, Priester und Diakonus, ehe der Papst im Consistorium das Votum der übrigen Cardinäle einholte, worauf in einem andern Consistorium nicht nur die Cardinäle, sondern auch die in Rom anwesenden Patriarchen, Erzbischöfe und Bischöfe ihre Stimmen abgaben. Sixtus V setzte 1587 eine besondere Congregazione de' Santi Riti ein, um über das Gewicht und die Wahrhaftigkeit der Wunderthaten zu entscheiden, für oder wider die Selig- und Heiligsprechung zu stimmen. Diese fällt ihr Urtheil, worauf in einer zweiten allgemeinen Congregation der h. Vater die schriftlichen Protestationen des Promotore della fede vernimmt, welcher einem Fiscal gleich seine Einwürfe vorbringt und entkräftigen läßt.

Eine Seligsprechung, welche nur ein Uebergang und eine Befähigung zur Heiligsprechung ist, beschränkt sich übrigens mehr auf die Erlaubniß des heil. Vaters, irgend einem Diener Gottes kirchliche Verehrung zu erweisen, während die Kanonisation das bestimmte Erkenntniß ist, daß der Heilige als solcher von der katholischen Kirche verehrt werden solle. Die Beatification erstreckt sich auf eine Stadt, Provinz oder geistlichen Orden, vorausgesetzt, daß der päpstliche Stuhl nicht jenem Cultus eine weitere Ausdehnung gestatte, während die Heiligsprechung die gesammte Kirche angeht. Nur nach zwei hinreichend beglaubigten Wundern, welche der Selige verrichtete, darf von der Beatification zur Kanonisation geschritten werden.

Nachdem die Congregation der h. Riten ihr Urtheil gefällt hat, wird die Angelegenheit zuerst im geheimen Consistorium, bei welchem nur die Kardinäle zugegen sind, sodann im öffentlichen Consistorium und endlich in einem halböffentlichen zur Sprache gebracht. Ehe der Ceremonienmeister das geheime Consistorium ansagt, vertheilt der Promotore della fede einen Auszug aus den Consistorialacten, in welchen die Thaten und Wunder der heilig zu sprechenden Seligen verhandelt worden sind. Dieselben Stücke werden späterhin an die Beisitzer des halböffentlichen Consistoriums vertheilt. Der heil. Vater erklärt hierauf der Versammlung der Cardinäle in einer Allocution, wie er den Wunsch hege, zu einer feierlichen Heiligsprechung zu schreiten. Der erste Cardinal der Congregation der h. Riten hält einen Vortrag über die Tugenden des ersten der zu Kanonisirenden, über die von ihm bewirkten Wunder und die deßhalb gepflogenen Verhandlungen. Hierauf befragt der Papst die Cardinäle um ihre

Meinung, wo dann ein jeder ſeine Stimme mit der Formel »placet« oder »non placet« abgibt. Wenn mehrere Selige heilig geſprochen werden ſollen, trägt der Cardinals-Präfect noch die zweite und folgenden Sachen vor, worauf die Cardinäle in obiger Form votiren. Nach Anhörung ſämmtlicher Relationen beauftragt der h. Vater die Conſiſtorialadvocaten, die Sache in den folgenden Conſiſtorien zu plaidiren.

Das nächſte öffentliche Conſiſtorium wird in der **Sala regia** des Vaticans abgehalten; der Papſt wohnt ihm **in pontificalibus** bei, im Purpurgewand, die Mitra von Goldſtoff auf dem Haupt. Die Cardinäle gehen voran, ihnen folgt das Kreuz, getragen vom letzten Auditor der Rota, dieſem der Papſt auf dem Tragſeſſel, während die Kammerherren mit den Fächern von Straußfedern (flabelli) ihm zur Seite ſtehen. Nach dem Handkuß der Cardinäle fordert der Oberceremonienmeiſter die Conſiſtorialadvocaten mit der Formel »**Accedant!**« auf, ſich den Stufen des Throns zu nähern. Dieſe treten heran, beugen das Knie, ſtellen ſich dann im Halbkreis auf, und plaidiren abwechſelnd, während der jedesmalige Redner in der Mitte ſteht und zum Schluß ſeines Vortrags den heil. Vater knieend um Heiligſprechung des bevorworteten Seligen bittet. Nach Beendigung der erſten Sache gibt der Oberceremonienmeiſter mit den Worten »**Dicat alter**« dem Zweiten das Zeichen zu reden u. ſ. w., bis der Letzte geſprochen hat, worauf ſämmtliche Advocaten des Conſiſtoriums niederknieen. Der heil. Vater läßt ihnen durch den **Segretario de' Brevi** antworten: die Angelegenheit ſei eine hochwichtige, und er ermahne ſie, Gott im Gebet um Erleuchtung anzuflehen, auf daß nach Anhörung der Meinungen in den folgenden Conſiſtorien der würdige Entſchluß gefaßt werden möge. Hierauf entfernen ſich die Advocaten, der Papſt ſteigt vom Thron, und wird in das Ornatzimmer zurückgetragen und entkleidet.

Mittlerweile hat der heil. Vater durch eine Ordonnanz des Cardinalvicarius die Gläubigen zu Gebeten, Faſten, zum Beſuch der Patriarchalbaſiliken, in welchen das Sacrament ausgeſtellt iſt, auffordern laſſen, und beſucht auch die genannten Kirchen in eigener Perſon, gefolgt vom heiligen Collegium. — Nunmehr werden die halböffentlichen Conſiſtorien, welche in der **Sala ducale** ſtattfinden, angekündigt; halböffentliche heißen ſie, weil dabei nicht nur die Cardinäle, ſondern auch die einberufenen Biſchöfe mitſtimmen, und die apoſtoliſchen Protonotarien, die älteſten zwei Auditoren der Rota, der **Promotore della fede**, die Ceremonienmeiſter des Papſtes und andere Würdenträger zugegen ſind. Der heil. Vater tritt, begleitet von zwei Diakonen, in den Saal, ertheilt den Cardinälen den Segen, beſteigt den Thron und befragt hierauf ſämmtliche anweſende Kirchenhäupter um ihre Meinungen in der Kanoniſationsangelegenheit. Die Aufgeforderten geben ihre Meinung ſchriftlich und mit Signatur ab. Der Cardinaldekan iſt der erſte Abſtimmende und lieſt nach der Begrüßung wie alle Cardinäle, ſein Votum ſitzend ab, die Patriarchen und Erzbiſchöfe ſtehend. Mit dem erſten derſelben erheben ſich ſämmtliche übrige und verharren in dieſer Stellung, bis der Letzte aus ihrer Mitte geredet hat. Dieſe Stimmen werden durch den Sekretär der Rota geſammelt, oder in deſſen Abweſenheit durch einen Ceremonienmeiſter. Für jede Angelegenheit wird beſonders abgeſtimmt, wie denn auch der Papſt für jeden Heiligen eine beſondere Allocution hält. Im letzten Conſiſtorium wird der Tag zur Heiligſprechung anberaumt. Nachdem in jedem dieſer halböffentlichen Conſiſtorien (ſind nämlich mehrere Candidaten der Kanoniſation vorhanden, ſo bedarf es wiederholter Verſammlungen) der Papſt zu reden aufgehört hat, trägt der laieende Fiscalprocurator bei den apoſtoliſchen Protonotarien darauf an, daß die Vota der Prälaten, die päpſtliche Allocution und überhaupt ſämmtliche Conſiſtorialacten zu Protokoll genommen werden möchten, worauf der älteſte Prälat jenes Collegiums mit »**conſiciemus**« erwiedert, und ſich an die beiden Kammerherren des Papſtes, welche an den Stufen des Throns ſitzen, wendend, ſie mit den Worten »**vobis testibus**« zu Zeugen aufruft.

Nachdem der Tag der Zeremonie anberaumt worden iſt, wird er durch ein Edict bekannt gemacht und für das laufende Jahr zum gebotenen Feſttage erklärt, wenn er es nicht ohnehin ſchon ſein ſollte. Schon früher hat der Papſt einen Prälaten ernannt, um gemeinſam mit den Poſtolatoren die Koſten zu reguliren, und in Verbindung mit den Ceremonienmeiſtern die erforderlichen Anordnungen zu treffen. Ebenſo ernennt auch der heil. Vater einen Cardinal zum Procurator der Kanoniſation, und dieſer iſt es, welcher während der Ceremonie an den päpſtlichen Thron tritt, um den entſcheidenden Ausſpruch zu erflehen.

Zu den materielleren Vorbereitungen der Feier gehört die Errichtung einer hölzernen Colonnade, welche ſich an die der Baſilica ſchließt und wie am Fronleichnamstage, rings um die Piazza Rusticucci führt. Ihre Pfeiler werden mit Lorber- und Myrtenzweigen umwunden und mit einem Leinwand-Baldachin überſpannt. Das Haupt- und die Kreuzſchiffe der Peterskirche ſind feſtlich decorirt, und ſämmtliche Pilaſter und Säulen mit Purpurdamaſt bekleidet, welcher wiederum mit Goldborten beſetzt iſt. Die Räume zwiſchen den Pilaſtern ſind mit vergoldeten Arabesken ausgefüllt. Zwiſchen den Bögen der Pfeiler hängen purpurfarbene, gelb und weiße Vorhänge mit Goldborten. Die letzte Draperie, die weiße, iſt mit nachgeahmten Hermelinverzierungen bedeckt. Ueber dem Haupteingange thront unter einem Baldachin und auf zwei purpurnen mit Goldſtreifen umwundenen Säulen (welche jedoch nur auf dieſen Tag berechnet ſind) das päpſtliche Wappen. Die Unterſchrift nennt die Namen der durch Gregor **XVI** zu Kanoniſirenden. Ueber den andern beiden Eingängen hängen zwei Wappenſchilde, in welchen die Embleme der fünf Orden, welchen die Seligen angehörten, verſchränkt ſind. Ueber jedem Pfeilerbogen hängt ein großer vergoldeter Kronleuchter mit Guirlanden von weißen Roſen, und an den Pilaſtern ſind zwei gleichfalls vergoldete Armleuchter über einander gebracht. Längs des Simſes ruhen goldene Kränze. An den vier Hauptpfeilern der Kuppel und in den Kreuzſchiffen hängen die koloſſalen bildlichen Darſtellungen der Wunder, welche die Heiligen vollbrachten, mit erläuternden Unterſchriften. Es ſind zehn Bilder, durchgängig nur Decorationsmalerei mit Leimfarben, auf denen die modernen Trachten der Geretteten oder Geheilten ſich etwas ſeltſam ausnehmen. Gemeſſener gehalten und ſorgfältiger ausgeführt ſind die fünf Banner der Heiligen, die zwiſchen acht mit Purpur-, Sammet- und Goldſtreifen bekleideten Pfeilern hängen und die Wand des Halbkreiſes hinter dem Hochaltar bilden, an welche ſich der Thron lehnt. Ueber dieſem thront das Bild der heil. Dreieinigkeit, und auf dem Sims des Halbzirkels Engelgeſtalten.

No. 26.

DAS POSTHÖRNCHEN

28. Juni 1839.

Eine Wochenschrift Gratis.

für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Diese Blätter, „**Alpenhorn** mit **Posthörnchen**“, sollen auch das künftige mit dem 1. nächstkünftigen Juli beginnende Halbjahr ihren verehrten Lesern wöchentlich allerlei Unterhaltendes und Belehrendes, so wie die interessantesten Neuigkeiten in kurz gefaßter, leicht verständlicher Sprache darbringen. Mit erneuertem Fleiße Scherz und Ernst in einem Topfe mengend, wird die Redaktion sich bestreben, das Angenehme so mit dem Nützlichen zu verbinden, daß diese Blätter dem Publikum immer eine unterhaltende Lektüre darbieten, zumal ihr wieder neue Hilfsquellen geöffnet sind. Der Tendenz angemessene, d. h. kurze bündige, das Publikum interessirende oder belustigende Mittheilungen werden mit Verschwiegenheit und Dank aufgenommen; Inserate gegen Vergütung von 2 Kreuzer per Zeile, diese jedoch nur unter Verantwortlichkeit des Einsenders. Von Seite der Expedition ist nun dafür gesorgt, daß sie künftig pünktlich alle Freitag an das Postamt, die Boten und Abonnenten abgeliefert werden. Das Abonnement bleibt, wie bisher, 7½ Batzen vierteljährlich, wofür sie auf allen löbl. Postämtern des Kantons Aargau, so wie bei der Expedition Nro. 626 auf dem Rain in Aarau bezogen werden können. Man bittet um zeitige Erneuerung des Abonnements, um nach der Zahl der Bestellungen die Auflage richten zu können.

Der flüchtige Adonis.

Die Kunst zu prellen besteht eigentlich nicht darin, arme Handwerker um ihren wohlverdienten Lohn, oder kleine Kaufleute um ihre anvertrauten Waaren zu betrügen, denn diese guten Leute sind gewohnt zu kreditiren; aber pfiffige große Herren, reiche Matadoren und überhaupt die vornehme Welt so recht am Gängelbande zu leiten ist eine reizende Aufgabe für einen gewandten Industrieritter.

Wenn einem sogenannten gemeinen Manne, obschon er redlich, arbeitsam und selbst nicht vermögenlos ist, von Manchem keine paar Thaler geliehen werden, ohne daß er Hab und Gut, Leib und Seel verpfände, so braucht es nur eines vornehmthuenden fremden Abentheurers, der so recht seinen Comment versteht, um die Kassen bei vielen Honoratioren für sich geöffnet zu finden. Man gibt solchen Leuten noch Feste, man hält sich beehrt, wenn sie nur das Geld annehmen, welches die schweizerische Gutmüthigkeit fremden Prellern aufdringt.

Ein solcher Abentheurer nun, hat seit einiger Zeit in Lalenburg, Krähwinkel und deren Umgebungen meisterhaft sein Wesen getrieben, und hat sehr kunstgerecht unsern hochweisen pfiffigen Herren zu seinen 2000 Fr. jährlichen Einkommens, noch bedeutende Summen aus ihren wohlverschlossenen eisernen Truhen zu locken gewußt. Er hat aber auch pfiffigen Wirthen, die sonst wohl kreiden können, noch das Wandkreiden musterhaft gelehrt; er hat aber endlich, und pfui der Schande! Schneider, Schuster, Modenhändler, Zuckerbäcker, Näherinnen, Barbierer und andere mit saurem Schweiße ihr Brod erwerbende Leute mehr, um ihr ausgelegtes Geld und ihren wohlverdienten Lohn betrogen.

Besonders aber hat sich unser Industrieritter bei dem schönen Geschlechte sehr zu insinuiren gewußt; er hat Frauen, Wittwen und Töchtern zugleich die niedlichen Köpfchen verrückt, und galt als besonderer Günstling. Dieser Günstling war nach der Damen eigenem Ausdruck, „das Muster aller Männervollkommenheiten“, das non plus ultra der Herren der Schöpfung, er war ein Adonis, wenn schon Gang und Haltung mehr die eines Schiffziehers waren.

Unsers Erachtens haben sich die Männer Glück zu wünschen, daß dieser Phönix seine Fittige nun anderwärts über das schöne Ge-

schlecht ausbreitet; denn wie leicht hätte es geschehen können, daß mancher zärtliche Ehegatte noch ein anderes Denkmal des Polen bekommen hätte, nebst der Erinnerung in seinem Kassabuch, obschon er jenes nicht so wie diese selber hätte wahrnehmen können.

Tagesbegebenheiten.

Schweiz.

— Letzten Montag war in Brugg Alt und Jung schon früh auf den Beinen, um der Eröffnung des aargauischen Kantonal-Freischießens beizuwohnen. Kaum hallte der Donner der Signal-Kanone durch die anmuthigen Gelände der Umgegend, als auch schon die Stutzer der Schützen zu knallen anfingen. Aus dem Aargau wie aus benachbarten Kantonen wurde das Auge von manchem buntflatternden Fähnlein ergötzt. Die Gabe der Regierung: ein von Gränicher in Aarau sauber und gut gearbeiteter Standstutzer mit der Inschrift „der Freiheit Lust und Schirm", machte guten Eindruck. — Weniger guten Eindruck macht im Volke das vom Großen Rath erlassene Schuldbetreibungsgesetz, welchem man es anmerkt, daß lauter Reiche in dieser Behörde sitzen, die des Landes Wohl nach eigenem Beutel beurtheilen; allerdings gebührt dem Gläubiger Schutz der Gesetze, aber auch dem Minderbegüterten gehört Schutz gegen Mißbräuche der Hartherzigkeit. Will man sich etwa dadurch Kredit im Auslande verschaffen, daß man sich selbst keinen vergönnt? Wie mancher Bürger, der noch ziemlich Vermögen hat, hat nicht immer gleich Baarschaft bei der Hand, zumal wenn sein Erwerb vom Kredit Anderer in Anspruch genommen ist.

— Der gewesene Notar Lienhard von Zofingen wurde diese Woche vor dem Wirthshaus zum Löwen in Schöftland mit zerschmettertem Kopfe liegend gefunden; er starb nach einer Stunde. Man vermuthet, er habe sich im Rausche zum Fenster hinaus gestürzt.

— Während im K. Bern besonders die Jugend mit unschuldiger Harmlosigkeit die Feier der Lauzener Schlacht beging, bereiten sich in verschiedenen Theilen des Landes nicht unbedeutende Gährungen zu baldigem Ausbruche. Während die Patrizier mit schlecht verhehltem Ingrimme sich in die Ohren flüstern: „was braucht der Pöbel einen Sieg sich anzueignen und zu feiern, den unsere Vorfahren erfochten haben?" setzt der große Rath aus Mißtrauen den Regierungsrath Steckmar ab, spricht man im Jura lauter von Trennung, veranstaltet man im Oberland Volksversammlungen und beschuldigt man die Regierung allgemein der Eigenmächtigkeit.

— Einen schauderhaften Beitrag zur Geschichte des Branntweinsaufens liefert ein kürzlich in der Gemeinde Köniz vorgekommenes Ergebniß. In einer dortigen Pintenwirthschaft war in Abwesenheit des Wirthes die Besorgung der Geschäfte einem 13jährigen Sohne anvertraut worden. Dieser gab zwei jüngern Knaben Branntwein zu trinken; der eine derselben, von ungefähr 6 Jahren, sonst vollkommen gesund und stark, starb in Folge des sogleich eingetretenen Rausches binnen 24 Stunden. Der Vorfall ist gegenwärtig angezeigt und wird gewiß nicht ungeahndet bleiben.

— Den 8. dies ereignete sich zu Enibois, Gemeinde Muriaux, folgender trauriger Vorfall: Die 15jährige Tochter des Viktor Frotdevaux von daselbst, hatte so eben ein Pferd auf die Weide geführt und das Seil der Halfter um die Hand gewickelt, als dieses, scheu geworden, den Reißaus nahm, das unglückliche Mädchen, das sich nicht geschwind genug losmachen konnte, mit sich fort schleifte, und furchtbar zerstümmelt in den Felsen todt liegen ließ; seine Kleider waren bis an das Hemd und einen Strumpf, gänzlich vom Leibe gerissen, in welchem traurigen Zustande dasselbe von dem patrouillirenden Landjäger gefunden wurde.

— Den 10. d., des Morgens, ward eine Frau Bähler, geb. Berger von Wattenwil, zu Blumenstein, in einem Kellerhals todt gefunden; sie sei den Abend vorher in betrunkenem Zustande von ihrem Tochtermann begleitet, dort vorbeigegangen und wahrscheinlich hinuntergefallen. Letzterer ist jedoch einstweilen in Verhaft.

— Den 11. d. ward bei Soncebo, ein 45 — 50 jähriger Mann aus der Schüß gezogen, der wahrscheinlich schon einige Tage im Wasser gelegen hatte.

— Am 8. Juni wollte Rudolf Ganz von Ysach, Amts Nidau, mit seiner Waare zu Berge ziehen. Angelangt auf den Höhen bei Bözingen, da wo hart neben der Straße erst stark abschüssig, dann senkrecht der Abgrund des Taubenloches tief hinunterführt zu den Felsen und Wassern der Scheuß, sprang ein 1½ jähriges Rind seitwärts, und stürzte in jähem Fall zum wenigsten 150 Schuh hinab in den Schlund. Dennoch, wie durch ein Wunder, blieb es am Leben, indem es gerade in ein tiefes Wasserbecken fiel. Aus der engen Felsenschlucht und dem Wasserstrom ward es mit vieler Mühe und Anstrengung durch eine Anzahl Männer herausgezogen, die im Drahtzug in Bözingen arbeiten.

— In der Gegend von Tramalingen und Corgemont hat kürzlich ein Wolf mehrere Schafe, Kälber und Füllen angefallen und zum Theil getödtet.

— Dieser Tage haben in Zürich wieder zwei Menschen beim Baden ihr Leben eingebüßt. Der sonst so liebliche See verschlingt im Angesichte der verjüngten Stadt Zürich immer neue Opfer. Endlich sollen die Stadt-Behörden Anstalten für die Errichtung eines sichern Badeplatzes treffen. Hoffentlich werden sie dieses nothwendige Unternehmen recht bald bewerkstelligen.

— (Gaster.) Montag den 17. d. M. nahm man von hier aus eine seltsame Lufterscheinung wahr. Es erhob sich nämlich im engen Thale hinter Glarus, Abends zirka 9 Uhr ein glänzendes Meteor von blutrothem Feuer, in der Form eines Zylinders, und in der Größe von zirka 10 Zoll Länge und 6 Zoll haltendem Durchmesser. Dieser glänzende Körper zog sich gegen Westen hin, indem er immmer höher anstieg und sich endlich im leichten Nebelflor als ein röthlicher Stern verlor. Die ganze Erscheinung dauerte über eine halbe Stunde und konnte von verschiedenen Seiten deutlich beobachtet und sicher verfolgt werden.

— Letzten Freitag Abends hat der älteste Sohn der Giftmischerin Buser in Niederschönthal seinem Leben durch einen Pistolenschuß in den Kopf ein Ende gemacht. Am Sonntag begrub man ihn auf dem Kirchhofe in Frenkendorf. Man vermuthet, er sei Mitwisser und Theilnehmer an dem Verbrechen seiner Mutter gewesen und dies sei der Grund seines Selbstmordes.

— **St. Gallen.** Montags vor Mitternacht brannte in Riedern, Gemeinde Mörschwil, das Wirthshaus zur Sonne nebst 4 andern Häusern und 3 Scheunen ab. Mit Noth konnten in einigen Häusern die nackten Kinder aus den Fenstern geboten werden. Es verbrannte viel neu Futter.

— In Arbon genossen zwei Kinder von dem schädlichen Saamen der Herbstzeitlose, sogenannte Hundsode (colchicum autumnale), in Folge dessen das eine, ein ¾ jähriges Mädchen, am folgenden Morgen eine Beute des Todes wurde; der etwas ältere Knabe ist wieder außer Gefahr.

— Aus dem K. St. Gallen kommen bedeutende Klagen, daß die Raupen großen Schaden in den Gärten und auf den Obstbäumen anrichten. Ein erfahrner Landwirth theilt zur Vertilgung der Raupen folgendes probate Rezept mit: „befestige an einer Stange einen Wisch von Stroh oder Lumpen mit Lauge von brauner Seife angefeuchtet und berühre damit die Aeste der Bäume, an denen sich Raupen gesammelt haben; sie werden sogleich todt herabfallen. Auf diese Weise kann ein Mann in einer halben Stunde an 100 große Obstbäume reinigen, und der ganze Aufwand kostet drei Kreuzer.

Ausland.

— Ein ungewöhnliches, unsere Sitten tief verletzendes Verbrechen lastet auf dem Todtengräber der Gemeinde Säckingen. Bald nachdem in vergangener Woche eine Frau Morgens 7 Uhr zur Erde bestattet war, wurde die Aufmerksamkeit einiger mit Ausbesserung des Kirchthurmes beschäftigter Maurer auf enes frische, noch nicht zugeworfene Grab hingezogen, indem sie sahen, wie die Leiche der Frau aus dem Sarge herausgehoben, an die Mauer des Kirchhofes gestellt, vom Kopf bis zu den Füßen ausgezogen und sodann dem Sarge wieder zurückgegeben wurde. Die That wurde den Gerichten verzeigt und der darüber einvernommene Todtengräber gestand ohne Weiteres, daß er seit manchen Jahren auf die Plünderung der Todten, denen bekanntlich nach katholischer Sitte die besten Kleidungsstücke und Ringe mit in's Grab gegeben werden, ausgegangen und die Särge der Kinder als Brennmaterial verbraucht habe. Die vorgenommene Haussuchung belegte seine Aussagen. Es wurden nicht nur aller Arten Kleider, sondern auch Haarzöpfe von Weibern, Fingerring u. dgl. bei ihm gefunden. Ja er ging sogar so weit, daß er kürzlich ohne Bedenken den Rock eines vor wenigen Wochen Beerdigten am Sonntag sich anzog.

— Zuweilen werden Petitionen an die Stände gerichtet, die bei'm besten Willen nicht in Erfüllung gehen können. So wurde am 17. Juni in der würtembergischen Abgeordnetenkammer die Petition mehrerer Gemeinden des Oberamts Cannstatt verlesen, die nichts anderes als den stillen Wunsch enthielt: die Stände möchten Maßregeln ergreifen, um den Verbrauch des Biers, also das Biertrinken, einzuschränken und das Weintrinken zu vermehren. — Die Deputirten sahen von vorne herein, daß diese Petition gar nicht zu berücksichtigen sei. —

— Am 9. Juni flog das vereinzelt stehende Laboratorium des Privatfeuerwerkers Böhm in Treptow bei Berlin in die Luft; zwei Arbeiter wurden, jedoch nicht gefährl.ch, verletzt. Nach ihrer Aussage entstand die Explosion dadurch, daß Leuchtkugeln, die der Sonne ausgesetzt waren, sich durch die Einwirkung der Sonnenstrahlen entzündeten.

— Der melancholische Anblick der Bajaderen, welche in Paris so großes Aufsehen erregt haben, füllt auch das Königsstädter Theater in Berlin; die Wohnung derselben in der Jägerstraß ist fast unausgesetzt von der Straßenjugend belagert, um etwa das bronzene Antlitz einer der Schönen von der Küste von Koromandel am Fenster zu erblicken. Der Professor des Sanscrit, Bopp, hatte bereits mehrere Unterredungen mit diesen Kindern Indiens.

— In den ersten vierzehn Tagen des Juni sind nicht weniger als 51 Fallimente zu Paris angezeigt worden. Drei derselben haben Passivbestände von einer halben Million Franken. —

— Nach der neuesten Pariser Mode tragen die Damen Pflastersteine als Putz. Ein gewisser Gaudin in Paris hat die Kunst erfunden, aus dem Sandstein des Straßenpflasters, den man bisher höchstens zum Fenstereinwerfen aufhob, sehr schöne weiße, feine und elastische Fäden, die wie Perlenmutter glänzen und ungemein stark sein sollen, zu ziehen. Diese Fäden werden nun mit Seide und andern Stoffen verwebt und daraus wunderschöne Kleidorstoffe und Tapeten gemacht.

— Alter Sitte getreu hat der Herzog von Wellington den Offizieren, welche unter ihm in der Schlacht von Waterloo kämpften, am 18. Juni wieder ein glänzendes Mittagsmahl in seinem Hause gegeben. Die Reihen dieser Veteranen lichten sich zwar mit jedem Jahre mehr, doch setzten sich noch 60 Gäste mit dem berühmten Helden zum Essen nieder.

— Die von der englischen Regierung niedergesetzte Commission in Irland, welche untersuchen soll, ob die Anlage von Eisenbahnen in Irland auf Kosten des Staats rathsam sei, spricht sich in ihrem Berichte auch über die Lage des irischen Volkes aus und nennt diese die elendeste, die es nur geben kann. „Jeder Einwohner (heißt es) sei Eigenthümer, aber auch Bettler. Brod ist bei ihnen eine Rarität, Milch ein Luxusgetränk, Fleisch unbekannt. Sie leben nur von Kartoffeln und zwar nur von der elendesten Sorte, die man vor Zeiten als Schweinefutter verachtete und die man jetzt den besseren Sorten vorzieht, weil sie mehr ausgibt und den Magen besser füllt. Die Erwachsenen gehen in Lumpen, die Kinder nackt u. s. w.“ —

— Das Sklavenschiff, das unter russischer Flagge neulich von Engländern genommen wurde, ist ein spanisches, von Spaniern bemanntes und von einem Florentiner Namens Bennados befehligtes Fahrzeug, das schon oft mit Sklaven beladen den atlantischen Ozean durchkreuzt, aber als ausgezeichneter Segler den englischen Kreuzern immer entgangen ist.

— Lady Flora Hastigs ist durch die ihr am Hof der Königin von England widerfahrenen Unbilden so tief beleidigt worden, daß sie jetzt krank darniederliegt und wahrscheinlich sterben wird.

— Die Landoner zoologische Gesellschaft ist von der ihr zugehörenden Girafe mit einem männlichen Jungen beschenkt worden, ein bisher in Europa unerhörter Fall.

— Man zerbrach sich in hohen und nicht hohen Cirkeln vor einiger Zeit die Köpfe, warum die belgische Regierung die Ratification des Friedensvertrags so sehr verzögerte. Jetzt weiß man den Grund, und er ist in seiner Art einzig. Als man nämlich auf das Ratifications-Document das große Staatssiegel drücken wollte,

geruhte dieses zu zerbrechen. Der „Belge“ unterläßt nicht, alterthümliche Ansichten hierbei laut werden zu lassen und meint, bei den Alten hätte man dies für ein böses Omen angesehen. —

— Die vollständige Entwaffnung Venloos sollte am 20. Juni vollendet sein. Die Einwohner haben sich der Wegnahme des Geschützes durch die belgische Besatzung widersetzt und mit Enthusiasmus die Orangenflagge aufgepflanzt, wobei das Haus des Bürgermeisters Bontems in Brand gesteckt worden ist. Am 21. Juni haben die belgischen Truppen den Platz geräumt.

— Ein Kammerfräulein des russischen Hofes soll 5518 Leibeigenen im Kirchdorfe Chatuni und den dazu gehörigen Orten gegen milde Verpflichtungen nicht nur die Freiheit, sondern auch gemeinschaftliche Grundstücke geschenkt haben.

— Die 40 jungen Leute, welche in Warschau wegen Verbreitung St. Simonistischer Tendenzen in Untersuchung waren, sind nun zum Strafdienste in den kaukasischen Distrikten verurtheilt. Auch in Kiew sind Strafurtheile über 115 der eingezogenen Verschwornen ergangen. Die Verurtheilten werden theils nach Sibirien, theils nach dem Kaukasus geschickt.

— Die serbische Verfassungs-Urkunde enthält im 21. und 22. §. die Pflichterfüllungen des Justizministers. Dieser ist nämlich zugleich Minister der Erziehung, und der Verbreitung der Wissenschaften, und soll demnach zuerst für die richtige Vollziehung der Urtheile sorgen, dann soll er alle Klagen annehmen, welche gegen die Richter eingereicht werden, sich von den Eigenschaften der Richter gründlich überzeugen, sich von drei zu drei Monaten einen Auszug von allen vorgekommenen und abgeurtheilten Prozessen während dieser Zeit vorlegen lassen, die Gefängnisse beaufsichtigen und für ihre Verbesserung bemüht sein; sich ferner mit der Bildung der Volkssitten, Einrichtung neuer Schulen, und mit dem Aneifern zum Erlernen nützlicher Wissenschaften befassen, und endlich die Spitäler und sonstigen Anstalten inspiciren und hierüber mit den Kirchenvorstehern einen Briefwechsel führen.

— Man hat in Albanien eine Verschwörung entdeckt, deren Haupträdelsführer bereits eingezogen sein sollen. Es sind Albanesen, die kürzlich aus dem Dienste Mehemed Ali's gekommen sind. Die Pforte soll sehr betroffen sein, da fast alle Truppen, auf die sie sich verlassen kann, in Asien stehen, und die Verschwornen mit hohen Beamten in Konstantinopel im Einverständnisse waren. — Die Pforte hat alle Kriegsschiffe, die zu ihrer Verfügung standen, ausrüsten lassen, und darauf so viel Landungstruppen gesetzt, als sie nur aufnehmen konnten. Der Sultan sei vom guten Ausgang seiner Sache überzeugt. Zugleich aber ist auch die ägyptische Flotte von Alexandrien ausgelaufen, um das Landen der türkischen Truppen zu verhindern. -- In Syrien sollen die Feindseligkeiten begonnen haben. Der Pascha verwandte auf diesen Punkt so viele Leute und Munition, als er nur aufbringen konnte.

— Der bekannte Ablaßkrämer Tetzel ging einmal mit der Wirthin seines Gasthofes eine Wette ein, daß er aus ihrer Scheune Heu nehmen und sie zwingen wolle, das Heu in der Kirche zu küssen. Um dieses zu bewerkstelligen, trat er nach dem Hochamte vor den Altar und sprach die Gemeine folgendermaßen an: „Sehet, liebe theure Christen! das ist das Heu, worauf unser Herr Jesus Christus zu Bethlehem gelegen; es hat die Kraft, daß es die Pest von den Menschen abhält, die jetzt hie und da so schrecklich wüthet; feile Dirnen und Ehebrecher jedoch läßt es nicht zu.“ Alles drängte sich um das Heu, um seinen Kuß anzubringen und die Wirthin sah sich nicht minder dazu genöthigt, weil sie sonst der Gemeinde als eine unzüchtige Frau erschienen wäre, die sich nicht hinanwage.

— Laufenburg. Die hiesige Bürgerschaft spricht sich bei Anlaß der Rechnungspassationen seit einigen Wochen ungemein unzufrieden aus über die jetzige Gemeindeverwaltung unter einem Ammann, der sich ja nicht, wohl aber das liebe Gemeinwesen vergißt, unter einem — Großrathe, der fast nie im gr. Rathe erscheint, unter einem Bezirksarzte, der sich so würdig durch den Balbierer Haller vertreten läßt, und endlich unter einem Schulinspektor, der alles auf der Welt besser verstehen mag, als das Schulwesen; kurz unser Ammann- Großrath- Schulinspektor- Bezirksarzt vereinigt leicht die disparatesten Stellen und thut sie alle mit gl.icher Leichtigkeit ab!! Item, wenn's nur was abwirft! Noch nie war die erbärmliche hiesige Gemeindeverwaltung so erbärmlich als seit zwei Jahren. Die wohlmeinendsten Bürger tragen entweder auf Einstellung der Behörde, oder auf Bevogtigung der Gemeinde, wie dies früher in Klingnau der Fall war, an.

Silben-Räthsel.

(Dreisilbig.)

Mein Letztes gab Natur wohl Allen,
Man kauft es und verkauft's, aus Noth, nach freier Wahl.
An Frauen muß, — in schöner Form zumal —
Es Euch besonders und als Schmuck gefallen.
Das Paar der Ersten prangt, gebildet durch die Kunst
Für manigfachen Zweck, in hehrem Schimmer,
D'rum schmückt es, hoch im Werth, nicht leicht des Armen Zimmer.
Mein Ganzes zeuget meist — ihr alten Herr'n mit Gunst!
Vom Sonnenstich der Zeit, von längst erlosch'nem Feuer:
D'rum ist es mir umsonst zu theuer.

Anzeigen.

Beim Verleger dieses Blattes ist erschienen und für 2 Batzen (dutzendweise à 6 Kreutzer) zu haben:

Rettung für Rettung, eine wahre Geschichte aus der nächsten Umgebung und der jüngstverflossenen Tage.

Diese äußerst anziehende und unterhaltende Erzählung wird gewiß Niemand unbefriedigt aus der Hand legen.

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau.

No. 27. 5. Juli 1839.

Das Alpenhorn,

ein Volksblatt

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Zweiter Jahrgang.

Die Kirche sei des Glaubens Schirm, ein Schutz der Rel'gion!? Braucht Wahrheit denn des Menschen Schirm? O seht mir doch des Spottes! Was heilig ist und ewig wahr, dem spricht die Kirche Hohn! Das Herz in seiner Freiheit ist der Tempel Gottes!

Napoleons Tod auf St. Helena.

Auch Er schläft nun den langen Schlaf,
Der weder Rast noch Ruhe kannte,
Die Feuerseele, die stets brannte,
Dem, Plane brütend, immerdar
Die weite Welt zu enge war. —

Er schläft den langen stillen Schlaf;
Indessen man sein Thun nun sichtet,
Und jeder Schlucker kühn ihn richtet. —
Sein gült'ger Richter ist nur — Gott,
Der ihm des Standpunkts Höhe wies,
Die er nie überste gen sollte.
Und, als er dennoch höher wollte,
Zurück ihn in die Tiefe stieß,
Den Mächtigen zu Nutz und Frommen,
Falls sie an dieses Beispiel kommen!

Als Napoleon sein Ende herannahen sah, zog man ihm, wie er es verlangte, die wohlbewahrte Generalsuniform von 1814 an. Er sprach, auf den Spiegel weisend: „Nur einen einzigen Blick!“ Es geschah; seit vier Monaten hatte er sich desselben nicht mehr bedient. „Ja, das bin ich!“ rief er. „Das Leben hat Flügel zur Zerstörung; ich sehe es wohl, — doch, ich bin in meiner Uniform. So sterbe ich ganz. Ich war unglücklicher, als man glaubt; ich war das Spiel der Wogen dieses unzähmbaren politischen Ozeans. Nebendem war ich verrathen und verkauft.“ — Als seine Freunde ihm ankündigten, daß der Augenblick gekommen sei, ihm die letzte Oelung zu geben, gab er ein Zeichen mit der Hand und sagte: „Ich bin im Frieden mit mir und dem menschlichen Geschlechte.“ Kurz vor seinem Tode fragte ihn Jemand, ob er an Jesum Christum, unsern Herrn, glaube? „Braucht man dies zu fragen?“ antwortete er: „Habe ich das, was ich gethan habe, nicht durch Gottes Macht gethan? und werde ich nicht jetzt gleich Rechnung ablegen über die Art und Weise, wie ich meine Pflicht gethan?“ Etwa um halb fünf Uhr schien die Sonne in sein Sterbezimmer, und man wollte die Vorhänge ziehen. „Nein, nein!“ sagte er: „Laßt es nur! Laßt mich das holde Licht des Tages sehen, mit den letzten Strahlen der Sonne hauche ich meinen letzten Seufzer aus. Ich war nie grausam von Herz und Charakter; was ich that, dazu nöthigten mich die Umstände, und diese zu bezwingen war ich nicht reif genug; auch war ich von schlechten Rathgebern umringt.“ Die Dämmerung brach an. „Sorget,“ sagte er: „daß ich wie Cäsar sterbe! Ordnet alles, erzeiget mir diesen letzten Dienst! — Nun denn, das Heer ist geschlagen, aber die Ehre bleibt! Das ist der letzte Rest, den Nichts vernichten kann. — Gebt mir einige Tropfen Julep, das Letzte, was mir diese Erde bieten kann.“ Es geschah, aber er nahm nicht einmal den vollen Theelöffel zu sich. „Dankbarkeit und Andenken!“ rief er wehmüthig. „Ich und Ihr!“ Dann nach einigen Secunden sprach er: „Gott, der Allverzeihende und Alliebende, nimmt mich an seine Brust. Ein freundlicher Engel naht. Lebt wohl, Ihr Freunde und Kampfgenossen! Lebt ewig wohl! Weckt mich nicht mehr; Gott nimmt mich auf.“ So starb er, ohne Seufzer, ohne Kampf. Den 5. Mai 1821, Abends 6 Uhr und 10 Minuten, hauchte er seinen Geist in den Armen seiner getreuen Freunde, Bertrand und Montholon, mit bewundernswürdigem Gleichmuthe als Held, aus, in einem Alter von 51 Jahren und 9 Monaten.

Den ganzen Tag war der Telegraph zu Longwood in Bewegung gewesen. Auf das letzte Signal: „Hände und Füße sind kalt; es geht nur noch der Puls,“ verfügten sich der Admiral und der französische Commissär nach Longwood. Des andern Tages begaben sich der Gouverneur Lowe, der östreichische Commissär und mehrere hohe Offiziere dahin zu Besichtigung des Leichnams, der zu diesem Behuf auch den dritten Tag für die übrigen auf der Insel wohnenden Personen ausgesetzt blieb. In dem kleinen mit Flor behangenen Zimmer stand ein Altar mit Cruzifix und brennenden Kerzen. Napoleons Leiche lag in der Generalsuniform auf seinem Feldbette, und auf dem mit Silber garnirten Mantel, den er zu Marengo getragen. Auch im Tode war der Ausdruck seines Gesichts sanft und ernst. — Napoleon hatte gewünscht, daß man ihn sezire und die Krankheits-Umstände seinem Sohne bekannt mache. Die Leichenöffnung wurde von fünf englischen Aerzten und Doctor Automarchi im Beisein von Bertrand und Montholon vorgenommen. Wie sehr auch die nähern einzelnen Berichte ungleich und schwankend sind, so stimmen sie doch alle darin überein, daß die Krankheit eine Zerfressung des Magens war. Man hatte an der Leiche drei Wunden gefunden; eine am Kopfe von einem Pikenstich, den er von einem englischen Sergeanten bei der Belagerung von Toulon erhielt; und zwei Streifschüsse, den einen am Fußknöchel, den er in Italien, und den andern am Knie, den er bei Regensburg davon trug.

Die Bewohner von St. Helena strömten herbei, um diesen großen Mann zum letzten Mal zu sehen. Es war ein Schauspiel ganz eige-

ner Art. Mitten unter seinen Feinden, auf einem Felsen, den entseelten Körper ungestört zu sehen, den großen Mann, der Europa beherrscht, Armeen siegreich in dessen sämmtliche Länder geführt und ihre Könige zittern gemacht hatte. Er, der den Szepter und die Krone eines aufblühenden Staates trug, der Frankreich zu einer Nation vom ersten Range erhoben, endlich aber überwunden ward, fand keine Ruhestätte für seinen entseelten Körper im Vaterlande. Der unwirthschaftliche Felsen von St. Helena im weiten Ozean sollte sein Grab werden.

Am vierten Tage nach seinem Tode wurde Napoleon beerdigt. Er hatte sich den Platz, wo er ruhen wollte, selbst gewählt. Dieser befindet sich in einem anmuthigen Thale gegen Abend von Longwood, welches Napoleon das gesunde Thal nannte. Daselbst befindet sich eine reine Quelle, wo Napoleon sonst sein Trinkwasser holen ließ, und wo er oft eine Erfrischung zu sich nahm; zwei Weiden überschatten die Quelle.

Der Leichenzug ging in folgender Ordnung: Napoleon Bertrand, der Sohn des Marschalls, voran; der Geistliche im priesterlichen Ornate; die beiden Aerzte Automarchi und Arnott; dann Napoleons Hülle in einem mit vier Pferden bespannten Wagen; auf dem Sarge lagen Degen und Mantel, die er in der Schlacht bei Marengo getragen; zu beiden Seiten des Wagens gingen zwölf englische Grenadiere, die den Sarg über einen nicht fahrbaren Hügel hinabtragen mußten; Graf Montholon und Bertrand hielten das Leichentuch; dann folgte das Pferd des ehemaligen Kaisers, geführt von zwei Bedienten; Madame Bertrand und ihre Tochter folgten in einem offenen Wagen, ringsum von Bedienten umgeben; dann kamen die Offiziere, die Glieder des Raths und der Gouverneur; nach diesen die Gemahlin des Gouverneurs und ihre Tochter in einem verschlossenen Trauerwagen; sämmtliches Militär auf St. Helena, etwa 3000 Mann, an welchen der Zug vorbeiging, beschlossen denselben. Als man den Sarg ins Grab senkte, gab die Artillerie auf den nahen Anhöhen drei Salven, jede von eilf Schüssen. Das Grab, das eine Tiefe von vierzehn Fuß hatte, war oben sehr breit; der untere Theil desselben bildete eine Kammer, oder vielmehr eine gemauerte Gruft, aus Steinen, die man von dem neuen Hause genommen hatte, das ihm zur künftigen Wohnung bestimmt war. Der Leichnam war nicht einbalsamirt, sondern in den blauen Mantel eingeschlagen, den Napoleon bei Marengo trug; ihm zur Seite lag der Degen. Der innere Theil des Sarges ist von Blei, der mittlere von Eichenholz, und der äußere von Accajou, mit Leisten von Ebenholz verziert, der Deckel mit silbernen Schrauben befestigt.

Freunde und Feinde vermischten ihre Thränen an der Grotte, die nun empfing, was früher die halbe Welt erschüttert hatte. So starb jener Mann, um den, wenn er zehn Jahre früher gestorben wäre, die Todtenglocken durch halb Europa gesummt, alle Höfe Trauer angelegt, die ausgezeichnetsten Rednertalente sich in Lobeserhebungen erschöpft haben würden, und alle Kirchen Frankreichs schwarz verziert worden wären. Nun gingen hinter seinem Sarge einige getreue Unglücksgefährten und einige englische Offiziere, vielleicht heimlich froh, der Sorgfalt seiner Bewachung überhoben zu sein, aber doch ergriffen von der Wandelbarkeit der Schicksale. Anstatt eines kostbaren Grabmals in einer königlichen Gruft mitten in seinen beherrschten Staaten, ist die Klippe, auf der er starb, sein Denkmal, schreckbar und groß wie sein Schicksal.

Noch nach seinem Tode schienen Lowe und die Engländer seine Entweichung zu fürchten, denn die ohnehin tiefe Gruft wurde durch starke Eisenstangen verklammert, vermauert und überdies ein großer Stein von vielen Zentnern darübergewälzt. Napoleons Bewachung auf St. Helena kostete die Engländer jährlich zwei bis drei Millionen Gulden.

Schwerlich wird Napoleons Tod Jemanden mehr entzückt haben, als seinen Wächter, den Hudson Lowe. Im Dünkel seiner geleisteten Staatsdienste hoffte er reichliche Belohnungen durch hohe Anstellungen. Doch sein Hoffen war umsonst! Seine Pläne sah er vereitelt; aber den geheimen Verdruß suchte er weislich zu verbergen. Daher reiste er von Hof zu Hof, von einer Residenzstadt zur andern, um seinen gehofften Dank zu ärnten. Der Aufenthalt schien ihm nirgends lange zu behagen; denn zu seinen Ehren bekam er überall so wenig, als in seinem Vaterlande, Transparente und Illuminationen zu sehen. Hudson Lowe wird berüchtigt bleiben als schonungsloser Peiniger Napoleons auf St. Helena.

Die Heiligsprechung.

Zweiter Artikel.

Heiligsprechung! hm. — Dabei können wir nicht umhin, zuerst zu fragen: „Was ist heilig?“ — Heilig ist: rein von Fehlern, im ganzen Wesen vollkommen, untadelhaft; und dieses ist nur allein Gott und das Göttliche. Der Bescheidene, der Verständigere, der die Größe Gottes und des wahrhaft Heiligen ahnet und anerkennt, erblickt dagegen auch zugleich die Unmacht und Unvollkommenheit der menschlichen Einsichten, folglich auch das Unvermögen, zu bestimmen, in wiefern von uns einer, und welcher von uns heilig sein könne. Nur der Papst kann und thut das. Er, der allein weise, der allein mächtige, der Statthalter Gottes auf Erden; er, selber der Heilige, der unfehlbare Vater der Christenheit. Und mit welcher Würde geschieht dies? mit welcher Herablassung thut dies der Hochheilige, mit welcher Mühe und welch' frommem Eifer befolgt nicht der bejahrte, unter mancherlei Versuchungen und Erfahrungen steif gewordene Vater alle die dabei vorgeschriebenen Uebungen und Zeremonien. Wahrlich man sollte wirklich meinen, es wäre sein heiliger Ernst, es gälte wirklich einer hochheiligen Sache; zumal wenn man den kostbaren Aufwand, die ungeheuren dazu verwendeten Summen in Betracht nimmt; Summen, an die manch einfältiger armer Schlucker sein Scherflein spendete, das er sich selber abdarbte; an die manche arme Sünderin, in der Meinung, Gott, der allein Heilige, sei mit Geld zu bestechen, ihren Scharpfennig hingab, den sie weit nützlicher und besser hätte für sich anwenden können; Summen, der leichtgläubigen, betrogenen Einfalt entlockt, der unterdrückten Gewissensfreiheit abgepreßt. Und wozu? — Um einen längst verwesten, eben so schwach gewesenen Menschen wie wir alle sind, durch einen andern Schwachen, dem sogenannten „heiligen Vater“ als sündenfrei, als tadellos, rein und göttlich, folglich heilig zu erklären. Daß doch der Mensch, der alte Mensch, immer noch tändeln muß, und zwar noch mit dem Heiligen tändeln!

Die Feier beginnt mit einer Prozession der gesammten, römischen weltlichen und Ordensgeistlichkeit, alle brennende Kerzen haltend und die Fahnen der neuen Heiligen tragend; erst kommen die Zöglinge von St. Michele, dann die Waisenknaben, die regelmäßigen Orden nach ihrer Reihenfolge, die Augustinermönche und Canonici vom Lateran, die Weltgeistlichen, Pfarrer und Vikare in weißen Stolen, die Canonici der Collegiatstifte, die Kapitel der Haupt- und kleineren Basiliken mit ihren Fahnen, Glocken, Baldachinen und Kruzifixen; dann kommen die Zivil- und Kriminal-Beamten des Vikariats-Tribunals, mit dem Luogotenente-Civile, die Consultoren der Congregation der h. Riten, endlich die von Brüderschaften ge-

tragenen Fahnen der neuen Heiligen nach ihrem geiſtlichen Range. Das Kapitel des Vatikans bleibt außerhalb der Pforte des Doms, um den Papſt zu empfangen. Nachdem die Proceſſion der Geiſtlichkeit ſich ſchon eine geraume Weile in Bewegung geſetzt hat, ſtimmt der heil. Vater in der Sixtiniſchen Kapelle die Hymne **Ave Maris stella** an, und beſteigt, während die Sänger den Geſang fortführen, **in pontificalibus**, mit der Mitra auf dem Haupt, dem weißen Pluviale und dem reichen Formale auf der Bruſt den Tragſeſſel. Sobald er darauf Platz genommen, empfängt er durch den Kardinal, der zum Procurator der Kanoniſation ernannt worden iſt, zwei große bemalte Kerzen und eine kleinere; die erſtern werden den am Thron ſtehenden Prinzipi überliefert, die kleinere, welche mit reich geſtickter Hülle, als Schutz gegen das herabtröpfelnde Wachs, umgeben iſt, vom Papſte ſelbſt getragen. Hierauf treten die Beamten der päpſtlichen Kapelle mit brennenden Wachskerzen in den Händen den Umzug an. Ihnen reihen ſich die übrigen Beamten der apoſtoliſchen Kammer an, und die Pönitenziarien von San Pietro in weißen Meßgewändern denen zwei Knaben lange, mit Blumen geſchmückte Stäbe, als Zeichen ihrer Würde, vorantragen. Hierauf folgen die Aebte mit Mitren, welche Sitz in der Kapelle haben, die in Rom anweſenden Biſchöfe (deren man weit über hundert zählt) mit Mitren von Leinen, die Erzbiſchöfe und Patriarchen, demnächſt die Kardinäle, die Diakonen mit der Dalmatica, die Prieſter im Meßgewand, die Biſchöfe mit dem Pluviale, alle mit der weißen Damaſt-Mitra, der erſte der Bezirksvorſteher und die Conſervatoren von Rom, der Gouverneur, die beiden älteſten Cardinaldiaconen, welche den Cardinal, der das Evangelium abſingen ſoll, in ihrer Mitte führen, die fürſtlichen Großwürdenträger mit ihren großen Kerzen, endlich der heil. Vater auf ſeinem Tragſeſſel. In der Linken hält er die brennende Kerze, die Rechte iſt frei, um den Segen zu ertheilen; die geheimen Kämmerer tragen ihm die Fächer von Straußenfedern (**flabelli**) zur Seite, die Prelati-Referendarii halten die Stangen des Baldachins. Die Nobelgarde in rother Gala-Uniform ſchließt einen dichten Kreis um den Tragſeſſel, einen weitern die Schweizergarde mit Bruſtharniſchen, gefältelten Halskrauſen, Flammenſchwertern oder Hellebarden auf der Schulter. In ihren Reihen gehen die Stabträger (**mazzieri**) in ſeidenen Purpurmänteln, den kurzen Stock mit gewaltigem Silberknopf tragend. Unter den nächſtfolgenden geh. Kämmerern befindet ſich ein Auditor der Rota, um die Mitra des Papſtes zu empfangen. Der General-Auditor der Camera, der Schatzmeiſter, der Major-Domus, das Collegium der apoſtoliſchen Protonotarien ziehen hinter ihm drein, worauf die Generale der Mendicanten-Orden den Beſchluß machen.

Wenn Se. Heiligkeit in die Baſilica des Vaticans, in der alle Lichter angezündet und die Fenſter verhängt ſind, getragen wird, ſtimmen die Sänger das: **Tu es Petrus** an. Vor dem Altar des heiligen Sacraments ſteigt er vom Tragſeſſel und verrichtet mit abgenommener Mitra das Gebet. Nach Beendigung desſelben beſteigt er auf's neue ſeinen Sitz, und läßt ſich in den Halbkreis hinter dem Hochaltar tragen, wo er nach einem kurzen Gebet am **Faldistorium** (Gebetſchemel) ſich auf dem Thron niederläßt. Dort nahen die Cardinäle zum Handkuß, die Biſchöfe und Aebte, um ihm das Knie, die Pönitenziarien der Baſilica, um den Fuß zu küſſen.

Nachdem die Cardinäle ihre Sitze im Halbkreis eingenommen, führt ein Ceremonienmeiſter den Cardinalprocurator der Heiligſprechung, zu deſſen linker Hand ein Conſiſtorialadvocat geht, vor den Thron. Dort angelangt, bittet der Advocat knieend im Namen des genannten Cardinals den Papſt, die Seligen, deren Kanoniſation verhandelt worden, dem Verzeichniß der Heiligen hinzuzufügen. Der Secretär der Breven (**Segretario de' brevi a' Principi**) erwiedert hierauf im Namen Sr. Heiligkeit, daß die Angelegenheit eine ſehr gewichtige ſei, und daß der h. Vater die Meinung hege, zuvörderſt im Gebet zu Gott zu flehen, und die Vermittlung der Mutter Gottes und der Apoſtel Petrus und Paulus anzurufen. Nach dieſer Antwort kehrt der Cardinalprocurator auf ſeinen Platz zurück, der Papſt ſteigt vom Thron und kniet bei dem in der Mitte des Halbkreiſes aufgeſtellten **Faldistorium** nieder, indeß zwei Sänger der päpſtlichen Capelle die Litanei der Heiligen anſtimmen, und die übrigen bis zum letzten Vers des **Agnus Dei** einfallen. Nachdem der Papſt wiederum ſeinen Sitz eingenommen hat, treten der Cardinal und der Conſiſtorialadvocat abermals an die Stufen des Throns, und der letztere wiederholt obige Bitte mit den nämlichen Worten, nur noch dringender (**instanter et instantius**). Die Antwort des Secretärs der Breven lautet hierauf: Se. Heiligkeit, durchdrungen von der Feierlichkeit der vorzunehmenden Handlung wolle, daß man im abermaligen Gebet den heil. Geiſt als den Urquell des Lichts und der Heiligkeit, von dem eine ſolche Entſcheidung allein ausgehe, anrufen möge. Der Cardinal und ſein Begleiter treten zum zweiten mal zurück; der Papſt legt die Mitra ab und kniet am Faldiſtorium nieder, worauf der Cardinal, welcher ihm zur Linken ſteht, durch ein lautes »**Orate!**« der Verſammlung das Zeichen zum Niederknieen gibt. Dies ſtille Gebet dauert, bis der zur Rechten ſtehende Cardinal die Knieenden mit dem Wort; »**Levate!**« aufſtehen heißt. Hierauf ſtimmt der heil. Vater unter dem Beiſtand zweier Biſchöfe die Hymne »**Veni Creator Spiritus**« an, kniet wieder, bis der erſte Vers von den Sängern geſungen iſt, und bleibt während des Geſanges ſtehen. Nach deſſen Beendigung ſpricht der Papſt das Gebet »**Deus qui corda fidelium**« ꝛc., und läßt ſich dann auf dem Thron nieder. Jetzt nahen der Cardinal-Procurator und der Conſiſtorial-Advocat zum drittenmal, und letzterer fleht nach erwähnter Formel, jedoch auf daß dringendſte (**instanter, instantius et instantissime**) um die Heiligſprechung. Der Secretär der Breven erwiedert: Se. Heiligkeit habe anerkannt, daß die erheiſchte Kanoniſation Gott wohlgefällig ſei, und wie er demnach die entſcheidende Sentenz ausſprechen wolle. Hierauf erheben ſich die Cardinäle und Biſchöfe, und der heil. Vater mit der Mitra auf dem Haupt und auf dem Throne ſitzend, ſpricht in lateiniſchen Worten: „Zu Ehren der heiligen und untheilbaren Dreieinigkeit, zur Erhebung des katholiſchen Glaubens und Verbreitung der chriſtlichen Religion, durch die Macht unſers Herrn Jeſu Chriſti und der ſeligen Apoſtel Petri und Pauli, bewilligen und verordnen wir nach unſerer reiflichen Erwägung und nach zu wiederholten Malen angeflehtem göttlichem Rath, ſo wie nach unſerer ehrwürdigen Brüder S. R. E. Kardinäle, Patriarchen, Erzbiſchöfe und Biſchöfe Roms wohlüberlegtem Entſchluß: daß der ſelige N. N. heilig ſei. Wir ſchreiben ihn deßhalb in das Regiſter der Heiligen ein und machen es der geſammten allgemeinen Kirche überallhin bekannt, daß ſie alljährlich an deſſen Geburtstag in frommer Andacht ſein Gedächtniß feiern ſolle. Im Namen des Va†ters, des Soh†nes und des heiligen†Geiſtes. Amen.“ Der Conſiſtorial-Advocat erklärt hierauf, daß dieſer Ausſpruch vom Cardinal-Procu-

rator angenommen worden sei, bringt seine Danksagung dar und fleht Se. Heiligkeit an, die Ausfertigung der apostolischen Briefe zu befehlen. Der Papst bewilligt es mit dem Worte: »Decernimus.« Der Cardinal-Procurator ersteigt nächstdem die Stufen, küßt dem heil. Vater Hand und Knie und kehrt auf seinen Platz zurück. Der Consistorial-Advocat wendet sich während dem an die apostolischen Protonotarien, und heischt von ihnen, daß über den feierlichen Act der Kanonisation eine Verhandlung aufgenommen werde. Der älteste Protonotar antwortet mit »Conficiemus« und ruft die Familiaren des Papstes mit der Formel »Vobis testibus« zu Zeugen auf. Jetzt erhebt sich der heil. Vater, legt die Mitra ab und stimmt den Ambrosianischen Lobgesang an. Auf dieses Zeichen schmettern die Posaunen vom Chor, die Glocken der Basilica beginnen zu läuten, und verkünden dem Volk, daß die Heiligsprechung stattgefunden habe. Die Trommeln wirbeln, die Kanonen vom Castell Sant Angelo donnern und die Glocken des Capitols so wie sämmtlicher Kirchen werden eine Stunde hindurch geläutet.

Der erste, welcher die Kanonisirten als Heilige anruft, ist der Cardinal-Diaconus, welcher zur Rechten des Papstes steht, indem er nach Beendigung des Te Deum das **Orate pro nobis Sancti N. N.** anstimmt. Die Sänger fallen ein, der Pontifex singt die eigenen Gebete der neuen Heiligen, worauf der Cardinal-Diaconus, welcher das Evangelium der Messe singen soll, zur Linken des Papstes das **Confiteor** beginnt, und nach Anrufung der Apostel die Namen der eben Kanonisirten hinzufügt. Mittlerweile stellt sich der Auditor-Unterdiacon der Rota mit dem Cruzifix vor den Thron, der Papst ertheilt die Absolution und gibt dem Volk den Segen, indem er bei der Formel: **Precibus et meritis B. Mariae semper Virginis etc.** den Namen der Apostel Petrus und Paulus die der Heiliggesprochenen hinzufügt.

Der heil. Vater liest hierauf die Messe, diese unterscheidet sich von den übrigen dadurch, 1) daß das Gebet an die neuen Heiligen mit der Tagesmesse verschmolzen wird; 2) daß nachdem das Evangelium griechisch und lateinisch gesungen worden, der Papst eine Homilie spricht, nach welcher Ablaß ertheilt wird, und 3) daß beim Opfergebet dem heil. Vater die Meßopfer der neuen Heiligen überbracht werden. Sie bestehen aus Wachskerzen, Broden und Weintönnchen.

Die Opfergaben, welche bereits bei Beginn der Ceremonie auf mehrerern Credenztischen stehen, werden durch die Postulatoren und Kammerherren der Cardinäle überbracht, dergestalt, daß jedem Cardinal seine zwei Edelleute vorangehen, und zwei Geistliche von dem Orden, dem der Heilige angehörte, folgen. Zwei Stabträger und ein Ceremonienmeister ziehen voran. Zwei Edelleute des Cardinal-Bischofs folgen mit zwei mächtigen Kerzen, deren jede 60 Pfund wiegt, und mit dem Bilde des Heiligen, von dem Oblation kommt, bemalt ist. Ihm schreitet der älteste Cardinal-Bischof nach, links von ihm der Cardinal-Procurator mit einem andern ihm assistirenden Ceremonienmeister. Nach ihnen kommen die zwei graduirten Geistlichen von dem Orden des Heiligen, von denen der erste der Postulater der Sache ist. Zwei Edelleute des Cardinal-Priesters tragen zwei Brode, eines vergoldet, das andere versilbert, beide mit dem Wappen des Papstes. Ihnen schließt sich der Cardinal-Priester mit den beiden Ordensgeistlichen an. Zuletzt folgen die Gentiluomini des Cardinal-Diaconus, mit zwei vergoldeten und versilberten Weintönnchen, der Cardinal selber mit den beiden Mönchen — der Ceremonienmeister ersteigt die Stufen des Throns und der Cardinal-Procurator und der Cardinal-Bischof stellen sich zur Rechten des Papstes. Der erste der beiden Kammerherrn naht mit der großen Kerze. Der Kardinal-Bischof bietet sie dem Papst an, indem er ihm die Hand küßt, worauf dieser zum Zeichen der Annahme die Hand auf die Gabe legt, ein Ceremonienmeister sie an sich nimmt, und sie dem Kammerherrn zurückgibt, um sie wieder auf den Credenztisch zu legen. In derselben Ordnung geschehen die Opfer der zweiten Kerze und der übrigen Gaben, deren so viel als Canonisirte sind, weßhalb sich auch die Ceremonie eben so oft wiederholt. Nach Empfang der Meßopfer wascht der heil. Vater die Hände, fährt in der Messe fort, und besteigt nach ihrer Beendigung den Tragsessel mit der dreifachen Krone auf dem Haupt, worauf ihm der Cardinal-Erzpriester der Basilica im Namen des Capitels eine kleine goldgestickte Börse mit dem gewöhnlichen aus 25 Juliern (Paoli) bestehenden **presbyterio** überreicht, die er für jede selbst gelesene Messe empfängt. Vom Dom aus wird der Papst nach der großen Loggia hinauf getragen. Während der Procession läuten die Glocken, und das Militair rückt aus der Kirche und stellt sich vor derselben im Viereck auf. Auf der Tribune angelangt, ertheilt der heil. Vater unter dem Donner der Kanonen der Engelsburg dem Volke seinen Segen, und beschließt somit die direct auf die Festlichkeit bezügliche Feier des Tags.

Nun ist Himmel und Erde wieder um einige Heilige bereichert. Ob Seraphim und Cherubim dieselben auch ihrerseits als heilig anerkennen, und in Hosanna und in Halleluja ausbrechen; ob der himmlische Vater dieser Handlung seinen zufriedenen Beifall zulächelt? — wir zweifeln. Aber auf Erden muß jeder rechtgläubige, allein seligwerdende Katholik dankend anerkennen, daß aus seiner Mitte wieder Einigen die Ehre zu theil wurde, wenigstens doch dem Namen und der Meinung der Gläubigen nach unter die Anzahl der zu verehrenden Göttlichen gereiht zu werden. Und warum? Entweder um Rom und der Welt zur Belustigung und Abwechselung wieder ein glänzendes, carnevalähnliches Fest zu geben; oder, um die von der Geistlichkeit den neuen Heiligen angedichteten Carakteren dem gläubigen Volke genehm zu machen. Und solchen Unsinn, solche Lästerung des wahrhaft Heiligen, treibt man noch im neunzehnten Jahrhundert, im Jahrhundert der Weisheit und der Aufklärung! —

Auflösung des Räthsels in No. 26: „Silberhaar.“

Räthsel.

Dort am Fenster stehn vereint
Herren zwei und eine Dame,
Wählend, wühlend wie es scheint,
In verschiednem Modekrame.

Einer macht ein kraus' Gesicht.
D'rauf: zu theuer! steht geschrieben!
Doch so sagt das Ihre nicht
Denn sie trägt gar groß Belieben.

Beste Zweite, spricht sie fein
Thu' die Erst', es reut dich nimmer!
Laß das Ganz' auf unser Zimmer
Nicht umsonst gerufen sein!

Diejenigen Knaben und Mädchen, welche bis zum 13. Juli die Auflösung dieses leichten Räthsels franko an die Redaktion d. Bl. einsenden, erhalten eine kleine Prämie.

DAS POSTHÖRNCHEN

No. 27.

5. Juli 1839.

Eine Wochenschrift
für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Alpenhorn mit Posthörnchen zusammen können für 7½ Batzen vierteljährliche Vorausbezahlung auf allen löbl. Postämtern des Kantons Aargau franko bezogen werden. Inserate, frankirt zugesendet, werden unter Verantwortlichkeit des Einsenders gegen Vergütung von 5 Rappen per Zeile aufgenommen; interessante oder erheiternde Mittheilungen mit Verschwiegenheit und Dank.

Der Spaziergang auf den Aarauer Schachen.

Debbis für d'Kanonier.

Scho mängs Jöhrli ist mit mir ume g'gange, sit i z'Aarau uff em Schache gsy bi, und drum mueß si Niemer wundere, wenn's mi wieder e chly ag'heimelet het, wo mi Sohn de Summer under d'Kanonier i d'Instrukzio het müesse. I der Chnöpflistecke i d'Hand gnoh und nohe, so gleitig as mini styfe Bei händ möge. G'chychet ha-n i wie-n es alts Chareroß, wo-n i zu dem Aarau abe cho bi, und's Schnuufe-n ist mir afange schwer worde; aber wo-n i ghört ha, wie sie uff em Schache donnere, se-n ist mer 's Chyche vergange-n und mini Bei händ wieder zablet wie-n es jungs Füli; denn Ihr müend wüsse, i bi bim Saperloth au e mol e wackere Kanonier gsy, und das no bi der alte helvetische Legio, i ha der Säbel jetz no. Das ist ech bim Bluest es Lebe gsy, wie bi-n ere Reterade; mir sy a-n alle-n Orte gsy und niene, bald tief unde-n im Thal, bald höch obe-n uff de Berge, bald im See verborge zwüsche langem Ried, bald im finstere Wald under Eiche-n und Tanne, und müüslistill hei mir mängsmol müesse passe, wie-n e Mänder uff die junge Spatze, bis is d'Oestrycher i Schuß gloffe sy; aber denn hei mir lo flädere, und g'chrachet het's, daß sie pürzlet sy wie d'Cheigel, wenn au scho sie kei Chugele troffe het. G'stande sy zwor d'Nueße vor is wie styfi Böck, das het aber nüt gmacht, und wenn si-n is au scho einist am Waldstättersee e chly gjagt hei, 's het nume gheiße: Pech g'geh, und das über Steiblöck und Gräbe, über Stunde-n und Stöck, as wenn mir ne's gstohle hätte; was nid uß em Weg ist g'gange, hei mir über 's Bord abe g'rummt, 's het kes Pfänne nüt g'hulfe. Müeih hei mir g'ha, sel ist wohr, wenn's jetz wieder Chrieg gäb, sie hätte's kömöder. Mei, wie ha-n i es paar Chlotzauge gworfe, wo-n i uff de Schache cho bi; die hei jetz ander Schießchäre, as mir selbedsmol; bi dene ließ me's lo blybe, sie dur d'Moräst und über d'Berge z'transportiere, mit dene blybt me-n uff der grade Stroß und uff em flache Feld, und wartet, bis 's im Find lieb ist, öbbe-n einist do dure z'cho. Goht's zum Awangstere, so ziehnd d'Roß, und d'Manne dörfe nume nohe spaziere; goht's aber emol, was Gott verhüete well, zum Neteriere: potz Bombe-n und Granate, wie hei sie's do erst komod! uff de Chäre sy Ruehbänk, do hocke sie druf und furt goht's wie gfloge, so lang nüt i Weg chunnt. Aber wenn's emol sött eso cho, wenn nume-n au der Find e chli gschyd ist, und niene dure schüüft, oder eusi Kanonier niene-n ane trybt, wo sie mit ihre Chäre und viele Rosse nid dure chönne, sel wär denn fryli e fatali Gschicht; aber me mueß dem Find doch au e chli Verstand zutroue, setigs wird er öbbe nid thue! Wo-n i no Kanonier gsy bi, het er is zwor mängsmol ane tribe, wo's dem Belzibueb und siner Großmueter grunset hät, eus het das aber doz'mol nit gscheniert, mir hei keini so schwere Kanone gha und euse Werchtöhye g'rodt, 's het möge dure goh wo's het welle; vor em Find sy mir gstande-n eh-n er is gschmöckt, und furt und verschwunde, eh-n er der Pulverdampf uß de-n Auge gwüscht het. Guet isch es, daß me-n alt wird; wenn i jetz no jung wär und wieder under d'Kanonier müeßt, i gäb der Geist uf vor Aerger eh mi e Chugele träf, we mir nume-n ume galasse müeßte, bis es dem Find glege wär, eus uff eme komode-n Exerzierplatz z'bigrüeße, oder wenn mir die schöne, chostbere Kanone i-n allfäliger Gfohr nid chönnte-n i Schärme thue und sie müeßte dem Find überlo. I ha zwor jetz scho lang keni Find meh gseh, vilicht sind die jetz au anderst und's goht bi ihne-n au nümme-n alls eso gleitig, i weiß's nid; aber sövel weiß i, i wet lieber nit ryte und e chli meh Müeih ha, as eso chostberi Schießchäre go helfe dem Franzos vorspienzle. Wenn d'Chatze-n e Muus gsehnd, werde sie glustig, und wenn d'Muus kes Loch het, isch sie verlore.

Tagesbegebenheiten.

Schweiz.

— In den verschiedenen Kantonen der lieben Eidgenossenschaft herrschen wiederum ganz verschiedene Bewegungen, und in der That kann man kein bunteres Bild finden, als die lieben Eidgenossen. In Schwyz bläst die eine Partei immer noch aus dem Horne der Zwietracht, während die andere die Klaue des Ingrimms ausstreckt. In Bern studiren die Staatsmänner, wie sie der Bevölkerung des Oberlandes und des Juratheils die Divi-

sions- oder Trennungsgedanken aus dem Kopfe schaffen sollen. In Ober-Wallis regiert jetzt der Terrorismus und die Fremden sind daselbst der strengsten Aufsicht unterworfen; kein Wunder, daß die Reisenden sich mit Vorliebe für das untere Wallis aussprechen, wo Ruhe herrscht und Jeder seinen Geschäften nachgeht, während in Ober-Wallis der ohnehin geringe Verkehr ganz darnieder liegt. In andern Kantonen geht es auch nicht viel besser: Priestergeschrei, Aristokratenjubel, Demokratengemurmel, Radikalkuren, Alles durch- und unter einander. Und unter solchen Umständen und Verhältnissen beginnen nunmehr die Berathungen der Tagsatzung mit einer wohltönenden Rede des Präsidenten. Von der Schläfrigkeit, die diese Behörde bisher zeigte, läßt sich wenig hoffen.

— Unsere schweizerischen Athener sind doch wunderliche Käuze! Vor wenigen Monaten sind sie mit Spießen ausgezogen, um einen Strauß von den Grenzen des Landes abzuhalten. Heute erblickt man eine Gans im zoologischen Museum, die man am 20. Mai mit großer Feierlichkeit eingefangen, dem Hrn. Hegetschwiler überbracht, und als eine Karität dem naturhistorischen Kabinet einverleibt hat. Man erkannte in dem seltenen storchähnlichen, 2 Fuß und etliche Zoll hohen Vogel, der aus den Wüsten Arabiens über die Alpen herflog, die arabische Kragentrappen-Gans.

— Am 27. Juni, Morgens 3 Uhr, brach in einer Pinte zu St. Immer Feuer aus, wodurch in kurzer Zeit 28 Häuser, ungefähr der dritte Theil des Fleckens, eingeäschert und 125 Familien ihres Obdaches beraubt wurden. Bei dem äußerst starken Westwinde geriethen selbst die Wohnungen des ¼ Stunden entfernten Villeret in Noth; ja sogar bis Sonceboz hinunter wurden brennende Schindeln getragen. Wäre das Feuer, anstatt diesseits der Krone, am westlichen Ende des Fleckens ausgebrochen, so würde Zweifelsohne die ganze Ortschaft ein Raub der Flammen geworden sein. Viele vermochten kaum das Leben zu retten; an Rettung von Habseligkeiten war beinahe nicht zu denken.

— Die immer mehr grassierende Maul- und Klauenseuche wird zu einer wahren Landplage. Auf dem Bettlachberge sind in einem Stalle 8 Haupt gefallen und in Lutterbach mußten sie Pferde von Nachbargemeinden lehnen, um das Heu einzubringen, Auf dem Soloth. Stadtmarkt stieg das Pfund Anken um 3 Batzen im Preise, viel Anken wurde als verdächtig von der Polizei verpönt, und die Sennen erzählten einander mit Wasser in den Augen von dem vielen Unglück in den Ställen.

— Am 10. Juni war der Bezirksängerverein in Andelfingen versammelt. Etwa 400 Personen, welche dieses schöne Fest besucht hatten, erkrankten, wegen in Zersetzung übergegangener Speisen und unordentlichem Geschirr. Auch sind schon mehrere davon gestorben. Es wäre sehr wünschbar, daß bei den an Volksfesten statthabenden großen Essen Nahrungsmittel und Gefäße durch eigens verordnete Commissionen untersucht würden, um solchem Unheil vorzubeugen, das nun so viele Familien getroffen, und schon einige Opfer dem Tode überliefert hat.

— Seit einigen Wochen war der Wasserstand des Luzerner-Sees und der Reuß um mehr als 4 Fuß gestiegen. An mehrerern Orten hat sowohl der See als der Strom die Ufer überschritten, namentlich an dem Gestade beim Gasthofe zum Schwanen, wo man bis zur Hausthüre desselben brucken mußte. Das dortige Landjägerhäuschen steht jetzt ganz im Wasser und würde sich nun füglich zu einer Badanstalt eignen.

— Präsident Suter von Kilchberg, ein guter Schütze, und was noch mehr ist, ein anerkannt braver Mann, wollte an dem Schützenfest von Liestal sich durch Baden in der Ergolz ein wenig abkühlen, ehe er seine Schüsse nach der Stichscheibe that. Erhitzt stieg er schnell in das kalte Wasser, und fand da durch einen Steckfluß seinen frühen Tod, während seine Freunde auf dem Schießplatz aus seinem silbernen Becher, den er in Lausanne gewonnen hatte, frisches Leben schöpften. — Ein anderes Unglück traf den Hrn. Färber Rosenmund, Sohn von Liestal, welcher durch das Zerspringen einer zu stark geladenen alten Flinte an seiner linken Hand stark beschädigt wurde.

— Daß die Schwyzer trotz ewigen Klagen und Jeremiaden doch immer noch überflüssiges Geld haben, beweist Folgendes: „In den letzten Tagen der vorigen Woche wurden fleißige Vorkehrungen zum Empfang des Nuntius getroffen, eine Compagnie Scharfschützen aufgeboten, Kanonen aufgepflanzt, Kirche und Straßen mit Triumphbögen geziert. Bei seiner Landung in Brunnen, am 23. Vormittags, empfing ihn ein lebhaftes Geschütz. Bis dahin fuhren ihm die ersten Beamten des Bezirkes Schwyz, sammt dem Kantonslandammann entgegen und bewillkommten den werthen Ankömmling. Mittags zog man auf Schwyz. Eine große Menge Volks reihte sich in den Straßen, wo der Zug durchging. Die Studenten des Jesuitenkollegiums begrüßten den päpstlichen Gesandten einige Minuten unter dem Hauptflecken, wo sie ihm einen Triumphbogen mit angemessener Inschrift errichtet hatten. Kanonendonner verkündigte den entlegensten Thal- und Bergbewohnern die Freude. Bei der Abenddämmerung brachten zuerst die Studenten vor dem gesandtschaftlichen Hause eine Serenade, später die Musikgesellschaft der Schwyzer-Bürger. Nachts wurden die Hauptstraßen des Fleckens herrlich beleuchtet, Feuerwerke abgebrannt.“

— An mehrerern Alpen des Glarnerlandes ist die Maul- und Klauenseuche bereits ausgebrochen. Die Bauern jammern und tadeln nun die in Folge ihrer eigenen Wünsche von der Sanitätskommission und dem Rath verhängte Viehsperre. Der Nachtheil ist sehr bedeutend, und nicht blos vorübergehend, sondern wahrscheinlich den ganzen Sommer fühlbar.

— Luchsingen. Am 29. Mai ist in der Nähe der hiesigen Mineralquellen ein schauderhaftes Unglück vorgefallen. Eine Ziege hatte sich da an eine hohe Felsenwand verstiegen. Zwei Knaben sahen dieselbe, kletterten ihr nach und wollten sie retten; dies gelang. Etwas weiter unten sahen sie nun einen Tannast am Felsen hangen, und sie machen Versuche, wie sie ihn erhalten und nach Hause nehmen könnten. Plötzlich glitschten dem oberhalb stehenden Knaben die Füße aus, der andere, dies wahrnehmend, bot ihm die rechte Hand zur Rettung dar, mit der Linken sich am Felsen haltend. — Während der unglückliche Knabe so gleichsam zwischen Himmel und Erde schwebte, zerriß der Aermel des Hemdes, bei welchem der Stehende den Unglücklichen zur Rettung erfaßt hatte, und so wurde er in den obern Kessel des Hellwasserfalls (ohne Zweifel der schönste im Kanton Glarus) hinabgeschleudert. Wiederholt hob er seine Hände aus dem Wasser empor,

nach Hülfe rufend; aber es war auſſer aller Möglichkeit, ihm die erforderliche ſchnelle Hülfe leiſten zu können — und ſo fand er ſeinen erſchrecklichen Tod. Der Pfarrer des Orts, von dieſem traurigen Vorfall benachrichtigt, eilte in die armſelige Hütte der Mutter hin, um ihr Worte des Troſtes der Religion zu ſpenden. — Ach, was muß nicht alles über mich kommen, war die Antwort. Ich bin gleichſam zum Leiden geboren. Ein unglücklicher Stern ſchwebt ob unſern Familien. Mein Großvater fand ſeinen Tod durch einen unglücklichen Fall. Mein Vater iſt über den hohen Felſenſtock des Irns hinabgeſtürzt. Der Sohn meiner Mutter Schweſter fand eines Sonntags im Oberblegiſee mit einem andern Jüngling ſeinen ſchauerlichen Tod, indem er, denſelben haltend, in die Tiefe desſelben verſank. Ich ſelbſt genieſſe ſeit Langem keine gute Geſundheit mehr, ich habe ſie verloren durch einen Schrecken, den mir meine kleinen Kinder verurſachten. Sie hatten nämlich eines Tages vor meiner armſeligen Wohnung in Unſchuld eine Küche gebaut, und eines derſelben kam auf den Gedanken, Feuer in der Küche zu holen und die dürren Späne und Geſträuche, die ſie zuſammen geſammelt, anzuzünden. So fingen ſie Feuer. Ihr Jammergeſchrei rief mich aus der Stube, und der Schrecken war ſo groß, als ich Flammen ſah, daß ich ſeither meine frühere Geſundheit verloren habe. Eines Tages brachte man mir einen Knaben, der von einer hohen Eſche gefallen, mit furchtbaren Kopfwunden; ſpäter einen zweiten, dem im Holz ein Bein zerſchlagen worden — und heute wird der dritte, der noch vor zwei Stunden ſo munter wegging, todt in das Haus gebracht. Bei dieſen Worten ſank ſie in Ohnmacht.

Ausland.

— **Karlsruhe** beklagt gegenwärtig einen Vorfall, durch den ſie beinahe eines ſehr wackern Bürgers auf die empörendſte Weiſe beraubt worden wäre. Metzgermeiſter Weidmann hatte ſich dadurch, daß er rechtlich genug war, ſein Gewerbe mit einem geringeren Aufſchlag zu betreiben und daß er deßhalb vor einiger Zeit ſeine Preiſe freiwillig herabſetzte, die Feindſchaft ſeiner übrigen Zunftgenoſſen, welche nicht von ihrer Taxe abweichen wollten, zugezogen. Dieſe Feindſchaft ſprach ſich laut in Drohungen aus, welche einige Rohe und Gewiſſenloſe dieſes Gewerbes vor einigen Tagen in Erfüllung gehen laſſen wollten. Weidmann wurde in dem benachbarten Städtchen Mühlburg von dem Metzgermeiſter D..... und einigen Geſellen hinterliſtig in einen Stall verlockt und nach Verſchlieſſung deſſelben meuchelmörderiſch angefallen. Zwar ſchwer getroffen und unvorbereitet, wußte ſich Weidmann doch mit bewunderungswürdiger Geiſtesgegenwart und perſönlicher Kraft von ſeinen entmenſchten Gegnern, die es auf ſein Leben abgeſehen hatten, frei zu machen, und ſich vor den Angriffen der auf ihn gehetzten Hunde zu ſchützen. Der Kampf hat ihm den Verluſt eines Fingers und mehrere Wunden zugezogen, welche aber Heilung verſprechen. Die Thäter befinden ſich bereits in den Händen der Gerechtigkeit.

— In einer Amtsſtadt wußte die Frau eines Handwerkers durch allerlei Kunſtgriffe weibliche Dienſtboten ꝛc. zu überreden, daß ſie durch die Hilfe des Kartenſchlagens und des Mondes ihnen zu Männern und Erbſchaften verhelfen könne. Dieſe Hilfe ſei, träuterte ſie, deſto prompter und ſchneller, je größer die Summe Silbers ſei, die von der Braut in spe geopfert werde. So nahm ſie den ſauer erworbenen Lohn von mehrerern ein, was jetzt die Summe von 300 fl. ſchon überſteigen ſoll. Die Gerechtigkeit zog die Wahrſagerin ein, die der verdienten Strafe nicht entgehen wird. Die Mädchen haben einen doppelten Verluſt, den ihres mühſam verdienten Jahrlohns, und den eines reichen verheißenen Mannes.

— Vor einigen Tagen kam in **Ettlingen** die Frau eines Taglöhners mit Drillingen nieder. In drei vorhergehenden Jahren gebar ſie jedesmal Zwillinge, ſo daß die Zahl ihrer lebenden Kinder ſich auf 11 ſteigerte.

— Zu **Philippsburg** im Badiſchen hat am 12. Juni der Bürger Bübler in einem Anfall von Verzweiflung und Lebensüberdruß die drei jüngſten von ſeinen fünf Kindern, einen ſiebenjährigen und einen vierjährigen Knaben, und ein fünfviertel Jahr altes Mädchen ermordet. Gleich darauf machte er ſelbſt bei'm Amt die Anzeige hiervon. Er befand ſich in der heftigſten Gemüthsaufregung, und würde ſich mit einem Raſirmeſſer den Hals in der Amtsſtube abgeſchnitten haben, wenn er nicht verhindert worden wäre. Bübler vollführte die That, während ſeine Frau auf dem Felde arbeitete, und alle übrigen Bewohner des Hauſes abweſend waren. Beide Knaben ſpielten vor dem Hauſe, das Mädchen lag in einer Wiege. Er rief zuerſt dem kleinern Knaben, nahm ihn auf einen dunkeln Heuboden, und erſchlug ihn dort mit einem ſchweren Garnklöpfel durch mehrere Streiche auf den Kopf; dann ebenſo den größern Knaben. Inzwiſchen waren ſeine zwei älteſten Töchterchen aus der Schule heimgekommen; Er ſchickte ſie fort, um die Mutter heimzuholen, trug darauf das kleine Mädchen auf den Heuboden, und erſchlug es dort auf dieſelbe Weiſe wie die beiden Knaben. Ueber die Gründe, welche ihn zu dieſer ſchauderhaften That bewogen haben, kann erſt nach geſchloſſener Unterſuchung ein beſtimmtes Urtheil ausgeſprochen werden.

— Am 24. Juni iſt Neuſtadt an der Heide, bei Coburg, bis auf 50 Häuſer, ein Raub der Flammen geworden, und mehrere Menſchen ſind dabei verunglückt. Kirche, Rathhaus und andere der vornehmſten Gebäude liegen in Aſche. Der dabei herrſchende Sturmwind machte alle Hülfe und Rettung eitel.

— Ein eben ſo gräßlicher als frecher Mord wurde am 13. Juni in der Nähe des Würtembergiſchen Ortes Hohenhaslach verübt. Die dreiunddreißigjährige Frau eines Taglöhners, Mutter von drei Kindern und das vierte unter dem Herzen tragend, wurde am hellen Tage und auf freiem Felde, im Taglohne mit Futterholen beſchäftigt, mit 21 Stichwunden ermordet. Außer dem Herzen fand man alle innern Theile der Bruſt und des Unterleibes verletzt. Den Leichnam fand man Abends 10 Uhr kopfunter in Grabenwaſſer geſtürzt. Der Frevler iſt noch nicht entdeckt.

— Der ehrenwerthe und in jeder Beziehung achtbare Profeſſor **Jordan** in Marburg, bekannt durch ſeine erfolgreiche Thätigkeit als Deputirter, iſt auf Befehl des kurheſſ. Miniſteriums des Innern, von ſeinem Amte ſuspendirt, zur Einſtellung ſeiner Vorleſungen gezwungen, eine Unterſuchung gegen ihn eingeleitet, er ſelbſt mit Hausarreſt belegt und ihm ein Geſellſchafter in der Perſon eines Gensd'armen aufgedrungen worden. Zugleich ſind ſeine ſämmtlichen Papiere von dem Landesgerichte zu Marburg unter Mitwirkung der Polizei verſiegelt worden. Man vermuthet, daß

dieſe Maßregel deßhalb erfolgt ſei, weil er in der würtembergiſchen Staatsſchrift über hochverrätheriſche Umtriebe genannt wird, wogegen er ſich, in Verbindung mit v. Rotteck und v. Itzſtein, verwahrt hat.

— Unter den öſtreichiſchen Grenzjägern auf der ganzen Linie von Italien bis Galizien entlang ſoll eine große Menge Verhaftungen, welche durch kein Dienſtvergehen veranlaßt ſein können, vorgenommen worden ſein. Man will behaupten, die Sache ſtehe mit einem Plane in Verbindung, heimlich Waffen und waffenfähige Mannſchaft in das Königreich Polen zu ſchaffen.

— Der Schreiber des Hofraths Klenze in Hannover hatte ſeine alte Mutter mißhandelt und war deßhalb zu der angemeſſenen Strafe (drei Monate Karrenſchieben) verurtheilt, und dies Urtheil auch in der letzten Inſtanz beſtätigt. Hofrath Klenze hatte aber ſeinen Schreiber, (der ſo Manches wußte), nöthig; einen andern ſo würdigen und brauchbaren Mann von ſo guten Geſinnungen und Charakter konnte er nicht gleich finden. Der Schreiber reichte daher ein Begnadigungsgeſuch beim Kabinette ein, und das Kabinet begnadigte den Menſchen ſofort, ihm die ganze Strafe erlaſſend.

— Am 22. Juni Morgens gegen 4 Uhr flog die außerhalb des Andreasthores in Erfurt gelegene Pulvermühle in die Luft, wobei ein junger Mann, der eben hineingegangen war, um das Werk in Gang zu ſetzen, furchtbar zerſchmettert auf der Stelle todt blieb.

— Die Diebſtähle nehmen in Berlin in ſo auffallender Weiſe zu, daß ſich bereits an achttauſend ſchon beſtrafte Diebe, meiſtens junge, kräftige aber arbeitſcheue Leute dort aufhalten, die ſich nach ausgehaltener Strafe wieder in ihrem frühern Gewerbe üben.

— Die ſechste Legion der Pariſer Nationalgarde, die ſich am 12. und 13. Mai dadurch mit Ruhm bedeckt, daß ſie ſich beim Appell gar nicht eingefunden hatte, war wegen dieſer Pflichtverſäumniß vor die Disziplin-Kommiſſion zitirt worden. Man hörte da tauſend Entſchuldigungen, eine komiſcher als die andere. Der Eine hatte ſeine Trommel, der Andere ſeine Patrontaſche nicht finden können, dem Dritten war Nachts vorher ſein Gewehr, dem Vierten ſein Säbel geſtohlen worden; Einige geſtanden, ſie ſeien durch ihre reſpektiven Ehehälften abgehalten worden, Andere erklärten rund heraus, ſie hätten keine Neigung verſpürt, ihre Köpfe zu tragen, um eine Ordnung der Dinge wie die gegenwärtige zu unterſtützen. Letztere wurden von der Kommiſſion zu einer achtundvierzigſtündigen Gefängnißſtrafe verurtheilt.

— Vor einigen Tagen erſchienen zu Paris im Vorhofe der Tuilerien urplötzlich etwa hundert ſchwarzgekleidete Herren, die durch den geheimnißvollen Ernſt, der in ihren Zügen lag, viel Aufſehen und Beſorgniß erregten. Endlich erfuhr man, daß dieſe Herren harmloſe Rübenzucker-Repräſentanten ſeien, denen der König eine Audienz gewährte.

— Am 18. Juni wurde in Paris in Gegenwart der Direktoren des Seeweſens ein Verſuch gemacht, Meerwaſſer trinkbar zu machen, deſſen Erfolg alle Erwartungen übertraf. Das Meerwaſſer war, nachdem es durch den dazu gefertigten Apparat gegangen, ſo gut und ſo friſch wie Quellwaſſer. Der Verſuchs-Apparat kann für den Verbrauch einer Schiffsmannſchaft von 500 Köpfen dienen.

— Während des Prozeſſes der Mai-Angeklagten vor dem Pairshofe in Paris iſt die Artillerie von Vincennes konſignirt. Die Stücke ſind geladen und die Mannſchaft ſteht fortwährend marſchfertig dabei. An den Barrieren ſind die Poſten verdoppelt und führen geladene Gewehre. Des Nachts ziehen ſtarke Patrouillen durch die Straßen.

— Schon ſeit einigen Jahren beklagen ſich manche der über Havre Europa verlaſſenden Auswanderer über die willkührliche Behandlung, welche ſie von einigen, ihre Einſchiffung übernehmenden Kommiſſionären und andern Unternehmern in Havre ausgeſetzt ſind; allein in der Regel liegt den Auswanderern vor Allem daran, von Havre ſchnell möglichſt weiter zu kommen; und wollten ſie auch mitunter, um ſich Recht zu verſchaffen, ein gerichtliches Verfahren einleiten laſſen und ihren Aufenthalt zu dieſem Behuf verlängern, ſo iſt es gewöhnlich Mangel an den erforderlichen Mitteln, welcher ſie daran verhindert. Um dieſen Uebelſtänden für die Folge abzuhelfen, hat ſich ein Verein von menſchenfreundlich geſinnten Männern im Havre gebildet, deſſen Zweck es iſt, einen Fonds zuſammen zu bringen, um mittelſt deſſelben gerechte und erwieſene Anſprüche von unbemittelten Auswanderern zu verfolgen und für die Erpreſſungen, deren man ſich gegen ſie ſchuldig gemacht hat, die geſetzmäßigen Entſchädigungen zu verlangen.

— Sultan Mamud, der trotz ſeiner Aufgeklärtheit noch eine ſtarke Doſis Aberglauben beſitzt, hat ſich von einer Armenierin die Karten legen laſſen, um den Ausgang des Krieges mit Mehemet Ali zu erfahren. Die gute Pythia ſoll dem bruſtkranken Großherrn Sieg verkündet haben, wofür derſelbe ihr einen Ring von hohem Werthe geſchenkt haben ſoll. — Der Sultan wird am 30. Juli 55 Jahre alt und ſchließt am 28. d. M. ſein einunddreißigſtes Regierungsjahr ab. Dieſer berühmte Reformer hat bereits hundert und ſechsundzwanzig Kinder; kein Wunder alſo, daß Se. Hoheit etwas ſchwächlich ſind.

An die Katzen in Aarau.

Chatze, fliehnd, und das recht gſchwind,
Uß der Nigelweid;
Aerger als die böſe Hünd,
Händ ihr dert zwe mächtig Find,
Tod wird euch zum Vſcheid.
Dert git's doch für euch nüt z'muuſe,
Dert händ d'Lüt no Freud,
Wenn bi ihne d'Müüs recht huuſe,
D'Ratte ihre Velz durluuſe;
Drum fliehnd d'Nigelweid.
Denn mit Wohret mueß ech brichte:
Marterfalle thüend ſ' ech richte,
Und e Schropfgans paſſet dra,
Bis ſie euch verwürge cha.

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau.

No. 28. 12. Juli 1839.

Das Alpenhorn,

ein Volksblatt

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Zweiter Jahrgang.

Und werd' die Welt auch noch so alt: Nichts bleibt sich immer gleich auf dieses Lebens Reise;
Der blinden Thorheit Allgewalt drängt oft das Beste aus dem rechten Gleise.

Das Schneeglöckchen.

Ich kenn' ein Glöcklein, lieblich, zart
Durch weißen Schmelz verschönt,
Das, ohne Laut, doch wunderbar
Durch's Reich der Lüfte tönt;
Ein Glöcklein ist's, aus Flor gewebt,
Das jedes Herz mit Lust belebt.

Bescheiden hängt das Glöcklein nur
An einem grünen Band,
Das die Natur mit zarter Kunst
Um's enge Hälschen wand;
Und wenn die Luft das Glöcklein schwingt,
Es lieblich durch die Fluren klingt!

Die schönste Zeit verkündet es
Mit seinem Silberton;
Denn wißt, es naht in schnellem Flug
Der holde Frühling schon,
Mit seiner Hand das Erdenreich
Zu segnen, einem Gotte gleich.

Und kaum vernimmt den Wunderklang
Der Blumen buntes Chor,
Da eilt es aus dem Kämmerchen
Gar schnell an's Licht hervor,
Und drängt, gar üppig angethan,
Zum Frühlingseinzug sich heran.

Und sieh! in Reigen folget nun
Dem lieben Glöcklein hold
Des Märzenblümleins zartes Blau
Und der Ranunkeln Gold,
Und lieblich würzt, als Opferduft,
Das Veilchen bald die laue Luft.

Und schöner stets und bunter stets
Kommt jetzt der Zug heran:
Die Maslieb da, Aurikeln dort,
Und hier die Tulipan,
Und auch der Anemone Weiß
Tritt freudig in den Blumenkreis.

Kaiser und Künstler.

Nach H. Betthoud.

Die Schloßuhr der kaiserlichen Residenz zu Fontainebleau schlug Neun. Napoleon saß nahe beim Kamin, worin ein helles Feuer loderte, und unterhielt sich mit der Kaiserin Marie Luise von verschiedenen häuslichen Angelegenheiten. Noch nie hatten seine edlen antiken Züge eine unbefangenere Fröhlichkeit ausgedrückt. Er lachte, plauderte, scherzte, und ein eintretender Fremder hätte diesen heitern Mann im grauen Ueberrock, der sich auf dem Stuhle wiegte, schwerlich für den mächtigen Kaiser von Frankreich gehalten. Er hielt die Hand seiner Gemahlin, und freute sich innig über die Ungefügigkeit ihrer Zunge, die sich noch immer nicht den leichten französischen Conversationston zu eigen machen konnte. Eben hatte Marie Luise ein unterhaltendes Qui pro quo hervorgebracht, worüber der Kaiser in ein lautes Lachen ausbrach, als die Thüren sich öffneten und Düroc hereintrat:

„Sire, der italienische Künstler ist so eben angekommen."

„Führen Sie ihn sogleich ein!" gebot der Kaiser, und schob seinen Rollstuhl zurück, so daß zwischen ihm und der Kaiserin ein freier Raum entstand.

Der Gemeldete trat ein; er machte den erhabenen Anwesenden eine ehrfurchtsvolle Verbeugung, und nahm dann, auf ein Zeichen Napoleons, mit einer edlen Haltung den angebotenen Sessel ein.

„Sie sind in Frankreich willkommen, mein lieber Canova!" sagte der Beherrscher Europa's mit jenem gewinnenden Tone, wodurch er alle Herzen eroberte. „Aber um wie viel bleicher und eingefallener sehen Sie aus, seit wir uns zuletzt sahen! Sie müssen wahrlich Rom verlassen und in Paris leben: Paris wird Ihnen Ihre Gesundheit wieder geben. — Sie sehen, wir befinden uns wohl hier", setzte er hinzu, indem er die Hand der Kaiserin drückte.

„Der Arbeit, aber nicht dem Himmel meines Vaterlands rechne

ich die zerrüttete Geſundheit an. Es wäre mir unmöglich, Rom für immer zu verlaſſen.“

„Paris iſt die Hauptſtadt der Welt! Alles Große, alles Schöne muß dort vereinigt ſein. Sie müſſen auch dort leben. Ich will es ſo!“ ſetzte er mit dem faſt ſtrengen Ton des Herrſchers hinzu.

„Ew. Majeſtät haben über mein Leben zu verfügen, aber wenn Sie wollen, daß dieſes Leben Ihrem Dienſte geweiht ſein ſoll, ſo geſtatten Sie mir, nach Italien zurückzukehren, ſobald ich die Büſte der Kaiſerin vollendet habe, mit deren Anfertigung Sie mich begnadigten.“

Der Kaiſer nickte. „Siehſt Du, Luiſe! Er hat keinen größern Stolz auf Erden, als der berühmteſte Bildhauer Italiens zu ſein, und in Rom aus kararischem Marmor eine Venus, eine Magdalena oder eine Terpſichore zu meißeln.“

Das Geſpräch wurde jetzt allgemein. Man ſprach von den Ausgrabungen, welche die Familie Borgheſe angeordnet hatte, von italieniſchen Künſtlern, von der Vendome-Säule und tauſend andern Dingen.

Canova vermochte nicht, ſein Erſtaunen zu unterdrücken: „Wie iſt es Ew. Majeſtät möglich, von jeder Kleinigkeit ſo genau unterrichtet zu ſein?“

„Ich habe ſechszig Millionen Unterthanen“, ſprach Napoleon raſch, „beinahe eine Million Soldaten und hundert tauſend Reiter. Ihre Römer hatten in ihrer glänzendſten Zeit kein größeres Heer. Ich habe mit dieſer Armee vierzig Schlachten geliefert, und bei Wagram hunderttauſend Kanonenſchüſſe abgefeuert, weil dieſe ſchöne Dame meinen Tod wollte.“

Bei dieſen letzten Worten drohte er der Kaiſerin ſcherzend mit dem Finger, und dieſe antwortete mit deutſcher Naivetät: „Er hat Recht!“

„Jetzt aber,“ entgegnete Canova der Kaiſerin, „ſcheint mir das nicht mehr der Fall zu ſein!“

„Gewiß nicht!“ entgegnete Marie Luiſe, indem ſie dem Kaiſer beide Hände entgegen ſtreckte, der ſeine junge Frau in ſeine Arme ſchloß.

„Weßhalb wirſt du roth? Canova iſt ein Freund des Hauſes, und vor ſeinen Freunden ſoll man ungenirt ſein. Uebrigens weiß ich es ſehr wohl, daß ſein Herz für die Freuden der Häuslichkeit nur zu empfänglich iſt. Höre mir zu, Luiſe, ich will Dir einen Roman erzählen, deſſen Helden Du errathen ſollſt; Du wirſt daraus erkennen, ob zwei liebende Gatten ſich vor Canova zu ſcheuen haben.“

Die Kaiſerin rückte ihren Seſſel ganz nahe an den des Kaiſers und dieſer fuhr fort:

„Der Ort der Handlung iſt das kleine Dorf Paſſagno, in der Provinz Treviſo. Hier verſtoß die Kindheit eines Knaben, deſſen Vater, ein geſchickter Künſtler, bereits im ſiebenundzwanzigſten Jahre geſtorben war, und deſſen Mutter ſich zum zweiten Male mit Sartori Creſpano verheirathet hatte. Das Kind war damals vier Jahr alt, hieß Antonino und lebte bei ſeinem Großvater, der den Enkel etwas tyranniſirte. Endlich ſchickte er ihn nach dem einige Meilen entfernten Städtchen Pradazzi, zu dem ihm befreundeten Senator Faliero, damit dieſer ſähe, was mit dem kleinen Bauerburſchen anzufangen ſein würde. Der Senator war erfreut, mit welcher Geſchicklichkeit der Knabe verſchiedene Figuren, bald Thiere, bald Menſchen aus Thon knetete, und ſchickte ihn zu dem Bildhauer Torretto in die Schule.“

„Wie?“ rief Canova, vor Erſtaunen außer ſich „Ew. Majeſtät kennen alle Einzelheiten meines unbedeutenden Privatlebens ſo genau?“

„Ich weiß noch mehr!“ bemerkte der Kaiſer mit einem feinen Lächeln und fuhr fort:

„Torretto war ein Mann von ſtrengen Sitten, der viel auf eine gute Hausordnung hielt; aber das konnte ſeinen Lieblingsſchüler, den ſechszehnjährigen Antonino, doch nicht abhalten, von Zeit zu Zeit die Werkſtatt zu verlaſſen, und den ländlichen Feſten der Umgegend beizuwohnen. Eines Tages geräth er unter einen Trupp junger Bäurinnen, die in ihrem Sonntagsſtaat allerliebſt ausſehen, und hält bald, er weiß nicht wie, die eine derſelben, Bettina Biaſi, am Arm, die nun für den ganzen Tag ſeine Tänzerinn bleibt.“

Ein Seufzer entfuhr der Bruſt Canova's; der Kaiſer machte ſeine Gemahlin durch ein Zeichen darauf aufmerkſam und erzählte weiter:

„Bettina zählte damals vierzehn Jahre; ihre ſchwarzen Augen blitzten wie Feuergarben, zwei Hände waren zu viel, um ihre Taille zu umſpannen, und niemals hatte man einen bewundernswerthern Haarwuchs geſehen. Das war genug für den feurigen Antonino, um in Liebe zu entbrennen; er eilte zu ſeinem Großvater und geſtand ihm Alles. Dieſer hielt Bettina für eine gute Partie, ſprach mit den Eltern derſelben, und die Heirath war beſchloſſen. Aber Meiſter Torretto und der Senator Faliero ſahen bald ein, daß eine ſolche Heirath die künſtleriſche Zukunft ihres Zöglings mit einem Schlage vernichten werde. In einer Nacht traten Beide in ſein Zimmer, ſie befahlen ihm, ihnen zu folgen, und ungeachtet ſeiner Bitten, ſeiner Thränen, ſeines Widerſtandes, entführten ſie ihn nach Venedig, wo ſie ihn ein ganzes Jahr lang unter ſtrenger Aufſicht hielten. Jede Rückkehr in ſeine Heimath ward dem verzweifelnden Geliebten unmöglich gemacht, und er gezwungen, in ſeiner Kunſt Troſt für ſeinen Herzenskummer zu ſuchen. Bald entwickelte ſich das Talent des jungen Mannes und ſein Ruf ſtieg; er wurde berühmt und reich, Alles ſuchte ihn auf, und die niedliche kleine Domenica, die Tochter des Kupferſtechers Vulpato, war Schuld daran, daß er immer weniger an Bettina Biaſi dachte. Er näherte ſich ihr, er erwies ihr Aufmerkſamkeiten, ſie lächelte, nahm ſeine Dienſte an, duldete ſeinen Händedruck, gab ihm Hoffnung und ein Jahr darauf — heirathete ſie Rafael Morghen. Der arme Antonino glaubte vor Verzweiflung über einen ſolchen grauſamen Verrath zu ſterben.“

Canova war in ein tiefes Nachdenken verſunken und ſchien nicht auf die Dinge zu achten, die außer ihm vorgingen.

„Die Aerzte und Freunde des Kranken riethen ihm, die friſche Luft ſeines Geburtsortes zu athmen. Antonino reiſte ab, und unterwegs ſchon ſtieg Bettina Biaſi, dies ſchöne liebenswürdige Kind, vor ſeiner Phantaſie auf, ja, er ſah ſie im Geiſte friſcher, blühender als je. „Wahrlich!“ rief er aus, „ich war ein Undankbarer, ſie zu vergeſſen und zu verrathen!“ Er gab ſich nun alle Mühe, die treuloſe Domenica zu vergeſſen, er dachte auf's Neue an die Geliebte ſeiner erſten Jugend, und als er endlich von Ferne das Läuten vom Thurme des heimiſchen Dorfes vernahm, verließ er den Wagen und ſetzte ſeinen Weg zu Fuß fort. Kaum hatte er die Heimath betreten, als er ſich von einer großen Anzahl junger Leute umgeben ſieht; ſie tanzen um ihn herum, ſchließen ihn in ihre Arme und füllen die Luft mit dem Geſchrei: e viva! Man hat ſeine Heimkehr erfahren und

die glücklichen Landleute bereiten ihm, dem berühmten Künstler, diesen freundlichen Empfang. Der Weg ist mit Immortellen, Lorbeerzweigen und Rosen bestreut, alle Einwohner, Männer, Weiber, Greise und Kinder, mit grünen Zweigen in den Händen, kommen ihm entgegen; sein alter Lehrer, der ehrwürdige Torretto, schließt ihn in seine Arme und netzt die Wange seines Zöglings mit Freudenthränen. Jetzt naht sich auch seine Mutter, der alte Biaſi, und hinter diesem eine Frau, die bitterlich weint. Canova schreit laut auf: »Bettina, mia Bettina!« Sie reicht ihm die Hand, sie will reden, aber die hellen Kirchenglocken fallen ein, Musketensalven ertönen, und verschlingen ihre Worte. Der Geistliche des Dorfes naht mit seinem Vikar und den Chorknaben, die das Tedeum singen, und Alle danken Gott, daß er dem kleinen Orte in Canova einen so großen Sohn verliehen hat. Darauf erfaßt der ehrwürdige Geistliche seine Rechte, die Mutter seine Linke, und der ganze Zug begleitet ihn nach der Wohnung seines Großvaters, den Krankheit an sein Bett gefesselt hält."

„Sire!" rief Canova mit überströmenden Augen, „halten Sie mit einer Erzählung ein, die so furchtbare und so sanfte Erinnerungen zugleich in mir erweckt.

Aber Napoleon gefiel der Eindruck, den er auf seine Zuhörer gemacht hatte, zu sehr um auf diese Bitte zu merken.

„Hören Sie den Schluß, Madame," sprach der Kaiser, sich ausschließlich an seine Gemahlin wendend. „Wir nähern uns der Lösung des Knotens, diese ist der ganzen Erzählung würdig." — „Am andern Morgen ging Canova in den Garten seines Großvaters; Bettina kam ihm entgegen. Die fünf vergangenen Jahre hatten keinen Reiz ihrer ersten Schönheit entführt, sie war nur bleich und glich daher um so mehr einer jener herrlichen Figuren, die unser Meister aus dem Marmor hervorzuzaubern weiß."

„Ach, Bettina!" rief er außer sich, „kannst Du mir meine Undankbarkeit, und willst Du mir wieder ein Glück schenken, dessen ich so unwürdig bin? Ich habe Dich wiedergesehen, und meine Jugendliebe ist in ihrer vollen Stärke erwacht."

„Höre mich, mein Antonino," bat Bettina gesenkten Auges. „Ich habe viel gelitten, als ich vernahm, Du würdest Signoria Domenica heirathen: dann dachte ich aber auch, es schicke sich nicht für die arme Bäurin, die Gattin eines so großen Künstlers werden zu wollen. Aber dennoch schlug ich beharrlich jeden Antrag aus und lebte einsam nur in der Erinnerung an Dich und an die Liebe, die Du mir einst weihtest. Als ich aber vernahm, Du wolltest in deine Heimath zurückkehren, als ich dachte, Du würdest wohl nicht ohne Bewegung das Mädchen deiner ersten Liebe wiedersehen, als ich mein eigenes Herz prüfte und mir der Gedanke kam, wir würden vielleicht Beide schwach genug sein, und ein Verhältniß erneuern wollen, das Deine gegenwärtige Stellung zu einem unmöglichen machte, da faßte ich einen Entschluß und that den Schritt, der allein uns diesen Wirren entreißen konnte — ich heirathete! Vor acht Tagen reichte ich meine Hand einem wackern Jüngling, der seit vier Jahren um mich warb."

„Welch edle Frau!" rief die Kaiserin aus.

Canova hatte seinen Platz verlassen und sah aus dem Fenster, um seine tiefe Erschütterung zu verbergen.

Da klopfte es an der Thür und der Polizei-Minister, Herzog von Otranto, steckte sein eben so häßliches als geistreiches Gesicht durch dieselbe.

„Sie konnten nicht gelegener kommen, Herzog," flüsterte ihm der Kaiser zu. Da sehen Sie, welchen Effekt ich durch die Notizen hervorgebracht habe, die ich vor acht Tagen von Ihnen empfing."

Der Kaiser trat zu Canova und weckte ihn aus seinen Träumen: „Canova! Beschäftigen Sie sich mit der Büste meiner Frau, und wenn Sie nach ihrer Vollendung noch auf Ihre Rückkehr nach Italien bestehen, so wird man Sie nicht aufhalten. Guten Abend! Ich habe mit dem Herzoge von Otranto zu reden. Es ist ein schlechtes Handwerk, Kaiser zu sein, und ich habe nicht alle Abende die Erlaubniß, mich am Kamin niederzulassen, um mit meiner Frau und einem Freunde zu schwatzen. Kommen Sie, Herr Herzog."

Diese Scene ereignete sich am 11. Oktober 1810.

Türkisches Mährchen.

Der Ewige saß, in einen türkischen Schlafrock eingehüllt, auf den schwellenden Kissen seiner Ottomane, rauchte aus einer langen, schlauchähnlich gewundenen Pfeife einen Taback, von dem das Viertelpfund zu damaliger Zeit 10 Piaster gekostet, schlürfte aus goldener Schale den duftigen Moccasaft und war in süßes Nichtsthun versunken, als er plötzlich wie aus tiefen Gedanken erwachte, und am Klingelbande zog. Sogleich traten seine beiden Kammerherren und Flügel-Adjutanten, die Engel Arot und Marot, herein. Ehrfurchtsvoll beugten sie ihre Knie und fragten: Herrlichkeit, was befiehlst Du? — Begebt Euch sofort, sagte der Herr, auf die Erde und besorgt mir ein paar Pfund türkischen Tabak, ein paar Krüg Pilnauer Wasser und den zweiten Theil von Zoroasters Zendavesta. Besorgt eure Sache gut, und macht nicht etwa, wie es manchmal geschieht, einfältige Streiche.

Die Geschäftsträger des Himmels schnallten sich sofort ihre Flügel an und schwebten pfeilschnell zur Erde nieder, und begaben sich zuerst in eine Apotheke, um Pilnauer Wasser zu verlangen. Von da traten sie in die Leihbibliothek und begehrten den zweiten Theil von Zoroasters Zendavesta, und zuletzt in einen Tabaksladen.

In diesem Tabaksladen saß Fatime, eine junge Wittwe, schön wie ein Engel und klug wie der Teufel. Die Botschafter des Ewigen konnten beim Anblick so vieler Reize ihre Bewunderung nicht verbergen. Die junge Wittwe hingegen erkannte sogleich, daß diese Herren aus dem Himmel kommen, und redete sie deshalb sehr artig und zuvorkommend an: „Was wünschen Sie, meine Herren?" Die beiden Flügeladjutanten, vertieft im Anschauen solcher Schönheit, antworteten ganz zerstreut: Pilnauer Wasser! — „Das habe ich leider nicht; aber mit einem Glase guten Weines kann ich dienen. Ist es Ihnen gefällig, meine Herren, etwas näher zu treten und meinen Wein zu versuchen?" Das war für die beiden Engel ein gefundenes Essen. Sie ließen sich nicht zum zweiten Mal bitten, zumal ihre schöne Wirthin unterdessen bereits die Gläser gefüllt und auch Feigen, Datteln, Rosinen, Mandeln, Pisang und Chesterkäse präsentirt hatte. Sie ließen sich auf den Sopha nieder, und „auf Ihr Wohlsein, Madame!" stießen sie mit den Gläsern an und leerten sie in einem Zuge. „Kommen Sie direkt aus dem Himmel?" fragte die schöne Wittwe. — Zu Ihren Diensten. — „Wie befindet sich der Ewige?" — Vollkommen wohl. — „Sie haben in der letzten Zeit viel regnen lassen?" sagte sie, von Neuem die Gläser füllend. „Wir haben jetzt nur wenig hübsche Tage." — Der Ewige, erwiderte Marot, weiß oft nicht, woran er ist; die Parapluiemacher und Schuster quälen ihn um Regen, während Andere um Sonnenschein bitten. Allen, Madame, kann der alte Herr nicht zu gleicher Zeit recht thun. „Ist es wahr, meine Herren, daß der Ewige gesonnen

ist, neue Sterne zu schaffen?“ — Er sprach davon, das östliche Ende der Milchstraße neu pflastern zu lassen. — „Weiß man noch nicht, wen Seine Herrlichkeit unter die dazu nöthigen Sterne versetzen wollen?“ — Bis jetzt, antwortete Arot, ist noch nichts Offizielles bekannt geworden. Aber wahrhaftig, Madame, je mehr wir Sie betrachten, desto mehr finden wir Sie dessen werth. — „Meine Herren,“ fragte die junge Wittwe, „schmeckt Ihnen mein Wein? Aber Sie trinken nicht auch recht?“ und füllte die Gläser von Neuem. — Süßer als diese Früchte, würde uns ein Kuß von Ihrem Munde schmecken; der Honig Ihrer Lippen allein kann den Wein uns würzen, sagten bittend die Engel, die bereits schon mehr getrunken hatten, als Männer ihres Ranges vertragen können. „Sie sind so liebenswürdig, meine Herren, daß es mir unmöglich ist, Ihnen einen Wunsch abzuschlagen, im Fall sie auch mir eine kleine unschuldige Bitte gewähren.“ — Reden Sie, Madam, baten die Engel zugleich. „Nennen Sie mir das Wort, durch das Sie sich in die Lüfte schwingen und die Pforten des Himmels öffnen.“ — Das Wort, Madame, ist ein Geheimniß des Himmels, das wir nie verrathen dürfen. — „So kann auch ich Ihrem Wunsche nicht entsprechen.“ — Wie kann man so grausam sein! lallten die benebelten Engel. „Wie kann man auch so verschwiegen sein!“ lächelte die schlaue Wittwe mit liebäugelnden Blicken. Die liebetrunkenen Engel nahmen die Wittwe in ihre Mitte, sahen sich bedächtig um, ob kein Fremder sie belausche, und flüsterten ihr das geheimnißvolle Wort in's Ohr. Doch kaum hatte sie dasselbe vernommen, als sie sich mit dessen Hilfe in den Himmel schwang, vor den Thron des Ewigen trat und ihm ungeschmückt ihr Abenteuer mit den beiden Engeln erzählte. „Also Arot und Marot haben sich berauscht?“ rief erstaunt der Ewige; „haben ein Geheimniß des Himmels ausgeplaudert? und Sie, Madame, haben ihnen zur Belohnung ihres Verraths einen Kuß gegeben?“ — Nein, Herrlichkeit, Letzteres habe ich nicht gethan. — „Nun, das ist brav von Ihnen, Madam, bitten Sie sich eine Gnade aus.“ — Herrlichkeit, ist es wahr, daß Sie neue Sterne schaffen? — „Gut, daß Sie mich erinnern. Empfangen Sie hiermit den Preis der Tugend,“ sprach der Ewige, berührte sie galant mit der Bernsteinspitze seiner Pfeife, und verwandelte die schlaue Wittwe in einen hellleuchtenden Stern, der seit jenem Tage Abends als Hesperus und Morgens als Luzifer strahlt. Die beiden Engel aber verurtheilte er, bis zum Tage des jüngsten Gerichts rastlos die Erde zu durchwandern als Weinreisende.

Und daher kommt es, daß der Prophet Mahomet den Muselmännern das Weintrinken untersagt hat. Daher kommt es, daß man jetzt in jedem Winkel der Erde — ja selbst in der Wüste Sahara, auf Otaheiti und Vandiemensland — einem jener verschwundenen Engel oder Mustereiter begegnet, die uns Preiscourants und Proben ihrer Weine aufdringen.

Der altdeutsche dumme Teufel bei den kaukasischen Bergvölkern.

Bisher glaubte man, nur in Deutschland gebe es einen „dummen Teufel“, der sich von schlauen Menschen überlisten läßt. Die vielen barocken Volkssagen, wie er von einem Pfiffikus übertölpelt und um die Seele betrogen wird, die er schon im Sack zu haben glaubt, finden sich auch unter den kaukasischen Bergvölkern. Der kurze Inhalt ist folgender: „Der Teufel, obgleich ihm die Seelen der mehrsten Menschen anheim fallen, ist damit doch nicht zufrieden; er möchte sie mit lebendigem Leibe fangen. Er kann aber mit den Menschen nicht auskommen. Am persischen Hofe, wo er zuerst erscheint, besteht er mit Schimpf und Schande, und weil er es mit den Gleißnereien und Listen der intriguirenden Hofschranzen nicht aufnehmen kann, macht er sich an die Städter, die zwar von offenem Marktbetrug leben, aber doch ein einfältiges Volk sind. Er verkauft ihnen seine Hörner als Hirschhörner zu Messergriffen. Seelenfroh über den Handel, macht er sich davon, und will für das gelöste Geld einkaufen; aber man hat dem dummen Teufel falsches Geld für seine Hörner gegeben. Die Polizei arretirt ihn. Mit Mühe und Noth losgekommen, geht er nun auf's Land; der Bauer ist einfältig, ihn zu hintergehen scheint ihm ein Leichtes. Er trifft einen Landmann an, der sich aus Noth ersäufen will. Halt! denkt der Teufel: den kann ich denn doch lebendig fangen! „Warum willst Du dich ersäufen?“ fragt er ihn. Wenn man nichts zu essen hat, will man sich doch wenigstens gut antrinken! war die Antwort. Der Teufel verspricht ihm, ihm zu helfen, wenn er fortan ihm dienen wolle. Der Bauer geht es mit Freuden ein. Beschlossen wird: sie kaufen Samen, mit welchem der Bauer den Acker besäet und allein bebaut; von dem Ertrage soll der Teufel drei Viertel erhalten, der Bauer ein Viertel. Der Bauer ruft hocherfreut: „Nein Herr, ich gebe Dir alles, was aus der Erde emporwachsen wird, für mich sind die Wurzeln gut genug.“ Wer war zufriedener als der Teufel. Wort und Handschlag. Der Teufel versetzt bei einem Mönch seinen Pelz, und der Bauer kauft dafür Zwiebeln-, Rettig-, Mohrrüben- und Rübsamen. Der Teufel, dem der sichere Gewinn entgegenlacht, arbeitet über den Vertrag: er schleppt Wasser zu, verjagt die Sperlinge, und wacht und friert Nachts ohne seinen Pelz. Die Aernte ist weit über Erwarten. Der Teufel erhält nun alles Grüne, aber Niemand will sein Kraut kaufen; den Bauer machen die Wurzeln zum reichen Mann. Warte! denkt der Teufel: zum zweiten Mal hintergehst du mich nicht! Er proponirt dem Bauer denselben Sozietätsvertrag wieder für das nächste Jahr; nur mit dem Unterschied, daß er diesmal die Wurzeln behalte, und der Bauer das Grüne. Der Bauer schlägt ein, säet aber diesmal Getreide. Es ging schön auf und er hatte großen Gewinn. Die Wurzeln, die der Teufel zog, wollte nicht einmal das Vieh. „Ihr verdammten Menschen!“ rief der Betrogene: „Ich soll auf Erden der Urheber alles Uebels sein und mir wollt ihr alle Lügen und Schändlichkeiten aufbürden, da ihr doch listiger und verschlagener seid, als ich? Bleibt für euch, die irdische Bosheit kann meiner entbehren!“ Eben wollte er sich der Oberfläche des Erdballs entschwingen, als er den Pfaffen gewahr wurde, dem er seinen Pelz versetzt hatte, wie derselbe in diesen verkleidet zu mitternächtlicher Stunde einer Wittwe einige hundert Thaler für die arme Seele ihres verstorbenen Mannes abängstigen wollte. „Den erwisch ich doch gewiß lebendig!“ grinste der Teufel voll Zorn, faßte ihn am Kragen und fuhr mit der Beute von hinnen. Aber der Mönch hatte den Pelz nur leicht um sich geschlungen gehabt, ließ ihn fahren, als er den Griff seines frühern Inhabers gewahr wurde, und blieb allein bei der Wittwe, die nun sicher glaubte, er sei ihr zu Schutz und Hilfe erschienen, und in das Gewünschte gerne einwilligte. Seitdem hat sich der Teufel auf Erden nicht mehr sehen lassen.

No. 28.

DAS POSTHÖRNCHEN

11. Juli 1839.

Eine Wochenschrift
für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Alpenhorn mit Posthörnchen zusammen können für 7½ Batzen vierteljährliche Vorausbezahlung auf allen löbl. Postämtern des Kantons Aargau franko bezogen werden. Inserate, frankirt zugesendet, werden unter Verantwortlichkeit des Einsenders gegen Vergütung von 5 Rappen per Zeile aufgenommen; interessante oder erheiternde Mittheilungen mit Verschwiegenheit und Dank.

Tagesbegebenheiten.

Schweiz.

— Aus öffentlichen Blättern vernimmt man, daß in Stockholm ein Verein sich gebildet hat, der es sich zur Aufgabe gemacht, dem Kleider-Luxus entgegen zu arbeiten, und dessen Mitglieder öffentlich nicht anders, als in leinenen Pluſen erscheinen. Ein solcher Verein verdient der Nachahmung eben so sehr, als Mäßigkeitsvereine im Trinken geistiger Flüssigkeiten; die Vortheile, welche daraus hervorgehen, sind nicht unbedeutend; bereits soll auch in Berlin und an andern Orten für gleichen Zweck gearbeitet werden. Wir Schweizer geben jährlich für feine Tücher, die wir leicht entbehren könnten, Millionen an das Ausland, welche wir im Lande behalten könnten, wenn wir uns auf eigene Produkte beschränken, zum Tragen leinener Stoffe entschließen könnten. Abgesehen von aller Ersparniß, ist es in heißer Jahreszeit angenehmer, eine leinene Pluſe zu tragen, als einen wollenen Rock, und eine Verletzung des Anstandes für das gewöhnliche Leben wird Niemand darin erkennen wollen, für besondere Feierlichkeiten ꝛc. mag man immer ein Festkleid tragen, das dann auch immer seiner Bedeutung näher gebracht würde. Man sage nicht, Gewerbe und Handel leiden dadurch, denn eine Pluſe muß gemacht werden so gut wie ein Moderock, und dem Kaufmann kann es gleich sein, ob er ein Stück Leinwand oder ein Stück wollenes Tuch verkaufe. Von allen Seiten betrachtet finden wir Gründe genug für Errichtung solcher Vereine, gegen sie keinen, der nicht widerlegt werden könnte; zahlreicher Beitritt wäre um so mehr zu hoffen, da nicht Entbehrungen dadurch vorgeschrieben werden; möchten bald gemeinnützig gesinnte Männer mit ihrem Beispiel vorangehen.

— Wahr ist's, wenn die Welt nicht bald untergeht, ist gewiß die heutige Kleidereinfachheit nicht daran Schuld. Da sehe man nur unsere lieben Weiberchen und holden Töchter. Da braucht es zum täglichen Schmuck eine Menge allerlei Sächelchen, daß man ein eigenes Wörterbuch nöthig hat, um die Namen alle zu erfahren. Da tragen sie Röcke, bald über die Mitte des Busens, bald des Rückens, bald über die Schultern hinunter so weit ausgeschnitten, daß sie jeden Augenblick über die reizende, zarte Gestalt herunterzurutschen drohn; bald sind daran Aermel, daß ein Viertel Kartoffeln zur Genüge darin Platz fände; bald schnüren sie sich, und wenn auch die Gesundheit darunter leiden sollte, daß sie aussehen wie hungrige Ameisen; bald ist der Rock so kurz, daß Sperlinge auf die Waden sitzen könnten, **NB.** wenn solche vorhanden wären; bald ist er so lang, daß sie bei jedesmaligem Ausgang ein paar Pfund Staub oder Koth an der Schleppe mit heimtragen; bald ist der Hinterleib gepolstert, daß man ein halbes Dutzend Kopfkissen darunter vermuthen könnte; bald gibt es Hauben wie Hahnenkämm', bald wie Dragonersättel, bald wie Milchtopfdeckel; und noch eine Unzahl dergleichen, wer wollte das Zeug auch alles nennen! Das ändert alle Tage, und alle Wochen erscheinen Journale, die neue Moden bringen. Hat so ein Affe in Paris oder wer weiß wo, der aus lauter Langeweile nicht weiß was anfangen, vor seinem Spiegel wieder eine neue Mode erdacht, flugs affen es die andern nach, Reich u. Arm, Groß u. Klein der Reihe nach, von Petersburg bis Neapel, von Hamburg bis Triest, selbst im kleinsten Nestchen. Da muß denn der Vater und Gatte hervorschwitzen, und wenn er den letzten Heller aus der Tasche nehmen, selbst wenn er borgen müßte. Ja ich kenne eine Frau, die, als ein durchreisender Pariser Juwelier seine Waare hier feilbot, ihren kränkelnden Mann nöthigte, ihr ein paar Ohrgehänge aus dem Gelde zu kaufen, das zu einem nothwendigen Winterkleide für ihn bestimmt war. Doch, es ist dies das schwache, das schöne Geschlecht; was wollt ihr mehr? Sie haben nicht auf Vervollkommnung der Gewerbsindustrie, auf Erfindungen und Entdeckungen;

auf Uebungen zur Vertheidigung des Vaterlandes zu sinnen; all ihr Dichten und Trachten ist Putz und Gefallsucht, dazu wird das Mädchen schon von den Windeln auf erzogen. Aber Jünglinge, Männer sollten sich schämen, solche Eigenschaften sich zu eigen zu machen, sie, die zu Ernsterem im Staate berufen sind. Aber heutzutage sieht man den Aermsten bald in köstlicherem Kleide einhergehen, als vor Zeiten den Reichsten. Da erscheint Einer so glänzend und geschmiegelt, wie ein Marionettenpüppchen, dort zupft ein Anderer den Kragen seiner zart gefältelten Chemisette vor dem Spiegel zurecht; hier bläst Einer ein naseweises Mückchen vom Aermel seines feinen Tuchrockes; dort hat ein Anderer großen Verdruß über eine unverschämte Fliege, die ihm ein Westenknöpfchen befleckt; da zieht Einer einen mit Pomade getränkten Kamm aus der Tasche, um seine von der Luft oder vom Hut verdrehten Locken wieder zu ordnen; dort wird von Andern am Ziegenbocks-Barte gestrichen; hier hat Einer die Brille von der Nase wegzuschieben, damit er besser sehen kann; dort wischt ein Anderer den Rauch seiner Zigarren aus den Augen; hier glänzen Busennadeln, Ketten und Ringe; dort erscheinen kostbare, windige Mäntel, die sogar beim geringsten rauhen Lüftchen im Sommer zum Vorschein gebracht werden; selbst Knaben werden schon früh an dergleichen Dinge verwöhnt, deren sie vielleicht im spätern Alter mit Schmerzen entbehren müssen, oder zu allerhand Mitteln greifen, um ihre angewöhnten Bequemlichkeiten zu genießen. Das gibt keine Morgartner, Sempacher und Laupner Helden. Vor lauter Bedürfnissen würden sie einst in Zeiten der Gefahr die Entbehrungen, Aufopferungen und Mühseligkeiten eines Krieges nicht aushalten können, und in Knechtschaft sinken. Ein Glück ist, daß nicht alle so sind.

— Die eidgenössische Tagsatzung, d. h. die zu kurzweiligem Zeitvertreib in Zürich sitzenden Schweizerdiplomaten, haben beschlossen, den Kanton Wallis zu rekonstituiren, und haben, um das „Wie?“ vorzuberathen, eine Kommission ernannt. Dagegen protestirt ein Abgeordneter von Ober-Wallis, und Uri, Schwyz, Unterwalden, Baselstadt, Neuenburg und Tessin verwahren sich zu Protokoll.

— Am 3. d. M. stürzte einer der neuen Eilwagen unterhalb dem Bözberge um, wobei mehrere Personen, unter denen eine sehr bedeutend, beschädigt wurden. Die unzweckmäßige Einrichtung des Wagens soll die mehrste Schuld daran haben, für die Zukunft jedoch diesem Uebelstande abgeholfen werden. Durch Schaden wird man gewöhnlich erst klug.

— Der S. G. Wahrheitsfreund sagt in einem Artikel, dem er einen Dachshund vorgemalt hat: „Es ist merkwürdig, daß im Kanton Glarus die Hunde dermalen mehr gelten, als katholische Priester; denn während die Landsgemeinde den fünf vertriebenen Geistlichen keine Gnade angedeihen lassen wollte, verwarf sie den Antrag, für Hunde eine Taxe einzuführen unter dem Rufe: Frei sollen unsere Hunde sein! Also herrscht im Kanton Glarus Hundsfreiheit, aber Priesterbann.“ — Bei den Hunden aber ist Tollheit eine nur zuweilen eintretende Krankheit, beim s. g. Wahrheitsfreund und seinen Glaubensgenossen ist Tollheit ein angeborner Instinkt; diese sind die Wölfe im Schafpelz, von denen das Volk um so mehr zu befürchten hat, als es sie oft nicht für das erkennt, was sie sind. Darum im Kanton Glarus quasi Priester-Bann.

— Am 20. v. M. war der Altochsenwirth Beerli auf der Rheininsel unter Rheineck mit Heuen beschäftigt, als er bemerkte, daß sein etwa achtjähriger Knabe, der am Ufer gebadet hatte, von den Wellen des Rheines fortgerissen wurde. Sein Vatergefühl trieb ihn augenblicklich zur Rettung in die Fluthen, wo er das Kind glücklich erfaßte und in die Höhe über das Wasser emporhielt. Er muß aber, da er sonst ein guter Schwimmer war, im gleichen Augenblicke von dem schnellen Wechsel der Hitze mit dem kalten Schneewasser einen Schlag oder Krämpfe erhalten haben, denn er sank mit dem Kinde unter, und trotz fleißigen Nachsuchens fand man von Beiden keine Spur mehr.

— In Baselland wird's immer besser. In Aesch wurde jüngsthin ein Gemeindsbürger halbtodt geschlagen, daß man an seinem Aufkommen zweifelt, und in der gleichen Woche in Allschweil einer aus dem französischen Orte Hägenheim ganz todt.

Ausland.

— Vor einigen Jahren hatte ein Mann von niederer Herkunft in Meklenburg-Strelitz ein Rittergut gekauft, nachdem er im Schwerinischen, wo er ein solches Gut besessen, wegen grausamer Behandlung seiner Unterthanen des Landes verwiesen worden sein soll. Am Morgen des 21. Juni sah sich der Gutsinspektor plötzlich von Knechten umringt, die ihm erklärten, der Gutsherr habe ihnen Geld gegeben und aufgetragen, den Inspektor zu prügeln und todzuschlagen. Dieser stellte den Herrn darüber zu Rede, aber, statt aller Antwort erhielt er von ihm einige Stockstreiche. Der Inspektor erwiederte die Streiche und die darüber herbeigelaufenen Arbeiter standen ihm bei. Dann brachten sie den Herrn halbtodt geprügelt auf ein Bett, bewachten alle Zugänge, so wie den Hauslehrer, und die Kinder; der Inspektor öffnete den Weinkeller, und unter jubelndem Gelage zwickten sie den Herrn bald mit Ruthen, bald mit Messer und Scheeren, bald mit Glasscherben, bis er unter zwölfstündigen Qualen und Schmerzen den Geist aufgab. Der Inspektor ist nun verhaftet, das Dorf mit Truppen besetzt. Die Bewohner, unter denen Keiner ist, der nicht bei dieser Szene Hand angelegt hatte, verweigerten beharrlich, die Leiche des Herrn Haberland, Besitzer von Matschland bei Friedorf, zur Erde zu bestatten.

— Erst jetzt lassen sich die Folgen des großen Unglücks, welches den Marienburger Werder durch den Nogat-Damm-Durchbruch betroffen hat, recht übersehen.

es sind circa 26 Hufen Landes 1 — 8 Fuß versandet oder von der Wuth des Elementes so ausgerissen, daß eine Urbarmachung theils die Kräfte der Besitzer ganz und gar übersteigt, theils wegen der Höhe des Sandes unmöglich ist. So mancher brave, fleißige Landwirth hat drei Viertel von seinem Besitzthume auf diese Weise verloren. Von diesen Unglücklichen haben Einzelne, die zunächst der Bruchstelle wohnen, noch dazu fast alle ihre Gebäude verloren. Diese nachhaltig zu unterstützen, dazu reichen die milden Beiträge immer nicht aus. Das Wintergetraide ist selbst in den Gegenden der höher gelegenen Ortschaften beinahe gänzlich verloren gegangen, während circa 720 Hufen im Tiegenhöfschen noch jetzt 4 — 6 Fuß unter Wasser stehen, und zum Theil in diesem Jahre gar nicht zu Tage kommen werden, indem das Wasser ausgemahlen werden muß, wozu eine bedeutende Zeit erfordert wird. Von diesen Ländereien ist für dieses Jahr jeder Ertrag verloren. Sehr viele Gebäude sind ganz eingestürzt, während eine noch bei weitem größere Anzahl mehr oder weniger beschädigt ist. Viele Brücken sind zerstört und armer Leute Vieh ist theils ertrunken, theils in Folge der Statt gehabten großen Kälte umgekommen. Bei dem Mangel an Futter hatte aus den noch überschwemmten Gegenden fast alles Vieh in die benachbarten Werder gebracht werden müssen. Nur die Milchkuh ist zu Hause geblieben; von ihr muß der Arme leben, sie muß ihm durch Körnerfutter erhalten werden. — Dort ist auch eine Menge Menschen, besonders der niedern Classe, ohne Verdienst und in hülfsbedürftiger Lage. Die Noth wird aber in dem nächsten Winter sehr gesteigert werden, indem kein Getraide, kein Heu und kein Brennmaterial vorhanden sein werden.

— Dr. Bunsen, ehmaliger preußischer Gesandter in Rom, soll nächstens eine neue Anstellung erhalten, um den Berliner-Hof in der Schweiz zu repräsentiren.

— Eine der reichsten Berlinerinnen, die verwittwete Frau von Quandt, die vor Kurzem gestorben ist, hat die Interessen eines Kapitals von 300,000 Thalern zu Pensionen für jene unglücklichen Evatöchter ausgesetzt, die ihr 40. Jahr zurückgelegt haben, ohne unter die Haube zu kommen.

— Die Blüthe der Trauben, sowohl der weißen als der rothen, ist in Rhein-Preußen größten Theils vorüber; sie haben sich zum Ansatz befriedigend gestaltet, und sind, im Verhältniß zu dem vorigen Jahre, über 14 Tage vor. Der Stock der weißen ist befruchteter als der der rothen und der Rießling gesegneter als die Kleimer; im Allgemeinen ist bedeutend mehr Frucht vorhanden, als im vergangenen Jahr. Bis jetzt läßt der Traubenstand nichts zu wünschen übrig, und wenn die Witterung nur einiger Maßen günstig wird, so dürfen wir mit Zuversicht einen erfreulichen Herbst erwarten, der auch um so mehr dem von dem Weinertrag lebenden Weinbauer Noth thut, als die mehrere Jahre auf einander folgende Mißärnte ihn schwer getroffen, ja in Armuth versetzt hat.

— Der Schwäbische Merkur vom 24. Juni enthielt folgende Annonce: „Abhanden gekommene Frau. Sonntag Abend, am 23. Juni, zwischen 10 und 11 Uhr, ist mir meine liebe Frau abhanden gekommen. Denjenigen guten Freund, welcher ihr Aufenthalt giebt, ersuche ich, sie gegen strenge Zurechtweisung in ihre Haushaltung zu schicken, widrigenfalls sie in Folge längern Ausbleibens nicht mehr eingelassen wird. Stähle, Schneidermeister.“ Stuttgart hatte sich noch nicht vom Staunen über die Kühnheit des ehrenwerthen Schneiders erholt, als am 28. Juni im Schwäbischen Merkur folgendes Versöhnungs-Manifest erschien: „In dem heftigsten Gemüthszustande ließ ich mir beigehen, die im Schwäbischen Mercur vom 24. Juni d. J. enthaltene Annonce zu veröffentlichen und sehe mich deßwegen hierauf veranlaßt zu sagen, daß meine liebe Frau, mit der ich in glücklicher Ehe lebe, keiner Zurechtweisung bedarf, und daß dieselbe — nachdem sie nur eine Nacht außer meinem Hause bei einem ihrer nächsten Verwandten zubrachte — wiederum in meiner Mitte lebt, und daß nie mehr ein Mißverständniß zwischen uns Beiden vorkommen wird. Schneidermeister Stähle.“

— Von mehrern Seiten her gehen schlimme Nachrichten von dem Ungewitter ein, welches am 23. v. M. durch Sturm und Hagelschlag große Verheerungen angerichtet hat. So aus der Elbinger Niederung. Man fand noch am 24. große Hagelstücke auf dem Felde. Mehrere Kälber und viel Federvieh ist davon erschlagen, die Feldfrüchte, zumal das Wintergetraide, mehrentheils ganz vernichtet worden. Viele Obstbäume und Chausseepappeln sind zerknickt und mehrere Wasserabmühlen umgeworfen und zerstört worden. Der Orkan scheint in einer Breite von beinahe ¾ Meilen gewüthet zu haben. — Aus Gumbinnen wird außer ähnlichen Verwüstungen auch noch gemeldet: In Schillehnen wurde ein Mann vom einstürzenden Hause erschlagen, in Kattenau eine Frau von einem Thorflügel. Ein 13jähriger Knabe wurde von dem Orkan in einen Teich geworfen und mußte ertrinken. In Budupönen stürzte eine Scheune mit 7 Tennen zusammen, in Degesen fiel der Stall ein und erschlug mehrere Pferde.

— Freitag Abend wurde jemand, der die Rue blanche in Paris herunterkam, zwischen 10 und 11 Uhr, dem Eingang des Tivoli gegenüber, von 3 Männern angefallen, deren einer ihm ein Sacktuch in den Mund stopfte, während ihm die andern seine Uhr und 80 Franken wegnahmen. Als die Räuber ihn verließen, kamen auf sein Geschrei einige Nachbarn herbei, und setzten mit ihm den Räubern in das Impasse Tivoli und ein anliegendes Grundstück nach. Hier fanden sie die Männer hinter einem Steinhaufen versteckt; ein verzweifelter Kampf entspann sich, in welchem einer der Räuber mit einem Dolch, den ein Bürger mitgebracht hatte, so schwer verwundet wurde, daß er vermuthlich nicht lange mehr leben wird. Die beiden andern, deren einen sie mit

Steinen zu Boden warfen, wurden zuletzt festgenommen, und alle drei zur Haft gebracht.

— Hr. Chouquel, ein Bankier aus Havre und Direktor der Eisenbahn von Paris nach dem Meere, hat failliert und sich geflüchtet. Er bringt eine Menge nicht sehr wohlhabender Leute um ihr kleines Vermögen. Das Defizit beträgt 1½ Million.

— Der Gemüsmarkt von Brüssel ist am 3. Juli der Schauplatz vieler lärmender Auftritte gewesen, veranlaßt durch die theuern Preise der Gemüse, denen einige von den Käufern für die von ihnen gebotenen Preise mit Gewalt sollen weggenommen worden sein. Säcke mit Kartoffeln wurden über das Pflaster ausgeschüttet. Die theuren Preise sind kaum begreiflich, da es so viel Gemüse wie in den besten Jahren giebt; vermuthlich finden wucherische Vorauskäufe Statt. Man hofft, daß die städtische Verwaltung die Sache untersuchen wird.

— Man erzählt, daß auf dem Dampfboote Sophie, welches den Gmundner See befährt, ein böswilliger Versuch, es zu beschädigen, wahrscheinlich aus Brotneid, gemacht worden. Als der Kapitän nämlich ein zur Heitzung der Maschine bestimmtes, etwas großes Stück Holz zu spalten befahl, fanden sich im Innern desselben nicht weniger als drei Pfund Schießpulver.

— Die Königin Victoria erhält von ihren getreuen Unterthanen alle Sorten von Geschenken. Vor kurzem hat sie aus Chester einen Käse erhalten, der 1000 Pf. wog. Unlängst erhielt sie von einer alten Frau in Seredingthon eine junge Katze, begleitet von einem Briefe, worin die Absenderin erzählt, es habe ihr kurz vor Beginn der Krönungsfeierlichkeiten geträumt, daß ihre alte Katze am Krönungstage drei Junge zur Welt bringen werde und daß sie eines davon der Königin verehren solle. In der That sei ihre Tabby am Tage der Krönung von drei Kätzlein entbunden worden. — Das Schönste davon habe sie für ihre Majestät ausgewählt. Vor einigen Tagen erhielt die gute Frau von der Königin die Nachricht, daß das Kätzlein glücklich angekommen sei, sich sehr wohl befinde und bereits eine feine Katze geworden sei. Zu mehrerer Beglaubigung waren dem Briefe zwei Fünf-Pfund-Banknoten (120 Gulden) eingelegt.

— In London ist dieser Tage eine Schmuggelei so sinnreicher Art vorgefallen, wie sie die Annalen der Kontrebande noch nicht aufzuweisen hatten. Ein Schiff war mit einer Ladung Schiffsbauholz von Rotterdam eingelaufen. Bei'm Abladen entdeckte man durch Zufall, daß die Scheiter hohl, und mit Zigarren und Taback im Werth von mehr als 3000 Pf. St. angefüllt waren.

— Die Eisenbahnen in England nehmen in diesem Augenblick eine solche Ausdehnung, daß die Personen, die auf den früheren Straßen von ihrer Betriebsamkeit lebten, fast vor Hunger sterben und Klagen hören lassen, die ziemlich begründet scheinen. Man versichert, bei der nächsten Berathung über das Budget werde Hr. Spring-Rice eine Taxe auf die Eisenbahnen und die Abschaffung aller Auflagen auf Postpferde u. s. w. vorschlagen.

— Vor Kurzem hielten zwei Boxer unweit Norwich einen wüthenden Kampf, welcher gegen 1200 Neugierige aus höhern und niedern Ständen herbeizog, die in Wagen aller Art den Schauplatz umgaben. Sie machten nicht weniger als 71 Gänge. Jedem von ihnen ward ein Auge blind geschlagen, und der Kampf endigte erst, als einer von Beiden ohne Besinnung zu Boden lag, der aber doch, als er wieder aufgestanden war, sich nicht für besiegt halten wollte.

— Nachrichten aus Odessa melden, daß ein Theil der russischen Truppen, die von der Halbinsel Taman nach der Ostküste des schwarzen Meeres abgesegelt waren, etwa 5000 Mann stark, bei Subezky gelandet haben. Bald nach der Landung entspann sich ein hitziges Gefecht gegen etwa 6000 Mann Tscherkessen, die unter persönlicher Leitung des bekannten Engländers Bell die russischen Truppen mit Ungestüm angriffen. Nach einem verzweifelten Kampfe von mehreren Stunden zogen sich die Tscherkessen zurück, und die Russen schickten sich unverzüglich zur Anlegung eines neuen Forts an.

— Die Nachrichten aus dem Orient, so widersprechend sie sich auch täglich durchkreuzen, fangen doch an, sehr bedenklich zu werden. Man will wissen, daß nicht blos die drei größern europäischen Seemächte ihre Flotten ausrüsten, sondern daß auch Oesterreich an seiner östlichen Militärgrenze, so wie in seinen Arsenälen Vorbereitungen treffe, um nicht ungerüstet zu sein, falls es zwischen den drei muselmännischen Mächten, der Türkei, Aegypten und Persien, zu einem Bruch kommen sollte, der unvermeidlich auch europäische Kollisionen nach sich ziehen würde. Das Gerücht, daß der Sultan die Absetzung Mehemed Alis durch einen Hattischeriff ausgesprochen, war in Wien bereits an der Börse verbreitet, und hat auf die Kurse der fremden Fonds nachtheilig eingewirkt.

Einfaches, sicheres und wohlfeiles Heilmittel gegen die Maul- und Klauenseuche.

Man bereite ein kräftiges Kamillenthee und säubere damit dem kranken Thiere alle wunden Theile sowohl an den Füßen als im Munde. Nachdem auf diese Art die Wunde vollkommen rein gewaschen, so bestreiche man dieselbe eben so sorgfältig wie sie gereiniget worden, mit einer im folgenden Verhältniß bereiteten Salbe. Man nehme ein Loth Schießpulver und zwei Loth frischen Butter (Anken) und reibe dieses mit einem Mörser zu einem Brei untereinander. Wenn die Füße und der Mund des kranken Thieres dreimal im Tage auf diese Art rein gewaschen und bestrichen worden, so verspricht man sich in wenigen Tagen gänzliche Heilung der Krankheit.

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau.

No. 29. 19. Juli 1839.

Das Alpenhorn,

ein Volksblatt

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Zweiter Jahrgang.

Aus der weisen Natur ward die Vernunft uns geboren;
Darum ruft auch die Vernunft: „Bleibet der Mutter getreu!“

Das Röslein und die Jungfrau.

Einst hüpfte fröhlich
Im Morgengold
Durch heit're Wiesen
Die Jungfrau hold.

Viel Blümlein schmückten
Den grünen Plan,
Mit Himmelskleidern
Wohl angethan.

Doch, wie die Sonne
In Sternen-Schaar,
Vor allen strahlte
Ein Röslein klar.

Das Röslein füllte
Mit süßem Duft,
Vom Thau gelabet,
Ringsum die Luft.

Bezaubernd lockte
Sein milder Hauch
Viel Schmetterlinge
Zum Rosenstrauch.

Umschwebten 's Röslein
Mit Flügeln bunt,
Und küßten schäkernd
Den rothen Mund.

Der Blick der Jungfrau
Auf's Röslein fiel,
Sie sah mit Freuden
Das munt're Spiel.

„O Röslein, Röslein,
Wie bist Du schön,
Werd' nimmer müde,
Dich anzuseh'n!

Wie bist Du, Röslein,
An Freiern reich!
Wie ist Dein Leben
Dem meinen gleich!“ —

So pries die Jungfrau
Des Rösleins Glück,
Und tanzte fröhlich
Zur Stadt zurück.

Dort thät sie kosen
Des Abends viel
Mit süßen Herrchen
Bei Tanz und Spiel.

Und als ihr Frühlied
Die Lerche sang,
Zum Röslein wieder
Die Jungfrau sprang.

Und ach, das Röslein,
Der Pracht beraubt,
Ließ traurig sinken
Das bleiche Haupt!

Wohl Schmetterlinge
Sie flattern sah, —
Dem welken Röslein
Kam keiner nah!

Da brach in Thränen
Der Jungfrau Blick,
Und traurig kehrt' sie
Zur Stadt zurück. —

Das Röslein gab ihr
Wohl gute Lehr': —
Sie kos't mit Herrchen
Seitdem nicht mehr. —

Mehemed Ali und seine Lebensweise.

Bei der gegenwärtigen feindlichen Stellung dieses berühmt gewordenen Mannes gegen den Sultan, dürfte folgender Abriß des Lebens Mehemed Ali's unsern Lesern nicht ganz unwillkommen erscheinen:

Mehemed Ali zählt schon 80 Jahre. Er ist in Karala in Mazedonien geboren. Sein Vater Ibrahim war bei der Gränzwache der Bergpässe von Rumelien angestellt. Bei seinem Tode war sein Sohn noch ein Kind, und seine Geburtsstadt nahm sich des verwaisten Knaben an. Erst wurde er zu verschiedenen beschwerlichen Arbeiten gebraucht, man gab ihm später eine kleine Löhnung und schickte ihn mit andern Albanesen, die Straßen von Thessalien vor den Räubern zu beschützen, die oft die Kommunikationen unterbrochen hatten. Nachdem Mehemed Ali unter den Wächtern der Engpässe gedient, zog er als Handelsmann umher. Er fand Geschmack am Detailhandel, und in wenig Jahren hatte er sich Geld genug erworben, um sich etliche zwanzig Albanesen zuzugesellen. Es bot sich eine günstige Gelegenheit dar, die er eifrig benützte. Die Regierung schickte unter dem Kommando von Hustrew-Pascha (dem Ex-Seraskier) Truppen nach Aegypten, um dieses Land wieder in Besitz zu nehmen, das damals die Franzosen besetzten. Mehemed Ali erhielt anfänglich den Grad eines Lieutenants der Tusendkji (ungefähr dasselbe, was unsere Gensd'armen sind.) Er zeigte Bravour und Tüchtigkeit. Er wurde zum Kommandanten des Corps ernannt. Mit dem Gelde, das sich durch seinen Handel erworben, gewann er sich nun Anhänger unter den Albanesen, die immer Freunde derer sind, welche sie bezahlen. So gelang es ihm mit seinen Leuten, die Pascha's zu schwächen, die er hinter einander hetzte. Bald gesellte er sich zu den Mameluken, bald stand er auf Seiten des Pascha's gegen sie. So erwarb er sich zuletzt persönlichen Einfluß. Er besaß Thätigkeit, Muth und eine ausgezeichnete Gewandtheit. Bald wurde er der Vertraute des Pascha. Er trug Sorge, sich die Ulema's zu gewinnen, die den Mameluken abgeneigt sind. Durch ihren Einfluß erhielt er endlich die Investitur der Pforte und wurde zum Pascha ernannt. Die Politik der Sultane Selim und Mahmud bedurfte eines fähigen

Mannes, um in Aegypten die Feudalität der Mameluken zu ſchwächen, die einander die Herrſchaft ſtreitig machten und der Ruin der Provinzen waren. Mehemed bekämpfte ſie raſtlos. Jedermann weiß von dem Blutbade, das er unter ihnen anrichtete. Auch hier zeigte er, wie wenig er ſich daraus machte, ſein gegebenes Wort zu brechen. Nachdem er dieſen Unglücklichen geſchworen, es geſchehe ihnen nichts, wenn ſie ihre Waffen niederlegen und nach Kairo kommen wollten, ließ er Alle ohne Barmherzigkeit umbringen. Man that nun alles Mögliche, ſich ihrer Güter zu bemächtigen, die beträchtlich waren, und zwar zum Nachtheil ihrer Wittwen und Kinder. Nach einer Reihe barbariſcher Handlungen wurde er endlich der Herr von Aegypten. Er trug Sorge, den Klerus und die Regierung zu gewinnen. Er verfehlte nicht den übrigen Tribut zu bezahlen. Mit Geſchenken, die er glücklich anzuwenden wußte, gewann er ſich die Freundſchaft einer bei der Pforte angeſehenen Perſon. Dies alles ging in der erſten Periode des Lebens Ali Paſchas vor, damals als man ſich damit beſchäftigte, die rebelliſchen Paſchas wieder in Unterwürfigkeit zurückzubringen, welche die Verlegenheiten, in denen ſich der Divan befand, und die häufigen Aufſtände der Janitſcharen ihrerſeits auch benutzten. Man kennt das tragiſche Ende Selims. Europa weiß vielleicht, mit welchen Schwierigkeiten Sultan Mahmud zu kämpfen hatte, um die ſeiner Herrſchaft unterworfenen Völker von der Tyrannei einer Anzahl von Beys und Paſchas zu befreien, unter denen ſich der grauſame Ali befand. Dieſer Letztere iſt Haupturſache an der Aufregung in Albanien und dem Abfall Griechenlands. Auch er hatte wie Mehemed Ali, eine furchtbare Armee und wohl organiſirte Marine; wie dieſer korreſpondirte er mit den europäiſchen Mächten und ſchloß geheime Verträge; wie er ſteckte er die Fahne des Aufruhrs auf und ließ ſich von den Regierungen aufmuntern und herausſtreichen, denen es darum zu thun iſt, daß das ottomaniſche Reich zu Grunde gehe. Welchen Gewinn haben aber die Provinzen daraus gezogen, die er ſeit einem halben Jahrhundert beherrſcht? Zu welchen Zuſtand hat er die armen Völker verſetzt, die ihm in ſeinen tollen Unternehmungen beigeſtanden? Nach Tebeden-Ali's Tod, der ſeinem Vaterland unheilbare Wunden zurückgelaſſen, Wunden, die ſich nach zehnjährigen blutigen Kämpfen mit dem Fehler, der bei Navarin begangen wurde, endigten, gingen unmittelbar die Ruſſen über den Balkan, und es wurde der Vertrag von Adrianopel abgeſchloſſen, den wir vor Ingrimm zitternd unterzeichneten, im Angeſicht des ganzen gegen uns verſchwornen Europa's.

Mehemed Ali iſt ein Mann von mittlerer Statur, von kräftigem Gliederbau, energiſchem Auftritt, ſtets gerader Haltung und für ſein Alter von friſchem und rüſtigem Ausſehen. Sein Antlitz, welches mehr als die europäiſchen Türken, die Grundzüge des tatariſchen Stammvolkes hat, iſt ſehr voll, und gränzt faſt aus Rohe; aber der Ausdruck höherer Verſtandesbildung, gepaart mit dem geiſtvollen Blicke von zwei dunkelgrauen Augen, machen einen ſo angenehmen Eindruck, daß man ſich nicht wundert, wenn ihn Leute, die täglich mit ihm umgehen, und ihn in allen ſeinen Handlungen beobachten, ohne hofmänniſche Schmeichelei ſogar ſchön nennen. Sein Anzug weicht ein wenig von dem anderer türkiſchen Großen ab. Er ſchläft wenig. Vor oder mit Tagesanbruch erhebt er ſich von ſeinem Lager, verläßt kurz darauf ſeinen Harem zu Pferde und begiebt ſich zur Erledigung der vorliegenden Geſchäfte in den Divan. Hier nimmt er alle Memoriale, Bittſchriften, Depeſchen u. ſ. w. in Empfang. Kurz nach ſeiner Ankunft in dem Divan treten die Staatsſekretäre mit langen Bündeln Briefe ein, deren Inhalt ihm vorgeleſen wird. Auf einen jeden ertheilt er raſch und kurz die nöthige Antwort. Nach Beendigung dieſes Geſchäftes legen ihm die Sekretäre die auf die geſtrigen Schreiben ertheilten, von ihnen förmlich abgefaßten Antworten vor, und wenn er mit der Abfaſſung zufrieden iſt und nichts widerruft, ſo ordnet er die Unterſiegelung an. Bei den Vorleſungen ſchreitet er überlegend im Zimmer auf und nieder und macht nach Beendigung derſelben ſeine Bemerkungen. Dies dauert gewöhnlich bis 9 Uhr. Nach Entlaſſung der Sekretäre giebt er Audienzen, zu denen ſich, außer den außergewöhnlichen Fällen, gewöhnlich nur Conſuln, doch auch hohe Staatsbeamte anmelden laſſen. Die Audienzertheilung währt gewöhnlich 2 Stunden, worauf ſich Mehemed Ali in ſeinen Harem zurückzieht. Um halb 4 Uhr kehrt er in den Divan zurück, wo die am Morgen unterbrochenen Geſchäfte fortgeſetzt werden. Etwa eine Stunde nach Sonnenuntergang nimmt er ein frugales Mahl ein und bleibt bis 10 oder 11 Uhr im Divan. Dieſe Abendſtunden ſind der freieſten Muße und Erholung gewidmet. Unter ſeinen gewöhnlichen Beſchäftigungen hat das Schachſpiel und unter ſeinen Schachſpielern ſein Luſtigmacher oder Hofnarr den Vorzug, der ihm überhaupt bei allen ſeinen Beluſtigungen zur Seite iſt. Hof und Reſidenz des Paſchas befinden ſich in Alexandrien; in Kairo, wo er nur einen kleinen Theil des Jahres zubringt, läßt er eine ſtrengere Hof-Etikette eintreten und umgiebt ſich mit einem glänzenden Nimbus, ohne gleichwohl ſeiner Popularität etwas zu vergeben und ſich unzugänglich zu machen. Dieſe Popularität weiß er mit ſeinem Anſehen in ein glückliches Gleichgewicht zu bringen. Es iſt keinem freien Türken und keinem Fremden verwehrt, des Abends in die hellerleuchteten Prachtzimmer ſeines Palaſtes zu gehen, gleichviel, ob ihn Geſchäfte dahin führen oder nicht, und ſich unter die dort zahlreich verſammelte Geſellſchaft ſeines Hofes zu miſchen und Geſpräche anzuknüpfen. In den Stunden ſeiner Geſchäftigkeit, wo er weder mit ſeinem Staatsrathe noch mit andern Perſonen in Verkehr iſt, trägt er eng geſchloſſene Kleider; um ihn in dieſem ſeltſamen Anzuge zu ſehen, bietet ſich nur die ſeltene Gelegenheit dar, wo er unwohl wird und ihm der Arzt räth, ſich ins Freie zu begeben. Gewöhnlich läßt er ſich dann an das Ufer des Kanals fahren, und wenn ſich ein einnehmendes Plätzchen darbietet, ſteigt er aus dem Wagen, läßt eine Decke auf den Boden ausbreiten und, mit der Pfeife im Munde und einer Taſſe Kaffee von dem feinſten und köſtlichſten arabiſchen Mokka zur Seite, lieſt er Ausfertigungen und unterſiegelt ſie. Oft wählt er auch dieſe Ausflüge und ländliche Vergnügungsweiſe zu ſeiner Zerſtreuung. Im Harem läßt er ſich gewöhnlich vorleſen und unterredet ſich mit den Erfahrenſten ſeiner Eunuchen. Bringt es ſeine Muße und Stimmung mit, ſo diktirt er ſeine Lebensgeſchichte. Seine Unerſchütterlichkeit in Ausführung einmal gefaßter Beſchlüſſe zeigt ſich im Großen auf der Bühne des Krieges, wie im Kleinen in ſeinem häuslichen Walten; hat er ſich einmal einen Spazierritt vorgenommen, ſo hält ihn nichts davon ab, mag auch der Regen in Gießbächen aus den Wolken ſtürzen, und der ganze Himmel von leuchtenden Blitzen zucken, — ohne auch nur einen Zug ſeiner Miene zu verändern, ſieht man ihn im gewohnten Trabe durch die Straße reiten. Die Unpäßlichkeiten, welche er ſich öfter dadurch zugezogen, haben ſeine

Lebensweise nicht verändert. Seine glücklichsten Feierstunden genießt der Pascha in seiner Sommerwohnung in den Gärten von Schubra; gewöhnlich bringt er einige Stunden der Nacht in einer Sommerlaube zu, entfernt sein Gefolge und läßt nur den Kreis der Vertrauten seine Person umgeben. Von diesem Sitze breiten sich zwischen dichten Zypressen, Orangen und Zitronen zwei herrliche Aussichten nach verschiedenen Richtungen aus, und ein aromatischer, aus Millionen Blüthen strömender Duft erhöht den Zauber der silberhellen Mondnächte Aegyptens.

Hypochondrie der Ehre.

Den großen Orden hab' ich zwar,
Doch bin ich alt und kränklich,
Und dieses Alter macht mich gar
Zu grämlich und bedenklich.

Ein kleines Bändchen hätte mich
Als Jüngling hochbeglücket.
Ich wär' erschienen ritterlich,
Hätt' alle Frau'n entzücket.

Welch' hübsches Mädchen sieht auf mich,
Seitdem ich Fünfzig habe,
Mein Blut strömt nicht mehr jugendlich,
Ich bin ein alter Knabe.

Ein Stück von einem Busenband
Ist jedem Jüngling theuer,
Wer fragt nach allem Ordenstand
Von allen Frauen heuer?

Ein Orden ist nur Lebensqual,
Wo Liebe fehlt hienieden,
Die Erde ist ein Hospital
Für Liebesinvaliden.

Die Amputationen.

In einer Gesellschaft kam das Gespräch auf chirurgische Operationen, Amputationen u. dgl. Mehrere äußerten, daß sie kein Bedenken tragen würden, lieber den Tod zu erleiden, als solche Schmerzen und Verstümmelungen.

Der Geheimerath H., ein berühmter Arzt, bestritt diese Aeußerung und meinte: "Die Gesinnungen eines Kranken und Leidenden sind von denen eines Gesunden und Schmerzlosen gar sehr verschieden."

"Ich habe in meiner langjährigen Praxis vielen Operationen und Amputationen beiwohnen müssen," setzte er hinzu, „und in der Regel gefunden, daß die meisten dabei eine Standhaftigkeit gezeigt, die alle meine Erwartung übertroffen hat. Dreierlei wirkt in der Regel auf die Seele des Leidenden, daß er sich mit Muth einer solchen schmerzhaften Behandlung unterwirft. Die angeborne Liebe zum Leben, die Hoffnung, endlich von so langen und großen Schmerzen befreit zu werden, und der Stolz, nicht weichlich und kleinmüthig zu erscheinen."

Bei solchen Gelegenheiten kann der Psycholog sehr interessante Bemerkungen machen, und wie ganz verschieden sich dabei der Karakter des Menschen kund giebt, davon habe ich selbst drei merkwürdige Erfahrungen gemacht."

Man bat den Geheimrath, sie zu erzählen. „Drei Personen befanden sich in der traurigen Lage, daß sie nur durch die Abnehmung eines Fußes gerettet werden konnten," begann er. „Einem ganz armen Menschen, der in eine öffentliche Heilanstalt gebracht worden, sollte das Bein abgenommen werden. Er ertrug die Amputation mit großer Standhaftigkeit und unterdrückte dabei fast alle lauten Ausbrüche des Schmerzes; als aber der Chirurgus das abgelöste Bein aus dem Fenster in den Hof warf, fieng er heftig zu weinen an, und nach Befragen nach der Ursache, erklärte er, wie ihn diese schnöde Behandlung des abgelöseten Beines so tief gekränkt habe, daß er darüber hätte Thränen vergießen müssen."

„Einem Frauenzimmer wurde das Bein bis über dem Knie abgenommen, um zu verhüten, daß der kalte Brand weiter um sich greife. Auch sie ertrug mit großer Ergebung die Operation und legte mir, nach deren erstem Verbande, mit einer Art von stolzem Selbstgefühl die Frage vor, ob sie sich nicht recht ruhig verhalten und wohl dabei im geringsten gemuckst habe? — Als ich dies bejahete, verzog sich sogar ihr Mund zu einem Lächeln."

„Nach Verlauf von ein Paar Monaten kam sie mit einem Stelzfuß auf Krücken zu mir; sie trug Trauerkleider und sagte, es wäre ihr erster Ausgang, und sie hielte es für ihre Pflicht, mir für meine Mühe und Sorgfalt bei ihrer Kur nochmal ihren Dank abzustatten. Dabei weinte sie so heftig, daß sie kaum vor Schluchzen ihren Dank stammeln konnte. Ich glaubte, da ich sie in Trauer und so trüb sah, sie hätte einen Todesfall in ihrer Familie gehabt und fragte: Wer ist ihnen denn gestorben? — Niemand, versetzte sie, aber ich bin auf dem Kirchhof gewesen, wo mein Bein verscharrt wurde, und habe das Grab besucht."

„Der Dritte war ein sehr reicher Kaufmann; er hatte einen Knochenfraß an dem einen Beine, woran er schon Jahre lang die größten Schmerzen gelitten und alle Mittel vergebens versuchte, um geheilt zu werden. Auf den Rath seiner Freunde war er von seinem Wohnort hieher gereiset, weil man ihn versicherte, daß, wenn noch für ihn Hülfe sei, er sie hier finden könne. Er zog mich zu Rathe; nachdem ich seinen Schaden untersucht und mich auch über die frühere Behandlung genau unterrichtet hatte, war ich überzeugt, daß ihn nur eine Amputation retten könne. Ich eröffnete ihm dies: er hörte mich ruhig an und war auch bald entschlossen, sich ihr zu unterwerfen. Sie geschah in meinem Beisein von einem sehr geschickten Wundarzt. Er verzog fast keine Miene. Nach dem ersten Verband trat sein Bedienter in das Zimmer und sagte zu ihm: Nun ist er da! — Er ließ sich seine Geldbörse geben, öffnete sie, nahm zwei Friedrichsd'or aus solcher und gab sie dem Bedienten mit den Worten: Gieb ihm dies."

„Der Letztere gieng, und da ich gegen den Kaufmann äußerte, daß er jetzt am Besten thun würde, sich ganz ruhig zu verhalten, versetzte er: Das will ich auch, da ich endlich den vermaledeiten Fuß los bin! aber, fügte er mit wahrem Ingrimme in den Blicken hinzu, erst muß ich ihn doch zum Henker schaffen."

„Er hatte ihn wirklich bestellen lassen, um das amputirte Bein abzuholen und unter dem Galgen zu verscharren. Der Bediente hatte dessen Ankunft gemeldet und ihm schickte er die zwei Friedrichsd'or für seine Mühe."

Das naſſe Hemdchen.

Eine Frickthaliſche Sage.

In Frick war einmal eine Mutter, die hatte ein einziges Kind, das ihr ſehr lieb war, und es in allem lehrte und unterrichtete und es kein Mangel leiden ließ. Darum wuchs das Kind, ward ſchön blühend wie ein Engel, und machte ſeiner Mutter viele Freude. Plötzlich wurde das Kind krank, und kein Arzt konnte ihm helfen, und in wenigen Tagen war das einſt ſo blühende Kind eine Leiche. Seine Mutter weinte und konnte ſich nicht tröſten, und wenn ſie auf das Grab kam, oder ein anderes kleines Kind ſah, ſo ſchwamm ſie faſt in Thränen. Wie ſie nun einmal auf dem Ebnet, zwiſchen Frick und Gipf im Haber jätete und wieder um ihr verſtorbenes Kind weinte, ſo kam zu ihr ein Kind in einem weißen Hemdchen, welches ſehr naß war. „Mutter," ſprach das Kind, „höre doch auf zu weinen! Sieh, mein Hemdchen iſt ganz naß von deinem Weinen. Ich bin jetzt ein Engel, und der liebe Gott wird dich auch bald holen und dich mir geben, und wir werden dann vergnügt ſein miteinander ewiglich. Weineſt du aber fort, ſo bleibt mein Hemdchen naß und ich kann nicht ſelig ſein." Die Mutter hörte auf zu weinen, und in wenigen Tagen ward auch ſie krank, und in der Hoffnung zu ihrem Kinde zu kommen, ſtarb ſie ohne Schmerzen, und das Kind holte ſie ab.

Edle Handlung.

Der vormalige Präſident der ſchwediſchen Kanzlei unter Karl XIII., Baron Ehrenheim in Stockholm, war als Menſchenfreund höchſt achtungswürdig. Nach Abſchließung eines Vertrages zwiſchen Schweden und England ſollte das in ſolchen Fällen dem Chef des Kabinets beſtimmte Ehrengeſchenk wie gewöhnlich in einer Tabatiere von 1000 Pf. Sterling an Werth beſtehen. Baron Ehrenheim aber bat den ſchwediſchen Geſandten in London, es ſo einleiten zu wollen, daß man ihm ſtatt dieſer Brillantdoſe den Werth derſelben an Gelde übermache, und fügte dem Briefe, der dieſe Bitte enthielt, noch enthielt, noch hinzu: „Wofern das britiſche Kabinet über einen ſo ungewöhnlichen Schritt in Erſtaunen geriethe, ermächtige ich Sie, mein Geheimniß zu verrathen, indem Sie Herrn Canning (damaligen Sekretär des Auswärtigen) ſagen, daß die Provinz Bohus an vollkommenem Getreidemangel leidet, und daß ich wünſche, dieſe Summe zur Linderung des Elends in jenem Lande anzuwenden." Canning fand dieſes Verlangen Anfangs wirklich ſeltſam; als er aber den Grund davon erfuhr, fragte er: „Herr von Ehrenheim iſt wohl ſehr reich, daß er ein ſolches Geſchenk machen kann?" — „Nichts weniger als das!" erwiederte der ſchwediſche Miniſter, „er beſitzt kein Vermögen." — „Vortrefflich!" rief Canning aus, „auf mein Wort, ſein Wunſch ſoll erfüllt werden! allein auch ich erwarte von Ihnen dieſelbe Gunſt, und erſuche Sie, den Werth der Doſe, die ich wahrſcheinlich von Ihrer Regierung erhalten werde, zu der Summe zu legen, welche Herr von Ehrenheim der Landſchaft Bohus beſtimmt hat."

Die Signatur.

Ein berühmter Liebhaber und Sammler von Gemälden hat kürzlich eine Erfindung gemacht, die bisher den verſchmitzteſten Trödlern mit Meiſterwerken entgangen iſt. Er beſitzt ein Oelgemälde, welches er einem der berühmteſten Maler der italieniſchen Schule zuſchreibt. Die Neider, deren Blick unter allen der feinſte, ſicherſte und geübteſte iſt, bemühen ſich vergebens, die Signatur zu entdecken. „Sie iſt da!" ruft der Eigenthümer von Weitem ihnen zu, „ſuchen Sie nur." Man hat gut ſuchen, es findet ſich Nichts. — „So nehmen Sie meine Lupe," fügt der Cicerone hinzu. Mit deren Hülfe zeigt ſich nun ſofort der berühmte Name mit großen deutlichen Buchſtaben daſtehend. Man will die Spuren davon ohne Lupe wieder aufſuchen; vergebens, dem unbewaffneten Auge ſind ſie gänzlich unſichtbar; man weiß nicht, was man von der Sache halten ſoll. Endlich hat ein Schlaukopf entdeckt, daß der ſo viel geſuchte Name ſehr fein auf das Glas der Lupe geſchnitten iſt, ganz unverdächtig, als handle es ſich blos um die Signatur des Glasſchleifers. — Es erinnert dies an die Fabel von den Thieren im Monde und an den bekannten Spaß, den man mit denen treibt, die zum erſten Male die Aequatorlinie paſſiren, indem man einen dünnen Faden über das Glas des Fernrohrs zieht, durch welches man ſie die eingebildete Linie ſehen läßt.

Als Ernſt, Herzog von Schwaben, im Jahr 1015 einen Hirſch jagte, ward er von einem ſeiner Reiſigen, der auch nach dem Wilde ſchoß, zufällig verwundet. Als er ſeinen Tod vor ſich ſah, rief er ſeinen Jagdgefährten und bat ſie ernſtlich, des Urſachers ſeines Todes zu ſchonen, und weil kein Prieſter da war, dem er hätte beichten können, ſo ſprach er: „Tretet alle herbei, und höret die Sünden euers ſterbenden Bruders, und helfet einmüthig, ſie zu tilgen. Befehlet meine ſündige Seele allen Gläubigen und erinnert mein Eheweib, daß ſie die Ehre ihrer Schamhaftigkeit bewahre und meiner nicht vergeſſe." Hierauf bat er alle, die er beleidigt zu haben ſich erinnerte, um Vergebung und ſtarb.

Auflöſung des Räthſels in No. 27: „Kaufmann."

Streck-Räthſel.

In vielen Stunden meines Lebens gleiche ich einer Schnecke, und doch durcheile ich oft, gerade in dieſer Zeit mit einem Theil meines Körpers Jahrhunderte. — Ohne mich würde Mancher, den man mit hohem Lob und Lorbeeren ſchmückt, nur Spott und Hohn einärnten. — Ich ſpreche zu allen Ständen, doch würdigt mich keiner einer Antwort — obgleich ſie mich faſt täglich zu ihren Füßen ſehen. — Zum König ſpreche ich: „Nieder auf die Knie! ich bin dein Herr!" und zum Bettler: „Ew. Majeſtät geruhen, Ihren Sclaven anzuhören," und Beide nehmen es achtungsvoll auf. — Oft aber hören Tauſende meine hohle Stimme erſchallen und zürnen dann, weil ſie mich eben ſo wenig hören wie ſehen wollen. — Aengſtlich ſchaut mich oft manche ſchöne Dame an und ihr Auge fleht um Hülfe, wenn ſie ihrem Liebhaber nicht zu ſagen weiß, wie ſo heiß ihr Herz für ihn ſchlägt. Laß ich ſie dann wohl einmal aus Scherz ein wenig warten, ſo ſtampft ſie mit dem kleinen Fuße, aber ſchelten auf mich in dieſem Augenblick darf ſie mit keinem Wort. – Würde ich bei gewiſſen Sterbefällen, wo manche Thräne fällt, den Kopf aus meiner Wohnung ſtecken, und laut: „Auch ich bin gerührt!" rufen, ſo müßte Alles in ein ſchallendes Gelächter ausbrechen.

No. 29.

DAS POSTHÖRNCHEN

19. Juli 1839.

Eine Wochenschrift
für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Alpenhorn mit Posthörnchen zusammen können für 7½ Batzen vierteljährliche Vorausbezahlung auf allen löbl. Postämtern des Kantons Aargau franko bezogen werden. Inserate, frankirt zugesendet, werden unter Verantwortlichkeit des Einsenders gegen Vergütung von 5 Rappen per Zeile aufgenommen; interessante oder erheiternde Mittheilungen mit Verschwiegenheit und Dank.

Tagesbegebenheiten.

Schweiz.

— Aargau. Die Stadt Rheinfelden feierte am 2. des laufenden Monats zum ersten Male ein Jugendfest. Wie dasselbe in allen seinen Theilen, in Verzierungen, im Festzuge, in Gesängen, Spielen, Turnübungen ꝛc. sehr sinnreich, einfach, Geist und Gemüth gleich ansprechend angeordnet ward, so wurde es auch ohne mindeste Störung zur allgemeinen Freude ausgeführt. Früh 9 Uhr zog die festlichgeschmückte Jugend in Begleitung der Schulbehörden und vieler Schul- und Jugendfreunde mit Musik und Gesang, unter Böllerschüssen und dem Geläute aller Glocken in die Stiftskirche, wo ein feierlicher Gottesdienst mit einer zweckmäßigen Rede des Schulinspektors abgehalten wurde. Von der Kirche aus bewegte sich dann der Festzug entlang die Hauptstraßen der Stadt, überall unter Blumenbögen und Guirlanden, inmitten einer von allen Seiten herbeigeströmten Volksmenge hindurch und hinab zum Schützenhause, auf dessen Vorplatze zwei lange künstlich aufgeführte Laubhütten mit den Speisetischen für die Jugend und für die jugendfreundlichen Gäste angebracht waren. Auf den angränzenden Wiesen und Turnplätzen giengen die verschiedenartigsten Spiele und gymnastischen Uebungen vor. Jedes Spiel durfte nur eine halbe Stunde andauern. Um 5 Uhr wurde das Hauptmahl eingenommen, hierauf tanzten die Schüler nach ihrer Schulabtheilung auf dem Schützenhaussaale. Schlag 8Uhr geschah in gleich schöner Ordnung — wieder unter Musik, Gesang und Böllerschüssen der Rückzug vor das Rathhaus, wo Hr. Gemeindeammann die Jugend mit Belobung ihrer anständigen Aufführung und Verheißung einer nächstjährigen Wiederholung des Festes entließ. — Jedermann freute sich, einen genußreichen, harmlosen Tag erlebt zu haben, und verdankte allen hierbei betheiligten Behörden, insbesonders dem sinnigen Geiste und menschenfreundlichen Gemüthe des Hrn. Dr. Sulzer, Prof. Güntert, und Oberlehrers Herzog die schöne Anordnung, die musterhafte Aufsicht und glückliche Durchführung des Festes. Bravo, ihr wackern Männer alle! Ihr versteht, was Noth thut, denn ihr trägt Kopf und Herz am rechten Flecken.

— Sonntags den 14. dies feierte man wieder, wie seit 4 Jahren, ein Jugendfest auf Farnsburg, wobei auch die Frickthalische Jugend mit einem Schulinspektor, Lehrern und vielen Jugendfreunden, unter dem Klange der Blechmusik von Frick, erschienen. Das schönste Wetter begünstigte die Festfeier; unzählbar war die Volksmasse; ungemein erfreulich der Gesang der Kinder und trefflich die Eröffnungsrede des Hrn. Lehrers Frei von Rikenbach. Frohe Gesänge wechselten unter der glücklichen Jugend mit Spielen und ländlichen Erfrischungen. Eine kleine Mißstimmung verursachte einzig die mit Persönlichkeiten gefüllte Rede des ehemaligen Bezirkskommandanten Bröchin von Rheinfelden. Ungern schied Abends 6 Uhr, unter einem warmen Abschiedsgruße ihres Schulinspektors, die frickthalische Jugend von ihren Freunden in Basellandschaft.

— So schön einerseits das am 24. Juni stattgehabte erste zurzacher Jugendfest in der Aargauer-Zeitung Nr. 56 geschildert ist, so lächerlich und die dabei betheiligten Personen tief herabwürdigend, erscheint anderseits der den darauf folgenden Tag aufgeführte Fastnachtszug. Einsender kann nicht begreifen, wie ein gewisser Herr hiebei die Rolle eines Tambours annehmen konnte, und von einem Angestellten dortiger Kanzlei, als Oberst, mit der entlehnten Kleidung eines dortigen Polizeidieners, sich befehligen ließ. Lächerlicher noch erscheinen in den Augen jedes Vernünftigen der in der Mitte dieses Zuges aufgestellte Fahnenträger, und die denselben zu beiden Seiten begleitenden Jungfrauen, welche wahrscheinlich diesen doppelten Fahnenträger unterstützen mußten.

Es ist unerklärlich, wie sich solche gescheidt dünkende Männer zur allgemeinen Verlachung hingeben können.

Die diesen Zug begleitende Musik war so harmonisch, daß die im ganzen Flecken hausirenden Mäuse ihre Zufluchtsstätten in den umliegenden Dörfern suchen mußten.

Rühmlicher Erwähnung verdient noch die Aeußerung des Hrn. Schulinspektors, wonach er die beiden Primarlehrer Herzog und Rohner, wegen Nichtantheilnahme an diesen Dummheiten, vor kompetente Behörde zur Verantwortung ziehen will.

— In der Nacht vom Montag auf Dienstag zogen zwei Ungewitter über den Bezirk Baden, die an mehrern Orten bedeutenden Schaden anrichteten. — Seit vielen Jahren weiß man keines so furchtbar daherziehenden Gewitters sich zu erinnern, wie das Letztere war. Wohl zwanzig Minuten lang war der Himmel wie ein Flammenmeer, und mit den gewaltigsten Regenströmen vereinigten sich Schloßen. In Wohlen sind Feldfrüchte und Bäume fast gänzlich zernichtet. In der Nähe von Ehrendingen im Mänthal schlug der Blitz ein und verzehrte zwei Häuser.

— Am 15. Juli war in der Gegend von Teufenthal und Kulm ein furchtbares Wetter, die Hoffnung des Landmanns, das schöne Korn zur Sichel reif, wurde gänzlich zernichtet, es fielen sogar hier, zwei Stunden weit, noch Steine so groß wie Nüsse, doch haben sie nichts geschadet. Am 16. von 7 — 9 Uhr trat eine wahre ägyptische Finsterniß ein. In Solothurn, 8 Stunden westlich von Werd, ebenso. In Olten soll der Wasserschwall die Laden von der Aaarenbrücke gehoben, und die Post in Grezenbach aufgehalten haben. Es entlud sich über Werd und Umgebung ein furchtbares Gewitter, doch fielen keine Schloßen, jedoch hat es fünfmal rasch hintereinander ins Dorf geschlagen; gottlob traf es nur Bäume und keine Häuser. Der eine Blitz schlängelte sich um die Kuppel des Kirchthurmes, ohne jedoch in die Kirche zu dringen. Dank der Verordnung der Regierung, daß das unnütze Wetterläuten verboten wurde, vielleicht läge jetzt unsere schöne Kirche in Asche.

— Solothurn. Vorgestern Nachts zwischen 11 und 12 Uhr fuhren zwei Bellacher zum Holzfreveln in den Baseltenwald, holten sich dort mit Beihülfe des Landjägers eine Tanne von der Stärke eines Säghotzes und schafften dieselbe in aller Stille nach Haus. Da sie wahrnahmen, daß sie beobachtet wurden, und einen Zeugen ihres heimlichen Thuns hatten, so gieng ihrer einer auf denselben los, überwarf ihn und mißhandelte ihn so sehr, daß noch in der Nacht Pfarrer und Arzt herbeigeholt werden mußten. Der Landjäger war im ersten Augenblick davon gelaufen, und brachte am Morgen den Schläger in Gewahrsam nach der Stadt; er wird aber deßwegen wohl nicht durchschlüpfen.

— Letzter Tagen legte eine Mutter in der Gemeinde Signau ein 1½ jähriges Kind in das Kinderwägeli und band es zu. Da sie das Kind schlafend glaubte, gieng sie hinaus zum Sodbrunnen, etwas zu waschen. Während einer starken Viertelstunde erwachte das Kind, wollte alsbald aus dem Wägeli, verwickelte sich in dem Band mit dem Hals, wahrscheinlich wollte es sich losziehen und schnürte sich selbst zu todt. Als die Mutter hinein kam, fand sie das Kind stehend und vom Bande erwürgt, ein ziemlicher Schaum war um seinen Mund.

— Mittwoch den 10. d., Nachts 10 Uhr, brach in einer Wirthschaft des großen gewerbreichen Bergdorfes Trämlingen, Amtsbezirk Courtelary, Feuer aus, wodurch in kurzer Zeit 13 Wohnungen nebst der Kirche in Asche gelegt wurden. Die Ursache des Brandes ist noch unermittelt; jedoch wollen einige, wegen während dem Brand verübten Diebstahls, auf Brandstiftung schließen. Einige Eigenthümer bedrohter Häuser bedeckten ihre spindeldürren Schindeldächer, damit diese nicht Feuer fingen, mit grünem, in der Eile abgemähtem Getreide. Die letzter Tage selbst von schwerem Brandunglück heimgesuchten Bewohner von St. Imer legten für ihre Unglücksgenossen in Trämlingen sogleich eine Liebessteuer von circa 80 Louisd'ors zusammen, welche bereits an ihren Bestimmungsort angelangt ist.

— Schon seit einigen Wochen sind in Meilen eine bedeutende Anzahl Traktätlein von Pfarrer Grob und Konsorten in Umlauf, und man erfährt nun mit Bestimmtheit, daß der Ruhm ihrer Verbreitung dem Vikar Pestalozzi zu Theil wird, der seit einiger Zeit immer kühner in die Schranken tritt für den allein selig machenden Glauben.

— Aus dem St. Gallischen Bezirk Unterrheinthal erhalten wir so eben die traurige Nachricht, daß Montags den 14. Juli, bei der dortigen Rheinfähre ein mit 20 Personen, meist Bürgern aus der Gemeinde Au, und verschiedenen Waaren beladenes Schiff durch Nachläßigkeit der Fähren, wie man behauptet, verunglückt sei, und daß 7 — 8 Personen dabei das Leben eingebüßt haben. Solche Unglücksfälle dürften für die St. Gallische und österreichische Regierung ein ernster Wink und ein Grund mehr sein, die begonnenen Unterhandlungen über Schlagung einer Rheinbrücke in jener Gegend, zu beschleunigen!

— Aus Bünden wird berichtet: Der bisherige Pfarrer und Seelsorger von Kombels, im Hochgerichte Lungnez, zugleich Präfekt des Kapuzinerordens der dasigen Provinz, ist von der heil. Propaganda in Rom ganz unerwartet und plötzlich seines Amtes entsetzt und, trotz der Protestation seiner ihn allgemein liebenden Gemeine, so wie des ihn hochachtenden kath. Kantons-Verwaltungsrathes, auch abgerufen worden. Der Hauptgrund dieser auffallenden Entfernung liege, so wird allgemein vermuthet, in den etwas freisinnigen Bestrebungen des Betroffenen, namentlich weil er ein eifriger Beförderer des Schulwesens war, und der Gemeinde Kombels aus eigener Tasche 300 zusammengesparte Gulden zum Neubau eines Schulhauses geschenkt habe.

— Schwyz. Das Ansehen der frommen Väter ist beim Volke sehr gesunken, seitdem einer ihrer Zöglinge

es versucht hat, einem Manne seine Frau zu entführen. Wenn es nicht bald irgendwo eine neue Religionsgefahr auszubeuten giebt, stehen die Aktien schlecht. Der Glaube an die unwiderstehliche Erziehungs- und Besserungsmethode der Jünger Loyala's nimmt um so mehr ab, als in letzter Zeit allerlei traute Verhältnisse zwischen den Zöglingen der Jesuiten-Anstalt und dem schönen Frauengeschlechte ruchbar geworden sind.

Ausland.

— Den 9. Juli endeten in Ulm zwei junge, 19 Jahr alte Burschen, ein Schmiedgesell und ein Taglöhner, ihr Leben durch freiwilligen gegenseitigen Mord. Sie entfernten sich nach 12 Uhr aus ihren Wohnungen, ohne daß der Kostherr des Einen noch die Mutter des Andern auch nur das Geringste von Tiefsinn am Essen wahrgenommen hätten, Beide aßen im Gegentheil mit gutem Appetit. Ein Gartenhüter fand sie in der Nähe eines Steinbruches. Sie waren bereits tod; dem Lohnbedienten brannten noch die Kleider am Leibe; beide Pistolen lagen etwa sechs Schritte von den Leichen entfernt. Die tödtlichen Schüsse brachten sich beide auf die linke Seite bei, und beide Kugeln drangen durch und durch. Ein allem Anschein nach wohl überlegtes, entschlossenes Vorhaben muß sie zur Ausführung geleitet haben.

— Am 9. Juli Morgens halb 3 Uhr ist der mit Kartoffeln für die Stadt Köln beladene Nachen des Paul Lump vor die stehende Brücke getrieben, umgeschlagen, und der Schiffmann selbst ertrunken; ein außer ihm im Nachen gewesenes vierzehnjähriges Mädchen hat sich an der Brückenkette festgehalten und ist von herbeieilenden Schiffsknechten gerettet worden. Der Unfall ist der Sorglosigkeit des Schiffers zuzuschreiben, der während der Fahrt schlief und vergebens von seiner Begleiterin mehrmals aufgeweckt wurde.

— Das Hagelwetter vom 23. Juni hat der Stadt Bromberg nahe an 5000 Fensterscheiben gekostet, und noch ist der Schaden in vielen Häusern nicht hergestellt, da die geringen Vorräthe an feinem Glase sofort verbraucht waren. Die Getreidefelder der Ortschaften Groswo, Schrötersdorf, Neuhof und Alt-Schwederowo sind gänzlich verwüstet. Außerdem haben noch neun andere Ortschaften, wenn auch nicht so großen, doch ebenfalls nicht unbedeutenden Schaden erlitten.

— Bei Berlin wurde ein auf der Reise befindlicher Soldat, der einen gefundenen Beutel mit Geld bei sich trug und solchen bei der nächsten Behörde abliefern wollte, von einem Mezger getödtet. Gleich nach verübter That wurde das Verbrechen durch einen Gendarmen entdeckt, der den eingeholten Mezger auf die Polizei führte, wo dieser die That sogleich gestand.

— Von einem berühmten Berliner-Publizisten ist so eben eine allen Staatsmännern Deutschlands gewidmete Broschüre über die kirchlichen Wirren unserer Zeit erschienen, unter dem Titel: „Ueber die Anstrengungen der Jesuiten im 19. Jahrhundert, von einem protestantischen Emeritus;“ die letztere Bezeichnung deutet auf die in der Schrift erörterte Ansicht, daß der Protestantismus, zugleich mit dem Katholizismus, ausgespielt, und daß man den in das Leben getretenen Evangelismus als Hinleitung zu der allgemein geltenden Lehre, an der es gebricht, zu betrachten habe. Die Broschüre ist ein beachtungswerther Beitrag zur Physik der Gesellschaft.

— Das Breslauer Publikum beschäftigt ein Kriminalfall der verwickeltsten Art. Mehrere eines gemeinschaftlichen Mordes verdächtige Individuen waren der Untersuchung überwiesen worden. Sie gestanden, einen Fuhrmann auf der Straße von Breslau nach dem eine Meile entfernten Städtchen Hundsfeld angefallen und mißhandelt zu haben. Zufälligerweise fand sich dicht an dem Platze des Handgemenges Tags darauf der Leichnam eines Mannes, der mit vorwärts gebeugtem Körper in dem Schlamm eines Straßengrabens steckte. Der nächste Verdacht traf die Eingezogenen, die aber durchaus in Abrede stellen, ihn getödtet und in die erwähnte Stellung gebracht zu haben. Was die Sache noch verwickelter macht, ist der Umstand, daß von einem Fuhrwerke nicht die mindeste Spur aufzufinden gewesen.

— Aus Zeiz wird gemeldet, daß der bekannte dortige Eremit, der schon seit längerer Zeit an Schwachsinn gelitten hat, von der fixen Idee befallen worden, er sei in den Körper eines Hundes gefahren. Nicht selten heult und tobt der Unglückliche wie ein Besessener, rennt umher und wälzt sich im Koth, was den Pöbel sehr belustiget, bei den Gebildeten aber natürlicher Weise nur Mitleid erwecken kann. Das Aergste ist, daß er zuweilen in eine Art Hundswuth geräth und zu beißen sucht. Wenn nun auch sein Biß nicht gefährlich ist, da dem alten Manne schon längst die Zähne ausgefallen sind, so glaubt man dennoch, die Behörde würde klug daran thun, wenn sie ihn in einer Irrenanstalt unterbringe ließe.

— Die österreichischen Buchhändler haben dem Fürsten Metternich ein Promemoria überreicht, worin sie in lebhaften Farben den drückenden Zustand ihres Gewerbes schildern und um Milderung der strengen Zensurmaßregeln bitten. Von der reifen Umsicht des Fürsten Metternich läßt es sich wohl erwarten, daß er den Bitten der Buchhändler, so weit es sich mit den in Oestreich stabil gewordenen politischen Grundsätzen verträgt, nachgeben wird.

— In Paris wurde unlängst ein eigenthümlicher Fall vor Gericht verhandelt. Ein Engländer, Namens Douglas, hatte sich mit Frau und Kindern im Hotel-britannique einlogirt und den Wirth vermocht, ihre Zeche in dem früher bewohnten Gasthause zu bezahlen. Nach einiger Zeit verschwanden Mann und Frau, und ließen ihre Kinder mit der Dienerschaft zurück. Der Wirth macht nun seine Rechnung auf 20,000 Fr., und will die Kinder bis zur Abzahlung als Unterpfand behalten. Auf die Klage der Aeltern hat jedoch das Gericht entschieden, daß man sich nicht an Kindern pfänden könne,

deshalb soll der Wirth dieselben herausgeben und sich anderweitig zu befriedigen suchen.

— Eine der lächerlichsten Vorsichtsmaßregeln, die der Polizeipräfekt von Paris seit einem Monat ergriffen hat, ist die Entwaffnung aller Pariser Schauspielhäuser; alle Theater-Rüstkammern wurden durchsucht, und ein allfälliger Aufstand würde keine einzige Pistole mehr darin finden, um in den Straßen zu kämpfen. Die Tapfern von der großen Armee des Cirque-Olympique werden künftig mit weißbuchenen Säbeln Kairo belagern und mit tannenen Flinten die Schanzen an der Moskwa wegnehmen müssen. Die Theater haben jedoch dagegen Einspruch gethan, und einige davon haben erlangt, daß man ihnen die Flinten, jedoch ohne Hahnen, wieder zurück gab. Kann das Schießen in einem vorzustellenden Stück nicht umgangen werden, soll das Theater die nöthige Zahl Flinten aus Vincennes empfangen, welche aber gleich nach der Vorstellung in einem von Artilleristen begleiteten Munitionskarren wieder fortgeführt werden.

— In Paris sind gegenwärtig an 1000 Setzer und Drucker außer Beschäftigung.

— Bei Saint-Sever in Frankreich hat ein Fischer unlängst einen enormen Hecht gefangen, der über vierzehn Pfund wog. Er biß den Fischer, der mit bloßen Füßen im Wasser stand, so heftig in die Wade, daß ihm das Stück Fleisch zwischen den Zähnen blieb, die es gleich einem Barbiermesser vom Beine weggeschnitten. Als man ihn öffnete, fand man eine Menge ziemlich große Fische in seinem Magen, die er noch nicht verdaut hatte.

— Während zu Anfang vorigen Monats in mehrern Theilen Frankreichs die Wärme bis auf 20 Grad stieg, war in Messina und der Umgegend eine Witterung, wie man sie seit Menschengedenken nicht erlebt hatte. Die schneidende Kälte, die stürmischen Winde und der strömende Regen ließen das Klima von Sizilien gar nicht wieder erkennen; im Innern der Insel war so tiefer Schnee gefallen, daß die Bewohner nicht aus ihren Häusern heraus konnten.

— Vor einigen Tagen hat die Bewohner von Mans ein plötzlicher Schreck in Allarm gesetzt. Auf die Nacht vom 30. Juni bis zum 1. Juli war nämlich das Ende der Welt angekündigt worden. Hierüber kursirten die wunderbarsten Fabeln. Am 30. Juni drangen große Schaaren in die Kirchen, um vor der verhängnißvollen Stunde noch den Genuß einer Ohrenbeichte zu erflehen, indem die Bestürzung auf's Höchste gestiegen war.

— Der Generalmajor Karelin in St. Petersburg hat eine neue Art von Oefen erfunden, welche mit Holzkohlen geheizt werden und außerordentliche Ersparnisse an Brennmaterial gewähren sollen. Der in der „nordischen Biene" enthaltenen Beschreibung zu Folge, bestehen diese Oefen aus Cylindern von einer halben bis zu einer ganzen (russischen) Elle im Durchmesser und ein bis zwei Ellen hoch. Diese Cylinder sind aus Packpapier geformt und mit Tapeten beklebt. Innerhalb derselben befindet sich ein besonderer Apparat, in welchem die Kohlen glimmen, aber nicht brennen, und dem Zimmer durch die papierne Hülle, die „zur Beruhigung ängstlicher Personen" mit Eisen belegt ist, die Wärme mittheilen. Ein Versuch, der im vorigen Winter mit einem solchen Ofen bei dem Generalgouverneur von St. Petersburg gemacht worden, ist vollkommen befriedigend ausgefallen. Auch beschäftigt sich der Erfinder mit der Konstruirung eines Küchenofens, bei dessen Gebrauch man eines Minimums von Kohlen bedarf.

— Leben oder Tod eines Einzelnen entscheidet oft über das Geschick von Millionen. So lange Sultan Mahumed seine Lebenskraft behielt, wies er alle Aufforderungen der europäischen Mächte, den Krieg gegen Aegypten einzustellen, mit Entschiedenheit zurück. Nun ist er aber gestorben, und schon ist an alle Befehlshaber die strengste Ordre ergangen, die Feindseligkeiten ungesäumt einzustellen. Der Tod Mahumeds wurde vom 28. Juni bis 1. Juli verheimlicht, um die nöthigen Vorbereitungen gegen Ruhestörungen zu treffen. Die letzten Tage des Sultans bezeichnen einen Mann, der mit Selbstbewußtsein in seine Vergangenheit zurückblickt, und für die Seinen und sein Land noch die Zukunft zu ordnen versucht. Seinen Sohn Abdul Mehmed, welcher als 16 Jahre zählend nach türkischen Gesetzen mehrjährig ist, aber an Körpergebrechen leidet und schwächlich ist, hat er vor einiger Zeit der Aufsicht des Serails entzogen, damit er sich freier bewege und Selbstständigkeit gewinne.

— Während Sultan Mahmud an der Lungeneiterung stirbt, leidet der Pascha von Aegypten an einer Krankheit, die für ihn nicht minder gefährlich ist: nämlich an der Geldbeutelschwindsucht. Die vielen, selbst aus unbewohnt geglaubten Gegenden wie geschneit für ihn hervorgetretenen Beduinen wollten sich nicht eher nach Syrien einschiffen, bevor sie nicht sechsmonatlichen Sold erhalten. Um Geld aufzutreiben, mußte Boghos-Bey bei allen fremden Kaufleuten kleine Anleihen von 4000 bis 5000 Thalern machen, ja selbst die arabischen Kaufleute wurden freundschaftlichst gezwungen, ihm kleine Vorschüsse von 1000 und 1500 Thalern zu machen. Allein bei einer auf den Beinen zu erhaltenden Armee von beiläufig 200,000 Mann und 80,000 Pferden verschwinden solch unbedeutende Anleihen wie Wassertropfen auf heißem Eisen.

— Alle Nachrichten aus Meriko erwähnen einer traurigen Gährung in diesem Lande. Ueberall droht Verrath und Empörung. Die Föderalisten werden sich zwar nicht in Tampico halten können; General Arista hat schon das Fort genommen, und die Stadt wird sich ergeben müssen, aber in allen Provinzen entstehen neue Feinde, und Santa Anna wird nicht lange im Stande sein, sie im Zaume zu halten.

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau.

No. 30. 25. Juli 1839.

Das Alpenhorn,

ein Volksblatt

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Zweiter Jahrgang.

Ist denn die Sache so neu? Nein, Viele denken dasselbe;
Doch zum Bekenntnisse fehlt ihnen der männliche Muth.

Aus dem „Gesetzbuch der Menschheit".

Von F. F. Chatel,

Primas der französischen Kirche. 1838.

Aus der Vorrede: „O immer gerechtes und uneigennütziges Volk, willst du noch nicht den göttlichen Willen begreifen? Höre: Es giebt sichere Zeichen, um die Menschen, die dir Wahrheit geben, von denen zu unterscheiden, die dich trügen und verführen. Folge sofort denen, die dich auffordern, Gebrauch von deiner Vernunft zu machen und mit dir eine Sprache reden, die du verstehst; aber fliehe und verschmähe die, welche dir Dinge glauben machen wollen, die du nicht erfassen kannst. Die Wahrheit, sei versichert, ist allen ohne Unterschied zugänglich, denn sie ist das Wort Gottes. Was dem Glücke der Menschen frommt, kann von allen begriffen werden, auf welcher Stufe der Bildung oder der Einsicht sie auch stehen mögen. Die Wahrheit hat schlagende Anzeichen, die da sogar auf die Einfältigsten einwirken, und die Menschen stoßen sie nur von sich, wenn sie von der Treulosigkeit verkehrt worden sind; allein diese Verblendung hat ein Ziel. Denn wenn Gott die Wahrheit unsterblich erschaffen hat, so wollte er zugleich, daß der Irrthum unter der Sense des Todes dahinfalle. — O Volk! möchtest du unter die Füße treten diese Fackel, die dir durch Gott gegeben worden, um dich zum Guten zu geleiten und dich dem Bösen zu entreißen? Wo wäre denn jene Ueberordnung, die der Mensch über das Vieh sich beilegt? Siehst du das Thier einen einzigen Augenblick von der Linie seiner Triebe abschweifen? Siehst du die Sonne dem ewigen Gesetze, das ihr befohlen hat, über uns das Licht und das Leben auszugießen, ungehorsam sein? Was thust du denn, o Volk? Du wendest deine Augen ab von den köstlichen Schätzen, womit die Mildthätigkeit deines Gottes dich begabt hat? Du mißkennst die Gesetze deiner eigenen Natur und gehst vom Ziele ab, das du erreichen sollst? O so kehre um aus diesem unseligen Irrgange, der dich zur schmählichsten Sklaverei und Verachtung führen würde! Oeffne die Augen und sieh das Licht; öffne die Ohren und höre die Wahrheit — das frommt dir — noch mehr: es ist deine Pflicht."

V. Kapitel.

Von der Religion.

V. 53 — 56. Erfaßt die wahre religiöse Idee, und ihr habt die wahrhafte Idee der menschlichen Gesellschaft. Dann wird alles von Euch begriffen werden. Ihr werdet aufhören zu glauben, daß Euer Glück nur auf Kosten des Glückes anderer gegründet werden kann. Ihr werdet nicht wie bisher, Gott und die Menschheit lästern, indem Ihr die Gesellschaft in Parteien zersplittert, die sich zerfleischen, statt aus allen eine große Familie zu machen, in Uebereinstimmung mit dem höchst harmonischen Gesetze, das Euch Gott gegeben. V. 63. Was nicht über den Menschen hinauf geht, kann nicht größern Bestand haben, als der Mensch.

V. 72 — 85. Kann ich an Eure Religionen glauben, wenn sie mir alle Gott grausamer, ungerechter bilden, als den boshaftesten der Menschen? Soll ich Euren religiösen Gesetzen gehorchen, wenn sie alle — Blut- und Unrechtsgesetze sind? Soll ich glauben, Gott rede zu mir, so ich nicht ein einziges Wort von dem begreifen kann, was Ihr mich durch Euren Mund zu ihm sprechen laßt? Wer hat denn dem Kinde Israel seinen wüthenden und wuchernden Gott geoffenbaret? Wer endlich erzeugte den latinischen Gott, der immerhin seine Kinder in dem tiefsten Abgrunde bratet, und sie zu verbrennen nicht müde werden kann? Wer — sagt's mir! — Eure Thorheit, o Menschen! — Euer Wahnsinn! Oder wohl auch Eure erbärmlichen Leidenschaften, Eure Bosheit, Eure Begierlichkeiten! Einige unter Euch erfrechten sich, die Menschheit zu belügen; die Menschheit war einfältig genug, ihnen zu glauben, oder feige genug, sie nicht aus ihrer Mitte zu jagen, und der Irrthum triumphirte über die Wahrheit, das Laster über die Tugend, die Dummheit über die Vernunft, das Gute. Und so führte man Euch, wie unvernünftige, brustlose Thiere — seit 1000 und 1000 Jahren!! Ihr seid dermaßen mit Thorheit getränkt, daß Ihr nicht einmal vermuthet, was für Euch das Beste zu thun wäre, um aus diesem Zustande der entehrenden Erniedrigung herauszutreten.

V. 92 — 119. An der Wiege des Lebens sehe ich neben Euch, auf Euern Schritten und Tritten, eine Schaar Ruchloser, die jedoch

ſich für religiös halten und ſich abmühen, Euch das Unrecht wie Waſſer einzugießen. Nichts in ihren Reden, nichts in ihrem Unterrichte, das Euch von der Religion die Kenntniß giebt, die Ihr davon haben ſollt — nichts Geſellſchaftliches in Allem, was ſie Euch ſagen! Dieſe machen Euch Furcht vor Gott, jene verſichern Euch, daß Ihr, um nie gerettet zu werden, Ihrem Gott vor jedem andern Gotte dienen müßt; denn er allein, fügen ſie bei, hat zu den Menſchen geredet, hat ſich der Menſchheit geoffenbaret, und hat ſeine Macht durch Wunder bewieſen, die kein anderer Gott thun konnte. Unverſchämte Lügner oder berüchtigte Thoren — ſie wollen, daß Ihr den Gott liebet, den ſie Euch mit ihren eigenen Händen gefertigt, und daß Ihr alle andern Götter verabſcheuet. Und Ihr, Heuchler oder Unſinnige wie ſie, Ihr opfert Euren Weihrauch dem gleichen Götzen; Ihr verneiget Euch vor den gleichen Thon- und Kothſtatuen! Die Nichtswürdigkeit Eurer Geiſtlichen wird Eure eigene Nichtswürdigkeit, ihre Verdummung wird Eure eigene Verdummung! Wie ſie, ſagt ihr: „Was wir in religiöſer Hinſicht glauben, was wir ſagen iſt nicht — wahr. Allein was liegt daran? Der Geiſtliche hat unſere Kinder mit falſchen Ideen über Gott und Religion vergiftet. Wohlan! Unſere Kinder ſollen vergiftet bleiben; denn unſer Vater und unſere Mutter hatten uns ſelber auch vergiftet. Laßt uns alſo zu unſern Kindern ſagen: Liebe Kinder! Man hatte uns im Namen Gottes belogen, wir belügen Euch ebenfalls in ſeinem Namen; belüget auch Eure Kinder! Aber ändert die Religion nicht! Es iſt beſſer, ein Wicht, ein Gleißner, ein Taugenichts ſogar, als ein Abtrünniger vom Glauben ſeines Vaters zu werden!“ Welch unglaubliche Unvernunft! Begreift Ihr wohl all' den Unſinn, die Ruchloſigkeit, die Verblendung in Euern Worten und in Eurem Betragen? — Welche Tugend könnten denn jene üben, die ſo der heiligen Dinge ſpotten, die ihre Kinder belügen und ihre Familie und die Menſchheit, und zwar mit ſolcher Ausgeſchämtheit? Euer Glaube, oder wenn Ihr wollt, Eure widernatürliche Religion — könnten ſie wohl je andre geſellſchaftliche Erfolge haben, als die widernatürliche Religion und Glaubenslehren der Kinder des Indus und des großen Reiches, der Abkömmlinge des Hauſes Israel, der Anbeter Jupiters und Bel's, oder der Iſis und des katholiſchen Rom's? Lernet denn kennen ein für alle Mal, alles was für die Menſchheit Unſeliges hatten jene von der Habſucht oder von der Unvernunft erſonnenen Religionen — erſonnen, um das Geſetz Gottes, die wahrhafte Religion, zu zernichten. Lernt's wohl kennen, ſag' ich Euch, und erlaubt von nun an nimmermehr falſchen Propheten, Gott und der Wahrheit Hohn zu ſprechen, und überall noch die ruchloſen Lehren herum zu bieten, die ſeit 1000 und 1000 Jahren die Welt vergiften. Und auf daß Ihr dieſen falſchen Lehrern Einhalt thut und ihre frechen Lügen hemmet, wieget Euch ja in keinen Täuſchungen, zeiget keine Schwäche, keinen Kleinmuth mehr. Habt wenigſtens ſo viel Muth und Ausdauer im Verfolgen des Irrthums, im Abweiſen falſcher Propheten, als der Irrthum und die falſchen Propheten haben, nie die Finſterniß, die das Licht verdunkelt, und nie das Unrecht zu verbreiten, das die Gerechtigkeit mordet. Aufgepaßt — jetzt beſonders, wo das Böſe und das Unrecht, vertrieben durch das Verſtändniß des Guten (Dank der Wiſſenſchaft!), ſich in tauſend und tauſend Formen geſtalten und ſich allem anklammern, um den Boden zu behaupten, den die Unwiſſenheit ihnen ſo lange zum Ausbeuten überließ.

V. 135 — 138. Ihr ſeid unglücklich und ſehr unglücklich, ſchwach und ſehr ſchwach, abgelebt und ſehr abgelebt. Und Euer Unglück, Eure Schwäche, Eure Abgelebtheit — ſie kommen Euch von Eurem ehmaligen tollen Glauben und von Eurer jetzigen Gleichgültigkeit.

Aehnlich jenen unwiſſenden Kranken, die ſich tödten ſtatt geſund zu werden, weil ſie die Unklugheit hatten, Quackſalber-Mittel zu nehmen, habt Ihr Eure Seele in den tödtlichen Giften des Irrthums, in den heftigen Anfällen des Irrwahns abgenutzt, und Ihr löſcht Euch heute trauriger Weiſe aus in der Schwindſucht der Einförmigkeit.

V. 144 — 187. Höret wohl, wer Ihr auch ſeid, Chaldäer oder Juden, Juden oder Chineſen, Griechen oder Römer, Schüler des Papſtes oder Luthers — höret: denn Ihr alle habt mein Geſetz zernichtet, meine Eigenſchaften entſtellt, meinen Namen beſchimpft. — Wer hat das Naturgeſetz erſtickt, das Euer Gott in's Herz der Menſchen gegraben? Die Religionen, die Ihr noch bekennet. Wer hat den Menſchen dem Menſchen überantwortet und die geſammte Menſchheit zur niedrigſten Viehheerde gemacht, auf daß die Knifflinge und die Wichte ſie ausbeuten? Eure Religionen. — Ja, in Gottes Namen und für ihn ſtellt Ihr Caſten und Parteien auf, die die Menſchheit trennen, ihre Kräfte zerſtören und ſie ohne Vertheidigung dem Heißhunger ihrer niedrigen Ausbeuter überantworten. — Ihr und Euer Gott werft, vermöge Eurer unaufhörlichen ruchloſen Anſtrengungen, um das Licht abzuhalten und den Menſchen von ſeiner Straße abzulenken, überallhin in die Geſellſchaft die Brandfackeln der Zwietracht. Denn wer umſtellt die Menſchen, wer ſagt ihnen ſich zu fliehen, ſich zu verfluchen, ſich zu vernichten? Gewiß die, welche die Todten über dem Grabe noch verfolgen, die für jedes Volk, für jede Nation, für jeden Flecken einen verſchiedenen Gott haben. Wohlan, Ihr Menſchen des Tages, Völker der alten Welt! habt mitten unter Euch, in Euern Pagoden, hier einen katholiſchen Gott, da einen proteſtantiſchen, anderswo einen Judengott. Aufrichtig — Iſt's möglich, unſinniger zu ſein als Ihr? Glaubt Ihr, ich könne vielfach ſein und jeder Glaubenslehre mich anpaßen, wie Ihr mich macht? Iſt es nicht die Fülle der Ruchloſigkeit, mich Sprache, Plan, Gerechtigkeit nach den Religionen wechſeln zu laſſen, die Eure Launen geſchmiedet haben? Kehrt denn zurück zur — Natur, die Ihr verlaſſen habt, und Ihr werdet die wahrhafte Religion haben. Ich bin der Gott Aller; Alle ſollen ſich vor mir neigen. Können die Verhältniſſe, die zwiſchen Euch und mir nothwendig vorhanden ſind, Verhältniſſe eines Tyrannen zu ſeinen Sklaven ſein? Bin ich denn launiſch, grillenhaft, eiferſüchtig, grauſam, unverſönlich? Bin ich der Vater von dem und dem Volke, der Henker jenes andern oder aller andern? — Das Leben bin ich, die Natur bin ich, die Bewegung bin ich; ich bin alles was iſt, und alles was iſt, iſt nicht ich. Man kann mich nur durch die natürliche Religion erkennen; denn ſie allein kommt von mir, dieweil alle übrigen nur der Ausdruck der menſchlichen Verkehrtheit und Albernheit ſind.

Der Gaſt.

Eine Volksſage von Rheinfelden.

Vor uralter grauer Zeit, als noch die volksfeindlichen Ritter herrſchten auf ihren Burgen, und jeder noch mit der Fauſt ſich ſelbſt ſein Recht verſchaffte, ſollte auch die Stadt Rheinfelden in die Ge-

walt ihrer Feinde, des nahen Raubadels, durch einen gewaltsamen Handstreich überliefert werden. Unterhandlungen zu einer Ueberrumplung wurden zu diesem Ende selbst in der Stadt ganz im Geheimen angeknüpft. Es war nur ein Verräther darin, und zwar ein Glied des Stadtmagistrates selbst, seines Handwerks ein Müller. Wohnend in einer Ecke der Stadt, unfern des Thores, durch welches der Feind von der Rheinseite her einbrechen sollte, traf er seine Zurüstungen ganz in der Stille. — Keiner Menschenseele träumte von dem schauerlichen Unglücke, das bald über die arglosen Bewohner der verrathenen Stadt fürchterlich losbrechen sollte.

Die zum Ueberfalle bestimmte Nacht breitete ihre schwarzen Fittige über die Stadt und die ganze Gegend aus. Alles ruhte in den Armen des Schlafes, nicht ahnend den nahenden Sturm. Selbst die Wächter der Stadt schliefen behaglich auf ihrem Stroh in der schwarzen Wachtstube, wo noch die Branntwein-Flaschen standen, aus denen sie am Abend zuvor wahrscheinlich zu viel getrunken hatten.

Schon schien der Morgen zu grauen. Es schlug 4 Uhr. Da erhob sich von seinem Lager der Lehrbube eines Hufschmieds, der an der Straße wohnte, wo der Feind durchziehn sollte. Um Wasser für die Schmiedesse zu holen, eilte er geschäftig zum nahen Brunnen. Da erblickte er die Gassen der Stadt dicht mit Spreu bedeckt, und hoch auf dem nahen Thurme die heilige Jungfrau, die Gottesmutter selbst, vom Himmelsglanz umstrahlt, wie sie mit jungfräulicher Hand den Zeiger auf der Thurmuhr von 12 auf 4 Uhr vorwärts stellte. Denn es war eben erst Mitternacht, und die Göttliche wollte selbst das Werk der Bosheit vernichten.

Ausser Athem sprang der Knabe zurück in das Haus, seinen Meister zu wecken. Von Furcht und Schrecken ergriffen, und noch halb im Schlafe, sprang dieser eiligst aus seinem Bette, erfüllte die Nachbarschaft mit seinem Lärm, und zeigte dem Schultheißen der Stadt den wunderbaren Vorfall an. Bald heulte die Sturmglocke schaurig durch die finstere Nacht, den Bürgern die Noth ihrer Vaterstadt zu verkünden. Jeder auf's Beste bewaffnet, eilte, wohin ihn seine Pflicht rief.

Der Feind hatte gehofft, die Stadt wehrlos zu überfallen. Als er aber Alles in Bewegung sah, wich er bestürzt zurück. Der blutige Anschlag war vereitelt. Das Wunder der heiligen Jungfrau hatte die Stadt vor Feuer, und die Bürger vor dem Raub ihrer Habe behütet.

Wenn auch das Werk der Bosheit nicht gelungen, der Verräther hatte dennoch Strafe verdient. Und sie blieb ihm auch nicht aus. Schon bevor man sich desselben versichert hatte, war er von der Stadtobrigkeit dazu verurtheilt worden, bei lebendigem Leibe, im siedenden Oele zu sterben. Auch der Müller, als Glied derselben, hatte nicht minder seine Meinung dazu abgegeben. Mehrere Indizien leiteten bald die öffentliche Meinung auf ihn, und bezeichneten ihn als den Verräther der Stadt, der sie und seine Mitbürger in die Hände ihrer Feinde, des Raubadels, hatte überliefern wollen. Das Urtheil wurde an ihm vollzogen. Er starb eines schrecklichen und schauerlichen Todes.

Aber der, der seine Mitbürger lebend nicht verschont, der sie, um schnöden Sündenlohn dem Feuer und Schwerte überliefert hatte — war ihnen auch nach seinem Tode noch zur schreckenvollen Plage. Als zottiger Pudel, oder als Kater mit feuersprühenden Augen, und in kolossaler Gestalt wandelte er in nächtlicher Stille durch die Straßen der Stadt. Wer ihn in der Ferne erblickte, floh mit Entsetzen; wer durch Zufall in seine Nähe kam, dessen Haare sträubten sich unwillkührlich empor; wer seinem Irrgange folgte, war sicher, Schaden zu nehmen; wer Abends nach der Betzeitglocke erst nach Hause kam, fühlte die ganze Nacht ein heftiges Drucken auf der Brust, und konnte nicht schlafen und nicht beten. Auch vermochte er seine Leibesgröße zu schauerlicher Höhe zu verlängern; denn oft streckte er, wenn in den finstern Dezemberabenden, da der Christ sich vorbereitet auf die Freude der Geburt des Herrn, die Bewohner in frommer Andacht um die Tische saßen, das scheußliche Haupt grinsend durch die Fenster des 2. und 3. Stockwerkes herein, und beneidete und verfluchte in seiner Verworfenheit diese stille häusliche Andacht. Wer etwa, um dem gefürchteten Gaste auf seinem Gespenstergange neugierig nachzusehn, das Fenster öffnete, mußte den freveln Vorwitz büßen, denn er brachte das plötzlich angeschwollene Haupt nicht mehr durch's geöffnete Fenster zurück. Lange Jahre kehrten regelmäßig in den Adventtagen diese Schrecken wieder.

Endlich vermochte es, auf Anhalten der Bürger, ein frommer Pater, den störrischen Gast durch sein Gebet, und gesegnete Kräuter und Wasser hineinzubannen in eine Flasche, und zu vergraben tief in eine Wildniß am Ufer des Rheins, fern von der Stadt. Doch auch da hat er nicht Ruhe gefunden, und will nicht Ruhe gewähren. Jährlich rückt er, der alte Feind der Bewohner Rheinfeldens, in der heiligen Weihnacht, da mit dem 12. Stundenschlage die Feierklänge der Glocken die mitternächtliche Feier durch Stadt und Land verkünden, der verhaßten Stadt, unter schrecklichem Gebrülle, und Krachen in den nahen Bergen, um einen Hahnenschritt näher. Wird er einst nach langer Jahresreihe, das obere Thor der Stadt erreicht haben, so wird er anbrechen, der fürchterliche Tag des Herrn, der jüngste Tag. Schon soll er zum Rosengäßli, rechts an der Straße, nahe beim Wirthshause zu den drei Königen, vorgerückt sein. Noch hören die Schiffer, die in den Tagen vor Weihnachten, etwa in später kalter Nacht, auf den Fluthen des Rheins stille dahin fahren, und die Anwohner des rechten Rheinufers, bis weit hinab und weit hinauf, mit Schaudern ein sonderbares Gebrüll, und segnen und kreuzen sich; denn es ist das Gebrüll des Gastes von Rheinfelden.

Anmerkung. Höchst wahrscheinlich gründet sich vorstehende „Volkssage von Rheinfelden" auf eine wahre Begebenheit, die, nach der Erzählung verschiedener schweizerischen Geschichtschreiber, mit der vielbeschriebenen Mordnacht von Brugg viele Aehnlichkeit hat. Es waren nämlich der berüchtigte Ritter, Thomas von Falkenstein, der Mordbrenner von Brugg und Aarau, Hans von Rechberg, und Wilhelm von Grünenberg, die an einem Sonntage im October 1448, während der Periode des alten Zürichkrieges, die schweizerisch gesinnte Stadt mit gewaffneter Hand überfielen und wirklich einnahmen. Leicht sind die mährchenhaften Zusätze von dem wirklich geschichtlichen zu unterscheiden.

Der Schwarze und der Weiße.

Lord Reginald war ein origineller Kauz, aufgelegt zu tausend tollen Streichen, die er nur darum ersonnen, um die Aufmerksamkeit von ganz London auf sich zu lenken, und überall, wo er hinkam, Aufsehen zu erregen.

Eines Nachmittags sah man ihn an der Seite eines wunderschönen Tigers durch die Alleen des Regent-Park promeniren. Alle Spa-

ziergänger, denen er in die Nähe kam, fuhren aus Furcht vor dem Tiger erschreckt aus einander. Alsobald erschien ein Constable, der im Namen des Gesetzes sich in's Mittel legte und ihn fragte, wie er auf die Idee käme, eine so wilde Bestie in einen öffentlichen Garten einzuführen und dadurch selbst dem Beherztesten einen panischen Schrecken einzujagen.

Ich kann, erwiederte Lord Reginald, meinem Diener eine Livree geben, welche mir beliebt. Es giebt, so viel ich weiß, kein Gesetz, das mir verbieten kann, meinen Diener in ein Tigerfell zu nähen.

Es ist also kein Tiger, sondern....

Nebucadnezar, mein Neufundländer.

Bitte tausend Mal um Entschuldigung, bat der Constable und verlor sich wie der Rhein im Sande.

Lord Reginald war ein großer Freund exotischer Thiere und hatte unter andern einen Seidenaffen, den er Sokrates hieß und eines Abends in seine Drury-Lane-Loge mitnahm. Sokrates saß, mit einer Lorgnette bewaffnet, an der Seite seines Herrn und liebäugelte ganz nach Art und Weise der Dandies, bald mit dieser, bald mit jener Dame. Das Parterr, in diesem Affen eine geistreiche Persiflage der vornehmen Stutzer sehend, klatschte Herrn Sokrates Beifall zu. Andere nahmen das übel, glaubten sich dadurch gestört, und so kam es, daß abermals ein Constable erschien, der im Namen des Gesetzes sich in's Mittel legte und ihn fragte, wie er auf die Idee käme, einen Affen in's Theater mitzunehmen.

Diese Loge habe ich für fünf Jahre gemiethet und für fünf Jahre bezahlt..... Es giebt, so viel ich weiß, kein Gesetz, das mir verbieten kann, Gesellschaft mitzunehmen. Lord X.... führt seine häßliche Tochter, Lord G..... seine alte Maitresse in's Theater, wer kann es mir wehren, einen Affen mitzubringen, der sich anständiger als mancher Zuschauer beträgt.

Seine Gegenwart aber lenkt die Aufmerksamkeit der Zuschauer von der Bühne ab und leitet Aller Blicke auf Ihre Loge hin..... der Affe erregt ein störendes Gelächter.....

Ist das meine Schuld? Wer heißt den Leuten auf meinen Sokrates hinzusehn? Ich bin Herr meiner Loge und kann darin thun, was ich will, und wenn Sie sich nicht sogleich entfernen, so werden Sie erlauben, daß ich mein Hausrecht gebrauche.

Ich verstehe, erwiederte der Constable und verlor sich.

Lord Reginald ließ während des Zwischenactes seinem Affen Eis geben, das dieser mit mehr Anstand, als mancher seiner zweibeinigen Collegen, verschluckte.

Ein Mann, der Lord und Peer von England ist, und jährlich 100,000 Pfd. Strl. Revenüen hat, darf sich mehr erlauben, als ein armer Teufel, den man ohne Umstände hinauswerfen, wo nicht gar arretiren würde. Der Reiche aber hat in England so gut als auf dem festen Lande, das Privilegium, keck und unverschämt zu sein.

Zur Zeit des Carnevals begab sich Lord Reginald nach Paris.

Eines Abends, als der große Maskenball im Theater Feydeau war, tauchten plötzlich aus der Fluth der bizarren Masken zwei Bären, ein schwarzer und ein weißer hervor, die gleich bei'm Eintreten in den Saal alle Aufmerksamkeit auf sich zogen. Auf den Hinterfüßen stehend und mit den Vorderfüßen ganz nach Bärenart einen Knüttel auf dem Rücken haltend, tanzten Beide ein **Pas de deux**, und zwar so tölpisch, daß man in Versuchung gerieth, zu glauben, die Tanzenden seien nicht bloß Masken, sondern **wirkliche** Bären. Kein Wunder, daß dieses Paar mehr Aufsehen als jedes Andere erregte. Einer dieser Bären — der schwarze — führte seine Maske in Gang und Haltung mit so frappanter Wahrheit und so ächt charakterischer Treue durch, daß alle andern Masken, und namentlich die Damen, die Alles lieben, was sich aus dem großen Troß bemerkbar macht, in diesem Bären einen Narren gegessen. Die Galanten fütterten das hübsche Thier — so nannten sie den Bären — mit Bonbons und Biscuit — die Friolen drückten ihm verstohlen ein Billetchen in die Hand und gaben dem Bären ein Rendezvous. Andere unterhielten sich mit ihm, versicherten, daß sie ihn kennen, und raunten ihm bald diesen bald jenen Namen in's Ohr. Der Bär aber fiel nicht aus der Rolle..... er sprach keine Silbe..... er grunzte nur.

Sie mögen sich so sehr verstellen, meine Herren, sagte eine junge Dame zu ihnen, ich weiß doch, wer Sie sind. Sie sind....

Nun wer denn, fragte der weiße Bär.....

Sie sind Tänzer von der großen Oper.....

Der weiße Bär fieng zu lachen, der schwarze schrecklich zu grunzen an.... und gleichsam als ob er darüber beleidigt wäre, daß man ihn für einen Ballettänzer halte, legte er seine Vorderfüße so unsanft auf die nackten Schultern der Dame, daß er mit seinen Krallen ihre weiße Haut aufritzte.

Flegel, rief die Dame und klopfte ihm mit ihrem Fächer auf die Schnauze.

Der Bär, dadurch nur zudringlicher gemacht, schickte sich an, sie umarmen zu wollen. Die Dame wollte sich seinen Liebkosungen entwinden, der Bär aber verfolgte sie und zerriß mit seinen Krallen ihren rosenfarbenen Domino.

Das ist zu viel, das heißt die Schranken der Maskenfreiheit überschreiten, sagten die andern Masken, und drangen auf den ungezogenen Bären ein, um ihn dafür zu züchtigen. Es setzte nun von allen Seiten Püffe.

Der Bär, dadurch aufgereizt, leistete grunzend tapfern Widerstand und wurde immer grober und massiver.

Da trat ein schwarzer Domino auf ihn zu und sprach:

Mein Herr, es scheint, Sie seien nur darum gekommen, um hier Skandal zu machen, Unruhe oder gar eine Emeute zu erregen. Ich muß Sie bitten, mein Herr, mir Ihren Namen zu nennen.

Der schwarze Bär aber fieng von Neuem zu grunzen an.

Mein Herr, ich erlaube mir, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß ich keinen Spaß verstehe..... ich bin Polizei-Kommissär und als solcher bevollmächtigt, jeden Ruhestörer zur Ordnung zu verweisen, und ihn nöthigenfalls aus dem Saale zu entfernen.

Der Bär, der wie der Polizei-Kommissär ebenfalls keinen Spaß verstand, wollte eben die hohe Obrigkeit erwürgen, da trat der weiße Bär zwischen die Kämpfenden und sprach....

Hier, Herr Kommissär, ist meine Karte; mein Name wird Ihnen Bürgschaft sein, daß ich morgen gerne bereit bin, den Schaden, den hier mein Begleiter angerichtet, die Ruhe, die er gestört, und die Wunde, die er Ihnen geschlagen, wieder gut zu machen.

Der Kommissär las den Namen, lächelte und sprach: Schon gut, Schon gut!

Der weiße Bär nahm seinen schwarzen Kollegen untern Arm und führte ihn zum Saale hinaus.

Am andern Morgen las man in der **Gazette de France**:

„Die beiden Bären, die auf der gestrigen Redoute so großes Aufsehen erregt, waren, wie wir so eben durch den wachehabenden Polizei-Kommissär erfahren, der bekannte Sonderling Lord Reginald S.... und Nero, sein wohldressirter Bär. Die Dame, die dem maskirten Bären auf heute ein Rendezvous gegeben, wird ohne Zweifel ganz untröstlich sein, sich in ihren Erwartungen getäuscht zu sehen."

Ein böses Weib ist scharfe Arzenei,
Als Strafsentenz für Thorheit vorgetragen;
Sie heilt dem Mann das liebekranke Herz,
Verdirbt ihm aber den gesunden Magen.

DAS POSTHÖRNCHEN.

No. 30.

26. Juli 1839.

Eine Wochenschrift
für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Alpenhorn mit Posthörnchen zusammen können für 7½ Batzen vierteljährliche Vorausbezahlung auf allen löbl. Postämtern des Kantons Aargau franko bezogen werden. Inserate, frankirt zugesendet, werden unter Verantwortlichkeit des Einsenders gegen Vergütung von 5 Rappen per Zeile aufgenommen; interessante oder erheiternde Mittheilungen mit Verschwiegenheit und Dank.

Tagesbegebenheiten.

Schweiz.

— Wir sehen uns in Laufenburg mit einem Male an die Grenzen Calabriens versetzt. Am 22. d., als am Jahrmarktstage zu Badisch-Laufenburg, wird der auf dem Schwarzwalde in großem Vertrauen stehende Schweizer Thierarzt H. auf offener Straße von einigen (wie man sagt Gedungenen) plötzlich mit einem Steine zu Boden geschlagen und mißhandelt. Ein zufällig herbeigekommener badischer Zollgardist konnte wohl sein Leben retten, aber keinen dieser Gedungenen ergreifen, da sie durch Flucht entsprangen. Abends gegen halb 10 Uhr will der Thierarzt H. aus dem Posthause von Klein-Laufenburg nach Hause gehen; unter dem dortigen Thorbogen wird er wieder von drei Kerls überfallen und durch einen Schlag mit einem dreischneidigen Dolche auf die rechte Stirn zu Boden gestreckt. Glücklicher Weise gleitete des Banditen Dolch auf der Hirnschale ab, eine ziemlich lange, klaffende Wunde hinterlassend. Die Meuchelmörder entsprangen, und Niemand wagte es, dem um Hilfe rufenden beizustehen. — Möge es doch der badischen Behörde gelingen, und den Bürgern selbst daran gelegen sein, daß der Urheber dieses Bubenstückes entdeckt werde und der verdienten Strafe nicht entgehe, damit Badisch-Laufenburg vor der Fama verschont bleibe, Banditen in seinen Räumen zu bergen!

— Der Nunzius kommt! Soll's Carneval sein? Er reitet mit zwanzig Dragonern ein! — Die Tagsatzung, was treibt sie jetzt? Vielleicht wißt ihr es schon: Für's Militär in Reim gesetzt die Organisation; behaglich feilt sie fort daran; rings geht der Fuchs herum. Wenn sie nichts Rechtes schaffen kann, scheert sie sich doch nicht drum. Und wenn man noch so langsam feilt, so hat's sein' guten Grund: Man zahlt uns doch ja nicht per Stück, man zahlt per Tag und Stund. Ist's Nößlein krank, so läuft es nicht, trotz Sporen und trotz Haber; nun Doktor hilf! Er kommt und spricht: „wenn schon," „wenn nicht" und „aber"; und doch wird's Nößlein nicht gesund. Ein Polygon wird niemals rund, man schleife denn die Ecken. Was schläft, das muß man wecken. Ihr möget tagen noch so viel, ohn' Sonnenschein seht ihr kein Ziel.

— In der Nacht vom 15. auf den 16. hat sich ein Ungewitter über die Felder von Fehraltorf im K. Zürich entleert, und die schönsten Hoffnungen zur Aernte, alle Sommerfrüchte und Obstbäume zerstört und vernichtet.

— Daß der S. G. Wahrheitsfreund dem Schwarzen angehöre, und dieser hinwieder ihm, beweist er selbst in einer seiner letzten Nummern, wo er sich den unsaubern Patron mit aller Teufelsgewalt nicht nehmen lassen will.

— In der Mitternachtstunde vom 15. auf den 16. d. schlug der Blitz eine Viertelstunde hinter dem appenzeller Dorf Urnäschen in einen Stall und entzündete denselben so schnell, daß er in wenigen Minuten ein Raub der Flammen wurde und vier Kühe und ein Kalb nicht mehr gerettet werden konnten. Auch 15—16 Klafter Heu gingen zu Grunde.

— Durch die letzten Erneuerungswahlen wurde der Kanton Tessin wieder vollends auf den Kopf gestellt. Auf einen Schlag warf man alle freisinnigen Männer aus allen Stellen, Beamtungen und Behörden, vom Staatsrath bis hinunter zum Kopisten und Weibel, Leute, die bis anhin dem Staate Jahre lang und redlich gedient.

— Bisher glaubte man, es sei unmöglich, die Rhone zu befahren. Am 3. Juli sind zum großen Erstaunen der Uferbewohner zwei Schiffe aus dem Genfersee aufwärts nach Massonger (4 Stunden über der Rhonemündung) von 2 Pferden gezogen worden, um Kohlen für die Hochöfen von St. Gingolph und Neustadt zu holen. Die geistlichen Herren von Wallis wittern in dieser neuen Beförderung des Waarentransports, von wegen des damit unzertrennlich verbundenen Ideentransports aus dem aufgeklärten Genferland, wieder Anlaß zu neuer Reli-

gionsgefahr. Die von den geistlichen Herren zusammengestoppelte Religion muß doch wirklich sehr schwach sein und auf lockern Füßen stehen, daß sie so oft in Gefahr geräth. Aber kein Wunder, da selbst Gott der Herr sich derselben nicht annimmt; denn trotz allen Prozessionen und Aussprengungen geweihten Wassers waren die Charlatane nicht im Stande, den Herrn der Welt zu vermögen, das Land von den Heuschreckenschwärmen zu befreien, die so große Verheerungen anrichten. „Das sind Strafgerichte Gottes!“ rufen diese Heuchler. Aber wer führt diese Strafgerichte, wenn es solche sind, herbei, als gerade sie, diese Lästerer der ewigen heiligen Wahrheit?

Ausland.

— Die Schauspielerin Fräulein v. Hagn hat, wie anderwärts, auch in Frankfurt a. M. viele Verehrer gefunden. Sie selbst hat erzählt, daß in Rußland sich ein junger Adelicher aus schwärmerischer Verehrung ihres Spieles erschossen, in seinem Testament sie bedacht, aber bestimmt habe, daß sie auf seinem Grabe die Elegie auf den Tod eines Jünglings, von Schiller, deklamiren müsse.

— Der Tag des 11. Juli war ein schreckenvoller, Unglück und Jammer hinterlassender für die Einwohner des Städtchens Vohenstrauß in der Oberpfalz, welches in der Zwischenzeit von 10 Uhr Vormittags bis 5 Uhr Abends gänzlich in Feuer aufgieng. Nur wenige Gebäude, die ganz entlegen, oder von blätterreichen Bäumen naher Gärten geschützt waren, blieben verschont. Zwei Pfarrers Wohn- und einige Nebengebäude wurden durch den entschlossenen Muth einiger Braven gerettet. Die zwei Thürme nebst der Kirche wurden aber mit 502 Gebäuden ein Raub der Flammen. — Der Wassermangel und die trockene Hitze machten alle Hülfe vergeblich. Da wo der Brand entstand, kamen mehrere Stück Vieh um, das man den andern Tag verbrannt an den Ketten fand. Wie und auf welche Art das Feuer ausbrach, ist noch unbekannt. Dem Himmel sei Dank, man beklagt kein Menschenleben; Der größere Theil der Unglücklichen, aller ihrer Habe beraubten Einwohner, über 2000 Menschen, mußten mehrere Tage im freien Felde zubringen, bis man sie in den benachbarten Orten, besonders dem großen Dorfe Altendorf, unterbringen konnte.

— Am 15. Juli gegen halb 7 Uhr Abends zog ein finsteres Gewitter über die Stadt Sulz und Umgegend heran; es begann, sich mit einem Hagel von Eismassen, in der Größe von Hühner- und Gänseeiern, mitunter in vielerlei Formen, zum Schrecken und Entsetzen aller Menschen zu entladen und an Fenstern, hauptsächlich an den Dächern, seine furchtbaren Verheerungen anzurichten. Der mit dem Hagel verbundene Regen drang durch die beschädigten Dächer in die Wohnungen ein und füllte sie mit Wasser; Menschen die auf dem Felde waren, wurden verwundet, auch Schafe getödtet. Dieser Schaden ist jedoch der geringste, denn leider ist die Aernte auf der Markung sowohl, als auch auf jener der benachbarten Orte Holzhausen, Mühlheim, Nennfrithhausen, Bergfelden, auch Böhringen zum Theil ganz oder bis auf ein Drittel in einer halben Stunde vernichtet, und auf manchen Acker wird keine Sichel kommen.

— Am 12. Juli Mittags gegen 11 Uhr war in Hepyingen an der Ahr ein so starker, wolkenbruchähnlicher Platzregen, daß es die Gegend weithin unter Wasser setzte und ihr den Anblick eines großen Sees gab. Ganze Weingärten und Aecker sind fortgeschwemmt worden; die Saaten, die so üppig im Felde standen, sind zerstört. Die Verwüstung läßt sich nicht beschreiben. Zum Glück ist kein Menschenleben verloren gegangen.

— Seit längerer Zeit nehmen in Berlin zwei Anomalien der menschlichen Gesellschaft: „Pietisten und Diebe,“ sehr überhand, und frägt man sich, welche von diesen beiden Kathegorien größern Schaden anrichten, so müssen wir zur Ehre der Herren Diebe gestehen, daß sie weit weniger zu fürchten sind, als die Herren Pietisten. Jene stehlen nur Geld, diese stehlen die Sonne vom Himmel, damit wieder ägyptische Finsterniß eintrete. Beide Klassen, Pietisten und Diebe, scheuen nichts so sehr als das helle Tageslicht, denn Beiden ist das Sprichwort: „im Dunkeln ist gut munkeln!“ ihr Losungswort. Vor den Dieben schützt uns die Polizei und gute Schlösser; nichts aber schützt uns gegen das Eindringen der Pietisten, die wie der leidige Satanas durch die Schlüssellöcher fahren. Ertappt man einen Dieb, so wird er eingesteckt; ertappt man einen Pietisten, läßt man ihn wieder ruhig laufen. Für die Diebe baut man kostspielige Gefängnisse: wäre es nicht auch gut, wenn man Anstalten errichtete, in denen man die Pietisten wieder zur Vernunft bringen könnte, da sie in den bestehenden Straf- und Irren-Anstalten keinen Platz finden?

— Mayen, den 20. Juli. Gestern Morgen um 9 Uhr begaben sich 5 Knaben aus Kruft nach dem zwischen Ochtendung und Kruft liegenden Freserhof. Während die Knaben auf dem Wege waren, entstand ein Gewitter, und es wurden zwei von ihnen, die zusammen wenige Schritte hinter den drei andern giengen, vom Blitz erschlagen, und die Vorangehenden zu Boden geworfen, jedoch sonst nicht beschädigt.

— Am 18. Juli brachte der Müller, Christ. Körber von Winningen, die ersten reifen Trauben aus seinem Weinberg im Röttchen. Am 13. Juni hatten sich daselbst die ersten blühenden Weinstöcke gefunden. Nach einem so ungünstigen Frühlinge, daß die seit mehreren Jahren so unglücklichen Winzer alle Hoffnung auf den Ertrag ihrer schweren Arbeiten aufgaben, ist dieß gewiß eine der bemerkenswerthesten Erscheinungen. Im Jahr 1834 wurden in demselben Weinberg am 24. Juli die ersten reifen Trauben gefunden.

— Den 18. Juli gegen Mitternacht, brach in Boppard in der Judengasse, einer der engsten Straßen, Feuer aus, durch welches 5 Wohnhäuser und mehrere Ställe ganz in Asche gelegt wurden. Die abgebrannten Gebäude waren sämmtlich versichert, die Möbeln aber

nicht, wodurch einige Miether, unter ihnen eine alte gelähmte Wittwe, welche kaum Zeit fand, ihre Wohnung halb angekleidet zu verlassen, um ihre ganze wenige Habe gekommen sind.

— Am 2. Juli sind in Aachen nicht mehr und nicht weniger als 40,000 bis 50,000 neugierige Gläubige zusammengeströmt, um zu sehen, wie die Geistlichen einige alte Lappen, angebliche Reliquien, vom Dome herab flattern lassen. Diesen sogenannten Heiligthümern wird die größte Wunderkraft beigelegt; wo sich die Kraft nicht äußert, da fehlt es nur am guten Glauben. Ein weißes baumwollenes Kleid der Mutter Gottes; die Windeln, worein Jesus als Säugling gewickelt worden war; das Leintuch, auf welchem Johannes der Täufer enthauptet worden, so wie das noch mit Blut befleckte Tuch, welches Christus am Kreuze getragen. Diese vier Reliquien sind Geschenke, welche Karl der Große vom Patriarchen Johannes zu Jerusalem erhielt. — Wenn wir Karl gewesen wären, wir hätten uns wenigstens auch noch die Ruthe, mit welcher der Erzengel Adam und Eva aus dem Paradies jagte, und die Ohren von Bileams Esel vom Patriarchen auserbeten; und weder Erstere den Pfaffen noch Letztere den Gläubigen vorenthalten. Selig sind die Einfältigen.

— Die Polizei von Paris hat seit kurzer Zeit eine solche Menge von Verschwörern aufgegabelt und ihnen den Prozeß gemacht, daß der Art Neuigkeiten etwas alltägliches werden. Die Hitze in Paris soll groß sein, besonders in den Herzen. Bange Ahnungen erfüllen Viele und sollte die Hitze erst wieder in die Köpfe steigen, dürfte für Europa ein verhängnißvoller Tag anrücken, zu welchem auch den Schweizern mehr Einigkeit zu wünschen wäre, vor Allem aber einen kräftigern, treuern Kriegsrath und zur Bundesbehörde statt einer alten, aus der Fremde stammenden Großmutter einen rüstigen, wackern Alpensohn.

— Am 15. d. ist der Blitz auf die Kapuziner-Kirche zu Arlon gefallen; die drei Priester, die sich am Altare befanden, wurden zu Boden geworfen; der Pfarrer und der die Messe dienende Chorknabe wurden getödtet. Einer großen Anzahl anderer Personen wurden die Füße verbrannt. Von dort gieng der Blitz in das benachbarte Spital, wo Kranke mehr oder minder schwer getroffen, und einer getödtet wurde.

— Der Ami de la Religion berichtet aus Tunkin, der nördlichen Provinz des Kaiserreiches Anam, daß daselbst eine heftige Christen-Verfolgung ausgebrochen sei. Zwei Bischöfe, der apostolische Vikar und der Koadjutor in Ost-Tunkin, lauter Spanier, so wie mehrere Missionäre, sind hingerichtet worden. In Tunkin erlitten 15 europäische und eingeborne Priester den Märtyrertod, und Hr. Havard, der französische Bischof und apostolische Vikar, erlag unter dem erduldeten Kummer.

— Vor einigen Tagen starb in London der riesengroße Schwan, der unter dem Namen des alten Haus bekannt ist, auf dem Kanal im St. James Park, beinahe 70 Jahre alt. Er ward um das Jahr 1770 ausgebrütet, lebte Anfangs auf einem Teiche bei dem ehemaligen Buckinghamhouse und wurde oft von der Königin Charlotte mit eigener Hand gefüttert. Als die Anlagen im Jamespark eingerichtet wurden, erhielt er dort seinen Wohnsitz. Seine Stärke und sein Muth waren merkwürdig, und oft hat er einen Hund, der sich unvorsichtig dem Wasser nahte, ergriffen und ertränkt, ja selbst einmal einen neckenden Knaben gefaßt und ihm ein kaltes Bad bereitet. Seit die ornithologische Gesellschaft den Kanal mit gefiederten Fremdlingen belebte, hatte der alte Hans schwere Kämpfe zu bestehen, aus welchen er stets siegreich hervorgieng, bis endlich ein Heer polnischer Gänse kam, die ihn in Masse angriffen und ihm Wunden versetzten, woran er nach einigen Tagen starb.

— Vor einigen Tagen ward auf der Themse ein Versuch mit einem neuen Wurfgeschosse gemacht, das sowohl die Kanonen als auch die jetzt auf den französischen und russischen Schiffen vielgebrauchten Bomben entbehrlich machen soll, wie der „Herald" sagt. Die ganze Vorrichtung enthält an Gewicht nicht über 12 — 13 Pfund und nimmt einen sehr kleinen Raum ein. Das Geschoß wird mit der Hand in einer gewissen Entfernung aus einem kleinen Boote geworfen, und macht geräuschlos seinen Weg, bis es sein Ziel erreicht und seine furchtbare Wirkung ausübt. Als es das Fahrzeug traf, welches bei dem Versuche zum Ziele diente, wurde dasselbe durch die Explosion über den Strom gehoben und gänzlich zersplittert. Die explodirende Masse war nicht über 2 Pfund schwer, wirkte aber mehr als 40 Pfund Pulver. Die Erschütterung war so groß, daß sie in ziemlich weit entfernten Häusern gefühlt wurde.

— Im Thale von Comdare ist ein Wasserfall, der kürzlich in Folge eines bisher unbemerkten und wahrscheinlich ganz neuen Phänomens ein besonderes Interesse erhalten hat. Es strömt nämlich aus dem Bette des Flusses von selbst ein Gas aus, das, einmal entzündet, fortbrennt mit einer gelblichen Flamme, die mit lebhaften weißen, orangefarbenen purpurnen und blauen Striemen untermischt ist. Es sind mehr als 12 Oeffnungen, durch die das Gas unter dem Wasser ausströmt, so daß es steigt und Blasen wirft, andere an dem trockenen Ufer, welche sich täglich vergrößern. Eine der Oeffnungen ist bedeutend größer als die übrigen, und die Flamme die aus derselben hervorbricht, ist etwa 2 Fuß lang und 1½ Fuß breit. Der Boden besteht aus Thonschiefer, der heiß genug ist, daß man die Hand daran verbrennen kann; Fische, die im Flusse gefangen wurden, hat man darauf gekocht. Die Bauern der Umgegend haben das Wasser schon längere Zeit Blasen werfen sehn, aber erst seit den letzten zwei Monaten ist ein Minenarbeiter aus Staffordshire durch das Geräusch und die Höhe der Blasen, und dann durch die Anwendung des Feuers besonders aufmerksam gemacht worden. Bei der Nacht ist

der Anblick unbeschreiblich. Nicht weniger als 12 große hellleuchtende Flammen brechen aus dem Bette des Flusses und unter dem Felsen hervor, über den der Wasserstrahl herabstürzt, der reiche Schimmer des manichfachen Lichtes, das auf die Bäume und andere Gegenstände in der Nähe geworfen wird, das Geräusch des Wasserfalles und der Nesler des Ganzen im Wasser bieten einen höchst imposanten Anblick dar.

— In Birmingham ist die Ruhe wieder gestört worden. Die Chartisten hatten den Kaufleuten, welche die Behörden aufgefordert hatten, ihren Versammlungen ein Ende zu machen, Rache geschworen. Am Montag herrschte den ganzen Tag über große Aufregung, weil dies der Tag sein sollte, von welchem ab alle Arbeit aufhören sollte; überdies erwartete man Herr Attwood, oder wenigstens eine Erklärung desselben. Gegen 3 Uhr Nachmittags versammelte sich alles Volk, nachdem es vorher in einzelnen Haufen umher gezogen war, im Zentrum der Stadt, brach in mehrere Läden ein, schleppte aus einem derselben, wo Betten verkauft wurden, alle Waaren heraus, legte Feuer daran und brauchte das brennende Zeug, um andere Häuser und Magazine in Brand zu stecken.

— Ein Schreiben aus New-Castle schildert diese Stadt als im Zustande der höchsten Aufregung befindlich. Seit einigen Tagen rotten sich zahlreiche Haufen des Abends zusammen. Die Geschäfte stocken. Alle Arbeiter versehen sich mit Waffen und bereiten sich zum Streite vor. Sunderland ist in demselben Zustand, und die Einwohner der benachbarten Dörfer haben sich mit denen dieser Stadt verbunden.

— Der Papst hat sein heiliges Schweigen endlich gebrochen und am 8. Juli vor dem versammelten Kollegium der Kardinäle eine Rede gehalten, worin er mit apostolischer Energie nun auch gegen die Verurtheilung und Absetzung des Erzbischof's von Posen protestirt, seinen ehrwürdigen Bruder Martinus von aller Schuld freispricht, ihm außerdem „wegen seines Religionseifers und der unbesiegten Standhaftigkeit seines bischöflichen Muthes das größte Lob ertheilt und ihm dazu Glück wünscht, daß er für würdig gehalten wurde, für den Namen Jesu Schmach zu leiden.“ Ganz im Hintergrunde droht Se. Heiligkeit dem preußischen Kabinet mit einer nachdrücklichern Mißbilligung, falls diese kein Gehör finden sollte. Diese Rede liefert einen neuen Beweis, daß an eine Aussöhnung Preußens mit dem päpstlichen Stuhle vorläufig nicht zu denken ist.

— Ein Schreiben aus Philadelphia im Chronicle berichtet folgende interessante Szene, die auf der Gränze zwischen Oberkanada und dem Staate Michigan spielt: Vor einigen Monaten flüchtete sich ein Ausreißer von den englischen Truppen in Oberkanada nach Detroit, der Hauptstadt von Michigan, und trat daselbst in den Dienst eines gewissen Paul Maples. Dieser machte nun kürzlich, nachdem er dem Ausreißer 60 — 70 Dollars schuldig geworden, denselben betrunken, brachte ihn über den Gränzfluß und lieferte ihn hier den Engländern aus. Ueber diesen Verrath wurden die englischen Offiziere und Soldaten so erbittert, daß sie den Verräther tüchtig durchgepeitscht nach Hause schickten. Bei seiner Rückkehr nach Detroit aber wurde er von seinen Mitbürgern tüchtig gelyncht, d. h. durchgeprügelt und „betheert und befedert.“

— Briefe von Caraccas melden, daß die Stadt San Salvador in Guatimala am 21. März durch ein furchtbares Erdbeben heimgesucht worden, das in Zwischenräumen sich bis zum 27. mehrere Mal wiederholte. Ein ganzer Berg war verschwunden und hatte ein Dorf mit seinen Bewohnern mit sich genommen. In der Stadt sind alle Häuser eingestürzt.

— Am 23. April richtete zu Rangun und Amarapura im birmanischen Reiche ein Erdbeben großes Unglück an; in letzterer Stadt sollen 500 Menschen umgekommen sein. Mehrere Pagoden stürzten um, eine wurde von der Erde verschlungen.

— Ein interessanter Zwischenfall hatte kürzlich bei einem Gefecht der Russen gegen die Tscherkessen statt: Ein Tscherkesse stürzte nämlich waffenlos aus den Reihen der Feinde den Russen entgegen, und fiel mit dem Ausruf: „Saß! Saß!“ dem ersten Kosacken zu Füßen. Er wurde nun vor den General Saß geführt, dem er erklärte, daß man so eben seinen Bruder gefangen genommen, daß er nicht ohne ihn leben könne, und der General ihm denselben wiedergeben oder Beide tödten lassen solle. Der General so wie alle Zeugen des Ereignisses wurden von dieser herzlichen Geschwisterliebe gerührt, und man gab den Bruder dem Bruder zurück, die sich beide unter Thränen in die Aerme fielen und dann entfernten.

— Es ist eine seltene Thatsache, daß der jetzt regierende Sultan und sein Bruder Nizamudin und seine vier Schwestern: Saliha (Gemahlin Halil-Pascha's), Hadidje (Gemahlin Said-Pascha's), Adile und Kadire, alle von einer Mutter abstammen. Der verstorbene Sultan Mahmud hatte gegen 500 Weiber in seinem Harem, allein im eigentlichsten Sinne nur **eine** Gemahlin, eine Armenierin von Geburt, mit der er ein häusliches Glück nach europäischem Sinne genoß. Nach diesem Sinne hat jedoch oft in Europa Mancher an Einer zu viel.

— Wenn schon die Jesuiten kein Bedenken trugen, Papst Clemens **XIV.** zu vergiften, so schrieb doch der Jesuit Escobar: es sei verzeihlicher, zehn Menschen umzubringen, als einen Priester, zwanzig Priester als einen Bischof, dreißig Bischöfe als einen Cardinal, und vierzig Cardinäle als einen Papst; folglich sei es besser, 240,000 Menschen, als nur einen einzigen Papst umzubringen. Wir sind ganz damit einverstanden, wenn nämlich diese 240,000 Menschen Jesuiten sind.

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau.

No. 31. 2. August 1839.

Das Alpenhorn,

ein Volksblatt

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Zweiter Jahrgang.

Des Glückes Blümlein sind: „Genügen an dem was irdisch blüht;“
So wie hinwieder das „Vergnügen, das auf gen Himmel sieht!“

Keine Rose ohne Dorn.

Mädchen! Deine Lippen zwar
Sind ein wahres Rosenpaar,

Doch das Zünglein hintendran
Ist der spitze Dorn daran;

Was versüßt dein Rosenmund,
Macht sein Stachel wieder wund.

Scharfe Dornen stechen sehr,
Spitze Zünglein noch vielmehr.

Ach! daß man bei manchem Kuß
Solche Dornen fürchten muß.

Keine Göttin ohne Zorn —
Keine Rose ohne Dorn!

Die zweite Vermählung des Vaters Peters des Großen.

Der Czar Alexei Michailovitsch, Vater Peters des Großen, war ein so großer Freund des Edelmanns Artemin Matfeof, daß er gegen die Etiquette des russischen Hofes, die es dem Czar untersagt, einem seiner Unterthanen einen Besuch abzustatten, oft dessen Haus betrat. Als er dort eines Abends unerwartet erschien und den Tisch zum Abendessen sauber gedeckt fand, sprach er zu Matfeof: „Die Tafel ist so einladend bereitet, daß ich Lust spüre, an derselben Platz zu nehmen, und mit Euch zu Nacht zu speisen. Ja, ja, ich will meinem Appetite folgen, und das Mahl mit Dir einnehmen, jedoch unter der Bedingung, daß ich Niemand störe, und daß Niemand den Tisch verläßt, bevor er zu Abend gegessen.“

„Ew. Majestät Wunsch ist stets ein Befehl für mich und die meinigen,“ versetzte Matfeof.

Das Abendessen ward gebracht, und der Czar setzte sich zur Tafel. Die Frau vom Hause trat ein, mit ihrem Sohne und einem jungen Frauenzimmer, welche, nachdem sie sich ehrerbietig verbeugt hatten, dem Befehle des Czars Folge leisteten und sich gleichfalls zu Tische setzten. Während des Mahls ließ der Czar seine Blicke oft über die kleine Gesellschaft schweifen, und schien besonders das junge Frauenzimmer zu beachten, welches ihm gegenüber saß und das er bisher unter Matfeofs Kindern gesehen zu haben sich nicht erinnerte.

„Ich glaubte stets,“ nahm der Czar endlich das Wort, „daß Du weiter keine Kinder hättest, als diesen Sohn, jetzt sehe ich zum ersten Mal daß Du auch eine Tochter besitzest; wie kam es, daß Du ihrer nie gegen mich erwähntest?“

„Ew. Maj. hatten in Ihrer Vermuthung vollkommen recht,“ erwiderte Matfeof, „ich habe nur einen einzigen Sohn, das junge Frauenzimmer, welches Ew. Maj. gegenüber sitzt, ist die Tochter meines Freundes und Verwandten, des Edelmanns Kyrilla Naritzkin, der auf seinem Landgute lebt; meine Gattin hat sie bei sich aufgenommen, damit sie die Stadt kennen lerne und mit Gottes Hülfe eine gute Versorgung finde.

Der Czar erwiderte nichts darauf, als daß Matfeof eine gute That gethan habe, welche Gott belohnen werde. Nachdem die Familie vom Tische aufgestanden war, und sich hinweg begeben hatte, verweilte der Czar mit seinem Wirthe bei der Tafel. Der Czar nahm das Gespräch über das junge Frauenzimmer Natalia Kyrillovona wieder auf und sprach: „Das Mädchen hat ein hübsches Aeußeres, sie scheint ein gutes Herz zu besitzen, auch ist sie alt genug zum Heirathen; Du mußt suchen, ihr einen passenden Gatten zu verschaffen.“

„Ew. Majestät beurtheilen sie ganz richtig,“ entgegnete Matfeof, „sie besitzt viel Verstand, mannigfache Kenntnisse und das beste Herz von der Welt. Mein Weib ist ihr auf das Freundlichste zugethan, und behandelt sie wie ihre eigene Tochter. Was aber einen Freier für sie betrifft, so ist die Sache nicht so leicht ins Werk zu richten; sie besitzt in der That viele treffliche Eigenschaften, aber nur wenig oder gar kein Vermögen.“

Der Czar entgegnete hierauf: „Sie muß einen Mann heirathen, der so reich ist, daß er keiner Mitgift bedarf, ihre Vorzüge als die beste Aussteuer betrachtet und den besten Vorsatz hat, sie glücklich zu machen.“

„Ja, ja, das wäre trefflich,“ versetzte Matfeof, „wo aber ist ein solcher Freier aufzutreiben?“

„Man kann nicht wiſſen,“ erwiderte der Czar, „ich ſelbſt will mich nach einem ſolchen für ſie umſchauen. Das Mädchen verdient, daß wir uns für ſie bemühen.“

Matfeof dankte dem Czar für dieſe huldreiche Zuſicherung, worauf ſein Gebieter ihm eine gute Nacht wünſchte und ſich hinwegbegab.

Einige Tage darauf erſchien der Czar wieder bei Matfeof und unterhielt ſich mit ihm mehrere Stunden über Staatsangelenheiten, dann erhob er ſich, als wolle er ſich hinwegbegeben, ſchien ſich aber zu beſinnen und nahm ſeinen vorigen Platz wieder ein.

„Erinnerſt Du Dich,“ begann er auf's Neue, „noch unſeres letzten Geſprächs im Betreff eines Freiers für Deine pflegbefohlene Natalia Kyrillovona?“

„Ich denke beſtändig daran, gnädiger Herr,“ erwiderte der Edelmann, „aber ich habe bis jetzt für ſie keinen paſſenden Gatten gefunden. Ich zweifle faſt, einen ſolchen aufzufinden, denn obgleich viele junge Edelleute mein Haus beſuchen, ſcheint doch keiner derſelben ein Auge auf meine Pflegetochter zu werfen.“

„Gleichviel,“ ſprach der Czar, „es iſt vielleicht auch nicht nothwendig, ich ſagte Dir, daß ich mich ſelbſt bemühen wolle, ihr einen Mann zu verſchaffen. Ich habe einen gefunden, mit dem ſie hoffentlich zufrieden und glücklich ſein wird. Ich kenne den Mann, er iſt brav und ehrenwerth, auch iſt er reich genug, um jeder Mitgift zu entſagen. Er liebt ſie, will ſie heirathen und ſie glücklich machen. Du kennſt ihn auch, obgleich er bisher ſeine Abſicht nicht kund gegeben hat. Ich bin übrigens überzeugt, Du wirſt ihm keinen Korb geben.

„Darf ich Ew. Maj nach dem Namen dieſes Bewerbers fragen?“ nahm Matfeof das Wort.

„Ich habe Dir geſagt,“ entgegnete der Czar, „daß ich den Mann kenne, daß er brav, ehrenwerth und im Stande iſt, ſein Weib glücklich zu machen. Mehr kann ich nicht offenbaren, bis Natalia Kyrillovona einwilligen wird, ihm ihre Hand zu reichen.“

„Das iſt keinem Zweifel unterworfen,“ verſetzte Matfeof, „ſie wird einwilligen, ſobald ſie hört, daß Ew. Maj. die Wahl für ſie getroffen haben, ſie muß indeß doch wiſſen, wer der Erkorene iſt, damit ſie ſich erklären kann, das ſcheint mir doch nicht mehr als billig.“

„Wohlan,“ antwortete der Czar, „ſo erfahre denn, daß ich ſelbſt derjenige bin, welcher beſchloſſen hat, ſie zum Weibe zu nehmen, wenn ſie anders mir ihre Hand reichen will. Berichte ihr das, und frage ſie, ob ſie mich zum Gatten will.

Nach dieſer unerwarteten offenen Erklärung warf ſich der erſtaunte Matfeof ihm zu Füßen. „Ich beſchwöre Ew. Majeſtät,“ rief er, „bei allen Mächten des Himmels, Ihren Entſchluß zu ändern, oder es mir wenigſtens zu erlaſſen, das junge Mädchen damit bekannt zu machen. Ew. Maj. wiſſen, daß ich ohnehin eine große Anzahl von Feinden am Hof habe und dies zwar unter den vornehmſten Familien, welche mir die Gunſt Ew. Maj. beneiden. Welch ein Geſchrei werden ſie erheben, wenn ſie erfahren, daß Dieſelben ein armes Mädchen aus meiner Familie den glänzenden Damen des Hofes vorgezogen haben. Jedermann wird glauben, daß ich Ew. Maj. Vertrauen mißbraucht habe, um mich und die Meinigen zu noch höherem Range zu erheben.“

„Alles das hat nichts zu bedeuten,“ erwiderte der Czar, „mein Entſchluß iſt gefaßt und ich beharre in demſelben.“

„Wohlan, dann habe ich nichts zu entgegnen,“ verſetzte Matfeof, möge der Himmel dem Vorhaben Ew. Majeſtät den reichſten Segen ſpenden. Da Ew. Majeſtät es ſo beſchloſſen haben, ſo habe ich für mich und meine Verwandte Natalia Kyrillovona eine Gunſt zu erbitten. Ich erſuche nämlich Ew. Majeſtät auf die bei ſolchen Gelegenheiten am kaiſerlichen Hofe gebräuchliche Weiſe zu verfahren, d. h. einer Anzahl der jungen heirathsfähigen Damen, unter ihnen Natalia Kyrillovona, anzubefehlen, bei Hofe zu erſcheinen, mit der Bemerkung, daß Ew. Majeſtät ſich aus ihrer Mitte eine Gattin zu wählen geſonnen, wobei indeß Niemand, Natalia nicht ausgenommen, wiſſen darf, daß Ihre Wahl bereits getroffen worden.“

Der Czar fand dieſen Vorſchlag verſtändig, verſprach, ihm zu folgen und gebot Matfeof die Sache für Jedermann geheim zu halten. Einige Wochen darauf erklärte der Czar der hohen Geiſtlichkeit und ſeinen Miniſtern in einem geheimen Conſeil, wie er beſchloſſen habe ſich zum zweiten Male zu vermählen und beſtimmte einen Tag, an welchem alle heirathsfähigen Töchter der angeſehenſten Familien, bei Hofe erſcheinen ſollten, damit er ſich unter ihnen eine Gemahlin wähle.

Dies geſchah wirklich im September 1670 im Kremlin zu Moskau. Es erſchienen ſechszig junge Frauenzimmer aus den edelſten Familien, unter ihnen Natalia Kyrillovona Narishkina prachtvoll gekleidet. Der Czar ließ ſie köſtlich bewirthen und erkor aus ihrer Mitte Natalia zu ſeiner Gemahlin.

Der Kinzhaldenjoggeli.

Eine Volksſage von Kaiſten.

Winterabendliches Geſpräch eines Vaters mit ſeinen Kindern.

Franz. Lieber Vater! erzähl' uns auch wieder vom Kinzhaldenjoggeli; es iſt ſchon lange, ſeit du uns von ihm erzählt haſt.

Marie. Ja, ja Vater, thue das, ich höre es recht gern. Wenn du erzählſt, ſchlafe ich nie, und wenn es eine ganze Nacht gehen würde.

Sophie. Marie iſt doch ein wüſtes Kind. Jedesmal, Vater, wenn du erzählſt von Geiſtern oder von Bründ ligemanne, kann ich nicht ſchlafen; mir iſt es immer, als ſtänden ſie unten am Bette. Wir wollen lieber den Roſenkranz beten und dann ſchlafen gehn.

Vater. Der Roſenkranz iſt gut, wenn er mit Geiſt und Sinn gebetet wird, aber auch die Geſchichten von Geiſtern und feurigen Mannen ſind gut, wenn der Menſch nicht die Geiſter und feurigen Mannen, ſondern die Thaten und Werke, die dieſelben verübten, fürchtet. Ich will ſie euch erzählen; ihr müßt aber ſtill und ruhig ſein, und recht aufmerken.

Franz und Marie. So ſtill, daß man die Mäuſe hört pfeifen.

Vater. Es war einſt in Kaiſten ein Stabhalter; dieſer behandelte ſeine Mitbürger ſehr hart und ungerecht, und beſtrafte ſie eben ſo. Wenn er vernahm, daß dieſer oder jener Bürger luſtig und fröhlich ſei, und hie und da einen Schoppen trinke, oder wie es geht, über die Art und Weiſe das Stabhalters murre oder klage, ſo verklagte er ihn bei der Obrigkeit als einen Nachtſchwärmer, Vollſäufer und Ruheſtörer. Der Angeklagte mußte dann, ſchuldig oder unſchuldig, Soldat geben und Oeſtreich dienen. Wer zum Sol-

daten zu alt oder untauglich war, der wurde zum Dorfe hinaus gejagt und das Bürgerrecht ihm entzogen. Wie auch manchmal Weib und Kinder jammerten und schrieen, so half es doch nichts. Stabhalter fühlte keinen Schmerz.

Marie. Das war ein harter Mann.

Vater. Eines Tages gieng er nach Eiken, setzte sich in's Wirthshaus zum Rößli, und spielte mit lustigen Brüdern bis tief in die Nacht. Als er zu viel im Kopfe zu wenig aber im Beutel mehr hatte, so machte er sich auf den Weg. Die Nacht war finster, aber still und ruhig. Außerhalb des Dorfes, gegen die Anhöhe des Hohenkinzes, wo rechts die Matten der Oeschger liegen, und links ein kleiner Rebberg sich erhebt, sah er einen Hasen mit drei Beinen vor sich, der sich bald setzte, bald aber, wenn er ihm fast nahe war, wieder fortsprang. Weil er ein Jäger war und gerade eine Flinte bei sich hatte, so wollte er ihn schießen. Die Flinte gieng nicht los. Er lud zum zweiten Male, allein es gieng ihm wieder wie das erste Mal. Wüthend vor Zorn, und vom Weine noch erhitzt, sprang er auf einmal auf den Hasen zu und wollte ihn lebendig fangen, um an ihm seine Rache auszuüben. Doch der Hase war geschwinder als der Stabhalter. Fluchend und stönend gieng er weiter. Doch das Maaß seiner Sünden war voll, und sein letztes Stündlein hatte geschlagen. An einer Wurzel, die sich über den Weg der Breite nach hinzog, stolperte er und fiel todt.

Marie. Vater, was war denn das für ein Hase?

Vater. Das war der böse Geist — der Teufel.

Marie. Ist denn der Teufel ein Hase?

Vater. Nein, das gerade nicht; doch kann er alle Gestalten annehmen. Am liebsten zeigt er sich in einer Katze, oder in einem Hunde.

Marie. Warum hat er sich aber im Stabhalter in einem Hasen gezeigt?

Vater. Weil der Stabhalter ein Jäger war und die Hasen liebte.

Franz. Der Lehrer hat uns aber gesagt, der Geist sei ein unsichtbares Wesen, und könne mit unsern fünf Sinnen nicht wahrgenommen werden.

Vater. Es giebt Geister, sag' ich. Was ich selbst schon gesehen habe, lasse ich mir nicht nehmen. Der Lehrer mag schwatzen und plappern was er will; es ist doch wie ich sage.

Marie. So erzähle weiter, Vater!

Vater. Wie er des Morgens nicht zu Hause war, und seine Leute nicht wußten wo er war, so wurde er von denselben überall gesucht. Zwischen Eiken und Kaisten, auf der Höhe der Kinzhalden, gerade an der Stelle, wo er todt niederfiel, fanden sie ihn. Schrecken überfiel alle die ihn sahen. Er glich mehr einem Thiere als einem Menschen. Sein Kopf war schwarz und aufgeschwollen, seine Augen sprühten Feuer, aus seinem Munde rauchte ein unausstehlicher Dampf, und Hände und Füße waren krampfhaft zusammengewunden. Auf einem Wagen mit 6 Pferden bespannt, wurde er nach Kaisten geführt. Niemand folgte ihm, Alles floh, segnete und kreuzte sich. Zweimal zerbrach der Wagen und die Pferde schäumten und bäumten sich, daß die Knechte dieselben kaum halten konnten. Vier der stärksten und verwegensten Burschen trugen ihn in einem Sarge auf den Kirchhof, um ihn da zu beerdigen. Anfangs war er so schwer, daß die vier Träger fast unter der Last niedersanken. Allein immer leichter und leichter wurde er, je näher sie gegen den Kirchhof kamen, und wie sie ihn abstellten, war er so leicht wie eine Feder; das erregte Aufsehen und Schrecken. Der Sarg wurde wieder geöffnet, und siehe da! es war Niemand mehr darin. Jetzt erst ergriff Alle ein furchtbarer Schrecken. Die Kreuzträger ließen Fahnen und Kreuz fallen und sprangen auf und davon; der Pfarrer und der Sigrist sprangen in die Kirche, schlugen alle Thüren zu, und beteten die Offenbarung Johannis unter hundert und hundert Brustklopfen und Kreuzmachen, und das Volk, das mit dem Sarge gegangen war, lief und sprang durch einander, wie eine wilde Heerde. Es war ein entsetzlicher Anblick. Das Schlimmere kommt aber erst nach. Zu Hause schaute er eben zum Kamine heraus, und gaffte und lachte all die Leute aus, die ihn zu Grabe begleitet hatten, und mit furchtbarem Gerassel und Geschrei erfüllte er Tag und Nacht das ganze Haus. Niemand war mehr sicher darin, selbst das Vieh im Stalle hatte keine Ruhe mehr; am Morgen war es so müd, daß es kaum mehr stehen konnte, und der Schweiß stand auf ihm, als wäre es mit ganzen Eimern Wasser übergossen worden. Nun nahmen seine Leute Zuflucht zu einem Kapuziner in Waldshut, um diesen Unhold fortzuschaffen. Durch Gebet, gesegnete Kräuter, Weihwasser u. s. w. beschwor er ihn in das nahe gelegene Hard. Später fand ihn wieder ein Mann aus der Sißlen in einem Schoppenglase unter einer Tanne; aus Wunder öffnete er das Glas, und im Augenblick war der Geist wieder heraus, der Mann aber, der ihn heraus ließ, fieng an aufzuschwellen und wurde wie ein Faß; und nur durch Waschen mit Weihwasser, und Reiben mit gesegneten Kräutern konnte er seine Geschwulst wieder vertreiben. Alljährlich rückt der Geist um einen Güggelschritt näher gegen Kaisten, und wird er es endlich erreicht haben, so wird er wieder Wohnsitz nehmen in seinem Hause und regieren wie vorhin.

Marie. Ist er schon nahe bei Kaisten?

Vater. Er soll schon bei'm Kaisterbach an dem Steg sein, wo die Oeschger nach Laufenburg gehen. — Es hat zehn Uhr geschlagen, es ist Zeit in's Bett. Schlafet wohl und betet, daß euch der böse Geist kein Leid zufügt.

Anmerkung. Es sind jetzt noch viele Leute in Oeschgen und Sißlen, die behaupten, den Kinzhaldenjoggeli gesehen zu haben. Man erzählt auch noch allerhand Verführungsgeschichten von ihm. —

Eine Räuberanekdote aus Ungarn.

Die nachstehende Begebenheit — welche dem mündlichen Berichte eines glaubwürdigen Augenzeugen nacherzählt wird — gehört vielleicht in die Zahl der sonderbarsten Zufälle, die sich jemals ereignet haben.

Herr Eug. von B...., Gutsbesitzer in der T...er Gespanschaft in Ungarn, war auf einer Fahrt von Großwardein nach seinem unfern von dieser Stadt gelegenen Landsitze begriffen. Er fuhr, von Niemanden als seinem Kutscher begleitet, mit eigenen Pferden, einem auserlesenen Viergespann, welches den Weg von der Stadt nach dem Gute schon öfter gemacht hatte. An einer zu dem Unternehmen günstigen Stelle des Weges wurde der Wagen plötzlich von fünf Bewaffneten angehalten und Herr von B..... aufgefordert, seine Baarschaft auszuliefern. An Widerstand war nicht zu denken, dem Begehren mußte also nachgegeben werden; allein Herr von B., hatte zufällig nur einen geringen Betrag an Geld bei sich, und die getäuschten Räuber konnten trotz allem Durchsuchen der Person und

des Wagens keinen größeren Vorrath an Baarem entdecken. Aufgebracht über den mißlungenen Fang beſchloſſen ſie, ſich an dem Fuhrwerk und den vier tüchtigen Roſſen ſchadlos zu halten; Herrn von B.... wurde alſo angedeutet, er möge den ohnehin nur kurzen Weg nach ſeinem Landſitze ſammt ſeinem Kutſcher immerhin zu Fuße antreten, die für heute entgangene Geldſumme wolle man bei nächſter Gelegenheit aus dem Schloſſe ſelbſt abholen. Nach dieſer erfreulichen Verheißung beſtiegen die Räuber den erbeuteten Wagen; Einer von ihnen ſchwang ſich auf den Bock, ergriff die Zügel, und in wenigen Augenblicken waren ſie den Blicken der Nachſehenden entſchwunden.

Als Herr von B.... ziemlich erſchöpft auf ſeinem Landſitze ankam, fand er daſelbſt eine luſtige Geſellſchaft von Freunden verſammelt, welche theils vom Militär-, theils vom Civilſtande, aus der umliegenden Nachbarſchaft gekommen waren, ihn mit einem Beſuche zu überraſchen. Die Freunde waren ſchon den Tag vorher eingetroffen, und erwarteten mit Sehnſucht die Rückkehr des eben ſo jovialen als gaſtfreien Hausherrn. Natürlich wendete ſich, nachdem die erſten Begrüßungen vorüber waren, das Geſpräch ſogleich und ausſchließlich auf das ſo eben beſtandene Abenteuer auf der Heerſtraße, und nachdem Herr von B.... ſeiner Erzählung auch die ſchließliche Drohung des Räuberhauptmanns beigefügt hatte, vereinigte ſich Alles in der Meinung, daß der Beſuch der Bande ſicherlich mit Nächſtem und zwar in beträchtlicher Anzahl zu erwarten ſei, man folglich demſelben auf alle nur erdenkliche Weiſe zu begegnen habe. Sogleich ſchritt man zu den nöthigen Anſtalten, die Räuber nicht allein auf das kräftigſte zu empfangen, ſondern wo möglich das ganze Gelichter aufzuheben und der verdienten Strafe zu überliefern. Zuvörderſt beſchloſſen die ſämmtlichen Gäſte, vereint in dem Hauſe des Herrn von B..... zu bleiben, und ſogar ihre Anzahl durch heimliche Einladungen an benachbarte Freunde zu verſtärken. Nachdem das Aufgebot zu dieſem Zwecke erlaſſen war, ſchritt man zur Bewaffnung der kampffähigen Mannſchaft, wozu der wohlverſehene Jagdapparat des Gutsherrn hinreichendes Material lieferte. Hierauf wurden die Zugänge, die Einfahrt, die Gänge des Schloſſes mit förmlichen Schutzwehren gegen einen bewaffneten Ueberfall verſehen, jeder Einzelne der Beſatzung bekam ſeinen beſtimmten Poſten, den er nicht verlaſſen durfte. Der Haupteingang ſollte mit einbrechender Dunkelheit hell beleuchtet werden, die nächſte Umgebung wurde mit Wachen beſetzt, um die Beſatzung ſogleich von der Annäherung des Feindes zu benachrichtigen, den man dann von allen Seiten mit einem wohlgerichteten Feuer zu begrüßen gedachte.

Unter all den Vorbereitungen war der Tag zu Ende gegangen, und die Nacht brach allmählig heran. Man erwartete zwar für heute kein Wageſtück der Räuber, beſchloß aber doch, nur einen Theil der Nacht mit gehöriger Vorſicht abwechſelnd der Ruhe zu widmen. Bis Mitternacht blieb Alles ſtille, und der unter den Waffen gebliebene Theil der Beſatzung erwartete nicht ohne Spannung den fernern Verlauf der Dinge: — da mit einem Male erſcholl durch die lautloſe Stille der Nacht ein anfangs fernes, aber immer näher und näher kommendes Getrappel und Gepolter, und plötzlich erdröhnte, wie vom Donnerſchlage, das Hauptthor des Schloſſes, als ſollte es durch einen einzigen Anlauf in Splitter geſprengt werden. Im Nu war Alles auf den Beinen und an ſeinem Poſten; das Thor wurde, der getroffenen Anordnung zu Folge, um die Räuber in dem hell beleuchteten Hofe mit einer Generalſalve zu empfangen, ſogleich geöffnet, und ſiehe! — herein trabten, einen Reiſewagen nachſchleppend, vier mit Schaum bedeckte Roſſe, in welchen man augenblicklich die dem Herrn von B..... gehörenden, wohlbekannten Rappen wieder fand, die Tags zuvor ſammt dem Wagen den Räubern in die Hände gefallen waren. Natürlich ſchritt man ſogleich zu einer näheren Unterſuchung, und wer beſchreibt das Erſtaunen der Anweſenden, als man auf dem Bocke einen auf den Rücken ausgeſtreckten, völlig bewußtloſen Mann, im Innern des Wagens aber vier andere in dem nämlichen Zuſtande der Betäubung Liegende fand, welche auf der Stelle von Herrn von B..... ſo wie von dem herbeigeeilten Kutſcher als die Helden jenes Handſtreichs auf der Heerſtraße erkannt wurden. Wie ſie in dieſen Zuſtand, die Pferde aber mit dem Wagen und deſſen Inhalte in das Schloß gekommen waren, blieb allen ein undurchdringliches Geheimniß, bis Herr von B.... ſich endlich der Nebenumſtände ſeiner letzten Reiſe nach Großwardein erinnerte, und ſomit den Schlüſſel zu dem unerklärbaren Räthſel fand.

Die Wohnung und die Ställe des Herrn von B..... waren ſeit längerer Zeit von einer Unzahl Ratten heimgeſucht worden, die man bisher nach der gewöhnlichen Weiſe mit Arſenik zu vertreiben geſucht hatte. Dabei war aber überſehen worden, daß die der Geſtalt vergifteten Ratten ſich in ihre Löcher zurück zu ziehen pflegen, dort krepiren, und in Verweſung übergehend, einen für Menſchen und Pferde gleich unerträglichen Geſtank verbreiten. Dieſem Uebelſtande zu begegnen, hatte Herr von B...., dem Rathe eines Freundes folgend, in der Apotheke zu Großwardein ein Fäßchen gewöhnlichen Branntweins mit Zucker und einer tüchtigen Doſis Opiums zubereiten laſſen, in der Abſicht, die köſtliche Miſchung ſeinen Ratten vor zu ſetzen, die dann, von dem wonnevollen Genuſſe ſorglos und ſchwerfällig gemacht, ihre Schlupfwinkel verlaſſen und ohne Mühe todt zu ſchlagen ſein würden. Das Fäßchen mit dem erquickenden Labſal war bei der Erbeutung des Wagens von den Räubern gefunden und vermuthlich mit vielem Lobe, wohl gar auf die Geſundheit des wohlwollenden Spenders, um einen guten Theil leichter gemacht worden. Die Wirkungen des Getränkes waren nicht ausgeblieben, wie der bewußtloſe Zuſtand der fünf Räuber ſattſam bewies; die treuen Roſſe aber, von keiner leitenden Hand mehr gezügelt, und vielleicht von natürlichem Inſtinkte bei der Unthat getrieben, hatten auf der wohlbekannten Straße Kehrt gemacht, und durch Nacht und Nebel das wirthliche Dach ihres Ernährers wieder gefunden.

Anekdote.

Im Angeſichte des Feindes, der unter dem Donner der Kanonen heranrückte, ſtand eine Kompagnie junger Truppen. Einer unter ihnen war blaß vor Angſt und bebte, als hätte er das Fieber. „Ei ſo ſchäme Dich doch,“ rief ihm voll Unwillen der Lieutenant zu: „Du zitterſt ja wie eine Memme. In der Gefahr muß man kalten Blutes ſein!“ „Ach, das bin ich, Herr Lieutenant,“ erwiederte ſtotternd der Angeredete; „nur viel zu kalt, darum eben friere ich.“

Auflöſung des Räthſels in No. 29: „Soufleur.“

No. 31.

DAS POSTHÖRNCHEN.

2. Aug. 1839.

Eine Wochenschrift

für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Alpenhorn mit Posthörnchen zusammen können für 7½ Batzen vierteljährliche Vorausbezahlung auf allen löbl. Postämtern des Kantons Aargau franko bezogen werden. Inserate, frankirt zugesendet, werden unter Verantwortlichkeit des Einsenders gegen Vergütung von 5 Rappen per Zeile aufgenommen; interessante oder erheiternde Mittheilungen mit Verschwiegenheit und Dank.

Tagesbegebenheiten.

Schweiz.

— Aargau. (Wegenstetten.) In der Nachbargemeinde Helliken regt sich, gewiß nicht ohne finstern Einfluß der Geistlichkeit, der Geist der religiösen Schwärmerei, die bereits zwei Geschwistern den Kopf verdrehte und zum bedaurungswürdigsten Wahnsinn brachte. Seit Jahren beichteten sie alle vierzehn Tage, jammerten und schimpften über Religionsgefahr, verläumdeten Schule, Inspektor und Lehrer, eiferten gegen Zehntenloskauf und sagten unverholen aus, sie seien hiezu von der — — Geistlichkeit aufgefordert. Am 7. Juli beichtete Joseph Schlienger seinem Pfarrer Dinkel dahier, und am 8. kam er vom Mistführen heim, laut schreiend: „Es sei ihm bei'm Mistabladen Heil widerfahren, Christus sei ihm da erschienen, habe ihm Wasser auf's Herz gegossen, hu! hu! hu! ihn mit dem Kreuze bezeichnet als Weibel, der Welt anzukünden, sie sei mit dem Zehntenloskauf und mit dem Schulwesen auf Irrwegen, der Zehnten gehöre der Geistlichkeit!"

Der Wahnsinn des verführten Mannes nahm, wie der seiner Schwester, täglich zu, und nun muß er auf Anordnung des Gemeindrathes bewacht und seine Schwester gebunden werden. Es zeigte sich auch, daß die Unglücklichen häufig zum Wunderpater in Muri wallfahrteten, den Häselischen Wunderpfennig verbreiteten, den heiligen schweinsledernen Bruderschaftsgürtel am Leibe trugen, und nichts weniger als in ihren Beichten vom Ortspfarrer mußten belehrt worden sein. Die Geschichte macht ein großes Aufsehen und verdient ernste polizeiliche Untersuchung. Was nützen alle Schulen im Frickthale, wenn von gewissen Punkten aus, von Herznach bis Helliken, drei Geistliche die Wallfahrterei empfehlen, den Leuten durch Wunderpfennige und Schweinsgürtel, durch Rosenkranzgeschnatter, durch Beichten und allerhand Firlifanz ungestraft den Kopf verrücken und durch Verbreitung von allerlei fanatischen Büchern den verdummendsten Aberglauben in die unschuldigsten Herzen frech verpflanzen dürfen.

— Unter der im bot. Garten in Solothurn angepflanzten Familie der Polygoneae, knöterigartige Pflanzen, befindet sich das Rheum undulatum, wellenförmige Rhabarber, die den Gartenbesitzern als Gemüspflanze angepriesen werden kann. Sie wird seit einigen Jahren in England, Frankreich und in einigen Gegenden Deutschlands in den Gärten häufig angebaut. Ihre starken, einen Zoll dicken und zwei Schuh langen Blattstiele geben im Monat April, März und Juni, wo die andern Gemüsearten noch jung und nicht genießbar sind, die besten, saftigsten und gesundesten Gerichte. Sie sind so lange zum Kochen gut, als die Blätter noch nicht übereif sind. Je jünger sie bei angemessener Stärke verbraucht werden, desto feiner wird der Geschmack des daraus bereiteten Gerichtes sein. Wenn sie die gewöhnliche Stärke und Länge im Wachsthum erreicht haben, dann werden sie, indem man etwas Erde von dem Wurzelstock abschabt, abgebogen, nicht gebrochen und um Fäulniß zu verhüten, das Blatt abgeschnitten, die Stiele gewaschen und für den Tisch zugerichtet oder zu Markt gebracht. — Zum Küchengebrauch werden sie abgeschält in Glied lange Stücke, wie Mangoldstiele, geschnitten und wie Aepfel gekocht und so verspeist. Auch die im November ausgegrabenen und in einen etwas warmen Keller gesetzten Pflanzen geben um Weihnacht reife Stiele. In England sollen auch die unaufgebrochenen Blüthenknöpfe dieser Pflanzen, wie Blumenkohl zubereitet und so verspeist werden. Diese Rhabarbersorte verlangt zu ihrem guten Fortkommen einen etwas trockenlehmigen Boden. In feuchtem, schattigem und nassem Erdreich geht die Wurzel leicht in Fäulniß über. Wie tiefer der Grund zu ihrer Anpflanzung umgegraben wird, desto üppiger ist ihr Wachsthum. Die beste Anpflanzung geschieht durch ihren Samen, den man im Oktober oder gleich anfangs im Frühjahr

einen Zoll tief in die Erde ausstreuet und nachher die aufgegangenen Pflänzchen zwei Schuh von einander versetzt. Und da die Pflanze im botanischen Garten in diesem Jahre reichlich Samen abgeworfen, so können die Gartenbesitzer unentgeldlich daselbst beziehen.

— Ein schwachköpfiger Baseler Ständler, der unter dem eisernen Pantoffel einer Xantipe schmachtet, pflegt Jedem, der ihn nach der Ursache seines Thuns und Lassens fragt, mit gesenktem Kopf zu erwiedern: ja, der Herr hat's so gewollt, Punktum. „Will sagen: Eure Frau hat's so gewollt!" antwortete ihm kürzlich ein Nichtständler.

— In der Nacht vom 19. auf den 20. brannten in der Gemeinde Noirmot, Amtsbezirk Freibergen, schon wieder 8 Häuser ab. Man fängt an zu glauben, daß eine Bande Missethäter die Urheber dieser vielen Brände sind. — Das Brandkorps von Pruntrut hat den 20. den Beschluß gefaßt, daß jede Nacht drei Mann desselben, ohne Unterschied des Ranges der Reihe nach auf die Wache ziehen sollen, um jeden ausbrechenden Brand, sei es in der Stadt oder auf dem Lande, schnell zu entdecken und den Allarm zu geben. — Der Urheber der Feuersbrunst von Tramelan ist entdeckt. Es ist ein gewisser G. Gindrat. Den 11. hat er die abscheuliche That seinen Eltern eingestanden. Des andern Tages sollte er festgenommen werden. Als er vernahm, daß die Landjäger vor der Thüre seien, begab er sich in sein Zimmer und zerschmetterte sich mit einem Flintenschuß das Gehirn. Man kennt die Beweggründe noch nicht. — Ein neues Brandunglück ist in der Gemeinde des Bois in Freibergen vorgefallen, wo ein großes Haus ein Raub der Flammen geworden ist.

— Das Unglück bei der Rheinfähre in Monstein gab der Regierung von St. Gallen Anlaß, den Johannes Bösch von Lustnau, der durch Geistesgegenwart, Muth und eine seltene Aufopferung acht Personen das Leben rettete, mittelst einer Gratifikation und eines besondern Anerkennungsschreibens zu belohnen und auszuzeichnen. Dieser Fischer stürzte sich, als er das Schiff verunglücken sah, blitzesschnell zur nahen Rheinmühle, erbrach rasch die verschlossene durch Wegreißen eines Theils des Bretterschirms, gieng hinein, schlug mit einem eisernen Hacken den in derselben befestigten Kahn los, wagte sich ohne ein anderes Ruder als jenen Hacken in die Strömung, rettete zuerst mühvoll den Steuermann des verunglückten Schiffes und mit Hülfe desselben hernach noch 7 andere Personen. Als Bösch die Geretteten glücklich ans Ufer gebracht und über noch weiter Vermißte klagen hörte, eilte er mit demselben Steuermann Zoller zum zweiten Mal in den Strom, fuhr noch eine schöne Strecke abwärts und kehrte erst zurück, nachdem er sich überzeugt hatte, daß sein Bemühen von keinem Erfolg mehr sei.

— Der St. Galler Wahrheitsfreund sagt in seiner Nr. 30: „In Freiburg im Breisgau nahmen die kathol. Geistlichen an der Einweihung der protestantischen Kirche Antheil. Das heißt die Toleranz zu weit getrieben. Dadurch wird die Grundansicht der kathol. Kirche von sich selbst und den übrigen Konfessionen verläugnet."

— Auf der hohen Alp im Kamm, unweit des Kamors, in der Gemeinde Rüti, hüteten am 16. d. Monats zwei Knaben Ziegen. Bei einem nahenden Gewitter flüchteten sie sich in ein Wäldchen. Etwa 100 von den Thieren lagerten sich unter einer Tanne. Bald schlug der Blitz in dieselbe, warf die Ziegen nieder und tödtete sogleich 37. Die zwei Hüterknaben wurden auch niedergeworfen, einer davon leicht verletzt.

— Der Oberwalliser Landrath hat am 19. Juli beschlossen, die Frage, ob man den Verfassungsrath wählen wolle oder nicht, den Zehnenräthen mit Bezug eines Ausgeschossenen aus jeder Gemeinde vorzulegen. — Abends um 6 Uhr aber, als schon viele Mitglieder Siders verlassen haben, ist dieser Beschluß zurückgenommen und eine Volksversammlung in Siders auf den 25. Juli angeordnet worden. Es ist somit vorauszusehen, daß Oberwallis durch verschmitzte aristokratische Demagogen verblendet und abgehalten, nicht wählen wird, was die Tagsatzung veranlassen könnte, etwas länger in Zürich zu verweilen, als das dortige Glaubens- und Reaktionskomite hofft.

— Die Schützengesellschaft Sitten hat ein Freischießen angeordnet, das erste im Wallis. Die Regierung giebt einen Ehrenpreis von Fr. 200, der Stadtrath Fr. 160, die Schützengesellschaft Fr. 150. Auch von andern Seiten sind Ehrenpreise angekündigt.

Ausland.

— In der armen und noch zum Theile verschuldeten Kirche zu Bornhofen im H. Nassau wurde in der vergangenen Woche die beiden Opferkasten erbrochen und geleert. Während des Abendgebetes versteckte sich ein Dieb in der Kirche, und begab sich als dieselbe geschlossen war, an sein schändliches Geschäft. Eben als er im Begriffe war, auch andere Gegenstände von dem Muttergottes-Altare zu stehlen, wurde er verscheucht, und schlich sich zu einer Thüre, die nur von Innen aufgemacht werden kann, hinaus. Der Verdacht fällt auf einen Menschen, der sich seit einigen Tagen in dieser Gegend herum getrieben hat, und der jetzt, nachdem der Diebstahl verübt worden, sich nicht mehr hat sehen lassen.

— Die mittellose Gemeinde Zemmer im Landkreise Trier ist von einem großen Unglücke betroffen worden. Am 11. d. entstand in der Abwesenheit der Einwohner beim Heumachen im Dorfe ein Brand, wodurch 35 Wohnhäuser und 30 Neben- und Wirthschaftsgebäude ein Raub der Flammen wurden. Nur 23 Häuser und 19 Nebengebäude sind für die geringe Summe von 5270 Thaler bei der rhein. Provinzial-Feuer-Societät versichert. — Sämmtliches Mobiliar ist nicht versichert. Unter den Abgebrannten befinden sich die ärmsten Einwohner, die Alles verloren haben.

— Ein Bauer von Neutersbrunn in Baiern hatte

schon seit mehrern Jahren sein Feld so gepflügt, daß er eine Kuh und seine Frau zusammen spannte. Wäre der Mann vorgespannt worden, so wäre es doch ein Paar gewesen.

— Es fängt in Hannover ernstlich an zu spuken. Die Suspension des allgemein geachteten Stadtdirektors Nusmann hat, da sie den städtischen Rechten schnurstracks zuwiderläuft, selbst bei den Ruhigern große Erbitterung erregt. Am Abend des 17. Juli zeigte sich in der Hauptstadt so große Aufregung, daß sämmtliche Wachtposten verstärkt und die Schloßwache um 60 Mann vermehrt wurde; da aber Letztere vom Volke verhöhnt ward, erhielt sie Befehl, einzuhauen, wobei über 80 Menschen verwundet worden sein sollen. Eine Proklamation enthielt das Gebot, die Wirthshäuser um 9 Uhr zu schliessen, und verbot alles Zusammenrotten und Umherziehen auf den Straßen. Die Truppen sind in ihre Kasernen konsignirt, wo sie mit Schnapps und Weißbrod regalirt werden; zahlreiche Patrouillen durchziehen die Straßen. Die aufgeregte Stimmung der Hauptstadt läßt sich nicht beruhigen; neue Aufläufe am 20. hatten das Zusammenziehen anderweitiger Truppen zur Folge, so daß die Stadt dermaßen damit überfüllt ist, daß viele Soldaten im Freien übernachten müssen. Der König hat sich nach seinem Schlosse Montbrillant, das vor dem Thore liegt, zurückgezogen. Auch in den benachbarten Dorfschaften liegt starke Einquartierung. Man sieht jedem neuen Tage mit wachsender Besorgniß entgegen und Alles frägt sich, wie das enden wird. Aus vielen Provinzialstädten sind ähnliche unangenehme Nachrichten eingelaufen, und der Kommandant von Hildesheim, der Truppen nach der Hauptstadt schicken sollte, ließ antworten, er hätte diese selbst nothwendig.

— In dem zwischen Clausthal und Osterode gelegenen Harzdorfe Lerbach ereignete sich kürzlich folgender Unglücksfall. Ein dortiger Waldarbeiter verfertigt in seiner Zwischenzeit Zunder; das Pulver, welches er dazu gebrauchte, hatte er in den obern Theil seines Hauses gelegt, und dieses seiner Frau in Gegenwart seines sechsjährigen Knaben gesagt. Dieser hatte sich die Worte gemerkt, fand in Abwesenheit des Vaters das Pulver, und wollte versuchen, ob er auch damit schießen könne; er holte daher mittelst einer Zange eine glühende Kohle, legte sie auf das Pulver und fing eben an zu blasen, als es sich plötzlich entzündete und mit einem furchtbaren Krachen der obere Theil des Hauses in die Höhe flog, während der arme Knabe tödtlich verbrannt am folgenden Tage verschied.

— Ein chirurgischer Instrumentenmacher aus Braunschweig, Namens Weiß, hat ein Messer mit 1800 Klingen verfertigt. Nun würden wir ihm noch rathen, eine Gabel mit eben so viel Zinken für sich zu machen.

— Vor dem Hause des Waffenschmieds Lepage in Paris standen seit mehr als 60 Jahren zwei Kanonen als Abweisesteine in die Erde verrammelt. Bei der Eroberung der Bastille wollte das Volk sie herausziehen, kam aber damit nicht zu Stande. Jetzt hat sie die Polizei ausgraben lassen aus Besorgniß, das Volk möchte seither gewandter geworden sein.

— Dieser Tage tanzte ein junges Mädchen sehr lebhaft auf einem Balle an der Barriere von Montparnasse in Paris, da fühlte ihr Tänzer sie plötzlich wanken und empfing sie gleich darauf in seinen Armen, damit sie nicht stürze. Er brachte sie nach einem Sitze, wo man ihr zu Hülfe eilte, allein sie war — todt. Im ersten Augenblick schöpfte man Verdacht einer Unthat, allein die gerichtliche Untersuchung schlug jeden Argwohn nieder, und es ergab sich der Fall bloß als ein neues Beispiel allzuheftigen Tanzens und zu engen Schnürens.

— Am 18. Juli hat die Polizei in Lyon eine Frau auf frischer That ergriffen, als sie aus einer kleinen Spritze Vitriol auf die Kleider vorübergehender Frauenzimmer spritzte. Ihre Verhaftung erregte einen Auflauf. Ueberall drängte sich die Menge um sie herum und verfolgte sie mit Hohngeschrei bis zum Stadthause.

— Sechs bronzene Kanonen, die sich mit unter den Geschützen von San Juan de Ulloa befanden, sind zu Rochefort angekommen. Die Franzosen fragen sich nun erstaunt, ob das der ganze Ersatz sei für die kostbaren Kriegszurüstungen, für die gescheiterte Fregatte und die vielen Matrosen, die dem gelben Fieber erlagen.

— Eine 110 jährige Hirtin. In dem zum Pfarrsprengel St. Romain-d'Urphe gehörigen Dorfe Labrosse, im französischen Loire-Departement, lebte eine Frau, Namens Anna Copéré, die den 5. Febr. 1729 geboren worden. Sie befindet sich noch vollkommen wohl, treibt, mit einer Spindel in der Hand und mit derselben rüstig spinnend, das Groß- und Schmalvieh ihrer Enkel (denn ihre Kinder sind schon gestorben), Ur- und Urenkel selbst auf's Feld und hütet es Tage lang ohne Rücksicht auf die Witterung. Doch läßt man sie bei sehr üblem Wetter nicht mehr ausgehen, worüber sie im Anfang sehr böse geworden, jetzt aber in dieser Beziehung in ihr Schicksal sich ergeben hat.

— Die Königin von England hat das Unglück, daß sich jeden Augenblick Jemand in sie verliebt. Als sie am 17. Juli im Hydepark spazieren ritt, drängte sich ein Reiter, der das Aussehen eines Gentleman hatte, in ihre Nähe, legte die Hand auf sein Herz und warf der Königin verliebte Blicke, sogar Kußhände zu. Der Stallmeister ließ den zudringlichen Gecken festnehmen. Der Verhaftete gestand nach einigem Weigern vor Verhör: er sei Commis-Voyageur für ein Kaufmannshaus in der Besinghall-Street, und in die Königin so entsetzlich verliebt, daß er ohne sie nicht leben könne.

— Der schottische Lord Eglington veranstaltet ein mittelalterliches Turnier, das am 28. August auf seinem Schlosse in Ayrshire stattfinden und drei Tage dauern wird. Eine wahre Königin weiblicher Schönheit, Lady Seymour, wird dabei die Preise vertheilen; ein König

des Festes mit Marschällen und Herolden strenges Recht pflegen, jeder Ritter zu Ehren seiner Auserwählten fechten, auch ein Unbekannter in schwarzer Rüstung und geschlossenem Visier nicht fehlen. Die alterthümlichen Waffenkammern des Adels haben den modernen Rittern treffliche Rüstungen geliefert. Die kostbarste, von mailändischem Stahle mit Gold eingelegt, die vor 500 Jahren 1000 Guineen gekostet haben soll, kommt von Hylton-Castle in der Grafschaft Durham und wurde von Einem dieses Hauses in der Schlacht bei Cressy getragen. Außer dem Herzog, der Herzogin und der Prinzessin von Cambridge werden noch viele Andere der höchsten Aristokratie diesem Feste beiwohnen. Die Kosten dieses Turniers sind auf 50,000 Pf. St. angeschlagen. Unter den Turnierrittern befindet sich auch Prinz Louis Napoleon.

— Folgender Unglücksfall, der sich auf dem Diester-Postwagen zugetragen, kann als Warnung dienen. Eine Frau, die von Brüssel nach Tervueren reiste, hatte ihr achtjähriges Söhnchen neben sich sitzen. Als der Wagen durch den Soigner Wald fuhr, ging der Wagenschlag auf, der Knabe, der gegen denselben gelehnt lag, fällt heraus und unter das Rad, von dem er zerquetscht wird, so das er in wenigen Minuten den Geist aufgibt.

— Auf der einst so blühenden Insel Sizilien herrscht jetzt ein grenzenloses Elend. Die Armuth der niedern Volksklasse wird täglich drückender. In Palermo sieht man, wie arme Arbeiter Sachen aus dem Kehricht hervorsuchen, um damit ihren Hunger zu stillen. Nicht selten sieht man auf offener Straße Leute vor Hunger und Elend umfallen und sterben. Die Schuld des Jammers trägt einzig und allein die erbärmliche Verwaltung, die jeden Erwerbszweig der Unterthanen gewaltsam an sich gerissen hat, um die öffentlichen Einkünfte dadurch zu vermehren. Die Regierung betrachtet das arme Sizilien wie ein erobertes Land, dem man das Mark aus den Knochen ziehen muß, damit der Feind, der auf dem Fuße nachfolgen könnte, nichts als das bloße Gerippe finde.

— Der griechische Oberstl. Tzavellas, Kommandant von Lepanto, wäre sammt seiner Familie bald ein Opfer eines abscheulichen Verbrechens geworden. Am 20. Mai früh am Morgen schlichen sich einige Personen in den Keller des vom Obersten bewohnten Hauses, wo sich mehrere Fässer mit Pulver befanden, häuften dort brennbare Gegenstände auf und steckten sie in Brand. Das Feuer hatte sich bereits über einen Theil des Hauses verbreitet, als man es gewahrte und noch zu rechter Zeit löschen konnte. Die Thäter sind unentdeckt geblieben.

— Der neue Sultan hat den Thron seines Vaters unter ungünstigen Auspizien bestiegen. Seine Landarmee ist geschlagen; ohne fremde Hilfe wird er sich schwerlich auf dem Thron erhalten. Der Divan erblickt seit dem Abfall dem Abfall des Kapudan Pascha überall Verräther: viele Personen sind hingerichtet und ihre Leichname in den Bosporus geworfen worden. Am 11. Juli ist der Sultan in der Moschee von Ejub mit dem Schwerte Osmins umgürtet worden. Der geschlagene Hafiz-Pascha hat sich nach Malatia zurückgezogen, wo es ihm gelungen sein soll, 25,000 Mann seines zersprengten Heeres wieder zu sammeln. Ibrahims Armee verfolgt in drei Kolonnen den fliehenden Feind, und sein Vater Mehemed Ali ist nun taub für alle Friedensvorschläge.

— Zu Rio-Janeiro sind Unruhen ausgebrochen, und vorzüglich die dort ansäßigen Engländer schweren Drohungen und Mißhandlungen blosgestellt gewesen. Man schreibt dies der Nachsucht der Sklavenhändler wegen der Verluste zu, welche sie durch die menschenfreundlichen Bemühungen der Engländer in ihrem Handel erlitten haben.

— Ein junger Indianer in Canada gerieth unter eine durch Zufall fallende große abgestorbene Tanne, die ihn niederschlug und sein Bein an zwei Stellen zerbrach. Er konnte nicht aufstehen, und konnte auch nicht den Baum, welcher quer über dem zerbrochenen Beine lag, wegbewegen. In Schmerzen, ohne Hülfe verschmachten, schien das einzige ihn erwartende Loos. Er aber, mit der den ächten Indianern eigenen Seelenstärke und Schnelligkeit im Auskunftfinden, nahm in dieser Noth sein Messer heraus, schnitt sein eigenes Bein ab, band es fest, schleppte sich längs des Bodens bis zu seinem Jagd-Canoe und ruderte sich nach Hause bis zu seiner Hütte auf einer entfernten Insel, wo die vollständige Heilung seiner Wunde erfolgte. Der Mann lebt noch.

— Ein Offizier des Kaiserthums, ein Mann von seltener Thatkraft und oft erprobtem Muthe, war dem Kaiser Napoleon als Theilnehmer einer Verschwörung gegen ihn denoncirt worden. Die Beweise waren so schlagend, daß der Militär sofort festgenommen und eingekerkert wurde. Der Offizier erwartete nichts mehr als das Urtheil des Kriegsrathes, als ein Adjutant des Kaisers kam, ihm die Thüren des Gefängnisses öffnete, ihm den Degen zurück gab und ihn benachrichtigte, daß der Kaiser ihn im Schloß der Tuilerien erwarte. Der staunende Major eilte hin und stammelte „Sire“. — „Kein Wort, mein Herr, erwiderte Napoleon, es gibt Leute, die man nicht erschießen läßt — kehren Sie noch heute zu Ihrem Regimente zurück; übermorgen liefern wir eine große Schlacht. Sie haben eine Stunde, um sich tödten zu lassen oder um Ihr Obristdiplom zu gewinnen.“ Dieser Obrist lebt noch. Nie hatte der Kaiser einen treuern Diener.

Zur Besorgung einer kleinen Haushaltung wird eine Person verlangt, die im Kochen, Nähen und sonstigen häuslichen Arbeiten nicht unerfahren ist. Wo? sagt auf portofreie Briefe die Expedition dieses Blattes.

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau.

No. 32. 9. August 1839.

Das Alpenhorn,

ein Volksblatt

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Zweiter Jahrgang.

Da reden sie vom Kriege viel, vom Runkelrübenbau:
Doch vor des Lebens wahrem Ziel wird's ihnen schwach und grau.

Das Testament eines Geizhalses.

In Belfast, einer bedeutenden Handelsstadt in Irland, starb vor einigen Jahren ein Mann, der sein Alter bis auf 110 Jahre gebracht hatte. Er war der größte Sonderling in der ganzen Stadt und gab zur Unterhaltung der Müßiggänger und Klatschliebhaberinnen reichen Stoff. Wahrscheinlich hat dieser Mann dadurch ein so hohes Alter erreicht, daß er eine außerordentliche Diät beobachtete, weßhalb man ihn den Geizhals nannte; denn arm war er nicht, das wußte man. Ganze Jahre hindurch waren seine alltäglichen Nahrungsmittel: ein Trunk frisches Wasser zum Frühstück, eine Wassersuppe mit grobem Brote und altem Kuhkäse zum Mittagsessen. Hiezu trank er wieder fleißig frisches Wasser. Mit diesen Mahlzeiten mußten auch seine Hausgenossen zufrieden sein. Nur am Neujahrstage, auf welchen sein Geburtstag fiel, wurde jene Mahlzeit ausgesetzt. Hier wurden für seine Familie, die aus fünf Personen bestand, 2 Pfund Rindfleisch gekocht und verzehrt. Um nun dieses Doppelfest recht feierlich zu machen, gab er ein halbes Quart Wein zum Besten.

Dieser Mann war selten kränklich, und nie so krank, daß er hätte das Bett hüten müssen. Nur nach diesem Feste legte er sich aus grossem Geize in's Bett, aß und trank Nichts und stöhnte hier drei Tage lang, um dadurch das ja wieder zu ersparen, was an jenem Neujahrstage mehr ausgegeben worden war. Seine Festtagskleidung bestand in einem Paar alten ledernen Beinkleidern und einem alten braunen Rock, welchen er sich vor einigen und achtzig Jahren als Hochzeitskleidung hatte machen lassen. Allein trotz seines unersättlichen Geizes versorgte er doch seine Kinder und seinen verwaisten Vetter, den er über fünf Jahre bei sich gehabt hatte, auf eine Art, gegen die nicht viel einzuwenden war, nur erschlich er sich jedes Mal den wohlfeilsten Weg dazu. Seinen ältesten Sohn, der ein Kleinkrämer war, verheirathete er an eine reiche junge Kaufmannswittwe. Seinen jüngsten Sohn und den Vetter brachte er im Militär gut unter.

Nachdem nun seine Söhne gut versorgt waren, versprach er auch seiner Köchin, dafür zu sorgen, daß sie einen guten Mann bekommen und dadurch versorgt werden sollte, was auch geschehen sein würde, wenn ihm nicht seine Frau zu früh gestorben wäre.

Da ihm nun viel daran lag, diese Köchin jetzt als seine Haushälterin zu behalten, indem sie mit seiner Lebensweise bekannt war, und er sich in allen Stücken auf sie verlassen konnte, so gewann er diese dadurch, daß er fast täglich versprach, ihr eine ansehnliche Summe testamentarisch zu vermachen, wodurch sie noch eine große Dame werden könne. Dies zog, und die Köchin blieb, nur lebte er ihr noch zu lange.

Endlich starb der Geizhals nach einem kurzen Krankenlager in den Armen seiner Haushälterin, die ihn, da seine Kinder abwesend waren, von dem zum Begräbniß bestimmten Gelde zur Erde bestatten ließ.

Als die Erben vier Wochen nach seiner Beerdigung nach Belfast gekommen waren und das Testament von einem Rechtsgelehrten eröffnen ließen, und dieser den Umschlag erbrochen hatte, hieß es darin: „Man entsiegle meine kleine Stube und erbreche alsdann den zweiten Umschlag des Testaments.“ Dies geschah, allein man fand Nichts darin, worauf sich seine hoffnungsvollen Erben hätten freuen können. Die Erben sahen sich einander an, wurden empfindlich und fühlten sich bitter getäuscht! Der Notarius erbricht den zweiten Umschlag des Testaments und fordert die Erben zur Anhörung des Inhalts auf. Hier heißt es jetzt: „Ich vermache erstens meiner Schwiegertochter Maria meine alten ledernen Hochzeitshosen, die unter dem Bette in dem Winkel rechts von der Stubenthür aus liegen; zweitens: meinem ältesten Sohne Andreas meine alte Pudel- (Pelz-) Mütze, die über der Kammerthür in einem ledernen Kober liegt; drittens: meinem jüngsten Sohne Martin ein Paar weiße baumwollene Strümpfe, die ich an meinem Hochzeitstage anhatte, und welche in dem Koffer liegen, in dem mein Leinewandvorrath sich befindet, und außerdem vermache ich ihm noch meinen alten braunen Ueberrock, der hinter dem Ofen hängt; viertens: meinem Vetter Michael ein Paar alte wollene Strümpfe, die in meinem Bett zu Füßen im Strohsack liegen; fünftens: dem Prediger, der für mich von der Kanzel für mein zeitliches Leben gedankt und vor meinem Sarge eine Leichenpredigt gehalten hat, ein Paar alte Schuhe, welche auf dem Flure unter dem Treppenverschlage stehen; und sechstens: meiner Haushälterin Elise Burton, für ihre vieljährigen treuen Dienste, vermache ich den alten geborstenen Wasserkrug, der auf dem Stuhle vor meinem Bett steht.“

Beim Leſen dieſes Teſtaments konnte der Notarius ſelbſt ſich nicht des Lachens enthalten. Die Erben ärgerten und ſchämten ſich und wollten mit ihren Aeußerungen gegen einander über das Teſtament ſo lange warten, bis ſie der Notarius verlaſſen haben würde. Am meiſten ärgerte ſich die ſchöne Schwiegertochter über die ledernen alten Hochzeitshoſen, die ihr der alte Schwiegervater im Teſtament vermacht hatte. Alle konnten nicht begreifen, wie der Vater zu einem ſolchen Teſtamente gekommen und wo das Geld geblieben ſei, da ſie wußten, daß er ſehr viel gehabt, was durch eine Erbſchaft noch kürzlich um Vieles vermehrt worden war, und das er doch an Niemanden verſchenkt hatte. Es mußte hier durchaus ein Betrug geſpielt worden ſein; aber wie dieſer entdeckt werden ſollte, das wußte Niemand.

Man warf einen ſtarken Verdacht auf die Haushälterin und ſann auf Mittel, auf welche Weiſe dieſe wohl zum Geſtändniß gebracht werden möchte. Allein als dieſe erfuhr, womit ſie der Alte im Teſtament bedacht habe, fieng ſie dermaßen an zu lamentiren und zu klagen, daß ſie ihre beſte Lebenszeit hier aufgeopfert habe und nun ſo ſchändlich belohnt werde, daß dadurch aller Verdacht von ihr wegfiel. Daß dies bei ihr nicht Verſtellung war, das ſahen und fühlten die Erben ſehr bald. Als ſie ſich etwas erholt hatte, rief ſie im Zorn aus: „Ich überlaſſe den alten geborſtenen Krug dem, der ihn haben will,“ und mit ihr mochten wohl die übrigen Erben auch ſo denken, wenn ſie es auch nicht äußerten. Nur der Vetter des Verſtorbenen, ein luſtiger und gewandter Mann, ſagte zu den Andern: „Ich will mir wenigſtens doch mein Erbtheil anſehen.“ Im eigentlichen Sinne wollte er aber damit einen Scherz machen. Er geht und kommt beim Bett vorbei, wo der Stuhl mit dem geborſtenen Krug der Eliſa ſteht. Er geht hier abſichtlich ſo, daß er mit dem einen Fuß den Stuhl recht tüchtig ſtößt, der Krug fällt auf die Erde, zerbricht in mehrere Stücke und, o welch eine Szene! ein Segen von Guineen rollt auf den Fußboden, nach welchen jetzt die Eliſa, die zur Fortſchaffung der Sachen vor einigen Minuten herbeigerufen worden war, blitzſchnell griff und ſie mit ihrer Schürze bedeckte. Dieſe Erſcheinung rief in jedem Herzen der Erben ein heißes Verlangen hervor, ſo ſchnell wie möglich das im Teſtament Ausgeſetzte in Beſitz zu nehmen. Die vor Kurzem noch ſo ärgerliche junge Frau griff nun geſchwind unter das Bett nach ihren alten ledernen Hochzeitshoſen; ihr Mann nach der alten Pudelmütze; Martin riß den alten Koffer auf; Michael ſprang nach dem Bette und griff nach dem Strohſack. – Alle fanden in ihrem anfänglich ſo lächerlichen Erbtheil eine anſehnliche Menge Goldſtücke, ſo daß nun Jeder höchſt zufrieden mit ſeinem Vermächtniſſe war, das ihm der Verſtorbene ausgeſetzt hatte.

Als ſich Alle von dem freudigen Schreck etwas erholt hatten, beſannen ſie ſich auf die alten Schuhe unter der Treppe. Sie wurden hervor geholt und man fand ſie ebenfalls mit Guineen angefüllt. Da zufällig kein Prediger für den Verſtorbenen von der Kanzel gedankt, und auch Keiner ihm am Sarge eine Leichenpredigt gehalten hatte, was man ſogleich, zur Freude der Erben, von der Haushälterin erfuhr, ſo wurde dies Vermächtniß, nach dem Ausſpruche der Rechtsgelehrten, unter die Erben vertheilt, die hier anfänglich bei der Eröffnung des Teſtaments ſo bitter getäuſcht, und jetzt zur höchſten Freude geſtimmt worden waren.

Eine koſtbare Ueberraſchung.

Ganz London kennt Herrn Jonathan Dibbs. Er wohnt in der Nähe des Drury-Lane-Theaters und iſt der leidenſchaftlichſte Münzen und Handſchriftenſammler Alt-Englands.

Beſagter Jonathan war vor ungefähr 20 Jahren ein ehrenwerther Buchhändler, der, in einer der obſcurſten Straßen der City wohnend, ausſchließlich nur Räuberromane zu verlegen geruhte. Sir Jonathan hatte, wie ſo viele ſeiner Herren Collegen, den menſchenfreundlichen Grundſatz gehabt, wenig oder gar kein Honorar zu zahlen. Und dennoch war kein Monat vergangen, in dem nicht zwei bis drei nagelneue Räuber die Preſſe des Sir Jonathan verlaſſen. Die meiſten dieſer Räuberromane hatten einen wahrhaft ſpitzbübiſchen Abgang gefunden und in vier bis fünf Jahren zwei bis drei Auflagen erlebt. Beweis genug, daß es nicht blos auf dem Kontinente, ſondern auch auf der brittiſchen Halbinſel ſchöne, empfindſame Seelen giebt, die ſich für die Schickſale und Abenteuer der Herren Räuber lebhaft intereſſiren.

Sir Jonathan hatte ſich durch dieſe Verlagsartikel bereits ein ziemlich bedeutendes Vermögen erworben, als er auf den unglücklichen, wahrhaft bejammernswerthen Einfall gerathen war, den dreibändigen Roman eines in einigen Stadtvierteln Londons ſehr berühmt gewordenen Schriftſtellers, der ſich in einigen Journalen, an welchen er Mitarbeiter war, ſehr beſcheiden mit Walter Scott und Edward Bulwer verglichen, in Verlag zu nehmen. Sir Jonathan hatte ſich vom künſtlich fabricirten Rufe dieſes Autors verleiten laſſen, ihm ein Honorar von 8000 Pfd. Sterl. zu bewilligen und den Roman ſo elegant in Scene ſetzen zu laſſen, daß ihm die Ausſtattung — Finden hätte reizende Frauenköpfe, Cruikſhank treffliche Carricaturen dazu geliefert — faſt eben ſo hoch als das Honorar zu ſtehen kam. Der Roman war erſchienen, ſpurlos vorübergegangen und — Sir Dibbs ruinirt. Wäre der Schuſter bei ſeinem Leiſten, der ehrenwerthe Buchhändler bei ſeinen ſpottbilligen Räubern geblieben, ſo wäre er nie in die Lage gekommen, ſeine Zahlungen einſtellen und nach dem Kingsbench wandern müſſen.

Sir Jonathan, der hier 3 Jahre lang zugebracht, hatte in dieſer Einſamkeit volle Muße gehabt, ein Mittel zu erſinnen, wodurch es ihm gelingen könnte, ſeinem Schickſal unter die Arme zu greifen und ſich wieder auf die Beine zu bringen. An einem regneriſchen Apriltage des Jahres 1821 hatte ihn plötzlich — zwiſchen neun und zehn Uhr Morgens — die glückliche Idee überſchattet, eine neue Stiefelwichſe zu erfinden, die alles, was Vor- und Mit-Welt in dieſem Genre bisher geleiſtet, überſtrahlen, verdunkeln, eraſiren ſollte.

Die Wichſe war erfunden, und ſchon die erſte Probe (er hatte ſich herabgelaſſen, ſeine eigenen Stiefel zu putzen) dergeſtalt glänzend ausgefallen, daß Sir Jonathan bald darauf der General-Stiefelputzer des ganzen Kingsbench geworden war.

Nach Verlauf des erſten Jahres ſeiner welthiſtoriſchen Erfindung hatte ſich der ci-devant Buchhändler ſchon ſo viel zuſammengewichst um ſich damit die Riegel ſeines Kerkers zu öffnen. Bald, nachdem er ſeine Freiheit wieder erlangt, hatte er ein Brevet nachgeſucht, daſſelbe ſchnell erhalten und es in allen Zeitungen Englands mit ſo viel liebenswürdiger Unverſchämtheit ausposaunt, daß Jeder begierig war, dieſe Wunderwichſe kennen zu lernen. Wer von Ihnen erinnert ſich nicht, in den engliſchen Journalen einen blankgewichsten

Stiefel gesehen zu haben, der einem sich selbst rasirenden Affen zum Spiegel diente? Wer von Ihnen hat nicht über die hochtrabenden Verse gelacht, die am Absatze dieses Stiefels prangen? Diese poetische Wichse, diese gewichste Poesie waren die Erfindung Sir Jonathans, der sich dadurch, nach Verlauf von drei Jahren, zu einem halben Millionär emporgewichst hatte.

Vom Stiefelputzer bis zum reichen Manne giebt es oft nur einen Schritt. Sir Dibbs hatte seine Wichse sehr bald abgestreift und einen nagelneuen Menschen angezogen: er war urplötzlich ganz Gentleman geworden, hatte sich eines der palastähnlichen Häuser auf dem Soho-Square gekauft, einen irländischen Kammerdiener, einen schweizer Portier, einen französischen Koch und mit diesem Personale alle noblen Passionen angenommen, die theuersten Pferde und die ausgesuchtesten Neufoundländer gekauft, bei Crawford Whist den Point um 1 Pfund Sterling gespielt und hohe Wetten entrirt, im Kings-Theater und im Drury-Lane eine Loge gemiethet, Liaisons mit den leichtgeschürzten Coryphäen der großen Oper angeknüpft und am Ende Eine derselben zum Altar geführt.

Sir Jonathan war, als er der Sylphe des Drury-Lane die Ehre erwiesen, sie zur zweiten Hälfte seines Ich's zu erheben, ein Mann, der den Aequator seines Lebens längst passirt hatte: er war 58 Jahre alt, seine Frau hingegen eine Peri, auf deren Stirn die Jugend in kaum erschlossener Blüthe pranzte. Denken Sie sich ein Paar Augen für deren Feuer keine Assekuranz existirt, Wangen, deren blühendes Weiß selbst den Schnee beschämt, einen Mund, geschaffen für den ersten Kuß, ein Lächeln, das einem Petrarka Stoff zur Unsterblichkeit gegeben, ein Füßchen, das Jedem den Kopf verdreht hätte — und einen Wuchs — einen Wuchs.... beim Brama, Sir Jonathan war zu beneiden!

Der alte Herr, der wie ich oben erzählt, ein passionirter Münzen- und Handschriftensammler ist, hatte sich eines Morgens eben in die Calculs eines ausgesuchten Gabelfrühstücks vertieft, als er in einem vor ihm liegenden Blatte des „Morning-Chronicle“ folgende Anzeige fand:

„In Gerardstreet No. 113 ist zu ebener Erde eine reiche Auswahl seltener Münzen und merkwürdiger Handschriften zu verkaufen.“

Die Gabel entglitt seiner Hand, der Rebhuhnflügel blieb ihm vor Freude in der Kehle sitzen, er griff hastig nach der Klingel und schellte.

Sir? fragte der hereinzürzende Patrick.

Sogleich anspannen lassen.

Sir Dibbs, der bereits angekleidet war, warf sich in seinen Wagen und trieb den Kutscher zur höchsten Eile an.

Der Weg war schnell zurückgelegt. Als der Besitzer des Münz- und Autographen-Kabinets eine so reiche Equipage vor seinem Hause halten sah, kam er dem Aussteigenden mit einem bronzirten Lächeln entgegen.

Zu wem wünschen Sie? lautete die Frage.

Ich wünsche die Münzen zu besehn.

Sir, ich bitte, gefälligst hineinzuspazieren.

Der Numismatiker, bei dem aus allen Poren Schlauheit und Pfiffigkeit hervordrang, breitete vor den Augen des Gentlemans den ganzen Schacht seiner Raritäten aus.

Hier, Sir, ist eine jener äußerst seltenen Münzen, die Kaiser Adrian zu Ehren seines Lieblings Antinous prägen ließ. Der Herzog von Devonshire, der auf diese Münze reflectirt, Sir, bot mir dafür 100 Pfund, Sir; doch bin ich nicht im Stande, Sir, sie unter 120 Pfund abzulassen, Sir.

120 Pfund?

Eine Bagatelle, Sir, für eine Seltenheit solcher Art. Hier, Sir, ist einer jener wenigen Hugenotten-Scudi, welche seine Heiligkeit, Papst Gregor XIII. (sanft ruhe seine Asche, Sir) zur Verherrlichung der Pariser Bluthochzeit schlagen ließ. Der Herzog von Bedfort....

Schon gut, schon gut. Wie heißt denn diese Münze?

Dies, Sir, ist einer jener Rosenobles, die aus dem Schmelztiegel des großen Adepten Michel Nostredame hervorgegangen, und die der Sage nach, Sir, ein Präservativ gegen ansteckende Krankheiten sein sollen. Lord Durham....

Ich weiß, was Sie sagen wollen. — Und diese Münze?

Ist eine jener hunderttausend Rupien, welche Nur-Mahal, Hindostans schlaue Königin, Sir, die sich von ihrem gutmüthigen Gemahl einstmals die Gnade erbeten, Sir, 24 Stunden regieren zu dürfen, während ihrer kurzen Regierung, zur Bestreitung ihrer menus plaisirs hatte prägen, und die der König wieder hatte einschmelzen lassen, weßhalb die Münze sehr rar geworden. Der Herzog von Sussex....

Sir, zeigen Sie mir lieber Ihre Handschriften.

Sir, welcher Gattung belieben Sie den Vorzug zu schenken? Wünschen Sie die Autographien berühmter Königsmörder zu sehen? Hier, Sir, eine Unterschrift Clements, Ravaillacs, Damiens, Louvels, Fieschi's; oder ziehen Sie, Sir, die Handschriften gekrönter Häupter vor? Hier Sir, das Bruchstück eines Briefes, das Heinrich VIII. an seine sechsfingerige Geliebte Anna Boulen, hier das Billetdoux, das sie an ihren Pagen Smeaton geschrieben. Für beide Reliquien deren Aechtheit ich documentiren kann, Sir, hat mir das Museum 540 Pfund geboten.

Und Sie begehren dafür?

Nicht mehr als 600 Pfund. Hier ein Decret vom Jahre 1210, mit der Unterschrift König Johann's, der einem reichen Juden, der sich weigerte, 1000 Mark Silber herzugeben, täglich einen Zahn auszuziehen befiehlt. Das Factum ist geschichtlich — siehe Mathieu Paris, Pagina dreihundert und....

Der Preis dafür?

Tausend Pfund, Sir, Kleinigkeit, Sir, für ein so hochwichtiges Actenstück, das auf die Sitten der damaligen Zeit ein so amables Licht wirft.....

Haben Sie nicht auch Handschriften berühmter Schriftstellerinnen Englands?

Eine solche Masse, Sir, daß man damit das Weltmeer austrocknen kann, erwiderte der Pfiffikus und schleppte einen großen Kasten herbei, der mit Handschriften von halb London angefüllt war.

Hier zwei Strophen von Felicia Hemans....

Sir Jonathan holte seine Riggl'sche Loupe hervor, putzte das Glas mit dem Rockzipfel und betrachtete das Blatt.

Hier, Sir, fuhr jener fort, das Bruchstück eines Briefes der Lady Morgan, hier, Sir, das letzte Blatt des ersten Romans der Lady Blessingthon, hier, Sir, eine Einladung zum Mittagbrod von Miß Norton, hier, Sir, ein Stammbuchblatt von Miß Landon, hier, Sir, eine höchst merkwürdige Handschrift von einer bekannten Dame Namens Effie....

Effie, wiederholte Sir Jonathan, ich bitte, Sir, laſſen Sie doch ſehen.....

Mit Vergnügen, Sir!

Sir Jonathan putzte noch einmal ſein Glas, betrachtete das Blatt und die zierlichen Schriftzüge und wurde plötzlich ſo todtenblaß, daß der Handſchriftenſammler drei bis vier Schritte zurückprallend, die Frage ſtotterte:

Sir, was iſt Ihnen?

Nichts, nichts, erwiderte Sir Dibbs, bei dem ſich nach und nach Ohrenſauſen, Zähneklappern, Herzklopfen, Händezittern, Knieſchlottern und alle Symptome eines paniſchen Schreckens eingeſtellt hatten. Mit zitternder Stimme las er:

„Morgen Abend, lieber Roger, erwarte ich Sie bei Mißtreß W.... Ich werde jedoch erſt nach 8 Uhr kommen können, denn früher pflegt Sir J. nicht in ſeinen Clubb zu gehen.“

Sir, rief der alte Gentleman, der ſich Mühe gab, ſeine verlorne Faſſung wieder zu gewinnen, dieſe Effie iſt....

Allem Anſcheine nach die junge Frau eines alten Eſels, der.....

Sir Jonathan ſtieß ein ſataniſches Hohngelächter aus.

Sie lachen, Sir, warum, Sir?

Weil ich gerechte Urſache dazu habe. Wie viel begehren Sie für dieſe Handſchrift?

Für dieſe Handſchrift, widerholte der Sammler, deſſen ſchlaue Augen den Fragenden und deſſen Aufregung genau taxirten.

Reden Sie, Sir, oder ich erwürge Sie, Sir! rief der ci-devant Stiefelwichsfabrikant außer ſich vor Wuth.

Für dieſe höchſt intereſſante Handſchrift hat mir Lord Melvil 240 Pfund angeboten, doch bin ich nicht im Stande, dieſes wichtige Document unter 300 Pfund abzutreten.

Sir, 300 Pfund für dieſen Wiſch?

288 Pfund habe ich ſelbſt dafür bezahlt.

Wem, wem?

Dem jungen Manne, an den dieſe Einladung gerichtet war.

Wie, Sie kennen dieſen Schurken?

So gut als mich ſelbſt.

Wer iſt dieſer Roger?

Ein junger, äußerſt liebenswürdiger Franzoſe, der, aus Mangel an landesüblichem Gelde, die Sammlung aller Liebensbriefe, Sir, die er von den Londoner Damen empfangen, an mich abgetreten hat.

Und dieſer Verräther iſt....

Vor fünf Wochen, Sir, nach Paris zurückgekehrt.

Sir, ich frage Sie nun zum letzten Male, wie viel begehren Sie für dieſes Papier?

325 Pfund iſt der genaueſte Preis.

Sir, ſind Sie des Teufels? Vor zwei Minuten begehrten Sie nicht mehr als 300 Pfund.

Papiere, Sir, Sie werden dies aus eigener Erfahrung wiſſen, fallen und ſteigen plötzlich, je nachdem Umſtände, Sir, Verhältniſſe, Sir, Conſtellationen, Sir, Vermuthungen, Sir....

Sir, was wollen Sie damit ſagen?

Sir, was Sie leicht errathen können.

Das Allergenaueſte alſo.....

Iſt 350 Pfund, und wenn Sie ſich nicht ſchnell entſchließen, Sir, ſo könnte es leicht geſchehen, Sir, daß der Werth dieſes Papieres noch höher ſtiege, denn ich kenne eine Dame, Sir, die mit Freuden das Doppelte dafür zahlen würde.

Hier ſind 350 Pfund, rief Sir Jonathan, holte in höchſter Aufregung ſein Portefeuille hervor und erlegte die verlangte Summe.

Aber wiſſen Sie etwas Neues, Sir?

Nun, Sir!

Sie ſind ein Gauner, Sir.

Und Sie, Sir, ein höchſt beklagenswerther Ehemann.

Effie, Effie, rief der alte Herr außer ſich vor Wuth, ſtieß die Fauſt gegen die Stirne, rannte zur Thür hinaus, ſchwang ſich blitzſchnell in den Wagen, dem Kutſcher die Worte zurufend:

Zum Advokaten!

Zwei Monate ſpäter ſprach das Geſetz die Scheidung des Sir Jonathan und der Mißtreß Effie aus.

Das Aergerlichſte bei der ganzen Geſchichte iſt unſtreitig das, daß der arme Mann für ein Billetdoux ſeiner Frau 350 Pfund bezahlen mußte. — Effie! Effie!!!

Geiſtesgegenwart einer Königin von Schweden.

Guſtav Waſa, König von Schweden, hatte ſeine Gemahlin, Katharina, mit der er nicht glücklich gelebt, durch den Tod verloren. Er ſchritt zu einer anderweiten Vermählung, und wählte eine Dame, die jung und ſchön war, Margaretha, die Tochter eines ehemaligen Reichsrathes. Dieſe war aber bereits früher mit dem jungen Sture, einem Schweden von vornehmer Geburt, verlobt, und von ihm auf das zärtlichſte geliebt, dennoch entſchieden die Verwandten der Braut, und ihr eigener Ehrgeiz, bei dem Glanze einer Krone zum Vortheil Guſtav's; Margaretha ward Königin, und das Beilager wurde zu Stockholm im October 1536 vollzogen. Verloren war nun auf immer für Sture die geliebte Braut. Zärtlich hatte er ſie geliebt; zärtlich hatte ſie ſeine Neigung erwiedert. Nun war ſie eine Königin, hoffnungslos ſeine Liebe! — Sehnlich wünſchte er dennoch ſie zu ſehen. Nicht lange nach ihrer Vermählung begab er ſich in den königlichen Palaſt und fand Mittel, eine geheime Unterredung mit ſeiner ehemaligen Braut zu erlangen. Hier hauchte er zu ihren Füßen ſeine ſtrafbare Zärtlichkeit aus. Eben lag er vor ihr auf den Knieen, als plötzlich der König in's Zimmer trat. „Was ſoll dieſe Szene?“ fragte er mit ernſter Stimme. Ohne die Geiſtesgegenwart der Königin wären beide Liebende wahrſcheinlich verloren geweſen! Ohne die Faſſung zu verlieren nahm Margaretha das Wort und ſagte: „Er begehrt meine Schweſter Mareta zur Ehe.“ Auf der Stelle gab der König ſeine Zuſtimmung, und Sture erhielt auf dieſe Weiſe eine Frau, an die er vorher nie gedacht hatte. Die Ehe war jedoch glücklich und 13 Kinder waren die Frucht derſelben.

Der Rabe als Wirth.

In einem Wirthshauſe auf der Straße von London nach Dover befand ſich ein Rabe. Dieſer Vogel war gelehrt worden, die Hühner zum Futter zu rufen, und er machte ſeine Sache gut. Eines Tages ward der Tiſch für die Wagen-Paſſagiere gedeckt, das Tiſchtuch, Meſſer, Gabeln darauf gelegt und einige Zeit allein gelaſſen. Die Thüre war verſchloſſen, aber das Fenſter offen. Der Rabe hatte den Hergang ganz ruhig mit angeſehen und fühlte ſich wahrſcheinlich veranlaßt, das nämliche zu thun. Als der Wagen ankam und die Suppe aufgetragen werden ſollte, ſiehe, da war der ganze Tiſchapparat verſchwunden! Man denke ſich die allgemeine Beſtürzung — ſilberne Löffel, Meſſer, Gabeln, Alles fort! Aber wie groß war die Verwunderung, das Gelächter, als man durch das offene Fenſter das ganze Geräth auf einem Schutthaufen im Hofe ſorgfältig ausgebreitet und den Raben einer zahlreichen Geſellſchaft von Hühnern, die um ihn verſammelt waren, die Honneurs machen und ſie freundlichſt mit Brot bewirthen ſah.

DAS POSTHÖRNCHEN.

No. 32.

1 Rappen

9. Aug. 1839.

Eine Wochenschrift
für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Alpenhorn mit Posthörnchen zusammen können für 7½ Batzen vierteljährliche Vorausbezahlung auf allen löbl. Postämtern des Kantons Aargau franko bezogen werden. Inserate, frankirt zugesendet, werden unter Verantwortlichkeit des Einsenders gegen Vergütung von 5 Rappen per Zeile aufgenommen; interessante oder erheiternde Mittheilungen mit Verschwiegenheit und Dank.

Stimme aus dem Aargau.

Es träumten und sprachen die Menschen viel,
Von besseren künftigen Tagen.
Nach einem fetten, goldenen Ziel
Sah man sie rennen und jagen.

Während andere Blätter aus dem Aargau seit einiger Zeit mit weit geöffnetem Munde lobhudeln oder aus vollem Halse tadeln, schweigst du, Allerwelts-Posthörnli, ganz still über deine nächsten Umgebungen. Hörst du denn nicht das Gesumse um dich herum, vernimmst du denn nicht die vielen Beschwerden und Klagen aller deiner Mitbürger, oder hast du keine Räume für diese Töne? oder fürchtest du dich aus dem **F** zu blasen?

Man fragt: „Wo bleibt das neue Vertreibungsgesetz, das in Zeit von 14 Tagen den rechtlichsten Bürger über den Haufen werfen kann, und von etwa 70 Gliedern des aus 200 bestehenden Gr. Rathes dem gesammten Volke als verbindlich erklärt wurde?“ Ich sage Euch: daß beim Buchdrucker Beck in Aarau der erste Bogen davon fertig ist, das andere bald nachfolgen und das Ganze in Bälde veröffentlicht wird, **Nota bene**, wenn es nicht etwa vorher noch regnet; auf jeden Fall aber wird es bald nachher wettern; die Luft ist so schwül und den Leuten ist so unbehaglich, daß man über den baldigen Ausbruch eines Gewitters sich nicht wundern müßte. Einstweilen macht man sich die Brust in Klagen leichter. Da hört man von Willkürlichkeiten der Regierenden, von Lauheiten in der Vertretungsgewalt, von Gesetzes-Verdrehungen und beliebigen Auslegungen zu Dieses oder Jenes Gunsten, von Aemter-Spekulationen, von verdrehten obern und untern Gerichten, die die einfachsten Händel mit Gewalt zu förmlichen Processen stempeln möchten, um dann nach Gunst darin urtheilen zu können, von Quälereien oberer Behörden gegen einzelne Gemeinden, von brutalen, kaum aus dem Ei gekrochenen hohen und niedern öffentlichen Beamten, denen es vielleicht nicht an Schulweisheit, wohl aber an reifem, männlichem Verstande, an Kenntniß der Sitten, Gebräuche und Bedürfnisse des Volkes, an der gehörigen Einsicht in die bürgerlichen Verhältnisse, gebricht; die, stolz auf den Namen, den ihnen ihr Amt verlieh, mit Herabwürdigung von rechtlichen Mitbürgern sprechen, denen sie doch so gut wie jeder Andere ihr Brod verdanken, während sie mit fadem Weibergewäsch sich selbst herabwürdigen, kurz von Leuten, die von nichts als dem Amtstitel und ihrer allfälligen Frau zum Manne gemacht sind. Man spricht von Staats-Ausbeutereien, von Advocaten-, Fabrikherren- und Kaufmanns-Despotie, und wahrlich, wenn man dem ganzen Spiel so recht in die Karten sieht, könnte man befürchten, ein solches Regiment wäre nahe vor der Thür und dürfte ehestens eintreten, **Nota bene**, wenn es vorher nicht regnet.

Ein Dichterling, noch neu und jung,
Kam her zum Freunde, ganz im Sprung,
Mit wahrem Selbstgefallen:
„Zu den Gedichten allen
„Ertheilst du mir gewiß dein Lob,
„Und freust dich selbst für mich darob,
„Daß sie, Gott sei's gesungen,
„Wie gar so schön gelungen!“
— Ja, spricht mit Achselzucken
Der Freund: Laß du sie drucken! —
„Ach, drucken?! — drucken?! — drucken!? —
„Mein Gott! was müßt' ich schlucken!
„Der Kritiker gibt's ja so viel,
„Wie trieben die mit mir ihr Spiel!
„Bewahr' mich Gott im Leben,
„Gedruckt es auszugeben!“

Tagesbegebenheiten.

Schweiz.

— Nach dem Solothurnerblatte gehören ein großer Theil der Erlinsbacher noch in die alte Hexenzeit. Kein Wunder also, daß sie ihrem Herrn Pfarrer immer viel zu schaffen machen. Es will ihnen nämlich gar nicht

gefallen, daß man bei Gewittern nicht mehr läuten darf. Auf jeden Fall muß der Herr Pfarrer selbst wenigstens kein Heerenmeister sein, sonst wären die Erlinsbacher schon längst geschneidet.

— Ein Pruntruter, der sich nach Neapel anwerben ließ, aber schon in Genua desertirte und glücklich nach Haus gelangte, wurde hier auf Befehl der Rekrutenkommission von den Landjägern ergriffen, gebäumelt und vor den Maire seiner Gemeinde geführt. Seine Eltern und ein ganzer Schwarm, besonders weiblicher Anverwandten hatten sich ebenfalls eingefunden. Um etwas Nahrung zu nehmen und die Kleider wechseln zu können, entledigten ihn die Landjäger der Handschellen. Mit großer Ruhrung umarmte der Gefangene die bei ihm stehende weinende Schwester, aber mit einem Mal warf er dieselbe mit aller Kraft auf die Landjäger und ohne die Auflösung der plötzlichen Verwirrung abzuwarten, suchte er den Weg durch's Fenster, und ein benachbarter Wald entzog ihn bald den Blicken der ihn verfolgenden Landjäger.

— Oberwallis hat der Tagsatzung offen den Krieg erklärt: es that dies kaum aus eigenem Antrieb; nichts desto weniger ist die Erklärung da, und daß die Oberwalliser ihren Erklärungen Nachdruck zu geben gewohnt sind, zumal wenn sie einen Rücken haben, zeigt uns ihr heldenmüthiger Kampf gegen die Franzosen. Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß die verbrecherische Partei, welche unablässig nach ihren ehemaligen Vorrechten trachtet, die Hand im Spiele hat. Die Sarner haben die Losung gegeben und alle schwarzen Sympathien in der Schweiz sind bereits auf den Beinen und gerüstet.

— Am 23. Juli sind in Freiburg die marianischen Brüder, zur größern Ehre Gottes, von der Mehrheit des großen Rathes angenommen worden, wodurch die Zahl der römischen Kosaken verstärkt worden ist, welche den Freiheitsschwindel schon im Keime der männlichen Jugend ersticken sollen. Hätte der hochpreisliche Stadtrath schon früher für ernstliche Verbesserung der Primarschulen gesorgt, so wäre, vielleicht, nie die Rede von diesen Fremdlingen gewesen, die aber, im Grunde betrachtet, nur als eine Unterabtheilung der Jesuiten anzusehen sind, die sich für und für allen Schulen ohne Ausnahmen, von unten bis oben, bemeistern werden.

— Das wackere St. Galler Offizierkorps hat sich zu militärischen Uebungen für drei Wochen in St. Gallen eingefunden. Hr. Oberst Sulzberger aus Zürich leitet die Exerzizien mit Eifer und Sachkenntniß; von Morgen früh bis Abend spät, wenige Zwischenstunden ausgenommen, ist die Mannschaft mit Ausführung der verschiedenen Manövers beschäftigt, und auch der theoretische Unterricht wird dabei nicht vergessen. Vielleicht nicht weniger als diese militärischen Uebungen wird eine andere rührende Geschichte das Publikum interessiren, die hier zu vielem Scherz und launigen Bemerkungen Veranlassung gab. Dieser Tage nämlich erschien, vom Liebesgott verleitet, ein junges freundliches Weiblein von Al. gleich einer Amazone im kriegerischen Lager, nicht zwar um sich im Pfeilschießen zu üben, sie suchte liebekrank den längst vermißten Herrn Gemahl, den Theuern, auf, und sehnte sich endlich wieder ein Mal den Geliebten — nach zweitägiger Abwesenheit — zu sehen. Der Auftritt des Wiedersehens fand unter freiem Himmel statt; es war rührend, war herzzerreißend, als sich Beide nach langer schmerzlicher Trennung wiedersahen. Der liebekranken Andromache flossen die Thränen gleich einer Perlenschnur über die Wangen herab, und Hektor blickte mit stummem Schmerze zum Olympus hinauf; endlich löste sich die gepreßte Brust in halb vernehmlicher Rede: „O, Ihr unsterblichen Götter," sprach der tapfere Krieger, „welch hartes Loos habt Ihr mir beschieden, die lieberfüllte Brust in rauhes Erz zu zwängen! Stärker als die Trommete des Krieges ruft die Liebe zum verwundeten Herz!" — „ Willst Du," so sprach dann sie, „Geliebter, ewig von mir scheiden, und stürzen Dich in des Krieges launenhaftes Spiel? Denk' an den Werth des Lebens und an des Weibes jammervoll' Geschick, das auf das frühe Grab des Mannes weint! O, kehr' zurück zum Heerd der Väter, laß die Geliebte länger nicht mehr schmachten"..... Der Held schien überwunden, als eben die Trompete des Lagers zum Aufbruch ertönte; er riß sich krampfhaft aus den Armen der Geliebten, um sich in Reih' und Glied zu stellen; sie sank in Ohnmacht auf den grünen Rasen, eine Nachbarin reichte ihr das Fläschchen und sprach: „Wohl sechszig Mal sah ich die Erde wieder grünen, doch solchen Liebeshunger und Durst habe ich noch nie erfahren!"

Wahrheitsfr.

Ausland.

— Den preußischen Ort Laufersweiler hat am 27. v. Monats ein großes Unglück getroffen, indem ein Feuer, das bei heftigem Wind ausbrach, 60 Wohnhäuser und 57 Oekonomiegebäude in Asche legte.

— In Gumbinnen in der Provinz Preußen fuhren am Johannistage zehn Mädchen aus dem Dorfe Koßyken, Kreises Lyk, in zwei Kähnen auf dem Selmentsee. Der eine Kahn wurde leck, und die 5 Mädchen, die in demselben saßen, stiegen in den andern Kahn, der die Last von 10 Personen nicht tragen konnte und umschlug. Einige Leute, die in der Nähe fischten, eilten herbei, konnten aber leider nur 3 retten, 7 sind ertrunken.

— In Berlin steht wieder das gräßliche Schauspiel einer Hinrichtung bevor. Ein Gendarm, welcher ein Mädchen ermordete, ist kürzlich hieher abgeliefert worden. Der Geistesgegenwart eines Handwerksburschen verdankte man seine Verhaftung. Derselbe war aus der Ferne Zeuge des Frevels, und näherte sich darauf absichtlich dem Mörder, überzeugt, daß dieser ihn nach seinem Paß befragen würde. Das geschah, und der schlaue junge Mann antwortete, er habe keinen. Was er wünschte erfolgte nun: der Gendarm führte ihn vor die Behörde. Hier aber sagte der Handwerksbursche: Mit mir ist alles

in Ordnung, da ist mein Paß, aber nehmt den Gendarmen in Haft, denn er hat so eben einen Mord begangen. — Eine andere Gräuelthat wird seit einiger Zeit hier viel besprochen. Die Kinder eines von seiner Frau geschiedenen v. U., welcher wegen demagogischer Umtriebe auf einer Festung sitzen soll, erhielten von dem nunmehrigen Mann ihrer Mutter nicht satt zu essen und klagten dieses ihrem Vater. Dieser schickte von seinen kleinen Ersparnissen einige Thaler an ihren Lehrer, mit der Bitte, den Kindern von Zeit zu Zeit einige Groschen zu geben, damit sie sich etwas kaufen könnten. Das erfuhr der Stiefvater, und züchtigte das jüngste derselben furchtbar. Nach diesem sperrte es der Unmensch in den Keller, und gieng, unbekümmert um sein Flehen und Wimmern, mit dessen Mutter in das Theater. Die Dienstboten protestirten, wurden aber durch Drohungen zum Schweigen gebracht. Als man nach mehrern Stunden nach dem Kinde sah, lag es im Verscheiden, und nun theilten die Dienstboten den Behörden den Hergang der Sache mit.

— Aus Tonneins, im Departement Lot et Garonne, wird Folgendes gemeldet. Ein Einwohner jener Stadt, begleitet von seiner Tochter, einem sehr schönen 21 jährigen Mädchen, einer jungen Freundin derselben, und 3 jungen Männern, kehrten am Abend von einem Spaziergang in der Nähe des Flusses zurück, als sie plötzlich auf offenem Felde von 8 bis 10 Männern angefallen wurden, die sofort ihre Absicht erklärten, sich in Besitz der beiden Frauenzimmer setzen zu wollen. Ein verzweifelter Kampf entstand. Vier der Schändlichen stürzten sich auf die jungen Männer, während die übrigen den Vater und die beiden Mädchen angriffen. Sie rissen die Tochter aus den Armen ihres Vaters und schleppten sie fort, und als der Vater sich an ihre Kleider hängte, kehrte einer sich um und schlug ihn der Maßen auf den Kopf, daß er todt liegen blieb. Das unglückliche Mädchen trugen sie nun in weiter Entfernung über das Feld nach einem entlegenen Hause, das ein Weib ihnen öffnete und wo sie ihre verbrecherischen Absichten ausführten. Inzwischen war das andere Frauenzimmer nach einigen Mißhandlungen entronnen und nach dem Flusse geeilt, wo sie sich im Gesträuch verbarg. Die drei jungen Männer hatten sich gegen die Angreifer, die weit stärker waren, wacker vertheidigt, und einer von ihnen, der mit einem Dolche versehen war, verwundete zwei der Schurken so sehr, daß sie sich ihrer bemächtigen konnten, während die beiden andern entflohen. Die Gendarmerie von Tonneins wurde sogleich von der Sache in Kenntniß gesetzt und das fortgeschleppte Mädchen aufgesucht. Der Vater wurde auf dem Felde gefunden und nach Hause gebracht, und seine Tochter unter einem Baume entdeckt, zu dem sie sich, nachdem die Schändlichen sie aus dem Hause fortgetrieben, mit großer Mühe hinaufgeschleppt hatte. Außer den Verwundungen und andern schnöden Mißhandlungen, die sie erlitten, hatte man ihr gewaltsam die Ringe und Ohrringe, die erstern mit den Zähnen von den Fingern abgerissen, so daß Hände und Ohren bluteten. In einem schrecklichen Zustande wurde sie nach Hause gebracht. Von den Menschen, die dieses teuflische Verbrechen begangen, ist außer den beiden erwähnten noch keiner verhaftet worden. Die Schandthat hat bei den Einwohnern Tonneins und der Umgegend die größte Entrüstung hervorgerufen.

— Vor Kurzem verkaufte zu Hazebruck im Nord-Departement ein zärtlich liebender Gatte seine zärtlich liebende Gattin um den enormen Preis von 20 Maß Bier. Das Gericht erklärte jedoch den Kaufpreis für nichtig und verurtheilte sowohl den Verkäufer als seine Waare zu dreimonatlicher Gefängnißstrafe.

— Der Schiffskapitän Pamier hat für die Pariser Menagerie aus Batavia einen schön-schwarzen Tiger mit weißer Schnauze mitgebracht. Schwarze Tiger sind selbst dort zu Lande so selten, daß die Eingebornen sich bei dessen Einschiffung schaarenweise hinzudrängten, um das Thier zu sehen. Er ist fünf Vierteljahr alt, 2½ Fuß hoch und 5½ lang. Während der Ueberfahrt hat er 500 Stück Geflügel und 12 Ferkel verzehrt. Uebrigens ist er sehr zahm und seinem Wärter gehorsam.

— Ein mit unerhörter Frechheit ausgeübtes Sakrilegium hat, besonders unter dem gemeinen Volk in Rom, allgemeinen Schrecken verbreitet. Aus einer Kirche am Campo Vaccino, dem ehemaligen Forum, ist die silberne Kapsel mit den konsakrirten Hostien geraubt worden. Ein Edikt des Kardinalvikars fordert die Einwohner der Stadt auf, Trauer zu tragen über dieses schreckliche Verbrechen, den Herrn um Entdeckung des Missethäters und um Abwendung des großen Uebels zu bitten. In der fraglichen Kirche selbst wurde ein Triduum verordnet.

— Seit einiger Zeit spricht man wieder mehr von Don Miguel. Es heißt, er habe große Geldunterstützungen aus dem Norden erhalten und wolle jetzt mittelst Agenten in Portugal neue Intriguen anspinnen. So viel ist gewiß, daß sich dieser gute Mann nicht mehr in der bedrängten Lage befindet, in der er sich noch vor wenig Monaten befand.

— (Unterirdischer Wald.) Bei South Stockton, in England hat man kürzlich einen sehr großen unterirdischen Wald gefunden, der fast ganz aus Eichen von ungeheurer Größe besteht. Die Bäume erscheinen oft theilweise über dem Boden, wenn der Wind und das Wasser den leichten Boden wegfegen, und dann werden sie von den Anwohnern vollends ausgegraben und an die Tischler verkauft, welche das Holz vortheilhaft zu feinen Arbeiten verwenden. Der Wald muß wenigstens hundert engl. Quadratmeilen bedeckt haben, und die Bäume, einige Fuß von ihren Wurzeln abgebrochen, liegen alle in derselben Richtung. Wenn ein Bauer einen solchen Baum heraushebt, scheint er ganz verfault, das Holz wird aber, so bald es der Luft ausgesetzt worden, sehr hart, so daß man es nicht mit gewöhnlichen Werkzeugen be-

arbeiten kann; dagegen spaltet es sich leicht und so gerade, als würde es mit der Säge durchschnitten. Wie groß die Bäume sind, kann man daraus abnehmen, daß man welche aus dem Boden gehoben hat, die 1440 Kubikfuß maßen. Ueber den Untergang des Waldes weiß auch die Sage nichts, doch ist es höchst merkwürdig, daß sich unzweifelhafte Spuren finden, daß die Hand des Menschen in diesem Walde thätig war.

— Wie einst Diogenes mit der Laterne in der Hand einen Menschen gesucht, so suchte seit einigen Tagen alle Welt mit den Zeitungen in der Hand die turkische Flotte. An einem mondhellen Abend wollte man sie in der Nähe der Insel Rhodus gesehen haben, doch schnell war ihre Spur wieder verschwunden, bis man endlich erfuhr, der Kapudan Pascha habe sie dem Vizekönig von Aegypten zu beliebiger Verfügung überliefert.

— Auf der karaibischen Insel Tabago hat sich unter den Negern der Glaube verbreitet, daß die Regierung alle, welche am Jahrestag der Freilassung noch auf den Pflanzungen arbeiten, wieder zu Sklaven machen wolle. Schaarenweis haben sie sich deshalb in die Wälder geflüchtet und Hütten und Gärten stehen leer.

— So eben hat man aus Amerika die sehr merkwürdige Zeichnung einer so zu sagen beidlebigen Maschine erhalten, welche zugleich Dampfwagen und Dampfschiff ist. Auf dem Lande fährt sie mit vier Rädern dahin, und kommt sie an einen See oder Fluß, über den sie fahren soll, so werden die Räder still gehalten, und ein Schaufelrad, das sich unten in der Mitte befindet, in Bewegung gesetzt; so fährt das Fahrzeug ohne Schwierigkeit durch das Wasser. Diese Maschine, die ein Mechaniker Namens Wheston erfunden, hat die Gestalt eines Alligators oder amerikanischen Krokodils; ihr Bau ist sehr einfach und gar nicht kostspielig und alle Theile können leicht und schnell herausgenommen werden.

— Nordamerikanischen Blättern zu Folge hat eine von New-York in die Südsee abgeschickte Expedition die Aurorainseln, zwischen den Falklandsinseln und Neu-Georgien, wieder entdeckt. Die erste Entdeckung fand im Jahre 1769 Statt; seither sind sie, da alle Nachforschungen vergeblich geblieben waren, aus mehrern Karten gestrichen worden. Es ist jetzt von den Falklandsinseln ein brittisches Schiff abgefertigt worden, um sie, so bald es die Jahreszeit erlaubt, zu untersuchen.

Zur Besorgung einer kleinen Haushaltung wird eine Person verlangt, die im Kochen, Nähen und sonstigen häuslichen Arbeiten nicht unerfahren ist. Wo? sagt auf portofreie Briefe die Expedition dieses Blattes.

Wiederholt eingegangene frankirte und unfrankirte Absagungen der Schweizerischen Volkszeitung nöthigen den Unterzeichneten zu erklären, daß ihn dieses Blatt nichts mehr angeht und er sich besonders unfrankirte Briefe in diesem Betreff ganz verbittet.

S. Landolt, Buchdrucker, in Nro. 626.

Der Wunder-Doktor im Kurort.

Ein eitler Doktor, stolz und fein,
Kuriret bis in's Herz hinein
Die zarten, schlanken Leiber
Der Jungfern und der Weiber;
Er schmeichelt ihnen, ach! so süß,
Schwatzt Einer das, der Andern dies:
Bald will er Sehnsucht wittern
An ihres Pulses Zittern,
Am Seufzer tief aus runder Brust
Erkennt er die verschwundne Lust,
Bald an den heißen Wangen
Ein zärtliches Verlangen;
Bald findet er zu kalt den Arm,
Und bald das Köpfchen nur zu warm;
Am Klopfen ihrer Herzen
Find't er den Sitz der Schmerzen.
Und bald glaubt er am Feuerblick,
Zu finden noch des Lebens Glück;
Doch ach, die matten Augen,
Zu seiner Kur nicht taugen.
"Um dich, mein liebes Kind, ist's schad!
"Nimm du nur gleich ein warmes Bad."
Dann sagt er leis mit Kichern:
"Um mich auch zu versichern,
"Daß ihr das Mittel etwas nützt,
"Muß ich, wenn sie im Bade sitzt,
"So sollte man doch meinen,
"Persönlich dort erscheinen.
"Erhitzt es allzusehr das Blut:
"So ist das warme Bad nicht gut,
"Man muß es wieder kühlen;
"Das werd' ich dann schon fühlen."
Wohl denket Manche: "Gut kurirt!
"Ich hab' es bald hernach gespürt:
"Denn gleich hat, mir zum Frommen,
"Mein Leibchen zugenommen."

Der Doktor schmunzelt dann in Bart:
"Die feineren Manieren
"Gestatten Kuren dieser Art
"Im Bade zu probiren."

Ihr fragt: "Wer ist der Wundermann?"
Geht Euch denn das so viel schon an?
Was brauch' ich ihn zu nennen!
Ihr werdet ihn wohl kennen.
Er geht so grad und stolz einher,
Als wär' ein Wilhelm Tell der Herr,
Wenn nicht der falsche Katzenblick,
Die magern Waden, spitzen Finger
Ihn wiesen, als gar viel geringer,
In's feige Schranzenthum zurück.

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau.

No. 33. 16. August 1839.

Das Alpenhorn,

ein Volksblatt

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Zweiter Jahrgang.

Wir glauben All' an Einen Hort, und beten an sein göttlich Wort.
Mag auch die Form sich neu gestalten: die Lehre selbst wird nicht veralten.

Ein spanischer Räuber.

Der Name Beltran Labradors hatte lange Zeit Schrecken in der Gegend um Madrid her verbreitet. Er begnügte sich nicht mit dem gewöhnlichen Verbrechen des Raubes und Mordes, sondern fand ein teuflisches Vergnügen darin, seine Opfer auf das Gräßlichste zu quälen. Alle Erfindungen der Bösewichte, die unter dem Namen chaufleurs während der Revolution in Frankreich so entsetzliche Grausamkeiten begingen, waren armselig und gewöhnlich in Vergleich mit seinen raffinirten Mitteln, den Todeskampf der Unglücklichen zu verlängern, die ihm in die Hände fielen. An der Spitze einer Bande ihm gleich rücksichtsloser Menschen überfiel er unerwartet die nichts ahnenden Bewohner irgend eines friedlichen Hauses und verschwand, nachdem er geplündert und gemordet hatte, ohne eine Spur von seinen Fußstapfen zu hinterlassen. Seine Sicherheit lag ohne Zweifel in seiner alles vernichtenden Handlungsweise; denn er pflegte nie einen Zeugen seiner Verbrechen am Leben zu lassen.

In dem Dorfe Alameda del Valle bei Madrid lebte ein achtbarer Landmann mit Namen Ramon Espinosa, der für wohlhabend galt und in seinem Hause eine Summe Geld haben sollte. Er lebte mit seiner Frau, seiner Tochter und seinem Sohne, einem Kinde von 8 Jahren, in einem Hause, das etwas entfernt von den andern Häusern des Dorfes stand. Eines Tages hatte er einige Apfelsinen mit nach Hause gebracht und legte sie, damit sein Knabe sie nicht erreichen könne, auf einen großen Schrank, der in der Küche stand; aber dadurch ließ sich der Appetit des Knaben nicht abschrecken. Abends, als er auf einige Augenblicke allein war, fieng er an, an dem Schranke hinauf zu klettern, um die Apfelsinen zu erlangen, und er hatte sie eben erreicht, als er die Thüre öffnen hörte. Da er ertappt zu werden fürchtete und doch nicht mehr so viel Zeit hatte, herunter zu steigen, so legte er sich oben auf den Schrank platt auf den Bauch und der Aufsatz am Rande hin verbarg ihn. Seine Mutter und Schwester kamen herein und bemerkten seine Abwesenheit, blieben aber unbesorgt, da sie glaubten, er sei zu einem Nachbar gegangen. Sie wollten ihn eben holen, als sie an der Thüre pochen hörten. Beide eilten, um aufzumachen; sogleich drangen drei maskirte und bewaffnete Männer herein, ergriffen sie und drohten mit augenblicklichem Tode, wenn sie einen einzigen Laut von sich gäben. Die Bösewichter befahlen sodann den Frauen mit schrecklichen Drohungen und Verwünschungen, ihnen die Stelle zu zeigen, wo Ramon sein Geld habe. Entweder war kein Geld im Hause, oder die Frauenzimmer wußten nicht, wo es sich befand; sie betheuerten also, nichts davon zu wissen. Da schlugen die Räuber unbarmherzig auf die Unglücklichen los und suchten überall selbst in dem Schranke, auf welchem das arme Kind lag und zitterte, ohne jedoch den Gegenstand ihres Suchens zu finden. Diese Täuschung brachte sie noch mehr auf. Labrador fand eine Zange und bediente sich derselben als Folterwerkzeug, um die Frauenzimmer zum Geständniß zu bewegen. Sie betheuerten fortwährend, von keinem Gelde im Hause etwas zu wissen; da legte der Räuber die Zange in's Feuer, ließ sie glühend werden und riß damit den Unglücklichen große Stücke Fleisch vom Leibe. Selbst die gräßlichste Grausamkeit verfehlte ihren Zweck. Die unglücklichen Frauenzimmer konnten blos jammern, daß sie nichts zu sagen hätten. Um das Trauerspiel zu vervollständigen, stellte der Bösewicht ein Gefäß mit Oel über das Feuer und goß dann die kochende Flüssigkeit über die zartesten Theile ihres Körpers, bis sie in übergroßem Schmerze den Geist aufgaben.

Die Räuber, die nun ohne Zeugen zu sein glaubten, begannen zu plündern, nachdem sie vorher ihre Masken abgenommen hatten, so daß der Knabe, welcher der Nachsuchung fast wie durch ein Wunder entgangen war und den ganzen gräßlichen Auftritt mit angesehen hatte, ihre häßlichen Gesichter sehen konnte. Sie packten das Werthvollste, was sie finden konnten, zusammen und entfernten sich.

Das arme Kind, das vor Schreck und Trauer halb todt war, kroch nun aus seinem Verstecke herunter und machte Lärm. Es wurde den Räubern und Mördern sogleich nachgesetzt, aber vergeblich. Man überzeugte sich, daß sie sich nach Madrid gewendet hatten, aber an dem Thore der Stadt verlor man jede Spur von ihnen. Man übergab der Polizei eine Beschreibung der Personen und ihrer Pferde: man suchte in allen Wirthshäusern und Ställen nach, aber lange war jede Nachforschung vergebens.

Endlich in der Nacht des 19. Novembers 1836 bemerkte Don Francisco Huerta, der Kommandant der Stadtpatrouille, als er die Runde machte und in der Traveſſa del Conſervatorio hinging, an der Thüre eines gewiſſen Gallei el Catalan, eines Maurers, etwas Pferdemiſt und Stroh, was nicht weggekehrt worden war. Der Kommandant begab ſich ſogleich in das Haus hinein, um dem Manne einen Verweis wegen dieſer Nachläſſigkeit zu geben; Catalan behauptete aber, er habe keine Pferde in ſeinem Hauſe. Dieſe Ableugnung ſchien verdächtig zu ſein, und als man in ihn drang und der Kommandant ihm drohte, geſtand der Mann endlich, er habe drei Pferde in ſeinem Stalle, zu dem er den Schlüſſel hergab. Man erkannte in den Pferden ſogleich die beſchriebenen der Räuber, und Catalan erklärte nach einiger Zögerung, eines davon gehöre Joſe Perez, einem Galizier, der in der Panaderos-Straße Nr. 14 im zweiten Stocke wohne, das andre dem Leandro Portigio in der St. Brigitten-Straße, und das dritte einem Catalonier, deſſen Wohnung ihm nicht bekannt ſei. Er ſetzte hinzu, die Leute wären vor vierzehn Tagen mit ihren Pferden von dem Lande zurückgekommen und ſie machten häufig Reiſen.

Als man dieſe Nachweiſungen erhalten hatte, begab ſich Huerta ſogleich in die Wohnung des Joſe Perez, den er verhaftete. Perez leugnete, ein Pferd zu haben; ſein Diener geſtand dies aber zu. Er wurde in das Gefängniß gebracht und die Unterſuchung begann. Er erklärte, Joſe Perez zu heißen und aus Oviedo gebürtig zu ſein. Man durchſuchte alle Kirchenbücher dieſer Stadt und der Umgegend, fand aber keinen ſolchen Namen darin; ſpäter erkannten mehrere Perſonen in ihm den berüchtigten Räuber Baltran Labrador, der ein Franzoſe von Geburt und ein Klempner von Gewerbe ſein ſollte. Man ermittelte auch, daß er früher ein Mal zu vier Jahren, und ein ander Mal zu zehn Jahren Gefängnißſtrafe verurtheilt worden war, jedes Mal aber Gelegenheit gefunden hatte, zu entkommen. Jetzt aber war ſeine blutige Laufbahn beendet und er wurde verurtheilt, erwürgt zu werden. Am 27. October vorigen Jahres wurde das Urtheil vollzogen.

Das Schickſal dieſes Menſchen erregte das Mitleid nicht, das man gemeiniglich ſelbſt für große Verbrecher empfindet, wenn ſie auf dem Punkte ſtehen, ihre Verbrechen durch einen ſchmachvollen Tod zu büßen. Sein wildes Geſicht erregte Abſcheu; ſeine kleinen tiefliegenden Augen funkelten mit beſonderm Glanze, und ſein ganzes Weſen zeigte jene rohe Gleichgültigkeit, welche bewies, daß er jedes rohe Verbrechen ohne Reue zu begehen im Stande ſei.

Selbſt in ſeinen letzten Stunden blieb er ſich treu. Als man ihm das Urtheil im Gefängniß vorlas, rauchte er mit großer Ruhe weiter und hörte es gleichgültig bis zu Ende an. Nach einigen Augenblicken erklärte er, er ſei kein Franzoſe, ſondern in Orenſe geboren, und fluchte einige Male, bald aber beruhigte er ſich vollkommen wieder. Es kam ein Geiſtlicher zu ihm, der ihn zur Reue und Buße ermahnte. „Buße!“ antwortete er lachend; „was hilft mir die? ich werde nicht mehr ſündigen, denn man läßt mir keine Zeit mehr dazu.“ Der Geiſtliche ſchilderte ihm die ewige Qual der Verdammten. „Ich hoffe,“ antwortete er, „man rechnet mir dort die zwei Jahre ab, welche ich hier im Gefängniß geſeſſen habe, denn hier“ ſetzte er lachend hinzu, „bin ich wirklich in der Hölle geweſen und habe ſelbſt den Teufel geſehen.“

Am Tage vor der Hinrichtung befand er ſich in etwas beſſerer Stimmung. Er beichtete ſeine Verbrechen und erzählte eine entſetzliche Reihe von Schandthaten. Der Geiſtliche verſuchte ihn zu überreden, eine Frau zu heirathen, mit der er lange gelebt und von welcher er eine bereits ſechszehn Jahre alte Tochter hatte. Er weigerte ſich deſſen hartnäckig und gab erſt ſeine Einwilligung, als er auf das Schaffott geführt werden ſollte. Man erlangte einen Aufſchub von einigen Stunden, ließ einen Notar holen, die Trauung wurde vollzogen und der Trauſchein ausgeſtellt. Dieſe Feierlichkeit ſchien einigen Eindruck auf die Seele des Böſewichts zu machen und er erklärte nun, er heiße eigentlich Bertrand Buc und ſtamme aus einem kleinen Dorfe in Frankreich.

Nach dem Schaffott gieng er mit feſtem Tritte und vollkommen ruhigem Geſichte. Er nahm Abſchied von ſeinen Gefängnißgefährten und erſuchte ſie, für ihn zu beten und ein «salve» zur Ruhe ſeiner Seele zu ſagen. Als man ihn auf den Eſel hob (nach der Art, wie in Spanien die Verbrecher nach dem Richtplatze gebracht werden), ſetzte er ſich ſo bequem als möglich und ſagte zu ſeiner Bedeckung: „Nun, meine Herren, vorwärts, wenn es gefällig iſt.“ So blieb er bis zum letzten Augenblicke und hielt, ohne daß ſich in ſeinen Zügen die geringſte Veränderung ausſprach, dem Nachrichter den Nacken hin.

Er ſtarb mit einem Muthe und einer Feſtigkeit, die eines Märtyrers einer großen oder heiligen Sache würdig geweſen wären.

Komiſche Wuth.

Berthier vermochte nie in ſeinem Leben ein einziges Wort in einer fremden Sprache zu lernen. Dies gieng ſo weit, daß er in Aegypten nicht einmal das Wort «para» behalten konnte. Er lernte es zwar, aber wenn er es anwenden ſollte, hatte er es jeder Zeit wieder vergeſſen.

Eines Tages in Mailand bedurfte Berthier ſogleich eines Schneiders und befahl ſeinem Bedienten, ihm einen zu holen. Der Bediente verſtand kein Wort Italieniſch und machte ſeinem Herrn bemerklich, er würde ſich in der Stadt nicht zurecht finden können, und man müſſe daher den Lohnbedienten abwarten. Berthier war nicht nur lebhaft, ſondern auch aufbrauſend, beſonders wenn er auf der Stelle etwas haben wollte. „Du biſt ein Dummkopf,“ fuhr er den Bedienten an; „laß die Wirthin heraufkommen.“ —

Der Bediente brachte die Locandiera bei dem Aermel herbeigeführt, denn ſie verſtand kein Wort Franzöſiſch oder wollte es vielmehr nicht verſtehen.

„Madame,“ ſagte Berthier ſtotternd, wie ihm zuweilen begegnete, wenn er etwas recht eifrig ſagen wollte. „Madame, ich wünſche einen Schneider zu haben.“ —

Die Locandiera ſah ihn an, antwortete aber nicht. — „Madame,“ wiederholte nun Berthier laut ſchreiend, als verſtände ſie ihn dadurch beſſer: „ich wünſche einen Schneider zu haben!“ — Noch immer ſieht die Frau ihn ſchweigend an, dies Mal aber lächelnd und den Kopf ſchüttlnd, wie zum Zeichen, daß ſie ihn nicht verſtehe. — «Par bleu» ſagte Berthier; „das iſt etwas ſtark! Wie? Sie wiſſen nicht, was ein Schneider iſt?“ Hierauf nahm er den Schoß ſeines Rockes und den vom Rocke ſeines Bedienten, rieb ſie und ſchrie noch lauter: „Ein Schneider! Mein Gott, ein Schneider!“

Die Locandiera, welche von dem Lächeln in ein lautes Gelächter

übergegangen war, glaubte, ihr Miethsmann sei verrückt geworden, und rief nun ihrerseits aus vollem Halse: „Er ist verrückt, der theure General! beim Haupt des heiligen Paskal! er ist verrückt.“ — Zwei Kellner liefen auf den wüthenden Lärm herbei, den Berthier, ihre Gebieterin und der Kammerdiener machten, aber sie brachten die Angelegenheit auch nicht besser in Gang.

„Ich wollte Berthier besuchen,“ erzählt Junot, „schon am Fuße der Treppe hörte ich einen furchtbaren Lärm, und konnte nicht begreifen, was in seinem Zimmer vorgehe; ich eilte, hinauf zukommen, weil ich glaubte, daß er eines bewaffneten Freundes bedürfen könne. Als ich in das Zimmer trat, fand ich ihn roth wie eine Granate, die Augen stark zum Kopfe herausgetreten, auf und niederrennen und dabei unablässig stottern „Ein Schneider! ein Schneider! es ist, um mich verrückt zu machen, daß sie ihn nicht holen. Sie verstehen mich recht gut!“ — Um sich besser verständlich zu machen, hatte er seinen Rock ausgezogen, und rieb ihn wie ein Verrückter. Als ich eintrat, warf er ihn zu Boden, eilte auf die Locandiera zu, ergriff sie am Arme, zog sie mit Gewalt an sich und sagte: „Da bleib stehen, alte Sibylle!“ dann seine Hände reibend, welche, wie man weiß, nicht schön waren waren: „Was? Du weißt nicht, was ein Schneider ist?“ Hiebei bewegte er seine kleinen dicken Finger, als wenn er etwas schnitte, und wiederholte zugleich wie in Verzweiflung: „Schneider! — Schneider!“

Als er Junot erblickte, glaubte er den Messias zu sehen. Man verständigte sich nun, und als er das Wort «sartore» vernahm, sagte er, seinen Rock wieder anziehend und sich die Stirn trocknend: „das verlohnte sich auch der Mühe, mich so schreien zu lassen.“

Der dankbare Sohn.

Der Husarenmajor von Kordshagen war der einzige Sohn unbemittelter Eltern, die sich im Dorfe Spornitz von einem kleinen Ackergute nothdürftig ernährten. Beim Ausbruch des ersten schles. Krieges zog er mit dem Zietenschen Regiment als gemeiner Husar zu Felde. Ordnung im Dienste und ein musterhaftes Betragen empfahlen ihn bald zum Unteroffizier; ausgezeichneter Muth, kühne Entschlossenheit und andere kriegerische Talente führten ihn während des siebenjährigen Krieges auf die höheren Stufen des militärischen Ranges. Mit Vergnügen finden wir in den hinterlassenen Werken des königlichen Regenten den Lieutenant Kordshagen als einen der tapfersten Offiziere des berühmten Leibhusaren-Regiments ausgezeichnet. Nach dem Frieden kehrte er als Rittmeister und Inhaber einer Schwadron, mit dem Verdienstorden geziert, in das Standquartier zurück. Von der Anwesenheit seiner alten geliebten Eltern, aus deren Stande er mit so vieler Würde hervortrat, wurde er sehr angenehm überrascht, indem sie ihn auf dem Markte erwarteten. Er sprang vom Pferde und umarmte sie herzlich. Schon als Unteroffizier hatte er angefangen, die Eltern von dem kleinen Solde zu unterstützen; jetzt nahm er sie in seine Wohnung auf, gab ihnen die im Alter nöthigen Bequemlichkeiten und zog sie täglich an die Tafel. — Es ist nicht selten, daß edle Handlungen falsch beurtheilt oder gar getadelt werden. So fand der vornehme Stand auch das offene Betragen des Rittmeisters gegen seine Eltern äußerst unanständig und pöbelhaft, besonders deshalb, weil er sie in Gegenwart der Offiziere mit zur Tafel zog. — Dieser niedrige Tadel wurde endlich so laut, daß ihn der General erfuhr. Dieser benachrichtigte den Rittmeister, daß er an einem bestimmten Tage seine Schwadron mustern und bei ihm absteigen werde. Die Musterung fiel zur völligen Zufriedenheit des Generals aus. Die bei der Schwadron stehenden Offiziere versammelten sich in dem Hause des Rittmeisters; man wollte sich eben zur Tafel setzen, als der General sich nach den Eltern erkundigte und es auffallend fand, daß sie nicht in der Gesellschaft waren. Die Entschuldigung des Sohnes wurde nicht angenommen; die Alten erschienen in gewöhnlicher ländlicher Tracht, der General empfing sie zuvorkommend, unterhielt sich mit ihnen und sie mußten an seiner Seite bei der Tafel Platz nehmen. Die erste Gesundheit, die er ausbrachte: „Auf das Wohl der würdigen Eltern eines so braven Sohnes.“ Die hierin liegende Deutung wurde verstanden und seitdem verstummte der niedrige Tadel. — Bald nachher bei Gelegenheit einer Revüe wurde Kordshagen zur königlichen Tafel gezogen. Hier befand er sich in Gesellschaft von ausgezeichneten Stabsoffizieren, unter den Augen des großen Königs. — „Aus welchem Hause stammt Er, mein lieber Kordshagen?“ fragte ihn der Monarch, wahrscheinlich um seine Gesinnungen zu prüfen. — „Aus gar keinem, Ihre Majestät; meine Eltern sind arme, aber ehrliche Bauersleute; dennoch möchte sie um Alles in der Welt mit keinen andern vertauschen,“ erwiderte Jener. — „Das heißt edel gedacht,“ sagte Friedrich: „ein solcher Sohn verdient geadelt zu werden.“ — Kordshagen wurde seiner Verdienste wegen bald hernach in den Adelstand erhoben und mit Gütern beschenkt. — Er starb im fünfzigsten Jahre seines Lebens. Sein einziger Sohn zeichnete sich im deutschen Freiheitskriege ebenfalls rühmlich aus.

Der Damen Hausarzt.

Die Frauen sind die besten Krankenpflegerinnen, so wie die besten unter ihnen just die kränksten sind; sie leiden am heftigsten Nervenübel, am Gefühl. Eine edle Frau scheint nur dazu geboren, um sich selbst Leiden zu schaffen und andern weg zu schaffen. Die Bewußtlosigkeit alles körperlichen Gefühls ist das Wohlbefinden; Frauen existiren aber nur, so lange sie fühlen; sobald sie dies aufhören, werden sie entweder Koketten oder Amazonen.

Für Alltags-Frauen, von denen sieben noch nicht eine ausmachen, Eine aber dem Manne so viel zu schaffen macht, wie sieben, woher der Ausdruck: eine böse Sieben — ist folgende die beste Haus-Apotheke.

Sämmtliche Leserinnen gehören nicht zu diesem Schlage, sonst würden sie bereits diesen Aufsatz überschlagen haben und weiter lesen. Da sie sich aber durchaus nicht be- oder getroffen fühlen, so lesen sie ruhig weiter, wenn sie nicht laut auflachen.

Die einzigen Arzneien, die solchen Alltäglichen mehr nützen als schaden, sind Kleider.

Nach den Naturforschern verlängert das Wechseln der Federn das Leben der Vögel. Wie oft macht auch ein neues Kleidungsstück ein kränkelndes Weib gesund.

Sie liegt eben in Krämpfen, der Schneider bringt einen neuen Ballanzug. Vorher sind bereits sechs Boten ausgesendet worden, den Doktor herbei zu holen. Sie hat in ihren Konvulsionen geschrieen: den Doktor schaff' ich ab, der läßt mich ja sterben!

Jetzt will der Doktor, ganz erhitzt vom ſchnellen Laufen, in's Zimmer. Es iſt verſchloſſen. Madame probirt das neue Kleid an.

Nach langem Warten empfängt ſie ihn in voller Galla.

Madame, Sie ſind krank?

Wie ſteht mir das Kleid, Doktor? werde ich mich darin heute Abend auf dem Balle würdig repräſentiren?

Sie werden doch nicht in dem angegriffenen Zuſtand auf den Ball gehen?

Das iſt meine Sache, lieber Doktor! reden Sie nur mit meinem Manne wegen der Badereiſe. Sie iſt mir ſehr nöthig, verſtehen Sie, Doktor? es iſt mein Tod, wenn ich nicht in's Bad reiſe; die Schwäche in den Füßen, ich kann nicht gehen, nicht ſtehen! Denken Sie, Doktor, ich bin für heute Abend ſchon zu allen Tänzen engagirt! Wie manches junge Kind wird darüber grün und gelb vor Neid werden!

Nicht gehen und ſtehen, und doch tanzen?! —

Doktor, wie weit ſind Sie noch in der Kultur zurück! Wiſſen Sie nicht, daß Tanzen gar nicht anſtrengt? Auf einem Balle ſchimmeln, das iſt der ſchrecklichſte der Schrecken! Dann kommt man todtmüde und todtkrank nach Hauſe. Doch das Bad nicht zu vergeſſen. Kiſſingen iſt jetzt in der Mode! Sagen Sie nur einmal, Dokterchen, worüber muß man klagen, wenn einem Kiſſingen gut thun ſoll? –

(Die Antwort des Doktors läßt der Verfaſſer weg, aus Furcht, ſein eigener Schatz könnte ſie eines Mals leſen.)

Hätte der tüchtigſte Arzt wohl hier ſo raſch wirken können, wie der Schneider?

Szene aus dem ſpaniſchen Bürgerkrieg.

Zwei Töchter des karliſtiſchen Chefs Zavala, waren in die Hände der Chriſtinos gefallen, welche Bilbao beſetzt hielten. Sie bedienten ſich bei den täglichen Scharmützeln, welche ſie mit den feindlichen Tirailleurs hatten, der beiden Mädchen ſchändlicher Weiſe als Schild, indem ſie ſie ſtets mit ſich nahmen. Auch wagte Zavala nie ſeine Soldaten auf ſeine geliebten Kinder feuern zu laſſen, ſondern zog ſich ſtets vor dieſem Schreckbild zurück. Man kann leicht denken, in welch peinlicher Lage er ſich befand. Auf der einen Seite zwang ihn das Vatergefühl zurückzuweichen, während ihn auf der andern die Vorwürfe ſeiner Leute zum Kampfe trieben. Der Unglückliche war in Verzweiflung. Nach langem furchtbarem Kampfe faßte er endlich einen Entſchluß, und nachdem er ſeine Leute in halbem Wahnſinn haranguirt hatte, legte er ſie in ein Gebüſch, das zwiſchen dem Dorfe Guernica und dem Meer ſich ausdehnt, in Hinterhalt. Bald hievon benachrichtigt, rückten die Chriſtinos auf der Landſtraße vor, wie gewöhnlich die beiden Mädchen an der Spitze. Unnütze Vorſicht. Feſt entſchloſſen, ſeiner grauſamen Lage ein Ende zu machen, befahl Zavala ſeinen Leuten zu feuern. Seine Stimme blieb feſt, obſchon ſeine Augen ſich mit Thränen füllten. Auf die Unordnung, welche in Folge des unerwarteten Feuerns in die feindlichen Reihen einriß, gab er ſelbſt das Zeichen zum Angriff mit dem Säbel in der Fauſt. Zwei von den Chriſtinos, welche den beiden Mädchen zur Seite giengen, waren gefallen, die Mädchen aber, durch eine Fügung des Himmels, unverletzt geblieben, und ſo der ſchönſte Preis des Sieges. Ueberraſcht, beſtürzt, auseinander geſprengt, eilten die Chriſtinos, ſo gut ſie konnten in die Stadt zurück, während der unglückliche Vater in den Umarmungen ſeiner Kinder die Angſt vergaß, die ihn ſo lange in Unthätigkeit gehalten hatte.

Napoleon und der Rekrut.

Napoleon pflegte dann und wann das Vaudeville-Theater in Paris zu beſuchen, aber ſtets im einfachen Ueberrocke und im ſtrengſten Inkognito, weßhalb die Schildwachen auch die geſchärfte Ordre erhielten, niemal vor dem Kaiſer, wenn ſie ihn erkennen ſollten, zu präſentiren. Als er eines Abends der Vorſtellung „Fanchon" beigewohnt hatte, und ſich nach ſeiner Gewohnheit, vor gänzlicher Beendigung des Stückes entfernte, um mit dem General Duroc zu Fuße nach den Tuilerieen zurückzukehren, vergaß ein junger Soldat, der am Ausgange Schildwache ſtand, bei dem plötzlichen Anblicke des Kaiſers die erhaltene Ordre und präſentirte. „Wem ſalutirſt Du da?" fuhr ihn Napoleon zornig an. — „Doch nicht Euch, zum Henker!" entgegnete ſchnell gefaßt der Soldat; Euch kenne ich nicht, wohl aber meinen General, vor dem wir vor zwei Tagen Revue paſſiren mußten," wobei er auf Duroc deutete. — „Das mag hingehen, antwortete Napoleon, indem er den Soldat mit milderen Blicken maß, ſich nach ſeinem Namen und der Nummer ſeines Regiments erkundigte, ihm freundlich zunickte und ſich mit dem Generaladjutanten entfernte. „Der kleine Korporal glaubte mich zu verblüffen," ſagte der Soldat zu den Umſtehenden, „aber sacre bleu! unſer Einer hat auch Geiſtesgegenwart, wenn man gleich nur Gemeiner iſt." — Vierzehn Tage ſpäter war der entſchloſſene Soldat Offizier der Garde.

Wer iſt der Nachfolger?

Peter der Große war über den Tod ſeines Sohnes Peter, von Katharine I. ſo betrübt, daß er ſich in Peterhof mit dem Vorſatze einſchloß, ſich zu Tode zu hungern. Er verbot Jedermann, wer es auch ſei, bei Todesſtrafe, ihn in ſeiner Einſamkeit zu ſtören.

Dieſer verzweifelte Entſchluß veranlaßte den Staat, ſich zu verſammeln, um darüber zu berathen, was unter dieſen Umſtänden zu unternehmen ſei. Doch der Fürſt Dolgorucki beruhigte die Senatoren, indem er verſicherte, er wolle den Zaren aus ſeiner Klauſur treiben und ihn anderes Sinnes machen. Er begab ſich daher zu dem Zimmer, in welches ſich Peter eingeſchloſſen hatte, und pochte an die Thür.

„Wer Du auch ſeiſt," ſchrie der Zar mit wüthender Stimme, „entflieh augenblicklich, oder ich jage Dir eine Kugel durch den Kopf."

"Oeffnet," ſagte Dolgorucki mit feſtem Tone, „es iſt eine Deputation des Senats, welcher Euch fragen läßt, wen Ihr zu Eurem Nachfolger erwählt, da Ihr auf den Thron Verzicht geleiſtet habt."

Durch den muthigen Eifer Dolgoruckis ergriffen, öffnete Peter jetzt die Thür, umarmte den treuen Diener, und ergriff auf's Neue die Zügel der Staatsregierung.

Logogryph.

Fünfe durchſchneiden die Erde,
Viere durchſchneiden die Luft,
Ehrliche Leute bethörte
Oefters mit Dreien der Schuft.

No. 33.

DAS POSTHÖRNCHEN.

16. Aug. 1839.

Eine Wochenschrift
für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Alpenhorn mit Posthörnchen zusammen können für 7½ Batzen vierteljährliche Vorausbezahlung auf allen löbl. Postämtern des Kantons Aargau franko bezogen werden. Inserate, frankirt zugesendet, werden unter Verantwortlichkeit des Einsenders gegen Vergütung von 5 Rappen per Zeile aufgenommen; interessante oder erheiternde Mittheilungen mit Verschwiegenheit und Dank.

Tagesbegebenheiten.

Schweiz.

— Der beliebte französische Feuilletonist Briffault, veranlaßt durch mehrere in öffentlichen Blättern erschienene Lebensnachrichten von der bekannten jungen Schauspielerin Dem. Rachel, die, obgleich jüdischer Abkunft, gegenwärtig in Paris so großes Aufsehen erregt, meldet: daß dieselbe keineswegs in Frankreich, wie man behauptet habe, sondern zu Mumpf (im Französischen ist dieser Ortsname zu „Munf“ verhunzt), im Kanton Aargau, (Briffault schreibt „Aarau,“) am 4. Merz 1820 geboren worden sei.

— Jüngsthin ist es dem Aarauer Publikum bei Ansicht der in einem Kurs sich zu Offizieren heranbildenden Kadetten mit einem derselben gegangen, wie weilend den Pommerschen Bauren, als diese in dem berühmten Begleiter Friedrichs des Großen seinen Leibaffen zu erblicken glaubten, und die hohe Militärkommission, die es sonst bei Brevetirung nie so gar genau nehmen kann, scheint den Wahn mit dem Publikum getheilt zu haben, da sie den Possierlichen nicht zum Offizier zu erheben für gut fand.

— Am 9. August kam bei der Tagsatzung §. 30 über den freien Verkehr im Innern der Eidsgenossenschaft, das heißt, die Reklamation von Neuenburg und Waadt gegen das Berner Ohmgeld an die Tagesordnung. Spreche man aber der Tagsatzung nur Nichts vom freien Verkehr, viel besser von freiem Umkehren, das geht schon, der freie Verkehr aber nicht, weil 22 Interesse demselben das Loch versperren. Darum wurde dieser Gegenstand auch dies Jahr um keine Linie weiter gebracht. Wir brauchen die Abstimmung nur nicht anzuführen.

— Das Naturalienkabinet der bündenschen evangel. Kantonsschule, welches vor einiger Zeit mit sehr werthvollen Mineralien aus Mexiko bereichert worden ist, hat in der jüngsten Zeit einen nicht minder wichtigen und interessanten Zuwachs aus Nordamerika erhalten. Er besteht aus 48 Handstücken aus dem östlichen Abhange der blauen Berge, und enthält meistens Erze (Golderze, Silbererze, Bleierze, Zinkerze, Kupfererze und Eisenerze) nebst andern charakteristischen Mineralien und Versteinerungen. Als ein Stück von sehr seltenem Vorkommen verdient hier erwähnt zu werden der goldreiche poröse Quarz aus Virginien. Bei diesen Mineralien befindet sich auch eine Kapsel mit Staub und Erde von des großen Washingtons Grab, ein Andenken für die Schüler der Kantonsschule.

— Avers bricht ein Marmor, welcher, nach den vorliegenden Stücken zu urtheilen, sich durch Reinheit, Feinheit des Korns, seine schöne weiße Farbe und leichte Bearbeitbarkeit ganz vorzüglich auszeichnet. Ob das Lager blos Architektur-Marmor, oder auch Statuenmarmor liefert, wissen wir nicht; es scheint derselbe aber doch bauwürdig zu sein, da sich in Schams eine Gesellschaft bilden wird, welche beabsichtigt, diesen Marmor auszubeuten.

— Nicht blos für die Engerlinge, auch für die radikalen Zeitungen scheint es heuer ein gefährliches Jahr zu sein, denn schon wieder mußte eine solche aus Mangel an Mitarbeitern und Abonnenten ihren unrühmlichen Lebenslauf enden. Es ist dies die in Luzern erschienene berüchtigte Fischer'sche „Kirchenzeitung für Deutschland und die Schweiz.“ Niemand wird dieser unkirchlichen Mißgeburt eine Thräne nachweinen, als etwa der bekannte Expater Sebastian in Zürich. Wahrheitsfreund. — Wir müssen diesem Blatte darin vollkommen beipflichten. Unkirchlich war die Zeitung, wenn man nämlich unter Kirche „die römische Hierarchie oder Priesterherrschaft“ versteht, doch nicht unchristlich.

— In St. Gallen hat in den letzten Tagen eine Art Andelfinger Geschichte, bei der jedoch nicht das Fleisch, sondern das Brod die Giftrolle übernahm, die Stadt-

polizei v. St. Gallen beschäftigt. Mehrere Personen, die das Brod von Bäcker J. B. G... bezogen, wurden von heftigem Bauch- und Kopfschmerzen, Schwindel ꝛc. befallen und hatten ärztliche Hulfe von Nöthen. Die betroffenen Patienten wurden indeß bald wieder hergestellt. Das G....sche Brod, das neugebacken ein schönes Aussehen hatte, begann schon am zweiten Tag unschmackhaft zu werden und gieng am dritten in eine Art Fäulnißzustand über. Es wurde zäh, klebrig und stinkend, gleich verdorbenem Kleister oder Käse. Die Ursache schien weniger im Mehl als in dem verdorbenen Sauerteig (Hebel) zu liegen. Der Bäcker mochte statt Hebel kohlensaures Ammoniak zum Backen genommen haben, was bei ganz kleinen Backwerken angehen mag, bei großen Broden sich aber als höchst schädlich erzeigt.

Ausland.

— In Welzheim (Würtemberg) ereigneten sich kürzlich zwei schnelle Todesfälle junger Mädchen, in Folge unvorsichtig abgeheilter Krätze. Beide wurden mit sogenannter Pfannenbutter geschmiert und verfielen alsogleich in ein Nervenfieber, welches ihrem Leben in wenigen Tagen ein Ende machte.

— In der Nähe der Stadt Frankfurt sind dieser Tage einige schaudererregende Mordthaten begangen worden. Einem östreichischen Militär wurde die Zunge aus dem Halse gerissen, und man fand ihn halb entseelt auf dem Wege nach Isenburg; auch ein Handwerksbursche wurde zwischen den kleinen in der Nähe gelegenen Orten Bockenheim und Rödelheim auf eine fürchterliche Weise mit einem Hammer ermordet.

— Nach der Linzer Zeitung hat am 21. Juli in Ober-Oestreich ein sehr verheerendes Hagelwetter die Stadt Wels und deren Umgegend heimgesucht. Es bedeckte eine Strecke von mehr als 10 östr. Meilen in die Länge und gegen 3 Stunden in die Breite. Neben der Zerstörung aller Feldfrüchte wurden Tausende von Bäumen entästet, zerbrochen, ausgerissen oder entschält. An mehrern Orten brach Feuer aus; Tags darauf in Wels selbst, jedoch ohne bedeutenden Schaden.

— Belgischen Zeitungen zufolge ist der Schaden, den die Gewitterstürme in den Gegenden von Antwerpen, Lüttich und Arlon angerichtet haben, unermeßlich.

— Das belgische Ministerium erhielt von der französischen Regierung eine inhaltschwere Note, worin die Letztere sehr dringend 65 Millionen Francs Entschädigung für die Kosten der bewaffneten Intervention vom Jahre 1832 verlangt. Die Note erklärt, daß, falls diese Kosten nicht sofort zurückgezahlt würden, Frankreich den Einfuhrzoll auf belgische Producte vierfach erhöhen würde.

— Am 27. Juli stürzte in Rom ein Theil des Klosters Nunziatina ein und begrub unter seinen Trümmern neun Nonnen, von denen nur drei wieder gerettet werden konnten. Tags darauf stürzte ein volles Kornmagazin zusammen. — Die päpstlichen Finanzen haben sich, seitdem der Lumpenhandel vortheilhafter verpachtet ist und besser besorgt wird, um ein Bedeutendes verbessert.

— Das am 21. Juli in Peterhof gefeierte Fest hat leider in Folge eines dabei eingetretenen Naturereignisses ein sehr beklagenswerthes Ende genommen. Um 4 Uhr Nachmittags erhob sich ein orkanartiger Gewittersturm, welcher eine große Zahl von Kähnen und größern Fahrzeugen im Meerbusen umwarf, wobei wohl tausend Menschen ihr Grab in den Wellen gefunden. Abergläubige könnten dies für eine böse Vorbedeutung halten.

— Die russische Flotte ist in die Dardanellen eingelaufen und hat 16,000 Mann bei Konstantinopel an's Land gesetzt. Die Generale Grabbe und Najewski, zu Anapa, haben Befehl erhalten, ihre beiderseitigen Armeecorps gegen Erzerum marschiren zu lassen. Der Kavalleriegeneral Roth hat alle Truppen, welche in Odessa und der Umgegend stehen, eingeschifft und nach Konstantinopel geschickt.

— Kaiser Niklaus hat viele Güter verurtheilter Polen an russische Generale verschenkt, mit der Bedingung, daß sie ihre Kinder in der griechischen Konfession erziehen lassen, da Viele der Beschenkten der evangelischen Kirche angehören. General Manderstierna in Mitau hat diese Schenkung abgelehnt.

— Neulich wurde an der Küste von Albanien, zwischen den beiden Flüssen Drino und Mati, ein im Adriatischen- und Mittelmeere ganz unbekanntes Seethier von ungeheurer Größe gefunden. Nur halb noch lebend wurde dieses dem Wallfische ähnliche Ungeheuer an das Ufer geschleudert, wo es ganz eigenthümliche, weithin hörbare Töne ausgestoßen und dadurch die Bewohner des Gebirges und der Gegend von Mati herbeigelockt hatte. Es währte lange, bis sich der Held gefunden, der es wagte, des Thieres Kopf mit einem Beile zu spalten. Darnach hat man den mächtigen Leib zerhauen, zersagt und zerrissen, ohne selbst das Gerippe zu schonen. Des Thieres Kopf allein gab für drei Packpferde volle Ladung. Der Rückgrat wurde zersägt und ein Stück davon als Denkwürdigkeit über dem großen Festungsthore von Scutarie aufgehängt. Ein Kieferknochen den man Einsender dieses überlassen, mißt in der Länge 8½ und an seiner breitesten Stelle 5½ Spannen.

Bei'm Verleger dieses Blattes ist stückweise zu 1 Bz., dutzendweise zu 6 Bz. zu haben.

Aeußerst merkwürdige und schauerliche Prophezeihung auf das Jahr 1840. Von dem dreiundneunzigjährigen Hauptmann Laroche, an seinem Sterbetage Lichtmeß 1839. In 39 Versen. Aus dem Französischen treu übertragen.

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau.

No. 34. 23. August 1839.

Das Alpenhorn,

ein Volksblatt

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Zweiter Jahrgang.

's isch besser, 's göih es bitzli ruuch, as z'spitzig oder z'fyn;
Goht's mit em Takt no rechtem Bruuch: so goht's no eusem Sinn.

Die Deutschen in Südaustralien.

Die öffentlichen Blätter haben im vorigen Jahre über die Auswanderung des Predigers Kavel, der an der Spitze einer Anzahl von sogenannten Altlutheranern sich nach Südaustralien wandte, berichtet. Nachstehender eben eingegangener Brief eines Engländers in Kingscote auf der Känguruh-Insel, an einen Freund hierselbst, enthält mittelbare Nachricht von der Ankunft der neuen lutherischen Kolonie, und ich theile ihn Ihnen um so lieber mit, als sein Inhalt von allgemeinem Interesse ist, und man so selten Gelegenheit hat, in Deutschland aus diesem entfernten Erdstrich eine Kunde zu vernehmen.

„Sie werden gern etwas über uns in diesem Erdtheile lesen und zugleich erfahren wollen, wie es den kürzlich in Adelaide, welches die Hauptstadt der südaustralischen Kompagnie ist, eingetroffenen Deutschen ergeht. — Von der Ansiedelung kann ich viel Erfreuliches sagen, was das Klima und den Boden betrifft; denn denken Sie sich nur, daß ich, ganz ungewohnt an ein solches Leben, vier Wochen ohne Unterbrechung Tag und Nacht theils in meinem Zelte, theils auf der Erde, theils in hohlen Stämmen der Gummibäume von 50 bis 60 Fuß im Umfange, zugebracht habe, ohne irgend Nachtheil an meiner Gesundheit dadurch erfahren zu haben. Wir sind nicht von der Hitze geplagt, und erfreuen uns des schönsten Himmels und der belebendsten Witterung. — Der Boden ist so reich, daß wir das fünfhundertfältige Korn eingeerntet haben. — Die Thäler sind mit Heu bedeckt, das hoch an die Hüften der Pferde heranragt, so stark wie unser Stroh ist und die herrlichste Weide liefert. Meine vor einem Jahr vom Cap der guten Hoffnung erhaltenen Weinsetzlinge des Constantiaweins versprechen, daß ich Ihnen bald einen edlen Wein nach Europa zusenden werde. — Auch Flüsse fehlen uns nicht, und sehr hohe Berge, reich an Gelegenheit für den Bergbau, und wir haben Ursache anzunehmen, daß große Kohlenlager in unserer Nähe sind. — Der Haupt- und bestehende Erwerb wird Viehzucht und Fischfang sein; denn es ist unbezweifelt, daß die Schafzucht hier ein unermeßliches Feld hat, und der Wollüberfluß bald die europäischen Märkte wird aufsuchen müssen. Wir haben nur 60 Mann im vorigen Jahr auf den Wallfischfang beschäftigt, und sie gewannen 4500 Zentner Thran. Ueberdieß giebt es nun viele Beschäftigung für die innere Cultur und den Verkehr, welchen unsre Ansiedlung selbst mit sich führt. Wer fleißig sein will und zu arbeiten versteht, kann sich hier reichlich nähren. Natürlich, der Erwerb ist sehr verschieden; jedoch ist der bemittelte Landmann hier am besten für sein Auskommen gestellt, weil die Ausbeute des Landes und der Viehzucht ungewöhnlich reich ist. Ein Landmann, der ein Kapital von 7000 preuß. Thlr. mit Weisheit in der Schafzucht anlegt, würde auf eine jährliche Ausbeute von 3000 bis 3500 pr. Thlr. rechnen können. Nicht weniger verdienen kräftige Arbeiter, und alle finden Beschäftigung. Ich beschäftige zwei Säger, die sich wöchentlich zusammen an 65 pr. Thlr. verdienen. Auch ist der Grund und Boden gewaltig gestiegen. Die Ländereien, welche vor 18 Monaten zu 35 pr. Thlr. pro Morgen verkauft wurden, und worauf jetzt die Stadt Adelaide theilweise erbaut wird, gelten 350 pr. Thlr. pro Morgen, und eben so die ferneren Pachtungen zahlen 3 Thlr. 15 Sgr. Pacht pro Morgen, die früher zu 4 pr. Thlr. von den jetzigen Eigenthümern erkauft wurden. Meine Wäscherin und Gärtner sind Deutsche und alle ihre Landsleute haben Beschäftigung. Zwei Deutsche haben sich insonderheit unter die Eingebornen für das Missionsgeschäft begeben. Die jüngst mit dem Pastor Kavel eingetroffenen Deutschen fanden eine freundliche Aufnahme und sogleich Beschäftigung, sie werden sich während ein Paar Jahren sehr mühsam durchzuwinden haben; manche von höherm Alter sind seit ihrer Ankunft gestorben. Was die Eingebornen anbetrifft, so leben sie in den Wäldern, und die Versuche, sie zu civilisiren, sind sehr schwach bisher gewesen. Ihr Zustand ist herzbrechend; sie wissen nichts von einem geistigen Wesen weder in noch außer sich. Denken Sie sich eine Sprache, die kein Wort für Gott oder irgend einen Götzen besitzt. Diese Sprache ist so arm und auf wenige Ausdrücke beschränkt, daß man erst selbst ein Schüler in sich werden muß, um unsern Gedankengang herunter zu stimmen, ihn dem dieser unglücklichen Menschen anzupassen. Ich bin kein Geistlicher — aber da wir hier keine herrschende Landeskirche besitzen und ich als Dissenter überhaupt derselben nicht angehöre, auch kein Prediger sich unter uns befindet, habe ich selbst eine christliche Vereinigung gebildet, die sehr im Zunehmen ist, und täglich die Stellung

der erſten Magiſtratsperſon, von der engliſchen Regierung eingeſetzt, zugleich mitbekleide, iſt es mir möglich, manchen Mißbrauch, der wider Gott und ſein Wort ſtreitet, ganz zu hemmen. Ich dulde daher keine Trunkenbolde unter uns, und ſende ſie von der Inſel weg. Ich werde hierin von unſerm neuen Gouverneur, dem Obriſt Gauler unterſtützt, welcher keine Wettrennen duldet und dem Kartenſpiel ſteuert, ſo viel er kann, und auf die Heilighaltung des Sonntags ein wachſames Auge hält.“

Manon.

Die Romane, die Comödien, die gereimten und ungereimten Erzählungen, die man zu der ſchönen Zeit, wo man das Glück hat, noch nicht 18 Jahre alt zu ſein, mit unerſättlichem Heißhunger verſchlingt, verſchaffen den jungen Männern eine ſonderbare Idee von der Natur der Frauen, und haben ihren Leſern die vollkommene Ueberzeugung verſchafft, daß jedes Mädchen leichtſinnig und jede Frau verführbar ſei.

Mit dieſer falſchen Ueberzeugung war Eugen aus dem College in in die Welt eingetreten. Er hatte Philoſophie abſolvirt und Louvets „Faublas“ geleſen, jenes verführende Buch, das auf allen Wegen und Stegen ſtrauchelnde Tugenden zeigt und jedem unerfahrenen Herzen die Sucht einimpft, die ganze Frauenwelt verführen zu wollen. Eugen begegnete auf den Promenaden lauter Sophien und Juſtinen, und war der feſten Meinung, er dürfe weiter nichts als ein Liebescircular an alle Frauen ſeiner Vaterſtadt erlaſſen, um am andern Morgen mindeſtens 20 bis 30 Rendezvous zu erhalten.

Die Wuth, Romane zu verſchlingen, trieb ihn täglich in ein Leſekabinet, das ein wahres Arſenal moderner Faublas war. Man fand da fünf Ausgaben von Faublas, und neun Exemplare von den Liaisons dangereuses, einem Roman, in welchem Hr. Duclos Unterricht ertheilt, wie man die Frauenfeſtung umzingeln, die Trancheen eröffnen, ihre Herzensmauer miniren und ihre Tugend mit Sturm einnehmen ſoll.

Eines Tages, als Eugen eben den Roman des Herrn Duclos las, öffnete ſich die Thür, die von der Straße in's Kabinet führt, und ein junges Weſen von 14 bis 15 Jahren, ſchön und graziös, wie eine jener fingirten Heldinnen der Liaisons dangereuses, trat herein, brachte einen Roman von Ducray-Dumenil und verlangte einen andern Roman von demſelben Verfaſſer.

Eugens ſiebenzehn Jahre bekamen bei der Erſcheinung dieſes hinreißenden Geſchöpfes nervöſe Convulſionen, das Buch entglitt ſeiner Hand. Die Kleine hob es auf und reichte es ihm; er wollte ihr danken und dankte ihr — wie dumm! — mit dem einzigen barbariſch klingenden gratias! Das ſchöne Kind ſchien ſeine Unruhe nicht zu bemerken. Während die Dame des Leſekabinets das verlangte Buch ſuchte, blickte das liebe Mädchen mit liebenswürdiger Verwegenheit um ſich, trällerte eine Melodie, die damals in jedem Munde war, und muſterte die aufgeſtellten Bücher, las mit lauter Stimme die Titel derſelben, ſetzte ſich, ſprang auf und ſetzte ſich wieder. Eugens Augen hatten Mühe, der himmliſchen Beweglichkeit dieſes Engels zu folgen.

Die Dame des Leſekabinets fand — für Eugen nur allzufrüh — den verlangten Roman. Sie gab ihn dem jungen Mädchen, das ihr mit ſüßem Lächeln ein Adieu zuflüſterte und ſingend zur Thür hinaus hüpfte.

Eugen holte bei Madame Boyer, ſo hieß die Beſitzerin des Leſekabinets, ſogleich Erkundigung ein. Sie heißt Manon, iſt die einzige Tochter einer ſehr achtungswerthen angeſehenen Familie, wohnt ganz in der Nähe und liebt über Alles die Lectüre.

Eugen öffnete die »Liaisons dangereuses« und ſuchte darin das Kapitel von der Verführung auf.

Nachdem er mit deſſen Hilfe ſeinen Eroberungsplan entworfen, erwartete er Demoiſelle Manon im Leſekabinet, wo ſie täglich hinkam. Die erſte Minute hatte unſer junge Held dazu angewendet, ihre Reize zu detailliren, denn Tags zuvor hatte er nicht Zeit dazu gehabt. Demoiſelle Manon hatte die ſchönſten kaſtanienbraunen Haare, eine breite, freie Stirne, Augen voll Geiſt und Güte, bewunderungswerthe Augenbraunen, Perlenzähne und einen Mund, einen Mund, erfunden für den erſten Kuß.

Eugen ſuchte lange eine Phraſe, um die Verführung einzuleiten und den Feldzug zu eröffnen. Herr Duclos und ſeine Liaisons dangereuses ließen ihn im Stiche. Er mußte mit Eclat auftreten, um Senſation zu machen. Er hob ſeinen Kopf in die Höhe, huſtete ein wenig, ſtellte ſich in die dritte Poſition, kreuzte ſeine Arme, trällerte ein Lied aus Johann von Paris und ſagte: Mir ſcheint, daß Mademoiſelle vorzugsweiſe die Werke des Herrn Ducray Dumenil liebt.

Ja, mein Herr!

Eugen wußte nun nicht, was er darauf erwiedern ſollte. Er betrachtete ſich im Spiegel und ſah, daß er feuerroth geworden.

Nach einer Sottiſe ſagte er ihr eine Grobheit.

Hat das Fräulein ſchon den Faublas geleſen?

Nein mein Herr, erwiederte ſie.

Eugen zog ſich in einen Winkel der Boutique zurück, um ſich dort ganz insgeheim einen Schlag vor die Stirn zu geben, und ſich im Vertrauen zu geſtehen, daß er eine große Dummheit begangen. Als er ſich umwandte, um ſeinen Fehler wieder gut zu machen, ſah er die Thür öffnen und das himmliſche Kind mit ſeiner ganzen liebenswürdigen Leichtigkeit verſchwinden.

Mein Gott, ſprach Madame Boyer etwas gereizt, wie können Sie mit einem jungen Kinde von Faublas reden?

Eugen that, als ob er nichts gehört hätte, zahlte ſein Abonnement und gieng, Boieldieus Arie ſummend:

»Tout à l'amour, tout à l'honneur,«

Als Eugen ſich bald darauf in einer einſamen Straße befand, nahm ſeine lächelnde Miene das Colorit einer gelinden Verzweiflung an. Hätte er eine Piſtole in der Hand, oder einen Fluß zu ſeinen Füßen gehabt, hier hätte er das Kapitel von der Verführung geendigt.

In ſeiner Wohnung angekommen, begann er, ſich neuen Rath beim Roman des Herrn Duclos zu holen. Er las noch einmal die Erzählungen von Lafontaine und die Novellen von Boccacio und erröthete über ſein linkiſches Betragen. Ach, wozu nützt alle Lectüre, aller Unterricht, rief er aus, wenn man vor einem jungen Mädchen wie ein Schüler vor ſeinem Magiſter zittert. Muth gefaßt, Eugen! Morgen will ich meinen erſten Fehler wieder gut machen.

Er ſaß im Leſekabinet und las, als Mademoiſelle Manon eintrat. Eugen erhob ſich und grüßte ſie mit ſolcher Ehrfurcht, daß er dabei zwei Strohſeſſel umwarf. Sie ſchien nur von den umgefallenen Stühlen Notiz zu nehmen und beklagte ſich bei Madame Boyer über eine Lücke von dreißig Seiten, die Jemand aus dem Roman, gerade da, wo er am ſpannendſten iſt, ausgeriſſen habe.

Mein Fräulein, das war ich, rief Eugen.

Sie werden mir den Band bezahlen müſſen, erwiederte Madam Boyer mit legitimem Zorn.

Das werde ich, entgegnete Eugen.

Und warum haben Sie dieſe Blätter herausgeriſſen?

Weil ich überzeugt war, daß ſie dem Fräulein mißfallen hätten.

Woher können Sie das wiſſen, fragte Madame Boyer.

Wenn mich das Fräulein darum fragt, ſo werde ich antworten.

Aber Mademoiſelle Manon fragte nicht, ſondern begehrte einen andern Roman und entfernte ſich dann.

Einen Augenblick ſpäter ging auch Eugen, diesmal mehr wüthend als verzweifelnd. Auf dem Quai fortrennend, begegnete er einem ſeiner Kameraden aus dem College. Dieſer, nach der letzten Mode gekleidet, trug ein Reitgertchen in der Hand.

Ich bin ganz zerſchlagen, ganz marode, rief der junge Freund, ich führe ein Leben wie ein Faublas. Hier einen Brief, den ich ſo eben von zwei Schweſtern erhalten.

Von zwei Schweſtern, rief Eugen mit ſchlecht verhehltem Neide.

Ja, ja, von zwei Schweſtern, die mich überall verfolgen. Zwei Engel ſage ich Dir, Eugen! 16 bis 17 Jahre. Sie geben mir auf heute Abend ein Rendezvous.

Und Du wirſt hingehen?

Nein, antwortete er mit gleichgültigem Gähnen, man muß ſich rar machen, das iſt mein Grundſatz. Ich habe ihnen geantwortet, daß ich heute Abend Geſchäfte habe. Und im Grund iſt das auch wahr. Ich habe auf dem letzten Balle des Einnehmers die Bekanntſchaft einer Dame gemacht, die ſo ſchön wie Venus iſt und mich einen Adonis genannt hat. Eine Brünette mit Haaren, ſo ſchwarz, wie meine Cravatte, und einen Fuß, der nicht viel größer als mein kleiner Finger iſt, und Augen, ſo groß! Sie wohnt auf dem Lande... ich will jetzt hinausreiten. Und Du, was machſt Du, Eugen? Wie ſteht's mit Dir?

Ich bin verliebt.

Armer Narr! Ich, ich bin Dank dem Himmel! nicht verliebt. Ich liebe alle Frauen und eigentlich doch keine! Und wie weit biſt Du in Deiner Leidenſchaft vorgeſchritten?

O, es ſind erſt drei, vier Tage.

Schon drei, vier Tage und noch nicht am Ziele!

Das iſt zum Lachen! Ich habe in vier Tagen neun Eroberungen gemacht. Die Frauen, ſiehſt Du, wollen es nicht anders. Apropos! wie alt iſt Deine Flamme?

Fünfzehn Jahre.

Schon fünfzehn Jahre? Höre, Du mußt ihr ſchreiben, und ihr Deine Liebe erklären. „Ich habe Sie geſehen, mein Fräulein, und weiß nun, was Liebe iſt,“ und mehr dergleichen Betiſen, die Du mit Alfred, Arthur, Victor unterzeichneſt....

Sainval —

Wie Du willſt. Du begehrſt auf Morgen ein Rendezvous, und damit abgemacht! Sieh, da iſt die Locke der kleinen blonden Georgine — eine Eroberung, die ich vor acht Tagen gemacht und geſtern aufgegeben. Gleich beim erſten Brief gieng ſie in die Falle. Ich pflege nur ſelten Briefe zu ſchreiben, ich attaquire eine Frau, die mir gefällt, in der Kirche, auf der Straße, überall. Sie ſagt: hören Sie auf, mein Herr, gehen Sie ihre Wege. Ich beharre, ſie giebt mir einen Schlag auf den Arm..... ich verfolge ſie... ſie lächelt..... ich zeige ihr ein Billet.... ſie nimmt es..... das iſt ein Rendezvous — abgemacht!

Eugen beugte ſich vor ſeinem Freunde und eilte nach Hauſe, um ſeine Liebeserklärung zu ſchreiben.

Sein Brief wurde fünfmal abgeſchrieben und ſtreng nach den Regeln des Briefſtyls abgefaßt. Er ſchrieb ihn dann in's Reine auf Velinpapier, eingefaßt mit gelben Blümchen und einer Roſe, Cupido vorſtellend, wie er ſeinen Pfeil auf ein geflügeltes Herz abdrückt.

Er unterzeichnete Sainval.

Drei Tage mußte er auf eine günſtige Gelegenheit warten, und als ſie gekommen war, nahete er ſich der Mademoiſelle Manon und ſagte mit leiſer Stimme: Fräulein, Sie haben ein Billet fallen laſſen.

Ich habe kein Billet fallen laſſen, antwortete das junge Mädchen und warf ſeinen Brief mit mehr Verachtung, als man ihr zugetraut hätte, weit von ſich weg. Für Eugen war in dieſem Augenblicke eine Sonnenfinſterniß eingetreten, die Erde zitterte, das Blut klopfte ihm in den Schläfen.

Madame Boyer hob das Billet auf und gab es ihm mit den Worten, daß ihr Leſekabinet ein anſtändiges Haus ſei, und daß er ſie ſehr verpflichten würde, wenn er ihr die Ehre erweiſen wollte, nicht wieder kommen zu wollen.

Madame, rief Eugen im aufwallenden Zorne, wenn Sie nicht eine Ignorantin wären, ſo würden Sie wiſſen, daß Boccacio, daß Lafontaine, daß Duclos, daß Louvet....

Madame Boyer, erſchreckt durch Eugen's aufbrauſendes Betragen, rief um Hülfe. Der junge Mann ergriff noch zeitig genug die Flucht, um dem Anathem der Nachbarn aus dem Wege zu gehen.

Bei dem erſten Zuſammentreffen mit ſeinem Kameraden aus dem College erzählte er demſelben das, was unterdeſſen vorgefallen war.

Denke Dir, Robert, ſie hat meinen Brief mit Verachtung mir vor die Füße geworfen.

Gut, ſehr gut!

Sehr gut? Wie ſo?

Sie hat Dir eine Lection geben wollen. Du willſt der Kleinen in Gegenwart der Alten ein Billet zuſtecken. Die Kleine iſt darüber entrüſtet.... ganz natürlich. Das Nämliche iſt mir vorgeſtern mit Zoe paſſirt.... ſie promenirte mit ihrer Tante.... ich zeigte ihr meinen Brief..., und brüsque zog ſie die Hand zurück.

Deſſen ungeachtet habe ich im Duclos geleſen...

Du biſt ein Kind, das muß ich beſſer verſtehen. Du mußt, da Dich Madam Boyer aus ihrem Leſekabinet exilirt hat, Deiner Schönen Abends, wenn ſie friſche Luft ſchöpfen will, vor der Thür ihres Hauſes auflauern. Warte ſo lange bis es finſter wird,...dann Muth gefaßt und ich bürge Dir für den Erfolg.

Abends, beim Sinken der Dämmerung begann Eugen ſeine Promenade in der Straße der Mademoiſelle Manon. Sie ſtickte hinter dem Fenſter und ſchaute nach jedem Nadelſtich auf die Straße hinab. Er hielt dies für ein gutes Vorzeichen. Viermal kreuzten ſich deren Augen und Eugen glaubte auf dem ſchönen Antlitz der Mademoiſelle Manon eine Spur der Reue zu gewahren. Freilich gehörte dazu das Auge eines Falken, denn es war bereits finſter, und Manon ſaß hinter der Glasſcheibe.

Als es Nacht geworden war, erſchien Mademoiſelle Manon wie ein glänzender Stern am Horizont der Hausthür. Uebereilen wir uns nicht, ſprach Eugen zu ſich ſelbſt, die Sache iſt im Gange. O Boccacio, Lafontaine, Duclos, wie gut habt Ihr die Herzen der Frauen gekannt! Welche Dummheit, der Kleinen in Gegenwart der Madame Boyer einen Brief zu geben. Eugen, wo haſt du deinen Kopf gehabt! Ach, wie ſchön ſie iſt, und wie ſehnſüchtig ſie mich erwartet! Sie hat gelächelt... ſie iſt mein... en avant!

Eugen ſchritt, das Briefchen in der Hand verſteckt, brüsque auf die Thür los, wo der Stern ſeiner Liebe ſtrahlte. Er verbeugte ſich ehrfurchtsvoll; ſie blieb ſtehen und betrachtete ihn.

Mademoiſelle, ſprach Eugen, entſchuldigen Sie eine Indiskretion, deren Quelle...

Was wollen Sie, mein Herr, unterbrach ihn Manon mit entſchloſſenem Tone.

Sie ſehen mich zu Ihren Füßen.

In demſelben Augenblick vernahm er ein ungeheures Gelächter und das Geräuſch der Hausthür, die dicht vor ſeiner Naſe zugeworfen wurde.

Fünf Minuten blieb er wie verſteinert ſtehen, dann zog er ſich beſchämt vom Schauplatz ſeines erſten Sieges zurück und kam nach Hauſe mit einem jener Fieber, die von den Aerzten noch nicht claſſifizirt worden ſind.

Auf ſeinem Tiſche lagen Boccacio, Lafontaine, Louvet und Duclos.

Lügner! rief er wuthentbrannt und warf ein Buch nach dem Andern ins flackernde Kaminfeuer.

Am andern Morgen trat er eine große Reiſe an.

* * *

Siebenzehn Jahre ſpäter befand ſich Eugen in einem Pariſer Solon, als er eine Dame eintreten ſah, deren Geſicht ihm bekannt zu ſein ſchien.

Bald darauf ſaß er an ihrer Seite, um mit ihr ein Geſpräch anzuknüpfen. Er fand ſie äußerſt geiſtreich. Einige Worte, die ſie ihm leicht hingeworfen, hatten ihn in einen träumeriſchen Zuſtand verſenkt und vage Erinnerungen in ſeiner Seele wach geküßt. Er ſammelte ſich bald und wagte, ſie um ihren Vornamen zu fragen.

Marion, antwortete ſie.

Marion, oder....?

Manon.

Ganz recht! Sie ſind —

Und er nannte ihr ſeinen Namen und erinnerte ſie an das Leſekabinet, an die umgeworfenen Strohſeſſel, an das ſo ſchlecht aufgenommene Billet und an die zugeworfene Hausthür. Sie erinnerte ſich alles deſſen noch ſehr genau. Eugen betrachtete ihre lächelnden Züge mit einem namenloſen Vergnügen. Siebenzehn Jahre waren nicht im Stande geweſen, die Harmonie ihrer reizgeſchmückten Züge zu zerſtören, das war noch immer dieſelbe Friſche, derſelbe Mund, daſſelbe Lächeln.

Wollen Sie mir erlauben, ſprach Eugen, meine Leidenſchaft, die ich damals vor Ihrer Hausthür ſtehen ließ, wieder in mein Herz zurückzurufen?

Sie werden, fürchte ich, jetzt nicht glücklicher ſein als damals.

Und weßhalb?

Sind Sie Herzog oder Carmeliter?

Leider keins von beiden.

Eh bien! ich will entweder als Herzogin oder Carmeliterin ſterben.

Die Frauen ſind doch nicht ſo ſchwach, als man glaubt, ſeufzte Eugen.

Oettinger.

Grimaldi und ſeine Frau.

Der bekannte Londoner Bajazzo, Grimaldi, lebte mit ſeiner Frau eben nicht in der beſten Ehe. Sie zankten ſich oft miteinander, und die Feindſeligkeiten nahmen endlich einen ſo ernſthaften Charakter an, daß ſie nach einer Berathung über ihre Unverträglichkeit wegen des einzigen Mittels übereinkamen, das ihrem Zuſtande ein Ende machen könnte, und ſie demnach beſchloſſen, ſich das Leben zu nehmen. Grimaldi ging in eine Apotheke in der Nähe, und verlangte eine Unze Arſenik, um Ratten zu vergiften. Der Apotheker gab dem ihm wohlbekannten Grimaldi die Doſis, die, wie er glaubte, hinreichen werde, ihn von allen Erdenübeln zu befreien. Die beiden Eheleute theilten das Gift ehrlich, nahmen es in einem Glaſe Waſſer ein und umarmten einander. Die Frau legte ſich darauf im Schlafzimmer auf das Bett, der Mann auf das Sopha in der Wohnſtube. Die Thüre zwiſchen beiden ließen ſie offen ſtehen. Thränen füllten Beider Augen; es folgte eine lange feierliche Pauſe. — Man hörte kein Stöhnen, nicht einmal Seufzer der Angſt; alles war ſtill wie das Grab. Endlich richtete Grimaldi, dem vor langem Warten die Geduld ausgieng, den Kopf empor, und rief im allerleiſeſten Tone ſeiner Stimme: „Liebe Frau, biſt Du todt?“ — Madame Grimaldi antwortete darauf in dem möglichſt höchſten Tone: „Nein, Grimaldi.“ Der Mann brummte etwas wie „verflucht“ in den Bart. Es verging wieder eine halbe Stunde, die Neugierde quälte die Frau, da ſie keinen Laut in dem Nebenzimmer hörte, und ſie fragte: „Lieber Grimaldi, biſt Du todt?“ Grimaldi antwortete verdrießlich: „Nein, Frau.“ So wurde zwei Stunden lang periodenweiſe hinüber und herüber gefragt, bis die Reihe endlich wieder ein Mal an der Frau war, und ſie in ziemlich gereiztem Tone und ärgerlich, laut rief: „Grimaldi, biſt Du denn noch nicht todt?“ „Nein, liebe Frau,“ antwortete Grimaldi; „auch glaube ich nicht, daß ich dieſe Nacht ſterbe, ich müßte denn verhungern, ich habe fürchterlichen Appetit, ſtehe auf, und hole etwas zu eſſen.“ So endete die Geſchichte. Der Apotheker, der von den fortwährenden Zänkereien des Ehepaars gehört, hatte klüglicher Weiſe Grimaldi ſtatt Arſeniks Magneſia gegeben, welches die Beiden getheilt zu ſich genommen hatten.

Karl XII., König von Schweden, und ſeine Mutter.

Karl XII. von Schweden vergaß einſt im Rauſche die Ehrfurcht, die er der Königin, ſeiner Mutter ſchuldig war. Traurig über dieſe Bewegung ſchloß ſie ſich auf einige Tage in ihr Zimmer ein. Karl fragte den andern Tag, als die Königin nicht erſchien, um die Urſache, die man ihm auch nicht verhehlte. Sogleich ließ er ein Glas Wein einſchenken, gieng damit zur Königin und ſprach zu ihr: „Ich habe ſo eben vernommen, daß ich geſtern in der Trunkenheit diejenige Ehrfurcht vergaß, die ich Eurer Majeſtät ſchuldig bin: ich komme, um von Ihnen Verzeihung zu erbitten; und damit ich nicht mehr in dieſen Fehler falle, ſo trinke ich dieſen Wein auf Ihre Geſundheit; dieſer ſoll aber der Letzte in meinem Leben ſein.“ Feſt hielt er auf ſeinem gefaßten Entſchluſſe, und bis zu ſeinem Tode trank er nie mehr einen Tropfen Wein.

„Ich kann Ihnen,“ ſagte eine Dame, welche einen Prozeß verloren hatte, zu ihrem Sachwalter, „Ich kann Ihnen für Ihre viele Mühe, welche ich Ihnen durch Führung dieſes Prozeſſes verurſacht habe, nichts anderes geben als mein Herz.“ — „Schenken Sie dies nur,“ erwiderte der Advokat mit gleichgültigem Tone, „meinem Schreiber; dieſem laß ich alle die kleinen Sporteln.“

Auflöſung des Räthſels in No. 33: „Pflug, Flug, Lug.“

Logogryph.

Kennſt du das Wort, das Herzen mächtig bindet?
Kennſt du der Liebe trauliches Symbol?
Das feſte Band, das ſich um Freunde windet,
Des Fürſten Heil, des Vaterlandes Wohl?

An Stärke muß ihm Stahl und Eiſen weichen;
Doch hat es einen mächt'gen ſtillen Feind;
Streichſt du des hohen Wortes erſtes Zeichen,
Haſt du die finſt're Macht, die ich gemeint.

So lang die Welt ſteht, liegen dieſe beiden
Im Kampf um höchſtes Leid und höchſte Luſt;
Halt feſt am Ganzen; laß ſie nimmer ſtreiten
In deiner ſtillen und zufried'nen Bruſt.

No. 34.

DAS POSTHÖRNCHEN

23. Aug. 1839.

Eine Wochenschrift
für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Alpenhorn mit Posthörnchen zusammen können für 7½ Batzen vierteljährliche Vorausbezahlung auf allen löbl. Postämtern des Kantons Aargau franko bezogen werden. Inserate, frankirt zugesendet, werden unter Verantwortlichkeit des Einsenders gegen Vergütung von 5 Rappen per Zeile aufgenommen; interessante oder erheiternde Mittheilungen mit Verschwiegenheit und Dank.

Tagesbegebenheiten.

Schweiz.

— Von der Tagsatzung können wir immer noch weiter nichts Erhebliches Erzählen. Zimmerli und Donats wurden in die Stühle der eidsgenössischen Militäraufsichtsbehörde gehoben, und über die Bundesrevisionsfrage stolperte sie hinweg wie über einen im Wege liegenden Stein.

— Freitag den 9. d. Nachts 1 Uhr, ward in dem solothurnischen Bergdörfchen Eppenberg, nahe bei Aarau, aus unverschlossenem Stall ein Pferd entwendet, das der Eigenthümer zu 16 bis 18 Louisd'or werthete. Weil dieser Buzephalus sich nicht wollte reiten lassen und der Dieb eben kein Alexander war, so verzögerte dies die schnellere Enteilung. Mittags ward er in den Räumen des Klosters Wettingen durch die Polizei eingeholt, als er eben das Thier an einen Klostergeistlichen um 12 Louisd'or verhandeln wollte. Der Thäter nennt sich Jakob Spielmann von Villnachern, ward erst dieses Frühjahr aus dem Zuchthause zu Liestal entlassen, wo er zwei Jahre ausgehalten. Früher hatte er vier Jahre unter den päpstlichen Schweizern gedient, die ihn folglich wenig gebessert.

— Auf das Ansuchen von Solothurn und Neuenburg um die Genehmigung Berns, einen neuen Postkurs über Biel anzubahnen, hat die bernische Postkommission jede Unterhandlung sogleich abgelehnt.

— Jüngst hieß es, der Zürcher'sche Reaktionsklubb sei mit Tod abgegangen; entweder war es nicht wahr, oder dessen abgeschiedener Geist geht nun um, denn es spuckt wieder gewaltig. Es ist ein geheimes Treiben, Berichten und Rennen, um das Volk aufzuregen, daß es eine Freude ist. Da jedoch keine Früchte zum Vorschein kommen, beabsichtigt man, mittelst gedruckter Traktätlein die Leute in's vorige Jahrhundert zurückzuführen.

— Der reiche Israelit Baron Rothschild hat den Boden der Eidgenossenschaft wieder verlassen, nachdem er in allen seinen Fußstapfen die unzweideutigsten Spuren des schmutzigsten Geizes zurückgelassen. In St. Gallen trieb er seine Freigebigkeit so weit, daß er dem ihn in der Kirche herumführenden Siegrist neun Kreuzer darreichte. Einem armen Bauer, für eine Milch für sich und seine Familie gab er zwei Kreuzer. Einem Schuhster in Zürich für das Stiefeluntersuchen und Nagelausziehen gar Nichts. In Aarau zankte er sich mit seinem Wirth um eine sehr billige Zeche. In Basel ließ er sich nach einem Kunstkabinet führen, und gieng, als er dort vernahm, daß der Eintritt sieben Batzen koste, ohne es zu besehen wieder zurück. Vom Ausgeben ist noch Keiner reich geworden, nur vom Einnehmen.

— In der Gegend von Gloten, Kantons Thurgau, hat sich vom 2. auf den 3. d. ein nicht armer Mann aus dem sogenannten Haufgarten, Gemeinde Tuslig bei Fischingen, selbst entleibt. Schon seit geraumer Zeit litt er offenbar an Schwermuth, und seine Frau und Kinder beteten und wallfahrteten, um den lieben Vater wieder fröhlich zu machen; einige Aeußerungen über gewaltsamen Tod setzten sie in größten Kummer. Eine, wie es scheint fixe Idee, die der Tod eines Nachbars, gegen den er einen Proceß gewonnen, ihm wie einen Giftstachel in's Herz steckte, verwirrte ihn immer mehr; und da er glaubte, Ursache desselben zu sein, so war aller Rath, geistliche Hilfe, Zusprüche nicht mehr vermögend, den Geistesverwundeten zu heilen. Vom Wiler Porzinnkula-Fest begab er sich heimlich von seinem Begleiter weg und erdrosselte sich. Zu seiner baldigen Entdeckung half das anhaltende und starke Gebell eines vorübergehenden Hundes, bis sein Meister herbei kam und das traurige Spektakel sah, indem der Unglückliche an seinem Halstuch hängend, fast auf dem Boden kniend erstickt war. Sechs Kinder, das älteste sechszehn ährig, erwarten das siebente Geschwister; man kann sich den Jammer der Mutter kaum vorstellen. — Wie zu erwarten so geschah auch hier; alle frühere Freundschaft, Dank und Liebe geht in Abscheu über. Niemand wollte den Leichnam ablösen, und trotz Anhaltens, Befehlens verbat sich jede benachbarte Haushaltung, denselben einstweilen unter Dach zu nehmen. Es beweiset noch immer großen Bildungsrückstand, daß man solche Entseelte auf der Stelle so fürchtet, als wenn augenblicklich alle Gespenster zu seinen Befehlen stünden. Die That ist verächtlich, aber die Person nicht so ganz. Die Regierung verordnete, daß er den 6. mit gewöhnlichen Ehren in Tuslig beerdigt

werde, was auch wirklich nach katholischer Uebung unter zahlreichem Begleite Statt fand.

Ausland.

— Den 3. August ereignete sich in dem badischen Pfarrort Kapel ein Unglücksfall eigener Art. Am Morgen des gedachten Tages, ungefähr um 7 Uhr, begab sich ein Bürger des Ortes, der an dem Jagdpacht Antheil hatte, auf die Jagd und gewahrte auf einer alleinstehenden Tanne eine Bewegung der Aeste, die ihn auf die Vermuthung brachte, daß auf derselben sich Eichhörnchen, die da sich gerne aufhalten, befinden möchten. In dieser Vermuthung mochte er noch durch den Umstand bestärkt worden sein, daß ihm eine dem Eichhörnchen ähnliche Farbe aus dem Dickicht der Aeste entgegen geschimmert hat; daher er keinen Anstand nahm, auf diesen Ort den Schuß loszufeuern. Aber wie schrecklich ward er getäuscht, als auf den Schuß die Jammerstimme eines Knaben zu seinen Ohren drang, und ihm die Ueberzeugung gab, daß er diesen getroffen habe. Der unglückliche Schütze sah sich genöthigt, den Knaben, dessen Hände sich krampfhaft eingeklammert hatten, vom Baume herab zu nehmen. Die Schrote waren ihm in den Kopf, in einen hintern Arm und in die Bauchhöhle gedrungen und hatten, nach ungefähr acht Stunden seinen Tod zur Folge. Der Knabe war beiläufig 7 Jahre alt und hatte auf dem Wege zu einem Bruder, der weit vom Orte entfernt das Vieh hütete, diese Tanne erstiegen, um Eichhörnchen zu fangen.

— Die Kleinhändlerin Katharina Meyer von Dittishausen, bad. Amts Neustadt, lenkte mit ihrem Wagen Donnerstags den 8. Abends zwischen 4 und 5 Uhr von der Landstraße nach Basel in den Weg hinter dem Hüttenwerke Albbruck ein, welcher durch den Wald nach Biendorf führt. Da wurde sie von zwei ihr unbekannten Burschen plötzlich überfallen, mittelst eines Knittels rücklings zu Boden geschlagen, ihrer Baarschaft beraubt, und mit mehrern tiefen Wunden bedeckt bewußtlos liegen gelassen. Noch in derselben Nacht gelang es der Gendarmerie, der Thäter, zweier Korbmacher aus Hardschwend, habhaft zu werden.

— Ein frecher Versuch eines Raubes fand dieser Tage in Baden statt. Ein Individuum aus Rheinbaiern, das sehr bemittelt sein soll, gewahrte auf der Brust eines hochbetagten Mannes eine Nadel mit einem kostbaren Solitär, schlich dem Alten bis in eine menschenleere Gegend der Stadt nach, stürzte dann hastig auf ihn zu und versuchte es, ihm den Solitär zu entreißen; aber die Nadel haftete zu fest, und der Greis schrie um Hülfe. Der Dieb wollte entfliehen, wurde aber von zwei zufällig daherkommenden Männern festgehalten und der Polizei überliefert.

— Laut amtlicher Bekanntmachung sind die bei Neukirch in Basel erschienenen „Verhandlungen der badischen zweiten Kammer über die hanndverische Verfassungsfrage in der Sitzung vom 27. April 1839“ in Baiern verboten worden. Was braucht auch das Volk Alles zu wissen!

— Ein junger Mann im hessischen Orte Bürrstadt wurde an der Lippe von einer Mücke gestochen. Lippe und Wangen schwollen schmerzhaft an, und bald war der ganze Kopf so groß, daß es grauenerregend war, ihn anzusehen. Da wurde der Arzt gerufen, welcher aber sogleich erklärte, daß Hülfe unmöglich sei, und bald darauf verschied der Kranke. Die Aerzte stimmten überein, daß dieser schreckliche Zustand durch eine Mücke verursacht worden sei, die an einem am Milzbrande gestorbenen Thiere sich aufgehalten.

— Am 13. d. Nachmittags gegen 1 Uhr brach in Senheim bei Cochem Feuer aus, durch welches binnen kaum 2 Stunden 121 Häuser in Flammen standen und eigeäschert wurden. Die Bewohner befanden sich auf den Höhen der Berge mit Landarbeit beschäftigt, als der Unfall über den Ort losbrach. Zwei Familienväter sind ein Opfer ihrer edelmüthigen Anstrengungen geworden, und mehrere andere Personen werden vermißt, welche vermuthlich in den Flammen ihren Tod gefunden.

— Einige Leipziger Buchhändler, die freilich weder als Verleger noch als Kommissionäre besonders wichtige Geschäfte gemacht, vielmehr auf andere Weise wohlhabend zu werden bemüht gewesen sind, haben ihre Zahlungen eingestellt und ihre Person dadurch in Sicherheit zu bringen gesucht, daß sie sich nach Amerika, dem Eldorado böser Schuldner, geflüchtet haben.

— Die östreichische Provinz Klagenfurt ist von Räuberbanden und Diebsgesindel auf eine höchst beunruhigende Weise heimgesucht. In der Hauptstadt ereignen sich Mordversuche am hellen Tage, und in der Umgegend der Stadt St. Veit hauste eine Räuberbande, wovon nun an 30 männliche und weibliche Individuen eingezogen sind. Sie hatte Verzweigungen selbst unter Bürgern, deren Frechheit so weit ging, Bälle für ihre Mitglieder zu veranstalten und bei Erscheinung der Polizei ihre Festlichkeit mit Pistolenschüssen zu verherrlichen. Zucht- und Arresthäuser sind so angefüllt, daß Inquisiten in die Gefängnisse der nächsten Landgerichte abgehen mußten.

— In Karschbach, einem französischen Dorfe unweit Allkirch fand man den 19. Juli Morgens in seinem Zimmer einen Burschen von 28 Jahren an einer Selbstentzündung beinahe zu einer Kohle verbrannt. Auf der ganzen linken Seite, von der Stirne bis zum Zehen waren Kleider, Fleisch und Knochen gleich einer Kerze zusammen geschmolzen. Die wenigen Ueberbleibsel von der rechten Seite sind ein trauriger Beweis, wie schrecklich dieser Feuergeist in seinen Eingeweiden gewühlt und an was für Höllenqualen der Unglückliche gestorben. Das ganze Zimmer war unberührt; auch hatte der Unglückliche beim Schlafengehen kein Licht bei sich; wohl aber Tags vorher wie gewöhnlich sich mit Branntwein berauscht gehabt, weßwegen auch dies Ereigniß von den Aerzten einer Selbst- oder Branntweinverbrennung zugeschrieben wurde.

— In Frankreich machen einige Prophezeihungen gegenwärtig großen Rumor. Während die Eine baldigen allgemeinen Krieg, den Eintritt des tausendjährigen Reiches nach sechszig unruhigen Jahren, und dann den Untergang der Welt verkündet, stellt die Andere diesen auf Ende August dieses Jahres. Eine Dritte läßt aus der jetzigen Regierung Ludwig Philips großes Unheil hervortreten, ihn selbst bald sterben und nach seinem Tode in blauem Mantel auf weißem Pferde durch die Lüfte reiten, um selbst Augenzeuge des verursachten Unheils sein zu müssen. Viele Leute wollen seinen Geist schon zum Voraus in diesem Aufzuge gesehen haben.

Ein Tambour der Nationalgarde von Void (Meuse) hatte sich um die Hand eines jungen hübschen Mädchens in einer benach-

barten Gemeinde beworben. Man nahm die Bewerbung an, wollte vorher aber Nachrichten über ihn und seine Verhältnisse einziehen. Die Braut bat daher ihre ältere Schwester, sich in Void selber zu erkundigen, und diese reiste mit ihrem künftigen Schwager ab. Die Erkundigungen scheinen gut ausgefallen zu sein, denn statt zu ihren Eltern zurückzukehren, und ihrer jüngern Schwester Rechenschaft abzulegen, meldete die Abgeschickte, sie werde den Tambour selber heirathen, was denn auch geschah und wobei die Scrupulöse das Nachsehen hatte.

— Das französische Abgaben-Budget von 1840 legt im Durchschnitt jedem Departement Frankreichs eine Summe von 2,815,582 Francs mehr auf, als 1821 unter der Restauration; 476,411 Francs mehr als 1811 unter dem Kaiserthum und 8,614,176 mehr als 1801 unter der Republik.

— Mehrere Journale theilen die Nachricht mit, daß die am 5. August angekommenen Fahrposten dem Hause Rothschild 20 Kisten Gold mit 75 Millionen Francs aus Calais gebracht haben. Eine saubere Mystification! Eine solche Kiste würde, wenn es Dukatengold wäre, ungefähr 21 Centner, 20 Kisten also 420 Centner oder 46,200 Pf. wiegen.

— Die Nationalgarde von Marseille ist in aller Stille entwaffnet worden, ohne daß man ihre förmliche Auflösung verfügt hat. Marseille ist bereits die sechste der großen Städte Frankreichs, welche eine ähnliche Maßregel trifft.

— In der Umgebung von Orleans wird ein Bettler-Depot für 120 bis 150 Bettler gegründet, die entweder freiwillig in die Anstalt eintreten können, oder im Betretungsfalle durch gerichtliches Urtheil dahin gewiesen werden; alle haben eine Uniform zu tragen. Im Marne-Departement hingegen dürfen die Armen öffentlich betteln, wenn sie auf der Polizei ein Blechschild mit Inschrift „Bettler“ einlösen und auf der Brust tragen.

— Sämmtliche Bischöfe Belgiens haben hier geheime Conferenzen gehalten. Bis jetzt ist über den Zweck derselben noch nichts bekannt geworden; man glaubt jedoch allgemein, daß dieselben mit der Erlangung eines unumschränkten Einflusses auf den Unterricht der niedern und mittlern Volksklasse und mit der Gründung eines neuen Journals, um der liberalen Presse das Gegengewicht zu halten, in Verbindung stehen.

— In London wird gegenwärtig ein Kanarienvogel gezeigt, der so deutlich spricht, als irgend ein Papagei oder Staar. Sein Wortvorrath ist freilich sehr beschränkt, allein desto geläufiger spricht er. Oft mitten im Singen ruft er liebkosende Benennungen seiner Herrin aus; auch ahmt er zirpend das Klingen eines Glöckchens nach u. unterläßt nicht, hiebei: Mari, den Namen seiner Pflegerin auszusprechen. Die Neigung zum Sprechen soll sich vor einem halben Jahre mit einem Male bei ihm gezeigt haben. Dazu, meinte ein boshafter Engländer, hätte aber den Vogel lediglich die Redseligkeit seiner Eigenthümerin verleitet.

— Vor Kurzem bewirthete ein reicher Gutsbesitzer bei Bury in der Grafschaft Lankaster 20 alte Leute aus der Umgegend, deren Alter zusammen 1667 Jahre betrug. Der jüngste seiner Gäste war 72 Jahr alt, der älteste 97. Unter ihnen war einer, der bei der Vertheidigung von Gibraltar unter Lord Elliot (1779 bis 82) gedient hatte. Eines andern fünfundneunzigjährigen Mannes Vater hatte in Cromwells Zeit gelebt und sich im Jahre 1743 in seinem 86. Jahre zum zweiten Male verheirathet; sein Sohn wurde 1744 geboren, und der Vater lebte noch eilf Jahre länger.

— Im russischen Dorfe Federowka wurden die Bauern in der Nacht vom 16. auf den 17. Juni durch ein plötzliches unterirdisches Getöse und eine Bewegung des Erdbodens, worauf ein Krachen ihrer Häuser erfolgte, aufgeschreckt. Das ganze Thal hatte sich vom Fuße des Berges losgetrennt, gesenkt und gegen die Wolga vorwärts geschoben. In kurzer Zeit hatten sich auf der ganzen gesenkten Fläche bedeutende Umgestaltungen dargethan: wo kleine Seen und Sümpfe gewesen, erhoben sich nun Hügel, und diese waren hinwieder zu Lachen und Spalten eingesunken. Dreimal 24 Stunden hindurch glich das Thal einem schwankenden Floße; über 70 Häuser stürzten zum Theil ein oder wurden bedeutend beschädigt. Glücklicherweise ist kein Mensch dabei umgekommen, da sich alle ins Freie geflüchtet hatten.

— Am 17. Juni brach in Rußland auf dem Gute des Grafen Scheremetiew, welches wohl das größte Dorf in allen Welttheilen sein dürfte, eine gewaltige Feuersbrunst aus, und legte — außer den vielen großen Tuch- und Zi[illegible]-Fabriken und gefüllten Magazinen — 700 große Häuser in Asche. Man berechnet den Schaden auf mehr denn fünf Millionen Rubel; ein einziger Fabrikant (leibeigener Bauer des Grafen) hat über eine Million Rubel dabei eingebüßt und bleibt dennoch ein reicher Mann. Seinesgleichen wohnen auf jenem Gute mehr.

— Kaiser Nicolaus hat einen Ukas erlassen, der große außerordentliche Truppenaushebungen von 275,000 Mann verordnet. Dieses scheint klar zu beweisen, daß die jetzige Stellung der russischen Regierung für die Erhaltung des friedlichen Status quo durchaus nicht beruhigend ist. Es geht die Sage, das russische Kabinet wolle den Kaiser von Oesterreich und den König von Preußen überreden, mit Frankreich und England zu brechen und rücksichtlich der orientalischen Angelegenheiten im Einverständnisse mit Rußland zu handeln! Oesterreich soll diesen Vorschlag nicht angenommen haben.

— Alle im Ausland sich aufhaltenden russischen Offiziere sollen den Befehl erhalten haben, ungesäumt in ihre Heimath zurückzukehren.

— Der Sultan Abdul Mejid ist plötzlich schwer erkrankt: die Sultanin Mutter soll dem jungen Herrscher Gift beigebracht haben, um ihrem jüngern Lieblingssohne, dem vierjährigen Rizamudin oder Nisam-ed-Din, den Weg zum Throne zu bahnen.

— Abdul Medschid hat einen Beweis seiner Rechtgläubigkeit dadurch gegeben, daß er befohlen, alle die kostbaren Weine, wovon Mahmud einen schönen Vorrath hinterlassen hat, in den Bosporus zu schütten; ja in seinem Eifer hat er selbst die gläsernen Tafelgeschirre, die er im Serail gefunden, ohne Schonung zertrümmert. Es soll dieses auf Anstiften der Muhmen des jungen Sultans, die überaus fromm sind, geschehen sein.

— Im Journal von Smyrna liest man als einen ganz unbedeutenden Vorfall, daß ein bulgarischer Stallknecht, der mit der Magd seiner Herrschaft in unerlaubten Verhältnissen stand, enthauptet und seine Mitschuldige in's Meer geworfen worden sei.

— Am 11. Juli erschienen mehrere Matrosen im Kloster Kapo Radoni bei Skutari, unter dem Vorwande, Wasser da einzu-

nehmen. Der zum Besuche dort anwesende Bischof von Alessio nahm die Gelegenheit wahr, diese Schiffer zur Ueberfahrt nach seinem nahen Kloster zu miethen. Auf der Barke angelangt, wurde der Bischof sammt einem ihn begleitenden Priester gebunden, in den Raum geworfen und mit dem Tode bedroht, wofern sie wagten, einen Laut von sich zu geben. Danach kehrten die Matrosen mit bewaffneten Genossen ins Kloster zurück, plünderten es und schafften den Raub an Bord. Hier haben sie dem Bischof Kreuz, Uhr und Ringe abgenommen, haben ihn wie seinen Gefährten aller Baarschaft beraubt, und dann Beide in ziemlicher Entfernung von der Küste an einer seichten Stelle des Meeres ausgesetzt. Der östreichische Consul hatte, sobald er von diesem abscheulichen Verbrechen gehört, es dem Pascha von Skutari angezeigt, der gleich Eilboten an alle Küstenpunkte Albaniens abschickte, um die Landung der Räuber zu hindern, auf welche zugleich mit einer von 30 Soldaten bemannten Feluke Jagd gemacht wurde.

— Ein Mährisches Blatt berichtet über bedeutende in der Nacht vom 6. Aug. durch einen Wolkenbruch an der Eisenbahn von Wien nach Brünn herbeigeführte Beschädigungen: Das Wasser hatte sich an dem fünf Klafter hohen Eisendamm bis zu einer Höhe von drei Klaftern geschwellt, eine starke, durchaus von hartem Material erbaute, zwei und ein halbes Klafter weite, und über einen Feldweg führende Brücke so zerrissen, daß man fast keine Spur mehr von derselben sieht, selbst die Pfosten, auf welchen die Grundmauern ruhten, sind herausgewühlt, die Ziegel nebst dem vom Damme fortgerissenen Erdreiche weit fortgeführt. Die hiedurch entstandene Oeffnung am Eisenbahndamme, der am Fuße 21 Klafter Breite hat, beträgt ungefähr 25 Klafter.

Lokal-Schwank.

In einem Städtchen an der Aar,
Da lebt' in unsern Tagen,
Ein recht gemüthlich Ehepaar,
Ohn' Sorgen, ohne Klagen.

Es lebte so nach altem Brauch,
Zuweilen ziemlich lustig;
Die Frau war oft, der Mann wohl auch
Nicht selten etwas durstig.

Doch alles gieng den rechten Gang,
Sie kamen nicht zurücke;
Sie hielten Haus ihr Leben lang,
Selbst mit besonderm Glücke.

Das Neujahr kam, man wollte nun,
Nach hergebrachter Weise,
Mit Freunden sich was bene thun,
Und alles war im Gleise.

Pasteten wurden her formirt,
Gefüllt, mit Schweine-Rippen
Dieselbe bestens ausstaffirt,
Neun Pfund dazu verschnitten.

Der Ofen hat die rechte Gluth,
Man muß nicht länger warten;
Hinein damit mit frischem Muth,
Das Ding wird prächtig braten.

Die Freunde waren angelangt,
Der Schuhster und der Töpfer,
Und auf den Ausgang sehr gespannt;
Man sah's an ihren Köpfen.

Als nun die Zeit herangerückt,
Sich nach dem Backwerk umzusehn;
So waren alle ganz entzückt,
Denn schöner konnt' es gar nicht stehn.

Man schritt nun es heraus zu nehmen,
Doch hier war auch der Unfall los;
Denn dieses konnte nicht geschehen,
Weil die Pastete war zu groß.

Nun Vetter Hafner rathe Du,
Wir können hier mit allem Zwingen,
Es geht mit rechtem Ding nicht zu,
Das Stück nicht aus dem Ofen bringen.

Der Schuhster wollt' mit seiner Kneipen,
Den Deckel sacht' herunter ziehn;
Allein der Töpfer will's nicht leiden,
„Ich werde mich schon selbst bemüh'n.“

Er nahm den Hammer aus der Tasche,
Und deckte so den Ofen ab;
Es wär' wohl eine schlimme Sache,
Wenn ich nicht wüßte bess'ren Rath.

Das Ding das muß ganz unser sein,
Es soll nicht so verhunzet werden;
Den Ofen deck' ich wieder ein,
Und Niemand wird deßwegen sterben.

Nun Leser hast du einst Verlangen,
Der Hafner lebt noch immer froh;
Bist du in gleicher Schling' gefangen,
Gewiß er hilft dir eben so.

Bei'm Verleger dieses Blattes ist dutzendweise zu 6 Bz., stückweise zu 1 Bz., in Lenzburg bei Hrn. Seiler, Buchbinder, in Zofingen bei Herren Blaser und Steinegger, zu haben.

Aeußerst merkwürdige und schauerliche Prophezeihung auf das Jahr 1840. Von dem dreiundneunzigjährigen Hauptmann Laroche, an seinem Sterbetage Lichtmeß 1839. In 39 Versen. Aus dem Französischen treu übertragen.

Briefe und Geld erbittet man franko.

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau.

№. 35. 30. August 1839.

Das Alpenhorn,

ein Volksblatt

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Zweiter Jahrgang.

Voll Heuchelei ruft alle Christenheit: „Ach Gott, ich glaub' an Dich und glaub' an den Erlöser!“
Doch ist in Nächstenhaß, Verleumdung, Habsucht, Neid gewiß kein Heide böser.

Lied verlorner Liebe.

Wie kommt es, daß ich nach so langer Zeit,
Seit dem ich Dich nicht mehr gesehen,
Aufflamm' in Feuerseligkeit,
Wenn alte Tag' vorübergehen?

Unruhig zittert mir das heiße Blut,
Denk' ich der Liebe schöne Zeiten,
Es wallt ums Herz gedrängte Glut,
Als wollt' sie Feuertod bereiten.

Ein jedes Glöckchen auf der Wiesenflur
Läßt Deine Töne lieblich schallen,
In Allem find' ich Deine Spur,
Und höre Deinen Namen lallen.

In jedem stillen blau'n Vergißmeinnicht
Erblick' ich Deine sanften Blicke,
Ich sag' es ihm, was mir gebricht,
Es trauert Dein und mein Geschicke.

Bei blüh'nder Wies', bei Feld und Stein,
Schaut wonnig mir Dein Aug' entgegen,
Und Liebeslust und Trennungspein
Spricht mir aus allen Waldgehegen.

Denk' ich dann still an Dich, so wird es mir,
Wie wenn zur Jugend schau'n die Greise,
Wie wenn der Sterbende allhier
Noch spricht vom Spiel, vom Glück der Reise.

Wie wenn in Winternächten kalt
Man träumt von blüh'nden Mandelbäumen,
Wie wenn Musik entgegenschallt
Verirrten in den Alpenräumen.

Man wird vom frischen Duft berauscht,
Und Liebe macht uns schnell zum Kinde,
Die Jugend keimt, doch immer tauscht
Für Wahrheit Traum das Herz, das blinde.

W.

Der Schwedenkrieg im Frickthale.

Eine Volkssage.

Vor ungefähr drei- oder vierhundert Jahren kam ein grimmiges, alles zerstörendes Kriegsvolk, die Schweden genannt. Sie zogen bis vor Rheinfelden und lagerten lange davor. Rheinfelden sandte nach Bern und Luzern u. s. w. und bat um Hülfe. Aber keine Hülfe erschien, sondern nur Boten, die Stadt solle sich tapfer halten und sich nicht an die Schweden ergeben. Rheinfelden hielt fest. Um den Feind aber von der Belagerung abwendig zu machen, stellten sie ihre noch einzig übrige Kuh auf die Stadtmauer, umwickelten ihre Hörner mit Werg und schrieben ihr vor das Haupt: „So wenig das Kühlein lernet spinnen, so wenig werdet ihr Rheinfelden gewinnen.“ Dann nahmen sie dieselbe wieder herunter, gaben ihr den noch vorräthigen Kernen auf ein Mal zu freßen, schlachteten sie dann, bevor der Kernen verdaut war und schütteten den Sack vor die Thore. Der Feind, als er dieses sah, hob die Belagerung auf, sagend: Wenn diese Leute das Vieh noch mit Kernen zu füttern vermögen, so ist unsere Belagerung unnütz.

Während dieser Belagerung hatte aber Rheinfelden auch seine Verräther. Ein Müller kam mit den Schweden überein, in finsterer Nacht sie einzulassen und die Gassen mit Spreuer zu bestreuen, daß das Traben der Pferde nicht gehört werde. Die verabredete Nacht kam, alles in der ganzen Stadt lag im tiefen Schlafe, ohne Sorgen, ohne Bekümmerniß, ohne den mindesten Argwohn. Der Müller eilte, seinen verabredeten Verrätherplan in Wirklichkeit zu bringen. Gut, es gelang ihm. Schon sah er schwedische Reuter durch die geöffneten Thore in die Stadt dringen. Aber auch Rheinfeldens Retter wachte. Ein Wächter hörte das dumpfe Getön, eilte dem Thore zu, fand es geöffnet, die Straßen mit Spreuer bestreut und schon einige schwedische Reuter in der Stadt. Geschwind schloß er die Thore. Nun Lärm durch die Gassen. Die Bürger auf und ermordeten die eingedrungenen Schweden, auch der Verräther mußte eines schmählichen Todes sterben. Zu dem blieb die Strafe Gottes nicht aus. Die Erde wollte den Verräther-Leichnam nicht in ihrem Schoose dulden, und sein höllischer Geist durchrann in verschiedenen häßlichen

Menſchen- und Thieresgeſtalten mit fürchterlichem Gebrüll die Gaſſen der Stadt, und zwar ſo, daß er vor Kriegs- und Unglückszeiten durch Brüllen vor den Fenſtern in den oberſten Stockwerken die Leute ſchreckte.

Mancher Kapuziner wagte es, dieſen ſchrecklichen Müller-Geiſt aus der Stadt zu bannen, allein Keiner konnte des Ungeheuers Meiſter werden, denn jedes Mal, ehe der Pater wieder in der Stadt war, hörte man ſchon wieder das Unthier dort brüllen; doch zu gutem Glücke wurde ein Geiſtlicher als Probſt am St. Martin-Stift in Rheinfelden gewählt, der einen Bruder hatte, welcher Jeſuit und Pfarrer in Wölflinswil war. Dieſer, Namens Johann Baptiſt Challame wurde von dem Probſte nach Rheinfelden berufen, um die Stadt von dieſem mißbeliebigen Gaſte zu befreien. Er folgte dieſem Rufe und gieng an ſein Werk. Mit Verſprechen, daß der Müller-Geiſt alle Jahre einen Hahnenſchritt näher zur Stadt kommen dürfe, wurde Challame des Unholdes Meiſter und bannte ihn in die Wildniß hinaus. Bald darauf ſtarb dieſer Pfarrer und faſt Alles glaubte, der Müller-Geiſt habe ihm das Leben geraubt. Doch Rheinfelden blieb diesmal von ihren Feinden, den Schweden, befreit. Sie ſetzten unter der Stadt über den Rhein, zogen durch das Frickthal hinauf mit Morden und Brennen, des unſchuldigen Kindleins nicht ſchonend. Die Hornuſſer zogen den anrückenden Schweden entgegen bis nach Stein und ſchenkten den Feinden ein fettes s. v. Kalbeli und viel Geld, wofür Hornuſſen geſchont blieb und Ort des Hauptquartiers wurde.

Abtheilungen ſchwediſcher Truppen ſtreiften ſengend und brennend nach Wölflinswil und Oberhof. Alles Volk in dieſen Dörfern flüchtete ſich mit Allem, was mitgenommen werden konnte, in benachbarte Wälder, auf Berge und in die Dörfer Kienberg und Erlinsbach; die Wölflinswiler beſetzten die Berge zu beiden Seiten unter ihrem Dorfe, an deren Fuße die Straße hinaufführt. Kamen nun größere Truppen Schweden, ſo konnten ſie ungeſtört hinaufziehen, einzelne und kleinere Rotten wurden von herzueilenden Bewohnern angegriffen und um's Leben gebracht. Einer dieſer Soldaten ſoll geſagt haben: „Er könne nicht ſterben, bis die Sonne untergegangen ſei.“ Hierauf machten ſie ihm einen Strick um den Hals und führten ihn zu dem nahen Bach und banden ihn an ein Schwellenholz in denſelben, daß das Waſſer über ihn floß. Endlich nach Sonnenuntergang gab er den Geiſt auf. Aber jetzt noch weilt er dort unter dem Namen Nörkenthier und erſcheint in ſcheußlichen Geſtalten, ſchreckt den nächtlichen Wanderer durch ein unkenntliches Gebrüll, oder durch Geraſſel, oder durch Sauſen wie ein Sturmwind, oder er macht ſtracks vor dem Wanderer hin eine Mauer oder ein prächtiges Schloß, in welchem man herrliche Muſik hört und alle Fenſter erleuchtet ſieht, um den Reiſenden auf Irrwege zu bringen und die ganze Nacht, bis das Morgen-Betglöcklein ſchallt, in verſchiedenen Gegenden herumzuführen. Auch plumpt er gleich einem Sacke mit Waſſer in die Straße und hemmt dem nächtlichen Fuhrmann die Räder, und dann kann der Wagen mit aller Gewalt nicht von der Stelle gebracht werden. Kein Kreuz hilft. Nur ein fürchterlicher Fluch, oder wenn der Wagen mit wirklichem lebendigem Feuer umgangen wird, macht ihn fliehen.

Aus dem Walde gieng der damalige Siegriſt täglich heim und läutete zur Betzeit, Morgens, Mittags und Abends. Lange lauerten ihm die Schweden auf und konnten ihn nie erhaſchen. Endlich ertappten ſie ihn und führten ihn in's Hauptquartier nach Hornuſſen. Dort wollten die Schweden tanzen, aber leider hatten ſie keinen Spielmann. Der gefangene Siegriſt, der ſich trefflich in das Schickſal zu ergeben wußte, ſagte: Wenn ich nur meinen Dudelſack hätte, ich wollte euch ſchon aufſpielen. Augenblicklich mußte ein ſchwediſcher Reuter mit ihm zurück, den Dudelſack zu holen. Unterwegs bat der Gefangene den Reuter, ihn doch ein wenig loszulaſſen, daß er auch ſeine Nothdurft verrichten könne. Ohne Weigerung that es der Reuter. Der Siegriſt ſäumte eine Weile, ergriff einen Hagſtecken und erſchlug den Reuter, dann flüchtete er wieder getroſt zu den Seinigen.

Auch in Oberhof fanden die Schweden die Häuſer ohne Bewohner und nur wenig Zurückgelaſſenes. Nur in dem Hofe auf dem Bühl traf einer ein Kind in der Wiege, das lächelte. Er wollte ſchon fort und das Kind leben laſſen, ſah aber einen andern Schweden daherkommen, und wußte, wenn er des Kindes ſchone, daß er ſterben müſſe. Daher gieng er wieder zurück, hielt dem Kinde den Degen auf's Herz, kehrte ſich von ihm und erſtach es. Lange nachher hörte man das Kind noch ſchreien, weil dieſer Lebenslauf noch nicht vollendet geweſen war. In einem andern Hauſe wurde ein betagter Greis ertappt, dieſer mußte unter eines Soldaten Aufſicht alles Zurückgelaſſene in allen Häuſern aufſuchen und zuſammentragen. Wie er nun ſagte, er wiſſe nichts mehr, ſalbten ſie ihm die Haare mit Oel, um ihm dieſelben anzuzünden, ihn ſelbſt aber wollten ſie in Riemen zerſchneiden. Allein der Soldat, der den Alten immer begleitet, und ihm das Leben zu retten verſprochen hatte, ſagte: Ei, was wollen wir wiſſen, was der Hund für Koth macht? Er winkte ihm, ſtieß ihn aus der Stube und ſchickte ihn in das nahe Erlenwäldchen. So ward er gerettet. Nun brannten die Schweden alle Häuſer nieder, nur ein aus Holz und Stroh erbautes konnten ſie nicht in Brand ſtecken, obſchon ſie es mehrere Mal an allen vier Ecken anzündeten; denn der Eigenthümer deſſelben verſprach, eine Kapelle erbauen zu laſſen und ſie zu unterhalten. Nach deſſen Tode erhielt einer der Söhne das Haus und ein Stück Land, daß auch er fortan die Kapelle beſorgen ſolle.

Ein ſchwediſcher Offizier auf einem grünen Pferde ritt einſt weit vom Dorfe, um die Geflohenen auszuſpähen. Er kam bis in die Rumisholden, dort wurde er angegriffen und erſchlagen. Jetzt noch geiſtet er dort. Auch noch viele andere Geſpenſter giebt's ſeit der Schwedenzeit, die jetzt noch zeigen, wie unmenſchlich ſie mit den Einwohnern verfuhren. Sieben ganze Jahre gieng um Oberhof kein Pflug mehr.

Das Schloß Robert des Teufels.

Von dieſem Schloſſe erzählt ein neuer Reiſender Folgendes: Ungefähr drei Stunden von Rouen kamen wir an den Fuß eines hohen, mit einigen ſchönen Eichen beſetzten Hügels, der die ganze umliegende Gegend beherrſchte. Wir erklommen ſeinen Gipfel und fanden uns durch eine herrliche Ausſicht belohnt. Die Höhe, auf welcher wir uns befanden, war vor Alters befeſtigt geweſen, und einige noch vorhandene Ueberreſte von Mauern werden das Schloß Robert des Teufels genannt. Die einzige, jedoch unzuverläſſige Nachricht über dieſen ſeltſamen Namen, deſſen Urſprung ich mir nicht erklären konnte, erhielt ich von einer bejahrten Frau. „Vor

alten Zeiten," sagte diese, "als die Normandie von Frankreich getrennt war, herrschte Graf Robert auf diesem Schlosse, ein wilder verwegener junger Mann, der sich dadurch, daß er that, was er nicht hätte thun sollen, einen üblen Ruf in der ganzen Gegend erworben hatte. Seine Mutter führte, seit dem Tode ihres Gatten ein von aller Welt abgeschiedenes Leben, und unterhielt sich mit nichts als mit Lesen von Büchern, die das Volk für bezaubert hielt, weil Niemand als die Gräfin sie verstand; auch sprach sie nur mit Geistern. So glaubte das Volk; indeß war noch Niemand bei solchen Geisterunterhaltungen gegenwärtig gewesen. Doch dem sei, wie ihm wolle, kurz, in ihren letzten Augenblicken stand ihr ein frommer Mann bei, der über die Sünden, welche die Gräfin ihm gestanden hatte, so entsetzt schien, daß er sprachlos aus dem Schlosse stürzte, und als einer von der Dienerschaft aus Liebe für seine Gebieterin ihm nachlief und ihn fragte, was es gegeben habe, so schrie dieser, als ob er von Sinnen wäre, der junge Graf sei der Böse selbst und seine Mutter nicht viel besser. Mit dieser Auskunft kehrte der Diener, der ein gottesfürchtiger Mann war, in das Schloß zurück und erzählte allen Leuten, daß sein junger Herr der Teufel sei! "Es ist der Teufel!" rief der Diener. "Der Teufel!" wiederholte der Kellermeister. "Der Teufel!" schrie der Stallmeister, indem er die Stiefeln hinaufzog. "Der Teufel!" kreischte die Zofe der Gräfin, indem sie sich dicht an den Stallmeister drängte. "Fürchte dich nicht, Jeannette," flüsterte dieser, "der Teufel soll dir nichts zu Leide thun, denn ich werde dich bewachen — es wäre denn doch wohl möglich, daß der junge Graf der Teufel ist." Als die alte Gräfin gestorben und zur Gruft bestattet war, ertheilte Graf Robert den Befehl, den ziemlich leeren Weinkeller wieder zu füllen, und führte nun in einer großen Gesellschaft von jungen und muthwilligen Rittern und andern Edelleuten ein wüstes, zügelloses Leben. Sie überließen sich allen nur möglichen Ausschweifungen, jagten und hetzten, bis sie müde, schwelgten bis sie toll waren, sprengten an alten Weibern vorüber, daß diese über und über mit Koth bespritzt wurden, und küßten die jungen Mädchen auf eine freche Weise. Bei solcher Aufführung konnte es natürlich nicht anders kommen, als daß Jedermann in der ganzen Umgegend den jungen Grafen Robert den Teufel nannte."

"Robert setzte sein wüstes Leben fort, und das Gerücht, er sei wirklich der Teufel, wurde immer stärker. Zu seinem Unglücke hatte er den mächtigen Marquis von Millemont auf eine Weise beleidigt, die nur durch das Blut des Feindes gesühnt werden konnte, und so wurde einst bei Nacht Robert von dem erbitterten Marquis mit bewaffneter Macht überfallen. Obschon betrunken vertheidigte sich der Graf dennoch so tapfer, daß Jedermann darauf schwur, Robert müsse ganz gewiß der Teufel sein; endlich, nach verzweifeltem Kampfe erlag er doch der Uebermacht, wurde mit wenigen Freunden, die noch am Leben waren, aus einem Zimmer in das andere, und endlich bis auf die äußerste Mauer getrieben, von wo er sich in den Schloßgraben hinabstürzte. Alle, welche das mit ansahen, behaupteten steif und fest, das Wasser habe bei seinem Falle gezischt und gesprudelt, als ob man ein rothglühendes Eisen hineingeworfen, und was war natürlicher, als daß alle Welt die feste Ueberzeugung hegte, Graf Robert sei der Teufel gewesen. Von dieser Zeit an, schloß das alte Weib, verfiel das Schloß nach und nach immer mehr. Ich erinnere mich noch recht gut, wie es einst alles überragte, allein jetzt messen die umstehenden Bäume sich mit seiner Höhe, und scheinen durch ihre kräftige Jugend und ihren stattlichen Wuchs seinem Ruin gleichsam Hohn zu sprechen, obgleich auch sie einst verfallen und in den Staub sinken werden, wie jene Mauern. Jedes Jahr nimmt etwas von den letztern weg, und man muß sich nur wundern, daß das Schloß nicht schon früher spurlos verschwand, da es seit vielen Jahren nicht mehr bewohnt wurde, denn wer hätte wohl im Schlosse Robert des Teufels hausen mögen?"

Moses Rothschild.

Als im Jahre 1702 die französische Armee sich dem Gebiete des Kurfürsten von Hessen-Kassel näherte, war dieser genöthigt, zu fliehen. Auf seiner Durchreise durch Frankfurt am Main lernte er den dortigen jüdischen Bankier Moses Rothschild kennen. Der Mann war zwar nicht reich, wegen seiner Rechtschaffenheit und Geschäftsklugheit aber im besten Ruf, weßhalb ihm der Kurfürst einige Millionen in Gold und Juwelen zur Verwahrung anbot. Der Jude wollte sich nicht gleich dazu verstehen, allein der Kurfürst beredete ihn und ließ ihm den Schatz, ohne auch nur einen Empfangschein dafür zu verlangen. Kaum hatte Moses Rothschild den Schatz in seinem Garten sorgfältig vergraben, als auch die Franzosen in Frankfurt plündernd einmarschirten. Um den Schatz des Fürsten zu retten, gab Moses den Feinden lieber sein eigenes Vermögen Preis. Sobald die Ruhe wieder hergestellt war, fieng Moses Rothschild sein Geschäft als Bankier und Geldwechsler wieder an, Anfangs nur klein, dehnte es aber mit Hülfe des kurfürstlichen Schatzes immer mehr aus, so daß er bald für einen der solidesten und reichsten Bankiers galt.

Als nun der Kurfürst 1802 in seine Staaten zurückkehrte, kam er wieder durch Frankfurt und suchte M. Rothschild auf.

"Die Schurken haben mir ja alles genommen, Moses!"

"Nicht einen Thaler!" erwiderte Moses feierlich.

"Was sagen Sie?"

"Nicht einen Thaler!" —

"Wie! Mir ist doch erzählt worden, die Sanskülotten hätten Ihnen Alles geraubt? Ich habe es ja selbst in den Zeitungen gelesen."

"Alles das Meinige freilich, aber Ew. Königl. Hoheit Schatz habe ich in meinem Geschäfte benutzt, und bin im Stande, Ihnen Alles mit fünf Prozent zurückzugeben!"

Der Kurfürst, erstaunt und dankbar, schob die Zinsen zurück, als Ersatz für das, was die Franzosen dem ehrlichen Moses genommen; aber als Belohnung seiner beispiellosen Ehrlichkeit, überließ er ihm den ganzen Schatz noch auf 20 Jahre, gegen einen Zins von zwei Procent jährlich. Außerdem suchte der Fürst dem trefflichen Moses auf alle Wege nützlich zu sein, und ermangelte nicht, auf dem Wiener Kongreß 1814 den versammelten Souveränen die makellose Ehrlichkeit desselben zu rühmen, wodurch er ihm das Vertrauen der Kaiser von Oestreich und Rußland und anderer europäischer Herrscher erwarb. Die Ehrlichkeit des Moses Rothschild legte also den festen Grund zu der gewaltigen Geldmacht der Gebrüder Rothschild, seiner Söhne zu London, Wien, Paris und Frankfurt, welche gegenwärtig den Knopf auf dem europäischen Geldbeutel haben.

Der verlorene Pudel.

Seitdem Belgien Eisenbahnen dutzendweise besitzt, ist das Handwerk des Arztes dort in der That eines von denen geworden, die einen goldenen Boden haben, denn die Kundschaft eines Medizíners von Ruf ist jetzt nicht mehr auf eine Stadt und deren Umgegend, einige Meilen in der Runde, beschränkt, sondern kann, Dank der Schnelligkeit, mit der ihn Dampfwagen nach allen Richtungen des Königreichs hinführen, das ganze Land umfassen.

Ein junger Arzt, Doktor P., hat kürzlich ein sehr sicheres Mittel in Anwendung gebracht, seinen Namen in allen Städten, in die ihn die Lokomotive trägt, bekannt werden zu lassen. Jedesmal, wo er in eine Stadt kommt, in der er noch nicht bekannt ist — und das war, ehe er sein Mittel erfand, so ziemlich in allen Städten seines Vaterlandes der Fall — beklagt er sich bei allen Kellnern des Gasthofes, in dem er absteigt, daß ihm auf dem Wege zum Dampfwagen durch die Stadt sein Pudel, ein ausgezeichnetes Individuum seiner Gattung, verloren gegangen sei, und läßt alsbald eine Ankündigung mit Riesenbuchstaben an jeder Straßenecke anschlagen, worin er, der Dr. medicinae et chirurgiae P., mehrerer gelehrten Gesellschaften außerordentliches Ehrenmitglied, demjenigen, der ihm seinen verlornen Pudel, von dem er ein genaues Signalement beifügt, wieder zurückliefert, eine Belohnung von fünfundzwanzig Louisd'or verspricht.

Bald ist, Dank der ellenlangen Buchstaben auf der Ankündigung und der enormen Belohnung für den verloren gegangenen Vierfüßler, in der ganzen Stadt nur vom Doktor P. die Rede. — „Wißt Ihr auch," erzählt eine Frau Gevatterin der andern, „daß im Gasthof zu den drei Enten ein berühmter Arzt angekommen ist, der so ungeheuer viel Geld hat, daß es dem Finder seines Pudels fünfundzwanzig Louisd'ors verspricht?"

So erfährt Jeder vom Herrn Doktor P.; der Pudel findet sich freilich nicht wieder, aber die Kunst des Arztes wird vielfach in Anspruch genommen; den ganzen Tag wird das Zimmer nicht leer von Kranken, die ihre Zuflucht zu seiner Weisheit nehmen, und er verdient manch' schönen Louisd'or, ohne daß er sich bei'm ehrlichen Finder seines Pudels in Unkosten zu versetzen braucht.

Gewöhnlich heißt in den Ankündigungen, daß der Pudel (der eigentlich nie vorhanden gewesen ist) verloren sei, dieses gute Thier Alcibiades.

Weihnachtsgeschenk des Generals Desaix zu Lauterburg.

Ein ächtes Kriegerleben beherrschte die Stadt Lauterburg im Elsassischen während des Monats Dezember im Jahre 1793; denn schon längst war der tapfere Brigade-General Desaix im Anzuge, und hatte es auf Erstürmung des östlichen Punktes der Weißenburger Linie abgesehen. Die Wälle waren wohl besetzt, doch die guten Leute dieser Stadt erwarteten nicht ohne Vergnügen den jungen Ruhmgekrönten. Die engen Straßen Lauterburgs wimmelten von Menschen; denn jeder war darauf bedacht, seine Geschäfte in Ordnung zu bringen und eben nicht müßig in der Stube sitzen zu bleiben.

Unter dem Gedränge bemerkte man auch die Marketenderin Lisette aus St. Hilaire, eine Landsmännin Desaixs, den sie als kleinen Knaben gekannt hatte. Ihr Mann war todt, ihr Sohn schon seit acht Jahren abwesend, er hatte seit dieser Zeit nichts von sich hören lassen, und mit mütterlichem Schmerz dachte sie oft, daß er vielleicht seinem Vater ins Grab gefolgt sei. — Sie goß ihren Kunden, die vorüberzogen und sich erfrischen wollten, ganz mechanisch die Gläser voll, nahm von dem Einen die Bezahlung, schrieb dem Andern, was er verzehrt, mit Kreide auf die in der Bude hängende Tafel und vergaß ihres Kummers. Aber die Trommeln wirbelten laut, man schlug den Generalmarsch, und die ganze Einwohnerschaft Lauterburgs zog heraus aus ihren freundlichen Häusern, und verlegte ihr Quartier auf die Straßen oder auf die Wälle.

Es war ein recht unfreundlicher Dezember-Morgen, und Jeder hüllte sich in seinen Mantel, so gut es eben gieng.

Ich glaube, sagte ein Bürger zu seinem Nachbar, daß wir als Weihnachtsgabe dem Konvente zufallen; — aber höre, rief er auf ein Mal aus, die Franzosen sind auf der ganzen Linie im Anzuge; und ich glaube, der General geht mit Sturm auf unsere Feste los.

Die beiden Freunde hatten sich bald von der Wahrheit dieser Vermuthung überzeugt, denn ein furchtbares Kriegsgetümmel vom Rheine her versetzte Alles in Schrecken und Staunen, und nach einigen Stunden schon war Desaix Herr der Festung Lauterburg.

Heute war Lisette, die arme Marketenderin, lustig und guter Dinge, sie verschenkte, ihrem ruhmgekrönten Landsmanne zu Ehren, gar viele Gläser Schnapps, aber am andern Tage, es war gerade der 24. Dezember, also der Vorabend zu Weihnachten, ward sie von einem Soldaten der republikanischen Armee zu dem Brigade-General beschieden.

„Unverzüglich aber müsset ihr vor unserm Feldherrn erscheinen, drum die Bude zugemacht und mit mir." Der lustige Krieger schlürfte noch hastig einen ihm von der Marketenderin kredenzten Schluck Genevre hinab, nahm die Frau in seinen Arm und schleppte sie gleichsam fort. „Kennt mich denn euer General?" fragte auf dem Wege die sich glücklich Dünkende. „Warum läßt er mich zu sich kommen? wie, weiß er, daß ich seine Landsmännin bin?" — Aber ihr Begleiter gab nur ausweichende, unbefriedigende Antworten.

Der zur Zitadelle führende Weg war dicht mit Soldaten besetzt, und es gewährte einen ganz sonderbaren Anblick, als die schon betagte Marketenderin Arm in Arm mit ihrem Begleiter dahin schritt.

Endlich gelangte man an den ersten Posten der Festung. „Halt, rief es, hier herein! — Der General verlangt, daß die Frau auf die Wachtstube gebracht werde." — „Mein Gott, rief Lisette ganz bestürzt aus, man wird mich doch nicht verhaften wollen." „Seid nur unbesorgt," erwiderte der kommandirende Offizier. „Der General wird bald hier sein, und euch die Ursache eurer Berufung zu ihm mittheilen." Das besorgte Weib war indessen kaum eingetreten, als auch schon der General erschien. Obwohl noch jung, denn Desaix war erst 25 Jahre alt, so war doch seine ganze Haltung Ehrfurcht gebietend, und im höchsten Grade einnehmend. „Guten Tag," rief er hastig aus;" „Seid ihr die Marketenderin Lisette aus St. Hilaire?"

„Das bin ich, euch zu dienen, und mit Stolz nenn' ich mich eure Landsmännin," versetzte die Ueberraschte.

„Nun so seid gegrüßt, ich habe euch rufen lassen, um euch ein Weihnachtsgeschenk zu bringen."

„Wie," sagte die von freudigen Gefüh'en überwältigte, „von wem?" —

Und in diesem Augenblicke trat der General an seine Thüre und rief:

„Adjutant, komm' hervor und präsentire dich!"

Ein schlanker, schön gestalteter Krieger in Offiziersuniform trat hervor und ward der erstaunten Lisette vorgeführt. „Erkennet ihr diesen nicht mehr?"

„Gott," rief das Weib aus, „darf ich meinen Augen trauen, du mein theurer Sohn, von dem ich in so vielen Jahren nichts gehört habe!"

Mutter und Sohn lagen einander bald in den Armen.

„So kommt denn schnell in meine Wohnung, sagte Desaix, und lasset uns den heiligen Abend durch ein Fest des Wiedersehens recht vergnügt und feierlich begehen. Erzählet euch einander, was ihr während eurer Trennung erlebt habet."

No. 35.

DAS POSTHÖRNCHEN.

30. Aug. 1839.

Eine Wochenschrift
für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Alpenhorn mit Posthörnchen zusammen können für 7½ Batzen vierteljährliche Voraus-bezahlung auf allen löbl. Postämtern des Kantons Aargau franko bezogen werden. Inserate, frankirt zugesendet, werden unter Verantwortlichkeit des Einsenders gegen Vergütung von 5 Rappen per Zeile aufgenommen; interessante oder erheiternde Mittheilungen mit Verschwiegenheit und Dank.

Seufzer über die Tagsatzung.

Tagsatzung ist lau und flau!
Schweizervolk, wie lang geduldigst
Du dich noch der alten Frau,
Daß du gar nichts Festem huldigst? —
Wahrlich, Du mußt selbst es büßen,
Wenn man dir die Nase dreht,
Und die Sach auf Krebsesfüßen
Wieder nach dem Dunkeln geht.
Wandle hin und schau die Dame,
Kafferschwester ist ihr Name,
Geh und überzeuge dich!
Kannst du ohne Herzensstich,
Ohne Seufzer sie betrachten:
Bist, wie sie, du zu verachten,
Und verdienst dein kläglich Loos,
Das in ihrem morschen Schoos
Sich bereitet, dich zu drücken,
Dich mit altem Koth zu schmücken.

Tagesbegebenheiten.

Schweiz.

— Den 20. Aug. langte Herr Baron Mortier, königl. französischer Gesandter, bei der schweiz. Eidgenossenschaft in Zürich an, und übergab Tags darauf unter üblichem Ceremoniel und Abfeurung von 21 Kanonenschüssen, seinen Kreditiv dem Herrn Bundespräsidenten Heß. Sonderbar war es, daß bei diesem Anlasse der Sattelgaul eines Lohnkutschers, den mit preußischen Orden behangenen Neuenburgergesandten, als er mit dem Weibel dem Hause des Bundespräsidenten zueilte, beißen, und als dieser sich wegwenden konnte, noch den Weibel packen wollte. Die preußischen Hoheiten müssen dem Gaul gewaltig übel in die Augen gestochen haben. Es ist wahrscheinlich ein Schweizergaul.

— Unlängst meldete sich unter Vorweisung eines Empfehlungsschreibens der Regierungskassaverwaltung des Kantons Thurgau ein Individuum Namens Fr. Frei bei einem Basler Banquierhause als Kanzleiangestellter, um im Auftrage der Regierung von Thurgau nach England zu reisen, und verlangte zu diesem Ende mehrere Wechselbriefe gegen Londoner Briefe zu negoziren, was ihm fataler Weise gelang. Eingezogene Erkundigungen ergeben nun, das sowohl das Empfehlungsschreiben als die Wechselbriefe falsch, und das resp. Handelshaus um circa 3000 Schweizerfranken geprellt worden sei. Der vorgebliche Fr. Frei soll ein Ferdinand Wanaz von Willisdorf, säßhaft in Frauenfeld gewesen sein.

— Zu Balsthal ist ein siebenjähriges Mädchen durch einen von einem dreizehnjährigen Knaben unvorsichtiger Weise von einem Estrich geworfenen Steine getroffen worden und todt auf dem Platze geblieben. — Zu Lohn wurde ein zwölfjähriges Mädchen, welches Früchte von einem Baum brechen wollte, auf einen Zaun aufgespießt. Obschon der Arzt demselben ein schuhlanges Stück von einem Zaunpfahl aus dem Leibe ziehen mußte und die Eingeweide in Masse aus der Oeffnung drangen, so befindet sich doch jetzt das robuste Kind, welches nicht einmal geweint haben soll, zu nicht geringer Verwunderung außer Lebensgefahr.

— Die „Helvetie" erzählt folgendes gräßliches Verbrechen aus dem welschen Bernertheil: „Ein neunjähriges Mädchen begab sich nach Petit-Chamoz, um Arzneien für seine Mutter zu holen. Im Walde wurde es von einem zweiundzwanzigjährigen Burschen überfallen, der es für seine viehischen Lüste mißbrauchen wollte, aber durch den Widerstand des Kindes nicht zum Zwecke gelangen konnte. Da das Kind drohte, das Vorgefallene seinen Eltern anzuzeigen, so beschloß der Unmensch es zu tödten. Mit einem Steine schlug er ihm auf den Kopf, bis es blutrünstig und bewußtlos niedersank. Da es aber noch immer athmete, so versuchte er es zu erwürgen und bediente sich dazu seiner Hände, deren breite Spuren man jetzt noch an dem Halse des armen Kindes wahrnimmt. Da auch dieses mißlang und das Kind immer noch lebte, wand er ihm sein Taschentuch stark um den Hals, bis er es endlich todt glaubte; dann schleppte er es an den Rand eines 70 Fuß hohen Felsens, und warf es da hinunter. Gegen Abend desselben Tages ging das Ungeheuer mit einer Haue zum Dorfe hinaus, ohne Zweifel in der Absicht, das getödtete Kind zu ver-

scharren. Aber zu gleicher Zeit giengen zwei Frauen in der Gegend spazieren und nahten sich aus Neugierde, was vielleicht nicht zweimal im Jahre geschieht, dem Abgrunde, wo die Unglückliche hinabgestürzt worden war, und entdeckten auf den ersten Blick das unten liegende Kind. Mit Hülfe eines noch weit von da arbeitenden Mannes wurde dasselbe heraufgezogen. Mund und Wunden waren bereits mit Insekten bedeckt. Dennoch glaubte eine der Frauen noch Leben in dem Mädchen wahrzunehmen; man trug es an den Bord des Flusses, und brachte es bald wieder zum vollen Bewußtsein. Der unermüdeten Sorgfalt des Arztes ist es gelungen, das Kind ganz wieder herzustellen. Sobald das Mädchen wieder sprechen konnte, erzählte es alles Vorgegangene mit Bezeichnung des ihm bekannten Thäters, der zwar anfänglich zu läugnen suchte, aber mit dem Mädchen konfrontirt, endlich Alles gestand. Der Unmensch befindet sich in den Händen der Justiz.

— Der vielgeprüfte Pater Franz Sebastian Ammann von Kirchberg, Kanton St. Gallen, gewesenes Mitglied des Kapuziner-Ordens, hält sich gegenwärtig in St. Gallen auf, um bei dem apostolischen Vikariat seine Aufnahme in den Sakularklerus zu betreiben. Auf dem legitimsten kirchlichen Wege, versöhnt mit seinen Ordensobern, erhielt Pater Sebastian am 25. Juli d. J. durch die Organe seines Provinzials in der Schweiz und des Ordensgenerals in Rom vom Papst die Erlaubniß, in den Stand der Weltgeistlichen zu treten. Dem apostolischen Vikar ist dabei der ausdrückliche Auftrag ertheilt, den Herrn Ammann über die Wesenheit der Gründe, mit welcher er seine Säkularisationsbitte unterstützt, zu vernehmen und ihm sofort die Urkunde verabfolgen zu lassen. Daß man aber die Absicht habe, diesen Mann total brod- und wirkungslos zu machen, geht wohl daraus hervor, daß die römische Dispensacte schon am 10. Mai d. J. ausgestellt, erst am 25. Juli ihm zur Kenntniß kam, und nun vom Vikar so lange vorenthalten wird, bis sie außer Gültigkeit fällt. Denn wird sie vor Verfluß von sechs Monaten nicht exequirt, so tritt sie eo ipso außer Kraft.

— Aus dem Kloster Ittingen Kantons Thurgau ist abermal ein seinen Gelübden treulos gewordenes Subjekt ausgesprungen, nämlich der Konstanzer Konrad Konradi, welcher nun, wie sein würdiger Freund, der vergessene Ermönch Senn, den Sold von 500 fl. für seine gegen Gott und seinen heiligen Orden begangene Sünde aus den Händen der Regierung, aber aus der Kasse des Klosters bezieht. — Wenn ein Kloster solche kranken oder gar faulen Theile abstößt, mag dieses als ein gesundes Lebenszeichen angesehen werden. Wahrheitsfr. — Das gleicht wieder einmal auf's Haar dem alten s. g. Wahrheitsfreund. Wenn einem sein gesunder Verstand eingiebt, das stinkige, von aller freien Luft und allem nützlichen Verkehr mit andern Menschen abgeschlossene Klosterleben gegen die Freiheit wieder zu vertauschen, um den Mitmenschen wieder anzugehören und den Bestimmungen des Schöpfers wieder nachzukommen, nennst Du ihn krank und faul!

Ausland.

— Die Stadt Osnabrück ist in diesen Tagen wiederum der Schauplatz einer neuen bedeutenden Aufregung. Die von mehrern hundert angesehenen Bürgern unterschriebene Petition an Se. Maj. ist unerösnet zurückgeschickt.

— Man sagt, daß der Fürst von Metternich bereits mit den heiligen Sterbesakramenten versehen worden sei. Es ist natürlich, daß unter so wichtigen Umständen die schwere Frage im Publikum umläuft, wer im verhängnißvollen Laufe der Dinge dem berühmten Staatsmanne nachzufolgen geeignet wäre.

— In den österreichischen Provinzen finden fast längs dem ganzen Umkreise verdrießliche Grenzstreitigkeiten statt. Der älteste Hader besteht an der Grenze von Sachsen, der sich von der Regierung Maria Theresia's herschreibt. An der Grenze von Podolien sind neuerlich aus gleichem Anlasse Exzessen vorgefallen; zwischen Mähren und der Grafschaft Glatz ist die Grenzfrage ebenfalls unerledigt, und zwischen östreichisch und preußisch Schlesien hat dieser Umstand zur Verletzung eines preuß. Unterthans durch östreich. Grenzjäger geführt. In der Lombardei streitet sich der Kanton Graubünden um die Länderscheide. Somit weiß Oesterreich fast von keiner Seite recht, wie groß es ist.

— Ein Wiener Arzt, Dr. Nies, will die Kunst erfunden haben, menschliche Leichname der Verwesung zu entziehen, so zwar, daß sie dieselbe Biegsamkeit, Farbe, ja sogar auf längere Zeit die Gesichtsröthe behalten. Später soll der Körper in eine Art Versteinerung übergehen und auf diese Art Jahrhunderte aufbewahrt werden können.

— Die Zusammenziehung von Truppen im südöstlichen Theile des österreichischen Kaiserthums dauert noch immer fort. In Gallizien, in Siebenbürgen, im Banat und an den Grenzen von Bosnien und Montenegro stehen gegenwärtig 115,000 Mann mit 360 Kanonen, ohne die Militärkolonien und die Grenzjäger zu rechnen, die ein Armeekorps von 20,000 bis 30,000 Mann in's Feld stellen können.

— Vor einiger Zeit machte folgender traurige Vorfall großen Eindruck auf den gebildeten Theil der böhmischen Hauptstadt. Tribensee, ein alter Musikdirektor, der in Böhmen durch mehrere artige Compositionen bekannt ist, hatte als einzigen Schatz zwei Töchter, von denen die ältere besonders viel Anlage zu Gesang und Musik zeigte, so daß der Vater, der diese Anlage mit allem Fleiß ausbildete, auf ein heiteres, sorgenfreies Alter rechnen konnte, wenn die Tochter bald die Bühne betreten würde. Zufällig kam in der Beichte des bildschönen Mädchens die Rede auf ihren Stand. Sie erzählte dem Priester von ihren Aussichten, ihren Familienverhältnissen, ward aber von demselben mit der äußersten Härte und Schroffheit angefahren und mit der Hölle bedroht, wenn sie nicht diesen Lockungen des Satans widerstehen würde. Der Vater, der in seinen Uebungsstunden bald die Widerspenstigkeit der Tochter bemerkte, versuchte seinerseits die Gründe des Priesters zu widerlegen und ließ es auch bei dem geängstigten Kind an Drohungen nicht fehlen, bis das Mädchen in Schwermuth gerieth, in welcher sie sich, um ihrem Leben ein Ende zu machen, von einem Felsen in den Stadtgraben stürzte und beide Beine zerschmetterte. Von den Verletzungen ist sie zwar wieder hergestellt, aber ihren gebeugten Geist herzustellen, wird schwerlich gelingen. Der fanatische Priester, welcher durch seinen Wahneifer die Schuld des Unfalles trug, erhielt von seinen Obern noch ein Belobungsschreiben. Der Vater hatte den Muth, nun seine

jüngere Tochter nun für die Bühne zu bestimmen. Sie trat bald auf; ihr geringes Talent aber erhielt keinen Beifall: ausgezischt, ward sie wahnsinnig aus gekränktem Ehrgefühl. So ist nun der achtbare Greis mit seinen beiden Töchtern am Bettelstabe.

— Zu dem im künftigen Jahre hevorstehenden Säkularfeste der Buchdruckerkunst werden in Leipzig von sämmtlichen dort konditionirenden Gehülfen wöchentlich per Mann 6 Pfennig abgegeben, was bis zum nächsten Juni eine Summe von 6000 Thalern ausmacht und von den Buchhändlern wahrscheinlich auf das Doppelte erhöht werden wird.

— Auch in Deutschland fängt man auf einmal an zu prophezeihen, und zwar auf 1840 große Theurung, auf 1841 Krieg, in welchem die Türken ihre Pferde im Rhein tränken sollen, und 1842 der Beginn des tausendjährigen Reichs. Diese Prophezeihung hat mit der französischen von Laroche Aehnlichkeit, nur mit dem Unterschied, daß in Ersterer Alles per Extrapost und Schlag auf Schlag kommen soll. Wenn im s. g. tausendjährigen Reiche nur der Kopf, und nicht das Herz, in Anwendung kommt, so dürfte sein Beginn wohl nahe sein; umgekehrten Falles aber machen die Menschen noch keine Mienen dazu.

— Zu La Rochelle hat am 13. Aug. ein hundertjähriger Greis ein merkwürdiges Gelübde erfüllt. Er war früher Lastträger, heißt Jacques Supet, und ist am 4. Aug. 1739 in La Rochelle geboren. In einem schon vorgerückten Alter von einer schweren Krankheit befallen, gelobte er, wenn er wieder genäse und hundert Jahr alt würde, eine Messe lesen zu lassen und sich barfuß und leicht gekleidet in die Kirche zu begeben. Dieses Versprechen erfüllte er am genannten Tage. Es begleiteten ihn zwei Greise, deren jüngster 98 Jahre zählte. Eine große Volksmenge hatte sich versammelt, um, wie der Phare von La Rochelle sagt, diese drei Jahrhunderte Arm in Arm dahinwandeln zu sehen. Zum Unglück war das Wetter kühl und regnerisch und der ehrwürdige Greis zitterte vor Kälte an allen Gliedern. Der Pfarrer von St. Sauveur hat ihn, ehe er an den Altar gieng, sich etwas wärmer zu bekleiden; er that dieses und verrichtete hierauf recht fromm seine Andacht.

— Man schreibt aus Doullens, daß im Gefängnisse der Citadelle jener Stadt, wo einige der Mai-Verurtheilten gefangen sind, eine Art Empörung ausgebrochen sei. Nachdem die Verurtheilten, die in abgesonderten und aneinander stoßenden Kammern eingesperrt waren, lange begehrt hatten, vereinigt zu werden, wollten sie mit Gewalt erlangen, was die Gefängnißordnung nicht erlaubte, ihnen zu gewahren. Phillipet und Noel Martin, die sich nebeneinander befanden, rissen die Wand nieder welche ihre Kammern schied. Durch dasselbe Mittel gelang es ihnen auch, die des Roudil, des Rougues und Lemieres zu zerstören. Die Gefangenen wurden bald ergriffen und in Ketten gelegt.

— Ein großer Brand, welcher 5 Tage dauerte, hat den dep. Staate zugehörenden schönen Wald von Mondrieux ganz verzehrt. Zwei reiche Gutsbesitzer hatten dem Staate, der eine 400,000, der andere 450,000 Franken dafür geboten. Die Domäne bestand auf 500,000 Fr.

— Aus Diest schreibt man, daß dort seit einigen Tagen lebhafte Unruhe herrscht. Eine große Menge brodloser Arbeiter und entlassener Soldaten durchstreicht den Hagelander Wald und macht die Gegend unsicher. Der Gouverneur von Brabant hat die ganze zur Verfügung stehende Gendarmerie in Bewegung gesetzt, um sich an Ort und Stelle zu begeben und jeder Unordnung wo möglich vorzubeugen oder nöthigen Falls sie zu unterdrücken.

— Die Alterthumsforscher sind wiederum hoch erfreut über den Fund eines antiken Grabes in der Nähe von Monterone, auf dem Wege nach Civitavecchia, wo die Herzogin von Sermoneta Ausgrabungen hat anstellen lassen. Der bedeutende Goldschmuck wurde nach Rom gebracht und gleicht ganz demjenigen, welcher vor zwei Jahren bei Cere gefunden, und der gegenwärtig eine Hauptzierde des vom Papst begründeten hetrurischen Museums im Vatikan bildet. Diese Gräber ohne Malereien und Vasen zeigen zur Genüge, daß sie einer frühern Periode, als der des alten Hetruriens, angehören.

— Die Regierung von Portugal geht ernstlich mit dem Plane um, die Constitution aufzuheben. Die Königin war mit den letzten Cortes so wenig zufrieden, daß sie mehr als je die Herstellung der absoluten Regierungsform wünscht. Da die Aufhebung der Constitution aber mit Gefahr verbunden ist, so hat sich seit einiger Zeit eine englische Flotte vor das Schloß Belem gelagert, um im Nothfall die Königin aufzunehmen.

— Die fünf Großmächte sind, wie es den Anschein hat, einverstanden, das osmanische Reich aufrecht zu erhalten und den Forderungen Mehemed Ali's Schranken zu setzen. Seit dem 26. Juli liegt die türkische Flotte im Hafen von Alexandria; man hat ihr das Pulver und die über drei Mill. fr. Franken enthaltende Kasse abgenommen und die Segel abgetakelt. An eine freiwillige Herausgabe von Seite Mehemed Ali's ist nicht zu denken.

— Die Pforte hat vertrauensvoll ihr Schicksal in die Hände der Großmächte gelegt und die ihr von Mehemed Ali gemachten Bedingungen verworfen. Die Großmächte wollen dem übermüthigen, siegestrunkenen Mehemed Ali jetzt ernstlich auf den Leib rücken und ihn mit Gewalt zur Herausgabe der türkischen Flotte zwingen. Noch weiß man nicht, was der Vice-König darauf erwidert hat.

— Am 5. Aug. schlug der Blitz während eines furchtbaren Gewitters im Lager von Powonsk in eins der Zelte, traf dort die aufgestellten geladenen Gewehre, die alsbald losbrannten und durch das Zerspringen einiger Läufe mehrere Soldaten verletzten.

— Die Tschelschenten haben kürzlich eine furchtbare Rache an einem Häuptling der Avarier genommen. Im Laufe des Monats Juni hatte sich der Bey Oeli-Kizeljar den Russen unterworfen. Um dem Haß seiner Landsleute zu entgehen, zog er sich auf einen befestigten Posten auf der Linie des Teresk zurück. Unvermuthet aber überfielen die Tschelschenten den Posten und bemächtigten sich desselben, schnitten dem Bey und 32 Personen seiner Familie die Köpfe ab, und schickten diese den vorzüglichsten avarischen Häuptlingen mit der Drohung zu, sie eben so

behandeln, wenn sie mit der russischen Regierung freundschaftlich verkehrten.

— In mehrern Städten Englands sind bedeutende Waffenvorräthe weggenommen worden. Viele Personen, in deren Besitz dieselben waren, sind verhaftet worden. In Chester sind noch mehrere Chartisten zu Gefängnißstrafe verurtheilt, andere für die nächsten Assisen bestimmt worden.

— Man hat in den Grafschaften Lincoln, Cambridge und Bedford gelungene Versuche gemacht, Moore durch Dampfkraft trocken zu legen. Eine Dampfmaschine von 10 Pferdekraft ist hinlänglich, eine Bodenfläche von 1000 Morgen auszutrocknen. Fällt übermäßiger Regen, so kann die Dampfmaschine das Wasser abführen, und bei herrschender Dürre können die Schleusen geöffnet werden. Die Kosten der Austrocknung betragen zwei und einen halben Schilling auf den Morgen. Die Anlagekosten belaufen sich im Allgemeinen auf 20 Schillinge für den Morgen, Maschinen und Gebäude mitgerechnet.

— Die englischen Zeitungen geben fortwährend Berichte über Chartistenversammlungen. Unordnungen finden wir keine erwähnt. Der Polizei wird kein Widerstand geboten, wenn sie die Versammlungen auflöst.

— Lord Courtown, ein torystischer Grundeigenthümer in der irländischen Grafschaft Carlow, kündigte mehrern seiner Pächter, die keineswegs mit ihrem Zins im Rückstande waren, ab, und wendete sich an den Beamten, um die Ausweisung derselben bewirken zu lassen. Der Beamte glaubte bei der Aufregung, welche diese harte Maßregel erweckt hatte, ohne eine Unterstützung von Truppen die Ausweisung nicht vollziehen zu können und wendete sich an die Regierung. Lord Ebrington bat den strengen Grundherrn, seinen Pächtern ein Jahr Frist zu gewähren, konnte aber nichts erlangen, als daß Lord Courtown sich bereit erklärte, den Unglücklichen ihre Aernte zu lassen. Es wurden einige hundert Mann Truppen zusammengezogen und die Bewohner von 40 Häusern, 250 Personen als Bettler in die Welt hinausgestoßen, und 80 Häuser dem Boden gleich gemacht.

— Aus Sebastopol wird gemeldet, daß unter den Truppen in der Krimm ein bösartiges Fieber herrsche, von dem ein Fünftheil der dort liegenden Mannschaft ergriffen worden. Alle Hospitäler sollen überfüllt sein.

Bei'm Verleger dieses Blattes ist dutzendweise zu 6 Bz., stückweise zu 1 Bz., in Brugg bei Hrn. Buchbinder Krafft, in Lenzburg bei Hrn. Seiler, Buchbinder, in Zofingen bei Herren Blaser und Steinegger, zu haben:

Aeußerst merkwürdige und schauerliche Prophezeihung auf das Jahr 1840. Von dem dreiundneunzigjährigen Hauptmann Laroche, an seinem Sterbetage Lichtmeß 1839. In 39 Versen. Aus dem Französischen treu übertragen.

Briefe und Geld erbittet man franko.

Seufzer von Olten.

's ist a=m=e=n Ort es hübsches Gstift
Mit wyt vo=n Aarau glege,
Vo dem me, wie's es öbbe trifft,
Gar allerlei weiß z'säge.

's sind Herre drin, me hätti ghofft,
Sie wäre=n alli züchtig.
Im Chloster für si Bosheit gstrost
Wird eine landesflüchtig.

E böst Sach ist i der That,
Wie's Mänge wol wird gspüre,
Das chezerschießig Zölibat;
Doch die thuet's nid scheniere.

Sie säge zwor, d'Schuld a der Sünd
Das seie die vier Mätze;
Das macht jo nüt, wenn scho die Hünd
Das Gsetz nid wüsse z'schätze.

Dem einte Herr wird d'Magd schalous,
Denk wol us guete Gründe.
Er sei z'Nacht vil, so redt sie uus,
Am Absolviere z'finde.

"'s wär guet, er absolvierti mi
"Au öfter, i hät's nöthig;
"I bi=n ihm doch, wie's oft cha gscheh,
"Für jede Dienst erbötig."

So denkt sie. Doch er achtet's nid.
"Im Badhuus z'tröste", seit er,
"E hübschi Chelneri schlank wie d'Wid,
"Das macht mi gsund und heiter."

Wie's de do trybt, thüend's ander au,
Sie lebe=n all wie d'Vögel;
Das Schiffli fahrt, der Welt zur Schau,
Mit vollem Wind und Segel.

Jetz heißt's dört nümme schön i Werd,
Wie's ame sust het g'heiße;
Es ist e wüeste Lasterherd
Vo Böcke=n und vo Geiße.

Mi Seel, es mueß si Jederma
Für so=n es Lebe schäme;
's wär guet, me längti d'Sichle=n a,
Und schnitt das Uchrut z'säme.

* * *

Anmerkung des Setzers.

Wer wird au so vergünstig sy!?
's will jedes Thierli lebe;
Es het im Wald kes Vögeli
Sis Nestli ganz vergebe.

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau.

No. 36. 6. Sept. 1839.

Das Alpenhorn,

ein Volksblatt

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Zweiter Jahrgang.

Wer herrschet, achte wohl das Licht, das Christus uns gebracht,
Und stemple Gottes Worte nicht zur Stütze schnöder Macht.

Der Todtengräber.

Wenn mich der Todtengräber freundlich grüßt,
So säum' ich nie, es höflich zu erwidern,
Geschieht es gleich, was mich beinah' verdrießt,
Mit einem leisen Frösteln in den Gliedern.

Bekämpfen muß ich einen Argwohn fast,
Als ob er's gar nur thät' aus argem Hohne,
Zunickend mir: „Du auch dereinst mein Gast,"
„Wer weiß, wie bald ich Deinen Gruß Dir lohne?"

„Nun denn, Du bist ein feiner Herr; — dafür"
„Sollst Du mir auch ein feines Bettlein haben!"
„Mit frischen Blumen schmücken will ich's Dir,"
„Nicht heißen soll's, daß ich Dich schlecht begraben."

„Auf weichen Spänen soll das Haupt Dir ruhn,"
„Und Deinem Leibe will das Kleid ich gönnen,"
„Damit die Glieder Dir nicht wehe thun,"
„Und sie, wenn's gilt, sich leichter sammeln können!"

Bald aber tadl' ich mich: — Warum denn Spott?
Hat denn der Mann nicht auch ein Herz zu schenken?
Vielleicht ist's gut von ihm gemeint! Bei Gott,
Das Beste will ich lieber von ihm denken.

Ist's doch ein tröstlicher Gedanke: dort,
Wo Niemand mehr, als er, um uns beflissen,
An jenem leichenduft'gen düstren Ort,
Ein günstig Auge noch besorgt zu wissen.

Den Stolzen, der den Hut nie zog vor ihm,
„Gut, weg mit ihm!" wird er einst grollend sagen,
Und ihn mit höhnisch wildem Ungestüm
In eine dornumstrickte Grube tragen.

So nicht mit mir: — an meiner Ruhestatt
Wird er, „daß ich ihn stets gegrüßt," gedenken,
Und wenn ein Todtengräber Thränen hat,
Vielleicht mit einer Thräne mich versenken.

Die Erdleute bei Oberhof.

Eine Frickthalische Sage.

I.

Drei oder vier Mannesalter sind verstrichen, seit noch ein kleines artiges Völklein in der hiesigen Gegend wohnte. Sein Hauptwohnsitz war im Strichen (einem Berg östlich von Oberhof.) Es zog aber auch aus nach Westen, an die nördliche Abdachung der Juraberge. Nicht Raub, sondern Wohlthun war sein Streben. Dieses Völklein, die sogenannten Erdleute, kleine Menschen beiderlei Geschlechts, mit einem Menschen- und einem Gansfuße, kamen bei Tag und bei Nacht aus ihren heimlichen Wohnungen hervor, zu den Bauern auf das Feld und in ihre Hütten; freundlich waren sie, hilfreich und thätig. Die Männchen halfen den Bauern das Feld pflügen, Holz und Steine auf- und abladen u. dgl.; die Weibchen, nette Dingchen, wuschen und spannen den Bauernweibern, dafür erhielten sie Leckerbissen, denen sie besonders zugethan waren, vor allem aber der Waien. Aus der Hand der Bauersleute nahmen sie nichts gerne, man mußte es ihnen an einen Ort legen. Sie waren ehrlich; der Bauer mochte auf dem Felde Kleider, Geräthe, oder was immer vergessen oder liegen gelassen haben, so hüteten sie selbes treulich und Niemand durfte es berühren als der Eigenthümer. Näherte sich dem Liegengelassenen jemand und wollte es stehlen, in der Meinung, es sehe ihn kein Auge, husch, zeigte sich Erdmännchen, das er nirgends bemerkt hatte, und wehrte ihm durch seine Gegenwart das Stehlen. Aber sie verstanden die Kunst, sich nach Belieben sichtbar oder unsichtbar zu machen. Legte der Landmann beim Ausspannen vom Pfluge Waien auf denselben und ein Kegelmesserchen, so nahmen es die Erdleute weg, denn sie wußten, daß man es für sie dahingelegt habe, dafür legten sie aber große Goldstücke hin, deren sie in Menge hatten. Wurde aber eines der Erdleute beleidiget, so schrie es aus vollem Halse, und so fern es auch vom Strichen war, waren dennoch augenblicklich eine Menge Erdleute beisammen, die den Beleidiger zerrissen. Hatte eines sich aber selbst aus Unvorsichtigkeit beschädigt, so riefen ihm die Andern zu: „Habe es selber!" daher jetzt noch der Spruch: „Selber thö, selber

g'ha, het der Erdwiblima g'seit." Seit man ihnen aber Asche streute, um ihre Wohnstätten zu finden, haben sich die Erdleute im Strichen versteckt, und trüben nun jeden Mittwoch und Freitag durch Waschen das Aeschenbrünulein.

Ungefähr auf dem Drittel Weges von Oberhof nach Wölflinswil an der Straße stand, als die Erdleute noch nicht erzürnt gewesen, ein Dörfchen von 7 Häusern, im Bifang genannt. Dahin kamen die Erdleute hie und da zur Nachtzeit z'Licht. In einem dieser Häuser lebte eine nicht sogar wohlhabende Familie, dahin kam ein Erdweibchen nicht selten. Einst Nachts, als eben das Weibchen auch da war, holte die Frau des Hauses eine Riste und wollte sie an den Rocken binden und wünschte: „Wenn doch nur diese Reiste nie mehr minderte!"

Das Erdweibchen sagte hierauf zu dieser Frau, sie sollte ihm die Reiste zeigen. Die Frau that es. Es nahm sie, band sie selbst an die Kunkel, begann ein wenig zu spinnen und verbot dieses alles jemanden zu sagen. Die Frau schwieg zwei, drei, vier Wochen, spann sehr fleißig, immer war die Reiste gleich groß. Zu Ende des Winters hatte die Frau sehr viel Garn. Ihre Gevatterin sagte: Du hast doch viel Garn. Wo hast du auch so viel Hanf gepflanzt? Allein die Frau redete sich aus so gut sie konnte, aber vom Erdweibchen sagte sie nichts, und spann wieder fort drei volle Jahre. Unterdessen wollte ihre Gevatterin immer noch das Geheimniß wissen, und fragte daher oft: Was machst du auch, immer spinnst und immer hast gleich viel Reisten an der Kunkel? Die Frau sagte nichts. Endlich nach drei Jahren entdeckte sie es der Gevatterin, die versprochen hatte, niemand was zu sagen, es habe ihr ein Erdweibchen die Reiste angebunden und die ersten Fäden davon gesponnen, seither habe sie nicht mehr gemindert. Die Frau, ohne anderes zu ahnen, spann fort, — und kaum noch ein Häufchen — so war die Reiste abgesponnen. O! wie bereute sie, das Geheimniß ihrer Gevatterin entdeckt zu haben, aber es war nun einmal geschehen.

II.

In einem Felde am Fuße des Strichenberges schnitten einst an einem heißen Sommertage unter Gespräch und Gesang zwei Mädchen, Namens Ursula und Kunigunda. Auf einmal hub Kunigunda an zu schreien: Hui, das Thier! hui, die Kröte! Ursula gieng zu sehen was es sei, und siehe, es war eine große abscheuliche Kröte. Was magst du, sprach Ursula zu Kunigunda, dieser Kröte wegen dich so eckeln? ich muß ihr ja zu Gevatter stehen! Die Kröte kam auf einmal weg und sie sahen dieselbe nicht mehr. Es wurde Abend und beide Mädchen gingen nach Hause und erzählten, was mit dieser Kröte vorgefallen sei. Die Mutter, Böses ahnend, sprach: „Ursi, Ursi, du mußt dein Maul immer aufthun, wenn es nichts nützt, nimm dich in Acht, daß dir nicht etwas Böses widerfährt, ich habe immer gehört, der Teufel könne sich in eine Kröte verbergen." Alle genossen nun miteinander die Nachtmahlzeit und begaben sich dann zu Bette. Nach eilf Uhr in der Nacht rief vor dem Zimmer, da die Mädchen schliefen, eine Stimme: Ursula! Ursula! steh auf und komm mit mir, weißt du nicht mehr, was du gestern versprochen hast! Kleide dich nur hübsch an und komm, es wird dir kein Leid widerfahren. Auf den Namensruf hatte Ursula geantwortet, in der Meinung ihr Liebster habe gerufen. Aber wie erschrack sie, da sie von Gestern und Fortgehen hörte. Sie suchte sich zu widersetzen, aber weil sie geantwortet hatte, mußte sie gehen. Sie kleidete sich nun festäglich an und ging. Draußen wartete ihr ein Erdmännchen, welches sie mit sich fort führte. Ursula kannte die Gegend bis nahe an den Fuß des Strichens, allein auf einmal kam sie in einen finstern, unbekannten Gang, das Männchen ging vor ihr her, weit folgte sie ängstlich so. Nun sah sie vor sich eine herrliche Ebene mit mehrern größern und kleinern Häusern glänzend wie Kristall. Zu eines derselben führte sie das Erdmännchen. Wie erstaunte Ursula, als sie hier ein Erdweibchen in einem prächtig gezierten Bette und neben ihr ein neugebornes Kind in Windeln gewickelt fand. Sie mußte nun das Kind nehmen und unter einem großen Gefolge in eines der schönen Gebäude tragen, das innen einer Kirche glich. Hier wurde auf das Feierlichste eine Handlung vorgenommen, wie bei uns die Taufe. Nachdem dieses vollendet war, mußte Ursula das Kind wieder zur Mutter tragen, dort wurde ihr und dem ganzen Gefolge, das sie wieder zurückbegleitet, die köstlichsten Speisen und die besten Weine vorgesetzt und ihr große Ehren erwiesen. Als nun Alle gegessen und getrunken hatten, stand Ursula auf, nahm Abschied und wollte wieder nach Hause gehen. Die Mutter des neugebornen Erdmenschen nahm fünf Strohhalmen und einen prächtigen Gürtel und gab es der Pathin mit der Bedingung, ersteres für sich zu behalten, letzteres aber ihrer Schwester zu bringen und ja nicht selbst umzugürten, auch sonst niemanden zu geben. Das Erdmännchen begleitete nun Ursula wieder bis unter freien Himmel und ging dann wieder zurück, Ursula aber nach Hause, ganz erbittert über das ihr gemachte geringe Geschenk, indem die Schwester ein viel schöneres hatte. Unmuthig warf sie vier ihrer Strohhalmen weg, und da ihr das Erdweibchen so strenge verboten, den Gürtel selbst umzulegen, dachte sie böse Wirkung davon; sie war gerade bei einem Birnbaum, und legte diesem den ihr verdächtigen Gürtel um. Kaum hatte sie diesen zugeschnallt, so spaltete der Baum in tausend und tausend Stücke und fiel dann sammt Aesten und Würzeln in Asche zusammen, der Gürtel aber verschwand. Dieses hätte nun der Kunigunda widerfahren sollen. Ursula eilte nach Hause und erzählte alles was geschehen war, langte in den Sack und wollte den noch aufbewahrten Theil ihres unansehnlichen Geschenkes zeigen, aber wie erstaunte sie, als sie statt eines Strohhalmes ein prächtiges Goldstück hervorzog. Sie eilte zurück, die weggeworfenen Strohhalmen wieder zu suchen, aber zu ihrem Bedauern fand sie dieselben nicht wieder.

Eine Stunde
aus dem Leben eines Apothekergehülfen.

Mit dem Glockenschlage zwölf rief Herr Süßholz seinen Provisor zu Tische. Herr Nepomuk trat schüchtern hinein, näherte sich der Jungfrau Barbara, erfaßte zitternd ihre Hand und sprach:

Guten Morgen, Mademoiselle.

Guten Morgen Herr Nepomuk, erwiederte die Jungfrau.

D'rauf setzten sich Vater, Tochter und Provisor zu Tische. Der Besitzer der goldenen Pille schien heute sehr gut aufgelegt. Nach der Suppe sagte er zu seinen beiden Tischgenossen:

Heute meine Lieben, ist ein höchst wichtiger Tag, das Stiftungsfest des Anno 1798 von mir gegründeten Räthselklubbs. Heute versammeln sich die sämmtlichen Mitglieder desselben, heute wird aus ihrer Mitte ein neuer Vicepräsident erwählt, heute, wie an jedem

Stiftungstage gebe ich, der Stifter und lebenslängliche Präsident des Clubbs, den Mitgliedern eine Nuß, härter als jene, welche Sphynx dem Oedip, oder Turandot dem Prinzen Timur zum Knacken gab, ein Preis-Räthsel auf, dessen erster Löser von mir, nach §. 8. der Statuten vom 18. Sept. 1798, eine Braunschweiger Wurst, ein Pfund Lakritzen und einen Wachsstock erhält. Ich habe ein Räthsel ersonnen, ein Räthsel....

Ach ich bitte, lieber Vater, lassen sie es doch auch uns hören.

Ei, warum nicht! ihr Beide löst es ja doch nicht. Also hört und staunt: Ein Wort von vier Sylben, die erste Sylbe ein Buchstabe, die zweite Sylbe ebenfalls ein Buchstabe, die dritte Sylbe gleichfalls ein Buchstabe, die vierte Sylbe endlich auch nur ein Buchstabe...

Und das Ganze? fragte Barbara voller Neugier....

Das Ganze sind vier Geschwister, so alt als die Welt.

Ach, das sind die vier Jahreszeiten, rief Barbara.

Nein, mein Kind, gieb dir keine Mühe, das erräthst du nicht.

Und wenn ich's dennoch errathe?

Dann kannst du dir eine Gnade von mir erbitten.

Und wird der Vater sie mir auch gewähren, fragte Barbara mit einem Blick auf Nepomuk.

Verlasse dich darauf.

Nun gut, noch heute sage ich Ihnen die Auflösung.

Schön, mein Kind, sprach der Apotheker.

Dann kam Barbara's und Nepomuks Lieblingsessen: Erbsen und Sauerkraut.

Die Liebenden entwickelten einen himmlischen Apetit. Es schien als ob sich stillschweigend zwischen Beiden ein edler Wettstreit entsponnen hätte, wer von diesem blähenden Gemüse mehr vertilgen könnte. Doch als Barbara schon ganz gesättigt war, entfaltete Nepomuk, der ein Weilchen ausgeruht, von Neuem die ganze Kraft seines Magens und verschlang noch, hört, hört! einen ganzen Teller voll. Armer Nepomuk, wenn dir das blähende Gemüse nur gut bekömmt, ich fürchte, ich fürchte...

Gesegnete Mahlzeit, sprach der Apotheker, sich vom Tische erhebend, jetzt will ich wie gewöhnlich, mein Mittagsschläfchen halten. Ihr könnet unterdessen wieder, ich sehe das gerne, eine Partie Schach miteinander spielen. Das Spiel schärft den Verstand, und der Magen kann dabei gut verdauen.

Der Herr Stadtverordnete haben vollkommen Recht, erlaubte sich der Provisor zu bemerken.

Und Barbara holte das Schachbrett herbei. Der alte Apotheker nahm einen Fliegenwedel, um die läst gen Geschöpfe von sich abzuwehren, setzte sich auf den Großvater-Stuhl und zog die Nachtmütze tief über die Augen.

Die beiden Liebenden hatten noch nicht alle Steine aufgestellt, als der Besitzer der goldenen Pille bereits harmonisch zu schnarrchen anfieng.

Während des Spiels lispelte Nepomuk im überströmenden Gefühle seines Glücks:

Ach, Barbara, wenn Sie wüßten....

Was denn, Nepomuk?

Wenn Sie wüßten, was mir in vergangener Nacht von Ihnen geträumt hat!

Sie haben von mir geträumt? fragte Barbara mit freudigem Stolze.

Ja, Barbara, ich bin so frei gewesen, von Ihnen zu träumen. Ach es war ein schöner Traum, sprach der Provisor und begleitete seine Rede mit einem Seufzer, stark genug, eine Thür damit einzurennen.

Wie kann man so stark seufzen. Nehmen Sie sich in Acht, der Vater hat einen leisen Schlaf, wie Sie wissen, noch einen solchen Seufzer, und der Vater könnte erwachen. Doch damit ich's nicht vergesse, ich bitte, erzählen Sie mir ihren Traum.

Barbara, das geht nicht.

Warum nicht?

Ich schäme mich, sprach der Provisor und bedeckte sein Gesicht.

Wie kann ein junger Mann so schüchtern sein? Ist es denn gar so schlimm, was Sie von mir geträumt?

Ach, nein, Barbara, wie können Sie glauben, daß ich mich unterstehen würde, etwas Unanständiges von Ihnen zu träumen.

Mithin dürfen Sie es auch erzählen.

Nein Barbara, ich schäme mich.

Nepomuk, Sie sind ein Kind, erzählen Sie mir Ihren Traum, oder machen Sie sich darauf gefaßt, daß ich Sie nicht mehr ansehe.

Das wolle Gott verhüten!

Also Muth gefaßt!

Mir träumte, ich wäre plötzlich krank, recht krank geworden, der Arzt, den Ihr Herr Vater, der Herr Stadtverordnete, hatte rufen lassen, hatte mir eine Medicin verschrieben, eine Medicin — Ihr Herr Vater, der Herr Stadtverordnete, hatte sie mit eigener Hand zubereitet — noch bitterer als Galle und Koloquinten. Ich verschluckte den ersten Löffel voll, den mir Ihr Herr Vater, der Herr Stadtverordnete, reichte, und schnitt ein Gesicht...

Das ich wohl hätte sehen mögen, kicherte Barbara.

Nach Verlauf von zwei Stunden, — ach Barbara, sind Sie auch nicht böse darüber? — traten Sie vor mein Bett, fragten mich, ob ich noch so starke Leibschmerzen hätte und... und...

Und was denn, fragte Barbara auf's Höchste gespannt?

Und gaben mir...

Was gab ich Ihnen?

Ach, das ist es eben, was ich mich schäme, Ihnen zu sagen...

Etwa gar ein...

O nein Barbara, fiel ihr der Provisor rasch in's Wort.

Also was gab ich Ihnen?

Sie gaben mir — o himmlische Güte und weibliche Herablassung! — einen....

Nun?

Einen Löffel voll Medicin.

Also weiter nichts? lachte Barbara, die ganz etwas anderes erwartet hatte.

Ach, war das nicht schon genug? Und stellen Sie sich vor, Barbara, die Medicin, das erste Mal, als Ihr Vater, der Herr Stadtverordnete, mir gereicht, bitterer als Galle und Koloquinten geschmeckt, schmeckte mir, von Ihrer Hand gereicht, süßer als Honig und Manna und von diesem Augenblicke an war ich wieder frisch und gesund. Ach, es war ein schöner Traum, ich werde ihn niemals vergessen.

Ach, Sie guter, guter Nepomuk! flüsterte Barbara und drückte ihm zärtlich die Hand.

Das Spiel war im vollen Zuge, als Nepomuk plötzlich ängstlich zu werden begann und sich unruhig auf dem Stuhle hin und her drehte.

Barbara, die diese Unruhe nicht bemerkt hatte, sagte zu ihm:

Wenn mir der Himmel das Glück verleiht, daß ich des Vaters Räthsel löse — und ich hoffe, es im Stande zu sein — dann trete ich vor ihn, mahne ihn an sein Versprechen, mir eine Gnade von ihm ausbitten zu dürfen... und bitte ihn, daß er mir erlaube, Sie zu heirathen... aber mein Gott, was ist Ihnen, Nepomuk... Sie werden ja plötzlich so bleich und unruhig... Was fehlt Ihnen, Nepomuk?

Nichts, nichts, sprach der Provisor, die Lippen zusammenkneifend.

Ist Ihnen unwohl, Nepomuk? fragte sie besorgt.

Nein Barbara, nein, das Spiel greift mich heute mehr als gewöhnlich an.

Er that einen Zug und sagte:

Schach der Königin!

Doch in demselben Augenblick geschah, was er befürchtet hatte. Wie ein Wahnsinniger, zerstört und leichenblaß, stürzte er zur Thür und zum Laden auf die Straße hinaus.

Barbara hielt sich ein Schnupftuch vor die Nase, und der Apotheker, der, wie ich schon oben bemerkt, einen leisen Schlaf hatte, erwachte plötzlich und rief:

Barbara!

Was denn, lieber Vater?

Zünde doch ein Räucherkerzchen an!

Bald darauf verfügte sich Herr Amadeus Süßholz, Besitzer der goldenen Pille, Stadtverordneter und Präses des 1798 von ihm gegründeten Räthselklubbs in der größten Galla zum festlich geschmückten Sitzungssaale des weißen Mohren.

Als er nach Eilf in seine Wohnung heimkehrte, kam ihm Barbara entgegen.

Väterchen, Väterchen, rief sie, ich habe dein Räthsel gelöst.

Die Auflösung? fragte der Stadtverordnete mit dem Ernste eines Cato's.

L. M. N. T. (Elemente.)

Getroffen, Barbara.

Kann ich mir nun eine Gnade erbitten?

Bitte, mein Kind.

Väterchen, darf ich dem Nepomuk meine Hand reichen?

In Gottes Namen.

Und Barbara fiel ihrem Vater um den Hals und benetzte sein gefaltetes Jabot mit Thränen der wonnigsten Freude.

Aber Nepomuk kam nicht wieder und Niemand wußte wo er hingekommen. Die Einen sagen, er sei bald nach jenem unglücklichen Ereigniß in's Wasser gesprungen, Andere meinen, er habe sich mit Arsenik vergiftet, noch Andere wollen in Erfahrung gebracht haben, er sei bald darauf aus Verzweiflung unter die Schauspieler gegangen und habe, um jede Erinnerung an sein früheres Leben zu vernichten, einen andern Namen angenommen.

Die Räuber zu Seleista.

Eine morgenländische Erzählung.

Leisch war ein Tagelöhner in dem Lande Seistan. Da er in einer großen Theurung sich mit seiner Handarbeit nur schlecht ernähren konnte, so schlug er sich zu einer Räuberbande, bei welcher er sich durch seinen Muth und durch seine Klugheit bald in ein solches Ansehen setzte, daß sie ihn zu ihrem Anführer wählte. Diese Seeräuber wurden endlich unter seiner Anführung so kühn, daß sie sich vornahmen, den Schatz des Königs zu berauben. Sie brachen des Nachts ein und packten an Geld, Silber und Edelsteinen so viel zusammen, als sie tragen konnten. Sie waren schon im Begriff, sich mit dem Raube davon zu machen, als Leisch oben an dem Gewölbe etwas Glänzendes schimmern sah. Er glaubte, es sei ein Stein von seltenem Werthe, und da er sich mit beiden Händen heben mußte, um hinauf zu reichen, so berührte er ihn mit der Zunge und erkannte, daß es ein Salzstein sei. Er rief sogleich seinen Gefährten zu und bat sie, sich an dem Könige nicht zu versündigen und Alles liegen zu lassen. „Ich habe Salz von dem Könige gegessen," sprach er, „und Ihr wißt, daß Brod und Salz als die beiden edelsten Geschenke, die uns Gott gegeben hat, den Menschen zur Treue gegen diejenigen verpflichten, bei welchen er sie genossen hat." Seine Gefährten, die gegen diese alte väterliche Sitte gleiche Ehrfurcht trugen und ihren Anführer sehr liebten, ließen sich überreden, schlossen die Thüren wieder zu und gingen, ohne das Geringste zu entwenden, davon.

Als der Schatzmeister des Königs den andern Tag hineinkam und an der Verwirrung, in welcher Alles umherlag, erkannte, daß Einbruch geschehen sei, so wollte er sich diesen Zufall zu Nutze machen. Er trug einige Bündel mit Kostbarkeiten in sein Haus und versteckte sie in einem abgelegenen Winkel. Darauf lief er zum König, zerriß sich zum Zeichen der Verzweiflung den Bart und schrie, daß man diese Nacht den königlichen Schatz bestohlen habe. Der Diebstahl belief sich auf viele Tausende. Man that allenthalben scharfe Nachsuchung, und versprach denjenigen eine große Belohnung, die einen von den Räubern entdecken würden.

Der listige Leisch hatte durch einige seiner Gesellen auflauern lassen und die Untreue des Schatzmeisters sogleich erfahren. Da er nun sah, daß man nicht nur viele Unschuldige im Verdacht hatte, sondern auch gefangen setzte, so konnte er dem guten Triebe der Billigkeit nicht widerstehen. Er ging, ohne zu denken, was er wage, zum Vezier und gab an, er wisse, wer den Schatz bestohlen habe. Der Vezier führte ihn auf sein Begehren zum Könige. Leisch erzählte aufrichtig Alles, wie es sich begeben hatte, und sagte zuletzt: da er für die Treue seiner Untergebenen stehen könne, so wollte er seinen Kopf zum Pfande setzen, daß man den Raub bei dem Schatzmeister finden würde, wenn der König in dem Hause desselben wollte nachsuchen lassen.

Der König erstaunte über des Räubers Erzählung und sandte sogleich in des Schatzmeisters Haus, wo man nach langem Suchen den Raub in einem heimlichen Gewölbe fand.

Der Schatzmeister ward gebunden zum Könige geführt. „Wie?" redete der König ihn an; „Ich habe Dich in meinem Hause groß gezogen, ich habe Dich mit Ehren und Wohlthaten überhäuft und Du bist einer solchen Treulosigkeit fähig? Du bist selbst der Dieb und bringst unschuldige Leute in Verdacht, während ein Räuber, dem ich nie eine Wohlthat erwiesen habe, um ein wenig Salzes willen mein treuer Gastfreund wird, den Raub liegen läßt und seine Gefährten zu gleicher Gewissenhaftigkeit bewegt! Man führe ihn zum Tode," sprach der König weiter, als der Schatzmeister verstummte. „Dich aber," wandte er sich zum Räuber Leisch, „mache ich zu meinem Schatzmeister mit der Bedingung, daß ihn Deine Gesellen von außen bewachen und daß Du mir versprichst, für ihre Treue zu stehen."

Leisch versprach es bei seinem väterlichen Glauben und so lange er dieses Amt hatte, ward nie wieder von einer Plünderung des königlichen Schatzes gehört.

DAS POSTHÖRNCHEN

No. 36.

6. Sept. 1839.

Eine Wochenschrift
für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Alpenhorn mit Posthörnchen zusammen können für 7½ Batzen vierteljährliche Vorausbezahlung auf allen löbl. Postämtern des Kantons Aargau franko bezogen werden. Inserate, frankirt zugesendet, werden unter Verantwortlichkeit des Einsenders gegen Vergütung von 5 Rappen per Zeile aufgenommen; interessante oder erheiternde Mittheilungen mit Verschwiegenheit und Dank.

Die neue eidsgenössische Militär-Organisation.

In Zürich, da hat sich's jetzt ausgetagt,
Viel wurde geschwatzt, nichts geschaffen;
Das Horn, das dort aus den Köpfen geragt,
Entmannt uns, und liefert den Affen
In bunt gefleckten Gewändern uns aus,
Die schmücken uns Zelt und Waffenhaus,
Nach fürstlichen Mustern, und meinen,
Was schmilzt, das werde sich einen.
Aus Alpenmilch und Gletscherschnee,
Läßt sich nicht Champagner bereiten,
Und Schweizerfäuste lassen nie
Zum Puppenspiel sich verleiten.
Und darum, so lange man Püppchens spielt,
Gewinnt man im Volk nicht die Herzen,
Man wird's erfahren mit Schmerzen
Und eitler Reue, wenn's Ernst einst gilt.

Tagesbegebenheiten.

Schweiz.

— **Was wir Aargauer wollen?!** — Bei den neuen Reibungen im Kanton Zürich meinten Einige, die Aargauer würden wohl ihre Regierung davon abzuhalten suchen, mit der Zürcher gemeine Sache zu machen! — Wir Aargauer aber wollen nicht Straußen und nicht Anti-Straußen, sondern vernünftige Christen sein; wir wollen nicht Aristokraten, und nicht Radikale, sondern wir lieben den rechtlichen, verständigen Bürgersinn; wir sind gern ruhig bei unsern Gewerben, und verlangen von unserer Regierung nur, daß sie uns dabei nach altem Brauch und gewohnter Sitte belasse, und sich nur mit des Landes Wohl befasse. Und solches wünschen und gönnen wir auch unsern lieben Miteidgenossen.

— Die Feinde des Volkes und seiner freien Institutionen haben im Kanton Zürich nun die Maske abgeworfen, reizen das Volk auf und predigen offenbaren Aufruhr. Nur der Bosheit und dem schnöden Eigennutz kann es einfallen, die klaren Absichten der Regierung zu verdächtigen und irgend eine Willkühr ihr unterzuschieben. Möchte das Volk dieses einsehen, und auch diejenigen, welche Vereine besuchen, sich nicht zu ungesetzlichen Schritten verleiten lassen. Den 1. Sept. rückte die Mannschaft des Bataillons Markwalder vollzählig ein. Der Kommandant Herr Oberstartillerieinspektor Hirzel hielt eine kurze Anrede an die Truppen, worin er sie an ihre Pflichten erinnerte, die sie dem Staate schuldig seien, um Ruhe und Ordnung zu handhaben. Die Truppen befinden sich ruhig in der Kaserne. Den 2. Sept. hatte eine von dem s. g. Zentral-Komite zusammenberufene Volksversammlung in Kloten Statt, welche sogleich durch 22 Abgeordnete eine sehr drohende Petition an den Regierungsrath abgehen ließ. Mehrere Gemeinden hingegen haben ihren Anschluß an das Zentral-Komite zurückgenommen und ihr Gemeinds-Komite als aufgelöst erklärt.

— Es waren an der Volksversammlung in Kloten etwa 6000 Mann (nicht 15,000, wie verschiedene Blätter prahlend ausposaunten). Nachmittags rückte eine Deputation 22 Mann hoch in Zürich ein, und machten dem Bürgermeister Heß die Visite um Zurücknahme der gegen das Komite eingeleiteten Klagen und Beschuldigungen, und erhielten zur Antwort, man werde es dem großen Rath in den Schoos legen. Die Tagsatzungsgesandten von Bern und St. Gallen sollen der Regierung militärische Hülfe anerboten haben. Steht diesen denn solche Macht zu Gebote?

— Letzten Sonntag ward zu Staad, bei Grenchen, ein weiblicher Leichnam aus der Aare gezogen, in dem man die seit acht Tagen zu Büren vermißte Person, eine Dienstmagd, erkannte. Der Kopf wies eine Ver-

letzung, welche jedoch laut des Visum Repertum nicht tödtlich war. Wie sie in die Aare gekommen, ist bis jetzt nicht bekannt.

— Letzter Tage fiel Joh. Aeberhart von Schnottwyl, Kantons Solothurn, als er einen Freund eines benachbarten Dorfes nach Hause führte und wegen scheugewordenem Pferde absteigen wollte, vom Wagen, verletzte Genick und Rückenmark, so daß er einige Stunden später unter großen Schmerzen verschied. Wie allbeliebt dieser dienstfertige, verständige und in der Rechtsamestreitigkeit verträgliche Mann war, beweisen die vielen hundert Menschen, welche von nah und fern der entseelten Hülle, die unter der Grabesmusik des von ihm gebildeten Schnottwyler Musikkorps beigesetzt wurde, die letzte Ehre erwiesen. Er hinterläßt zwei hoffnungsvolle Knaben, für deren Erziehung er keine Kosten scheute.

— Ein junger Waadtländer, verzweifelt, daß ein hübsches Mädchen, das er leidenschaftlich liebte, nichts von ihm wissen wollte, ging hin, kaufte einen großen Strick und statt sich allenfalls an eine andere zu hängen, hing er sich an einen Baum. Den dummen Streich hat schon Mancher vor ihm gethan — aber mit besserem Erfolg; denn ob er auch Stundenlang an dem Baume hing, todt war er doch nicht. Nun probirte er es an einem andern Baum und so fort wieder an einem andern, eilf Mal hintereinander. Es ging nicht. Endlich erbarmte sich seiner der Tod und nahm ihn an einer Brustentzündung von hinnen. Bei der Untersuchung des Leichnams fand man, daß sein Schlund ganz verknöchert war; was hiemit als probates Mittel gegen das Hängen angesehen werden kann.

— Die Jesuiten hielten letzte Woche in Wollerau (in der March) Mission. Nicht nur das katholische Volk aus der Umgegend drängte sich in Masse herbei, sondern auch aus dem benachbarten Kanton Zürich fanden sich eine Menge Reformirte bei ihren Predigten ein, wahrscheinlich aus demselben Grunde, aus welchem neugierige Bauern nach einem Komedi (Spektakel) laufen.

— Unterwallis und Sitten haben am 25. August in Ruhe und Ordnung, nach dem von den Repräsentanten vorgeschriebenen Modus, über den neuen Verfassungsentwurf abgestimmt. Wenn die Tagsatzung die Kraft hat, ihren Beschlüssen Achtung zu verschaffen, so wird das Ganze durch eine einfache energische Aufforderung geendet sein. Wo nicht, so mag sie die Trennung unterschreiben. Unterwallis ist nicht im Stande, den andern Landestheil mit Gewalt sich zu unterwerfen, und hat nun den festen Willen, sich keiner neuen Rekonstitution zu unterziehen, um nicht auf's Neue wieder der Spielball derjenigen zu werden, welche nun die Unordnung in die Länge zu ziehen suchen.

Ausland.

— Ein armes Mädchen in München, dessen Aeltern von 36 Kindern noch 20 lebende besitzen, träumte unlängst fünf Ziffern, die sie so deutlich in goldenem Scheine sah, daß sie solche noch am Morgen wußte und ohne Weiteres ihre kleine Baarschaft im Lotto darauf setzte. Diese fünf Nummern kamen in derselben Ordnung, wie das Mädchen sie geträumt hatte, heraus, und sie erhielt 18,000 Gulden. Mit welchem Organ, fragt man sich, kann die menschliche Seele in eine nur durch den willkürlichsten Zufall bestimmte Zukunft sehen?

— Bereits bildet wieder ein schrecklicher Selbstmord in Frankfurt das Gespräch des Tages. Die Gattin eines hiesigen, sehr angesehenen Kaufmanns G.....t hat sich mit Scheidewasser vergiftet. Die Unglückliche ist Mutter von vier Kindern. Die schreckliche That soll aus Eifersucht verübt worden sein.

— Der Hauptstadt des preußischen Staats thut jetzt nichts so sehr Noth, als der Bau eines neuen Gefängnisses, welches, wenn es nach dem amerikanischen System der Trennung der Sträflinge eingerichtet werden sollte, an Umfang die größte der Kasernen übertreffen müßte, da sich im Durchschnitt 800 bis 900 Gefangene in der Berliner Stadtvogtei befinden.

— Bemerkenswerth ist der Erstickungstod dreier Männer in einem Brunnen in Szittkehmen des preußischen Kreises Goldapp. Der nur 18 Fuß tiefe Brunnen war erst 14 Tage vor dem Vorgang fertig geworden, mit Steinen ausgesetzt, umkränzt und mit Bohlen zugedeckt. Spielende Kinder, welche die Tiefe des Brunnens erforschen wollten, hatten eine Bohle hineinfallen lassen. Ein Knecht, welcher dieses bemerkte, stellte eine Leiter in den Brunnen, um die Bohle heraus zu hohlen. Bei dem Hinuntersteigen empfand er bald Beängstigungen, weßhalb er zurückkehrte. Sein Mitknecht maß das Zurückkehren der Furcht bei, verspottete denselben und stieg in den Brunnen, wo er sogleich umsank. Ein anderer Knecht stieg hinunter, um jenen zu retten, und fiel gleichfalls um. Der jetzt herbei gerufene Hauswirth, ein wohlhabender Kaufmann, erkannte die Gefahr gleichfalls nicht, stieg auch hinunter, um ein Opfer seines Rettungsversuchs zu werden. Die sogleich angestellten Wiederbelebungsversuche blieben fruchtlos.

— Der deutsche Bundestag hat unbedingt alle Beschwerden des hannöverischen Volkes in der Verfassungsfrage zurückgewiesen. Natürlich finden unter Wölfen die Schafe kein Recht.

— Die Aufregung in den franz. Norddepartementen, wo die Rübenzuckerfabrikation der wichtigste Gewerbszweig ausmacht, über die Ordonnanz zu Gunsten des Kolonialzuckers ist unbeschreiblich. In einer Versammlung der Runkelzuckerfabrikanten von Valenciennes und Avesne ist beschlossen worden, die Abgabe auf den Rübenzucker zu verweigern, und so die Loyalität der Ordonnanz zur Herabsetzung der Eingangsrechte zur Entscheidung zu bringen.

— Am 23. Aug. schlug der Postwagen von Bagneres de Bigorre nach Pis um, und der berühmte Violinist Lafont, der oben darauf saß, wurde getödtet.

— Ein Mann, der die alleinseligmachende Kirche lange Zeit durch seine Irrungen betrübte, der Abbe Anzon, Chef der französischen Kirche, ist, von klingenden Ueberzeugungen vermocht, wieder in den Schoos der Mutter-Religion zurückgekehrt. Um Geld glaubt heute Jeder, was man will, und Jeder pocht auf seinen guten Glauben.

— Die Gemeinde St. Egreve (Isere-Departement) besitzt in diesem Augenblick ein Ungeheuer, das im ganzen Lande Schrecken verbreitet, nämlich eine Schlange von mehr als 20 Fuß Länge und verhältnißmäßiger Dicke. Sie hat bis jetzt allen Mitteln, sie zu vernichten, getrotzt. Flintenkugeln vermochten ihre Schuppenhaut nicht zu durchdringen. Vergebens hat der Munizipalrath 50 Franken Prämie geboten, wer den Kopf des Unthieres bringe, keiner unserer sonst so unerschrockenen Bergjäger hat es gewagt, einen Kampf zu beginnen, der unfehlbar einem der Kämpfer den Tod bringen muß.

— Ein Bauer des untern Seine-Departements hat eine Maschine zum Mähen erfunden, welche in derselben Zeit die Arbeit von 16 Mädern und 16 Mahdbindern verrichtet, also die Mühe von 32 Menschen durch ein einziges Pferd erspart, nebst einer Person, der die Führung anvertraut ist.

— Das in Frankreich herausgekommene Buch: "Die Kunst glücklich zu sein," das dort in kurzer Zeit fünf Auflagen erlebte, erschien in Brasilien in einer portugiesischen Uebersetzung; konnte aber, obgleich die Auflage nur 500 Exemplare stark war, doch nicht ganz abgesetzt werden. Gleichsam durch eine Ironie des Zufalls erfreut sich dagegen das in der portugiesischen Litteratur berühmte Werk: "Die Kunst zu stehlen," einer weit regern Theilnahme, da man dieses Buch in fast allen brasilianischen Häusern findet.

— Ein Vater soll dem Löwenbändiger Van Amburgh, der gegenwärtig in Paris ist, sein Kind zur Verwendung bei seinen Thierspielen angeboten haben, gegen ein bestimmtes Honorar und gegen eine Entschädigung für den Fall einer Wunde oder des Todes.

— Zwei Männer, welche dieser Tage bei einem Weinhändler in Paris zechten, ließen, während sie das vierte Litre tranken, folgenden Diskurs vernehmen: "Man sagt," begann der Eine, "es soll nichts Angenehmeres auf der Welt geben, als bei seinem Halse aufgehenkt zu werden. Ich habe einen Freund gekannt, welcher in diesem Falle war, und er hat mich versichert, daß er in seinem ganzen Leben nicht so vergnügt gewesen sei." — "Hm," bemerkte der Andere, "mein Geschmack wär's nicht, mir wäre etwas Anderes lieber. Kellner, noch eine Litre!" — Der verlangte Wein kam, das Gespräch ward erneuert, und der Lobredner des hänfenen Halsbandes, der in seinem Enthusiasmus immer wärmer wurde, je mehr ihm der Wein zu Kopfe gieng, endete damit, daß er endlich, stark benebelt, nach Hause taumelte, einen Strick knüpfte, und das Vergnügen des Hängens an einem Nagel erprobte. Morgens war er todt.

— Zu St. Germain hat sich ein Pfarrer geweigert, die Leiche eines Offiziers der National-Garde zum Friedhofe zu begleiten, weil sich auf dem Sarge die Zeichen des Freimaurer-Ordens befanden, indem er behauptete, alle Freimaurer gehörten dem Teufel, was ihm aber nur die alten Weiber und dergleichen glauben wollten.

— Dreißig Jesuiten, die aus Mons gekommen sind, wollen sich in Metz ansiedeln und dort eine Schule etabliren.

— Die Falschmünzerei ist in England gegenwärtig so sehr verbreitet, daß jetzt nicht weniger als 3000 Personen wegen Verfertigung und Verbreitung falscher Münzen in Untersuchung sind, und jährlich gegen 600,000 Pf. St. in Umlauf gesetzt werden.

— Es soll nun definitiv entschieden sein, daß sich die Königin Victoria von England noch im Laufe dieses Jahres mit dem Prinzen Albert Franz von Sachsen-Coburg vermählt. Das Haus Coburg ist, wie es scheint, vom Schicksale dazu bestimmt, königliche Bräutigame fur ganz Europa zu liefern.

— Manche, welche in Rathssälen und Zeitblättern ihre Meinung gegen andere allein geltend zu machen, sich so vehementer bestreben, erinnern mit ihrem Infallibilitätsglauben an jenen Engländer, der einen großen und einen kleinen Fuß hatte und deßwegen bei einem Schuhmacher einen Stiefel größer als den andern bestellte. Als dieser das fertige Paar Stiefel brachte, zog unser Engländer zufällig erst den kleinern und zwar an den großen Fuß an. Der dumme Schuhster, rief er, habe ich doch einen Stiefel größer bestellt als den andern, und statt dessen hat mir der Kerl einen kleiner als den andern gemacht.

— Es hat sich eine Begebenheit in den norwegischen Gewässern zugetragen, die man unbedingt Fabel nennen würde, wenn sie nicht auf den sichersten Zeugnissen beruhte. Zwei Mann haben auf einem Ruderboot das Eismeer durchfahren, 100 Seemeilen weit, um auf Spitzbergen Eiderdunen zu sammeln, und sind mit einem ansehnlichen Quantum von 300 Speziesthalern an Werth, glücklich zurückgekommen. Die Namen dieser beiden Wagehälse sind Jonas Vitbro und Olaus Vegen, beide aus Levanger. Der erstere ist mehrmals als Steuermann nach Spitzbergen mitgefahren; der andere ist ein Tischlergeselle.

— Zwei junge preußische Offiziere, ein Graf Dohna und ein Graf Bismark von Bohlen, waren auf einer Reise nach Norwegen zu Gast beim General-Adjutanten Boy auf Kungsgard. Sie vergnügten sich, nebst dem Sohn des Grafen, Lieut. Boy, mit dem Abschießen von Terzerolen. Der Lieutenant legte mit dem seinigen, das, ihm unbewußt, leicht geladen war, auf Dohna an und traf ihn mitten in die Brust. Boy stürzte sich in größter Verzweiflung aus dem Zimmer, besteigt ein Pferd und ereilt im gestreckten Galopp den Regimentsarzt. Mit ihm zurückkommend, findet er Dohna lebend, freundlich

und lächelnd im Bett; die Kugel war, durch eine seltene Fügung, von einem Knochen oder Knorpel in der Brust abgepralt und die Verletzung unbedeutend.

— Aus Petersburg vom 14. Aug. heißt es: der General Benkendorf, der an der Spitze der geheimen Militärpolizei steht, habe dem Kaiser von dem Vorhandensein geheimer politischer Verbindungen unter den Offizieren des ersten Armeekorps und den Husaren der kaiserlichen Garde in Kenntniß gesetzt. Diesem Bericht zufolge ist dem General Geismar das Kommando über das erste Armeekorps und dem General Narwert das über die Husaren genommen und viele Offiziere verhaftet worden.

— Rußland rüstet sich zum Kriege. Ein russisches Armee-Corps nähert sich dem Pruth und der untern Donau. Die Flotte in Sebastopol und Odessa hat den Befehl erhalten, auf das erste Zeichen zum Auslaufen bereit zu sein. — Der russische Gesandte, Hr. v. Butenieff, hat der Pforte erklärt, daß, falls sie irgend einer fremden Flotte die Erlaubniß zum Einlaufen in die Dardanellen ertheilen sollte, er Konstantinopel augenblicklich verlassen werde, was auch dann geschehen würde, wenn sie Mehemed Ali's Willen nachgeben wollte.

— Don Carlos, der sich nun schon fünf Jahre lang als Prätendent auf dem spanischen Boden herumschlägt, ohne sein Ziel erreichen zu können, scheint endlich müde geworden zu sein: er hat mit dem Kabinet von St. James Unterhandlungen über ein Abkommen mit der Königin Christine angeknüpft. Man hofft allgemein, daß der traurige Bürgerkrieg in Spanien endlich seinem Ende nahe.

— Eine entsetzliche Begebenheit trug sich in der Grafschaft Washington in Arkansas zu. Herr Whrigt ward an seine Thüre gerufen und von Schurken ermordet, die hierauf in das Haus eindrangen, vier seiner Kinder tödteten und dann das Haus in Brand steckten. Sie hatten es auf Plünderung abgesehen; zwei wurden als verdächtig verhaftet. Mistreß Whrigt entgieng ihrer Wuth.

— Am 14. Aug. um 9 Uhr Abends beobachtete Kapitän Pelegtini in Konstantinopel eine merkwürdige Lichterscheinung in der Gegend der Curzolaren an der Küste Albaniens. Ein Feuerkörper, der Anfangs nur eine vergrößerte Sternschnuppe zu sein schien, bewegte sich in gerader Linie von Nordwest gegen Südost. Bald aber strömte der starke Lichtkern einen so blendenden Glanz aus, daß die Sterne dunkelten, die Nacht sich weithin taghell lichtete und das Schiff wie in Flammen stand. Das Meteor selbst war zwar bald wieder erloschen, allein es zog einen langen breiten Lichtstreif nach sich, der wohl 20 Minuten lang wie ein bengalisches Feuer fortglühte, bis er nach einer schwankenden Wellenbewegung allmählig verschwand.

— Ein Brand in der Vorstadt Pera hat 14 volle Stunden gedauert und mehr als 2200 Häuser eingeäscht. Der franz. Prinz Joinville, so wie der Reichs-Serasker Halil Pascha und der Pascha von Tophana haben dabei viele Thätigkeit bewiesen. Der junge Sultan hat 500 Zelte den Abgebrannten zur Verfügung gestellt, und alle Klassen der Bevölkerung beeifern sich, den Verunglückten zu Hülfe zu kommen.

Zum Kauf angetragen: ein so viel als neues Sauerkabisständli um billigen Preis; wo, ist bei der Expedition dieses Blattes zu vernehmen.

Königin Semiramis.

Ach Doktor! wohin soll ich reisen?
Es ist gewiß nicht Uebermuth,
Mein Herz klopft mir, man kann es greifen;
Sagt: welche Luft ist für mich gut?
Ich kann bei meinem Mann nicht bleiben;
Der Kerl sieht gar so schmutzig aus;
So oft ich fegen laß' und reiben,
Schmiert er mir wieder voll das Haus. —

„Wo sind denn Eure besten Freunde?“ —
In Solothurn, in Untersee'n.
In Basels frommer Stadtgemeinde,
Da liebt man mich, da zieht's mich hin.
Mein Mann der darf dazu nichts sagen,
Er ist an's Zölibat gewöhnt;
Er kann sich mit der Arbeit plagen,
Dabei wird er nur nicht verwöhnt.

Ich nahm ihn bloß aus einem Grunde,
Das Nest gefiel mir, nicht der Hahn;
Er weiß schon längstens diese Kunde,
Darüber schmerzt ihn doch kein Zahn.
Wohl mag er sein ein braver Mann,
Dies will ich weiter nicht bestreiten;
Er sei zufrieden mit dem Wahn,
Und bleib' von meiner grünen Seiten. —

„Wenn's so ist,“ sprach der Doktor weise,
„So wird Euch jede Gegend freu'n;
„Seid nur nicht einsam auf der Reise,
„Ihr werdet überall gedeih'n.
„Um solche Uebel zu kuriren,
„Muß es nicht grad ein Doktor sein;
„Denn jede Luft kann rasräschiren
„Und sollt' es auch zu Hause sein.“ —

Wir wollen weiter nichts mehr sagen,
Obschon noch viel zu sagen wär',
Der Mann ist brav. Es muß ihn plagen,
Ein Jeder hätt' es so wie er.
Zu spät! er ist jetzt nur Commis,
Sein Regiment ist längst von hinnen;
Sie ist, was einst Semiramis,
Auch Königin — der Sittenrichterinnen!!!

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau.

No. 37. 13. Sept. 1839.

Das Alpenhorn,

ein Volksblatt

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Zweiter Jahrgang.

Sie schelten selbst den Menschenfreund, der hilfreich Andrer Noth beweint':
Hat er ein einzig Mal gefehlt, er wird Verbrechern beigezählt.

Trost der Vergänglichkeit.

Wenn Alles, Alles welkt hienieden,
Was uns zur Freude Anlaß beut,
Dann trotzt dem Schicksal, trotzt der Zeit
Allein nur inn'rer Seelenfrieden!

Und diesen kann uns Gott nur geben,
Wenn Neue nicht den Stab uns bricht,
Wenn gute That, erfüllte Pflicht,
Gleich frommen Engeln, uns umschweben.

Es welkt, was hier den Zweck erfüllet;
Was nahe der Vollendung stand,
Wird von des Todes kalter Hand
Gar bald als Leiche eingehüllet.

Doch schöner, herrlicher entfaltet
Sich, was nach Licht und Tugend rang;
Der Geist, der sich gen Himmel schwang,
Wird dort zum Engel umgestaltet.

Drum gieb dem Schmerz Dich nicht zum Raube,
Denk', was uns Gott zum Troste gab;
Der reinen Freude Thor heißt Grab,
Des Himmels Schlüssel ist der Glaube!

Die Schloßjungfer.

Nördlich der Kirche zu Wölflinswil, hinter dem jetzigen Schul- und Siegristen-Gebäude stand ehedem vor vielen hundert Jahren ein Schloß, bewohnt von vornehmen Edelleuten, die jedoch sehr gut gegen ihre Unterthanen waren. Nur hatten sie eine Tochter, deren Pläne nur auf Reichthum und Wollust gerichtet waren. Ihr Vorhaben auszuführen, schonte sie keines Menschen. Zur Schwedenzeit wurde unter anderm auch dieses Schloß zerstört und die Jungfrau ermordet. Diese hatte früher sehr viel Geld erpreßt und zusammengeschachert und es in einem Gewölbe des Schlosses ganz geheim in einem Troge aufbewahrt. Vor ihrem Tode entdeckte sie es Niemanden. Als sie aber ermordet war, sah man sie bald wie lebendig inner den Schloßruinen ihr Geld hüten; oft gieng sie auch durch die ruinirte Pforte vor das Schloß und setzte sich nieder. Lange wurde sie gesehen und gefürchtet. Endlich nach vielen Jahren lebte ein Jüngling in Wölflinswil, der oft zur Nachtzeit aus dem Hause seiner Eltern gieng, aber Niemand wußte wohin, auch entdeckte er es auf alle Fragen, die an ihn gestellt wurden, nicht, und in keinem Gespräche (denen er sich aber immer entzog) konnte sein nächtliches Fortgehen entdeckt werden. Das war den Eltern nicht recht, daß ihr Sohn so oft und so lange zur Nachtzeit aus ihrem Hause gehe, und es schien je länger je öfter zu geschehen. Wo ging er hin? — Zur Schloßjungfer — wie sich's hernach zeigte. Einst Nachts, als eben der Sohn wieder fort und geraden Weg's wieder der Schloßruine zu ging, schlich der Vater ihm nach und versteckte sich bei dem Schlosse in einiger Entfernung. Kaum war der Sohn vor der ruinirten Pforte angelangt, trat mit freundlichen Blicken die Schloßjungfer, ihre blonden Haare geflochten, ihm entgegen, reichte ihm die Hand und sagte: „Nun rückt die Stunde heran, von der ich Dir schon lange gesagt, da Du mich ewig glückselig machen, die Schätze dieses Schlosses Dir erwerben und endlich einst dann mit mir die Seligkeit theilen kannst; aber Du mußt mich dreimal auf den Armen um dieses Schloß tragen, und jedesmal, wenn Du zu dieser Pforte kommst, absetzen und wieder frisch aufnehmen. Du hast Dich nicht zu fürchten, es geschieht Dir kein Leid. Willst Du das thun?“ „Herzlich gern,“ erwiederte der Jüngling. „Nun jetzt ist der Augenblick, der hiefür bestimmt, da,“ sprach die Jungfer. Der Jüngling nahm sie auf seine Arme und trug sie das erste und das zweite Mal um die Ruine, als er sie aber das dritte Mal ergriff, rief der Vater, der Allem zugesehen hatte: „Nit! nit! siehst selte zwei Schlangen, sie beißen Dich!“ Es waren nämlich ihre zwei Haarzöpfe, die dem Vater als zwei große Schlangen mit aufgesperrten Rachen, als wollten sie den Sohn in die Arme beißen, vorkamen. Der Sohn erschrack und ließ die Jungfer auf die Erde fallen. Sie fieng laut an zu weinen und sprach: „O wehe mir! o wehe mir! jetzt ist meine Erlösung noch ferne. Es wird aber ein kleines Schößchen im Lamelholz aus der Erde kommen, wird wachsen und ein Kirschbaum werden, so dick als ein Sagbaum. Dann wird er

abgehauen, gesägt, gedörrt und davon eine Wiege gemacht. Endlich wird ein Knäblein geboren und darein gelegt. Wann dieses groß gewachsen, wird es mich erlösen.“ Nun verschwand die Jungfer und Vater und Sohn konnten nach Hause gehen. Wahrscheinlich ist sie erlöst, denn Niemand will sie mehr sehen.

Der Pseudo-Herzog.

Es ist vielleicht noch den meisten Menschen erinnerbar, daß der Herzog Karl von Braunschweig, welcher der erste und größte von allen modernen Flüchtlingen ist und als solcher die abentheuerlichsten Schicksale und die meisten Provocationsversuche der bösen Welt erlebt hat, gleich nach seinem fehlgeschlagenen Versuch, das verlorne Land durch seine isolirte Person wieder zu nehmen, in Frankreich mit Hülfe bereitwilliger Agenten Plane zu einem militärischen Einfalle machte, und in Folge derselben von den Ministern Ludwig Philipps unter dem Vorwand, er secundire die Herzogin von Berry in ihren Umtrieben mit den Carlisten, über die Grenze gewiesen, und, weil er sich dem Befehl widersetzte, durch die Polizei mit Gewalt vertrieben wurde. Niemand jedoch sah bisher klar in diese Sache, weil der Fürst es nicht für gut fand, die Wahrheit aufzudecken, und die Presse wie gewöhnlich nur zerstreute widersprechende Gerüchte sammelte.

Ich erwähne nur im Vorbeigehen, was jetzt factisch zugegeben wird, daß vor jenem Momente in dem Drama des Ex-Regenten abgerichtete Bösewichter systematisch thätig waren, und verweile bei dem daraus entwickelten Comödienspiel, das eine Zeitlang selbst diejenigen Machthaber lachen machte, die dadurch satyrisch gegeißelt wurden.

Die Pariser Polizei hatte von Hrn. v. Montalivet den Auftrag erhalten, den widerspenstigen erlauchten Gast in seinem Hotel auszuheben und mit Extrapost in die Schweiz zu transportiren, wo Ordres zu seinem Empfang ertheilt waren. Sie war demnach nicht lässig und stellte sich früh Morgens mit zwei vierspännigen Berlinen, mehreren Sbirren, einem Schlosser und einer Abtheilung Gensd'armen und Gerichtsdiener ein, indem sie dreimal die gesetzliche Aufforderung, zu capituliren, ablas.

Der Herzog war von allem Vorgehenden unterrichtet von seinen Freunden Barrot, Lafayette und Comte, der sein Advocat ist, und hatte mit seinen Hausbeamten eine Farce in bester Form verabredet, kraft welcher ein Dritter Namens *seiner* sich der Regierung überliefern, er selbst insgeheim ein Appartement in einer stillen Straße beziehen und das Kabinet vor den Gerichten wegen des Gewaltschritts verfolgen sollte. Der Pseudo-Souverain, den die Hofmeister Andlau und Fort zum Behuf in Ermanglung eines Aehnlichern auftrieben, war ein portugiesischer Offizier, Josph Chevaly, der weder Französisch noch Deutsch konnte. Sobald der bezeichnete Tag der vorzunehmenden Verhaftnehmung dämmerte, geleitete ihn der wirkliche Fürst, als Director dieses Stücks, in sein Appartement und hieß ihn, sich daselbst in's Bett legen und die Erbrechung der Stubenthüren abzuwarten.

Alle Acteurs lernten ihre Rollen, und damit der Held selbst nicht fehle, blieb er in den Coulissen und sah im Schlafrocke aus einem Fenster dem Sturme der Polizei und der Vertheidigung seiner Hausgenossen zu, die jedes Schloß mit Gewalt sprengen und den Chef der Abtheilung mit Angst und Freude seinen Ordonnanzen nachkommen ließen. Er applaudirte seinem Stellvertreter und lachte herzlich, als die Escorte mit ihm von dannen trabte, dem Kanton Neuchatel zu. In diesem hatte die Regierung bereits Nachrichten von demagogischen Intriguen erhalten und trug darauf an, daß die Conföderation den Mann des Schreckens von ihrem jeglichen republikanischen Gebiet der Alpen entferne. Der Minister setzte den Telegraphen in Bewegung und befahl dem Präfecten des Grenzorts Pontarlier, seinen Gefangenen auf dem Leibe zu untersuchen und wo möglich aus seinem Portefeullie die Kosten der Expedition zu reclamiren, welches der Beamte aber nicht wagte.

Es ist bekannt, daß die Journale damals diesen Aufzug mit vieler Umständlichkeit erzählten und bittere Bemerkungen darüber machten. Der wirkliche Herzog Karl lebte inzwischen in einem Hause der passage de l'opéra mit einigen intimen und redlichen Freunden bis zu dem Augenblicke, wo er für frei erklärt und ihm die entzogene Erlaubniß, in Paris zu sein, wieder ertheilt wurde.

Es wird in dieser Anekdote der Memoiren naiver Weise erwähnt, daß die Polizei der Seine in dem Papiere, welches dem erlauchten Flüchtling Sicherheit seiner Person und die Erlaubniß, zu residiren ertheilte, denselben unter der Kategorie der Handwerker aufgeführt. Der Präfect oder sein Handlanger inscribirte: ‚Charles d'Este, Profession: Souverain.‘ Ohne Zweifel trug der Fürst Sorge, daß sein Kaimakan, der Lieutenant Cheval, dieselbe *Profession* lernte.

Der erschlagene Soldat.

Eine Frickthalische Sage.

Als im dreißigjährigen Kriege des 17. Jahrhunderts der Schwedenkönig Gustav Adolf mit einem furchtbaren Kriegsheere Deutschland bedrängte, zu welchem damals auch das Frickthal gehörte, kam eines Tages mit Anbruch der Nacht, zur Herbstzeit, ein schwedischer Soldat zu Pferde von Wölflinswil und wollte nach Frick reiten. Zu unterst im Dorfe Gipf angekommen, hörte er in der Scheune des letzten Hauses dreschen. Sogleich ritt er vor das Scheunenthor, welches geschlossen war, und klopfte an demselben an. Der Bauer, welcher aus diesem nichts Gutes ahnete, nahm den Flegel unter den Arm, machte das Scheunenthor auf, grüßte den Soldaten freundlich und fragte dann nach seinem Begehren. Fürchterlich schnurrend sprach der Soldat: „Bauer! komm und zeige mir den rechten Weg nach Frick!“ Ohne Widerrede ging der Bauer einige hundert Schritte mit bis vor das Dorf zum heil. Kreuz (heißt das heil. Stöcklein) von wo aus eine Straße nach Frick führt, und von wo aus man den noch eine kleine Viertelstunde entfernten Flecken übersehen kann. Da sprach er zu dem Soldaten: „Sehet, diese Straße führt nun nach Frick, und Ihr könnet nicht mehr verirren.“ Der Soldat mit diesem nicht zufrieden, sprach: „Du kommst mit, Bauer! wo nicht, so mache ich Dich kalt!“ Unerschrocken erwiderte der Bauer: „Ich gehe nicht mit!“ Sogleich zog der Soldat das Schwert und wollte den Bauer niederhauen, dieser aber griff nach seinem Flegel, den er mitgenommen hatte, und schlug den Soldaten vom Pferde todt zu Boden, nahm dann das Pferd bei'm Zügel und führte es in seinen Stall. Nach diesem ging er auch, nahm den Soldaten auf die Schultern und begrub ihn in der an der Straße zwischen Frick und Gipf liegenden Höhle.

Von dieser Zeit an wandert nun der Unglückliche Nachts in furchtbaren Gestalten die Höhle auf und ab, und zieht die vorbei schwankenden Betrunkenen zu sich hinein.

Der arme John Fitch.

Der erste Erfinder der Dampfschiffe ist nicht Foulton, wie man gewöhnlich annimmt, sondern der arme John Fitch, ein Uhrmacher in Philadelphia, der 1785 den Gedanken faßte, ein Schiff durch Dampf zu treiben. Er war arm und ungelehrt, und viele Hindernisse hielten ihn ab, die Ausführbarkeit seiner Erfindung zu wünschen. Er bat den Kongreß um Unterstützung, ward aber abgewiesen; dann bot er seine Erfindung, ebenfalls vergebens, der spanischen Regierung an. Endlich trat eine Gesellschaft zusammen, die das Geld aufbrachte, um ein Dampfboot zu bauen, und 1788 wurde dasselbe auf dem Delaware vom Stapel gelassen. Es sammelten sich viele Neugierige, um den „Narren," wie man ihn damals nannte, auszulachen. — An Räder hatte Fitch nicht gedacht; er bediente sich vielmehr der Ruder, war aber des Gelingens vollkommen sicher, und das Boot fuhr wirklich stattlich ab. Die Lachlustigen wurden nun ernsthaft. Das Boot fuhr nach dem 20 englische Meilen entlegenen Burlington, da aber sprang der Kessel. Indessen Fitch verlor den Muth nicht und wußte sich einen andern Kessel zu verschaffen. Nach einiger Zeit fuhr sein Dampfboot wieder, aber fortwährend ging etwas daran entzwei und der unglückliche Erfinder überwand immer eine Schwierigkeit um auf eine andere zu stoßen. Vielleicht lag die Schuld davon zumeist in dem niedrigen Stande der Künste und der damaligen Zeit. Fitch hatte sich dabei in eine große Schuldenlast gestürzt und mußte seine Erfindung aufgeben. Er schrieb jedoch drei Bände, die er versiegelt in der Bibliothek zu Philadelphia mit der Bestimmung niederlegte, sie dreißig Jahre nach seinem Tode zu eröffnen. Er starb am Ohio und wurde da begraben. Vor fünf Jahren etwa wurde seine Handschrift entsiegelt und man fand darin Berichte über seine mechanischen Unternehmungen. Er sagte mit völliger Zuversicht das spätere Gelingen seines Planes vorher, der ihm nur wegen Geldmangels nicht vollkommen gelang. Er prophezeite, daß in weniger als hundert Jahren die Flüsse des Westens von Dampfschiffen bedeckt sein würden. — „Es wird eine Zeit kommen," sagte er, „daß irgend ein vermögender Mann Ruhm und Reichthum durch meine Erfindung gewinnen wird; aber Niemand mag es glauben, daß der John Fitch etwas zu thun vermöge, was die Aufmerksamkeit verdient." — Und er hat Recht gehabt, denn es fahren jetzt allein auf dem Mississippi 600 Dampfschiffe und mehr. –

Die Geisterglocke.

Es wäre für den menschlichen Glauben wie Unglauben sehr heilsam, wenn alle Begegnisse, die an das Un- oder Uebernatürliche streifen, und in ihrer Entstehung unsern Scharfsinn in Anspruch nehmen, sich so, man möchte sagen, handgreiflich auflösen wollten, wie diejenige seltsame Geschichte, die ich hier zum Vergnügen der Leser dieses Blattes mittheilen will.

„Rede nur gar nicht weiter," sagte Adolf zu seinem Freunde Karl; „Du weißt, daß ich nie mit Dir über Sachen streite, denen ich aus Gründen der Vernunft und der täglichen Erfahrung nun einmal mit voller Ueberzeugung anhange und die kein Psycholog und kein Philosoph mir wegdisputiren kann und wird!"

„Du bist also völlig, recht im Innersten Deiner Seele und Deiner geheimsten Anschauung überzeugt, daß wir noch fortwährend über die Natur unserer Seele, über ihre Kräfte und deren Wirkungen nach außen im Finstern tappen und nichts sich evident darthun und beweisen lasse?"

„Ja, das bin ich!"

„Und also meinst Du auch, daß das Geklingel, welches Du, seit Du diese Wohnung bezogen, mehrere Male um Mitternacht in Deiner Kammer gehört und wodurch Du sehr ungelegen in Deinem Schlafe gestört worden, die Folge einer geistigen Einwirkung gewesen sei?"

„Allerdings!"

„Gut! Dein Bett ist geräumig genug, um noch einen Gast, einen zweiten Schläfer, bei Dir zu beherbergen, der es sich in seinem determinirten Unglauben nicht ausreden läßt, daß irgend ein Spaß dabei zum Grunde liege, oder die grauenvolle Geschichte auf einer höchst natürlichen Erklärung ruht!"

„Topp, es gilt!"

Das Bett wurde mit Hülfe einer herbeigerufenen Magd sehr leicht und bequem für zwei eingerichtet, eine Flasche Wein geholt und, wie sich das unter jungen Leuten von selbst versteht, bis auf den letzten Tropfen geleert.

Adolf legte sich zuerst nieder, er fühlte, des Weines nicht gewohnt, die Wirkung desselben sehr bald und entschlief; Karl dagegen trieb sich noch eine Weile fröhlich im Zimmer herum, und begab sich erst zur Ruhe, nachdem er zuvor einen gewaltigen Prügel, einen sogenannten Ziegenheimer, an das Kopfende seines Bettes wohlbedächtig gestellt hatte.

Die alte Thurmuhr, dem Hause schräg gegenüber, schlug zwölf. Die gespensterische Mitternacht nahte sich mit Geisterschritten.

Adolf schlief fest: Karl richtete sich auf, wäre aber beinahe, da sich nichts vernehmen lassen wollte, vor Unmuth und Langweile auch wieder entschlummert. Da — es mochte bald Eins sein — vernahm Karl ein leises, behutsames Wandeln, das aus dem oberen Stockwerk die Treppe heruntergeschlichen kam und sich der Stube zu nähern schien. Sogleich ergriff der muthige Karl seinen Knotenstock, sprang pfeilschnell aus dem Bette und wartete, gleich einem lauernden Jäger im Gebüsch, auf die Lösung dieser schauerlichen Geschichte.

Die an einem Glockenzuge in der Kammer hangende Klingel ertönte jetzt wirklich; ein leises Frösteln durchrieselte in diesem Augenblicke auch Karls Gebeine; doch er faßte sich schnell, riß die Thür auf, schlug herzhaft zu und traf auch einen Gegenstand, der, tödtlich berührt, einen widerlich pfeifenden Ton von sich gab.

Der nächste Morgen klärte die Geschichte vollkommen befriedigend auf.

Das erschlagene Ungethüm war eine lange, ausgehungerte Ratte, die, wenn der Hunger aus der obern Etage, wo ein alter Magister wohnte, sie herabtrieb, an der äußern hölzernen Bekleidung hinauf zu kriechen pflegte, um den Quast zu benagen, der zu der Klingelschnur gehörte, welche dicht an der Wand niederhing. Dieses Benagen hatte die Glocke in Bewegung gesetzt, die ein früherer Be-

wohner in seiner Kammer, des leichten Erwachens wegen, vor Zeiten anbringen ließ. —

Ein Herkules im Anfange des 18. Jahrhunderts.

In unsern Zeiten zeichneten sich durch außerordentliche Körperstärke außer andern ein gewisser Franke, ein Franzose Lebesnier, besonders der Tiroler, Karl Nappo, der in Petersburg wie in Konstantinopel und überall angestaunt wurde, und Julius Stark, so wie sein Vater, Karl Stark in Baiern, aus. Allein im Anfange des vorigen Jahrhunderts war ein gewisser Johann Karl von Eckenstädt, welcher ihnen allen aufzurathen geben konnte. Er stand an der Spitze von Seiltänzern und Komödianten, machte zugleich den Quacksalber und gab überall Proben seiner außerordentlichen Körperkraft. Man sah ihn eine Kanone von 2000 bis 2500 Pfund mit einer Hand aufheben und halten, bis er ein Glas Wein getrunken hatte; zwei Pferde konnten ihn nicht von der Stelle ziehen; Ein Seil, das diese nicht zerreißen konnten, riß er wie einen Zwirnfaden von einander; er drehte einen, einen Fuß langen daumenbreiten Nagel wie eine Schraube um, trug einen 18 Ellen langen Tisch mit den Zähnen, indem auf dem einen, dem Munde entgegengesetzten Rande ein Mann saß, und was dergleichen mehr war, worüber sich seine Zeitgenossen nicht genug wundern konnten. Er trieb seine Künste ziemlich lange, denn in Leipzig z. B. war er 1717, wo er durch einen Pferdekauf in Wechselarrest kam. Er hatte sich nämlich bereden lassen, ein Pferd zu kaufen, indem er den ersten Hufnagel mit einem Pfennig, den zweiten mit zwei Pfennigen, und so immerfort den folgenden in der verdoppelten Progression zu zahlen versprach, bis er zu seinem Schrecken erfuhr, daß die Summe 58274 Thlr. 5 Gr. 3 Pf. betrug, und 1731 gab er seine Vorstellungen in Dresden.

Ein Zug aus dem Leben Talleyrand's.

Um das Jahr 1804 wurde Talleyrand allgemein als ein durch Ausschweifungen zu Grunde gerichteter Mensch, welcher dem Tode nicht mehr lange entgehen könne, angesehen. Wir wissen nicht, sagt der Schriftsteller, welchem wir diese Anekdote entlehnen, ob Talleyrand von dieser traurigen Prophezeiung unterrichtet war, aber gewiß ist es, daß er um diese Zeit zu seinem Arzte, dem Dr. Bourdois, einem der geschicktesten Männer der Pariser Fakultät sagte: „Hören Sie, Doktor, ich habe da einen kuriosen Einfall; ich habe Lust, Ihnen eine Pension auszusetzen — ja, so etwas der Art — eine Pension von 6000 Franken zum Beispiel.“ — Der Doktor schickte sich eben an, Talleyrand zu verstehen zu geben, daß er seinen Einfall — unvergleichlich fände, als dieser, ohne ihn zu Wort kommen zu lassen fortfuhr: „Wie ich Ihnen sage, ich habe Lust, Ihnen eine Pension von 6000 Franken auszusetzen, aber verstehen Sie mich recht, — nicht auf Ihre Lebenszeit, sondern auf die meinige; denn sehen Sie, alsdann wird es Ihre Sorge sein, mich recht lange am Leben zu erhalten, damit Sie Ihre Pension fortbeziehen, und ich brauche mich darum gar nicht mehr zu bekümmern; das ist also abgemacht und nun kein Wort mehr davon.“

Die Chinesen essen Alles.

In den Straßen und auf den öffentlichen Plätzen Kantons sieht man eine fortwährende Ausstellung von Lebensmitteln, und zwar häufig Dinge, die bei uns keineswegs in dem Rufe besondern Wohlgeschmacks stehen, wie Falken, Eulen, Adler, Störche. Nichts macht einem Europäer mehr Spaß, als wenn er einen Chinesen sieht, der auf der Achsel eine Stange trägt, woran zwei Käfige hangen, in denen sich Hunde und Katzen statt Hühner und Tauben befinden. Besonders eine Art Zwergwasserhund scheint sehr gesucht zu sein. Die Hunde liegen in diesen tragbaren Kerkern ganz ruhig, die Katzen aber machen einen Lärm, als ahnten sie ihr Schicksal. Ihr Fleisch, wenn sie gemästet sind, steht in hohem Ansehen und findet sich auf den Tafeln der Reichsten. Die Ratten dagegen überläßt man den Armen. Der Rattenhändler kommt auf den Markt mit seiner Stange, woran mehrere Dutzend dieser Thiere hangen, welche man wie Lerchen aufgespießt hat. Der Anblick kann einem Reisenden, der noch an die europäischen Magenvorurtheile gewöhnt ist, nicht sehr appetitlich vorkommen. Indessen trifft die Gastronomie auch ihre Strafe. Außer den Indigestionen, gegen welche der Thee nicht immer schützt, sollen auch die Hunde diese Hunde-Esser hassen und verabscheuen. Sie kennen die Gourmands, welche es besonders auf die Hunde abgesehen haben, am Geruche, sammeln sich um sie, und verfolgen sie mit ihrem Gebelle und häufig mit ihren Bissen. — Seltsamer Widerspruch der menschlichen Gebräuche! Für gewisse Völker ist der Hund ein Freund, für andere ein Gott, und für die Chinesen eine Leckerei!

Vorzüglich sprach ich rund und keck
Mit Narren und mit Schurken.
Dafür bekam ich Mäusedreck,
Statt Pfeffer in die Gurken.
Ich sagte stets nur, Kahn sei Kahn,
Und das fuhr manchem Dumm'rian
Mit Ehren in die Nase.

Wenn man in die Welt und in die Geschichte blickt, muß man es für eine große Thorheit halten, vernünftig sein zu wollen; und wer nicht in sich die Kraft fühlt, einen guten Charakter allein durch zu tragen, fange lieber nicht an; denn auf Menschen und ihren Beifall und ihre Unterstützung darf er nicht rechnen. Seume.

Charade.

Wer lieget in den ersten Beiden,
Der liegt in Sicherheit und Hut,
Doch werd't ihr ob der Hut beneiden
Nie den, der in denselben ruht.

Als Hexe kennt ihr längst das Dritte,
Der Mächt'gen dienen Ries' und Zwerg',
Und rasch trägt sie, bei nächt'gen Ritten,
Ein Drachen über Thal und Berg.

Das Vierte Dir nicht recht behaget,
Giebt, Leser, man's als Titel Dir,
Und nie von einer Schönen saget
Es selbst der Keck'ste, glaubt es mir.

Soll werden euch des Wortes Kunde,
So blickt auf des Kalenders Plan,
Wißt, von den Zwölfen in der Runde,
Führt einen Mond das Ganze an.

No. 37.

DAS POSTHÖRNCHEN

13. Sept. 1839.

Eine Wochenschrift
für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Alpenhorn mit Posthörnchen zusammen können für 7½ Batzen vierteljährliche Vorausbezahlung auf allen löbl. Postämtern des Kantons Aargau franko bezogen werden. Inserate, frankirt zugesendet, werden unter Verantwortlichkeit des Einsenders gegen Vergütung von 5 Rappen per Zeile aufgenommen; interessante oder erheiternde Mittheilungen mit Verschwiegenheit und Dank.

Glorreicher Sieg des Zürcherischen Volkes über die radikale Partei.

Unter diesem Titel bringt der S. G. Wahrheitsfreund Folgendes: „Das Zwinguri des schweizerischen Radikalismus ist gefallen; die Sache des christlichen Volkes hat gesiegt. Das ganze Schweizerland geht einer glücklichern Zeit, der endlichen Befreiung vom schmählichen Joche entgegen, das durch List, Betrug und Ränke die Radikalen ihm aufgehalset haben, und in diesem Befreiungskriege hat Zürichs edles Volk zuerst die Fahne erhoben, zuerst den ruhmvollsten Sieg erkämpft, welcher der Despotie des Radikalismus in allen Kantonen den Todesstoß ertheilen wird. So läßt der Allmächtige die Bosheit bis zum Tage des Gerichts reifen, um dann mit einem Male das Unkraut zu sammeln und dem Feuer zu übergeben. Einen solchen Gerichtstag hat das Züricher Volk am 6. September über den Radikalismus gehalten; es hat die Tennen gesäubert, um einer christlichen und gerechten Regierung Platz zu bereiten. Die Schläge, womit die Radikalen seit neun Jahren das Volk gezüchtiget, die Unterdrückungen vom Aargauer, Schwyzer, Glarner und Pruntruter Volke, ihre zerstörenden Schritte gegen Religion und Kirche, ihre Unglauben und Priesterhaß speienden Tagesblätter, die Klagen und Thränen, die sie mit unerhörtem Trotz in Hunderttausenden erzeugt: Alles hat dem Volke die Augen geöffnet, und der Fluch über die radikalen Despoten wiederhallt schon jetzt im ganzen Schweizerlande aus dem Munde von Millionen. So hat sich wieder die alte Wahrheit neu bewährt: Uebertriebene Gewalt wird nie alt, und ungerechte Thaten werden früher oder später gerechter Züchtigung anheimfallen." — — —

— Nicht ganz Unrecht hat der s. g. Wahrheitsfreund wenigstens in der Beziehung, als die Gemüther der ungebildeteren Volksklassen in den Kantonen wirklich etwas in Gährung sind, aufgereizt durch verschiedene geistliche und weltliche Wühler, die einige Mißtritte der Regierenden zum Vorwand nehmen. Nicht an gutem Willen, nicht an Rechtschaffenheit und Wissenschaft fehlt es den Letztern, wohl aber an Kenntniß der Bedürfnisse und angewohnten Gebräuche des Volkes, die es sich unter gegenwärtigen Verhältnissen nicht leicht entreißen läßt, weshalb man jetzt überall sagen hört: „Es ist doch besser, wenn man diejenigen wieder obenansetzt, welche das Regieren verstehen, zumal sie uns ja versichern, daß es ihnen nicht um ihre alten Vorrechte zu thun sei, sondern bloß um Befreiung des Volkes vom Drucke des Radikalismus, der sich des Staatsruders nur deshalb bemächtigte, um sich und ihren Satrapen fette Aemtchen zu verschaffen."

— Die schmählichste Niederlage, welche nicht etwa eine Partei im Kanton Zürich, sondern der Grundsatz der Volkssouveränität selbst erlitten hat, ist vollendet. Welchem Schweizer immer die Ehre seines Vaterlandes am Herzen liegt, der wird bei diesem Ereignisse nicht bloß kalt berechnen, ob diese oder jene politische Partei in der Eidsgenossenschaft an Einfluß verloren oder gewonnen, ob wohl gar zu einem förmlichen Bürgerkrieg und Zerreißung des ohnehin lockern Bundes Anlaß gegeben worden — nein — er wird vor Allem den größten Schandfleck unserer neuern Geschichte betrauern: daß ein Volk der Eidsgenossenschaft, mit Uebereinstimmung und Mitwirkung seiner obersten Behörde, gegen seine von ihm selbst heilig beschworne Verfassung, am Vorabend ihrer Revision sich empört hat. Dieses Volk war gutmüthig genug, seinen Geistlichen auf's Wort zu glauben, daß die Religion in Gefahr sei, so lange Dieser oder Jener an den öffentlichen Geschäften Antheil nehme, und es wollte sich einmal seiner Angst entledigen, koste es, was es wolle. Das ist mithin gar nicht auffallend und wir würden im Geringsten nicht erstaunen, wenn dieses Beispiel auch in andern Kantonen Nachahmung fände; aber

daß Regierungsglieder die Flucht ergreifen und theilweise zum Feinde übergehen, daß ein Gr. Rath auf Ansuchen dieser die Verfassung selbst erwürgt, das macht jeden ehrliebenden Schweizer erröthen im Angesichte selbst der triumphirenden Gegner der Volkssouveränität. Wirklich war die ganze Geschichte so künstlich abgekartet und mit Eins Zwei Drei abgethan, daß die Tagsatzung als liebe Mutter nur ein Aug zuzudrücken braucht, um die Schande des Kindes mit der Form zu verdecken. O Gaukelspiel! Acht Menschenleben geopfert, und dafür Parteihaß und Bürgerzwist, Gesetzeserschütterung und den Namen der Republik an den Schandpfahl geschlagen — und dieses Alles im Namen der Religion, die man zur Dienerin der menschlichen Leidenschaften gestempelt. Sol. Bl.

— Auf den am 6. d. erfolgten Umsturz der Zürcher Regierung kam am 9. der Gr. Rath zusammen, welcher sich weigerte, einen neuen Regierungsrath zu wählen, dagegen die usurpirte Regierungskommission als provisorisch anerkannte, eine neue Gr. Rathswahl anordnete und sich selbst dann als aufgelöst erklärte. Mehrere eidsgenössische, und auch die fremden Gesandten haben der provisorischen Regierung als eidsgenössischem Staatsrath ihre Besuche abgestattet. Reg. Rath Hegetschwyler, der am 6. eine Kugel in den Kopf erhielt, wurde am 9. trepanirt und überstand die Operation glücklich, soll aber dennoch am 10. gestorben sein. Inzwischen sieht es im Kanton Zürich noch immer bedenklich aus. Von den zum Schutz der neuen Regierung einberufenen Bataillonen haben fünfzig Unteroffiziere den Dienst verweigert, und besonders unter den gebildetern Landbewohnern herrscht über diesen Gewaltstreich große Entrüstung.

— Der Regen, welcher in der Nacht vom 1. zum 2. September ununterbrochen niederströmte, hat die bündnerischen Gewässer hoch angeschwellt, die in Folge dessen hier und da beträchtlichen Schaden angerichtet haben. Besonders verheerend wälzte der Hinterrhein seine Wogen durch die Thäler Schams und Domleschg. Ein Bergbach aus Splügen nahm einige Mühlen weg, und im Bergell sind Wuhren zerstört und Scheunen und Häuser von dem wilden Elemente weggeschwemmt worden. In Chiavenna ist die Bierbrauerei des Hrn. Dolcino von den Fluthen zerstört worden.

Ausland.

— Die Erfurter Polizei hat den berüchtigten Straßenräuber Caspar Wagner, der den Thüringer Wald bisher so unsicher machte, ergriffen und der Justiz überliefert. Er fand sich unter dem Namen Friederich Müller aus Tannrode zu Erfurt an, und hat bereits 25 verschiedene Verbrechen, darunter 13 Straßenraubanfälle, gestanden.

— Zu Neuilly ist am 3. Sept. eine Negerin gestorben, die ein Alter von 112 Jahren erreicht hatte, ohne in ihrem ganzen Leben je von einer Krankheit befallen worden zu sein. Sie war vom Marquis von Cochelet gekauft und mit nach Domingo genommen worden, wo er ihr die Aufsicht über seine Kinder anvertraute. Während der Revolution auf St. Domingo kam sie nach Frankreich, und erhielt hier von ihrem Herrn Freiheit und ein lebenslängliches Jahrgehalt.

— Der Themse-Tunnel schreitet endlich seiner Vollendung entgegen. Die Länge des Tunnels beträgt jetzt 920 Fuß, etwas weniger als drei Viertheile der ganzen Strecke, indem nur noch 380 Fuß zu vollenden sind. Da die Arbeiter, auf der Seichtwasserlinie angekommen, gegenwärtig im Durchschnitt wöchentlich 9 Fuß vorrücken, so hofft man den Tunnel zu Ende des nächsten Jahres vollenden zu können.

— Am 28. August sind in der Nähe der Engelsburg in Rom durch eine Pulvererplosion mehrere Arbeiter der hier befindlichen Feuerwerkfabrik in die Luft gesprengt worden.

— Ein junger Europäer hat die schönste Sklavin aus dem Harem der Sultanin Esme in Konstantinopel entführt; die Entflohene soll Juwelen im Werthe von anderthalb Millionen Piastern mitgenommen haben. Das Paar ist verschwunden und bis jetzt sind alle Nachforschungen erfolglos geblieben. Den Gesetzen gemäß würde man Beide, falls sie gefangen würden, in den Bosphorus werfen.

— Die Pforte hat von Mehemed Ali die unumwundene Erklärung erhalten, daß er durchaus nicht gesonnen sei, seine errungenen Vortheile aufzugeben und daß er erst dann die Flotte ausliefern werde, wenn der Divan ihm das Recht der Erblichkeit über Aegypten und Syrien zugestanden und seinen Erzfeind Chosrew Pascha abgesetzt haben werde. Mithin ganz das alte Lied! —

— Ein Nordamerikaner Th. Dowling soll eine Maschine erdacht haben, welche ohne zu spinnen und zu weben, Tuch machen kann. Er hat sich in Belgien ein Einführungs-Diplom geben lassen und glaubt, daß seine Maschine in 12 Stunden 600 Ellen wollenes Tuch von 36 Zoll Breite liefern könne.

— Sambo, sprach ein brasilianischer Plantagenbesitzer zu seinem Neger, Du Schlingel, fürchtest Du Dich vor der Arbeit? — Gott der Allmächtige segne Euch, Massa, ich mich nicht fürcht' vor der Arbeit, ich mich niederleg' bei ihr und schlafe fest, wie Stock.

— Aargau. In einem Augenblicke, wo jede trübe Leidenschaft über Herrn Dr. Bruggisser herfallen zu dürfen glaubt und es mit den Angriffsmitteln natürlich nicht so genau nimmt, fühlen wir uns hinsichtlich eines Verhältnisses, das zum Vorwande vielfacher Verunglimpfung mißbraucht wurde, zur Mittheilung von folgenden Thatsachen verpflichtet: — Hr. Dr. Bruggisser trat die Redaktion der Zivilgesetzgebung, indem er seine Stelle als Gerichtspräsident und seine Praxis als Advokat von Ruf aufgab, den 1. April 1838 an, besorgte aber auf den ihm vom Gr. Rathe ausgedrückten Wunsch die Verrichtungen eines Gerichtspräsidenten fort (die Quartals-Be-

soldung stellte er wieder an die Verwaltung zurück) bis in Juni hinaus, in dessen letzten Tagen er sodann zur Tagsatzung nach Luzern abreiste, von wo er Ende Oktobers zurückkehrte, um sich sofort mit der Abfassung seines anerkannt werthvollen Gesandtschaftsberichts und einer Menge anderer Arbeiten für den Gr. Rath zu beschäftigen und den Sitzungen desselben, den November und Dezember hindurch, pflichtgemäß beizuwohnen, so daß ihm nur wenige Tage zu anderweitiger Benutzung übrig bleiben konnten. Nach kaum sechs Monaten, nämlich im Juli jüngsthin, berichtete er auf eine Anfrage, deren Motive und Absichten dahingestellt bleiben mögen, daß er dem Kl. Rathe das revidirte Personenrecht für die nächste Wintersitzungsperiode des Gr. Rathes werde einreichen können. — Wir überlassen es dem unbefangenen Publikum, zu urtheilen und den wahrheitliebenden Blättern, ihre Irrthümer zu berichtigen.

(Verspätet.)

„Nicht jeder Fluß trägt Gold im Sande;
Der über nackte Kiesel rollt,
Wirft Kiesel aus am Uferrande,
Der über Goldstaub rieselt, Gold.“ —

Tiedge.

Daß es in Luzern eine Windmühlen-Zeitung giebt, welche an jedem Fasching erscheint, weiß ich schon seit sechs Jahren, (da ich auf meinen Reisen stets das Vergnügen habe, zur Faschingszeit in dieser heitern, faschingstrunkenen Stadt anzukommen), und jenes wissen noch viele Andere, besonders diejenigen, denen schon die Gunst zu Theil geworden, in besagter Zeitung eine Schilderung einiger minuten- oder stundenlangen, charakteristischen Augenblicke ihres Lebens dedicirt zu erhalten. — Aber daß es in Luzern auch ein Windmühlen-Theater giebt, dies wissen bloß diejenigen, welche den 18. August des Jahres 1839 daselbst zugebracht, und sich die Mühe nicht verdrießen ließen, Nachmittags die Philipps-Au, am Ufer des See's zu besuchen. — Doch zur Sache. — Rauschend durchschnitt das Dampfschiff die farbigen Fluthen des Vierwaldstättersee's. — Auf dem Verdeck mich befindend, eilten die lieblichen Ufer und nahen Hügel mit ihren freundlichen Landhäusern und üppiggrünen Matten, um den Luzerner-See gezogen, an mir vorüber. — Am Landungsplatze zu Luzern angekommen, sah ich eine Menge Volkes stromweise gegen und über die Hofbrücke hineilen; aber zugleich wehten mir auch die üppigsten Wohlgerüche von fein gekochten Leckerspeisen entgegen, aus:

„Xavers Feenpalast,
Wo Englands schöne Welt
Den Himmel hingebaut.“

Unentschlossen, was ich thun sollte, eilte gerade einer unserer Luzerner-Bekannten an mir vorüber; stürmisch drückte er meine Hand, und hastig rief ich dem Eilenden nach; „was giebts? was giebts?“ „Ein Stiergefecht,“ war die Antwort. — Ha! wie wurde mir darauf das Herz so eng und so weit! ein Stiergefecht, murmelte ich freudig und fühlte mich zurück versetzt in Rom's glänzendste Heldenzeit. Keine Zeit zum Nachgrübeln mir nehmend, stürmte auch ich,

Xaver's Ambrosia verschmähend,
Zur Philipps-Au hinaus. —

„Gutä Tag, Herr! isch Ihne eppe äbbes g'fällig?“ rief mir ein frischgebackener Wirth, dem das Backofenfeuer noch flammend heiß durch Haare, Hals und Angesicht loderte, entgegen. — Ja, war meine Antwort und ließ mir etwas geben. Ich wurde gut bedient und erhielt zugleich einen Theater-Zettel, nach welchem Wilhelm Tell im Freien aufgeführt werden sollte, und zwar von der Theater-Gesellschaft in Luzern; darunter war der Name des Directors geschrieben, ob von ihm selbsten, weiß ich nicht. Nichts war mir willkommener als diese Anzeige; denn mit Vergnügen erinnerte ich mich noch jenes Abends, an dem die Liebhaber-Gesellschaft in Luzern vor einigen Jahren Wilhelm Tell so meisterhaft und ausgezeichnet gespielt hat, daß deren Leistungen wenig oder nichts zu wünschen übrig ließen. Und wer denkt nicht gerne an den sel. Herrn Meyer, der jenes Mal

Den tapfern Wilhelm Tell
So tapfer wieder gab. —

In gespannter Erwartung begab ich mich sogleich in's Freie, o, siehe da, ein seilumspannter Platz bezeichnete den Cirkus. — Waren im Kreise viele, so waren außerhalb demselben noch weit mehr, auch zum Theil das Seil überspringende Zuschauer, welche es für unanständig und unnöthig hielten, in einem republikanischen Staate für Aufführung eines National-Schauspiels Tribut zu bezahlen. — Und

Selbst der Jugend muntrer Chor,
Schwingt sich zu jeder Höh' empor,
Besteigt die nächsten Bäume,

nur um diese göttliche Komedie desto besser beschauen zu können. An possierlichen Szenen fehlte es überhaupt nicht. — Doch — ländlich, — sittlich. —

Ah! ertönte es auf einmal aus allen Kehlen, der Vorhang rauschte auf, und, — höret ihr Sterblichen, da begann der göttliche Kuhreihn in einem so wehmüthig rasenden Tone, daß einem beinahe der St. Veitstanz angekommen wäre, und es sang der Alpenjäger Werni aus vollem Halse:

Es donnern die Höh'n, es zittert der Steg,
Nicht grauet dem Schützen auf schwindlichtem Weg.

Aber der gute Werni wollte nicht merken, daß dem ganzen Publikum nun jetzt schon auf ebenem Boden schwindlicht wurde. Herzzermalmend war die Szene, wo der (knieende) Baumgarten ausrief:

So muß ich fallen in des Feindes Hand,
Das nahe Rettungsufer im Gesichte! —
Dort liegt's! — Ich kann's erreichen mit den Augen,
Hinübergringen kann der Stimme Schall,
Da ist der Kahn, der mich hinübertrüge,
Und muß hier liegen hülflos und verzagen. —

Eben so verbreitete der schmerzerfüllte junge Melchthal (ob der von Landenberg an seinem Vater verübten Greuelthat) einen brenzelnden Geruch nach derbem Schiffspech, und gräßlich zart und kindliche Liebe zeigend wurde die Stelle herausgehaspelt:

O! eine edle Himmelsgabe ist
Das Licht des Auges; alle Wesen leben
Vom Lichte, ꝛc.
Nur ihn erquickt nicht mehr
Der Matten warmes Grün, der Blumen Schmelz,
Die rothen Firnen kann er nicht mehr schauen.
Sterben ist nichts, doch leben und nicht sehen,
Das ist ein Unglück.

In gleichem Genre wurden alle übrigen Aufzüge durchgepeitscht, und ich kann versichern, daß die umstehenden Obstbäume von tiefer Rührung ergriffen, Harz-Thränen ausschwitzten. Dazu kamen denn auch noch die papiernen Pickelhauben und Panzer, strotzend von Gold- und Silber- — Papier, in Vorschein, und sie glänzten gar prächtig

Von der Abendsonne gold'nem Strahl. —

Manche Szene kann ich nicht anders vergleichen, als wenn man in ein Sonnenmikroskop schaut, in welchem zwei Tropfen verschiedenes Wasser, z. B, aus einer Pfütze und einem See, zusammengebracht worden, wie ich dies in England gesehen habe. — Die bekanntlich im Wasser befindlichen Thierchen, die in dem Mikroskop die Größe von Elephanten und Riesenschlangen erreichen und alle möglichen Gestalten annehmen, scheinen sich von Anfang einander nicht zu kennen; — zuerst stehen sie still, schauen einander mit grimmigen Augen an, und lassen solche wie feurige Pflugräder im Kopfe herumspatzieren; dann regt sich das Eine dann das Andere, und sie sausen und brausen mit vollgeschwellten Backen. Die schlangenförmigen ringeln sich bald auf- bald abwärts, die löwenartigen wedeln mit ihrem Schwanze, machen Männchen, springen bald vor- bald rückwärts, überpurzeln sich miteinder, und nachdem diese Manoeuvres eine Zeit lang gewährt, gesellen sie sich freundlich zusammen und scheinen sich heimlich über die staunenden Zuschauer zu freuen, während dem der Proprietaire des Spektakels in dem Kasten dunkel werden läßt. — Und so ging es auch unsern Auteurs, welche nach dem Fallen des Vorhanges sich vielleicht in die Fäuste gelacht, daß es ihnen so gut gelungen, so viele Zuschauer sich erworben zu haben. —

Trotz dem konnte ich mich beim Schlusse dieses Stücks einer Wehmuth nicht erwehren, welche mich ganz übermannte. — Dieses schöne National-Schauspiel, jeden biedern Schweizer an der Ahnen freien Bund und an den Grund unserer heutigen Freiheit so warm erinnernd, — von

Niederm Knechtes-Geist
So tief entstellt zu seh'n. —

Und es fiel mir sogleich Schillers Ausruf ein:

Es liebt die Welt
Das Erhabene in den Staub zu zieh'n. —

Hätte man doch lieber das Gvnze zu vereiteln gesucht, wenn doch einmal Theater an den Haaren herbeigezogen werden mußte, hätte man mit einigen Scenen aus:

„Berlin, wie es ißt und trinkt"

bei weitem mehr imponirt und das Publikum gekitzelt. — Verwundert hörte ich einige Umstehende zu einander sagen: man habe das Stück den Urnern zum Trotz gespielt, weil man in neuester Zeit in Luzern an der Existenz des Wilhelm Tell zweifle, und man habe mit Absicht dasselbe zum Aerger der Urner, recht schlecht zu spielen sich vorgenommen. — Andere sagten, man habe damit den dreißigsten und siebenten des ehrwürdigen Hr. Meyer sel. feiern, und nun mit dieser Aufführung dieses Nationalschauspiel zu Grabe tragen wollen. Dem sei nun wie ihm wolle, es fragt sich nun: soll vielleicht aus solchen Theater-Aufführungen jener große Einfluß auf geistige Bildung und freie Sitten des Publikums hervorgehen, der in dem ersten Aufrufe an die kunstliebenden Einwohner Luzerns zur Theilnahme von Aktien zur Errichtung eines Stadttheaters daselbst, so glatt und triftig herausgestrichen ist? — oder sind die Beförderer solcher Spektakel von der hohen Stufe ihrer geistigen Bildung herabgestürzt in den Schlamm des schlendrigen Trödellebens? sind die zu jener Zeit an den Tag gelegten Ueberzeugungen von etwas Besserm und Höhern gleich seichten Nebeln verflogen? Noch Manches wäre über jene Jeremiade zu sagen, doch will ich Jedem das ihm am meisten zu sagende, zu denken überlassen. — Uebrigens darf man nun hoffen, daß die Direction des neuen Stadt-Theaters keine Mühe scheuen wird, die würdige Eröffnung und das Aufkommen desselben auf ernste und gemessene Weise zu begehen, besonders da einige Aktionärs mit so vieler und angestrengter Aufopferung ihrer Zeit und Nichtbeachtung pekuniärer Interessen die Vollendung des Aeußern und der innern Einrichtung auf wahrhaft edle Art beförderten.

Von einem Schweizer.

Zum Kauf angetragen: ein so viel als neues Sauerkabisständli um billigen Preis; wo, ist bei der Expedition dieses Blattes zu vernehmen.

Zweite deutsche Auflage.

Bei'm Verleger dieses Blattes ist dutzendweise zu 6 Bz., stückweise zu 1 Bz., in Brugg bei Hrn. Buchbinder Krafft, in Lenzburg bei Hrn. Seiler, Buchbinder, in Zofingen bei Herren Blaser und Steinegger, zu haben:

Aeußerst merkwürdige und schauerliche Prophezeihung auf das Jahr 1840.

Briefe und Geld erbittet man franko.

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau.

No. 38. 20. Sept. 1839.

Das Alpenhorn,

ein Volksblatt

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Zweiter Jahrgang.

Voll Dornen ist in diesem Leben, was Wirklichkeit uns eingeräumt;
Das Schönste, was uns hingegeben vom Schicksal ward, ist was man träumt.

Trauerlied der Zioniten.

(Nach Psalm 137.)

An Babels Strömen saßen wir,
Das Herz von Leid erfüllt,
Es drängte sich nach dir, nach dir,
Zion, nach deinem Bild.
Nicht Spiel und Sang erfreut uns mehr;
Seit uns're Freiheit fiel,
Hing unser Saitenspiel.

„Wohlan! steht auf, habt frohen Muth!
„Singt mir von Zions Glanz,
„Singt mir in frommer Herzensgluth
„Aus Zions Liederkranz."
Auf fremdem Boden forderst du,
Tyrann, von uns ein Lied?
Weißt du, daß nur im Vaterland
Die Brust vom Sange glüht?

Jerusalem, vergäß' ich dein,
Mein theures Vaterland!
Vergäß' ich auch die Rechte mein
Und meiner Zunge Band.
O, denke ihnen immerdar,
O Herr, den Jammertag,
Wo unsre Kraft gesunken war,
Die Stadt im Schutte lag!

O, was du Böses uns gethan,
Wohl dem, der dir's vergilt,
Und in des Zorn's gerechtem Wahn,
Die Rache an dir stillt!
Wohl dem, der an der Felsen Kraft
Zerschmettert deine Brut,
Daß deine Bosheit nicht mehr schafft,
Dein Nam' im Finstern ruht!

Der persische Hof.

Kapitän Wilbraham ist einer der englischen Offiziere, welche in persischen Diensten standen, und da er mit den übrigen im Jahre 1837 während des Feldzugs gegen Herat suspendirt wurde, so beschloß er, seine freie Zeit zu einer Reise in den Kaukasus anzuwenden. Ich ritt, sagt er in seiner Reisebeschreibung, vor der Abreise des Königs in den Nigharistan (den Sommerpalast des Königs vor dem Schemerumthor von Theheran), um der Audienz beizuwohnen. Die Truppen hatten ihren Marsch gegen den Khorasan schon begonnen, und eine lange Linie von Kanonen mit ihren Gespannen stand vor dem Thore des Palastes. Auf allen Seiten sah man Züge von Kameelen und andern Lastthieren, welche mit Munition beladen waren. Als ich mich dem Garten näherte, fand ich eine ungewöhnliche Menschenmasse an der Stelle, wo die Pferde des Königs angebunden waren, und lange Reihen aufgestellter Gewehre, welche die persische Fahne umgaben, zeigten an, daß ein Regiment sich vor die königlichen Pferde hin geflüchtet hatte, eine Freistätte, welche so geheiligt ist als eine Moschee. Auf mein Nachfragen erfuhr ich auch, daß zwei Regimenter von Affscharen (dem Stamm von Nadir Schah) sich geweigert hatten, zu marschiren, wenn ihr Oberst, mit dem sie unzufrieden waren, nicht versetzt werde. Sie waren schon mehrere Tage in dieser Lage, und da ihre Kameraden sie mit allen Bedürfnissen versahen, so war wahrscheinlich, daß der König nachgeben mußte. Die Audienz war gerade zu Ende, als ich das Hauptthor des Gartens erreichte, und die Hofleute mit ihren scharlachrothen Gewändern, ihren Mützen von Lämmerfellen und ihren Gürteln von Kaschmirshawls saßen in Gruppen unter dem Schatten der Lindenbäume und ließen sich mit ihren Kalians wohl sein. Ich ging durch eine prächtige Allee hoher Platanen, und fand den König in einem kleinen achteckigen Sommerhause, das in der Mitte des Gartens liegt und durch einen Bach gekühlt wird, der durch das Gebäude geleitet ist und unter der Kuppel ein großes Becken anfüllt. Vier tiefe Alkofen, welche mit Darstellungen der Thaten von Rustem und andern persischen Helden geziert sind, sehen gegen die vier Kardinalpunkte, und die Teppiche werden je nach der Tageszeit in einem oder dem andern derselben ausgebreitet. Der König saß neben dem Fenster und lehnte sich auf einen Haufen Kissen, während ein Diener hinter ihm kniete, welcher einen breiten Fächer von Federn über ihn bewegte. Seine Kleidung war wie gewöhnlich ganz einfach,

nur der reich mit Edelsteinen besetzte Griff seines Dolchs zeigte einen Rang an. Er ist nicht über dreißig bis einunddreißig Jahre alt, aber sein dichter Bart und seine schwerfälligen Züge machen, daß man ihn für älter halten möchte. Sein Gesicht ist nicht häßlich und sein Ausdruck, wenn er nicht gerade zornig ist, einnehmend und gutmüthig; sein Benehmen, besonders gegen Europäer, sehr artig. Er spricht gewöhnlich türkisch, die Sprache seines Stammes, aber dieses und persisch so schnell, daß einige Uebung dazu gehört, ihn zu verstehen. Verglichen mit den meisten Orientalen, ist der König ein Mann von Energie und nicht ohne Kenntnisse; er hat die Geschichte seines Landes studirt, und hat eine leidliche Kenntniß von der Geographie und dem politischen Zustande von Europa. Seine Armee ist sein Steckenpferd, und er opfert seinem Durst nach militärischer Auszeichnung sowohl seine eigene Ruhe als das Wohl seines Landes auf. Sein Hof ist weit weniger glänzend, als der seines Großvaters und Vorfahrs gewesen war, da die Hauptämter des Staats von Leuten niedriger Abkunft besetzt sind, welche nichts von der Prachtliebe und der Höflichkeit haben, durch welche sich früher der persische Adel auszeichnete. Der König ist ein strenger und gewissenhafter Mohammedaner, er trinkt nie Wein, was eine in seiner Familie seltene Enthaltsamkeit ist, eben so wenig raucht er, was allgemeine Sitte ist. Sein Harem besteht nur aus vier Frauen, nach mohammedanischem Gesetz, während das seines Großvaters eine zahllose Menge enthielt, und Persien wäre glücklich gewesen, wenn Ferth Ali Schah eben so enthaltsam gewesen wäre; denn jedes, auch das unbedeutendste Gouvernement, wurde einem seiner zahllosen Söhne übergeben, welche das Land bis auf sein Herzblut aussaugten. Viele von diesen sind jetzt in die größte Armuth versunken und leben vom Verkauf von Shawls und Juwelen, den Resten ihrer besseren Tage. Mohammed Schah hat zwei Söhne, der älteste, der zum Thronfolger bestimmt ist, lebt in Tauris unter der Aufsicht von Suleiman Khan, seinem Onkel von mütterlicher Seite; der Zweite, welcher in Teheran lebt, ist ein dreijähriges Kind von einer kurdischen Mutter. Der Großwessir Hadschi ist der außerordentlichste Mann, der mir je vorgekommen ist. Er ist keines Wegs ohne Talent, aber seine Worte und Handlungen tragen immer die Spur wirklichen oder affektirten Wahnsinns. Er soll tief in die Mysterien des Glaubens der Sufi eingeweiht sein, deren wahnsinnige Lehren, so unverträglich sie auch mit der Religion des Propheten sind, sich täglich mehr in Persien ausbreiten. Der außerordentliche Grad von Vertrauen, das der König in politischen und in geistlichen Dingen in ihn setzt, hat ihn fast zum unumschränkten Herrn gemacht, und erlaubt ihm, den alten Adel und die Prinzen von Geblüt mit der äußersten Verachtung zu behandeln, was ihnen bei seiner niedrigen Herkunft doppelt fühlbar ist. Alle Staatsgeschäfte gehen durch ihn, und die übrigen Minister sind bloße Werkzeuge in seiner Hand. Es ist unmöglich, mit ihm von etwas zu reden, das er einem nicht sogleich versichert, besser als irgend Jemand zu verstehen, und ich habe ihn unbegreiflichen Unsinn über Militärsachen sagen hören, welche die ganze Versammlung sehr ernsthaft anhörte und damit übereinstimmte. Sein Zelt war wie gewöhnlich voll Menschen; auf beiden Seiten des großen Mannes saßen mit großer Förmlichkeit eine lange Reihe von Ministern, Priestern und Soldaten, während mehrere Sekretäre, die hinter ihm saßen, Depeschen schrieben und sie ihm zum Durchlesen und zur Unterschrift vorlegten. Er ist ein kleiner, aber stark gebauter Mann von etwa sechszig Jahren, mit einem durchdringenden grauen Auge und einem dünnen Bart, was der Gegenstand vieler Spöttereien in einem Lande ist, wo diese Zierde so sorgfältig gepflegt wird. Bis zur Thronbesteigung von Mohammed Schah hatte er eine unbedeutende Stelle im Haushalt von Abbas Mirza, und hatte einigen Einfluß auf die Erziehung seines Sohnes. Er wurde im Jahre 1835 zu seiner jetzigen Stellung erhoben, da sein Vorfahr, ein Mann von Talent und Kühnheit, durch seinen Ehrgeiz die Eifersucht des Königs erregte und daher erdrosselt wurde.

Der Thierbändiger Van Amburgh.

Isaak Van Amburgh, ein noch junger Mann, ist im Juli 1811 in einer kleinen Stadt in der Grafschaft Ducheß in dem nordamerikanischen Staate Kentucky geboren. Er stammt aus dem wilden Indianerstamme der Tuskaroras, welcher aus Nordkarolina in Kentucky eingewandert ist, und mit den Resten der andern einheimischen Stämme in den undurchdringlichsten Wäldern des genannten Staates eine Art Republik gebildet hat, welche unter dem Namen der sechs Nationen bekannt ist. Sein Großvater hieß unter seinen Stammgenossen Tangborgon d'Om, oder der große König der Wälder, und nahm den Namen Van Amburgh erst von einem Kolonisten an, welchen er eines Tages in den Urwäldern seines Stammgebietes aus den Klauen zweier Jaguare rettete. Mit dem Verkaufe der Felle dieser Thiere beauftragt, kam er nach Kentucky, ließ sich dort nieder, nahm das Christenthum an und verheirathete sich. Sein einziger Sohn, der Vater des Thierbändigers, soll merkwürdiger Weise eine bis ins Kindische übertriebene Furcht vor wilden Thieren gehabt haben, und selbst vom Schrecken gestorben sein, welchen ihm der plötzliche Anblick eines gemalten Tigers verursacht habe. Schon als kleines Kind soll dagegen sein Sohn Isaak eine besondere Neigung zu gefährlichen und bösartigen Insekten gehabt haben, welche er zu seinem gewöhnlichen Spiele wählte, und mit einer an Instinkt gränzenden Geschicklichkeit zu behandeln und unschädlich zu machen wußte. Als Knabe versuchte er sich an Ratten, Mäusen und andern schädlichen Hausthieren, über welche er bald eine unumschränkte Herrschaft ausübte. Im zwölften Jahre that er sich als geschickter Pferdebändiger hervor, und ließ sich als solcher förmlich in Kentucky nieder, wo er sich bald eine unabhängige Existenz sicherte. Von den Pferden ging er endlich zu den reißenden Thieren über, welche in Schaaren die Wälder von Kentucky bevölkern. Von ihm gezähmte Wölfe, Hyänen, Löwen, Füchse, Büffelochsen ꝛc. wurden seine gewöhnliche Gesellschaft, bis er endlich in die berühmte Menagerie des Amerikaners Titus, die größte und reichste, welche existirt, als Thierbändiger eintrat. Hier legte er die merkwürdigsten Beweise von der magischen Gewalt ab, welche er über die alle reißenden und unbändigsten Thiere ausübte, und erregte namentlich durch die Bezähmung einer sehr bösartigen Löwin, welche kurz vorher ihren Wärter tödtlich verwundet hatte, allgemeines Aufsehen. In drei Tagen brachte er es dahin, daß er seinen Kopf in ihren Rachen stecken konnte, ohne daß sie nur Miene gemacht hätte, ihn verletzen zu wollen. Zu Ende des vorigen Jahres erschien er mit einer Auswahl der schönsten Thiere aus Titus Menagerie zum ersten Male in London, wo er sich unter ungewöhnlichem Zulaufe

für den Preis von 300 Pfd. St. wöchentlich auf dem Astleytheater zeigte. Van Amburgh ist von mittlerer, untersetzter Statur und von starkem Körperbaue; seine physische Stärke soll außerordentlich sein, obgleich es weit weniger die Kraft seiner Muskeln als die Gewalt seines Blickes zu sein scheint, welche auf die von ihm gezähmten Thiere so mächtig wirkt. Seine Augen sind von ganz eigenthümlicher, merkwürdiger Bauart, und besitzen eine sonderbare Beweglichkeit, welche sich nicht wohl beschreiben läßt. Die Künste, welche er zum Besten giebt, können übrigens nur dann eigentliches Interesse gewähren, wenn man sie als merkwürdige Naturerscheinung von einem wissenschaftlichen Standpunkt aus auffaßt. Denn an sich betrachtet, sind sie kindisch, durch das ewige Einerlei langweilig, und haben selbst etwas Widerliches, weil sie unnatürlich sind.

Malassart und Ney.

Viele Jahre hindurch sah man an einem der Thore von Cambrai einen alten Mann, der den Vorübergehenden seinen verstümmelten Arm entgegenstreckte. Dieser Mann hieß Malassart Monaco, und seine Geschichte ist folgende: An einem Abende des Jahres 1797 befand sich Malassart mit mehrern Kameraden desselben Regiments bei einem Zechgelage in der Schenke zu Douai. In demselben Zimmer tranken mehrere Husaren vom Regimente Colonel-General. Unter diesen zeichnete sich ein junger Lothringer, Unter-Furier, durch eine noch lärmendere und durchdringendere Stimme aus, als die seiner Genossen. Dieses Schreien mißfiel Malassart. Erhitzt durch häufiges Zusprechen der Flasche, fährt er den jungen Husaren auf grobe Weise an, und erhält eine nicht höflichere Erwiederung. Schimpfworte fallen von beiden Seiten. Plötzlich blitzen die Klingen, und ein furchtbarer Hieb trennt Malassarts rechte Hand vom Gelenke. Gezwungen, in Folge dieser Verstümmelung seinen Abschied zu nehmen, kehrt er in seine Geburtsstadt zurück. Dort überläßt er sich muth- und kraftlos einem vagabundirenden Leben, obgleich er sich durch Arbeit bessere und ehrenvollere Tage hätte sichern können. Selbst zu einem Diebstahl ließ er sich verleiten, und büßte dieses Vergehen durch fünf Jahre lang im Gefängniß. Mehrere Monate war er wieder frei, als er eines Tages auf dem Exerzierplatz von Cambrai die ganze Garnison unter Waffen sah. Sie passirte die Revue vor einem Herzoge und Reichsmarschall. Er drängt sich durch die Menge, um mit Muße den berühmten Kriegshelden zu betrachten, der mit einem so ausgezeichneten und ehrenvollen Range bekleidet ist. — Es war der Husar, welcher ihn zum Krüppel gemacht; es war Michael Ney. Während er, ein Bettler, Alles ertragen, was Unglück, Faulheit und Laster in ihrem Gefolge haben, war jener, mit dem er gefochten, sonst sein Genosse, ein berühmter General geworden. In Malassarts Leben hatte ein Tag dem andern geglühen, bei Ney war jeder Tag ein Schritt vorwärts auf der Bahn des Glücks und der Ehre. In dem Zeitraume weniger Jahre hatte er sich bei Altenkirchen, Würzburg und an den Ufern der Rednitz ausgezeichnet; er hatte das Fort Rothenburg mit Sturm genommen. Sein Muth und seine Geistesgegenwart entschieden das schwankende Glück des Tages von Neuwied, Frankfurt, Mannheim, Zürich, Kilmuy, Insbruck, Halle, Jena, Magdeburg, Eylau, Friedland, an der Moskwa, und so viele andere Orte verkündeten seine Siege. Er war Herzog von Elchingen, Großkreuz der Ehrenlegion und Marschall des Reichs. Ney erkannte den Bettler mitten in der ihn umdrängenden Menge. Er ließ ihn vortreten, sprach freundlich zu ihm, und endigte mit der Erklärung, daß, wer sich einst mit Ney geschlagen, nicht betteln dürfe. „Von heute an wirst Du von mir eine Pension erhalten, die nur mit dem Tode Eines von Beiden erlöschen wird.“ Ney starb zuerst, es ist bekannt, wie! — Monaco endete sein Leben ruhig auf einem Bette im Spital, ein erlöschender Greis, ohne körperliche Schmerzen und Geistesunruhe.

Der Kampf mit der Mauer.

Die in so vieler Hinsicht ausgezeichnete Nation der Böhmen war es in der Vorzeit auch in einem Punkt, der damal zur höchsten Ehre gereichte und die größte Bewunderung erzeugte, wir meinen die physische Kraft.

Wie körperstark der Adel dieses Landes war, ist aus der lateinischen Chronik des Abts Petee von Königssaal zu ersehen. Bei der Vermählung, welche Johann von Luxemburg im Jahre 1310 zu Speier mit der Prinzessin Elisabeth von Böhmen, später Karls **IV.** Mutter feierte, wurden große Turniere veranstaltet, denen auch böhmische Ritter beiwohnten. Ihre Speere zeichneten sich vor allen andern durch ihre Länge und Stärke aus, und sobald einer dieser Kämpfer mit eingelegter Lanze in die Schranken sprengte, schrie alles anwesende Volk: Seht, ein Böhme! ein Böhme! Kein anderer wagte es, mit ihnen zu streiten; ja die Meisten machten auf der Bahn einen Umweg, um ihnen nicht in den Lauf zu kommen. Versah es jedoch dieser oder jener, und kam er dem Böhmen nahe, so war auch sein Speer zertrümmert und er selbst vom Rosse herabgestochen.

Ein noch auffallenderes Beispiel bietet das Jahr 1273 dar. In diesem Jahre berief der Papst Gregor **X.** in Lyon einen allgemeinen Kirchenrath, um die christlichen Mächte zu bewegen, dem griechischen Kaiser Michael gegen die eindringenden Türken beizustehen.

Kaiser Rudolph von Habsburg sandte seinen Kanzler **Otto, Probst** zu Speier, dahin, und weil Przemisl Ottokar **II.** von Böhmen, dringender Landesangelegenheiten wegen, gehindert war, sich einzufinden, so ernannte er drei Stellvertreter. Es waren seine Räthe, die Ritter Hron von Nachod, Gallus Jablensky und Smilo Swietitzky, die zu Lyon mit unglaublicher Pracht auftraten.

Bei dem Schlusse des Konziliums fand in einer Ebene von dieser Stadt ein glänzendes Turnier statt, wobei die tapfersten Ritter von Frankreich, Burgund, Deutschland und Italien sich zum Kampfe einfanden. Die drei böhmischen Barone thaten sich aber vorzüglich hervor. Hron von Nachod erhielt am ersten Tage den ersten Preis; an einem spätern Tage erhielt ihn Jablonsky; Smilo Swititzky legte aber eine Behendigkeit und eine Körperkraft an den Tag, die allgemeine Bewunderung erregte, und alle Anwesenden gestanden, so Außerordentliches nicht erlebt zu haben.

Am letzten Kampftage waren von ihm dreizehn der wackersten Ritter nacheinander, ohne daß er Rastzeit gehalten hätte, überwunden worden, und noch fühlte er sich, der Juni-Sonne ungeachtet, so wenig geschwächt und abgemattet, daß er mit verwegenem Muthe einen Vierzehnten mit lauter Stimme aufforderte.

Allgemeine erwartungsvolle Stille herrschte im weiten Kreise der

Kampfbahn, die Smilo auf ſeinem mächtigen Streitroſſe umritt, des Gegners harrend.

Als Smilo ſeine Herausforderung zum dritten Male vorgebracht, und ſich kein Ritter entgegen geſtellt hatte, trat der Herzog von Braband, ein hochberühmter Kampfesheld mit dem ſtolzen Beinamen »le Merveilleux« hervor und bot dem Böhmen den Kampf an.

Der Herzog kämpfte mit der höchſten Bravour, und lange blieb der Sieg zweifelhaft. Alle Anweſenden bewunderten ſeine künſtlichen Schwenkungen und Handgriffe, ſo wie die geſchickte Art, womit Smilo ſeine Leibeskraft geltend zu machen wußte. Endlich gelang es dieſem doch, den Herzog in den Sand zu werfen.

Todtenſtille herrſchte in der Verſammlung, bis der Herzog ſeinem tapfern Beſieger großherzig die Hand reichte.

In Smilo war aber die Kampfesluſt noch nicht geſättigt, er wiederholte zum allgemeinen Erſtaunen ſeine Herausforderung, aber vergebens — es zeigte ſich kein Streiter mehr.

Als Smilo dieſe Gewißheit hatte, gab er ſeinem Pferde den Sporn und ſprengte im ſtärkſten Rennen gegen eine an den Turnierplatz ſtoßende ſtarke Mauer mit ſolcher Gewalt, daß ſeine ſchwer mit Eiſen beſchlagene Lanze in drei Stücke zerbrach, die Mauer durchbrochen wurde, daß die Steine umher flogen und das Pferd unter ihm zuſammenſtürzte.

Der mannhafte Kaiſer Rudolph ward durch die Nachricht dieſes unerwarteten Auftrittes ungemein betroffen, und um den böhmiſchen Rittern ſeinen Beifall auf eine ihnen zum ewigen Ruhme gereichende Art zu erkennen zu geben, belohnte er ſie nach dem Geiſte des damaligen Zeitalters mit der Verleihung beſonderer Schildzeichen.

Das Erdmännlein zu Hornuſſen.

Eine Frickthaliſche Sage.

Als Rauracher, der erſte Bewohner des Frickthals, durch ſeine Nachkommen vom Rheine weg, immer mehr und mehr gegen dem Jura gedrängt wurde, und auch in dieſem öden Gebirg keine Ruhe fand, ward er zornig und ſprach: „Im rauhen Rachen der Länder Suntgow und Brißgow rottete ich auf rauhen Felsgründen den Wald aus, machte den Boden fruchtbar und wurde deßwegen Rauracher genannt. Bald mußte ich dort vor meinem Sohne fliehen und zog in das Thal, aus welchem das Waſſer des Vocetius in den Rhein fließt und zeugte meinen zweiten Sohn. Auch dieſer vertrieb mich und ich mußte an's rechte Bachhorn hinaus ziehen. Als ich auch dieſe Stätte, die Hornus (Hornuſſen) hieß, zu verlaſſen gezwungen wurde, verwünſchte ich meinen letzten Sohn. Mein Fluch traf ihn; er wurde Zwerg, hatte Gänſefüße und zog in eine Höhle am ſüdlichen Abhang des Frickberges. Ich bezog mein Gebiet wieder und der Sohn, den man das Herdmännlein nannte, ſuchte ſeine Sünde durch Wohlthun wieder abzutragen. Doch er ſtarb im verwünſchten Zuſtande.“ Dieſer Sohn geiſtet nun auf der Höhe des Berges und erſcheint von Zeit zu Zeit in fürchterlichen Geſtalten. Doch wie im Leben, ſo pflegt er auch jetzt noch, nur den Menſchen nachzuſetzen, die mit einem böſen Gewiſſen, erſchrocken in ſeine Nähe kommen. Dieſen zündet er, wenn ſie bei Nacht über ſeinen Berg wandern, manchmal mit hundert Lichtern, und wehe dem, der dieſe Lichtlein betrachtet, er ſtürzt, daß ihm Sehen und Hören vergeht. Bei einem herannahenden Gewitter heult und ſchreit er entſetzlich. Am gefährlichſten iſt er aber den Betrunkenen. Dieſe führt er durch Feld und Wald, durch Gräben und Sümpfe, bis ſie ermattet bei ihm übernachten. Am Morgen entläßt er ſie früh und ſchickt ſie übel zugerichtet nach Hauſe.

Anekdote.

Ein geiſtreicher, menſchenfreundlicher und thätiger Fürſt hatte die Gewohnheit, verkleidet umher zu gehen, und ſich hie und da zu überzeugen, ob ſeine Befehle vollzogen würden, und was ſeine Unterthanen über ſeine neuen Verordnungen für Gloſſen machten. Einſt ging er in ein nobles Kaffeehaus, das ſo eben von keinen Gäſten beſucht war. Er ließ ſich eine Taſſe Thee geben, und las eine Zeitung. Lange kam kein Gaſt, endlich trat ein Offizier ein, ſetzte ſich an denſelben Tiſch, und ließ ſich eine Portion Kaffe vorſetzen. Man kam bald in ein Geſpräch. Der Offizier erzählte, er ſei Hauptmann und nach der Reſidenz gekommen, ſich bei dem Fürſten ſelbſt darüber zu beſchweren, daß man ihn ſchon mehrere Male bei einem Avancement präterirt habe, wozu um ſo weniger ein Grund wäre, als ſeine Kenntniſſe und Conduite allgemein belobt würden. Der Fürſt fragte, ob er ſich ſchon an die höchſten betreffenden Behörden gewandt habe, und der Offizier ſagte ja, mit Hinzufügung, daß er auch da abgewieſen worden ſei. Der Fürſt ſah ihn hierauf ſcharf an und ſprach: Was dann, wenn Sie der Fürſt auch abweiſet? — Nun, verſetzte der Offizier gereizt, — ſo iſt er ein Bärenhäuter wie alle Andern. — Der Fürſt erwiderte nichts und empfahl ſich. — Den andern Tag ging der Hauptmann nach dem Schloſſe, ſeine Bittſchrift dem Fürſten ſelbſt zu übergeben. Er wurde ſogleich vorgelaſſen und ſtutzte nicht wenig, da er eine Aehnlichkeit zwiſchen dem Fürſten und dem Geſellſchafter im Kaffeehauſe zu bemerken glaubte. Indeß, er trug ſein Anliegen mit Anſtand und ohne Furcht vor, und nachdem der Fürſt gleichfalls wie geſtern gefragt hatte, ob er ſich an die betreffenden Behörden gewandt habe, und zur Antwort ein: „Vergebens,“ erhielt, ſagte er: Und wenn ich Sie nun auch abweiſe? I nun, verſetzte der Hauptmann, ſo bleibt es beim Alten!

Da lachte der Fürſt über den Doppelſinn dieſer Antwort und ſagte: Gehen Sie mit Gott, Sie ſind Major und es bleibt nicht beim Alten.

Charade.

Weh dem, zu dem in ſtiller Mitternacht
Die Erſte tritt, und ernſt und ſchweigend mahnt,
Daß über Sternen hoch ein Richter thront!
Glücklicher der, den ſie beim Sonnenlicht,
Mit lautem Zank und ſcheltendem Getös,
Beim Arme faſſend nach der Zweiten ſchleppt,
Wo Thor und Riegel hinter ihm ſich ſchließt. —
Kennſt du die Zweite? — Auf vom Erdenſtaube
Strebt nach des Aethers Höhe ſie empor,
Mit ew'ger Kette an den Staub gebunden.
Des Daſeins Maß verkündet ihre Zunge,
Des Lebens Freuden und des Lebens Trauer. —
Des höhern Zweckes deutungsreiches Sinnbild
Wird ſie, wenn mit der Erſten ſie ſich eint,
Die Sklavin des gemeinen Menſchenelends.

No. 38.

DAS POSTHÖRNCHEN

20. Sept. 1839.

Eine Wochenschrift
für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Alpenhorn mit Posthörnchen zusammen können für 7½ Batzen vierteljährliche Vorausbezahlung auf allen löbl. Postämtern des Kantons Aargau franko bezogen werden. Inserate, frankirt zugesendet, werden unter Verantwortlichkeit des Einsenders gegen Vergütung von 5 Rappen per Zeile aufgenommen; interessante oder erheiternde Mittheilungen mit Verschwiegenheit und Dank.

☞ Da das dritte Quartal 1839 mit nächster Nummer zu Ende geht, werden diejenigen, welche auf das letzte Quartal zu abonniren gedenken, gebeten, ihre Bestellungen beförderlichst einzugeben.

Tagesbegebenheiten.

Schweiz.

– Aargau. Den 14. Sept. ist dem Greisen Urban Gersbach in Hellikon, als Anerkennung für seine fünfzigjährigen Leistungen als Lehrer daselst auf Empfehlung des Kantonschulraths von der hohen Regierung die große silberne Verdienstmedaille zuerkannt werden, welche ihm in feierlicher Form übergeben werden soll. Ungeachtet er von seiner Stelle wegen Altersschwäche zurück treten mußte, ist er immerfort noch bemüht, Segen in seine heimathliche Gemeindschule zu bringen.

— Am verflossenen Bettag scheint im Aargau ein Geistlicher bei der Predigt vorzüglich sich selbst im Auge gehabt zu haben, da er über die Redaktionen derjenigen Blätter sich ereiferte, die bei jedem Anlaß immer toben und lästern, indem gerade er ein solcher Redactor ist. Derselbe nannte in seiner Predigt die nun in Zürich Meister gewordene Partei die bessere, nicht eingedenk der Worte Jesu: „Nicht alle, die Herr Herr rufen, werden in das Reich Gottes eingehen.“ Das will sagen: nicht alle, die den Namen Gottes immer im Munde führen und bei allen Gelegenheiten vorschützen, sind deswegen die bessern.

— Laßt Tage der Heimsuchung für das Vaterland eintreten, und unsere alte, gichtbrüchige Großmutter, die Tagsatzung, wird immer zu Schanden werden. Dieses hat sie auch in den letzten Zürcherangelegenheiten bewiesen, indem gerade diejenigen Kantone, die sonst mit Anerkennung auch rechtmäßig neu aufgestellter Regierungen nicht so geschwind nachrücken wollten, nun mit Anerkennung der neuen usurpirten Zürcherregierung wunderschnell hervorplatzten; daß jedoch auch Wadt sich diesen zugesellte, wundert uns sehr.

— Ehemals hießen die römischen Priester den Glauben von Zwingli ketzerisch, und erst kürzlich noch verketzerten die von Römlingen geschriebenen Blätter (Wahrheitsfreund, Schildwach am Jura, Waldstätterbote rc.) alle nichtrömischen Glaubenslehren. Auf einmal nun nennen diese das Zürchervolk wieder ihre lieben Glaubensbrüder und Mitchristen, und zwar blos aus dem Grunde, weil sie im Namen der Religion eine aufgeklärte Regierung sprengten, um eine aristokratische wieder einzusetzen. Den Pfaffen aber, die mit Aristokratismus Hand in Hand gehen, ist es nicht um Religion zu thun, sondern nur um Macht und Einfluß, und diese erflehn ihnen nur aus der Blindheit des Volks. Darum mißbrauchen sie die Religion und machen sie zu ihrer Dienerin, um das Volk zu blenden. Die wahre Religion Jesu aber ist keine Dienerin der Herrsch-, Hab-, und Ehrsucht, also auch keine Dienerin der Aristokraten und Römlinge, und wer sich von diesen blenden läßt, entfernt sich von jener.

— Sogar bis in's Alttoggenburg drang der Lärm des Sturmes in Zürich. Buben kamen zu den Bewohnern der Grenzen gelaufen und riefen: „Kommt, kommt! es geht gegen die Radikalen! es geht auf Zürich!“ Mauer warfen Kellen weg und ergriffen Hebeisen und Hacken, die Zimmerleute schwangen die Aexte, Korbmacher und Kesselflicker ergriffen Zaunpfähle, und wie im Flug ging's über Thal und Berg dem Sturmgeläute nach, ihre Stabhalter zu krönen.

— Der S. G. Wahrheitsfreund sagt: „Das Siebnerkonkordat hat nun ein Loch, und zwar kein unbedeutendes; wir würden ihm aber solches nicht zunähen, und gehörten wir auch der Zunft der Schneider an.“ — Daß letzteres nicht ist, glauben wir; denn dem Wort Schneider fehlt noch eine Vorsilbe, die für den Wahrheitsfreund nicht ab gesprochen werden kann.

— So viel von den neuen Gr. Rathswahlen im Kant. Zürich bekannt ist, sind solche größtentheils im Sinne des Glaubens-Komite ausgefallen. Das war nicht anders zu erwarten, indem dieses das Volk so sehr fanatisirt hat. — In Küsnacht haben sie der Religion zu lieb einen Mann um's Leben gebracht.

— Der neue Gr. Rath ist auf den 19. September einberufen, an welchem Tage das sich neu gebildete Zürcher Ministerium de-

stätigt werden soll. — Da das Volk vom Komite eine Anweisung erhielt, wie es zu wählen habe, so wird wohl der neue Große Rath auch eine derartige Richtschnur erhalten haben. O Züribieter, wie seid ihr in's Garn gerannt! Laßt euch nun auch noch vom Komite sagen, wie die neue Verfassung werden soll, so ist der Schuh vollends fertig; wenn er euch aber nur nicht zu eng wird, sonst gibt's Hühneraugen, und zuletzt gar Stierenaugen.

— Wenn nur die neuen Schweizer auch einmal aufhörten zu trömmeln und zu soldäteln! Verlorne Kosten, verlorne Zeit! Im Inland sind ihre Truppen nicht, gegen das Ausland traut man sie nicht anzuwenden. Was will man denn damit? — den Himmel oder die Hölle erstürmen?

Ausland.

— Seit einiger Zeit werden in Deutschland hier und da wieder Zeitungen verboten, und Nr. 34 des deutschen Postillon erschien mit 2½ weißen, also von der Zensur gestrichenen Quartseiten.

— Den Russen, die in Baden-Baden den Winter zubringen wollten, ist von der russischen Regierung der Befehl zugegangen, sich ungesäumt in ihre Heimath zu begeben. Man bringt diese Weisung mit der orientalischen Frage in Verbindung.

— Professor Jordan in Marburg, von dem schon früher berichtet worden ist, daß er von seinem Lehramte suspendirt wurde und sich in gerichtlicher Untersuchung befinde, ist am 31. August in das Criminalgefängniß abgeführt worden.

— Wenn schon mehrere Blätter das Eintreten des deutschen Bundestags in die hannöverischen Verfassungsangelegenheiten verkündeten, so scheint doch nicht viel daraus werden zu wollen, was sich auch voraussehen ließ, zumal wenn man bedenkt, daß die einen Stimmgeber am Bundestag ihre eigenen Verfassungen nicht sehr respektiren, während die andern gar keinen huldigen. Man läßt hoffen und tröstet mit leeren Worten.

— Jüngst besuchte Jemand den Harz. Beim Mägdesprung sagte der Führer: "Hier hat sich ein Mädchen hinabgestürzt." "Aus Melancholie?" fragte der Fremde. "Um Verzeihung mein Herr, aus Quedlinburg."

— Am 2. dies, Abends, hat sich in dem badischen Orte Hettlingen eine schaudervolle That zugetragen. Ein Bursche, 21 Jahre alt, wollte ein Mädchen von da heirathen. Dasselbe achtete jedoch nicht auf seinen Antrag, da der Lebenswandel des Menschen nicht von gutem Rufe war, und suchte sich mit einem Andern ehelich zu verbinden. In Folge dessen faßte der Erstere den Entschluß, das Mädchen um das Leben zu bringen, und führte ihn auch aus. Er rief das Mädchen aus dem Hause, sich stellend, als habe er ihm etwas Wichtiges mitzutheilen, verstopfte ihm den Mund, um so jeden Nothschrei unmöglich zu machen, und schnitt ihm den Hals fast ganz durch. Der Tod folgte auf der Stelle. Der Mörder wurde festgenommen und hat die That bereits eingestanden.

— Ein Herr in Wien sandte im Lauf des letzten Winters seinen Bedienten in das italienische Theater, um ihm einen Platz aufzuheben. Durch die unvorhergesehene Krankheit einer Schauspielerin konnte die angekündigte Oper nicht gegeben werden, daher ein deutsches Schauspiel deren Stelle vertrat. Die Herrschaft blieb lange aus, das Stück begann und der Bediente sagte zu seinem Nachbar: "Hätt's halt gar nit g'laubt, daß i 's Welsche so guet verstehn könnt."

— Ein Soldat des Leib-Regiments in München unterwies einen ihm zugetheilten jungen Rekruten außerdienstlich in den Pflichten seines Standes; er prägte ihm vorzugsweise ein, daß die erste Pflicht des Kriegers sei, in Allem seinen Vorgesetzten zu gehorchen. Die Nothwendigkeit, in Allem gehorchen zu müssen, wollte dem Rekruten nicht einleuchten, und es entspann sich ein Wortwechsel, in welchem der Soldat fest auf seinem Satze bestand. Gesetzt, sprach der Rekrut, ich wäre dein Vorgesetzter, und ich sagte dir: spring zum Fenster hinab, ich glaube, du würdest es hübsch bleiben lassen. Meinst du? erwiderte der Soldat, seh her, und bevor der Rekrut es verhindern konnte, sprang er von der Brüstung des offenen Fensters zwei Stockwerk hoch hinunter in den vorbeifließenden Bach. Als er, glücklicher Weise unverletzt, dort auftauchte, rief er zum betäubten Rekruten hinauf: Hast du jetzt gesehen, Bursche, wie der bairische Soldat zu gehorchen versteht?

— Ein bairischer Fleischer ließ gleich nach dem Meisterwerden auf seinen Schild schreiben:

"Ich schlachte Ochsen, Küh' und Kälber;
"Was ihr nicht kauft, das eß' ich selber."

Der Grundsatz soll gedeihlich sein, und der Mann dabei noch heute sich wohl befinden.

— Stuttgart den 10. Sept. Gestern und heute ereigneten sich hier Unglücksfälle. Gestern Nachmittag stürzten durch Einbrechen eines Gerüstes an einem Bau in der Kanzleistraße fünf Arbeiter und der Baller herab, und wurden, zwei davon sehr gefährlich, verwundet. Heute Abend wurde ein älterer fremder Mann von einem Eilwagen in der Königsstraße überfahren und starb nach einer halben Stunde.

— In No. 79 der diesjährigen "Originalien" bestigt ein glücklicher Vater seine Kindlein. Leider aber führt das tiefgefühlte Gedicht die Ueberschrift: "Meine Rinder."

— Die ruhrartigen Krankheiten, welche seit einiger Zeit um und in Berlin herrschen, gewinnen immer größere Ausdehnung. In dem nahen Potsdam zeigt sich die Ruhr besonders stark unter der Besatzung, wo ein Bataillon allein hundert Kranke zählt.

— Im Frankfurter Journal vom 29. Juni sucht eine vornehme englische Familie eine wissenschaftlich gebildete Reisegefährtin. Dieselbe muß aber auch Kenntnisse besitzen im Kleidermachen und Frisiren.

— Von der Weichsel und Nogat gehen die betrübendsten Nachrichten ein über Verheerungen, die das Wasser überall angerichtet. Trasten, einzelne Joche mit und ohne Menschen, Vieh und Feldgeräthe hat man überall auf den Fluthen vorbeikommen sehen, ohne es ans Ufer ziehen zu können. Da seit Menschengedenken ein so hoher Wasserstand um diese Jahreszeit nie, selbst beim Eisgange selten statt gefunden hat, so waren die Uferbewohner auf dieses Unglück nicht vorbereitet, was das Uebel vergrößerte.

— Mancher behauptet schon im Scherz oder Aerger, er gehe nach Tripstrill; doch wäre er in die größte Verlegenheit gerathen, hätte man mit geographischer Genauigkeit bestimmte

Antwort von ihm verlangt, in welchem Land eigentlich dieses Tripstrill liege, und wie weit er dahin zu gehen habe. Damit solche, welche es etwa gelüstet, auch einen Spaziergang nach dem berühmten Ort zu machen, sich unterwegs nicht lange mit Fragen aufhalten dürfen, wollen wir ihnen Land und Gegend hier ganz genau angeben. In der Grafschaft Hohenlohn, am Fuße des Michaelberges, liegt eine reiche Wallfahrtskirche, die den Namen „zur Feder des Erzengels Michael“ führt. Der heilige Bonifacius soll hier mit Hilfe dieses Erzengels einen heidnischen Tempel der Diana zerstört und der Engel im heißen Kampfe eine Feder verloren haben. Gerade da liegt auch Tripstrill, von dem römischen Hauptmann Trepso zum Andenken an seine Gemahlin Druſilla erbaut. Wenn die Schwaben nicht gerne sagen wollen, wo sie hingehen, so antworten sie auf derlei Fragen: „Wir gangen nach Tripstrill.“

— In ganz Ungarn macht sich eine Unzufriedenheit wegen der Verzögerungen der Landtagssitzungen kund, und man murrt nicht mit Unrecht darüber, daß die daherigen vielen Kosten dem Lande unnütz verschwendet. — In der Schweiz kostet die Tagsatzung auch viel und leistet nichts, und doch tragen es die Schweizer so geduldig.

— Aus Galizien erfährt man, daß die dortigen größtentheils vom Handel lebenden Juden von einem panischen Schrecken ergriffen seien; sie träumen von einem nahe bevorstehenden Kriege und beeilen sich, ihre Staatspapiere und Activa mit lächerlicher Hastigkeit in klingende Münze zu verwandeln.

— Friedrich der Einzige erließ bei seinem Regierungsantritt ein, zwar nicht in orthographischer Hinsicht, aber wohl sonst musterhaftes Reskript an den Staatsminister von Brand, worin es buchstäblich heißt: Die religionen müssen alle Tolerirt werden, und mus der Fiscal muhr das Auge darauf haben, daß keine der andern Abrug Thou, den hier Mus ein jeder nach seiner Fasson Selich werden.

— Durch alle Journale Europas hat die Nachricht: in Havre sei ein Fisch, der zur Hälfte einen menschenähnlichen Körper und zwei Arme habe, die Runde gemacht. Nun bringt die Augsburger allg. Zeitung aus Havre die Privatmittheilung: „Viele Blätter melden von hier aus sehr irrthümlich das Fangen eines menschenähnlichen Fisches, die Nachricht ist ursprünglich aus einem hiesigen Oppositionsblatte und eine Satyre auf den jetzt gewählten Deputirten, der Poissons (Fisch) heißt, und allerdings sehr kaltes Blut hat.“

— In der Nähe von Valenciennes wurden kürzlich sechs unerwachsene Kinder allein zu Hause gelassen. Sie fanden eine Bouteille Branntwein vor, und geriethen auf den Einfall, sie auszutrinken. Als die Mutter vom Markte nach Hause kam, waren die drei jüngsten nicht mehr am Leben.

— Vor einigen Tagen ist die Abtei la Trappe bei Briquebec (Manche) ein Raub der Flammen geworden. Das ganze Gebäude, Kapelle, Refektorium, Sprachzimmer, das Kapitelhaus, die Zellen und die Küche wurden zerstört, und nur der Hausrath gerettet. Die Entstehung des Brandes ist noch unbekannt.

— Die Bank von Frankreich, heißt es, hat gegenwärtig 242 Millionen Francs in Gold- und Silber-Barren in ihren Kellern, und für 170 Mill. Wechsel in ihrem Portefeuille, dagegen aber nur 248 Mill. in Bankbillets im Umlauf.

— Hr. von Amburgh hat mit der Theaterdirection der Porte St. Martin einen neuen Vertrag auf 15 Vorstellungen abgeschlossen, für welche er 26,625 Franken erhält. Von Paris wird Amburgh sich nach Petersburg begeben.

— Der Vicekanzler der russischen Gesandtschaft hat mit dem Hrn. von Amburgh und seinem Associe Titus einen Vertrag auf 30 Abendunterhaltungen in Petersburg abgeschlossen, wonach diese für jeden Abend 1900 Rubel erhalten, die halb aus dem Theaterfonds, halb aus der Privatkasse des Kaisers bezahlt werden. Zudem bestreitet der Kaiser für Hrn. Amburgh und seine Thiere alle Reiskosten, die auf nicht weniger als 14,000 Franken geschätzt werden.

— In einer Mine zu Rive-de-Gier hat sich ein schreckliches Unglück durch Einsturz ereignet. Man zählt nicht weniger als 45 Opfer, von denen 16 leblos herausgebracht worden sein sollen, die übrigen sind alle mehr oder weniger schwer verwundet.

— Der „Conrier de l'Isere“ meldet in einer seiner neuesten Nummern einen Selbstmord von ganz ungewöhnlicher Art. Ein Bewohner der Umgegend von Grenoble stürzte nämlich seinen Kopf in eine mit Wasser angefüllte Tonne und blieb standhaft in dieser Stellung, bis er erstickt war!

— Vor einigen Tagen wurde im Tower in London an einem Ausreißer vom Garderegimente das Urtheil des Kriegsgerichtes vollzogen, das auf Brandmal und dreimonatliches Gefängniß lautete. Zuerst ward auf dem Rücken des Verurtheilten der Buchstabe D. (Deserter) mit Farbe gezeichnet, dann mit einem scharfen Instrumente der Schriftzug mit Linien, die der Länge nach liefen, eingeschnitten, mit einer in ein Stück Kork befestigten Nadel vollends ausgearbeitet und endlich mit einem färbenden Stoff unauslöschlich eingerieben. Als diese schmerzliche Operation vollendet war, mußte der Soldat in das Spital gebracht werden.

— Vor einem Londoner Gerichtshofe stand jüngst ein Zeuge, der vom Richter gefragt wurde, ob er damals, als die Sache, in welcher er Zeugniß ablegen sollte, vorfiel, nicht betrunken gewesen sei? Nein! gab er zur Antwort, ich hatte blos meine gewöhnliche Quantität getrunken. Er erklärte weiter, daß diese tägliche Quantität in siebenundzwanzig Gläsern, theils Wacholderbranntwein, theils Bier bestehe.

— Der Papst hat allen seinen Unterthanen, besonders aber den Geistlichen, Beamteten und den im Staatsdienst stehenden Gelehrten, aus guten Gründen, wie er sagt, verboten, die Versammlung der Naturforscher in Pisa zu besuchen.

— Reisende, die von Neapel kommen, erzählen, daß man zu Anfang Augusts in Pompeji mehrere interessante Mosaiken ausgegraben, aber nach der bekannten löblichen Sitte wieder zugedeckt habe, um bei Gelegenheit den König oder irgend einen hohen Gast durch höchsteigene Auffindung zu erfreuen. Mit hohen Gästen scheint demnach überall viel Blindekuh gespielt zu werden.

— Unter den vielen Verbrechen, welche Jahr aus Jahr ein in Neapel begangen werden, war kürzlich das gräßlichste der Tod einer jungen, schönen, zwei undzwanzigjährigen, fünf Monate schwangern Buchhändlers Frau, die von ihrem Gatten, der als

Nationalgardist auf der Wache war, im Ehebruch überrascht wurde. Der Begünstigte kam mit einer leichten Säbelverletzung davon, dagegen blieb die Frau der ganzen Wuth des gereizten Mannes preisgegeben, und als sie, von ihm verfolgt und mißhandelt sich auf den Balkon rettete, nahm er sie und schleuderte sie mit aller Gewalt vom vierten Stocke in die Straße hinab. Diese Handlung wird nach den hiesigen Gesetzen nicht bestraft, denn sie geben dem Manne, der seine Frau so ertappt, das Recht, die Verbrecher auf der Stelle mit dem Tode zu bestrafen.

— Dem Polizeiminister in Neapel ist neulich mit einer sehr unerwarteten Tracht aufgewartet worden, nämlich mit einer Tracht Schläge. Er wurde Nachts beim Nachhausegehn von fünf Maskirten überfallen und dergestalt mißhandelt, daß er nun krank darnieder liegt.

— Don Carlos hat seinen ganzen Hof und sein Ministerium entlassen; seine Heerführer haben sich nach Frankreich begeben. Die navarresischen Bataillone verüben alle Arten Exzessen, und General Moreno ist am 6. Sept. von seinen eigenen Leuten erschossen worden.

— Der Friedensvertrag, den Espartero und Maroto zu Bergara abgeschlossen, hat den spanischen Ministern Muth eingeflößt, den Ansprüchen der Freisinnigen die Stirne zu bieten; man sagt, daß die Constitution reduzirt und namentlich die Presse beschränkt werden soll. Diese Reactionsversuche könnten leicht neue Stürme heraufbeschwören und den gegenwärtigen Zustand Spaniens mehr verschlimmern, als die Plänkeleien mit Don Carlos.

— Die Erbschaft der russischen Gräfin Branicka hat, nach reicher Ausstattung ihrer Tochter, dem Erben Grafen Branicki 2,400,000 Acker trefflicher Ländereien, 200,000 Leibeigene, 60 Mill. Rubel an Gold und 4 Millionen an Mobilien zugebracht.

— Die Nachrichten aus dem Königreich Polen bieten immer dieselben traurigen Ergebnisse. Auch in diesem Jahr ist die junge Mannschaft in's Innere Rußlands gezogen worden, um nie wieder zu kehren, während Polen ganz mit russischen Truppen überfüllt ist.

— Zu Konstantinopel werden die Angelegenheiten, wie es scheint, mit jedem Tage verwickelter, ja es scheint, daß die Verwickelungen jetzt erst recht anfangen. Wir erfahren wirklich, daß die Einigkeit zwischen den fünf Mächten einen Riß erhalten hat, indem man anfängt, die Unmöglichkeit zu erkennen, sich zu verständigen.

— Zu Ridgbury in Nord-Pensilvanien wurde vor Kurzem von einem Manne, Namens Lathrop Baldwin, ein Kunststück ausgeführt, welches Tells berühmten Schuß fast in den Schatten stellt. Der verwegene Schütze nahm eine Büchse, und schoß auf 18 Ellen Entfernung einen Apfel vom Kopfe eines andern Mannes Namens Thomas Fox. Der Letztere hatte keine Kopfbedeckung, das Haar war ihm glatt heruntergekämmt, und der Apfel war sehr klein.

Anzeigen.

Ein hartherziger Pfarrer im Kanton A. Dorfe U. K. wohnend, welcher vor etlichen Tagen Besuch erhielte, von einem als Kind verstoßenen und bis dato unbekannten Sohn, der von der Reise sehr ermüdet ankam, und mit dem Anspreche:: Vater! das Schicksal treibt mich zum ersten Male in meinem Leben zu Ihnen, ihm sein ferneres und bestimmtes Auskommen erzählte, mit der Bitte, ihm eine kleine Hilfe zu ertheilen. Der geizige Pfaff, zwar sehr erröthend, kratzte sich in den Haaren, ließ dem erwachsenen Sohn etwas zu Essen geben und entließ ihn sogleich mit den heiligsten Abspeisungen, und ohne Hilfe, weiters zu reisen, um nicht dem Wohlehrwürden zum Nachtheil zu werden.

Frage eines aargauischen Landmanns an seinen Sohn, als er aus dem diesjährigen Uebungslager nach Hause kam.

Frage. Hansmichel was waisch m'r ussem Lager merkwürdig's z'sägä?

Antwort. Im Chlosterstall hänt si die größtä und feißestä Stierä, wo ih noh g'seh ha; und usseme großä Huus z'Mury ist alli Tag vo zw e Hündä bigleitet s'größt und gröbst Chalb, mit rä Brüllä uf d'r Nasä, b'stifelt und b'sport is Lager cho; äs suft au Wy und hät grüßli viel z'bifählä, äs will, daß im nächstä Lager d' Offizier wie d' Soldatä luuter Chühfläisch frässä müssä.

☞ Da die deutsche Uebersetzung der Prophezeihung von Laroche einem Nachdrucker in die Hände gefallen ist, und von diesem um geringern Preis verkauft wird, so kann dieselbe nun, auch vom Verleger dieses Blattes, so wie in Lenzburg bei Herrn Buchbinder Seiler, in Brugg bei Herrn Buchbinder Krafft, in Zofingen bei den Herren Blaser und Steinegger zu 2 Kreuzer pr. Stück bezogen werden; allwo auch stückweise zu 2 Kreuzer, dutzendweise zu 4 Bz. zu haben ist:

Glorreicher Sieg des Zürcherischen Volkes über die radikale Partei. Ein Heldengesang in Zürcher Mundart.

(Eines bei Schluß des Blattes erst noch vom Einsender zurückgezogenen Artikels halber erscheint dasselbe nicht gefüllt.

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau.

No. 39. 27. Sept. 1839.

Das Alpenhorn,

ein Volksblatt

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Zweiter Jahrgang.

Und z'vorderst seit d'Histori, was eister g'gange=n ist;
's lebt Mänge=n i der Glori, sie gheit ihn uf e Mist. Häfliger.

Brutus.

„Freiheit, Freiheit, stolzes Wort,
„Alles ist dahin, dahin!
„Brutus, geh' zum dunklen Port,
„Denn dein guter Stern will fliehn.
„Rom, dein Freund, dein Freund muß sterben,
„Und du nahest dem Verderben.

„Stolzes Rom, wer wird beschützen
„Künftig dein geliebtes Haupt,
„Deiner Freiheit letzte Stützen
„Hat die finstre Macht geraubt.
„Brutus geh' zur ew'gen Nacht,
„Deine Bahn, sie ist vollbracht.

„Ein Mal noch ihr edle Seelen
„Jener alten, freien Zeit
„Wallt vorüber meinem Geiste,
„Tröstet mich in meinem Leid.
„Aufzulösen meine Bande,
„Kommt zurück von Lethes Strande.

Brutus sprach's mit düst'rem Blick,
Schauend auf das weite Feld,
Denn er ahnte sein Geschick,
Als er saß im stillen Zelt.
Horch! da naht's mit leisen Schritten,
Steht schon in des Zeltes Mitten,

Und es sprach: „Ich bin dein böser Geist,
„Bei Philippi sehen wir uns wieder!"
Brutus d'rauf: „Mein böser Geist?
Wohl! so seh' ich dich dort wieder."
Und es schwand das Schattenbild
Und das düst're Schlachtgefild.

Alles ein gold'nen Sterne bleichen;
Und der Morgen bricht heran,
Und das Feld deckt sich mit Leichen,
Und dem letzten freien Mann;
Weh! die dunkle Stunde kam,
Die den letzten Römer nahm!

Brutus mit den Seinen ficht
In Philippi's schönem Thal,
Und der Freiheit schwaches Licht
Flackert auf zum letzten Mal.
Denn auf jenem Sterne droben
War schon Roms Geschick gewoben.

Plötzlich in des Kampfes Mitte
Stellt sich das Gespenst vor ihn,
Das ihm einst in seiner Hütte
Vor der großen Schlacht erschien.
Da erstarrt sein edles Blut,
Und es sinkt sein hoher Muth.

„Wohl! ich fühl's, er ist vollendet,
„Mein getäuschter Lebenslauf,
„Die ihr diesen Geist gesendet,
„Schwarze Mächte nehmt mich auf.
„Nehmet mich in euer Reich,
„Roma's Freiheit bring' ich euch!"

Und er zieht das blanke Schwert
In der Seele bitt'rem Groll,
Und in seine Brust er's kehrt;
Rufend noch verzweiflungsvoll:
„Tugend ist nur leerer Schimmer,
„Eine Tugend gab es nimmer."

Bindfaden-Roman.

„Qui nunquam sensit amoris ignem,
„Aut lapis est, aut bestia."

Ja, ja, Aeneas Sylvius hat Recht. „Wer nie der Liebe Gluth gefühlt, ist Stein entweder oder Thier." Alexis aber war weder Stein noch Thier, sondern ein zur Liebe aufgelegter Müssiggänger, der, in Töplitz die Brunnenkur gebrauchend, im Gasthof zum goldenen Hirsch domicilirte. Eines seiner Zimmer ging auf die lange Gasse, das andere auf den kleinen Hof hinaus, in dem drei freundliche Kastanienbäume ihren smaragdenen Schatten ausstreuten. Im letztern Zimmer pflegte Alexis jeden Nachmittag, erschöpft von den Anstrengungen eines lucullischen Diners, seine Siesta zu halten.

An einem dieſer Nachmittage, an welchem er zähneſtochernd am Fenſter ſtand, ſenkte ſich aus der Höhe des zweiten Stockwerkes (Alexis wohnte im erſten) ein geheimnißvoller Bindfaden herab, an deſſen Ende ein Bonbon, gehüllt in die Farbe der Hoffnung, befeſtigt war.

Alexis ſtutzte Anfangs, bald aber ſagte ihm: eine innere Stimme: Dieſer Bonbon, der vor deinem Fenſter lockend hin und her ſchaukelt, iſt für dich beſtimmt; Alexis, greife zu!

Und das that er denn auch. Unter der grünen Hülle des losgelöſten Bonbon lag ein weißer Papierſtreif, worauf folgende Deviſe gedruckt war:

„Was iſt Leben ohne Liebe?
Fruchtlos abgeblühte Zeit!
Meines Herzens ſchönſte Triebe
Sind, Geliebter, Dir geweiht!“

Alexis hätte gern den Kopf zum Fenſter hinausgeſteckt, um zu ſehen, wer dieſen ſüßen Dragoman der Liebe zu ihm herabgeſandt, aber alle Fenſter des erſten Stockwerkes waren, vermuthlich um das Einſteigen zu verhüten, mit eiſernen Stäben verſehen, durch deren Zwiſchenräume ſich wohl ein Arm aber kein Kopf Bahn brechen konnte.

Alexis las die Deviſe noch ein Mal und gerieth in Extaſe.

„Schon wieder eine Eroberung gemacht, weiberbeſiegender Tauſendſaſa, rief er aus und etablirte ſich vor den Spiegel, um ſich die Gewißheit ſeines Sieges zu verſchaffen. Aber wie mag ſie wohl ausſehen, die Dame, die, eine Treppe höher, mir ihres Herzens ſchönſte Triebe weiht? Blond oder braun, groß oder klein, Mädchen oder Frau — mir gleich — ſie liebt mich und das iſt genug. Aber was ſie iſt und wie ſie heißt muß ich ſogleich erfahren.“

Ein Riß am Klingelbande führte den Oberkellner herbei.

„Wer wohnt gerade über mir im zweiten Stock?“

— Ein Herr und eine Dame.

„Mann und Frau?“

— Ja.

„Wie heißt der Mann?“

— Baron von K...

„Was iſt er?“

— Gutsbeſitzer aus der Umgebung von Wien.

„Und Madame? Iſt ſie jung?“

— Sehr jung.

„Schön?“

— Bildſchön.

„Wo eſſen ſie?“

— Auf ihrem Zimmer.

„Und der Mann?“

— Iſt ſchon bei Jahren.

„Genug, mehr brauch' ich nicht zu wiſſen. Kellner, bringen Sie mir Bonbons.“

Der Kellner eilte fort.

„Die Dame iſt bildſchön, der Mann ſchon alt, alſo eiferſüchtig, und deßhalb führt er ſeine Frau nicht an die Table-d'hote. Madame muß mich irgend wo geſehen, muß mich intereſſant gefunden und — was ich leicht begreiflich finde — ſich über Hals und Kopf in mich verliebt haben. Wie ſchlau die Weiber ſind! durch Bindfaden bauen ſie ſich Brücken zu ihrem Geliebten, und Bonbons werden die Chargés d'affaires ihrer Gefühle.“

Der Kellner brachte die Bonbons und ging.

„Ich bin der ſchönen Frau eine Antwort ſchuldig und ich will ſie nicht lange darauf warten laſſen. Von Rechtswegen ſollte auch ich in Verſen an ſie ſchreiben, in Betracht aber, daß ich mindeſtens 8 Tage Zeit brauche, um vier Zeilen zuſammen zu reimen, in Betracht meiner poetiſchen Inſolvenz will ich ihr in nackter, ungeſchminkter Proſa antworten.

Er nahm einen Streifen Papier und ſchrieb darauf: „Madame, ich liebe ſie.“

„Das iſt kurz und bündig, ſprach Alexis und ſteckte die lakoniſche Liebeserklärung in's Bonbon-Couvert. Wenn Madame nun, wie ich vermuthe, den Bindfaden wieder herabläßt, hefte ich ihm meine Antwort an.“

Alexis hatte dies kaum ausgeſprochen, als der Bindfaden, an dem eine Kirſche befeſtigt war, ſich zu ihm hernieder ließ.

„Eine Kirſche? Was mag ſie damit ſagen wollen? Gleichviel, ich nehme die Kirſche und ſchicke ihr den Bonbon hinauf.“

Und das geſchah. Bald darauf ward der Bindfaden in die Höhe gezogen.

„Ich bin neugierig, wie ſie meine Erklärung aufnehmen wird.“

Die Dame des zweiten Stockwerkes ſprach eben mit dem Kellner.

„Wer wohnt gerade unter uns im erſten Stock?“

— Ein junger Mann aus Berlin.

„Was iſt er?“

— Kammergerichts-Referendar.

„Wohnt er ſchon lange hier?“

— Seit vierzehn Tagen.

„Sagen Sie ihm....“

— Was ſoll ich ihm ſagen?

„Ich bitte, ſagen Sie ihm gar nichts, lächelte die ſchöne Frau und drückte dem Kellner ein Goldſtück in die Hand.“

— Küß die Hand, gnädige Frau, erwiederte der Kellner und entfernte ſich.

„Madame läßt mich lange auf Antwort harren, brummte der Herr Kammergerichts-Referendar, der unterdeſſen acht bis zehn mal in den Spiegel geſchaut und ſich jedes Mal geſtanden hatte, daß er der liebenswürdigſte Mann des ganzen Kammergerichtes ſei.“

Bald darauf erſchien der Bindfaden, der ſtatt einer Antwort eine Roſenknospe brachte.

Alexis nahm einen Streifen Papier, und ſchrieb darauf: „Kirſche und Roſenknospe — was bedeuten dieſe Embleme?“

Er wickelte den Streifen um einen Bonbon, und befeſtigte ſie an den Bindfaden, der alſogleich in die Höhe flog.

Zwei Minuten ſpäter trat, eine Treppe höher, der alte Herr in das Zimmer ſeiner jungen Gemahlin.

„Schatz, wir wollen ausfahren.“

— Meinetwegen, ſagte die reizende Frau zum Spiegel eilend, um Toilette zu machen.“

— Darf ich mitfahren, Papa? fragte Tony, ein allerliebſter kleiner Schelm von fünf Jahren.

„Freilich, freilich, ſagte der Papa.“

Und Tony ſchlug vor Freuden die kleinen Händchen zuſammen und ſprang jubelnd im Zimmer herum.

„Meine Toilette iſt gemacht, ich bin bereit, ſagte die junge Frau.“

— So kommt meine Lieben, bat der alte Herr.

Der Herr Kammergerichts-Referendar harrten noch immer auf die Antwort. Nach einem Weilchen ging er in den Hof hinab, um zu sehen, ob oben Jemand herausſähe. Die Fenſter waren geſchloſſen.

„Madame ſind vor fünf Minuten ausgefahren, ſagte der Kellner.“

— Allein?

„Mit dem Herrn Gemahl.“

— Wohin?

„Das weiß ich nicht.“

— Nun bleibe ich auch nicht länger zu Hauſe, rief Alexis, und ſtürmte mürriſch ins Freie hinaus.

Am andern Morgen (der alte Herr war, wie Alexis durch den Kellner erfahren, eben ſorglos ausgegangen, um ſeinen Brunnen zu trinken) ließ ſich wieder ein Bindfaden ſehen. Dießmal war kein Bonbon, keine Kirſche, keine Roſenknospe, ſondern ein ſilberner Fingerhut daran befeſtigt.

„Wieder eine Hieroglyphe, die ich nicht verſtehe.“

Er nahm einen Papierſtreif und ſchrieb: „Madame, ich verſtehe Sie nicht.“

Fünf Minuten ſpäter brachte der Bindfaden einen Handſchuh.

„Einen Handſchuh? Ah, ſo etwas laſſe ich mir ſchon eher gefallen. Gleich will ich ihr ſchreiben.“

„Tauſend Dank für ihr Andenken.“ Dieſe Zeile ward raſch um den Bonbon gewickelt, der pfeilſchnell in die Höhe flog.

Bald darauf ſchwebte der Bindfaden mit einem ſchön geſtickten Strumpfbande hernieder.

„Handſchuh und Strumpfband ſind gute Vorbedeutungen..... es unterliegt keinem Zweifel mehr, die gute Frau iſt närriſch in mich verliebt. Alexis, nun mußt du die Sache ernſter anfaſſen!“

Er nahm ein weißes, ſpiegelglattes Blatt Papier und ſchrieb:

„Meine Angebetete!

Meine Liebe zu Ihnen hat ihren Kulminationspunkt erreicht..... ich muß Sie ſehen, muß Sie ſprechen, um Ihnen mündlich ſagen zu können, was ich für Sie fühle. Ich habe Sie zwar noch nicht geſehen, aber meine Ahnung und der Kellner ſagen mir, daß Sie ein Engel an Huld und Liebreiz ſind — dafür bürgt Ihr Fingerhut, Ihr Handſchuh und Ihr Strumpfband, theure Liebeszeichen, die mich zum Glücklichſten der Sterblichen machen. Madame, wenn Sie den Frieden, den Sie meinem Herzen geraubt, mir wieder geben wollen, ſo beſtimmen Sie mir Ort und Stunde, wo ich Ihnen den Eid ewiger Liebe und ewiger Treue darbringen darf. Alexis T...r.“

Erſt eine Stunde ſpäter überbrachte der Bindfaden folgende Antwort:

„Heute Abend, mit dem Glockenſchlage Acht, erwartet Sie mit glühender Sehnſucht am Eingange des Schloßgartens — Ulrique L.“

„Geſiegt, geſiegt, rief Alexis und drehte ſich wie ein Kreiſel auf dem Abſatz ſeines Stiefels herum. Mit glühender Sehnſucht ſchreibt ſie... ja, ja, die Frauen ſind vernarrt in mich... Kammergerichts-Referendar, du biſt ein Tauſendſaſa, dem kein Weib widerſtehen kann.“

— Ew. Gnaden, flüſterte der Kellner, den Kopf zwiſchen der Thür.

„Was giebt's?“

— Ich wollte Ihnen bloß ſagen...

„Nun?“

— Daß die gnädige Frau da oben...

„Weiter, weiter!“

— Heute zum erſten Male unten an der Table-d'hote eſſen will.

„Ich verſtehe, rief der triumphirende Referendar.“

— Soll ich?

„Ein Couvert für mich belegen, das verſteht ſich.“

— Schön, lächelte der verſchmitzte Kellner und verlor ſich.

Ulrique L. war wirklich ſchön. Ihr Geſicht war ein Bouquet von tauſend Reizen. Das klare Kornblumenblau ihrer Augen, das durchſichtige Schneeglöckchenweiß ihres Teints, der frühlingsfriſche Roſen-Purpur ihrer fein geſchnittenen Lippen war eine elektriſche Batterie, die mit einem Schlage tauſend Herzen durchzuckte. Glücklicher Kammergerichts-Referendar!

Rechts neben ihr ſaß der alte Herr Gemahl, links neben ihr der blondgelockte Knabe, ihr ſchräg gegenüber Alexis. Er verſchlang ſie mit ſeinen Augen, zog ihren Handſchuh hervor und drückte ihn an ſeine Lippen.

Ulrique ſchlug das Auge nieder und lächelte, der Knabe ſah erſt die Mutter dann den Fremden an und lächelte. Alexis hielt dieſes für ein gutes Zeichen und lächelte ebenfalls. Der verſchmitzte Oberkellner, der eben das Gemüſe herum trug, fieng auch zu lächeln an, und der alte Herr, der durch den rechten Augenwinkel blinzelte, mußte, der Himmel weiß warum, auch lächeln.

Alle lächelten, aber Jeder aus einem andern Grunde.

Mit dem Glockenſchlage Acht ſtand Alexis am Eingange des Schloßgartens. Er ſah viele Damen kommen und gehen, aber nicht die Erſehnte.

Plötzlich klopfte ihm Jemand leiſe auf die Schulter. Alexis drehte ſich um.

„Sie ſind Herr Kammergerichts-Referendar T...?“

— Zu dienen, mein Herr.

„Sie erwarten meine Frau.“

— Ich Ihre Frau?

„Ja, ja, ſie hat Ihnen heute, auf mein Zureden, ein Rendezvous geſtattet. Da ſie nicht ſelbſt erſcheinen kann, ſo ſendet ſie mich, um Sie zu bitten, ihr gefälligſt den Fingerhut, den Handſchuh und das Strumpfband zurück zu ſchicken.“

— Welchen Fingerhut, welchen Handſchuh, welches Strumpfband?

„Den Fingerhut, den Handſchuh und das Strumpfband, die mein kleiner Knabe heute Morgen an einem Bindfaden herabgelaſſen, um dagegen Bonbons von Ihnen einzutauſchen.“

Oettinger.

Eine halbe Stunde unter Räubern.

Ein Künſtler in Wien erzählte mir folgendes Abenteuer: „Ich wohnte in Temeswar. Meine Verhältniſſe erregten in mir den Wunſch, Ungarn zu verlaſſen und ich beſchloß, mich in Wien zu etabliren. Durch den Verkauf meines Hauſes und Einziehung meiner kleinen Kapitalien ſah ich mich im Beſitz einer ziemlich bedeutenden Summe in baarem Gelde. Ich kaufte mir einen Wagen und reiſte mit meiner Frau und meinem dreijährigen Knaben ab. Die langen häuſer- und menſchenleeren Flächen Ungarns haben trotz der Fruchtbarkeit des Bodens etwas Unheimliches, das ernſt zu ſtimmen geeignet iſt. Man muß in dieſem Lande eine Art von Karavane bilden, wenn man juſt nicht die belebten Straßen reiſet, dann herrſcht gewiß eine fröhliche Stimmung unter den Reiſenden; aber Mann, Frau und Knabe haben ſich bald ausgeſprochen, wenn nicht pittoreske Erſcheinungen der Umgegend zu neuen Bemerkungen reizen. Unſer Kutſcher, ein geborner Ungar, fuhr ſehr gut, das heißt: ſehr ſchnell, wie denn auf einem Naturwege, der eben wie eine Diele iſt, leicht gefahren werden kann. Die Sonne brannte ſehr heiß, wir waren demnach ganz zufrieden, einen Wald zu erreichen, in welchem zwar nicht ſo eilig fortzukommen war, der vielen Wurzeln und Löcher wegen, wo wir jedoch im Schatten uns von der überſtandenen großen Hitze etwas abzukühlen hoffen durften.

Mein Weib hatte sich schlafend in einen Winkel gelegt und auch mir fielen vor Mattigkeit die Augen zu. Das Schaukeln des Wagens, der in sehr guten Federn hing, begünstigte diese Ruhe, und mein kleiner Sohn schnarchte, an seine Mutter geschmiegt, so laut, als ob er zu Hause im Bett läge. Plötzlich hielt der Wagen. Jeder, welcher gereist ist, weiß, daß dies sogleich aus dem Schlummer weckt. Ich fuhr erschreckt auf, sah aber durchaus Nichts, als rechts und links neben uns Bäume, und vor uns einen geräumigen Platz. Der Kutscherbock mit seinem Inhaber verdeckte mir gerade die Ursache des Stillstehens. Sie wurde mir aber augenblicklich klar, als der Kutscher mit todtenblassem Gesichte zu mir kehrte und mit bebender Stimme rief: „Ach, Du großer Gott, gnädiger Herr, das sind Räuber!“ Kaum hatte meine Frau das Wort „Räuber“ gehört, als sie vor Schrecken in eine Art Betäubung verfiel, die einer Ohnmacht glich. Der kleine Junge schlief ruhig wie zuvor. Ich erhob mich ein wenig, obgleich ebenfalls sehr erschrocken, um den Gegenstand der Gefahr ins Auge zu fassen. Ich sah eine kleine Waldhütte und vor derselben etwa 16 Kerle von allerdings verdächtigem Aussehen, sie trugen weiße Hemden und eben solche kurze Pantalons, gegen welche die zigeunergrünen Gesichter, die langen schwarzen Bärte und das herab hangende, rabenschwarze Haupthaar recht grell abstachen. Keiner war unter ihnen, der nicht einen Beilstock gehabt hätte. Sie lagen auf dem Rasen umher und hatten eben sämmtliche Köpfe nach uns armen Reisenden gerichtet. Ich war lang genug in dem Lande, um zu wissen, daß Furcht zeigen so viel als verloren sein heißt. Obgleich mein Herz mir heftig gegen die Rippen pochte, so überwand ich männlich die Angst und gebot dem Kutscher, ohne Säumen näher an die Leute hin zu fahren. Ich sah nun wohl, daß ich mich unter einer Bande sogenannter Pferdehalter befand, einer Gattung von Menschen, die einen gelegentlichen Raub, sei er auch mit Thätlichkeiten verbunden, nicht gern unterlassen, und die ihrer Kühnheit und Körperstärke wegen berüchtigt sind. An Gegenwehr war gar nicht zu denken. Ich war ohne Waffen, und mein Kutscher hatte ebenfalls nichts als seine Peitsche. Das Unvermeidliche eines Unfalls giebt Geistesgegenwart, ich nahm mir nicht Zeit, mein Weib zu trösten, denn ich wußte keinen Trost, ich beschloß jedoch, auf jede Gefahr hin zu versuchen, das Aeußerste von uns abzuwenden. Als wir ungefähr noch zwanzig Schritte von der Bande, von welcher einzelne Kerle bereits aufstanden, entfernt waren, befahl ich still zu halten, öffnete den Wagenschlag, ohne darauf zu hören, was mein Weib oder mein Kutscher sprachen, in der festen Ueberzeugung, daß ich that, was ein Mann in großer Gefahr thun muß, sprang hinab und ging mit festen und ruhigen Schritten gerade auf die entsetzlichen Gesellen los. Je näher ich kam, desto deutlicher wurden mir die Züge dieser abschreckenden Physiognomieen, und ich mußte mir Gewalt anthun, nicht zu wanken oder stehen zu bleiben. Mein Wille war stark genug, die Angst zu besiegen — ich trat keck in ihre Mitte, rief ihnen einen guten Tag ihr Männer, zu, sagte dann, die Aeußerung mit dem gräulichsten ungarischen Fluche, der mir nur einfallen wollte, bekräftigend, daß heute eine verwalchte Hitze sei. Sie glotzten mich an, ohne den Gruß zu erwiedern, aber sie schienen betreten über die Keckheit des einzelnen Mannes. Jeden Augenblick erwartete ich einen Schlag mit dem Beile und meine Pulsadern klopften, als ob ich eine Stunde wie ein Hirsch gehetzt worden wäre. Da ein alter Kerl eben seine Pfeife ausklopfte, so ging ich ohne das mindeste Zeichen von Furcht gerade auf ihn los, bot ihm meinen Tabacksbeutel an und sprach: „Da stopfe — ich habe einen bessern Taback als Ihr!“ — Er fletschte die Zähne, nahm mir den Beutel aus der Hand und stopfte. Hinter mir standen ihrer Sechs, die mit einer Bewegung meinem Leben ein Ende machen konnten, ich zwang mich jedoch, auch nicht ein einziges Mal nach ihnen umzusehen, um keine Spur von Furcht blicken zu lassen. „Was ist denn das? fragte ich, „keiner von Euch hat etwas zu trinken hier, und ich bin durstig, wie ein Fisch im Sande. Hollah! Wirthshaus!“ Die braunen Kerle stierten mir verdutzt nach, als ich mich der Thür der Hütte näherte. Ein altes zerlumptes Weib kam zum Vorschein. „Ein paar Kannen Wein für mich und die Leute,“ rief ich der Megäre entgegen und warf mich ohne Weiteres auf den Rasen nieder, zündete meine Pfeife an und blies dicke Wolken daraus hervor. Dies schien dem Gesindel zu gefallen. Alle folgten meinem Beispiel und wurden gesprächiger. Zu meiner Beruhigung merkte ich, daß ihre lüsternen Blicke sich vom Wagen ab und auf mich wandten, und ich suchte, ihre Aufmerksamkeit fortdauernd durch Sprechen über Pferde u. dgl. zu fesseln. Der Wein kam, begierig fielen sie darüber her, ich trank mit ihnen. „Wißt Ihr nicht,“ sprach ich, das Glas hebend, und würzte die Rede wiederum mit einem derben Fluche, „daß man den Boden leben lassen soll, wo solche Rebe wächst? Hoch Ungarn! Bei den Schwaben draußen ist's nicht so wie bei uns!“ Dies griff ein. Die Bande brüllte ein donnerndes „Hoch!“ Zwei sprangen auf, schlugen mit den Sporen aneinander und jubelten tanzend. Ich zwang mich, über eine Stunde mit den Gesellen zu rauchen, zu trinken und zu fluchen. Meinen Tabacksbeutel leerte ich in die ihrigen aus. „Nun, Ihr Leute, gehabt euch wohl“ rief ich, ihnen die Hände schüttelnd, „das Generalkommando versteht keinen Spaß, — ich muß nach Pesth.“ Ich gab mir das Ansehen eines Militärs, wozu mir mein tüchtiger Knebelbart half. Sie ließen mich ruhig zum Wagen schreiten, wo ich meine Frau halbtodt wieder fand. Als ich eingestiegen war, schienen sie zu berathen; — plötzlich stürzten alle, ihre Stockbeile schwingend, auf uns zu. Wir glaubten es sei um uns geschehen. Der Kutscher trieb die Pferde an — da merkten wir erst, daß sie uns friedlich das Geleite geben wollten. Etwa 5 Minuten brüllten sie ein Lebehoch neben unserem Wagen, während welcher Zeit wir in steter Todesangst waren, sie warfen die Hüte über ihre Köpfe und gebehrdeten sich wie die Rasenden. Ich schrie in der Verzweiflung mit, und meine Frau war besinnungslos. Endlich verloren wir sie aus dem Gesichte — ein Zentner fiel von unserer Brust. —

Auflösung des Räthsels in No. 34: „Treue. Reue.“
No. 37: „Kettenfeier.“
No. 38: „Schuldthurm.“

Anagramm.

Das Erst' ein Weib, aus dessen Schoos
Ein Volk entsproß, an Zahl gar groß.
Das Zweit' ein Vogel, im Gefieder
Gar bunt, in seiner Eigenschaft
Erkennt man die des Weibes wieder,
Die manchen Thoren schon gerafft.

No. 39.

DAS POSTHÖRNCHEN

27. Sept. 1839.

Eine Wochenschrift
für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Alpenhorn mit Posthörnchen zusammen können für 7½ Batzen vierteljährliche Vorausbezahlung auf allen löbl. Postämtern des Kantons Aargau franko bezogen werden. Inserate, franklirt zugesendet, werden unter Verantwortlichkeit des Einsenders gegen Vergütung von 5 Rappen per Zeile aufgenommen; interessante oder erheiternde Mittheilungen mit Verschwiegenheit und Dank.

☞ Da das dritte Quartal 1839 mit dieser Nummer zu Ende geht, werden diejenigen, welche auf das letzte Quartal zu abonniren gedenken, gebeten, ihre Bestellungen beförderlichst einzugeben.

Tagesbegebenheiten.

Schweiz.

— Frick, den 24. Sept. Heute erschracken wir Fricker nicht wenig, als die Mitglieder des schwarzen Standes früh von allen Seiten her einfuhren und einrückten; wir erholten uns jedoch vom Schreck, als wir vernahmen, daß sie nach mehrjähriger Unterbrechung wieder einmal Kapitelsrechnung halten wollten. Den Wirth der dreiundzwanzig Gäste machte dies Mal unser wohlbekannte Pfarrer, Valentin Mösch dahier und bezog für Wein und Mittagessen per Kopf eine nahmhafte Zeche. Den Frickthaler Wirthen will jedoch diese geistliche Wirthschaft Valentin's nicht einleuchten, und offenbar geht sie gegen das Wirthschaftsgesetz; weßhalb Klage erhoben werden dürfte. Es dürften auch im Jahre 1840 mehrere andere Wünsche des Frickthalischen Volkes, betreff der Geistlichkeit, laut werden, z. B. wünscht man die periodische (d. h. sechsjährige) Bestätigung derselben in ihren Stellen, auf daß eine Gemeinde nicht mehr auf ein halbes Menschenalter hinaus an einen mißbeliebigen, unverträglichen, ärgerlichen Pfarrer, zum höchsten Nachtheile in sittlicher und religiöser Hinsicht, gekettet werde; ihre Stellen dürfen nicht lebenslänglich sein, das wollen wir Frickthaler nicht mehr und lassen nicht ab, bis die Geistlichen den übrigen Staatsbeamten gleichgestellt sind. — Gleichheit der Rechte, für Niemanden ein Vorrecht! Nicht als hätten wir nicht auch treffliche, wahre Geistliche, d. h. Geistesmänner, die wir hochachten, z. B. die Pfarrer in O. und R. Mumpf, in Wölflinswil, Mettau und Laufenburg; aber mehrere giebt es auch, die weder volksthümlich sind, noch einflußreich zum Besten der Gemeinde wirken, sondern vielmehr dem geistlichen Stolze, der Herrschsucht, der Landfahrerei und dem Nichtsthun, statt der geistigen Fortbildung, huldigen — in beständigem Hader mit ihren Gemeinderäthen und nur auf Geld und besseres Einkommen erpicht und nie mit Gott und der Gemeinde zufrieden. In diesem Sinne werden sich Schupfart und Wegenstetten, Eiken und Herznacht, Hornussen und Ittenthal, Sulz und Frick aussprechen, und von den übrigen Gemeinden brüderlich unterstützt werden. Wir hören, daß der gleiche Wunsch auch in andern Bezirken sich unverholen ausspreche. Muß ja doch sogar im frommen Unterwalden und Uri jeder Pfarrer alljährlich zu St. Johanni wieder frisch bestätigt werden! — So viel indessen Namens mehrerer Bürger von Frick und Eiken.

— Im frommen Erlinsbach hat sich unlängst folgendes römisch-jüdische Rabbinerstückchen zugetragen: Eine arme Frau beichtete dem dortigen Pfarrer, sie habe an sogenannten Fastlagen ihre Erdäpfel in Ermangelung des Butters mit Schweinefett abgekocht. Die gute Frau wurde vom Pfarrer als eine Uebertreterin der Gebote der Kirche bezeichnet und die Lossprechung verweigert, wenn sie sich künftig noch ein Mal dieser Sünde schuldig machen würde. Was geschah: Da diese arme Frau nicht im Besitz des Oelkruges und Mehlkastens der Wittwe von Sarepta war, so ging ihr unlängst die Butter wieder aus; die Frau in großer Verlegenheit lief zum Hochehrwürdigen, um von demselben eine Portion Butter zu erhalten, aber sie irrte sich. Da ein Butterhafen in einer geistlichen und in einer Gemein-Küche nicht gleicher Natur ist, so erhielt sie statt Butter die Lehre, eher die Erdäpfel ohne Schmalz zu genießen, als noch ein Mal diese Sünde zu begehen. Dieser fromme Mann scheint sich nicht an die Worte seines Meisters zu kehren, der da sagt: „Alles was in den Mund geht, kommt in den Magen und verunreiniget den Menschen nicht, was aber zum Munde ausgeht, das kann ihn verunreinigen.“ Der Weise aber sagt: „Wenn man den Narren im Mörser zerstößt, so läßt er nicht von seiner Narrheit.“

Die blutigen Ereignisse in Zürich und ihr siegreicher Erfolg auf Seite der Vorrechtler, scheint in andern Gauen der Eidsgenossenschaft Wiederhall finden zu wollen. Im Kanton Wallis regt sich die schwarze Partei mit erneuerter Anstrengung, im Aargau, Bernischen, Luzernischen und der Wadt werden allerlei Aufreizungen versucht, und es scheint der Sarner-Klubb, Hand in Hand

mit dem Aristokratismus und den Pfaffen der reorganisirten Kantone, am Ende lieber das Vaterland dem Bürgerkrieg oder gar fremdem Machtgebot zu überliefern, als ihr Vorrecht (Vorenthaltung des Rechts) aufzugeben. Mit allerlei trügerischen Vorwänden suchen sie sich beim wieder Volke einzuschmeicheln und geben Unsittlichkeit und Irreligiosität der Liberalen als Grund ihrer heuchlerischen Verdächtigungen vor, während gerade sie es in ihrem vornehmen Machtdünkel es mit Religiosität und Sittlichkeit nie so genau nahmen, wie die Standeshäupter von Bern, Zürich, Luzern, Aargau ꝛc. vor 1830 bei ihren Mattenbesuchen, Interims-Schätzchen u. s. w. zur Genüge bewiesen. Suche man ja weder wahre Religion und gute Sitte noch Vaterlandsliebe bei diesen, ihre Abgötter sind Herrschsucht, Opferstock und Libertinage, für welche sie alles Andere in die Schanze schlagen.

Wenn die Aristokraten in die Posaunen blasen,
So springen, wie die feigen Hasen,
Auf und davon über Stock und Stein
Die radikalen Staatshäselein;
Die Esel yahnen ganz lustig dazu,
Es brüllen die Ochsen und Kühe ihr Muh,
Es singen die Narren und Buben dabei
Heißa, Juheißa, Dudeldumdei.
Nur die vernünftigen freien Leut'
Verkriechen sich nicht in solche Häut'.

Ausland.

— Ein Würtemberger hat kürzlich die Marmorbrüche des Pentelikon, eine Stunde von Athen, wieder aufgedeckt. Fast 1600 Jahre waren diese herrlichen Brüche unbenutzt gelegen, und man hatte bisher geglaubt, nur der Marmor von Carrara sei Goldes werth; allein von nun an wird dieser letztere Marmor wieder einen Konkurrenten bekommen, denn der Transport von Athen aus über Triest geht viel leichter, als der von Carrara. Auch hat sich bereits ein im Lande bei uns Ansässiger, ein Bekannter des Würtembergers am Pentelikon, erboten, Aufträge zu besorgen.

— Am frühen Morgen des 13. Sept. sind in Bernbach, würtembergischen Oberamts Neuenburg 16 Wohngebäude abgebrannt und dabei noch weitere 16 mehr oder weniger beschädigt worden. Einige Personen mußten sich, um nicht in den Flammen umzukommen, schnell im Hemd oder durch die Fenster retten. Andere, die ihren Mitbürgern in der Noth zur Hülfe beisprangen, sahen bald selbst ihr eigenes Haus in Flammen aufgehen.

— Wie man vernimmt, soll in Leipzig ein Zensur-Album herausgegeben werden, das, nicht weniger als 40 Foliobände stark, alles seit 1819 von der Zensur gestrichene, mit Angabe der Zensoren, die sich auf diese Weise verewigt, enthalten wird.

— Den 19. Sept. Abends ereignete sich auf der Berlin-Potsdamer Eisenbahn das Unglück, daß ein Bahnwärter jenseit Nowawes hart vor der ersten Brücke von der Maschine des um 10 ½ Uhr Abends von Berlin abgegangenen Wagenzuges überfahren und auf der Stelle getödtet wurde.

— Die preußische Dorf-Gemeinde zu Boruszyn, im Amte Polajewo, Oberniker Kreises, ist von einem furchtbaren Unglücke heimgesucht worden. Ein heftiges Feuer hat in der Nacht vom 12. zum 13. d. M. das ganze, wohl angebaute Dorf in Asche gelegt; 24 Wohnhäuser, 40 Scheunen, Vieh- und andere Ställe, so wie alle Vorräthe und Gerätschaften, fast sämmtliches Vieh-Inventarium, sind ein Raub der Flammen geworden.

— Die „Gazette du Midi“ berichtet aus Marseille: Man bemerkt leider seit ung fähr einem Monate, daß die Selbstmorde sich auf eine grauenvolle Weise in unserer Garnison und unter den Militären der benachbarten Städte vermehren; es ist nichts seltenes, Unteroffiziere sich in unsern Kasernen erschießen zu sehen; mehrere gemeine Soldaten haben sich im vorigen Monat ertränkt.

— Im „Impartial du Nord,“ einem sehr ernstlichen Blatte, liest man folgende Zeilen: „Die Fabrikanten des einheimischen Zuckers sind gerettet. Die Runkelrübe wird sich bald siegreich wieder erheben, siegreicher als je. Die Einwohner des Nordens werden zwar keinen Zucker mehr fabriziren, allein sie haben entdeckt, daß die Runkelrübe zur Bereitung der kostbarsten Weine dienen kann. Die Qualität des Runkelrüben-Weins wird jene aller Weine des Südens übertreffen. Der Rebstock ist abgesetzt, an seine Stelle tritt die Runkelrübe. Dies ist kein leeres Gerücht; wir wissen aus guter Quelle, daß Herr Leduc, Maire von Artres, Mitglied der Gesellschaft ist, welche diese Entdeckung, die eine neue Industriequelle für unser Departement ist, benutzen wird.“

— Ein englischer Küstenaufseher, der wegen seiner Thätigkeit bei den Schmugglern sehr verhaßt war, gerieth neulich in einen Hinterhalt derselben. Sie verbanden ihm die Augen, schnürten seine Füße zusammen, und der Ruf erscholl: „Werft ihn über die Klippe!“ Unbekümmert um seine flehenden Bitten, trugen sie ihn an den Rand und hoben ihn, die Füße voraus, hinüber, bis er nur noch mit den Armen und dem Kinn sich über dem Abhang befand, an dessen Graswuchs er sich mit eingekrallten Nägeln verzweifelt festklammerte. In dieser gräßlichen Lage verließen sie ihn. Ueber eine Stunde lang blieb er so, in haarsträubender Angst, nach Hülfe schreiend und jeden Nerv anstrengend, um sich festzuhalten, bis er endlich das Blut in seinen Adern erstarren fühlte und ihm die Kraft versagte. Das Gehirn schwindelte ihm bei dem Gedanken an den unter ihm gähnenden Abgrund, und schon wollte er sich in der Verzweiflung loslassen, da machte er mit einer letzten krampfhaften Anstrengung die eine Hand frei, riß sich den Verband von den Augen, drehte schreckenvoll den Kopf um, und sah — ein paar Ellen unter seinen Füßen den Boden! Die Schmuggler hatten ihrem Verfolger am Rand einer leeren Kalkgrube diese Seelenfolter bereitet.

— Im ganzen spanischen Reiche herrscht über das Erlöschen des Carlismus die unbegrenzteste Freude. Der Prätendent ist mit seiner Familie in Frankreich angelangt und hat die Regierung um Gastfreundschaft gebeten. Das französische Ministerium soll den Befehl erlassen haben, den Prätendenten nach einem sichern Ort zu bringen, und ihn dann erst wieder frei zu geben, wenn er sich eidlich verpflichtet, den Frieden Spaniens nicht mehr stören und nie mehr nach der pyrenäischen Halbinsel zurückkehren zu wollen.

— Aus Alexandrien ist die Nachricht eingetroffen, daß Mehemed Ali erklärt habe, im Fall man die türkische Flotte mit Gewalt abholen wolle, er sie verbrennen und seinem Sohne den Befehl ertheilen werde, nach Konstantinopel vorzurücken.

— Unter den vielen außerordentlichen und wahrhaft wunder-

baren Erfindungen unserer Zeit befindet sich eine Maschine zur Verfertigung von breitem oder schmalem wollenen Tuche ohne Spinnen oder Weben, welche die gewöhnliche Methode, Tuch zu verfertigen, verdrängen wird. Der Erfinder ist ein Amerikaner, und das aus seiner Maschine hervorgehende Tuch wird keinem andern in Qualität nachstehen, abgerechnet, daß die dadurch erlangte Abkürzung der Arbeit geringern Preis zur Folge hat. Es ist berechnet worden, daß eine einfache Maschine, welche nicht über 600 Pfd. zu stehen kommt, im Stande ist, täglich in zwölf Stunden 600 Yards wollenes Tuch, ein Yard breit, zu verfertigen.

Ueber Dorfmatadorenthum, Plutokratie und Bezirksschulen.

Bereits ist, Gott sei Dank, in unserm Kanton wenigstens nicht mehr viel vor der Macht und dem Treiben etwa böswilliger Geistlichkeit zu fürchten; sie hat, so lange die Regierung und ihre Freunde weise und besonnen bleiben, gar keine Kraft, selbst auch kaum den Willen mehr, Böses zu wirken, oder Gutes zu hindern. Freilich wenn, wie im Kanton Zürich, die Regierungspartei durch so unzweideutige, einseitige und unkluge Schritte die Geistlichkeit zur Vertheidigung ihrer selbst aufrufe, und zugleich noch das Vertrauen der Unbefangenen aus dem Volke verscherzte, dann würde vielleicht auch die Geistlichkeit, die Kraft, welche sie noch besitzt, zusammenraffend, im Uebermuthe eines dann erfolgenden Sieges über die überraschten Gegner, weiter gehen, als billig. Durch aber hätte dem ganzen Sturme vorbeugen und seinen Zweck vollständig erreichen können, mit etwas mehr Klugheit und Unbefangenheit. Und unsere Regierung wird sich, durch Zürichs Erfahrung gewitzigt, vor solchen Fehlern zu hüten wissen. Hat einmal die durch die Schulen doch auch jetzt schon etwas gehobene geistige Kraft des Volkes es möglich gemacht, noch strengere Forderungen als die bisherigen an die Geistlichen selbst zu stellen, so wird von selbst bald jede Korporationsanmaßung aufhören. Denn derjenige, dem seine Kenntnisse schon das Ansehen sichern, bedarf keiner Machinationen, dasselbe aufrecht zu erhalten. Bereits hat so die Regierung unsers Kantons das beste Mittel ergriffen, Anmaßungen und Umtriebe der katholischen Geistlichkeit für die Zukunft zu verhüten, dadurch, daß sie von allen, selbst von den Klostergeistlichen, vielleicht in Berücksichtigung vieler Umstände nur mit etwas zu großer Strenge, **gründliche** Bildung verlangt, sich wenigstens der Zulassungsfähigkeit versichernd; das Recht der Weihe selbst kann sie dann getrost dem wackern Bischofe überlassen. Wird dies Gesetz mit der nöthigen Unparteilichkeit, für welche uns die Männer, die in unserm Erziehungsrathe sitzen, bürgen, und so vollzogen, wie es von gründlich gebildeten Männern zu erwarten ist, so wird wohl bald selbst unsere junge katholische Geistlichkeit eine Bürgschaft mehr dafür sein, nicht daß unsere Verfassung geradezu bleibe, aber daß sie durch nichts Schlechteres ersetzt werde.

Was hat aber so lange unsere Geistlichkeit furchtbar gemacht? Wir können doch nicht annehmen, daß der Geistliche im Durchschnitt schlimmer als ein anderer Mensch sei, sondern im Gegentheil, sein Amt gibt uns immerhin einige Zusicherung, daß er in Beziehung auf Talent, Kenntnisse und Charakter **besser** sei. Daß sie, die reformirten wie die katholischen, besondere Körperschaften im Staate bilden? Mediziner, Advokaten, ja selbst Offiziere fangen an, für sich besondere Körperschaften zu bilden, und Niemand hat sie deßhalb staatsgefährlich gefunden.

Aber daß sie **auswärtiger** selbstherrlicher Macht dienstbar sind? Man betrachte die Geistlichkeit Englands und Rußlands, welche dem Staate unterworfen ist; Oestreichs, wo die Macht des Staates die des fremden Oberhauptes wenigstens aufwiegt! Ist es dort besser? Und unsere reformirten Pfarrer sind denn doch auch keinem auswärtigen Einfluß unterworfen.

Das wesentliche Uebel liegt darin, daß der Geistliche, so lange nicht eine hinreichend strenge Prüfung über seinen geistigen Gehalt entscheidet, nichts anderes ist, als einer der **gebildeteren Dorfmatadoren**. Die 1600 Franken, nebst freier Wohnung und Land, die eine mittelmäßig gute Pfründe in unserm Kanton gewährt, sind gerade die Zinsen eines Kapitals, das groß genug ist, dem Pfarrer den Zutritt zur Körperschaft der Dorfmatadoren zu gestatten. So hält sich der Pfarrer denn, da er sich nicht zu einem höhern Standpunkt erheben kann, für einen Dorfmagnaten, und seine Einkünfte, den Lohn dessen, was er leisten sollte, für eine Art von Leibrente.

Und wahrlich, es ist nicht die Religion, es ist die Bauchgötzendienerei, das Dorfmagnatenthum, was nicht nur unser Verhältniß zur Kirche, was auch unser ganzes politisches Leben vergiftet. Wenn einmal entschieden ist, daß man selbst vor dem Stück Brod, das man nur in der Hand des Magnaten sieht, wie ein Hund wedeln und kriechen muß, dann ist wohl auch bald die menschliche Moralität und der letzte Rest von Freiheit, auch ihr äußeres Bild, die Verfassung, dahin. Eine schlimmere Knechtschaft, als selbst die Leibeigenschaft, oder eine furchtbare Revolution, ist denn das, was uns die kommenden Jahrhunderte bringen.

Man betrachte auch wirklich die Geistlichen, die sich nie einer gemeinnützigen Unternehmung freundlich gezeigt, die dem **Geiste** und **Zwecke** unserer Verfassung, nicht bloß einigen wenigen Fehlern, feind sind, man betrachte ihr Benehmen, was zeigen sie durch dasselbe? Daß sie vollendete Dorfmatadoren sind! Gleiche Anmaßung, gleicher Geiz, gleiche Sucht zur Intrigue, gleicher Geldstolz. Nur schlagen sie noch etwa das jährliche Einkommen als Kapitalwerth an, was der Dorfmagnat von altem Adel nicht thut. Ist da nicht noch eher zu glauben, die Dorfmatadoren, die größere Zahl, hätten den Pfarrer, als dieser jene verführt? Wie wahr hast du, großer Pestalozzi, das Einreißen des Elends in einer Gemeinde geschildert, wo es anfängt, wie es fortgeht, und wie es endlich endet. Und wahrhaftig, es wäre übel, wenn unser Vaterland noch einmal statt der Freiheit einen Mehemed Ali haben sollte, der es aus den Banden des Elends risse.

Hört man einmal auf die Vornehmen schon darum mehr als auf Andere, weil sie Geld haben, so ist es ihnen doppelt leicht gemacht, sich auf Unkosten ihrer Mitbürger noch weiter zu bereichern. Denn einen Theil der Güter des Armen gewinnen sie, indem sie ihm Geld vorzeigen, den andern Theil, indem sie durch schlaue Machinationen dem Armen das Recht, und damit das Geld aus der Tasche zu locken wissen, ohne daß sie selbst mehr als ein Scheinopfer thun; hintendrein aber die Benutzung des Gegenstandes, für den das Opfer geschehen, für sich in Anspruch nehmen. Ihr Geld ist ihnen ein unveräußerlich Privilegium, denn sie brauchen es ja nicht mehr auszugeben, nur zu **zeigen**, und sie, zum Voraus schon wählbar gemacht in die Behörden, haben sich dadurch dieselben schon ganz gewonnen, haben das übrige Volk verzaubert, so daß ein guter Theil desselben nicht mehr wagt, ihnen zuwider zu sein; höchstens daß er etwa leise murmelt. Und was ist die Folge? — Jetzt gibt der Matador noch vor, Religion und Moralität zu achten; denn glücklicherweise fühlt er sich jetzt noch nicht stark genug, geradezu aller übeln Nachrede zu trotzen. Was aber folgen wird, zeigt uns die Geschichte, zeigt uns Frankreich, England, alle monarchischen Staaten mehr oder weniger, zeigen uns selbst leider schon zum Theil einige der größern Städte der Schweiz, wo die Reichen, auf ihr Vermögen trotzend, zum guten Ton gemacht haben, aller übeln Nachrede zu spotten. Unsittlichkeit der Hohen, böses Beispiel für die Niedern, verbunden mit öffentlichem Elend, Uebervölkerung und Abgeschnittenheit durch das bekannte Wohlwollen unserer Nachbarn, gäben endlich dem Armen die Brandfackel in die Hand wie in England, um sich dadurch — nicht zu helfen, aber zu rächen. Daß der Unschuldige mit dem Schuldigen leide, könnte man dann da um nicht sagen, weil der Eine es durch seine Nachlässigkeit und Sorglosigkeit, der Andere durch wirkliches Antheilnehmen am gefährlichsten Complotte verschuldet hätte.

Drei Hülfsmittel sind gegen diese gefährliche Seuche noch vorhanden, und nothwendig; zu schwach jede einzeln, den gefährlich kranken Staatskörper grundlich zu heilen, vermögen sie es alle drei zusammen. Es sind: die freie Presse, ein gutes Schulwesen und eine neue Gerichtsordnung, die es dem Armen auch möglich macht, seine Rechte zu vertheidigen und in den Behörden berücksichtigen zu machen, so weit er es selbst versteht, und immer mehr, je thätiger er selbst wird.

Es wäre wohl an der Zeit, auch über das dritte ein ernstes Wort zu sprechen. In diesem Punkte scheint die Verfassung mir zu selbstgefällig. Jedoch kann über diesen Punkt die allgemeine Volksmeinung nicht eher ins Reine kommen, bis endlich die zwei ersten Hülfsmittel schon im Stande sind, einem großen Theile unsers Volkes diese politische Lebenskraft wieder zu geben, die ihr die Matadoren so nach und nach entzogen haben. So lange Geld und Bildung, und nicht Volk und Bildung, gleichbedeutend ist, wird sich nie die Mehrheit der Gebildeten des Volkes gegen die Geldaristokratie erklären.

Es gehe darum die freie Presse, statt sich so viel mit Geschichtchen von Pfarrern zu beschäftigen, ernster und kecker, als sie bis dahin gethan, dem Magnatenthum überhaupt zu Leibe, sie gebe Acht und warne den Mittelstand, wo es sich zeigt, sei es durch Machinationen, sei es durch Spießbürgerthum, sei es endlich gar durch vollständige Nichtachtung des Gesetzes. Es schickt sich wahrlich nicht, um einzelnen Subjekte willen stets ganze Stände, wie z. B. die Geistlichkeit, zu verdächtigen, wo man leider den ganzen saubern Klubb, in den diese Subjekte sich aufnehmen ließen, an den Pranger stellen sollte. Wo durch Dorfmatadoren Wahlen in die Behörden, wo besonders noch öffentliche Anstalten zur Fallgrube gemacht werden: da zeige es die Presse an, und scheue allenfalls auch die Namensangabe und die Mühe nicht, sich die Zeugnisse zur Beglaubigung beizutreiben. Noch ist in unserm Vaterlande der Mittelstand, wenn er sich vereinigt, stark genug, es mit den Matadoren aufzunehmen; dazu sollte die Presse helfen.

Hauptsächlich aber sollte sie dem zweiten Hilfsmittel in die Hand arbeiten, sollte sehen, daß möglichst viel gute, auf das wirkliche Bedürfniß der Gegend berechnete Schulen entstehen. Hat sich einmal der größere Theil des Volkes wissenschaftlich so gebildet, daß er zu leben sowohl, als seinen Beruf zu treiben nicht bloß gelernt hat, sondern auch wirklich zu verstehen im Stande ist; d. h., daß das Volk sowohl sein Leben zu beurtheilen vermag, nicht gleich bei Allem bald ganz grundloses Mißtrauen hegt, bald abergläubisch, leichtgläubig und jedes Gauners leichte Beute ist, nicht gleich brutal wird, sondern im Stande ist, die Wahrheit und das Recht sowohl begreiflich zu machen als selbst zu verstehen, im Berufe nicht nur mechanisch dem Alten nachzufolgen, sondern den Grund ihres Verfahrens einzusehen, und da, wo die Möglichkeit ein zweckmäßigeres einzuschlagen ganz bestimmt erkannt wird, abzuändern — sind die Bürger unseres Landes einmal so gebildet, so ist keine Macht der heutigen Erde noch im Stande, sie zu hindern, sich, sei es auch wie es wolle, ihr Auskommen zu finden, insonderheit wenn bedacht wird, daß dann der Mittelstand moralisch und kenntnißreich genug ist, um sich zusammenzufinden, daher auch den Einzelnen nicht wird verkümmern lassen, noch ehe er sich seine Existenz hat sichern können; dann wird also auch weder der Matador seinen Mitbürgern die Wahl lassen können zwischen Knechtschaft und Hunger, noch das Ausland uns den Verdienst verkümmern, und wir genießen das Glück, unserer Freiheit endlich wieder im Vaterlande froh zu werden.

Es sollte die Presse der Regierung und dem Schulrathe an die Hand gehen. Noch kann man den Eifer, den der Kantonsschulrath beweist, eine möglichst solide Bildung überall zu befördern, nicht anders als loben. Aber gleichwohl scheint er auch jetzt schon oft zu ermüden, sich zu scheuen, die Wespennester alle zu zerstören, die sich dem Anbau des Bodens widersetzen. Zu tief in den Haushalt der Matadorschaft wagt er nicht zu greifen; Vieles wehrt ihm das noch ziemlich mangelhafte Gesetz, Anderes die Furcht, seine, durch seinen nur für sein Amt Rücksicht tragenden Eifer schon so vielfach gereizten Feinde möchten ihm endlich zu fertig bringen. Es wäre dieser Behörde, jetzt wohl eine der kräftigsten und tüchtigsten des Schweizerlandes, vielleicht manchmal gar nicht ungelegen, wenn sie durch die öffentliche Meinung zu etwas aufgefordert würde, dessen Nothwendigkeit sie selbst erkennt, das sie aber aus sich noch nicht zu unternehmen wagte, hoffend, bald einmal werde sie, auf die Wünsche des Volkes selbst bauend, es desto entschiedener und rascher in's Werk setzen dürfen. So viele unwissende, windbeutelhafte Schreier, so viele anmaßende Intriguanten, die ihre Schutzlinge hier unterzuschieben gedachten, sind schon beleidigt worden; ist's Wunder also, daß die Katzenmusik, die diese alle anstimmen, der Behörde endlich den Kopf voll macht. Wohlan, es beginne auch die Nation ihre Katzenmusik, und jage alle Abenteurer und Windbeutel entweder zum Lande hinaus, oder in ihre Winkel zurück, wo sie sich gern oder ungern schon ducken lernen. (Schluß folgt.)

Solo-durum.

Wer kennt den Herrn Oberst zu unterst im Land,
Der um seine Schäfe Verdienste sich wand,
Im Solde von fremden und mächtigen Herrn? —
D'rum liebt er das Machtgebot, huldigt so gern
Soldatischer Strenge mit hübschem Stolz,
Mit eisernem Herz und Gewissen von Holz.
Er hat wohl, von guten Manieren entfernt,
Die Grobheit von engl'schen Affen erlernt.
Zwar liebt er die Flaschen, sind sie noch nicht leer,
Besonders, bringt etwa ein And'rer sie her;
So schont man das Seine. Der Geiz treibt ihn an
Intriguen zu spielen so gut als er kann.
Gefälligkeiten, die achtet er nicht;
Er bringt wohl aus Dankbarkeit den vor Gericht,
Der Jemand von Seinigen hilft in der Noth,
Ist die Art seiner Hülfe nicht streng nach Gebot.
Ist Obrigkeits halber ihn Einer verpflicht,
Grob brüllt er in's Weite: „Weiß Er es denn nicht,
Absenzen kann ich Ihn, wenn Er sich vermißt,„
„Verzihnd mir, Herr Oberst, das ha-n-i nid gwüßt.„

G'spräch zwischemä Hornusser und Eikener.

Hornusser. Gester hemmer hie im Schwert wieder zwe sackvolle Pfaffä g'ha; si seiä vo Eikä cho, und head gräßli g'schimpft gägä alli Liberalä und gägä üsä Ispeker z'Laufäburg, und G'sundheit trunkä uf ä Zuriputsch und u künftige Aargauer-Rumpletä. Säg mer, was isch der ält'ri Suffer für ä Dominus, und der chli dick für ä Kalmugg gsi? Du weisch's.

Eikener. Der ält'ri isch kei Dominus, er isch nur äs liederlig's Domi — nüsli und mueß z' Solläthurn in der Theologie die künftigä Pfäffli suffä und schimpfä lehrä; der Ander isch kei Kalmugg, sondrä nur äs dickköpfig's Kalmuggli und vieh-carressirt bi nächt obä nämmes in der Nöchi, und het d'm Nüffli si künftigi Pfarrei zeigä wellä!!!

Hornusser. So näs dumms Kalmuggli überchumt siner Lebtig kei Pfarrei, und d' Hornusser hend g'nu am altä Pflegel g'ha!!!

— Beim Verleger dieses Blattes ist erschienen, und um 6 Bz. zu haben:

Ueber die vielen und langen Prozesse und ihre Vermeidung durch Einführung freier Schiedsgerichte für bürgerliche Rechtsstreitigkeiten. Von einem Freunde des Volkes und Rechts.

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau.

No. 40. 4. Okt. 1839.

Das Alpenhorn,

ein Volksblatt

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Zweiter Jahrgang.

Was ich von guten Menschen habe, ja selbst die kleinste Freundschaftsgabe erwecke meine Dankbarkeit,
Bleib' unvergessen allezeit! — Was mir die Bösen angethan: mein Herz, denk' ferner nicht daran.

Des Mädchens erste Liebe.

Ein Veilchen bin ich wohlgemuth;
Ein Veilchen bin ich trübe;
Bald ist mir weh, bald ist mir gut,
Ich glaube gar, ich liebe!

Hoch schlägt das Herz mir in der Brust,
Mein Auge schwimmt in Thränen,
Dann sing' ich gar vor lauter Lust,
Und möchte todt mich sehnen.

Ich armes Mädchen, könnt' ich doch,
Doch nur sein Herz gewinnen!
Dann mein' ich, dann genes' ich noch,
Sonst scheid' ich bald von hinnen.

Warum sind Sie glücklich?

Ein Sänger war der Abgott des Publikums; obgleich zwölf Jahre, während deren er wöchentlich drei, vier Mal aufgetreten war, seine herrliche Stimme etwas geschwächt hatten, bemerkte es doch Niemand, wollte es mindestens Niemand bemerken. Das Publikum liebte ihn allein, rühmte, beklatschte nur ihn allein. Er hätte billig glücklich sein sollen, und doch lag beständig trüber Ernst auf seinen Zügen, und kaum hatte er die Szene verlassen, und das stereotype Lächeln, das zu gewissen Kavatinen gehört, (er war ein italienischer Sänger) mit der Schminke abgewischt, so zuckten seine Lippen wieder melancholisch, und seine Brauen zogen sich finster zusammen.

Einst, als ein vertrauter Freund in ihn drang, ihm den Grund des Kummers, der so sichtbar auf ihm lastete, zu offenbaren, begann der Sänger folgender Maßen.

„Stets gezwungen, Anderen Rührung und Freude zu bereiten, bin ich gegen alles abgestumpft worden. Sieh, wohlig Mal im Tage ertappe ich mich darauf, wie ich Benetto, unsern Souffleur, beneide. Wahrhaftig, dieser Mensch beschämt mich; seine besten Freunde können nicht behaupten, daß er schön sei; er ist arm wie Hiob, muß den ganzen Tag souffliren, und verbringt halbe Nächte damit, Noten abzuschreiben. Und wie viel Flüche muß er hinnehmen, die wir in seinen Kasten hinabschicken, wenn wir in den Proben nicht mehr weiter können! Und doch ist, trotz Allem dem, Benetto immer lustig, immer vor Heiterkeit strahlend. Ich bitte Dich, woher nimmt nun der Mensch seine Heiterkeit? Gewiß, er stiehlt mir mein Gut damit! Ich will ihn doch frazen, weßhalb er immer heiter ist, und ich bin sehr neugierig, was er mir antworten wird."

Am andern Morgen ward Benetto vor den Sänger zitirt, der ihn in Gegenwart seines Freundes in herrischem Tone fragte, warum er glücklich sei. Der arme Souffleur, der sich diese sonderbare Frage auf keine Weise erklären konnte, schwieg. Er hatte, als man ihn rief, geglaubt, der Sänger wolle ihm einen Auftrag geben, oder ihm Vorwürfe über irgend eine Vergeßlichkeit machen, und hatte in dieser Erwartung schon eine kleine Entschuldigungsrede ausgearbeitet, aber was er auf Fragen nach den Ursachen seines Glückes antworten sollte, wußte er in der That nicht. Der Sänger wiederholte zwei, drei Mal und in immer strengerem Tone seine Frage.

„Zum Teufel, Herr, brach er endlich los, weshalb sind Sie glücklich? Das ist denn doch am Ende eine Frage, wie jede andere, weshalb wollen Sie also nicht antworten? Oder läugnen Sie die Thatsache? Sie können mir nicht sagen, weil es Ihnen an nichts gebricht, denn der Anschein mindestens würde gegen Sie zeugen. Diesen Morgen noch sah ich, wie Sie frühstückten, Ihr Dejeuner bestand aus Brot und Wasser, erklären Sie sich also, Herr, weshalb sind Sie glücklich? wie kommen Sie dazu, glücklich zu sein?"

Und so fragte er sechs, sieben Mal unaufhörlich: „Weshalb sind Sie glücklich? warum sind Sie glücklich? wie kommen Sie dazu, glücklich zu sein?" und ward immer heftiger bei diesen Fragen.

„Schon gut, Herr, schon gut," polterte er endlich im höchsten Zorne, „Sie wollen mir nicht antworten, so will ich mir auch nicht mehr von Ihnen soufflieren lassen. Es kostet mich nur ein Wort beim Direktor, und gleich im Augenblick will ich mit ihm reden."

„Nein Signor, nein, rief der arme Benetto mit Thränen in den Augen, das werden Sie nicht thun. Verzeihen Sie mir."

„So, so, fiel ihm der Sänger in die Rede, jetzt bist Du wohl nicht glücklich, Du fürchtest Entbehrungen, Hunger."

„Nicht um meinetwillen," antwortete unwillkürlich der Souffleur. Doch kaum hatte er diese drei Worte gesprochen, so schwieg er wieder, und schlug die Augen nieder. Der Sänger hatte gut mit ihm toben, nichts in der Welt konnte ihn bewegen, noch eine Silbe weiter zu reden.

„Nicht um meinetwillen, um wen denn?" fragte der Sänger seinen Freund, als Benetto ihn traurig und bestürzt verlassen hatte. „Thue mir den Gefallen und lege Dich auf's Spioniren, um hinter Benetto's Geheimniß zu kommen, wenn er wirklich eines zu verbergen hat."

Der Freund richtete seinen Auftrag aus, und es gelang ihm bald, zu entdecken, daß der arme Teufel, der niemals eine Frau und Kinder gehabt, die Erbschaft einer armen Wittwe übernommen hatte die in dem Hause, wo er ein bescheidenes Dachstübchen bewohnte, gestorben war. Diese Erbschaft bestand an Aktiv- und Passivvermögen in zwei allerliebsten kleinen Kindern, die nichts anders verlangten, als wachsen und leben zu können, wozu aber nothwendig war, daß sich irgend Jemand fand, der sich ihrer annahm. Und das that Benetto; er hatte nicht den Muth, für sie an die Thüre eines Waisenhauses zu klopfen, auch reichte er ihnen nicht, wie der heilige Georg, die Hälfte seines Mantels, und zwar aus dem sehr einfachen Grunde, weil er keinen Mantel hatte, aber er suchte und fand für sie ein Unterkommen, wo sie gehörig gepflegt und genährt wurden, und guten Unterricht erhielten, und bezahlte alle Kosten dafür von seinem kärglichen Gehalte, und von dem Wenigen, was er mit Notenabschreiben verdiente.

Als der Sänger durch seinen Freund die Auflösung des Räthsels, weshalb Benetto glücklich sei, erhalten hatte, rief er aus: „Deshalb also ist dieser Mann arm und ungekannt glücklich, und ich bin es, trotz Reichthum und Ruhm, nicht! Also verleiht die demüthigste Tugend mehr wahres Glück, mehr innere Zufriedenheit, als das glänzendste Talent. Weißt Du, lieber Freund, daß das eine herrliche Entdeckung für die Zeit ist, wo ich mich vom Theater zurückziehen werde? Ich suchte schon lange nach einem Mittel, die Leere zu entfernen, die ich dann wahrscheinlich empfinden müßte; Wohlthätigkeit ist es vielleicht, ich werde darüber nachdenken."

„Wer hindert Dich, gleich einen Versuch der Art zu machen? Verdopple die Einnahme Benettos, der arme Mensch wird dann nicht mehr halbe Nächte aufbleiben müssen, um für weniges Geld Noten zu kopiren."

„Du hast Recht, aber seine Einnahme verdoppeln ist noch nicht genug, ich will sie verdreifachen, vervierfachen. Sonderbar, ich fühle mich gleich heiterer. Vielleicht, weil ich mich in etwas beraube; aber ich glaube fast, unser Benetto wird in dem Maaße minder glücklich sein, als er sich nicht mehr so viel um Anderer willen entziehen muß."

„Sei darüber ganz ruhig, Liebster, antwortete der Freund, Benetto war so glücklich, daß er fast vor Hunger dabei gestorben wäre. Verminderst Du also sein Glück um drei Viertel, so lässest Du ihm gerade noch genug, daß er minder hungerig und angenehmer leben kann."

Rubini's Liebe.

Als Rubini noch jung, noch arm und unbekannt war, erhielt er eines Tages einen Brief des Impressario von Palermo, in dem ihm der Antrag gemacht wurde, Gastrollen in den ersten Partieen auf diesem Theater zu singen. Rubini nahm natürlich diesen Antrag mit tausend Freuden an, und waren auch die pekuniären Vortheile, die ihm derselbe gewährte, gering genug, so übertrafen sie doch die bescheidenen Erwartungen des jungen Tenoristen bei weitem. Er packt also schnell ein, setzt sich auf die Post, kommt in Palermo an und studirt gleich eine Rolle in einer neuen Oper ein, die sein erstes Debüt sein soll. In einer der ersten Proben sang er in Gegenwart des Komponisten der neuen Oper eine Arie, die für ihn eigens geschrieben war, und der Maestro und der Theaterdirektor wechselten Blicke der höchsten Zufriedenheit; da tritt eine junge Dame auf die Bühne — Rubini stockt, er erröthet, seine Lippen bringen nur noch Mißtöne hervor, alle Anwesenden lachen und können sich die plötzliche Verlegenheit des hübschen jungen Menschen nicht erklären. Aber es war auch unmöglich, etwas Schöneres zu sehen, als Signora Fabre, die Primadonna des palermitanischen Theaters. Sie war schlank, in ihrem ganzen Wuchse das herrlichste Ebenmaaß, auf ihrer geistreichen und hohen Stirne wiegten sich dunkle Locken, die sie trefflich zu ordnen verstand. Ihrem wohl etwas zu großen Munde hätte man eine schönere Form wünschen können, aber der ganze kraftvolle Ausdruck ihres Gesichts, ihre rosigen Wangen und ihre Augen, ihre schönen, großen, mit langen schwarzen Wimpern umsäumten Augen ließen leicht den nicht tadellosen Mund vergessen. Signora Fabre lachte, wie alle Andern, über Rubini's plötzliche Verlegenheit, aber sie lachte, wie Jemand, der wohl weiß, er sei Veranlassung zu dieser Verlegenheit. Indessen fieng der junge Tenorist seine Arie noch ein Mal an, und als er sie geendet, wagte er sich schüchtern zu der schönen Dame hin, die ihn wohlwollend empfing. — Die Sache ging einen für Rubini sehr erwünschten Gang; er sah die schöne Fabre öfter, und beide waren einander mit jener herzinnigen Liebe zugethan, deren man im Leben vielleicht nur zwei Mal, nur in der ersten und letzten Liebe, fähig ist. Die beiden Liebenden wollten sich durch das Band der Ehe für immerdar angehören, und sie würden sich gleich verheirathet haben, hätten nicht eingegangene Verpflichtungen, denen sie sich unmöglich entziehen konnte, die Fabre gezwungen, zuvor noch nach Neapel zu reisen, wo sie zu Gastrollen erwartet wurde, und so trennten sich die Liebenden, nicht ohne viele Thränen, doch mit dem Troste eines baldigen Wiedersehens.

Rubini sang alle Abende in Palermo, an das er durch seinen Kontrakt für die ganze Saisons gebunden war, und die Fabre in Neapel. Ein weiter Raum trennte sie, ein doppelt weiter Raum, da eine Strecke von Italien zwischen ihnen lag, und dieses Land wegen seiner beispiellos schlechten Transportmittel berühmt ist. Drei Monate waren die Liebenden von einander getrennt. Einst konnte Rubini unverhoffter und unerwarteter Weise sich eines achttägigen Urlaubs erfreuen; so schnell er konnte, machte er sich auf den Weg nach Neapel — er kommt dort an, er will in das Haus, das seine Braut, seine Gattin bald, bewohnt — alle Zimmer sind schwarz ausgeschlagen, Priester singen Sterbelieder, Freundinnen sitzen klagend um einen Sarg — sie, sie liegt darin.

Rubini wirft sich, außer sich vor Schmerz, über die Leiche hin, er schließt die Leiche der Geliebten krampfhaft in seine Arme, und fällt dann bewußtlos in heftigen Nervenkrämpfen zu Boden. Als ihn die Kunst der Aerzte wieder zur Besinnung zurückgerufen hatte,

als die Leiche seiner Geliebten dem Schooße der Erde wieder übergeben worden war, da wollte er in laute Klagen ausbrechen, unaufhörlich ihren Namen ausrufen — aber die Stimme versagte ihm, er konnte nur noch unverständliche Laute stammeln, nicht mehr zusammenhangend reden, viel weniger noch singen. Der berühmtesten Aerzte Kunst scheiterte an dieser eigenthümlichen Erscheinung von Lähmung der Sprachorgane, und Rubini zweifelte, je wieder seine künstlerische Laufbahn beginnen zu können. Da hörte er einst auf einem abendlichen Spaziergange durch die Straßen Neapels in einem kleinen Hause eine frische, liebliche Stimme eines der Lieblingslieder seiner verstorbenen Braut singen... Wie ein Blitzstrahl ergreift ihn das, er bleibt stehen, breitet die Hände nach dem Hause aus, woher die Stimme ertönt, stammelt den Namen derer, die er verloren, und fällt dann, wie im Traume, aber mit der ganzen Kraft seiner Stimme mit in den Gesang ein. Seit dem Tage hat Rubini seine Stimme wieder erhalten, und ist der erste jetzt lebende Tenorist geworden.

Der Bettler an der Barriere Passy.

Vor vielen Jahren, als ich etwa zwanzig Jahre zählte, brachte ich sehr häufig meinen Sonntag bei meiner Mutter zu, welche in Versailles wohnte; es war dies der einzige Tag in der Woche, an dem ich von Paris abkommen konnte. Ich ging dann gewöhnlich zu Fuß bis an die Barriere, und fuhr von da in einem der öffentlichen Wagen bis zu meiner Mutter. Kam ich etwa zu frühe für den Eilwagen, so blieb ich gewöhnlich, um zu plaudern, bei einem Bettler, Namens Antoine stehen, der regelmäßig an der Barriere Passy seinen Stand hatte, wo er, mit lauter Stimme und mit einer wahrhaft erstaunlichen Ausdauer jeden Vorübergehenden um Almosen ansprach. Ich gab ihm gewöhnlich, ohne zu fragen, ob er dessen auch werth war, eine Kleinigkeit, weil ich einmal so gewohnt war und sein Betteln nicht lange anhören mochte. Einst an einem Sommertag wartete ich auch wieder auf den Wagen, ich fand Antoine an der gewohnten Stelle, wie er mit aller Anstrengung seiner Lunge unablässig um milde Gaben flehte: „Um Gottes Barmherzigkeit Willen, geben Sie doch einem armen Mann ein Almosen — o meine Herren, schöne Frauen, jede Kleinigkeit nehme ich dankbar an.“

Während Antoine in dieser Weise Jedem, den seine Stimme erreichen konnte, zurief, kam ein Mann von mittlerem Alter und sehr ehrwürdigem Aussehen daher. An seinem behaglichen Wesen und seinem saubern Anzuge konnte man auf einen Blick den wohlhabenden Mann erkennen. Das war der rechte Mann für unsern Bettler, der schnell auf ihn zutrat, und, seine Noth klagend, um eine milde Gabe bat. „Du brauchst ja nicht zu betteln, wenn du nicht willst,“ entgegnete ihm der Herr, „du kannst dir ein Einkommen von 10000 Thalern erwerben.“ „Sie wollen mich zum Besten haben, lieber Herr,“ antwortete Antoine. „Durchaus nicht, sagte der Fremde, ich habe es ganz ernstlich gemeint. Höre, mein Freund, du siehst mich wohlgekleidet, und ich sage dir, daß mir nichts fehlt, was ein vernünftiger Mann verlangen kann.“ „Ach! Herr, Sie sind ein glücklicher Mann. — „Allerdings, aber Freundchen, so weit wäre ich nicht gekommen, hätte ich mich wie du, auf's Betteln verlegt.„ — „Wie soll ich aber anders mich durchbringen?“ — „Bist du lahm?“ — „Nein, lieber Herr.“ — Du bist weder blind noch taub, auch gewiß nicht stumm — das kann dir jeder Vorübergehende bezeugen. Höre einmal: ich will dir mit wenigen Worten meine ganze Geschichte erzählen. Vor etwa 15 bis 20 Jahren war ich ein Bettler wie du, endlich sah ich ein, daß es doch gar schmählich sei, von der Mildthätigkeit Anderer zu leben; ich entschloß mich daher, so bald als möglich die schändliche Gewohnheit abzulegen, verließ Paris, wanderte in die Provinzen und sammelte Lumpen. Die Leute waren freundlich gegen mich, und in Kurzem kam ich nach Paris zurück mit einem schweren Pack Lumpen aller Art. Ich lieferte sie dem Papiermüller, der sie zu einem hübschen Preis kaufte. So sammelte ich fort und fort, bis, zu meiner größten Freude, meine Geldkräfte hinreichten, Lumpen aufzukaufen, und ich nicht mehr darum betteln mußte. Endlich wurde ich durch unermüdliche Emsigkeit reich genug, daß ich einen Esel mit zwei Körben kaufen konnte, und dadurch Zeit und Mühe ersparte. Mein Handel nahm zu, die Papiermüller fanden, daß ich ehrlich zu Werke ging und nie schlechte unter gute Lumpen mischte. Ich schwang mich empor, und siehe da — aus einem verachteten Bettler ist ein Mann von 10,000 Thalern jährlichen Einkommens geworden, der in einer der ersten Straßen von Paris zwei Häuser stehen hat. Kannst du Freundchen, nichts besseres thun, ei so werd' ein Lumpensammler; da, fuhr er fort, da hast du einen Thaler zum ersten Anfang, so viel hatte ich nicht einmal, laß dich aber auch warnen: Treff' ich dich wieder hier am nächsten Sonntag, dann schicke ich dir die Polizei auf den Hals.“ Mit diesen Worten wandelte der alte Mann seines Weges, und ließ Antoine und mich in nicht geringem Erstaunen stehen. So sehr aber hatte den Bettler die eben gehörte Geschichte ergriffen, daß er mit offnem Munde sprachlos da stand, und nicht einmal von zwei reichgekleideten Damen, die eben vorüber gingen, Almosen zu fordern fähig war. Auch mir war die Geschichte überraschend, aber ehe ich mich darüber aussprechen konnte, mußte ich mit dem inzwischen eingetroffenen Wagen abfahren, und verlor seitdem den Bettler aus dem Gesichte. Ob derselbe, aus Furcht vor der Polizei, oder in der Hoffnung, zehntausend Thaler des Jahrs zu verdienen, eine andere Beschäftigung ergriffen hatte, konnte ich nicht erfahren; genug, von dem Tage an war er an der Barriere nicht mehr zu sehen.

Viele Jahre danach riefen mich Geschäfte nach Tours. Als ich durch die Stadt wanderte, trat ich in einen Buchladen, um ein neues Werk zu kaufen, das großes Aufsehen erregt hatte. Da fand ich vier junge Leute emsig beschäftigt, während ein kräftiger, wohlaussehender Mann ihnen Befehle ertheilte, und dabei mit gewichtiger Miene auf und ab wandelte. Mir war es, als hätte ich den Buchhändler schon öfters gesehen, wo, das konnte ich nicht sagen, bis er sprach. Da erkannte ich denn meinen alten Freund Antoine, der sich ebenfalls meiner erinnerte, meine Hand ergriff und mich durch den Laden in sein schön ausgestattetes Zimmer führte. Dort ließ er seinen Gefühlen freien Lauf, und erzählte mir, wie es ihm, seit wir uns an der Barriere getrennt hatten, ergangen war. Mit dem Thaler des fremden Herrn in der Hand, begann er, nach dessen Rath, Lumpen zu sammeln, gewann Geld, wurde der Theilhaber einer Papiermühle, heirathete die Tochter des Müllers; kurz alle seine Hoffnungen gingen in Erfüllung, sein Ehrgeiz wurde befriedigt und er konnte jetzt sein Einkommen auf zehntausend Thaler schätzen. Jeden Tag flehte er Segen auf seinen Wohlthäter herab, der ihn dem verächtlichen Bettelstande entrissen hatte. Antoine, der jetzt

die Sünde des Müßiggangs und der Bettelei wohl einsieht, kann, wie gerne er auch den fleißigen Armen unterstützt, seitdem weder durch Bitten noch Flehen bewogen werden, dem einen einzigen Heller zu verabreichen, der nicht durch eigene Kräfte sich helfen mag.

Friederich II. und Schneider.

Friederich II., welcher bei seinem guten Flötenspiele mit dem leidigen Takt äußerst despotisch verfuhr, bekam während seines Aufenthalts in Leipzig einmal Lust, ein Abendstündchen zu vermusiziren. Er verlangte einen geschickten Akkompagnisten auf dem Flügel. Quanz, der die Winterquartiere in Leipzig mithalten mußte, war eben abwesend, man ließ daher den talentvollen Schneider, damaligen Organisten an der Nikolaikirche in Leipzig, rufen. Schneider setzte sich an den Flügel, der König legte ihm den bezifferten Baß vor, spielte, und spielte so frei, daß Schneider gar bald nicht mehr wußte, wo er war, aber sich nicht getraute, die Ursache davon anzugeben. Nachdem der König einige Mal, obschon vergebens, wacker Takt getreten hatte, fing er noch ein Mal von vorn an. Der Akkompagnist, der nun ängstlich geworden war, kam mit dem königlichen Solospieler nun noch weniger fort. — „Nun, was macht er denn?“ fuhr ihn Friedrich an. Hier fühlte sich Schneider, der keine Note versehen, auch so viel nur möglich, nachgegeben hatte, an seiner Künstlerehre gekränkt; er bat demüthig, noch ein Mal anzufangen. Es geschah und nun ging es vortrefflich. Als der Satz aus war, und der König ihm seinen Beifall geäußert hatte, bemerkte er, daß Schneider das leere Titelblatt der Musik vor sich liegen hatte. „Ich glaube, Er hat aus dem Kopfe gespielt?“ — „Ja, Ihro Majestät, so ging es besser!“ — Der König fühlte den Stich. — „Geschickt ist Er, aber grob auch,“ erwiderte er, brach das Konzert ab, ließ Schneider nicht wieder rufen, aber ihm den folgenden Tag ein beträchtliches Geschenk zustellen.

Die Schlangen-Jungfrau zu Augst.

Eine Frickthalische Sage.

Um das Jahr 1520 war der Schneiders Sohn Lienemann, ein alberner Mensch, und dem dazu das Reden, weil er stammelte, übel abging, in den Gang unter der Erde zu Augst eingetreten und darin viel weiter, als jemals einem Menschen möglich gewesen, fortgegangen und hineingekommen, und hat danach von wunderbarlichen Begegnissen zu reden gewußt. Denn er erzählte, er habe ein geweihtes Wachslicht genommen und angezündet und sei mit diesem in das Schlaufgewölbe eingegangen. Da hätte er erstlich durch eine eiserne Pforte, und danach aus einem Gewölbe in das andere, endlich auch durch etliche gar schöne und lustige Gärten gehen müssen. In der Mitte aber stände ein herrlich und wohlgebautes Schloß, darin wäre eine gar schöne Jungfrau mit menschlichem Leibe bis zum Nabel, die trüge auf ihrem Haupte eine Krone von Gold, und ihre Haare hätte sie zu Felde geschlagen, unten vom Nabel an wäre sie aber eine grünliche Schlange. Von derselben Jungfrau wäre er bei der Hand zu einem eisernen Kasten geführt worden, auf welchem zwei schwarze bellende Hunde gelegen, also daß sich Niemand dem Kasten nähern dürfe, sie aber hätte die Hunde gestillt und im Zaum gehalten, und er ohne alle Hinderung hinzu gehen können. Danach hätte sie einen Bund Schlüssel, den sie am Hals getragen, abgenommen, den Kasten aufgeschlossen, silberne und andere Münzen herausgeholt; davon ihm dann die Jungfrau nicht wenig aus sonderlicher Mildthätigkeit geschenkt, welche er denn auch mit sich aus der Schlust gebracht und selbige vorgezeigt und sehen lassen. Auch habe die Jungfrau zu ihm gesprochen, sie sei von königlichem Stamme und Geschlecht geboren, aber als Nonne zu Olsberg wegen heimlich genossener Fleischeslust mit ihrem eigenen Beichtiger also in ein Ungeheuer verwünscht und verflucht, und könne durch nichts erlöst werden, als wenn sie von einem Jünglinge, dessen Keuschheit rein und unverletzt wäre, dreimal geküßt werde, dann würde sie ihre vorige Gestalt wieder erlangen. Ihrem Befreier wollte sie dafür den ganzen Schatz, der an dem Orte verborgen gehalten würde, geben und überantworten. Er erzählte weiter, daß er die Jungfrau bereits zwei Mal geküßt, da sie denn alle beide Mal vor großer Freude der unverhofften Erlösung mit so gräulichen Geberden sich erzeigt, daß er sich gefürchtet und nicht anders gemeint, denn sie würde ihn lebendig zerreißen; daher er zum dritten Mal sie zu küssen nicht gewagt, sondern weggegangen wäre. Hernach hat es sich begeben, daß ihn ein böser Geselle in ein Schandhaus mitgenommen, wo er mit einem liederlichen Weibe gesündigt. Also vom Wollustlaster befleckt, hat er nie wieder den Eingang zu der Schlaufhöhle finden können, welches er öfter mit Weinen beklagte.

Der Bischof und seine Mutter.

Albert III. Bischof zu Halberstadt war der Sohn eines Bauern aus Nickmersdorf. Durch Gelehrsamkeit und besonders durch philosophische Kenntnisse zeichnete er sich so sehr aus, daß ihn der Papst 1367 zum Bischof erhob, ungeachtet das Halberstädtische Domkapitel dagegen war. Einst wollte ihn seine Mutter auf dem Schlosse zu Gröningen, wo er residirte, besuchen. Sie hielt es aber nicht für schicklich, in der niedrigen Tracht einer Bäurin zu erscheinen, sondern sie kam prächtig und vornehm gekleidet auf den Schloßplatz. Der Bischof stand eben am Fenster und sah sie. „Das kann meine Mutter nicht sein, sagte er, denn diese pflegt sich nicht so zu kleiden.“ Der Mutter war es auffallend, daß ihr der Sohn nicht entgegen kam und sie nicht erkennen wollte. Sie ging wieder nach Hause, legte ihre Bauernkleider an, und begab sich zu ihrem Sohne. Nun eilte ihr der Bischof entgegen und rief: „Das ist meine Mutter!“ er küßte sie und erzeigte ihr alle kindliche Ehrerbietung.

Homonyme.

Weißt Du, was zähmt der Traube Blut,
Wenn's gährend braust im wilden Muth?
Was munt'rer Buben Spielwerk ist,
Und goldne, goldne Bande schließt?
Kennst Du das Wort, das Zeichen ist,
Wenn froher Winzer Fest Dich grüßt?
Wenn scharfes Eisen Saaten mäht,
Und künstlich Sturm im Baume weht?
Sah'st Du, wie zu erstorbner Welt
Ein Künstler kommt ganz unbestellt,
Der zierlich pudert und auch kräuft?
So sprich nun, wie der Künstler heißt.

No. 40.

DAS POSTHÖRNCHEN.

4. Okt. 1839.

Eine Wochenschrift
für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Alpenhorn mit Posthörnchen zusammen können für 7½ Batzen vierteljährliche Vorausbezahlung auf allen löbl. Postämtern des Kantons Aargau franko bezogen werden. Inserate, frankirt zugesendet, werden unter Verantwortlichkeit des Einsenders gegen Vergütung von 5 Rappen per Zeile aufgenommen; interessante oder erheiternde Mittheilungen mit Verschwiegenheit und Dank.

Tagesbegebenheiten.

Schweiz.

Diesen Morgen passirten durch Aarau eine Schaar Solothurner, eine Schaar Bisthümer und eine Schaar Elsasser Wallfahrer nach Einsiedeln. So lange es noch so viel Leute giebt, die da glauben, die Gnade unsers Herrn liege in diesem oder jenem hölzernen Madonnenbild: so lange die Züribieter noch Psalmen singend in den Landsturm gegen den Antichrist ziehen: so lange ist, glaube ich, die Vernunft des Volkes noch nicht recht reif. — So lange das Volk aber auch noch Lehrer hat, die theils aus eigener Unwissenheit, theils aus Bosheit, ihm solchen Unsinn einpfropfen, werden die Früchte am Baume des Erkenntnisses auch nicht so bald reifen.

— Die schöne Bewegung im Kanton Zürich bewegt sich immer noch fort in diesem heiligen Kantone. Die Gläubigen sind wüthend über den großen Rath, der sich begnügte, nur die hohen Herren (im Regierungsrath, Obergericht rc.) aus den Stühlen heraus und sich hinein zu werfen, statt die religiöse Purifikation auch in den Gemeinds- und Bezirksbehörden vorzunehmen. Es wurden daher Sonntags den 29. Sept. zahlreiche Gemeindeversammlungen abgehalten und bei diesem Anlaß die Entfernung der Bezirks- und Gemeindebeamten und Behörden, die Abschaffung der Vermögenssteuer rc. verlangt. Es heißt, das Volk werde nicht ruhen, bis Zürich ein Eldorado sei, in welchem gar keine Steuern mehr bezahlt werden müssen. Die schnelle Wiedereinberufung des Großen Rathes ist unter solchen Umständen unausweichlich.

— Immer deutlicher kommt es durch neue Anekdötchen zum Vorschein, wie die Zürcher Glaubensmänner mit ihren Gotteshäusern umgehen. Nach dem Thurgauer Wächter waren sie beim Einzug in die Stadt Zürich noch fromm aussehend und haben das vierundsiebenzigste Lied aus dem Gesangbuch gesungen: „Dies ist der Tag, den Gott gemacht!“ Als man ihnen aber die Kirche als Gasthof anwies, ganze Zeinen voll Brod und Käse, ganze Bütten voll Wein hineintrug, und der Rebensaft zu arbeiten anfing, da stieg allsgemach der weltliche Sinn bei ihnen wieder auf, und um Mitternacht endlich hörte ein zuverlässiger Mann, wie sie in der Predigerkirche das Räubertied sangen: „Ein freies Leben führen wir.“ Das sind die saubern Apostel, welche der östliche Beobachter in alle Welt hinaussenden will, um das neue Evangelium zu verkünden.

— Die Nachtsatzung hätte sich vertagt, hieß es, und das wäre zu wünschen, allein dem ist nicht also: die Herren liefen nur, nachdem sie ein volles Vierteljahr beisammen gesessen, schweres Geld verzehrt, — nichts ausgerichtet, und sich obendrein in der Zürcher- und Walliser-Geschichte mit Schmach und Spott überhäuft haben, ohne die üblichen Zeremonienreden auseinander.

— Sitten. Auf den ersten, den 14. Sept. Abends spät ergangenen Ruf, stand den andern Morgen bereits das Artilleriekorps auf seinem Posten, und die Eliten, Schützen und Jäger, die in einer Entfernung von zwanzig Stunden herum wohnen, waren 24 Stunden nach dem Aufgebot alle in Sitten einmarschirt. Während die Unterwalliser sich so rüsteten, hat anderseits die Natur für sie gekämpft und einen großen Theil von Oberwallis unter Wasser gesetzt. Weit entfernt, dieses unglückselige Ereigniß mit Schadenfreude zu betrachten, glauben die Unterwalliser doch darin eine Fügung zu erblicken, welche das Land vor einem noch größeren Unglück, nämlich vor Bürgerkrieg und Trennung bewahrt, denn schwerlich sind die Oberwalliser im Stand, den ungeheuren Schaden ohne die Mithülfe des untern Landes zu tragen.

— Es laufen wiederholte Berichte über neue Wasserverheerungen ein, welche jüngst durch anhaltende Regentage herbei geführt wurden. Im Bündner Oberland hat ein während zwei Tagen und eben so viel Nächten andauernder und dicker und schwerer Regen den Vorderrhein ganz aus seinen Ufern getrieben. An manchen Orten war die Noth größer als im Jahr 1834. In Trums strömte ein Theil des reißenden Flusses bis ins Dorf und verwandelte die ganze Ebene um dasselbe in einen See, aus welchem hie und da ein Baum oder ein Dach hervorragte. Ein wüthender Orkan, wie ihn die ältesten Bewohner nie erlebt zu haben glauben, zerstörte die, wenn schon ganz durchnäßten Bedachungen.

Am 15. schwammen drei Ställe sammt dem darin befindlichen Heu den Strom hinunter. Der Regen scheint aus Westen hergetrieben worden zu sein, da nur der Rhein und keiner der südlichen Bergströme sehr angeschwollen war. Bei Thusis und im Rheinwald wurden ganze Wälderstrecken umgeworfen und die Wohnungen zum Theil förmlich abgedeckt. Auch im Bregell ist durch die Maira neuer Schaden verursacht worden.

Da die Herren Haller ꝛc., der Schildwache nach zu urtheilen, noch nicht recht zu wissen scheinen, was eigentlich das Wort Vorrecht bedeute, mögen sie sich Nachstehendes merken: „Zuerst vertheidigten die Schweizer überhaupt nur ihre Rechte. Adel und Städte nahmen die Landschaft in freundschaftlichen Verband zur Obsorge. Wie aber nach und nach das Recht ihnen sicher zu sein schien, gefiel es den Erstern, dasselbe für sich besonders in Anspruch zu nehmen, und die Titel, die sie auf das Landvolk hatten, zum Scheine dafür vorzuzeigen, diejenigen aber, welche das Volk hatte, unter der Hand an sich zu ziehen und ihm vorzuenthalten. Sie waren eben früher die Vormünder, denen das Volk gutwüthig sein Erbe anvertraut hatte. Jetzt fordert es den ganzen frühern Bestand seines Erbgutes und guten Rechtes zurück. Vorrecht ist also ein Recht, das die Herren lange Zeit dem Volk vorenthalten haben, also kein Recht ausschließlich für die sogenannten Herren, sondern für das allgemeine Volk, was die Geschichte sattsam beweiset.

Ausland.

— Der Sohn einer jüdischen Mainzer-Familie, dem jedes Mittel recht war, um seine Sucht, an Spielbänken sein Glück zu versuchen, zu befriedigen, hatte es so weit gebracht, daß seine Familie ihn in ihrer Mitte nicht mehr dulden konnte; der Vater gab ihm daher 100 fl. mit dem Anfügen, sich von hier zu entfernen und sein Glück in der Fremde zu versuchen. Der junge Mensch versprach sich goldene Berge, nahm das Geld und reiste ab. Vater und Brüder ließen nun in dem hiesigen Wochenblatte und in der Zeitung bekannt machen, daß man weder Zahlungen für ihre Rechnung an ihn leisten, noch ihm Kredit geben sollte. Der Unglückliche kam jedoch auf seiner Reise nicht weiter als bis Bad-Ems, dort versuchte er wieder sein Glück im Spiele und verlor seine ganze Baarschaft. Er kehrte nun hieher zurück und erfuhr, welche öffentliche Kundmachung wegen seiner erschienen sei; er begab sich in das väterliche Haus, alle Vorstellungen seiner Mutter, daß er sich entfernen möchte, sie wolle die Vermittlerin zwischen ihm und dem erzürnten Vater machen, fruchteten nicht; er wartete ab, bis sein Vater, der eben abwesend war, nach Hause kam, und stach sich dann mit einem Dolche in's Herz, so daß er in kurzer Zeit seinen Geist aufgab.

— Ein neunzehnjähriger Bursche aus Saalfeld zog seit längerer Zeit als Landstreicher umher; die Ortsbehörde hatte ihn zwar schon mehrere Mal bei Meistern untergebracht, aber er lief jeder Zeit wieder davon. Zu diesem gesellten sich zwei Kinder aus Saalfeld, ein zwölfjähriger Knabe nebst seiner dreizehnjährigen Schwester, für welche ebenfalls die Behörde durch die neuerrichtete Volksschule gesorgt hatte, die aber nur mit aller Strenge zum Schulbesuch angehalten werden konnten. Diese drei Menschen trieben sich seit einiger Zeit bettelnd auf dem nahen Thüringer Wald herum. In dem zwei Stunden von Saalfeld entfernten Dörfchen Volkmannsdorf drangen sie am 27. August in das Haus eines Tischlers, nahmen den allein zu Hause anwesenden neunjährigen Knaben, der sie mit den Worten: Ihr seid Bettelkinder, ich gebe euch nichts! ärgerte, banden ihm Hände und Füße, hielten ihm Mund und Nase zu und erstickten so den Knaben, dann legten sie ihm eine Schlinge um den Hals, zogen auf beiden Seiten zu und erdrosselten ihn vollends, hängten ihn endlich in der Stube hinter dem Ofen an eine Stange und gingen fort. Da der Knabe oft mit dem Stricke spielte und sich daran schaukelte, so glaubte man, er habe sich spielend und unvorsichtig erhängt, obwohl man später im Stillen von einem unnatürlichen Tode sprach. Doch die Vorsehung läßt die Missethat nicht ungestraft. Nach vierzehn Tagen kam der Ober-Bürgermeister von Saalfeld von einer Berufsreise zurück, und als ihm am folgenden Tag der Knabe wegen Schulversäumnisses vorgeführt wurde, brachte ihn derselbe, obgleich noch kein Verdacht auf ihm ruhte, nach kurzem Verhör zum Geständniß.

— Auriol's berühmtes Pferd, welches eine so herrliche Dressur erhalten hat, daß es die Klingel führt trotz dem besten Kammerpräsidenten, ein zum Ueberfließen volles Glas Wein bis auf die Nagelprobe in einem Zuge leert, mit einer um den Hals geknoteten Serviette speist, gleich einem wohlerzogenen Kinde, und dazu einen Tilbury mit seltener Grazie zu ziehen weiß, ist zugleich ein so galantes Thier, daß es einem französischen Marquis aus der guten alten Zeit nichts nachgiebt. Eine junge Amerikanerin ließ ihr Taschentuch fallen; das Pferd eilte mit einem kühnen Sprunge herbei und reichte es der schüchternen Fremden mit bewunderungswürdiger Anmuth: „Danke, Herr!“ sagte das holde Kind erröthend und ohne aufzublicken und — das Pferd machte darauf ein tiefes Compliment.

— Zu Nantes brach am 21. Sept. Abends 10 Uhr, ein schreckliches Feuer in dem von 2 Uhlanenschwadronen bewohnten Entrepot aus. Der größte Theil desselben, worin eine sehr starke Quantität Heu und Stroh lag, brannte nebst den Ställen ganz nieder. Die Uhlanen kamen alle mit ihren Pferden heran. Dagegen wurden leider! von den Helfenden 80 verwundet und 19 getödtet. Dieses geschah durch den plötzlichen Umsturz einer großen Mauer in einem Hof. Unter diesen Getödteten ist ein Sergeantmajor der Nationalgarde. Am Montag Morgen war das Feuer noch nicht gelöscht. In Nantes herrscht die größte Bestürzung wegen dieses Unglücks.

— Vor einigen Tagen ward einer bejahrten Dame in Lachaise-le-Vicomte (Vendee) ein Brief zugestellt mit der Aufforderung, an einem bestimmten Ort 10,000 Franken zu hinterlegen, wenn nicht, so würden ihre Häuser in Brand gesteckt werden. Der Staatsprocurator, an den sie sich wandte, nahm keine Rücksicht auf die Drohung und noch weniger Maßregeln, um dem Droher auf die Spur zu kommen. Leider mit Unrecht, denn einige Tage nach Ablauf der festgesetzten Frist lagen zwei Häuser der Dame in Asche.

— In einer Beschreibung des Lagers von Fontainebleau bemerkt das Journal des Debats unter Anderm: „Was unsere jungen Soldaten und Offiziere am Wenigsten verstehen, ist der Krieg auf dem Schlachtfelde, aus dem einfachen Grunde, weil sie ihn nicht lernen. Man exerzirt ihn weder auf dem grünen Tep-

vich einer Bibliothek, noch in den Straßen einer Garnison, noch auf dem Glacis einer Festung. Die Armee kann in der Bataillonsschule exerziren, aber die Bataillonsschule verhält sich zum Kriege wie Rhetorik zur Beredsamkeit; sie ist nur der Anfang desselben. Den Krieg erlernt man nur auf dem Terrain. Diese Wissenschaft bedarf großer Räume, ernstlicher Strapatzen, bedeutender Truppenzusammenziehungen, unaufhörlicher forzirter Märsche. „Man gewinnt Schlachten mehr mit den Füßen als mit den Armen," sagte der Marschall von Sachsen. Das beste Studium des Kriegs ist die Vereinigung der verschiedenen Waffengattungen, ihre gleichzeitige Verwendung, ihr harmonisches Zusammenwirken.

— Der „Argus" schreibt ziemlich räthselhaft: „Wichtiges aus Frankreich darf erwartet werden, ein Gewitter zieht sich zusammen: eine Schaar französischer Geier ist in letzterer Zeit über den Kanal hin und hergeflogen; Paris steht am Vorabend einer neuen Emeute, der Geld ist in England." Der Argus stichelt auf den Prinzen Louis Bonaparte.

— Vor dem Geschwornengericht der Gironde stand dieser Tage ein Filzhals als Zeuge, von dem bei dieser Gelegenheit erzählt wurde, daß er, wenn er zu einem Balle eingeladen wurde, sich zu der bestimmten Stunde ballmäßig anzog, anstatt aber sein Haus zu verlassen, eine Anzahl Geldsäcke auf seinen Tisch legte, eine Violine nahm und vor dem Geld spielte und tanzte, bis er müde war. Dann legte er die Geldsäcke wieder weg mit den Worten: „So, das ist genug; ich denke, wir haben uns recht gut amusirt."

— Das von dem unlängst verstorbenen Sir J. Ramsden hinterlassene ungeheure Vermögen erbt dessen Enkel. Der junge Baronet, der jetzt kaum 12 Jahre alt ist, erhält ein jährliches Einkommen von 120,000 Pf. St. 500,000 Pf. St. werden unter des Verstorbenen drei Söhne getheilt, 40,000 Pf. St. bekommt jede seiner Töchter; die hinterbliebene Wittwe erhält alljährlich 8000 Pf. St. nebst Wittwensitz auf dem Gute Byrem.

— Hier und da glimmt in Spanien noch immer der Funke des Unfriedens fort. Biscaya ist noch nicht beruhigt. Bei Eybar und Elgoybar treiben noch immer karlistische Guerillas ihr blutiges Unwesen. Iturbe, einer von den mit Maroto übergegangenen Anführern verfolgt sie. — Zu Cordova brachte die Kunde von dem Friedensvertrage eine ganz entgegengesetzte Wirkung hervor. Die Nationalgarden schwangen auf öffentlicher Straße ihre Säbel und riefen: Tod dem Frieden! Es lebe der Krieg! Nieder mit den Gemäßigten! Es leben die Exaltados! Die Behörden schienen nicht Muth zu haben, dieser Emeute Einhalt zu thun. Cabrera, Graf von Morella, hat aus Tarazona ein kleines Andenken von zwei Millionen Realen mitgeschleppt.

— Espartero ist mit dreißig Bataillonen, ungefähr 20,000 Mann Infanterie und 6 — 700 Mann Reiterei — auf Saragossa losmarschirt und hofft in Kurzem dem Grafen von Morella den Garaus zu machen.

— Die Selbstmorde in Lissabon nehmen auf eine furchtbare Weise überhand. Man will für bestimmt behaupten, daß sich in diesem Jahre schon 80 Menschen von der hohen Wasserleitung herabgestürzt haben.

Der Papst hat dem Vicekönig von Aegypten eine prachtvolle Dose und mehrere andere Geschenke von großem Werthe durch den französischen Consul zustellen lassen. Warum, das wissen die Götter.

— Nach Berichten aus Konstantinopel ist aus Tiflis die Nachricht eingegangen, daß eine persische Armee gegen Bagdad im Anmarsche sei, welches den Räuken Rußlands zugeschrieben wird, das die Türkei zwingen will, sein Einschreiten in Anspruch zu nehmen.

— Mehemed Ali scheint ernstlich gesonnen zu sein, den europäischen Großmächten Trotz zu bieten. Er hat das ganze Gestade bis Abukir mit Kanonen von schwerem Kaliber besetzen lassen und dem französischen Consul rund heraus erklärt, daß er den Hafen von Alexandrien, falls die englische oder französische Flotte vor denselben erscheinen sollte, schließen würde. Jedenfalls geht die Hauptstadt Aegyptens am Vorabend einer Katastrophe, der Viele mit bangem Schrecken entgegen sehen.

— Berichte aus Messenien und Lakonien haben ernsthafte Besorgniß und Unruhe erweckt. Die Räuber sind in beiden Provinzen sehr keck geworden. Eine Bande von 20 derselben hat neulich in Kalamata Steuer erhoben. Die Behörden der Stadt verbargen sich feiglings, während die Einwohner die verlangte Summe unter sich sammelten. Zu den Räubereien wurde Brandstiftung gefügt, Felder, Dörfer und Waldungen wurden dem Flammen Preis gegeben.

Ueber Dorfmatadorenthum, Plutokratie und Bezirksschulen.

Was hilft alle Bemühung der Oberbehörde, um durch guten Volksunterricht das Wasser des Lebens uns zuzuleiten; wenn die Dorfmagnaten an der Quelle sitzen und sie zu vergiften im Stande sind?

Der Mangel an tüchtigen Lehrern zu Bezirks- und Gemeinde-Schulen nöthigte die Regierung, ein Hinterpförtchen offen zu lassen, wodurch die alten Lehrer zum Theil wieder in's Schulgehäude hineinzuschlüpfen im Stande sind. Es heißt: Umgehung des Wahlfähigkeitszeugnisses für dieselben. Das benutzen denn die Matadoren, so viel sie können, um ihnen gefällige Subjecte zu den Stellen zu erhalten.

Der Dorfkönig will, wie jeder andere, gern Schmeichler um sich haben. Dieselben sollen die Schmeicheleien ihm nicht bloß in's Gesicht zu sagen, sondern auch weiter zu tragen verstehen. Der plumpe Schweizer ist im Allgemeinen zu solchen nichtssagenden Höflichkeiten nicht recht geschickt, darum zieht man den darin gewandtern und geschmeidigern Deutschen vor. Wohl gibt es unter diesen auch viele Leute von solider Bildung, welche aber in ihrem Vaterlande nicht vor Vernehmen zu scharwenzeln und Andere anzubellen gelernt haben; sondern treue Pfleger der Wissenschaft und dessen, was sie für Wahrheit halten, zu sein. Gerade die tüchtigsten unter denselben wären der wenigsten Begünstigung sicher, würde nicht noch zuweilen die oberste Kantonalbehörde für den Schulunterricht sie in Schutz nehmen, so viel sie eben kann, und wo ihr Einfluß es durchzusetzen vermag.

Kommt der Deutsche zum Studiren, so wird er entweder, falls er seine volle Zeit (durch keine andern Sorgen verkümmert) den Studien widmen kann, ein tüchtiger Gelehrter; oder er ist ein Renommist, der, wenn ihm zum Renommiren auf den Universitäten einmal die Gelder ausgehen, Handwerker (d. h. Pfuscher) wird, im Falle sie ihm aber noch zu Beendigung einer gewissen Zeit an der Universität hinreichen, dann als ein Halbgelehrter (gelehrter Pfuscher) voll Anmaßung und Ignoranz, allen im Wege steht, und da man ihn zu Hause nicht gebrauchen kann, die Schweiz beglückt, sich aber eben bei den Matadoren um so leichter einzuschmeicheln weiß, da diese Windbeutelei und Großthuerei von Verdienst und Kenntniß noch nicht zu unterscheiden verstehen. Wohl hätte es in Deutschland noch der Talente genug, die zu Franklins heranreifen könnten; man läßt sie aber zu selten sich entwickeln, da beim Handwerker in der Woche alle sieben Tage,

und sechs Tage hindurch wenigstens zwölf Stunden lang Arbeitszeit ist; sorge denn da noch für geistige Bildung, wer nicht kerngesund ist!

Daher auch der sprichwörtlich gewordene deutsche Studentenhochmuth: denn der Student verachtet im Handwerker entweder den, der nicht Geld zu seiner Ausbildung besessen, also den armen Teufel, oder den Mann ohne fähigkeiten, also den dummen Teufel. Je unerträglicher dieser pharisäische Geistes-Hochmuth ist, wenn er dazu noch mit Mangel an Kenntnissen verbunden ist, um so gieriger greifen die Matadoren nach solchem Auswurfe der Gelehrten-Welt; denn vor dem Geld schwindet der Dünkel dieser Herren und verwandelt sich in Schmeichelei, die um so angenehmer für die Matadoren ist, je dünkelhafter sich diese Renomisten gegen Andere als Matadoresgleichen benehmen.

Wie soll denn aber ein solcher dünkelhafter Tropf der Schuljugend den Weg zur Bildung zeigen? Wie gut solche Windschläuche wissen, was unserer Jugend Noth thut, zeigt ihre Renommisterei mit dem Latein. Sie wissen der Jugend gewöhnlich nur die Wahl zu lassen zwischen einem Unterrichte, der ihre Kräfte meistens übersteigen muß, oder, wenn nicht gänzlicher Ignoranz, doch einer bloß halben Bildung, die den Menschen oft moralisch mehr ruinirt, als gänzliche Unwissenheit.

Allenthalben suchen sie das Latein, wo nicht obligatorisch für die Bezirksschüler zu machen, doch, wie in deutschen Schulen noch, zur Hauptwissenschaft zu erheben. Nun wage ich die Behauptung, daß zur bloßen Bildung von lebenskräftigen, einsichtsvollen und zu jedem andern als zum Gelehrten-Beruf tüchtigen Männern das Französische, Italienische, Englische, ja ich möchte sagen selbst Russisch und Chinesisch dem Latein vorzuziehen wäre. Denn eigentlichen Nutzen aus dem Lateinischen zu ziehen, Resultate für seine Erkenntniß, die ihm nicht jede andere Sprache auch darböte, dazu kann der Knabe in der Bezirksschule gar nicht kommen, sondern sie dient ihm zum Theil lediglich als Gedächtnißübung. Dagegen gewährt ihm die Erlernung der neueren Sprachen einen Vorzug schon darin, daß er, indem die Erlernung ihrer Prinzipien etwas leichter ist, schon dazu kömmt, Vergleichungen mit seiner Muttersprache anzustellen. Zweitens kann sie der Jüngling, noch wenn er aus der Schule ist, weiter fortbilden; Mittel, Zeit und Anregung dazu ist für ihn genug vorhanden. Zum Forttreiben des Lateins hingegen fehlt dem aus der Bezirksschule zum bürgerlichen Berufe über gehenden Knaben von nun an die Anleitung des Lehrers, der er noch nicht entwachsen ist. Man glaube ja nicht, daß der Lehrling in seinen Feierstunden sich gern mit der lateinischen Sprache amüsiren werde; hat er Zeit und Lust zur Literatur: so gibt es ja beinahe von allen bekannten und werthvollen römischen wie griechischen Autoren schon Uebersetzungen und Nachbildungen genug, an denen er sich ohne Mühe lieber ergötzt, als mit Latein sich herumzuplagen und darüber den Inhalt zu vergessen.

Es lerne dagegen der Knabe gründlich Französisch oder Italienisch, und sobald er zum Land hinaus tritt, kommen ihm diese Sprachen schon entgegen; er kann sein Gelerntes anwenden, Neues erlernen, und bald wird auch hier der Nutzen einer zwar nur theilweisen, doch in sich abgerundeten und gründlichen philosophischen Bildung ihm erblühen, für seinen Geist selbst, der sich übt, und für seine Kenntnisse, die ihm die Beurtheilung des Lebens, die Kunst, ein Franklin zu werden, erleichtern. Freilich ist Franklin in den Augen jedes Matadoren nur ein Buchdrucker.

Ein Drittes ist der praktische Nutzen, und dieser ist, trotz dem Widerspruch so mancher pädagogische Frage schneidenden Paduaren, nicht so unbedeutend. Er macht den Knaben Liebe zum Lernen und den Aeltern Lust zum Lernenlassen. Es würde unsern Bezirksschulen schlechte Empfehlung sein, wenn der aus der Schule Getretene zu seinen vormaligen Mitschülern sagte: „Ich habe nichts Gescheideres thun können, als das gleich wieder vergessen, womit man mir in der Schule den Kopf angefüllt.“ Solches ist schon mehr als einmal da geschehen, wo der Gang des Unterrichts ein derartig verfehlter war.

Es ist damit nicht gesagt, daß man von Lehrern, auch der Realfächer, nicht ziemliche Bekanntschaft mit dem Lateinischen fordern dürfe. Aber der zum Lehrer sich Bildende kann die ganze, oder wenigstens die meiste Zeit seiner Ausbildung dem Studium widmen, kein anderer Beruf hindert ihn daran. Ihm steht bevor, die Resultate seiner Forschungen zu benutzen und sie auch andern nützlich zu machen, was beim Kaufmann, Handwerker ꝛc. nicht der Fall ist. Darum wird auch der wirklich tüchtige Lehrer der philologischen Wissenschaften nie auf eine große Zahl von Lateinschülern, sondern nur auf tüchtige Bildung der Wenigen sehen, die er zum Unterricht in dem wirklich schönen Studium der alten Sprachen geeignet findet. Dann aber wird er mit diesen auch Vieles leisten. Da darf keine Zeit und Mühe gespart werden, denn es ist eine unermeßliche Strecke zu durchlaufen. Fordert ja das Studium der griechischen Sprache allein (oft auch der lateinischen) ein ganzes Leben, bis man es darin zu einer Selbstständigkeit bringt, die am Ende erst noch ohne eigentlichen Nutzen für Manchen ist.

Man glaube aber nicht, daß die Erlernung der alten Sprachen wirklich den obgenannten Renommisten sehr am Herzen liege. Man gebe Acht, und man wird finden, daß sich diese Prahlhanse damit nur vor Ungebildetern (dem „dummen, unverschämten Bauernvolk“, wie sie es vor Ihresgleichen nennen), brüsten. Dieselben Personen, hätten sie erst ein Wahlfähigkeitszeugniß im Lateinischen erhalten müssen, wären im Examen meistens nicht bestanden, und hätten dann auch gewiß mit ihrem Latein nicht so wichtig gethan.

Das Gesetz verbietet, an Schulen, die nicht mehr als zwei Hauptlehrer haben, den Unterricht im Lateinischen und Griechischen mit in die Pflichten der Lehrer zu begreifen, so daß derselbe dort rein Sache allfälligen Privatunterrichts bleiben sollte. Da nun ein solches Fach für den Lehrer nicht obligatorisch sein kann, so kann man ihn dem Gesetze gemäß auch nicht wohl dafür verantwortlich machen. Da aber die Bezirksschulpflege sich hauptsächlich mit Vertheilung der Fächer abgibt, so kann sie einem Lehrer das Lateinische ꝛc. doch noch als Unterrichtsgegenstand mit einrechnen. So wird sogar mög ich, daß ein Lehrer 1400 Franken bezieht, der eigentlich nur Deutsch und etwa noch Geschichte und Religion vorzutragen hat, während der andere Lehrer für alle übrigen Fächer, Französisch, Mathematik, Naturwissenschaft und Geographie nur 800 Fr. erhält. Das Latein bietet dann freilich einen herrlichen Vorwand, die Schmeicheleien bei den Magnaten durch Staat und Gemeinde belohnen zu lassen.

Ein anderes Mittel solcher Prahler und ihrer Helfershelfer, der Matadoren, ist: jeden Lehrer, der es unter seiner Würde hält, ihnen so zu dienen, wie sie es wünschen, zu quälen, so daß sie am Ende lieber den guten Fortgang der Schule in Gefahr setzen, als einen offenen, geraden Mann als Lehrer behalten wollen.

Möchte sich doch kein Bürger scheuen, jede ihm bekannte wunde Stelle unserer Gemeinwesen aufzudecken, ehe das Uebel krebsartig wird. Denn wahrhaftig, es ist nicht mehr an der Zeit, sich über Nachteulen von Pfarrern oder Mäusetrommlerei lustig zu machen; jätet das Tollkorn aus, bevor die Saat reif ist und es die ganze Aernte vergiftet. Hauptsächlich möge jeder Bürger ein Interesse nehmen an der Schule, damit nicht sein Kind die Zeit, er das Geld nutzlos verwende.

Vertrauen auf den Eifer der obersten leitenden Behörde, des Kantonsschulraths, und freundschaftliche Unterstützung derselben, und von ihrer Seite zeitweise genaue Erkundigungen nach dem Gange der Bezirksschulen und ihren Resultaten! und ich zweifle nicht, daß bald eine gesunde und fruchtbare Aernte auf die mühevolle Saat folgen werde.

So viel für jetzt. Noten und Belege zum Text, deren Einsender eine Menge darbringen kann, auf Verlangen ein ander Mal.

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau.

No. 41. 12. Okt. 1839.

Das Alpenhorn,

ein Volksblatt

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Zweiter Jahrgang.

Erhab'ne Seelen ehren auch ihres Feindes Werth;
Von seinem Haupt sie wehren heimtück'scher Rache Schwert.

Der verwundete Türke.

(Nach der Schlacht bei Nesbi am 24. Juni.)

Allah! Allah! sieh die Wunden, die des Feindes Schwert mir schlug.
Sieh, Prophet, das Blut vergoß ich, als ich Deine Fahne trug!

Ach! die Schlacht, sie ist verloren, in dem Heere wüthet Noth,
Und mein Herrscher und mein Sultan, den ich liebte, ist nun todt!

O Aegypter, o Aegypter, Sieg errangt ihr durch Verrath,
Kapudan und Pasis Pascha, niederträchtig war die That;

Niemand will uns redlich helfen, Alle heucheln Hülfe nur,
Selbst die treusten Mannen weichen, lösen sich von ihrem Schwur.

Englands Masten schauen lüstern, halten auf dem Meere Wacht,
Ihre Flaggen droh'n zu düstern unsres Mondes Herrscherpracht!

Und der Mann am Newastrande, dem von Gold der Ural glänzt,
Sucht den Markstein zu verrücken, fühlet sich zu eng begränzt.

Franken schwanken wie das Schilfrohr, das bei Sturm im Meere pfeift,
Und gefangen ist, gefangen, wer des Franken Hand ergreift.

Auch die Schaar der list'gen Griechen regt sich in der Städte Schoß,
Klephten rüsten sich zu Schlachten, schüren Aufruhr, brechen los.

Austrien allein hält Freundschaft, eines braven Herrschers Land;
Aber, kann es Hülfe bieten, wenn man ihm die Hände band?

Böser Herrscher in Kairo, das der Krokodil umkreist,
Der im Nil die Glieder badet, den Aegyptus König heißt!

Schwelge auf der Ottomane, zäume ab das stolze Roß,
Schleife nicht die blut'gen Schwerter, Rost zernage Dein Geschoß!

Wehe, wehe, Stambul, Stambul, wo der Sonnenkaiser thront,
Trauer hüllt sich um den Himmel, und es bleicht Dein Silbermond.

Zur Moschee will ich mich schleppen, gläubig zu Gott Allah flehn,
Daß der Mond mit seinem Glanze herrschen soll, nicht untergehn!

Wenn die Minarets einst stürzen, die Moschee, die heil'ge, raucht,
Und der Nilsohn schwingt die Geißel, o hätt' ich dann ausgehaucht!

Netzt mit Mohnsaft mir den Gaumen, werft mich in den Ozean,
Daß mein Leichnam nach Skutari, zu den Vätern schwimmen kann!

Ach! die Schlacht, sie ist verloren, in dem Heere wüthet Noth,
Unser Herrscher, unser Sultan, der uns liebte, ist nun todt!

Erinnerungen eines Soldaten der alten Garde.

Der Veteran Ouvray, früher Wachtmeister der Grenadiere der alten Garde, nunmehr Pensionär im Hôtel des Invalides in Paris, erzählt seinen alten Freunden Janin und Renaud, nachstehendes Bruchstück aus dem unglücklichen Rückzuge aus Rußland.

Ouvray. Wir waren auf dem Rückzuge..... Seit dem Tode Felix Alberts sah ich jeden Tag seine Wittwe Sophie Viktorine, unsre Marketenderin, und ihr Kind, wie ihr euch noch wohl erinnern werdet. Beide waren wohl verwahrt und eingemummt, und lagen oder saßen auf einem Fourgon, der mit uns die Richtung nach Frankreich einschlug. Als wir an der Berezina ankamen, mußten wir uns trennen, weil die Wagen und Bagage angewiesen waren, auf der einen Brücke, und Kavallerie und Infanterie auf der andern Brücke ihren Uebergang zu bewerkstelligen. Gott weiß, wer wohl das jenseitige Ufer erreichte. In dem Gedränge riskirte man, neben der Gefahr unter den Eisschollen zu ertrinken, noch erdrückt zu werden. Besonders aber auf der Brücke, wo die Wagen überfahren sollten, ging es gefährlich her, und man stritt sich daselbst unter verzweiflungsvollen Flüchen und Lärmen um den Uebergang.

Als nun die arme Viktorine diese Verwirrung bemerkte, kam sie zu mir;... Ouvray, sagte sie, indem sie ihr Kind erhob, Ouvray, rette mein Kind! Ich werde mit den andern umkommen..... die Wagen werden das jenseitige Ufer nicht erreichen.... und die arme Frau fing an zu weinen, so daß mir das Herz ganz weich wurde.

Während der Zeit fing man schon an, sich auf der Brücke zu drängen. Es war ein grausiges Durcheinander. Die Furcht vermehrte noch die Konfusion; es war auch keinen Augenblick zu verlieren. Da hieß es: Rette sich wer kann!!! Sophie Viktorine, sagte ich, komm hilf mir. Ach nein, erwiederte sie, auf meinem Wagen ist unsere ganze Habe. Rette nur mein Kind, Ouvray, es hat die goldene Kette von der Piava am Halse, und das Kreuz der Ehrenlegion seines Vaters.... und einen Augenblick darauf war sie verschwunden.

Nun ſuchte jeder ſein Heil in der Flucht. Ich machte mich im Galopp davon, und wickelte das Kind in meinen Mantel. Durch ein wahres Wunder ſchaffte ich mich aus dem Gedränge, denn ich war bedeutend zurück. Genug, ich kam noch über die Brücke und unſer Hauptmann, unſere Kameraden, auch Du, Renaud, ihr theiltet meine Sorgen um die Kleine. Tags nach dem Uebergang...

Renaud. Dreißig Grad Kälte, wie?

Ouvray. Eine fürchterliche Kälte — die Kleine war faſt erſtarrt. Ich hielt ſie für todt und ſpürte die Kälte nicht mehr, ſo ſehr machte mich die Sorge um ſie warm. Plötzlich hieß es, die Koſaken wollten uns den Rückzug abſchneiden. Gut! ſagte ich, laß ſie nur kommen, ich will ihnen den Kopf waſchen, daß ſie an mich denken ſollen. Ich nahm einen Riemen und ſchnallte mir das Kind auf der Bruſt feſt, wie einen Küraß, und ging dem Geſindel entgegen. Es war wohl ſonſt auch meine Liebhaberei, die Koſaken zu klopfen, aber damals war ich wie tauſend Donnerwetter hinter ihnen. Nachdem ich mich mit ihnen tüchtig, ſo lange nämlich die Hand die Klinge führen konnte, herumgehauen hatte, kam durch die Bewegung wieder Wärme in meine Glieder, und meine Körperwärme belebte die arme Kleine und ſie fieng aus vollem Halſe zu ſchreien an. Niemals, wahrlich niemals in meinem Leben habe ich eine ſolche Freude erlebt. Dank dir, liebe Sophie Viktorine, ſagte ich zu der kleinen Waiſe. Ich lachte und weinte gleichzeitig; es waren wehmuthsvolle Thränen, die mir aber wohl thaten. Die Kleine wurde munter und ſchien gar nicht mehr zu leiden. — Endlich kamen wir nach Wilna.

Janin. Ohne den Fourgon, und die Mutter Sophie Viktorinens?

Ouvray. Ei freilich; Fourgon, — he Fourgon, Wagen und Karren, und der ganze Plunder, alles verſchwand unter dem Eiſe der Berezina. Die Brücke war unter dem Getümmel geſunken, und die Kleine hatte keine Mutter mehr. Nun aber ſollt ihr Neues hören. Da ſind wir nun in Wilna, — auch gut. — Eines Tages ſtehe ich vor der Thüre des Kaiſers Schildwache; Achtung! ich thue meinen Dienſt. Der Prinz Berthier kam in aller Eile dem Kaiſer zu ſagen, man erwarte ihn, um dem Kriegsrathe zu präſidiren. Gleich, ſagte der kleine Korporal, verſchob die Arbeiten und ging hin.

Wie ich nun ſo allein war, dachte ich mir, es möge vielleicht, wie man ſich im Schloſſe erzählte, davon die Rede ſein, daß unſer Regiment beſtimmt wäre, den Rückzug zu decken. Wenn dem alſo iſt, was ſoll aus der Kleinen werden? Aber plötzlich kam mir ein guter Gedanken, und ich führte ihn ſogleich aus. Einem meiner Kameraden, der zufällig im Hofe war, winkte ich herauf zu kommen. „Spring hin und hole mir geſchwind unſern kleinen Schreihals, und bring ihn hieher.“ Er ſchien meine Gedanken zu errathen, und in zwei Minuten war er ſchon mit dem Kinde auf dem Arme da. Wie nun die Kleine ankam, ſchön wie eine Amorette, mit einer ganz entſchloſſenen Miene, ſo war man verſucht zu glauben, ſie wüßte ſchon, daß ſie auf das Bett des Kaiſers zu liegen käme.

Janin. Des Kaiſers? das heiße ich mir Verwegenheit.

Renaud. Was er ſagt iſt wahr, wir haben oft über die Geſchichte gelacht.

Ouvray. Wie nun die Kleine auf dem Ruhebette des Korporals lag, machte ſie große Augen. Ich nahm wieder muthig meinen Poſten ein, nicht ohne Unruhe über die Rolle, die ich ſpielen ſollte, wenn der Kaiſer heimkäme. Ich hatte noch nicht Zeit, um zu überlegen, als ſchon die Thüre aufging... und wer war es? Er. — Aufgepaßt! Er bemerkte ſogleich die Kleine. — Achtung! — Wer hat das Kind hieher gebracht? Die Generale ſchwiegen. Jetzt fixirte er mich. — Und Du, ſagte er zu mir, Du antworteſt auch nicht?

Nein, Sire, nein, ſagte ich — ich antworte Nichts. — Im Augenblicke hatte ich eine teufelsmäßige Angſt... ich war ſo linkiſch, ſo verblüfft. Er ſah mich mit fürchterlichem Blicke an. Wer iſt dies Kind? fragte er wiederholt, indem er es näher betrachtete... Dieſes Ehrenkreuz, dieſe goldene Kette mit meinem Namen.... Gut, dachte ich, die Sache iſt ihrer Entwickelung nah.... Er rieb ſich die Stirne und erinnerte ſich endlich der Frau Alberts.... Dieſe Kette, ſagte der Kaiſer, trug ich an der Piava. — Wo iſt die Marketenderin des Regiments? fragte er mich raſch. — Sir, antwortete ich nach Athem ſchnappend und meine Stimme ſammelnd, die arme Sophie Viktorine liegt in den Fluthen der Berezina begraben! Die Arme, — ſagte der Kaiſer, und ſein Geſicht wurde ſanfter. Und ihr Mann? Felix Albert iſt an der Moskwa geblieben. — Und dies Kind? — Iſt ihre Tochter. Alſo du biſt es, der mir das Kind brachte? ſagte er, indem er mich vom Scheitel bis zur Fußſohle maß. Sir!... Laß gut ſein, man ſoll nie eine gute Handlung verläugnen.

Seht ihr, ſagte er zu ſeinen Marſchällen lächelnd mit Thränen in den Augen, das ſind ſo Streiche, die mir dieſe Schlingel ſpielen, ſie ſind ſo familiär mit mir, ſie haben aber auch Urſache dazu. Er ging nun zu dem Kinde, küßte es, hob es in die Höhe, ſpielte mit ihm, und gab folgenden Befehl mit würdevoller Stimme, die ſeine Rührung verbergen ſollte.

„Penſionärin der Ehrenlegion in St. Denis. — Lebenslängliche „Rente als Waiſe, eine Ausſtattung und meinen Namen ihrem Blatte „im großen Buche beigefügt.

Ich war ſo ergriffen, daß ich keine Worte fand, und ich wußte auch nicht, wem ich danken ſollte, dem Kaiſer oder mir? Plötzlich ließ ich mich auf ein Knie nieder und ſagte: Sir!... Vive l'empereur! Ich ſuchte nach Worten, fand aber keine andern, und wenn ich die Wahrheit ſagen ſoll, ich konnte nicht mehr ſprechen.

Der Ritter Hans von Eisdorf.

Unweit der Stadt Oſterode, am Fuße des Harzes, liegen an der Heerſtraße mehrere ſchroff emporſteigende, ſeltſam geformte Kalkſtein-Felſen, wovon der höchſte der Katzenſtein heißt. Nach der einen Seite ſenkt er ſich ſanft ins Feld hinab, aber auf der andern iſt er ganz ſteil abgeſchnitten. Nicht allzu entfernt davon liegt ein anderer Berg, der Lichtenſtein, der ſonſt eine anſehnliche Burg trug, von welcher noch die Mauern und Graben zu ſehen ſind, und auf ihr hauſete ein Ritter, Hans von Eisdorf. Derſelbe entführte eine Tochter edlen Geſchlechts, und ihre Verwandten ſuchten ſolche Schmach mit gewaffneter Hand zu rächen. Sie belagerten ihn mit überlegener Macht auf dem Lichtenſteine, bis er nach mannhafter Gegenwehr den Augenblick kommen ſah, wo die Burg und er in ihre Hände kommen werde. Da entfloh er auf ſeinem getreuen Roſſe durch eine unbewachte Seitenpforte, war aber noch nicht weit gekommen, als ſeine Flucht den Belagerern kund ward. Sie folgten ſeiner Spur mit angeſtrengter Eile; durch den Wald bis zum Blachfelde ging die feindliche Jagd, des Ritters Roß ermüdete und die Verfolger kamen näher und näher. Jetzt ſpornte er es den Katzenſtein am Abhange hinauf,

um von dessen Spitze einen neuen sichern Pfad zu erspähen. Aber da stand er auf der steilen Wand und unter ihm die grauenvolle Tiefe, und das Roß bäumte sich. Umwenden konnte er nicht mehr, ohne den Feinden in die Hände zu laufen. Schon kamen diese näher; er versucht, hinabzuspringen, das Thier aber wendet sich um, und so läßt er es einige Schritte den Abhang hinunter gehn, da steigt er ab, nimmt seine Schärpe und verbindet dem treuen Thiere die Augen. Von Neuem aufsitzend giebt er ihm die Sporen, und eben kommen die Verfolger auch hier ihm nach, als er mit einem Sprunge vom Katzenstein in die Tiefe herab ist. Der Fall zerschmetterte das Roß, er selbst aber hob sich unverletzt aus dem Sattel und entrann so dem Tode oder der schmählichen Gefangenschaft. Die Sage aber hat den Muth des Ritters von Eisdorf bis zum heutigen Tage bewahrt und berichtet noch immer den Sprung desselben vom Katzensteine.

Der Perlenfischer.

Pablo Ochtu, ein berühmter Taucher und Perlenfischer im Golf von Kalifornien (westl. Nordamerika) tauchte einst neben einem Felsen, wo er große und alte Perlenmuscheln vermuthete, 11 Faden tief unter. Als er aber wieder sich zur Oberfläche des Wassers empor heben wollte, und seinen Blick aufwärts warf, um zu erfahren, ob nicht vielleicht ein Meerungeheuer auf ihn laure, nahm er zu seinem Schrecken wahr, daß ungefähr 4 Ellen über ihm ein furchtbarer Hai schwebe, und die großen, runden, glühenden Augen gierig auf ihn gerichtet habe. Pablo aber hatte keine andere Waffe als einen doppelt zugespitzten Stab, gegen den gräßlichen Feind, der ihn auf einen B ssen zu verschlingen drohte. Langes Besinnen war unter dem Wasser, wo der Athem auszugehen drohte, nicht am rechten Ort. Er schwamm deshalb augenblicklich zu einer andern Stelle des Felsens, indem er hoffte, der Aufmerksamkeit seines Feindes zu entgehn. Als er aber von Neuem emporblickte, sah er auch hier den Hai, wie den Raubvogel über seiner Beute schweben. Nun schien es für Pablo keine andere Wahl zu geben, als entweder sich selbst zu ersticken oder sich vom Hai verschlingen zu lassen. Aber in diesem entscheidenden Augenblicke, wo ihm schon der Odem vergehen wollte, fiel ihm noch ein Drittes ein, und dieses wurde sein Retter. Er erinnerte sich, daß der Fels auf der einen Seite eine sandige Stelle habe. Dahin schwamm er sogleich, rührte mit dem spitzigen Stab den Sand auf, und machte das Wasser so trübe, daß er weder das Ungeheuer, noch dieses ihn sehen konnte, und in diese Wolke von Sand verhüllt, schwamm er schnell nach einer andern Richtung, tauchte auf und kam obwohl gänzlich erschöpft, wieder auf's feste Land.

Das freundliche Wort und die sechs Gulden.

Christian Tintenfinger war seit seiner Jugend ein gar seltsamer Mann und seit vielen Jahren ein Tagschreiber. Er nahm wöchentlich sechs Gulden ein, und hatte ein Weib und fünf Kinder und dennoch alle Abende, außer am Samstag, ein freundliches Gesicht. Das kam daher: Wenn Christian Tintenfinger Schlag sechs Uhr seine Tagschreiberei aus der Kanzlei in das nebenanstoßende Bureau des Hrn. Hofrathes brachte, nahm sich dieser zwei Minuten Zeit, sah die Schrift durch, faßte mit der Linken die Rechte unseres, unter einem Winkel von 60 Grad vorgebeugten Tintenfinger, drückte sie ein wenig und sagte: Ich bin mit Ihm zufrieden. Nach dieser Rede kam jedes Mal noch eine kleine Frage über Tintenfingers Familie; z. B. Was machen seine Buben? — Wie alt ist sein kleines Mädchen? — Haben sich gestern seine Kinder vor dem Donnerwetter nicht gefürchtet? u. dgl. So setzte der Hofrath Tintenfingern alle Mal ein heiteres Gesicht auf, welches dieser auch immer wohlerhalten nach Hause brachte, zur größten Freude seiner Frau und seiner lieben Kindlein. Am Sonnabende aber brachte er sechs Gulden statt des fröhlichen Gesichtes heim, weil Tintenfinger, wie schon oben gesagt wurde, ein gar seltsames Männchen war. Am Samstage nämlich, wenn Tintenfinger in das Bureau trat, war der Hr. Hofrath nicht da, sondern der gestrenge Herr Sekretär. Tintenfinger überreichte diesem die Tagarbeit mit einer Verbeugung, dies Mal von 70 Grad; doch der Herr Sekretär bemerkte dieselbe nicht, weil er den unbedeutenden Mann nicht ansah, sondern blos die Worte seitwärts hinschnarrchte: Da hat Er sein Geld, und die Schriften leg' Er nur dort hin! Tintenfinger sagte dann alle Mal: Ich wünsche eine geruhsame Nacht, Herr Sekretarius! nahm das Geld und brachte es nach Hause; — aber ein fröhliches Gesicht brachte er dann nicht mit.

Der Berggeist und der Hirt.

Die Bewohner des Ormondthales sind verwegene, unermüdliche Gemsenjäger. Einst, so erzählt man, lebte dort ein junger Hirt, der wenn ihn die Jagdlust ergriff, seine Heerde verließ, um im Gebirge den Gemsen aufzulauern. Keine Vermahnungen seiner Eltern, keine Gefahr brachte ihn davon ab. So befand er sich denn eines Abends als schon die Dunkelheit hereinbrach, wieder einmal in Mitten furchtbarer Abgründe auf dem Anstande. Da zog ein schweres Gewitter herauf und der Hirt sah sich plötzlich von schwarzer Nacht, die nur von Zeit zu Zeit von den schnellen, flammenden Blitzen grauenvoll erleuchtet wurde, umhüllt. Und nun brach, vom wüthenden Sturme gejagt, auch ein so grimmiges Hagelwetter herein, daß der Hirt nicht wußte, wo er sich bergen sollte. Im Geheul der Windstöße, die in den tiefsten Klüften wiederhallten, verlor er den Pfad und stand endlich, ermattet von Hunger, Schreck und Kälte, auf einer sturmumbrausten Klippe still, jeden Augenblick den nahen Tod erwartend. Da erschütterte jählings ein furchtbarer Knall die alten Alpenthürme, und vor ihm stand, vom Wirbelwinde getragen und in eine feurige Wolke gehüllt, — der Berggeist und bedrohte ihn mit einer Stimme die den Donner überhallte, mit dem Tode, wenn er noch ein Mal sich unterfangen werde, des Geistes friedliche Heerde, die Gemsen zu verfolgen. Und in demselben Augenblick war der Geist auch wieder in der Sturmwolke verschwunden und mit dem Geist das Ungewitter. Der helle Mond hub sich hinter den Tannen empor, und beleuchtete die Pfade mit sanftem Licht, der Hirt stieg wieder in das Thal hinunter und hütete sich in Zukunft, die Heerde des Berggeistes wieder zu beunruhigen.

Die gräfliche Familie Molo im Frickthale.

Eine Herznacher Sage.

Es lebte einmal im untern Frickthal ein Knabe, den man nur „Eseli“ nannte, sintemal er ein gar beschränkter Kopf war. Derselbe

bige ſollte, dieweilen er nichts Rechtes ſonſt faſſen konnte und keine Kraft zum Schuſter- oder Metzger-Handwerk beſaß, ein Geiſtlicher werden, wurde auch derohalben nach Augsburg, wo die abergläubiſchen Betbüchli gedruckt werden, entſandt und ging da in die theologiſche Schule, die bekanntlich nur von Letzköpfen und abgeſtandenen Studenten beſucht wurde. Daſelbſt erlernte er denn nothdürftig und mit großer Mühe die lateiniſchen Buchſtaben, das Meſſeleſen, das Taufen und etwas Predigen, kam wieder heim, und wurde dann bald von einer Kaplanei zu Rheinfelden weg, an eine Pfarre zu oberſt im Frickthal, gewählt — zum Erſtaunen der Einen, zum Gelächter der Andern, die da fragten: „Iſt Saul auch unter den Propheten?“ Da machte er gar bald allerhand dummes Zeug, plauderte von der Kanzel herab, ſtatt zu predigen, gemeinhin vielerlei Firlifanz, führte neue Feſte ein, langweilte durch ſtundenlanges Meſſeleſen das gute Volk, verbreitete allerlei einfältige Andachts- und Betbüchli, haßte die Schulen und die Volksbildung, rannte den Möncherein und Jeſuitenſitzen nach und ſchmarotzte alle Klöſter aus, wußte durch hundert Phariſäerſprünge dem dummen Pöbel und den Aegydlern am Schwarzwalde die Batzen aus den Taſchen zu locken, und durch Roſenkranzplapperei, durch Segnungen, durch Vertheilung des Wunderblechs und des heiligen ſchweinsledernen Gürtels, durch Beichterei und durch klägliches Gejammer über Religionsgefahr zu kirren und ſich in den Ruf eines eifrigen Seelenhirten zu ſetzen. Die Kranken plagte er auf ihrem Sterbebett, bis ſie ihm Vermächtniſſe und Jahreszeiten verteſtirten, und war wie Verwalter aller vermöglichen Wittwen. Ihn unterſtützten treulich ſeine zwei Schweſtern, die den Hexen vom Blocksberge ähnlich ſahen, und deßhalb gemeinhin nur die „Drachenſchweſtern“ zubenamst wurden. Wer ſie von Weitem ſah, kreuzte ſich vor ihnen und ging ihnen aus Weg, denn ſie hatten giftige Zungen. Und ſo ein Bäuerlein in's Pfarrhaus kam, um den Seelſorger um die Taufe für ein Kind oder um die Begräbniß eines Anverwandten zu bitten, wußten die Drachen ihm Meſſengelder und Opfergaben abzulocken und abzubetteln. Einige Schwachköpfe gaben's her, dieweil ſie eben dumm waren und den habſüchtigen Pfarrer und ſeine zwei Drachen fürchteten. Jetzt gab ihm der Geiz noch gar in den Sinn, von Babilon her (Apocalyps. XVII.) ein Heiligengerip zu verſchreiben, es von den Nonnen in der Au zu Einſiedeln mit bunten Farben, Sammetlappen, falſchem Geſteine und allerhand glänzendem Zeuge ausſtaffiren und auf den Altar zur Anbetung, wie einen Oehlgötzen ausſtellen zu laſſen. Er veranſtaltete dazu ein großes Heidenfeſt, drei andere Baalspriester aus der Nähe mußten das Theatermännli in Prozeſſion herumtragen, und er nannte das zuſammengeſtickte Knochenwerk den „heiligen Felix Jahn oder Felician“ bei Lebzeiten Guardiknecht zu Rom, und gewann am ganzen Knochenhandel, an Opfern und Meßgeldern viele hundert und hundert Gulden.

Die Hauptſpekulation indeſſen, ſeine Pfarrkirche zu einem verdummenden Wallfahrtsort, wie Lorretto und Mariäſtein und Einſiedeln ſind, zu erheben, mißlang ihm, weil die Frickthaler im Allgemeinen denn doch nicht mehr ſo dumm ſind, und inſonderheit, dieweilen die Knochen auch gar kein Wunder wirken wollten!!! Er hatte auf den vier Endpunkten des Pfarrbannes heilige Knöchli des Guardiknechts eingegraben, und doch — doch hagelte es über die Gemeinde, wie wenn das heilige Gerip nicht da geweſen wäre! Derohalben verfiel der fromme Spekulant gar bald auf ein neues, großartigeres Unternehmen: Er hatte nämlich, um die Wallfahrtsprellerei denn doch durchzudrücken, ſeinen Neffen, einen äußerſt albernen Menſchen in die fette Möncherei nach Einſiedeln als — Student geſchickt, er ſollte alldorten die Kniffe und Pfiffe der Volksverdummung aus dem Fundamente erlernen, ſintemal derſelbe aber einen gar zu dicken Kopf hatte, wurde er nur zum Bedienten und Abwärter der Kranken gebraucht, und ſo geſchah es, daß einmal ein welſcher Student kränkelte und daß ſein Schweſterchen, eine lebendige Italienerin von 14 — 15 Jahren, ihn zu beſuchen nach Einſiedeln kam. Das reizende Weſen machte auf den plumpen Neffen einen Eindruck, wie Schrot auf ein Häſelein, und als der dumme Junge nach dem Frickthal zurückgeſchickt worden, weil er auch gar nichts faſſen konnte, als was ihm unter die Zähne kam, träumte er zu Hauſe Tag und Nacht von der holden Dirne, ſo daß der Oheim hierin den Willen des Himmels riechen wollte: „Die Ehen werden ja im Himmel geſchloſſen!“ Plötzlich langt nun eines Tages nach Jahresfriſt, ein himmliſch ſüßes Briefchen der jungen — Gräfin Molo aus Mailand an, und das reizende Kind bekennt dem Herrn Pfarrer mit welſchem Feuer ihre tiefgewurzelte Liebe zum holdſeligen Neffen, der indeſſen zum Schnürliweber-Handwerk überſprungen war. Berauſcht vom künftigen Glücke der Familie, ſeinen Neffen im Geiſte ſchon als Grafen Molo, ſich ſelber wenigſtens auch bald als Biſchof oder Cardinal wo nicht gar Papſt erblickend, den Wink des Himmels verſtehend und den Jux eines Spaßvogels nicht ahnend, nimmt nun der Pfarrer Karl Borromä Felician weinend Abſchied von den Drachen und vom Bruder, und bricht eilfertig mit ſeinem Neffen, dem gräflichen Bräutigam, auf nach Welſchland, um ſeine Familie in hohen Adelſtand, und ſich ſelber zu einem Kirchenfürſten empor zu heben. In allen Klöſtern und zu Schwyz bei dem Nuntius und bei den Jeſuiten erbat er ſich den Segen auf die hochwichtige Reiſe „Gott will's!!“ Er nahm in der Einſiedelnſchen Probſtei zu Bellinzona einen der daſigen Benediktiner und ein ſtattliches Gefährt mit, und langte glücklich in Mailand an, fragte von Gaſſe zu Gaſſe, von Pallaſt zu Pallaſt nach der heirathsluſtigen, liebekranken Gräfin Molo; ach! nirgends, nirgends konnte man ihm Auskunft geben — dergeſtalt, daß beide hohe Reiſende, der geſoppte Kirchenfürſt Karl Borromä Felician ohne Adel und Biſchofshut und der Neffe leider! ohne die gräfliche Braut, mit langer, langer Naſe abziehen mußten, und daß jener bis an ſein ſeliges Ende — in welſcher Ausſprache ohne Hauchlaut — nur der einfältige Pfarrer „Eſeli“ benamſet wurde.

Kennſt Du das Land, wo die Citronen blüh'n?
Wo im Palaſt die Bräute uns erglüh'n?
Auf Pfarrers Haupt die Inful ſinkt?
Dem Poſamenter auch die Gräfin winkt?
Kennſt Du es nun? Dahin, dahin
Kann doch nur ſo ein Schwachkopf zieh'n!

Auflöſung des Räthſels in No. 39: „Sara. Aras.“
No. 40: „Reif.“

Anagramm.

Das Eine nennt euch einen Bergesrücken,
Er raget rieſig hoch euch gegen Süden. —
Das Zweit' kann uns nach ſchwülem Tag erquicken
Als kühle Speiſ', die Jeglichem beſchieden.

No. 41.

DAS POSTHÖRNCHEN

11. Okt. 1839.

Eine Wochenschrift
für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Alpenhorn mit Posthörnchen zusammen können für 7½ Batzen vierteljährliche Vorausbezahlung auf allen löbl. Postämtern des Kantons Aargau franko bezogen werden. Inserate, frankirt zugesendet, werden unter Verantwortlichkeit des Einsenders gegen Vergütung von 5 Rappen per Zeile aufgenommen; interessante oder erheiternde Mittheilungen mit Verschwiegenheit und Dank.

Tagesbegebenheiten.

Schweiz.

— Man ist im Lande so übel gestimmt gegen das neue Betreibungsgesetz. Darum möchte ein Freund der Regierung und des Volkes beiden gerne einen Wink geben, der nützen könnte. Nicht Betreibungsgesetze sind es, die das Volk drücken können, sondern daß dasselbe gegen üble Betreibung durchaus nicht gesichert ist; daß Einer dabei oft nicht weiß, wo schnell genug das Geld hernehmen, ohne bei aller Ehrlichkeit Gefahr zu laufen, in die Hände eines Wucherers zu gerathen. Man sorge daher, daß das Volk vor dem Wucher gesichert sei, und es wird, etwa die Lumpen ausgenommen, bald nicht mehr vom Betreibungsgesetze gefährdet sein. Je weniger Kredit aber im Lande ist, desto mehr müßt ihr den Wucher fürchten. Denn der große Kapitalist, selbst der ehrliche Mann, gibt dann sein erspartes Geld lieber zum Lande hinaus auf Zins, und im Lande wird man somit gezwungen, sich an den Wucherer zu halten, der sich in diesem Fall schon sicher zu stellen weiß sowohl vor Verlust als Straffälligkeit. Ihr entlehnt z. B. 1000 Fr. auf gesetzmäßigen Zins von 5 Prozent, so zieht er euch vorweg für 2 Jahre Zins ab, ein Profit für den Dienst, den er leistet, von etwa 150 Fr. dazu, und ihr erhaltet auf den auf 1000 Fr. lautenden Schuldbrief etwa 750 Fr. Müßt ihr denn nicht eigentlich 6⅔ vom Hundert bezahlen, ohne daß man einem solchen dafür etwas anhaben kann? Er leiht auf Unterpfand, das ihr ihm selbst zu einem Preise schätzen müßt, daß er dabei wohl besteht, oder das ihr ihm so in Versatz gebt, daß er nachher ganz gut das Eigenthumsrecht ansprechen kann. Im Elsaß ist es so, wie Manche von euch wollen, darum ziehen wir hier die Kapitalien um 1 Prozent wohlfeiler von den Baslern, als die Elsasser. Der Arme dagegen ist dort dem grenzenlosesten Wucher ausgesetzt. Daher kommt es denn, daß auch kein Bauer im Stande ist, aufzukommen, wenn er sein Land nicht gleich baar bezahlen kann. Von dem aber ist eine nothwendige Folge die Theurung aller Lebensmittel, da der reiche Gutsbesitzer seine Pächter und durch diese den Kornpreis im Zwange halten kann. Es gäbe wohl ein Mittel, wodurch alle ehrlichen Männer in den Stand gesetzt würden, in der Noth Geld aufnehmen zu können, ohne den Schuldenboten gleich fürchten zu müssen. Es wurde seit einiger Zeit da und dort schon in Erwähnung gebracht, und ich will es das nächste Mal thun. Es ist zwar nicht leicht, aber es hilft.

— Von der Limmat. Richtig ist's, was der Wächter am Pilatus behauptet: man verspürt in unsern nördlichen und östlichen Bezirken politische Regsamkeit, lebhaftes Besprechen unsers öffentlichen Haushalts, und einstweilen kleinere Vereine, um den Kern größerer zu bilden, und geeignete Petitionen zu bereiten. Man würde sich jedoch trügen, wenn man glaubte, diese politische Aufregung wäre uns vom Züriputsch hergekommen, und als beabsichtigten wir Aargauer einen Nachdruck des zürcherischen Schandwerkes; an Hessen und Sulzern würde es ohne Zweifel auch uns im Verfolge nicht fehlen, aber das Aargauer Volk will keinen Umsturz, keine gewaltsame Hemmung der durch die gute Verfassung möglichen Fortschritte, es will keinen Verfassungsbruch, sondern es will Fortentwickelung und Verbesserung der Verfassung, aber mit Entschlossenheit und auf gesetzlichem Wege, das Brenneisen in der Hand, um alle Geschwüre auszusengen, die sich besonders seit zwei bis drei Jahren am Haupte und Untergliedern gebildet; es will einige durch die zehnjährige Erfahrung gebotenen Verbesserungen in der Verfassung, aber nahmhafte Veränderungen im regierenden und im o. und u. gerichtlichen Personale. Die übrigen Begehren des Volkes, die die Sachen und nicht die Personen beschlagen, so weit sie mir aus den vier nördlichen und östlichen Bezirken bekannt geworden, gehen auf folgende Gegenstände: 1) auf eine Vermögenssteuer statt der indirecten Abgaben — allerdings zum Besten des gemeinen Bürgers und des Landmanns. 2) Auf nochmalige Heruntersetzung des Salzpreises und Bezug desselben aus Schweizerhall. 3) Auf zwanglose Ablösung der Bodenzinse. 4) Auf Zurücknahme des Betreibungsgesetzes. 5) Auf Beschränkung des Advokaten-Unfuges. 6) Abschaffung der Straßeninspektoren als eines fünften Rades am Staatswagen. 7) Auf Reduction der dreißig Schulinspektoren auf fünf für den ganzen Kanton; von jenen dreißig verstehen ja über zwanzig keinen Pfifferling vom praktischen Schulwesen, und

keinen Deut vom — theoretischen!! 8) Verbot zu wirthen für Bezirks- und Friedensrichter, Amtmänner und Ammänner. 9) Reduction der neun Reg. Mitglieder auf sieben und bessere Besoldung für sie, und einige andre Beamte. 10) Geeignetere Eintheilung des Kantons in Bezirke und Kreise. 11) Sechsjährige Bestätigung der Geistlichkeit in ihren Stellen und veränderter Concursprüfungs-Modus für die katholischen Bewerber um Pfründen, da die dermalige Prüfungskommission in ihren Mitgliedern nichts weniger als geeignet ist, Zutrauen einzuflößen. Von der Wahl der Geistlichen durch die Gemeinden will das Volk kluger Weise nichts wissen, sondern sie gern einer weisen, volksthümlichen Regierung überlassen. 12) Dagegen dann Genuß des passiven Wahlrechts zu Gunsten der Geistlichkeit und zwar der republikanischen Gleichheit wegen. Das Volk will kein Vorrecht und kein Unrecht mehr, sondern — Rechtsgleichheit für Alle und Jeden!

— Es ist eine alte, abgemachte Thatsache, daß, seit die Aarauer im Revolutions- und Freiheitsschwindel ihre Brünnlein des Lebens verschossen, d. h. durch unüberlegte Freudenschüsse verscheucht haben, man im Haupt- und Residenzort des Kantons Aargau sehr an Mangel von gutem, reinem Wasser leidet. Dieses ist nicht etwa nur die Meinung von einigen jungen, naseweisen und tadelsüchtigen Brauseköpfen, es ist die alltägliche Klage von Jedermann, d. h. von Groß und Klein, Alt und Jung; selbst achtzigjährige Greise klagen über das ungesunde Wasser, und alte Weiber können ihre Zungen nicht genug bewegen, um die Schädlichkeit desselben darzuthun; ja alte Jungfern behaupten sogar, daß das Wasser allein Schuld sei, daß sie bis dahin noch keinen Mann bekommen. Was Wunder also, daß sich die jungen Mädchen vor dem Wassertrinken fürchten, und Junggesellen lieber das Traubenblut von jenseits der Aare in Anspruch nehmen, um ihren Durst zu stillen!? Wird eine liebreiche, sonst nicht so unansehnliche Dame allenfalls durch ein nicht ganz schlankes Häschen verunstaltet, wer trägt da die Schuld, als das Wasser? Wird ein Ehemann seiner treuen Hauskunkel zuweilen abtrünnig; woher kommt's? Er trinkt zu viel Wasser. Kurz, alle Unfälle und alle Untugenden der ganzen Bevölkerung werden dem Wasser zugeschrieben. Es muß daher Niemand befremden, wenn die Bewohner Aarau's mit freudigem Enthusiasmus erfüllt wurden, als sie erfuhren, daß bald ein reinerer, frischerer und gesunderer Born in ihre Straßen geführt und sie somit wie durch ein Wunder von allen seit Jahrzehnten sie drückenden menschlichen Plagen befreit würden. In einer Gesellschaft ist nämlich die Anregung gemacht worden, ob die Quelle im Telli-Moor durch künstliche mechanische Einrichtung nicht in die Stadt getrieben werden könne? und eine Kommission von sachverständigen und klugen Männern wird den Antrag in reifliche Erwägung ziehen und die Art der möglichen Ausführung erörtern. Wenn auch die Sache an sich wohl etwas schwierig und mit nicht ganz unbedeutenden Kosten verbunden sein könnte, so ist ein solch kühner Gedanke, wodurch so unsäglichem Uebel abgeholfen werden könnte, immerhin höchst anerkennenswerth, und die gesammte freudensammelnde Einwohnerschaft wird um so weniger weder sich von allfälligen Hindernissen abschrecken lassen, noch Kosten sparen, da für sie dadurch alles irdische Wohl und selbst die jenseitige Glückseligkeit wieder aufkeimen könnte.

— Wenn sich gewöhnliche Menschen durch die Presse beleidigt glauben, so bedienen sie sich derselben wieder als Gegengift; da aber ein Pfarrer nicht zu den gewöhnlichen Menschen gehört, ja manchmal des Schreibens nicht einmal wie ein heutzutägiger gewöhnlicher kundig ist, so kam unser Erlinsbacher Hochwürden auf den Gedanken, sich durch seine Beredsamkeit auf offener Straße zu messen; indem er glaubt, es sei seine Pflicht, als Seelenhirt die gottlosen und pflichtvergessenen Erlinsbacher so viel möglich von Speck und Wurst abzuhalten. Ja er glaubt zu wissen, daß Reformirte, bei welchen Katholiken ihr Brod verdienen, sich selbst darüber ärgern, daß Letztere an sogenannten Fasttagen sich so leicht über ihr Verbot wegsetzen können und mit Ersteren Fleisch essen. Ja der Hochwürden versteigt sich weiter, und will behaupten daß viele Protestanten in diese römischen Speck-, Wurst- und Schmutz-Gesetze viel mehr verliebt seien als so viele ungläubige Katholiken, und daß den Ersteren die Augen aufgehen und sie einsehen, daß die römische Religion doch die einzige sei, durch welche man könne selig werden. Ja dieser Geistliche behauptet, daß wenn er zu den Reformirten reden könnte, wie zu den Katholiken, er sie bald in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zurück führen würde. Um sich von dieser seiner großen Rednerkunst zu überzeugen, mögen jene reformirten Mitbrüder, denen ihr Seelenheil am Herzen liegt, an einem Sonntag seine Predigten und Christenlehren anhören, und mit uns dessen Geist bewundern, wie er nicht Worte genug finden kann, um zu beweisen, wie heiß die Hölle sei. — Wir Erlinsbacher können vom Glauben nur so viel sagen, daß wir die reformirte Aargauer-Zehntrechnung billiger finden, als jene von Ihro Hochwürden.

Eine Stimme von Erlinsbach.

— Ein Mann aus der Gegend von Bely beschlich zur Nachtzeit die Hürde eines Landmanns zu Münsingen, und stahl ihm die Kuh aus dem Stall. Der Rückweg mußte über die Aare genommen werden. Um aber auf der Brücke nicht etwa vom Zoller entdeckt zu werden, führte der Mann die gestohlne Kuh ans Aarufer, entkleidete sich, band ihr die Kleider zusammengewickelt zwischen die Hörner und ritt jetzt trostlich über den in dortiger Gegend weder breiten noch sehr tiefen Fluß. Am jenseitigen Ufer glücklich angelangt, nahm der Dieb behende auf einmal einen gewaltigen Sprung zu Boden, die Kuh erschrack, riß das Handseil ihm aus der Hand, und huch in den Strom zurück. Der Mann konnte nicht schwimmen. Jammernd, fluchend, schimpfend sprang er auf und nieder, aber da war nichts zu machen, keine Stelle war zu erblicken, wo er ohne Gefahr des Lebens hätte durchkommen mögen. Das Leben aber war ihm theurer als Kleider und Kuh. Ehe der Tag anbrach, schlich er beschämt und traurig, und fast erfrierend nach seiner Wohnung zurück. Die Kuh aber hatte ihren Heimweg schneller gefunden. Mit dem Kleiderbund zwischen den Hörnern stand sie vor Stallthüre, als die Leute früh Morgens heraustraten. Das Unglück wollte, daß die Kleidungsstücke, welche die Kuh über den Dieb erbeutet, sein Verräther sein mußten. Er sitzt in Gewahrsam, und hat jetzt Zeit über sein geniales Abentheuer bußfertig nachzudenken. Sol. Bl.

— Ein betrübendes Unglück hat sich kürzlich auf Sool ereignet. J. Wild, Wirth im Grund in Schwanden stellte, vom Schießplatz zurückgekehrt, einen geladenen Stutzer in eine Ecke eines

Wirthshauses auf Sool. Ein gewisser Jenni, nicht ahnend, daß der Stutzer geladen, nimmt ihn später in die Hände, und will mit dem Abschießen eines Käppchens ein Licht in der Wirthsstube auslöschen. Er schießt und die Kugel streift den Unterleib des Tagwenvogt Luchsinger auf Sool und fährt dann in seinen Arm, wo sie stecken blieb, und am folgenden Tag, der starken Geschwulst wegen, ungeachtet aller ärztlichen Anstrengung, noch nicht heraus genommen werden konnte. Der Getroffene ist ein Vater von vier kleinen Kindern. Man hofft, daß er noch zu retten sei. Ein neuer schrecklicher Beweis, daß man keine geladenen Gewehre herumstellen, und überhaupt überall mit Vorsicht zu Werke gehen soll.

Ausland.

— Im Monat September hat sich in Frankfurt folgender seltsame Vorgang zugetragen: Ein achtundachtzigjähriger Greis, der von den Zinsen eines kleinen, in Staatspapieren angelegten Kapitals, ohne Familie in einsamster Zurückgezogenheit lebte, war seit mehrern Tagen nicht gesehen worden, als sich in dem Hause wo er eine Wohnung in Miethe hatte, ein Modergeruch verbreitete, dem man nicht so leicht auf die Spur kommen konnte. Man gelangte endlich zum Zimmer des Greises, dessen Thür, da sie von innen verschlossen war, aufgesprengt wurde, und worin man dessen Leichnam mit allen Merkmalen der Verwesung fand. Der Tod hatte den Alten auf natürlichem Wege ereilt.

— Das Städchen Bärnau in Baiern wurde am 21. September durch eine heftige Feuersbrunst in Asche gelegt; von 278 Häusern wurden nur 4 von den Flammen verschont. Da der Brand an verschiedenen Orten zugleich ausbrach, so unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß das Feuer absichtlich angelegt war.

— In Preußen werden an manchen Orten auf dem Lande jetzt Vereine zur Lesung gemeinnütziger Schriften gestiftet, die zur Bildung und Belehrung der Landleute wirken sollen. Jeder Hausvater zahlt monatlich ein Geringes zur Anschaffung zweckmäßiger Bücher, die in den Gemeinden umlaufen, und nach und nach jedem Kirchspiele eine Bibliothek liefern sollen. Die Regierung unterstützt diese erfreulichen Versuche, denen die größte Verbreitung zu wünschen ist. In vielen Landstädten bestehen schon seit Jahren ähnliche Vereine mit dem besten Erfolge, die manchen Literaturzweigen bedeutenden Nutzen gewähren. — Lebhaft wird auch die Bildung freiwilliger Forstschutzvereine angeregt und von der Regierung unterstützt, welche darin mit Recht eines der wirksamsten Mittel gegen den verheerenden Holzdiebstahl erkennt. Alle Mitglieder dieser Vereine machen sich anheischig, kein gestohlenes Holz zu kaufen und zur Entdeckung von Forstfrevein nach Kräften beizutragen.

— Am 3. October bestieg eine Anzahl Rekruten den Drachenfels am Rhein. Einer derselben kletterte hoch in die Thurmruine hinauf, um den vielen an die Wände hingeschriebenen Namen den seinen hinzuzufügen. Unglücklicher Weise löste sich ein Stein, auf den er sich stützte, ab; er fiel und blieb leblos mit zerschmettertem Körper am Boden liegen.

— In Paris ist ein Bijoutier mit Frau und Associe verhaftet worden. Er nahm Kinder vom Lande auf bestimmte Zeit und unter der Klausel, daß sie während derselben das Haus nicht verlassen dürften, in die Lehre, und hielt sie unter den ärgsten Mißhandlungen, bei trockenem Brot und schlechtem Gemüse, achtzehn Stunden des Tags zur Arbeit an. Sie mußten in einer elenden Dachkammer schlafen, und bei Vergehen wurden sie an einen eisernen Ring im Keller angeschlossen und dort geschlagen. Eins dieser armen Geschöpfe war von der Frau einmal sogar mit einem glühenden Eisen gebrannt worden.

— Vor Kurzem zog ein Chirurgus in Calais aus der Schulter eines jungen Mädchens eine Haarnadel, welche das Kind einige Wochen früher verschluckt hatte. Sie war in der Kehle stecken geblieben und durch die Bewegung der Muskeln in die Schulter getrieben worden, ohne dem Kinde den geringsten Schmerz zu verursachen. Ein anderes kleines Mädchen entdeckte die Nadel, indem es jenem zufällig seine Hand auf die Schulter legte und sich stach.

— Ein Kind von sechs Jahren hat in Begleitung seiner Mutter, einer Madame Chollet, glücklich den Pic du Midi, einen der höchsten Berge der Pyrenäen erstiegen, was oft die muthigsten Männer nicht unternommen haben.

— In den französischen Besitzungen in Afrika befinden sich gegenwärtig an 2000 Schweizer, theils in glücklichen Verhältnissen, theils auf dem Wege, in dieselben zu treten. Nur Wenige haben ein wirklich klägliches Loos gefunden. Der Handel zwischen der Schweiz und Algier hat seit einigen Jahren besonders in Baumwollen-Zeugen regelmäßig zugenommen.

— In Gent ist am 2. October eine kleine Emeute ausgebrochen. Auf dem Freitagsmarkt rissen die Arbeiter den Freiheitsbaum um, zogen bewaffnet über den Platz und parodirten den Marsch der Soldaten. Da eine Infanterie-Abtheilung die Masse nicht zerstreuen konnte, rückte der Platzcommandant, Obrist van de Pole, an der Spitze einer halben Schwadron Kürassiere an, die vom Pöbel mit Steinen bewillkommnet wurden; dessen ungeachtet gelang es dem Commandanten, die Ruhe wieder herzustellen.

— Es ist eine traurige Thatsache, daß in der ungeheuren Stadt London Tausende des Nachts keine Stätte haben, wo sie ihr Haupt niederlegen können. Da ist äußerstes Elend neben schwelgerischer Pracht, indem es auch hinwieder Familien genug gibt, die an 10,000 — 100,000 Pf. St. und mehr jährlichem Einkommens haben. — Die Bank von London war nahe daran, ihre Zahlungen einstellen zu müssen, was einen enormen Verlust über ganz Europa gebracht hätte. Noch ist die Gefahr nicht ganz vorüber, obgleich die Pariser Bank mit etwas beistehen will.

— Das „Morning Chronicle“ erzählt in einem Schreiben aus Berlin vom 18. Sept. Folgendes: Im Laufe dieses Sommers lag einige Zeit eine russische Fregatte vor Swinemünde; einer der Matrosen hatte am Lande zu viel getrunken und kam des Nachts nicht auf das Schiff; als er am nächsten Morgen daselbst eintraf, befahl der Kapitän, ihn todt zu prügeln. Dem Befehle ward Folge geleistet, und der Schuldige blieb dem Anscheine nach todt liegen; wenige Minuten darauf gab er wieder Lebenszeichen von sich, worauf der Kapitän selbst das Strafinstrument ergriff, und ihn durch einen furchtbaren Schlag auf den Kopf völlig tödtete. Derselbe Kapitän erschien auf einem Ball in Swinemünde in Begleitung eines in gewöhnlicher Matrosentracht gekleideten Dollmetschers, dessen Benehmen jedoch eine höhere Erziehung verrieth. Als man sich nach ihm erkundigte, erfuhr man, daß er früher

dasselbe Schiff als Kapitän befehligte, wo er jetzt als Gemeiner diente; er wurde degradirt, weil er das Unglück hatte, daß zwei seiner Mannschaft desertirt waren.

— Durch aufgefundene Briefe in Portugal ist eine vielverzweigte miguelistische Verschwörung entdeckt worden, an deren Spitze Antonio de Albuquerque, ein reicher Gutsbesitzer und Verwandter der Gräfin Almaida stand. Derselbe ist verhaftet worden.

— Es ist gefährlich, den König beider Sizilien anzutreffen, wenn er in den Straßen seiner Hauptstadt herumfährt und selbst seine Pferde leitet. Am 3. Sept. hatte ein Miethskutscher das Unglück, durch die Toledostraße zu fahren, in dem Augenblicke, als der König von Neapel in seinem Tilbury durch dieselbe Straße fuhr. Da die Pferde des Miethskutschers müde waren und nicht schnell genug laufen konnten, so mußte der König ungefähr fünf Minuten in der Straße warten. Der arme Kutscher ist deshalb zu folgenden Strafen verurtheilt worden: zu viermonatlicher Haft; seine Kutsche soll im Hofe des Palastes Granili in feierlichem Auto-da-Fe verbrannt werden; das Eisen der Kutsche und die Pferde sollen zum Besten der Armen verkauft werden.

— Bei hellem Tage werden in Palermo Leute in den Straßen angehalten und beraubt, ohne daß die Polizei oder das Militär diesem Unfuge ein Ziel zu setzen im Stande ist. Vor einigen Tagen wurde das große Fabrickhaus eines schweizerischen Kaufmanns in der Nacht von zwölf Räubern angegriffen. Der Portier und ein Kommis, die einzigen Bewohner desselben, setzten sich zur Wehre, wurden aber geknebelt und mißhandelt. Auf ihr Geschrei eilte eine vorüberziehende Militairpatrouille herbei und stellte sich ganz unthätig verbleibend vor dem Hause auf. Aber als aus den nahe liegenden Gebäuden die Arbeiter herbei stürzten, um unter Leitung ihres Prinzipals die Diebe zu verjagen, verweigerte ihnen die Patrouille den Eintritt in das Haus mit der Entschuldigung, die Polizei müsse zuerst gerufen werden. Bis letztere endlich herbei gerufen wurde, waren die Räuber von einer andern Seite mit Kasse und Waaren entwischt.

— In den Goldbergwerken des General-Lieutenants Shemtschuhnikow im Werchneural'schen Kreise des Gouvernements Orenburg, hat der Verwalter dieser Minen einen großen Diamanten aufgefunden, der von gelblicher Farbe ist und ⅞ Karat wiegt.

— In den ersten Tagen des August zeigte sich in Rußland zwischen Wosnessensk und Elisabethgrat eine seltene Lufterscheinung. Eine heiße Luftsäule bewegte sich nämlich über eine Strecke von einigen 40 Werften, und erstickte vierfüßige Thiere, Vögel und selbst Menschen. Es war dabei nicht das geringste Geräusch zu vernehmen, und Personen, welche die Wirkungen dieses Phänomens sahen, ahnten die wahren Ursachen derselben nicht.

— Die Nachrichten aus Athen lauten noch immer nicht ganz befriedigend. Zwar befand sich König Otto und die Königin fortwährend sehr wohl, aber an den Gränzen treiben die Räuber ihren Unfug wo möglich ärger als je, und in der Hauptstadt, wie im ganzen Lande, litt die Regierung vornehmlich durch die Feindseligkeit einer immer leidenschaftlicheren Presse und durch Mangel an Geld.

— In Salonichi sind mehr als 1200 Häuser mit allen Waarenvorräthen der Franken in Rauch aufgegangen und der Schaden beträgt gegen 20 Millionen Piaster. Die ganze dortige christliche Bevölkerung ist am Bettelstabe.

— Nach Briefen aus Tunis beunruhigt den Bey der Besuch des Herzogs von Orleans in Afrika sehr. Er hat die Aufstellung eines starken Truppenkorps an seiner Grenze beschlossen, und ist von Goeletta nach Tunis gegangen, um persönlich alle Anordnungen zu treffen. Seine Armee ist in zwei Corps abgetheilt, die sich in Bicerta und Keff aufstellen sollen. Doch ist der Bey sehr zu einer freundschaftlichen Auseinandersetzung mit Frankreich geneigt.

— Die chinesische Kaiserfamilie zählt gegenwärtig nicht weniger als 6000 Mitglieder, die fast alle musikalisch sind. Viele von ihnen blasen sehr gut die Flöte. Wenn jeder dieser Prinzen eine Appanage erhält, so sind die armen Chinesen, die nach deren Pfeife tanzen müssen, innig zu bedauern.

An alte Hetz- und Klatschbasen.

Der schlimmste Krebs im lieben Ehestande,
Ist eine Schwiegermutter, eine alte Tante.
Ein's oder 's Andre fühlt in schwerer Wucht
Der Alten Neid und ihre Eifersucht.
Sie ärgern sich, Genoss'nes nun zu missen,
Belasten keck ihr eigenes Gewissen
Mit Untergrabung ehelicher Ruh
Und ehelichen Friedens ihrer Kinder.
Und brennt des Haders Flamme, schüren sie dazu. —
Was klatschet ihr gleich einem argen Sünder,
Und streuet aus der bösen Zwietracht Gluth?
Seid ihr denn Menschen, oder Satansbrut?
Was hetzt ihr auf, und lästert so, und tadelt? —
Denkt: Was die Alten krönt und junge Herzen adelt,
Ist Christi Liebe und Verträglichkeit.
Drum laßt uns Ruhe und Zufriedenheit!
Sonst werdet ihr gewiß, gleich vielen andern,
Statt hin zur sel'gen Ruh, zur heißen Hölle wandern.

Ein gesitteter Knabe könnte bei einem Buchbinder, der auch Futteralarbeit macht, in die Lehre treten. Wo, sagt auf frankirte Anfrage die Expedition dieses Blattes.

— Beim Verleger dieses Blattes ist erschienen und um 6 Bz. zu haben:

Ueber die vielen und langen Prozesse und ihre Vermeidung durch Einführung freier Schiedsgerichte für bürgerliche Rechtsstreitigkeiten Von einem Freunde des Volkes und Rechts.

Ferner:

Neues und unterhaltendes Frag- und Antwortspiel in 64 Fragen und ebensoviel Antworten; 2 Bz. Auf Kärtchen gezogen 4 Bz.

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau.

No. 42. 18. Okt. 1839.

Das Alpenhorn,

ein Volksblatt

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Zweiter Jahrgang.

Mißtrauen will ich eilen zu zerstreuen, Versöhnen sei mein Werk, und nicht Entzweien:
Auf daß auch ich in stillem Frieden wohne, und mich der Menschen Tadeleifer schone.

Geisterstimme.

Auf jenem Grab ein Sänger sitzt,
Am Grabe seiner Liebe;
Er hat die Hand auf's Haupt gestützt,
Das Herz ist ihm so trübe.
Die grauen Nebel wallen,
So feuchte um ihn her,
Die Sterne sind erloschen
Im dichten Nebelmeer.

Aus seiner Laute weckt er nicht,
Die zarten, süßen Lieder,
Der Mondschein blinkt so nebelicht
Auf's Gold der Saiten nieder.
Doch plötzlich fließt der Nebel
Vom blauen Himmelszelt,
Und droben blinkt und leuchtet
Die schöne Sternenwelt.

Da wird das Herz ihm wohl und leicht,
Er greifet in die Saiten,
Er fühlt wie ihm der Kummer weicht
Durch seines Lied's Bedeuten,
Und aus dem Grabe klingt es,
Wie holder Sphärenklang,
Aus Laub und Büschen rauschet
Ein sehnsuchtsvoller Sang:

„O mein Geliebter, traure nicht,
„Bin ich auch von Dir ferne;
„Der Liebe schönes Rosenlicht
„Strahlt auch auf jenen Sterne!
„Wenn Du die Saiten rührest,
„Dann steig' ich aus der Gruft,
„In Tönen schweb' ich wieder,
„Wenn Deine Stimme tönt."

Maskenball-Abenteuer.

Eben brachte der Jokei die Zeitungen. Arthur, in die blaßblauen Wölkchen seiner Dos-Amygos-Cigarre eingehüllt, schob die japanische Tasse, woraus er seinen Kaffee geschlürft, bei Seite, nahm den Vert-vert und durchflog das Programm der Schauspiele.

Maskenball im Théâtre des Variétés, rief unser Dandy, die Aschenspitze seiner Havannah an der Divanlehne abstoßend: par dieu! einen Maskenball darf ein Lebemann wie ich niemals versäumen. Da knüpft man im Handumdrehen ein ganzes Alphabet neuer Liebschaften an, da giebt's zärtliche Blicke, Billetdoux, Intriguen, Späße und dann und wann auch ein kleines Duell. Qu'importe? Meine Rappiere fangen zu rosten an, ich habe mich schon sechs lange Wochen mit Niemanden geschlagen, es ist Zeit, daß ich Händel suche, sonst verliere ich die Routine. Holophernes, rief er.

Der kleine, himmelblaue, silberbetreßte Jokei trat ein.

Putze meine Rappiere, lade meine Pistolen und lege mir meinen rosenfarbenen Domino zurecht, ich will heute den Maskenball besuchen.

Der Kleine eklipsirte sich, kam aber bald zurück.

So eben brachte man diesen Brief.

Gieb her. Goldschnitt — rosenrothes Papier — ein Siegel mit einem Bouquet und der Inschrift: Lis et crois — das ist ein himmlischer Duft! Blüthe aller Jokei's, rieche und sage mir, wie heißt dieser Parfüm?

Patchouly.

Getroffen, Holophernes, getroffen. — Was wohl dies Billet enthalten mag? Voyons! „Eine Wittwe, die schon seit Monden das Bedürfniß fühlt, Herrn Arthur näher kennen zu lernen, wird heute den Maskenball im Théâtre des Variétés besuchen." Hörst Du, mein Holophernes? Eine Wittwe fühlt das Bedürfniß, meine Bekanntschaft zu machen. Ich bin bei'm Mahomet! ein geplagter Mann — zur Zeit des Carnevals giebt's der Wittwen so viele! Aber weiter: „Die Unterzeichnete wird als Colombine erscheinen, die Sie an einem blauen Bande und einer weißen Rose, womit ihr Hut geschmückt, leicht erkennen werden." Blaues Band — weiße Rose — nötire Dir das, Holophernes! „Sie werden ersucht, als Arlequin zu erscheinen und Ihren Hut ebenfalls mit einem blauen Bande und einer weißen Rose zu schmücken. Amalie von D..." Die gute Dame

ist verrückt — wie kann sie einem Manne, wie mir, zutrauen, mein edles Ich in die bunten Lappen eines Arlequins zu hüllen!

Du ärgerst Dich? fragte der eben eingetretene Edgar, worüber so empört?

Eine Wittwe, die das Bedürfniß fühlt, mich heute Abend auf dem Maskenball kennen zu lernen...

Gratuliere...

Höre nur — diese Wittwe verlangt von mir, daß ich als Arlequin erscheinen soll.

Unglaublich!

Lies und überzeuge Dich.

Crasse Zumuthung!

Ich hätte große Lust, gar nicht hinzugehen.

Wer weiß, ob es auch der Mühe lohnt.

Reden wir von etwas Anderm. Hast Du mit dem Pferdephilister gesprochen?

Eben war ich dort...

Und was sagt er?

Er habe schon vor zehn Tagen den fälligen Wechsel von 3000 Fr., die Du ihm für die Apfelstute Judith schuldest, einem Freunde cedirt, der, so viel er wisse, bereits auf Personalarrest angetragen.

Auf Personalarrest, ha, ha.

Du lachst? welch ein Leichtsinn!

Sei unbesorgt, Edgar. Das wäre der erste Huissier, dem die Kunst gelänge, mich zu erwischen. — Vor zwei Monaten ward ich von dreien zugleich verfolgt — ich lasse mich nicht fangen, das wissen die Herren und geben sich gar keine Mühe mehr, meiner habhaft zu werden.

Vorsicht...

Ist die Mutter der Weisheit, willst Du sagen; wenn's darauf ankommt, bin ich sehr vorsichtig — so z. B. werde ich heute Abend — doch halt ich will schweigen.

Ich an Deiner Stelle gienge lieber gar nicht hin, sagte Edgar und zündete sich ebenfalls eine Havannah an.

Die Freunde rauchten noch ein Weilchen und gingen dann spaziren.

II.

Im Théâtre des Variétés wogte eine bunte Fluth von Masken, die, zu tausend tollen Streichen aufgelegt, bald hier, bald dort Gelegenheit suchten, sich gegenseitig zu necken, foppen und mystifiziren. Musard's Melodien, die das Heer der Vermummten bald zum Galopp, bald zum Contredanse aufriefen, entzündeten eine so allgemeine, laute, lärmende Heiterkeit, daß der ganze Saal bald in Lust und Jubel schwamm.

Aus diesem Strome neckend durch einander rauschender Masken tauchte plötzlich ein ungemein gewandter Arlequin empor. Sein Hut war mit einem blauen Bande und einer weißen Rose geschmückt. Das konnte kein anderer als Arthur sein.

Wo aber weilt die gleichgeschmückte Colombine, die Wittwe, die seit Monden das Bedürfniß fühlt, Arthurs Bekanntschaft zu machen?

Arlequins Auge schweift durch die dichten Masken-Alleen; wohl gewahrt er mehr als eine Colombine, die aufmunternd seine zärtlichen Blicke erwiedert, aber keine von Allen ist mit den bewußten Zeichen geschmückt.

Arlequin, sollte man dich blos gefoppt haben? Nein, nein, man hat dich nicht gefoppt, denn so eben taucht aus dem Ozean der Masken eine schlankgliedrige, sylphenleichte Colombine empor. Der schwellende Sammt ihres Nackens, die lustigen Ringe ihrer blonden Locken, der schön geformte Arm, das fein gedrechselte Bein ziehen die Blicke aller Masken auf sich.

Wer mag sie sein, diese schöne, schillernde, diaphane Colombine, die, gleich einer leichtbeschwingten Libelle, durch die staunenden Reihen ihrer Bewunderer schwirrt.

Der glückliche Arlequin ist der Einzige, der diese Sylphe kennt, der Einzige, der es weiß, daß diese Maske eine Wittwe ist, die seit Monden das Bedürfniß fühlt, ihn kennen zu lernen.

Und dennoch scheint sie ihn zu fliehen. Arlequin hascht nach Colombinen, wie ein Kind nach einem Falter, der von Blume zu Blume hüpft. Bald zeigt sie sich dort, bald zeigt sie sich hier, und will er sie festhalten, dann ist sie verschwunden.

Räthselhafte Colombine, warum fliehst Du den, den Du suchst? Warum treibst Du mit dem Gegenstande Deiner Liebe ein so grausames Spiel? Arlequin schmachtet — Arlequin seufzt — Arlequin schwitzt — und die Wittwe, die seit Monden das Bedürfniß fühlt, ihn kennen zu lernen, Colombine lächelt — Colombine erscheint — Colombine verschwindet.

Mort de ma vie, das ist zum Rasendwerden.

Plötzlich taucht aus der Fluth der Masken auch ein Pantalon empor, heftet sich wie ein Schatten an Arlequins Ferse und verfolgt ihn wie Mephistopheles den Faust. Der rothstrümpfige Teufel scheint nichts Gutes im Sinne zu führen, denn warum lächelt er so höhnisch, weshalb folgt er ihm Schritt auf Tritt, warum sieht er so häufig auf die Uhr, und warum flieht er so scheu und ängstlich wie ein Dieb, wenn er sich von Arlequin bemerkt glaubt? Ist diese Wittwe etwa keine Wittwe? Ist dieser Pantalon etwa ihr Gemahl, der, von Eifersucht hieher getrieben, auf Rache sinnt. Armer Arlequin, der Du so sorglos Deine Colombine umflatterst, am Ende droht Dir ein Unglück.

Es schlägt Drei. Ebbe tritt in die Fluth der Masken ein. Es schlägt Vier — es beginnt zu tagen — da winkt Colombine mit dem Finger und eilt zur Thür hinaus — Arlequin folgt ihr — Colombine springt in einen Wagen hinein und winkt ihm abermals — Arlequin folgt diesem Wink und sitzt bald darauf neben ihr.

Der geheimnißvolle Pantalon, der Beide einsteigen gesehen, schwingt sich blitzschnell auf den Hintertheil des Wagens.

Der Wagen jagt pfeilschnell durch die schneebedeckten, öden, menschenleeren Straßen.

Schöne Unbekannte! rief Arlequin, mit liebevoller Glut Colombinens Hand an seine Lippen drückend, wie können Sie so grausam sein, mich noch länger auf die Folter zu spannen?! Weshalb wollen Sie noch immer nicht mir Ihr schönes Antlitz zeigen? Weg, weg mit dieser neidischen Larve, die mir so lange Ihre Züge vorenthält.

Sind Sie denn auch wirklich Arthur, mein Arthur? O sagen Sie mir noch ein Mal, daß Sie kein Anderer sind...

Noch ein Mal, ich bin Arthur, nun nehmen Sie aber auch Ihre Larve weg, und lassen Sie mich Ihr holdes Antlitz sehen.

Erst dann, Arthur, wann wir am Ziele sind, wird diese Larve fallen, eher kann, eher darf ich mich nicht demaskiren.

So sagen Sie mir wenigstens, wer Sie sind.

Ich bin — nein, Arthur, ich kann, ich darf es Ihnen jetzt nicht sagen.

Jetzt nicht, wann denn?

Wann wir am Ziele sind, werden Sie Alles, Alles erfahren.

Sie machen mich neugierig.

Dringen Sie nicht in mich, Ihnen früher als es geschehen darf, ein wichtiges Geheimniß zu verrathen.

Ich sitze auf Kohlen.

Ich auch, Arthur.

O, wären wir doch schon am Ziele. Wo wohnen Sie?

Am Ende der Stadt, in der Gegend von Tivoli.

Es ist so finster, daß ich nicht sehen kann, wo wir uns jetzt befinden.

Wir sind in der Rue Caumartin.

Also nicht mehr fern vom Ziele?

Dank dem Himmel, nein!

Doch bevor wir aussteigen, habe ich eine kleine Bitte an Sie.

Welche, meine Theure?

Sie müssen sich jetzt von mir die Augen verbinden lassen.

Die Augen verbinden lassen? Ei, warum denn das?

Sie dürfen das Haus, in dem ich wohne, erst dann kennen, wenn Sie es wieder verlassen.

Weshalb alle diese geheimnißvollen Umstände?

Sie sind zu Ihrer und meiner Sicherheit nöthig.

Eh bien, Madame, verbinden Sie mir die Augen. Blindlings folge ich Ihnen bis ans Ende der Welt.

Sie lieber guter Arthur, hauchte die zärtliche Colombine und band ihm mit ihrem Shawl die Augen zu. Schwören Sie mir nun, mein Arthur, diese Binde nicht eher abzunehmen, als bis ich es Ihnen erlaube....

Sie verlangen sehr viel von mir....

Wollen Sie das nicht, Arthur, so muß ich Sie bitten auszusteigen.

Wohlan, ich schwöre!

In demselben Augenblicke hielt der Wagen vor einem großen Hotel. Wir sind am Ziel, rief Colombine.

Der Kutscher ließ sich langsam vom Bock herab, um den Wagenschlag zu öffnen. Der geheimnißvolle Pantalon hatte unterdessen so viel Zeit gewonnen, leise ans Hausthor heran zu schleichen, um es mit dem Schlüssel, den er aus der Tasche zog, so sachte als möglich aufzuschließen.

Colombine faßte den verbundenen Arlequin unter den Arm und führte ihn in das geheimnißvolle Haus, das bald darauf von Pantalon vorsichtig zugeschlossen ward.

Colombine führte ihren Arlequin in ein matt erleuchtetes Zimmer zu ebener Erde.

Wenn ich drei Mal in die Hände klatsche, werfen Sie Ihre Binde ab....

Nach einer kleinen Pause klatschte es einmal, zweimal, dreimal.

Arlequin riß sich die Binde von den Augen. Colombine war verschwunden, vor ihm stand der verlarvte Pantalon.

Himmel, wo bin ich? rief Arlequin.

Im Schuldgefängniß, mein Herr, erwiederte Pantalon sich demaskirend.

Herr, wer sind Sie?

Ich bin der Huissier, der mit seinem Kollegen eine Wette eingegangen, daß Herr Arthur mittelst einer fein ausgesonnenen List gutwillig in die Falle gehen wird. Der Brief, der Herrn Arthur zum Rendezvous eingeladen, war von meiner Frau geschrieben...

Wie, diese reizende Colombine wäre Ihre Frau?

Zu dienen, mein Herr.

Und Sie glauben wirklich, daß Sie vermittelst dieser List Ihre Wette gewonnen, und Herrn Arthur in die Falle gelockt?

Allerdings, erwiederte der Huissier sich schadenfroh die Hände reibend.

Sie irren, mein superkluger Huissier, ich bin nicht Herr Arthur von S... sondern dessen Freund, Edgar von T...

Sie sind nicht Herr Arthur? Das kann Jeder sagen, aber nicht Jedem wird geglaubt. Sie bezahlen diesen Wechsel von 3000 Fr. oder bleiben hier, da hilft keine Finte.

Ich versichere Sie auf mein Ehrenwort, ich bin nicht Ihr Schuldner.

Ehrenwort hin, Ehrenwort her, Sie bleiben mein Gefangener.

III.

Am andern Morgen erhielt Arthur die Nachricht, daß Edgar für ihn eingesperrt worden sei.

Zum Glück hatte Arthur Abends vorher bei Frascati 200 Louisd'ors gewonnen.

So war beiden geholfen. Oettinger.

Besiegung eines Tscherkessen-Stammes (der Ubichen) im Thal Subaschi.

Still und ruhig näherte sich die russische Flotte am Morgen des 3. (15.) Mai dem Thale Subaschi. Vom Meere an beginnt dieses flache Thal, von hundertjährigen Bäumen beschattet, nach dem Gebirge zu verliert es sich in eine Schlucht, der das ziemlich breite und tiefe Flüßchen Schache entströmt. Die Vegetation ist hier, wie überall im Kaukasus, von unermeßlicher Fülle. Um sich eine Vorstellung davon zu machen, denke man sich einen Weinstock von beinahe 10 Werschok im Durchmesser, der sich um eine Pappel bis zu deren Wipfel schlingt, von dort seine Ranken nach einem benachbarten Baume ausstreckt und sich mit dem Weinstocke desselben umrankt. Das ganze Thal ist dicht mit solchen Bäumen besetzt, ein entzückender und bezaubernder Anblick! Dies war der reichste und üppigste Garten des Kaukasus. Zehn Linienschiffe näherten sich der Küste und begannen auf das Thal und die dasselbe umschließenden Berge ein mörderisches Feuer. Schon dauert die Kanonade zwanzig Minuten, das Thal ist von Rauch bedeckt, dahin war alle seine Schönheit, entschwunden der Zauber der Natur, und an der Stelle des früheren entzückenden Gemäldes herrschte jetzt der Tod mit allen seinen Schrecknissen. Endlich verstummte Alles und der General R. gefolgt von seinen Regimentern, betrat zuerst die Küste. Man hört das ununterbrochene Knarren des Gewehrfeuers, ein Laufeuer ist von beiden Seiten eröffnet. Doch ist es, als wären die Kugeln der Tscherkessen unsicher und nicht tödtlich, sie hielten den Angriff unsrer Soldaten nicht aus, und konnten ihren siegreichen Schritt vorwärts und immer vorwärts nicht hemmen. Nachdem die Bergvölker die Unwirksamkeit ihrer Kugeln gesehen, warfen sie verzweifelnd ihre Gewehre weg, griffen zu den Säbeln und stürzten mit wüthendem Ungestüm von verschiedenen Seiten und an verschiedenen Stellen in zahlreichen Haufen auf unsere Truppen los. Entschlossen und stolz zogen sie Bajonetten und Kartätschen entgegen. Aber diese letzte verzweifelte Anstrengung war nur der letzte Kampf des Lebens mit dem Tode. Das Bajonett und die Kartätschen überwältigten sie. Die Tscherkessen wandten alle ihre Kunst, alle ihre Kräfte an. Zum ersten Male kämpften sie so tapfer, so verzweifelt und fast in europäischer Ordnung, und zum ersten Male hatten sie, nach dem Militär-Ausdruck unserer alten Kaukasier, eine so reine Sache, nicht hinter Gebüsch und Bäumen hervor, sondern auf offenem Felde; sie stellten sich uns Stirn gegen Stirn entgegen, sie schossen auf uns nicht von hinten, nicht auf die Weichenden, sondern auf die Vorrückenden. Im Getümmel der Schlacht kümmerten sie sich wenig um ihre Todten und Verwundeten, ein jeder sann nur darauf, uns so viel als möglich Schaden zuzufügen und so tapfer als möglich mit uns zu kämpfen. Doch Alles war vergeblich! Weder die Stärke, noch die Tapferkeit, der Verzweiflungsmuth, noch die Mehrzahl des Feindes konnte unserem Bajonett, unseren Kartätschen widerstehen. Die Tscherkessen mußten weichen, doch auch weichend behielten sie ihre Besonnenheit, sie flohen nicht wie Feiglinge vor uns, sondern zogen sich, wie schlachtgewohnte Krieger, in Reih und Glied, in vollständiger Ordnung zu-

rück, indem sie ein fortwährendes Feuer unterhielten. — Gegen Abend war das Thal Subaschi mit den an dasselbe stoßenden Bergen vom Feinde gesäubert und von den Russen besetzt; rund umher wurde ein Verhau gemacht, Piquets ausgestellt, und in der Mitte ein Lager aufgeschlagen. Eine stille lautlose Nacht lagerte sich auf dem kaukasischen Gestade. Alles war entschlummert, Alles ruhte von dem furchtbaren blutigen Werke. Nicht einen Schuß mehr konnten wir mit den kaukasischen Bergvölkern wechseln; nur am Morgen noch sandten tscherkessische Nachzügler aus der Entfernung unschädliche Kugeln ins Lager. Nach einigen Tagen legte General R. im Thal Subaschi den Grundstein zu einer Festung, unter den bei solchen Gelegenheiten üblichen Zeremonien. Ich bin überzeugt, daß in Kurzem das Gestade des Kaukasus der bezaubernste, interessanteste und anziehendste Landstrich Rußlands sein wird. Die Einwohner sind meist hübsch und gesund; ihre Weiber sind durch ihre Schönheit längs dem ganzen Gestade des Kaukasus berühmt, und bilden die auserlesenste Zier des ottomanischen Harems. Im letzten Kampfe haben die Bergvölker ihren Muth, ihre Festigkeit, Entschlossenheit und Kraft bewährt. Die Ubichen sind seit lange jenseit des Kuban und an andern Orten durch ihre Tapferkeit, Verwegenheit und immer glückliche Ueberfälle bekannt. Nach der Menge der Aeker, die auf den Bergabhängen sowohl als an der Küste selbst zerstreut liegen, sollte man glauben, daß nicht Raubzüge allein das Gewerbe dieser Bergvölker sind, und daß auch der Ackerbau bei ihnen geachtet wird. Die Ubichen verachten auch die Viehzucht nicht, dafür sprechen ihre guten Pferde und üppigen Weiden.

Die Karawanenstraße nach Mekka durch die Wüste.

Unter dem Namen **Quinze jours au Sinai** haben die HH. A. Dumas und A. Dalzats ihre **Impressions de Voyage** herausgegeben, die, wenn auch manierirt, doch manches treue Bild enthalten. Wir heben fürs erste ein Bruchstück aus, das die Karawanenstraße nach Mekka schildert, auf der sie sich dem Sinai näherten. Die große Stadt war von einer weißen Linie gebleichter Knochen bezeichnet; dieser seltsame Umstand erweckte meine ganze Aufmerksamkeit. Ich rief meinen Führer, der meine Frage nicht abwartete, sondern sie schon in meinem sichtlichen Erstaunen las. Das Dromedar, sagte er, indem er an meine Seite ritt und ohne weitere Vorrede seine Erzählung begann, ist kein so unruhiges, ungestümes Thier, wie das Pferd. Es setzt seinen Marsch fort, ohne anzuhalten, ohne zu fressen und ohne zu trinken; kein Zeichen verräth sein Unwohlsein, seine Erschöpfung. Der Araber, der auf so große Entfernung das Gebrüll eines Löwen, das Wiehern eines Pferdes oder das Geräusch von Menschen vernimmt, hört von seinem Haghin nichts als den raschen oder langsamen Athem; nie stößt es einen Laut der Klage aus; aber wenn die Natur durch Leiden überwunden ist, wenn Entbehrungen seine Kraft erschöpft haben und das Leben hinschwindet, dann kniet das Dromedar nieder, streckt seinen Hals aus und schließt die Augen. Sein Herr weiß dann, daß Alles vorbei ist, er steigt ab, und ohne einen Versuch, es wieder zum Aufstehen zu bringen — denn er weiß, daß es nie aus List oder Faulheit sich niederlegt — nimmt er den Sattel ab, legt ihn einem andern Dromedar auf und verläßt dasjenige, das nicht mehr im Stande ist, ihn zu begleiten. Wenn die Nacht einbricht, kommen die Schakale und Hyänen, durch den Geruch angelockt, herbei, und zerreißen das arme Thier, bis nur noch die Knochen übrig sind. Wir sind jetzt auf der großen Straße von Kairo nach Mekka; zwei Mal des Jahres ziehen Karawanen auf derselben hin und zurück, und diese Knochen sind so zahlreich und werden so unaufhörlich wieder ersetzt, daß die Stürme der Wüste sie nie ganz zerstreuen können; diese Knochen können einen Reisenden ohne Führer nach den Oasen und Brunnen leiten, wo der Araber Schatten und Wasser findet, und würden ihn endlich bis zum Grabe des Propheten führen. Es sind dies die Knochen der Dromedare, die in der Wüste umkommen, aber es sind auch kleinere Knochen darunter, von Gläubigen, die, dem Gebot des Propheten folgsam, die Pilgerfahrt nach Mekka machen wollten, aber von den Sorgen und Vergnügungen dieser Welt abgehalten, sie zu spät unternahmen und nun im Himmel enden müssen. Mancher ist in Schlaf verfallen, wenn er die Augen hätte offen haben sollen, ist von seinem Thiere gestürzt und hat den Hals gebrochen; rechnet man hiezu die Pest, welche oft die Karawanen lichtet, den Samum, der ihnen den Tod bringen kann, so begreift man leicht, wie diese Wegweiser in hinreichender Menge sich finden können, um den Kindern die von ihren Vätern eingeschlagene Straße zu zeigen.

Der Kandidat des Königs Vetter.

Ein sonst geschickter Kandidat, welcher schon seit vielen Jahren sich mit Privatunterricht erhalten hatte, meldete sich bei allen erledigten Priesterstellen, aber vergeblich. Ihm ward stets ein Vetter oder ein anderer Verwandter von angesehenern Männern der Stadt vorgezogen. Dessen wurde er endlich überdrüssig, und er entschloß sich, seine Noth Friederich dem Großen zu klagen. Er reiste nach Potsdam, und stellte sich auf den Paradeplatz, wo Friederich der Große die Wachtparade in Augenschein nahm und von vielen Generalen und Flügeladjutanten begleitet war. Hier wollte nun der Kandidat Friederichs des Großen Aufmerksamkeit auf sich ziehen, und sah daher fast jeden Offizier mit forschendem Blicke an. Friederich dem Großen entging selten etwas, und so auch dieser Mann nicht. Er schickte einen Flügeladjutanten zu ihm hin und ließ ihn fragen, wen er suche? Er gab diesem Abgeschickten zur Antwort: er suche einen Vetter; da Friederich der Große dies hörte, schickte er abermal zurück und ließ ihn fragen, wie er heißen sollte, er gab zur Antwort, er wüßte es nicht. Auf diesen erhaltenen Bericht trieb die Neugierde Friederich den Großen an, ihn selbst zu sprechen, und er mußte alsogleich zu Friedrich kommen. Er erzählte nun Friederich dem Großen, wie es ihm jeder Zeit gegangen sei, und er glaube also schwerlich, ohne einen ansehnlichen Vetter eine Pfarre zu erhalten, deshalb bemühe er sich, einen solchen Vetter zu finden. Hierüber lachte Friederich der Große, und befahl, daß er um drei Uhr auf's Schloß kommen solle. Friederich der Große hatte unterdessen einen gelehrten Prediger um eben diese Zeit zu sich bestellen lassen, und da sie Beide in sein Zimmer traten, sagte er zum Prediger: „Examiniere Er mir doch ein Mal hier meinen Vetter, ich will hören, ob er Prediger werden kann.“ Dies geschah sogleich, und da es vorbei war, fragte Friederich der Große: „Nun mein Lieber, wie findet Er diesen Kandidaten?“ — „Sehr gut, Ihro Majestät.“ — „Nun so will ich, daß man diesem meinem Vetter, der die Fähigkeit hat, ein Predigamt zu bekleiden, die erste konvenable Vakanz ertheile.“ — Der Befehl ward sogleich dem Consistorium bekannt gemacht, und er erhielt kurz darauf eine sehr einträgliche Pfarre.

No. 42.

DAS POSTHÖRNCHEN.

18. Okt. 1839.

Eine Wochenschrift
für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Alpenhorn mit Posthörnchen zusammen können für 7½ Batzen vierteljährliche Vorausbezahlung auf allen löbl. Postämtern des Kantons Aargau franko bezogen werden. Inserate, frankirt zugesendet, werden unter Verantwortlichkeit des Einsenders gegen Vergütung von 5 Rappen per Zeile aufgenommen; interessante oder erheiternde Mittheilungen mit Verschwiegenheit und Dank.

Tagesbegebenheiten.

Schweiz.

(Schluß der Betreibungsnoth.) Was hilft denn dem Uebel ab, das die Schuldner so ganz in die Abhängigkeit ihrer Gläubiger versetzt, ohne daß Letztere in ihrem Rechte gefährdet werden? — Je mehr Leute es gibt, welche Geld vorstrecken, desto weniger hoch werden die Zinsen stehen, da doch Niemand gern sein Geld müßig im Kasten liegen läßt. Man gehe die Regierung und den Großen Rath (die Herren werden wohl ein Wörtlein im Vertrauen mit sich sprechen lassen!) um ein Gesetz an, kraft dem unter Aufsicht des Staats Leihebanken (Pfandhäuser) durch den ganzen Kanton angelegt werden können, z. B. in jeder Gemeinde eine, die auf doppeltes Unterpfand oder auf zweifache Bürgschaft hin zu 3 Prozent ausleiht, wenn anders der Entlehnende eigenen Rechtes, nicht Verschwender oder Trunkenbold, und nicht schon mehrere Mal ohne Rückzahlung eingeschrieben ist. Dann laßt das Betreibungsgesetz getrost vom Stapel laufen, es wird dem Redlichen und Fleißigen nicht mehr Schaden thun. Ueber die Folgen ein ander Mal, wenn der Einsender erst vernommen, was man dazu sagt.

Ein Freund des Volks und kein Kapitalist.

— Die Aargauer-Zeitung (No. 82) erzählt, daß die Regierung vom Aargau alle Unterhandlungen mit derjenigen von Zürich eingestellt, und letztere bereits mit Repressalien gedroht habe. Wahrscheinlich sollte diese Erzählung eben so viel sagen, als die Regierung vom Aargau stünde an, mit der neu Eingeführten von Zürich in freundnachbarliche Correspondenz zu treten; allein dies ist unrichtig, denn niemals hatten die Unterhandlungen der Regierungen der beiden Stände Aargau und Zürich eine Unterbrechung erlitten, zumal die Regierung vom Aargau aus staatsrechtlichen Grundsätzen recht gut weiß, daß sie diejenige Stelle, in einem der übrigen eidgenössischen Stände, welche vom Volke als ihre Regentin anerkannt wird und von ihm das Zutrauen genießt, daß sie nach dem allgemeinen Volkswillen regiere, als Regierung anerkennen muß, geschehe die Einsetzung derselben auf welche Art sie immer möge.

— Was noch am Ende daraus entstehe, wenn die Regierung vom Aargau den Züriputsch nicht anerkenne? Das ist am Ende eine Frage, die manchen nach Königsfelden reisen, hochnasigen Dickkopf auf einige Zeit gleich einer fixen Idee behaxten und quälen könnte. Dem Vernünftigen aber erscheint die ganze Zürcher Psalmengeschichte als eine kindische Lapperei, als ein Rausch, aus dem man früher oder später wohl wieder erwachen wird, und selbst der unfehlbar damit erscheinende Katzenjammer wird bald wieder verschwinden. Aber wenn man bloß aus Eigensinn und Trotz einen anderwärts durchgefallenen Lehrer anstellt, der, in Verlegenheit, was und wie er seine Schüler lehren soll, denselben mehrentheils Geschichtchen vorliest, so daß sie in seinem deutschen Sprachunterricht nicht einmal die Anfangsgründe, z. B. was Zungen-, Hauch- und Lippenlaut sei, kennen lehren, geschweige denn den Sinn der Sätze fassen und ihm folgen oder selbst vernünftige Aufsätze niederschreiben: das muß einem Vater, dem das Wohl und die Fortbildung seiner Kinder am Herzen liegt, und der keine Opfer zu deren Erzielung scheut, Sorge machen; denn es ist für einen Staat wohl mehr von nachläßigen und ungeeigneten Jugendbildnern zu befürchten, als von uneröffneten, nichtssagenden politischen Begrüßungs- und Anerkennungsschreiben. Haben ja selbst die Urkantone mit Anerkennung der regenerirten so lange gewartet, bis ihre Anerkennung gleichsam als verloren geglaubter Schwanz hintendrein kam, ohne daß daraus für die Menschheit Weltunglück entstand.

Ueber das bei'm Verleger dieses Blattes herausgekommene Schriftchen: **„Ueber die vielen und langen Prozesse und deren Abhülfe durch Auf-**

stellung freier Schiedsgerichte" urtheilt ein Correspondent der Aargauer Zeitung Folgendes: „Wer dasselbe gelesen hat, muß es dem aarg. Volke um so eher empfehlen, als dasselbe, wie man allenthalben hört, endlich einzusehen anfängt, daß der Prozeßgang in unserm Kantone mit vollem Recht als eines der größten Uebel genannt werden kann. Dieses kleine Werk zeigt Jedem klar den Weg, wie er sich in vorkommendem Falle, vor ungeheuern Gerichts- und Advokatengebühren sichern kann. Möge doch besonders dieser Gegenstand an der schon lange angekündigten Versammlung von Vaterlandsfreunden mit allem Ernste besprochen werden; jeder rechtschaffene Mann wird solchen Männern den wärmsten Dank zollen."

— Wie in den Kantonen Uri und Tessin, so hat sich die Wassernoth auch in Oberwallis wieder eingestellt. Da bei der ersten Ueberschwemmung die Dämme weggefluthet worden sind, so war dieser zweite Ueberbruch des Wassers um so schneller und zerstörender. Große Strecken von Straßen sind weggeschwemmt, die Fuhrwerke können nicht mehr vorwärts. Der obere Brückenkopf zu Siders wurde fortgerissen, so wie eine große Straßenstrecke oberhalb diesem Dorf zerstört. Das gleiche geschah zu Tertmann und Visp, so daß die Postwagen, die gerade zwischen beiden Ortschaften hinfuhren, zwischen zwei Wassern eingeschlossen waren. Die Simplonstraße ist wieder mächtig beschädigt worden, und gerade in dem Augenblick, wo man einiger Maßen dem Schaden vom 15. Sept. wieder gesteuert zu haben glaubte.

Ausland.

— Eine Diebsbande von 8 Mann mit Aexten und Pistolen bewaffnet, hat bei dem Hrn. Pastor Wendel zu Neustadt (nicht weit von Altenkirchen, im Nassauischen) einen Einbruch gewagt, und ihm alles Werthvolle an Effekten, außerdem noch 120 Thaler baar, gestohlen. Der Pastor war besonnen genug, nicht durch Hülferufen oder vergeblichen Widerstand die Räuber zu erbittern; er gab ihnen Alles, was sie begehrten, und öffnete ihnen seine Schränke und Läden ohne Weigern; die Räuber entfernten sich daher, ohne andere Mißhandlungen zu verüben. Hierauf ergriff das Justizamt Asbach sogleich die geeigneten Maaßregeln, und es glückte schon gleich am Tage nach der That, drei der Räuber zur Haft zu bringen.

— Am 4. October hat der Herr von Dunin, Erzbischof von Posen heimlich Berlin verlassen, und sich nach Posen in den Schutz seiner Gemeinde begeben, um dort eine Art Aufruhr zu erzeugen; die Polizei hat ihn jedoch daselbst schon wieder ausgehoben und in die Festung Colberg abgeführt.

— Am 4. Oct. wurden die Einwohner von Leibenstadt im Badischen durch den Einsturz der ihrer Vollendung ganz nahen Kirche in nicht geringen Schrecken versetzt. Früh, gegen halb 9 Uhr stürzte einer der Bögen im Jungebäude zusammen; ihm folgten die mit ihm in Verbindung stehenden, dann nach einer Pause von einigen Sekunden unter fürchterlichem Krachen das ganze Dachwerk des Langhauses, welches die eine Seite des letztern zertrümmerte und die andere nebst Gibel sehr beschädigte. Unversehrt blieb nur der Thurm, in welchem gerade der Schieferdecker mit Zurichtung seiner Materialien beschäftigt war. Verunglückt ist Gottlob, Niemand.

— Im gegenwärtigen Augenblicke ist Frankreich der Schauplatz vier streng abgesonderter Parteien: der Philippisten, Republikaner, Bonapartisten und Legitimisten. Die erste dieser Parteien hat die Macht und das Besitzthum, aber nicht die öffentliche Meinung für sich. Allenthalben hört man die Fragen aufwerfen, ob es der Mühe werth gewesen sei, Karl den Zehnten vom Throne zu stürzen und seine Dynastie vom französischen Boden zu verbannen? Ob das Land freier und unabhängiger geworden? Ob die moralischen Interessen gefördert und ob der materielle Wohlstand der verschiedenen Klassen gehoben worden sei? In diesen Fragen liegt die Stärke der Republikaner, die alles Ernstes glauben, es sei nun ihre Stunde gekommen. — Die Bonapartisten sind der Meinung, daß die Republikaner nur für sie arbeiten; die Republik, sagen sie, ist unmöglich in Frankreich, und nach dem Sturze der Dynastie Louis Philipps würde Frankreich nicht zum zweiten Male die ältere Linie der Bourbons auf den Thron setzen wollen. Dies, so fahren sie fort, begreift der Kaiser Nicolaus sehr wohl, der uns deshalb die Dynastie Bonaparte bereit hält, während er mit unversöhnlichem Hasse die jüngere Linie der Bourbons verfolgt. — Worauf aber stützen sich die Hoffnungen der Legitimisten? Ein Theil derselben beruft sich ganz aufrichtig auf Gottes Gerechtigkeit, der den unschuldigen Heinrich V. gewiß nicht verstoßen werde; ein anderer Theil glaubt an die Macht der Intrigue; ein dritter endlich meint, eine große Revolution, begleitet mit allen Gräueln von 1793 werde nothwendig Frankreich den Glauben an die Legimität wieder geben. Der Umstand, daß die Republikaner, Bonapartisten und Legimitisten sich gegenseitig bekämpfen und anfeinden, wird von den Philippisten als die sicherste Bürgschaft für die bestehende Ordnung gehalten.

— Aus den französischen Provinzen gehen schlimme Nachrichten ein über Verwüstungen, welche große Stürme und Ueberschwemmungen angerichtet haben. Die Rhone und Saone sind ausgetreten. In Perpignan und Basse steht das Wasser in den Straßen.

— Das Pariser Leihhaus schießt jährlich im Durchschnitt etwa 20 Millionen auf 1,100,000 Pfänder vor. Dieses Jahr jedoch hat es über 1,500,000 Pfänder gegen 25 Millionen. Mehr als 40 pZt. der Pfänder sind nicht eingelöst und 10 pZt. sind versteigert worden. Die Zinsen sind von 12 auf 9 reduzirt worden.

— Als der König von Frankreich in letzter Woche aus dem Lager von Fontainebleau zurückkehrte, suchte die Schwester des neulich in Brest wegen Unterschleifs und Mords zum Tode verurtheilten Bellegon dem Könige ein Gnadengesuch zu überreichen, wäre aber in dem Gedränge beinahe von den Pferden todtgetreten worden. Von den diensthuenden Adjutanten gerettet, durfte sie dem Könige die Bittschrift übergeben, und empfing von ihm die Zusage, daß er ihr Gesuch erfüllen werde, wenn es irgend angehe.

— Ein junger Mann von gutem Hause hat sich dieser Tage in Cherbourg durch einen Pistolenschuß getödtet. Kurz vorher sagte er zu seinen Freunden: „Am Vorabende des Tages, an dem ich mich erschießen will, werde ich euch einen Schmaus geben."

— Der Schmaus fand Statt, und Tags darauf vollführte der Unglückliche seinen Entschluß. Auf dem Tische fand man einen Zettel, worin er erklärte, daß ihm, nachdem er alle Lust des Lebens ausgeschöpft habe, nichts übrig bleibe als zu sterben.

— Ein Zögling der medizinischen Fakultät zu Lüttich, Herr Breyer aus Berlin, hat ein rasches, leichtes und wohlfeiles Mittel gefunden, genaue Abbildungen von Kupferstichen, Zeichnungen und Schriften ohne Anwendung der Kamera obskura in einigen, höchstens 7 Minuten zu erhalten. Die Abbildung geschieht unter der Einwirkung der Sonnenstrahlen auf heliographischem Papier, das, ganz zubereitet, kaum einen Centime mehr als gewöhnliches Papier kostet. Jede Art Papier kann zu diesem Zweck selbst lange vor dem Gebrauch zubereitet werden. Das Original leidet durch das Verfahren gar nichts. Hr. Breyer erhält nach Belieben die umgekehrte und die ganz gleiche Abbildung des Originals. Die auf Papier gemachten Kopieen können durch ein ebenfalls von Hr. Breyer erfundenes Mittel ohne Nachtheil für die Sauberkeit der Bilder so zubereitet werden, daß diese weder durch Zeit noch durch Schimmel, Insekten oder Feuchtigkeit leiden. Der Nutzen dieser Breyerotypen ist unverkennbar groß, wenn man auch nur an die Leichtigkeit denkt, genaue Kopieen von Akten, Autographien und Briefen zu erhalten.

— Während der vorigen Woche haben nicht weniger als 40 Feuersbrünste in London und der Nachbarschaft sich ereignet.

— John Willis, Kutscher des ehrwürdigen Daniel Wilson, Pfarrers von Islington, wurde vor den Magistrat von Halton-Garden beschieden, um sich von einer Anklage zu reinigen, die darum über ihn verhängt sei, weil er an einem Sonntage seinen gewöhnlichen Werktagdienst verrichtet und seinen Herrn gefahren habe. Nach einem strengen Verhör eröffnete der Richter, Mr. Bennett, daß der Angeklagte, indem er seinen Herrn in seiner Kutsche nach der Kirche gefahren, eine Nothwendigkeit begangen habe, da der Pfarrer in der Kirche sein müßte, um sein Amt bei dem Gottesdienste zu versehen, und er, seines Alters und leidenden Zustandes wegen nicht zu Fuß in die Kirche kommen konnte.

— Nach dem „Bristol Journal“ hat der Wundarzt Cecly zu Aylesbury unlängst Kühe mit Blatterngift geimpft, wodurch eine der Schutzpocke ganz ähnliche Pustel erzeugt wurde. Von diesen Kühen wurde Lymphe genommen, mit welcher Cecly Kinder impfte bei denen vollkommene Schutzpocken entstanden. Um die Thatsache vollständig auszumitteln, wurden die Kinder mit Blatterngift geimpft, ohne daß Ansteckung erfolgte. Es sind jetzt nach und nach 25 Impfungen mit dieser neuen Schutzpockenlymphe vorgenommen worden und stets vollkommene Pusteln entstanden. Diese Beobachtung ist in so fern wichtig, als oft in Gegenden, wo Kuhpockenlymphe nicht zu haben ist, die Blattern ausbrechen, und man braucht daher nur eine Kuh zu impfen, um schützende Lymphe zu erhalten.

— Ein Einwohner von Ferrara, Namens Alphonso Roito, hat ein Perpetuum mobile verfertigt, welches nicht zu den Hirngespinnsten gehört. (?) Eine vom Kardinal-Delegaten der Provinz Ferrara, Monsignor Ugolini, zusammen berufene Kommission, bestehend aus kompetenten Richtern, sprach ein sehr günstiges Urtheil über diese Maschine aus. Die Kosten derselben sollen sich auf 1500 römische Scudi belaufen, eine sehr geringe Auslage im Vergleich zu den ungeheuren Vortheilen, die sich der Erfinder davon verspricht. Sie würde, um nichts weiter zu sagen, nach der von Roito beantragten Dimension, die Kraft besitzen, eine Mühle von acht Gängen auf ein Mal in Gang zu bringen.

— Don Carlos hat die französische Regierung um die Erlaubniß gebeten, sich nach Salzburg begeben zu dürfen, wo seine Gemahlin, die Prinzessin von Beira, bedeutende Güter besitzt. Sein Gesuch ist abgeschlagen worden. Don Karlos werde, wie man sagt, erst dann Pässe ins Ausland erhalten, wenn Spanien gänzlich pacificirt sein wird.

— In diesen Tagen hatte man in Rom ein warnendes Beispiel, wie Unvorsichtigkeit beim Gebrauche von phosphorischen Zündhölzchen schreckliches Unglück zur Folge haben kann. Eine schon etwas bejahrte Frau hatte ein nicht ganz abgebranntes Zündhölzchen an den Boden geworfen; ihre Kleider fingen Feuer und sie konnte trotz der schnellen Hülfe ihrer Tochter und ihres Tochtermannes nicht von einem qualvollen Tode gerettet werden.

— Ein eigener Unstern scheint seit kurzer Zeit über den Repräsentanten der fünf Großmächte zu Constantinopel zu walten. Der preußische Gesandte, Graf von Königsmark, hat neulich, in Folge eines Sturzes mit dem Pferde das Schlüsselbein gebrochen. Der englische Botschafter, Lord Ponsonby, ist ebenfalls gestürzt, ohne sich jedoch Schaden zu thun. Der französische Botschafter, Admiral Roussin, ist mit dem Boden einer Wohnung eingebrochen und vom ersten Stockwerk in eine Parterrewohnung gestürzt — also gleichsam durchgefallen. Der östreichische Internuntius, Baron von Stürmer, fiel aus einem Kahn ins Wasser, ist jedoch mit dem bloßen Schrecken und einer leichten Erkältung davon gekommen. Der russische Botschafter endlich, Herr von Butenieff, ist mit dem Wagen umgeworfen und ziemlich bedeutend verletzt worden. Ist dies nicht ein merkwürdiges Zusammentreffen in dem Zeitraum von wenigen Wochen? Als dem Großwessir alle diese kleinen Unglücksfälle gemeldet wurden, soll er sich jedesmal den Bart gestrichen und ausgerufen haben: „Allah ist groß!“ Uns wundert übrigens das wenig oder gar nicht, denn die Sache geht ganz natürlich zu: die Herren wanken und darum fallen sie.

— Der Vicekönig von Aegypten ist einer Krankheit halber schon seit mehrern Tagen unsichtbar und für Niemanden zu sprechen. Es sind bereits zwei Aderlässe nothwendig gewesen. Da sein gewöhnlicher Arzt, Gaetani Bey, sich in Kairo befindet (wo, wie man sagt, in den Apotheken des Gouvernements, durch eine unverzeihliche Nachlässigkeit, anstatt der Aldea „Belladonna“ angewendet worden ist), so hat man den Dr. Schreiber, der bei den Franken in großem Rufe steht, in den Palast beschieden; unterdessen ist Gaetani Bey durch den Telegraphen zurückberufen worden.

— Nachrichten aus Seres vom 22. September melden, daß die Stadt Gumurtina am 13. d. M. ein Raub der Flammen geworden ist. Der Schaden ist ungeheuer. Es heißt abermal, daß Mehemed Alis Agenten dieses Feuer veranlaßten.

— Mexiko. In Natchez brach am 5. Juni ein Feuer aus, das mehrere große Waarenlager in Asche

legte, unter andern das von J. Jones und Comp. mit Kommissionsgütern, die auf 30,000 Dollare geschätzt werden und nicht versichert waren; das Lager von Gaines und Comp. geschätzt auf 15,000 Dollar, eines von 2500, eines von 5000 Dollar u. s. w. Eben so sind mehrere ansehnliche Gebäude abgebrannt. — Der Gesundheitszustand in Mobile ist kläglich, Krankheit und Trübsinn greifen immer mehr um sich; die meisten Läden sind geschlossen; die Post des Nachmittags geschlossen, die Bank nur 2 Stunden täglich offen. Seit Sonntag sind 109 Personen beerdigt worden; gestern 23, vorgestern 18. Heute (am 7. Sept.) haben wir heftige Regengüsse und kühlen Südwind, was uns hoffen läßt, daß dieser traurige Zustand aufhören wird. — In Spithead ist man fortwährend beschäftigt, den Rumpf des Royal George zu sprengen, welcher den Ankergrund unsicher macht. Das Schiff ist bekanntlich im vorigen Jahrhundert plötzlich im Hafen mit Mann und Maus untergegangen. Es wird jetzt durch Pulverbehälter, welche durch die Voltai'schen Batterieen entzündet werden, zersprengt, worauf Taucher die einzelnen Stücke zu Tage fördern. Eine Menge Holz und 9 Kanonen sind bereits heraufgeholt worden. Die Tiefe ist 90 Fuß.

— Vor einiger Zeit segelte ein spanischer Schooner, genannt Amistead, von Havanna nach Guanaja in Cuba mit 54 aus Afrika mitgebrachten Sklaven, der weißen Mannschaft, mehrern Reisenden und einer Ladung im Werth von circa 40,000 Thalern. Als das Schiff einige Tage auf der See gewesen war, ermordeten die Afrikaner unter Anführung eines Negers, Namens Cinques, den Kapitän, die Mannschaft und alle Reisenden bis auf zwei, welche sie schonten, um ihnen die Führung des Schiffes zu überlassen. Auf ihr Geheiß mußte das Schiff nach der Richtung der aufgehenden Sonne steuern, auf welche Weise sie den Weg nach Afrika zu finden glaubten. Da jedoch die Sonne zu jener Zeit in Nordost aufging und auch der Golfstrom von den Vorgebirgen in Florida sie nordöstlich trieb, so kamen sie bald auf die Höhe von Delaware und der Bai von Neuyork. Mehrere Schiffe riefen das Fahrzeug an und gaben ihm frisches Wasser und Lebensmittel, wofür sie in Dublonen bezahlt wurden. Als jedoch die Mannschaft einer amerikanischen Brigg den in englischer Sprache gegebenen Befehl hörte, zu entern, segelte der Kapitän hinweg und machte seine Meldung. Es wurden darauf drei Kutter ausgesandt, um das Schiff zu verfolgen, das sich ohne Widerstand ergab. Die beiden Weißen, ein Spanier, Eigenthümer der Sklaven, die er auf seine Güter bringen wollte, und der Eigenthümer des Schiffes und der Ladung, dankten auf den Knien für die wunderbare Rettung. Der Neger Cinques ward in Fesseln gelegt und die übrigen Schwarzen in sichern Gewahrsam gebracht. — Wer ist wohl da strafbarer, der christliche Sklavenhändler, oder der wahrscheinlich durch Mißhandlung zu Mord und Befreiung gereizte afrikanische Sklave?

Tragische Geschichte.

Er stand am Kupfergraben,
Der Eckensteher Zimmt,
Und schaute hinab in das Wasser,
Und war sehr trübe gestimmt.

„Wat soll ick denn länger mir quälen!
Det Leben hab' ick satt!
Ick stürze mir runter in't Wasser,
Wo allens en Ende hat." —

So sprach er und machte schon Anstalt,
Da kömmt ein Kollege herbei,
Der ruft: „Ick habe vier Groschen,
Die woll'n wir verkümmeln, Juchei!!"

Da besann der Zimmt sich ein wenig
Und sprach: „Wat bin ick vor'n Thor!
Wat hilft mir och dat Ersaufen?
Ick zieh't Besaufen vor."

Anzeigen.

Unterzeichneter empfiehlt einem verehrten Publikum zu Stadt und Land seine täglich frisch gebackenen Patisserien verschiedener Sorten. Alle Nachmittag sind frische Lausanerbrödchen zu haben, so wie auch Gallerech- und Wildpretpasteten. Fische, Wildpret und Geflügel sind immer vorräthig. Frische Cornichon sind so eben angekommen. Ergebenst

Friederich Siebenmann, Sohn, Bäcker und Pasteten-Bäcker zur Krone in Aarau.

Ein gesitteter Knabe könnte bei einem Buchbinder, der auch Futteralarbeit macht, in die Lehre treten. Wo, sagt auf frankirte Anfrage die Expedition dieses Blattes.

— Beim Verleger dieses Blattes ist erschienen und um 6 Bz. zu haben:

Ueber die vielen und langen Prozesse und ihre Vermeidung durch Einführung freier Schiedsgerichte für bürgerliche Rechtsstreitigkeiten Von einem Freunde des Volkes und Rechts.

Ferner:

Neues und unterhaltendes Frag- und Antwortspiel in 64 Fragen und ebensoviel Antworten; 2 Bz. Auf Kärtchen gezogen 4 Bz.

Rettung für Rettung, eine interessante Geschichte aus den jüngstverflossenen Tagen. 2 Bz.

Glorreicher Sieg des zürcherischen Volkes. Ein Gedicht in Zürcher Mundart. 2 Kr.

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau.

No. 43. 25. Okt. 1839.

Das Alpenhorn,

ein Volksblatt

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Zweiter Jahrgang.

Es ist ein alter Spruch: „Was mehr als Zwei bewahren, ist kein Geheimniß mehr, bald wird's die Welt erfahren.“
Des Spruches Deutung ist: Die Lippen sind die Zwei; wie's aus den Lippen geht, ist es mit ihm vorbei.

Meinem Freunde in der Ferne.

Sprich, wo sind sie hingeschwunden
Jene wonnevollen Stunden?
Wo verweilt das Zauberbild?
Waren es vielleicht nur Träume,
Die des Lebens öde Räume
Mir mit Freundschaft ausgefüllt?

Nein, es waren Lebensbilder,
Schöner noch als Traum, und milder,
Von dem Himmel ausgesandt,
Mir das Leben zu erheitern
Und von kalter Form zu läutern,
Die an's Irdische mich bannt.

Freund, gedenkst Du jener Stunden,
Wo ich es so süß empfunden,
Wie die Freundschaft ist so schön?
Als in unschuldsvoller Blüthe,
Mir Dein Aug' von Freundschaft glühte,
Damals war die Welt so schön.

Gold'ne Tage schön'rer Zeiten,
Bringet mir zurück die Freuden,
Die mich einst mit Wonn' erfüllt!
Ach, sie sind verhallt gleich Tönen,
Und es bleibet nur mein Sehnen
Nach dem lieben Zauberbild!

Der Greis und sein Hund.

Ich befand mich auf dem Landgute einer liebenswürdigen Dame, die zwar schon über die Jahre ihrer Blüthe hinaus, aber doch noch schön war, und deren immergleiche Höflichkeit die ganze Gesellschaft erfreute. Da wir in der Nähe von Charenton wohnten, machten wir oft die Brücke, die dort über die Marne geht, zum Ziel unserer Spaziergänge. Hier ergötzten wir uns an dem veränderlichen Schauspiele des immer belebten Weges. Als wir uns eines Abends am Fuße der Brücke niedergesetzt hatten, kam ein Mann mit grauen Haaren, der mit genauer Noth an einem Stabe forthinkte, nahe vor uns vorbei; ein Pudel ging hinter ihm her. Wollen Sie nicht meinen Hund kaufen, meine Damen? sagte er zu den Frauenzimmern. Eine jede von ihnen hatte aber schon einen, und der seinige war auch nicht von der Art, wie ihn die Damen lieben. Sie antworteten ihm daher, daß sie keinen nöthig hätten. Wie er endlich zu mir kam, sagte er mit einem noch dringendern und flehenden Ausdruck: Mein Herr, kaufen Sie mir meinen Hund ab. — Meine Antwort war abschlägig, doch durch alle Schonung gemildert, die man dem Unglücklichen schuldig ist. Der Greis blieb einen Augenblick unbeweglich vor mir stehen, sah mich traurig an und verließ mich mit quälender Unzufriedenheit. Als er langsam die Brücke hinauf schlich, hatte ich Zeit, die Ursache des stillen Vorwurfs aufzusuchen, den mir sein trauriger Blick gemacht hatte, und den mein Herz wiederholte. In eben dem Augenblicke fiel mir ein, daß mein Freund, der Graf C., seinen Hund verloren hatte. Ich glaubte, daß die Klugheit und Geschicklichkeit eines Pudels wohl so viel werth wäre, als der thierische Instinkt des sibirischen Hundes, den mein Freund sonst besaß; ich bestimmte jenen für ihn, und rief den Greis wieder zurück.

Was wollt ihr für Euren Hund haben? sagte ich zu ihm. Was Sie mir geben wollen, antwortete er. Aber ich war selbst nicht sehr reich; ein Thaler war alles, was ich bei mir hatte, und den bot ich ihm an. Er nahm ihn ohne Widerstand und sagte mir dabei: Nun gehört der Hund Ihnen! Aber ich habe kein Band, woran ich ihn fortführen könnte. — So müssen wir ihn festbinden, sonst würde er mir immer noch nachlaufen. — Nachdem er sein Strumpfband losgemacht hatte, rief er seinen Hund, nahm ihn in seine Arme, und hob ihn auf das Brückengeländer. — Während der Greis ihn festband, bemerkte ich, daß seine Hände zitterten. Ich hielt dies für eine Wirkung seines Alters, denn sein Gesicht schien mir immer die nämliche Fassung zu behalten, so aufmerksam ich ihn auch betrachtete. Als er den Knoten zugeknüpft hatte, senkte er schnell sein graues Haupt auf den Hund herab, verbarg sein Gesicht in den Haaren desselben, drückte seinen Mund auf den Körper des Thieres, und blieb so einige Minuten gebückt, unbeweglich und stumm liegen. Ich trat näher zu ihm. Was ist Euch, guter Freund? sagte ich. Ach! nichts,

antwortete er, es wird schon vorübergehn. Sein Gesicht war mit Thränen bedeckt. — Es scheint Euch sehr zu betrüben, Euren Hund von Euch zu lassen! Ach ja! er ist der einzige Freund, den ich auf der Welt hatte. Wir haben uns bisher nie getrennt. Er hat mich so treu auf meinen Reisen bewacht, wenn ich schlief; wenn er mich traurig sah, beklagte mich das arme Thier, und tröstete mich durch seine Schmeicheleien. Er liebte mich ja so sehr, ist es nicht billig, daß ich ihn wieder liebe? Aber das thut nichts, nun gehört er Ihnen, mein Herr! Er reichte mir das Strumpfband, an welches er ihn angeknüpft hatte. Ihr müßt mich für sehr grausam halten, wenn Ihr glauben könnt, ich würde im Stande sein, Euch Eures treuen Freundes zu berauben, des einzigen, den Ihr auf der Welt habt! Er drang nicht weiter in mich, aber er wollte mir meinen Thaler wieder geben. Ich nöthigte ihn, denselben nebst dem Hunde zu behalten, und überwand endlich sein Weigern. Er wollte vor mir auf die Knie fallen. Ach, mein Herr, Sie haben mir das Leben gerettet! Der Hunger brachte mich zu diesem gräßlichen Entschluß. Von diesem Augenblicke an hatte der unglückliche Greis, wie Sie leicht denken können, zwei Freunde statt eines. Ich wünschte, zu erfahren, wer er wäre, woher er käme, wohin seine Reise ginge, und welches Unglück ihn in dieses Elend versetzt hätte.

Dank sei dem Himmel! sagte er, ich habe 50 Jahre von der Arbeit meiner Hände gelebt. Ich war Kohlenbrenner in Lothringen. Meine Arbeit gab mir Brot, aber ein unglücklicher Zufall setzte mich außer Stande, ferner zu arbeiten; ein Splitter Holz hatte mir an meinem Beine eine unheilbare Wunde verursacht. Ich bin auf dem Wege nach Rouen, zu meiner Tochter; sie ist eine gute Spinnerin, und verdient sich ihren Lebensunterhalt redlich in den Kattunfabriken. Wenn ich erst bei ihr sein werde, dann habe ich keinen Mangel mehr zu besorgen. Aber da ich wegen meiner Wunde nur langsam gehen kann und weit herkomme, so hat das wenige Geld, das ich mir erspart, zur Vollendung meiner Reise nicht hingereicht. Ich mußte die Hand nach Almosen ausstrecken, aber da ich kein ärmliches Ansehen hatte, so hat man mir fast nichts gegeben. Mein kleiner Vorrath war aufgezehrt, mein Hund allein war mir nur noch übrig. Mehr vermochte er nicht zu sagen. Nein, sagte ich, ich kann nicht zugeben, daß Ihr bei einem so hohen Alter und mit einer Wunde am Bein, in dieser Hitze Eure Reise fortsetzt, die noch 30 Meilen beträgt, diese Anstrengung würde das Uebel noch verschlimmern und das wirklich unheilbar machen, was vielleicht jetzt noch zu heilen ist. Die Vorsehung bietet Euch hier einen Zufluchtsort an, wo Ihr Ruhe, vielleicht auch Heilung finden könnt. Der Greis blickte mich mit freudigem Erstaunen an und ließ sich von mir nach dem Hospital führen, das jenseit der Brücke liegt. Ich war zwar dort nicht bekannt; in diesen wohlthätigen Anstalten aber empfehlen Armuth und Schwäche sich immer selbst. Der Vorsteher des Hauses hörte mit Theilnahme die Erzählung unseres Abenteurers an. Er ließ den Wundarzt der Anstalt kommen und ihn die Wunde untersuchen. Ich erschrack, als ich sah, wie sehr Hitze und Ermüdung sie verschlimmert hatten. Hier war nichts mehr zu versäumen, sagte der Wundarzt; ich hoffe indessen, das Bein wieder herzustellen. — Mein Herr, sagte ich, sparen Sie nichts. Alles was geschehen muß, will ich gern thun! — Es braucht nichts weiter zu geschehen, antwortete mir der Vorsteher mit einem bescheidenen aber ernsthaften Blicke, als daß Sie uns den Kranken überlassen, und unserer Sorgfalt anvertrauen.

Ich fühlte, daß ich das Zartgefühl des guten Paters verletzt hatte, und bat ihn um Verzeihung. — Aber hieße es nicht Ihre Güte mißbrauchen, wenn ich Sie bäte, auch seinen treuen Freund — — Ja, mein Herr, sein Freund soll ihm Gesellschaft leisten, auch wir wissen das Gefühl der Freundschaft zu ehren. Diese Worte des Paters, die gütige Aufnahme, die dem Greise zu Theil wurde, die achtsame Sorgfalt, die ruhige und edle Hingebung zum Dienste von Unglücklichen, die hülfreiche Menschenliebe, die zu allen Stunden des Tages und der Nacht, in jedem Augenblicke bereitwillige Wohlthätigkeit, so ganz ohne Anspruch auf Ruhm oder Belohnung, machten einen tiefen Eindruck auf mich. Wie, sagte ich zu mir selbst, für einen armseligen Thaler, und für einige Schritte, die ich zum Dienste eines Unglücklichen that, bin ich vor Freude fast außer mir, bin bis zum Entzücken mit mir zufrieden. Und diese guten Geistlichen, die Tag und Nacht dazu verwenden, die Armen zu pflegen, zu bedienen und zu trösten, die an einem Tage mehr Gutes thun, als ich vielleicht in meinem ganzen Leben thun werde, halten es nicht einmal der Mühe werth, daran zu denken. O, welche seltene, welche erhabene Tugend! — Ehe ich von dem guten Greise schied, ließ ich mir die Adresse seiner Tochter geben, um ihr Nachricht vom Befinden ihres Vaters mitzutheilen, und suchte dann die Damen wieder auf, die ich am jenseitigen Ufer gelassen hatte. Ich mußte ihnen erzählen, was geschehen war, und meine karge Wohlthätigkeit theilte mit einer pathetischen Erzählung etwas Lächerliches mit; aber ich forderte sie auf, großmüthiger zu sein als ich, und so wurde ich bis zur Genesung des Greises sein Schatzmeister. Unsere Landgesellschaft nahm zu und ab; und bei jedem neuen Ankömmlinge mußte ich meine Erzählung wiederholen. Ich versäumte niemal, das Opfer meines Thalers recht hervorstechen zu lassen, und dies verfehlte auch seine Wirkung nicht, man bewunderte immer ironisch meine Großmuth. — Einen ganzen Thaler, sagte man, einen ganzen Thaler dem guten Greise für seinen Hund! — Und wie viel würden Sie ihm denn gegeben haben? — Ein jeder vergrößerte die Summe mehr oder weniger, je nachdem das Mitleidsgefühl, welches diese Szene bei ihm bewirkt hatte, größer oder kleiner war. — Gut, sagte ich dann, der Greis ist nicht weit von hier, und ein jeder kann auch jetzt noch thun, was er in meiner Stelle gethan haben würde. — Einer eiferte dem Andern nach, und ich dankte dem Himmel, daß er mir statt des Reichthums das Talent gegeben hatte, die Reichen zu rühren. Endlich kam der Tag, an welchem der Greis mit seinem Hunde kommen würde, um seinen Wohlthätern zu danken. Das Haus war mit ihnen angefüllt. Ich holte ihn aus dem Hospitale ab, bezeugte den guten Mönchen meine Dankbarkeit und meine innigste Hochachtung für ihre Anstalt und für die Verpflichtungen, die sie so gewissenhaft erfüllten; worauf ich meinen genesenen Alten, nebst seinem Freunde mit mir fortführte. Beide wurden mit Freudengeschrei aufgenommen, aber der Hund fand die meisten Freunde. Zu seinem Leben hatte er sich gewiß nie so vieler Liebkosungen erfreut. Zuerst wurde er ganz bestürzt darüber, aber am Ende erwiederte er sie gerade so, als ob er wüßte, warum man ihn so behandelte. Der Greis speiste mit uns, und sein Hund an seiner Seite. Sie schliefen zusammen, und am andern Morgen kamen sie mit anbrechendem Tage, um von mir Abschied zu nehmen. Ich übergab dem guten Alten seinen kleinen Schatz. Ich

mochte, so viel ich wollte, ihn versichern, daß ich am wenigsten dazu beigetragen hätte. Ich habe Ihnen Alles zu verdanken, rief er aus, nie, nie werde ich es vergessen. Bei diesen Worten wollte er sich zu meinen Füßen werfen; ich hielt ihn zu rück, wir umarmten uns beim Abschiede, als ob wir zwei alte Freunde wären. Mein Herr, Sie überhäufen mich mit Ihrer Güte, sagte er endlich, dürfte ich es wagen, Sie noch um eine Gefälligkeit zu ersuchen? Sie haben mich umarmt; erlauben Sie meinem Hunde, Sie zu küssen. Ich möchte es gern meiner Tochter sagen können, daß Sie der Hund geküßt hat. Roman, Leveille! sagte er zu ihm, komm! der Herr wird dir die Ehre gern erweisen. Leveille richtete sich auf, und ich bückte mich zu ihm nieder — als sich auf ein Mal meiner Seele das Bild des Greises darstellte, wie er eben so über seinen Hund gekrümmt stand, und ihn zum letzten Male zu küssen glaubte; da vergoß ich Thränen — Ach, es schmerzt Sie, ihn zu verlieren! rief der Alte aus, behalten Sie ihn, er gehört noch Ihnen. Ach, mein lieber Freund, nein, geh und sei glücklich! Ich bin es selbst weit mehr, als ich es zu sein verdiene, und Dein und Deines Hundes Bild werden mich es noch lange in der Erinnerung sein lassen.

Wie Oberhof im Frickthal entstanden.

Nach Volkssagen.

Im grauen Alterthum, vielleicht schon vor tausend Jahren, standen nördlich dem jetzt sich erhebenden Dorfe Wölflinswil, am gleichen Bache, in einer fruchtbaren Thalwiese, einige Häuser, deren Bewohner sich durch Reichthum auszeichneten. Lange lebten sie zusammen, und wie erzählt wird, benutzten sie das ganze Thal dem Bache nach auf und abwärts. Endlich, da ihrer mehrere wurden, schied einer mit seiner Familie von den übrigen, und baute sich zu oberst in diesem Thale ein Haus oder einen Hof und lebte nun abgesondert von den andern. Bald vermehrte sich auch seine Familie und erbaute einen zweiten Hof, und seine Söhne auf einer kleinen Anhöhe, die Bühel, so viel als Hügel hieß, einen dritten. Die Bewohner des Dorfchens in Wölflinswil benannten sodann den zuerst erbauten Hof den obern, die dieses Hofes hießen aber den dritten, den auf dem Bühel. Nach und nach entstand nun ein Dorf und wurde nach dem obern Hof „Oberhof“ geheißen. Die aber um den dritten Hof erbauten Häuser, obgleich zu Oberhof gehörend, benannte man Bühel.

Später ist dann da, wo Wölflinswil des Daseins sich freute, ein Schloß, und nahe dabei eine Kapelle und noch später ein zweites erbaut worden. In gedachte Kapelle kamen auch zur Andacht die Bewohner von beiden obgenannten Dörfern, was ihnen sehr beliebig war, denn vorher mußten sie nach Frick und Oltingen in die Kirche. Mehrere Häuser wurden nun um bemeldete Schlösser herum erbaut, und es entstand Wölflinswil.

In der Schloßkapelle fanden endlich die Bewohner beider Dörfchen nicht mehr Platz, daher wurde beschlossen, eine neue Kirche zu bauen und ein Ort zwischen Wölflinswil und Oberhof, auf dem sogenannten Kilchmatthübel bestimmt. Die Arbeiten begannen, Holz und Steine u. s. w. führte man an den bezeichneten Ort. Aber was geschah? Was am Tage zugeführt wurde, kam durch die Nacht, trotz aller Aufsicht, zur Schloßkapelle, wo jetzt die Kirche steht, und da dieses als ein großes Wunder, und eine besondere Fügung Gottes galt, wollte Niemand widerstreben. An der Stelle der Schloßkapelle erhob sich nun die Kirche, die 400 Jahre stand. Jetzt weist die vor etwa 22 Jahren erbaute die gleiche Stätte, die vor so viel Jahrhunderten durch Gottes Wunder bezeichnet wurde.

Platels letztes Concert.

Platel, der Lehrer Batta's, Servais und Dernunks war einer der größten Instrumentalisten, die je ein Violoncelle zwischen den Beinen gehalten haben. Nachstehende Anekdote liefert einen Beweis, wie weit er den Fanatismus der Kunst trieb. Er wohnte place de la monnoie, in Brüssel, in einem Estaminet. Er litt mehrere Jahre an einer Schwindsuchts-Krankheit, die seinen Organismus allmählig zerstörte, plötzlich nahm sie aber einen so heftigen Karakter an, daß die Aerzte an dem Aufkommen des armen Violonzell-Virtuosen verzweifelten.

Einer seiner Schüler, Alexander Batta, war von einer Kunstreise zurückgekehrt, und gedachte, einige Zeit in Brüssel auf seinen Lorbeeren, die er sich in Paris errungen, auszuruhen. Erkenntlich gegen seinen Meister, beschloß er, ihn zu besuchen, und überredete auch einen seiner Freunde, ebenfalls ein Künstler, ihn zu dem berühmten Violonzellisten zu begleiten.

Platels Wohnung bestand aus einem Zimmer mittlerer Größe, dessen kahle und von Rauch und Staub geschwärzte Wände die tiefste Armuth verkündeten. Ein Tisch aus weichem Holze, einige alte Strohstühle und ein schlechtes Bett, mit alten, abgenützten Vorhängen, die nur schwach das Angesicht des Kranken vor den glühenden Sonnenstrahlen schützten, machten das bescheidene Ameublement des genialen, in ganz Europa berühmten Tonkünstlers aus.

Platel schlummerte, als die beiden Freunde eintraten, er war vor Ermattung von den vielen Leiden eingeschlafen, über seiner Physionomie war der herbe Ausdruck des Schmerzes verbreitet. An seinem Bette saß ein Weib in tiefem Stillschweigen, das Auge auf den Kranken geheftet, um jedem seiner Wünsche sogleich genügen zu können.

Bald nach der Ankunft der beiden jungen Leute erwachte Platel, er starrte Batta, seinen ehemaligen Schüler, erst eine Weile an bis er ihn erkannte, endlich rief er: „Batta!“ und ihn zu sich ziehend, sagte er weiter; „großmüthiger und erkenntlicher Freund, Du bist nicht wie viele andere Deiner Kameraden, die ihren alten Platel vergessen haben, Du besuchest mich, wie danke ich Dir! Ich fürchtete sterben zu müssen, ohne Dir Lebewohl gesagt zu haben.“

— „Mein guter Platel!“ erwiederte der junge Violonzellist, „ich werde es nie vergessen, daß ich Alles, was ich bin, Dir zu verdanken habe.“

— „Sage mir doch,“ fuhr Platel fort, „wer ist der junge Mann, der mit Dir gekommen ist?“

— „Er heißt Lousy, und ist ein guter Freund von mir, dessen Bekanntschaft ich in den ersten Salons in Paris gemacht habe, er ist ebenfalls Künstler.“

— „Künstler! — in diesem Falle seien Sie mir willkommen, Monsieur, und er reichte Lousy die Hand, der sie mit Rührung drückte. Ein Künstler, wiederholte der Kranke, das freut mich! Un-

glücklicher Muſiker und ſeit langer Zeit verlaſſen von aller Welt, empfinde ich eine wahre Luſt, talentvolle Menſchen um mich zu ſehn."

Das Geſpräch mochte ungefähr eine Stunde gedauert haben, als Platel auf ein Mal eine Weile nachdenkend wurde, darauf aber plötzlich ausrief: „Batta! Du haſt Deine Kunſt ausgeübt! Auch ich habe gearbeitet, ich habe etwas komponirt. Niemand kennt es noch, denn hier auf meinem Lager habe ich mein letztes Konzert geſchrieben."

Hierauf erhob er mühſam ſein Haupt, und zog unter ſeinem Kopfkiſſen einige Papiere hervor, die er Batta und Louſy zeigte.

— „Das iſt das Werk, dem ich ſo viele Nächte geopfert habe, Niemand anders als ihr ſollt es vor meinem Tode hören, ich ſchwöre es Euch."

Und wie von einer überirdiſchen Flamme begeiſtert, ſtand er auf, ließ ſich ein Seſſelchen geben, nahm ſeine Violoncelle in die Hand, und lockte aus dem Inſtrumente Töne, die zwar ſchwach waren, aber mit ungewöhnlicher Zartheit in die Seele drangen.

Die beiden Freunde konnten ihre Rührung nicht unterdrücken bei dem Anblicke dieſes Menſchen, der nur noch einen Hauch von Leben in ſich hatte, bei dem Anblicke Platels, deſſen Blick von einem himmliſchen Ausdrucke beſeelt ſchien. Bei dem Einzelne floſſen Thränen aus ihren Augen, denn ſie ſahen es wohl voraus, daß wenige Stunden nach dieſer Produktion der Virtuos nicht mehr leben werde. Auch ſeine Augen wurden dann feucht, aber er weinte vor Freude. Krampfhaft ſchloß er Batta und Louſy in ſeine Arme, und auf ſeine elende Lagerſtätte zurückſinkend, ſagte er: „Meine guten Freunde, ich zähle dieſen Triumph zu den ſchönſten meines Lebens, aber es wird auch mein letzter geweſen ſein!" — Seine Kräfte waren erſchöpft. Als die beiden Freunde den andern Tag wieder in Platel's Wohnung kamen, brannte eine geweihte Kerze neben dem Bette, und ein Weib kniete betend daneben, Platel war nicht mehr, und ſein Konzerto ſtarb mit ihm.

Die Inquiſition in Venedig.

Ein Bildhauer aus Genua war im Jahre 1776 nach Venedig berufen worden, um dort in einer Kirche einige ſchadhafte Bildſäulen auszubeſſern und ſie durch einige neue zu verſchönern. Während ſeiner Arbeit traten zwei reiſende Franzoſen in die Kirche. Nachdem ſie ſich mit dem Bildhauer in ein Geſpräch über ſeine Kunſt eingelaſſen und ſeine Arbeit bewundert hatten, lenkten ſie das Geſpräch auf die venetianiſche Regierungsform, und äußerten ſich ſehr dreiſt über den Senat der damaligen Republik. Der Genueſe, weit entfernt, in ihren Tadel einzuſtimmen, lobte vielmehr den Senat und die Verfaſſung Venedigs, doch eben nicht mit dem beſten Erfolge. Den Tag darauf wurde der Genueſe vor die Staatsinquiſition gefordert. Er ſtellte ſich, und da er nicht wußte, weshalb er vorgeladen worden, erſchien er mit Furcht und Zittern. Beim Eintritt in den Verſammlungsſaal legte man ihm gleich die Frage vor, wer die beiden Franzoſen geweſen, mit denen er geſtern in der Kirche geſprochen habe? Er verſicherte, er kenne ſie weder dem Namen noch dem Stande nach, ſie ſeien nur zufällig in die Kirche gekommen um ſie zu beſehen. Werdet Ihr ſie wohl wieder erkennen? fuhr man fort. — Vielleicht, doch mit meiner Arbeit beſchäftigt, habe ich ſie nicht genau betrachtet. — Haben ſie nicht mit Euch über die Regierungsform der Republik geſprochen? — Das kann ich nicht läugnen, aber ich kann mit einem feierlichen Eide bekräftigen, daß ich mir kein unziemliches Urtheil erlaubt, vielmehr ihrer mit dem größten Lobe gedacht habe. Nach dieſem Verhör wurde der Genueſe in ein Nebenzimmer geführt. Hier waren die beiden Franzoſen aufgeknüpft. Todesſchauer überlief ihn bei dieſem ſchrecklichen Anblick, er glaubte auch ſeine Todesſtunde habe geſchlagen. Nach Verlauf einer halben Stunde, die der Künſtler in Todesfurcht zugebracht, wurde er wieder vor die Schranken des Inquiſitionsgerichts geführt. Der Präſident ſagte ihm nun rauh und ſtolz: Künftig hütet Euch und vergeßt nicht, daß unſere Republik keine Vertheidiger, wie Ihr ſeid, nöthig hat. Man entließ ihn nun, und er hatte nichts Eiligers zu thun, als einzupacken und einen Freiſtaat zu verlaſſen, wo es ſelbſt lebensgefährlich war, deſſen Einrichtungen zu vertheidigen und zu loben.

Der Lorbeerkranz.

Odacis, ein tapferer Krieger des großen Alexander, kam einſt bei einer niedern Hütte vorbei, aus der ihm das Stöhnen eines Kranken entgegentönte. Er warf einen Blick durch die offen ſtehende Thür. Eine bleiche Geſtalt ruhte auf einem armſeligen Lager, zu deſſen Füßen ein Lorbeerbaum ſtand. Als er näher trat, gewahrte er bekannte Züge, es war Elpinor, ein Freund ſeiner Jugend, den er ſeit langen Jahren nicht mehr geſehen hatte. Ihn ebenfalls erkennend, reichte dieſer ihm die matte Hand entgegen. Odacis, begann er leiſe: Dich ſegneten die Götter mit Ehre und Ruhm! Nun iſt es erfüllt, was mir einſt in den Jahren hoffender Jugend geträumt, wir ſehen als Helden uns wieder. Als Helden? erwiederte Odacis, ihn ſtaunend betrachtend. Welchen Feind haſt Du beſiegt, welchen Kampf haſt Du beſtanden? — Elpinor entgegnete: Mein Kampf war ein ewiges Siechthum, mein Feind die Verzweiflung! Schon wollte ich des unnützen Lebens Faden zerreißen, denn ich ſah euch kämpfen und ſiegen mit ihm, dem großen Ueberwinder, — und mußte zurückbleiben, gehalten von den Feſſeln der Krankheit. Da träumte mir einſt von einem Genius, der legte mir einen Lorbeerkranz auf's Haupt, und des Genius Name war Geduld. Da fühlte ich mein Unrecht und meine Feigheit, das ſchwere Leben nicht länger ertragen zu wollen. Und der Kranz wurde von nun an mein Verlangen, darum ließ ich mir jenen Lorbeerbaum vor mein Lager ſtellen, damit der Gedanke des Sieges die Schmerzen des Kampfes erleichtere, und es war mir, als vergeſſe ich ſo beſſer meinen traurigen Zuſtand! — Du glaubſt alſo, daß wir gleiche Kränze verdienen? ſprach Odacis, und ein leiſer Spott flog über ſein Geſicht. Der Unglückliche erwiederte: Odacis, wer mit unverdienten Leiden zu kämpfen hat und ſie muthig erträgt, iſt ein Held, und ſteht ſo hoch, wie jener, der Alexanders Schlachten ſchlug! Dort iſt der Tod ein ſchnell zuckender Blitz, hier ein langſam verzehrender Sonnenſtich; dort wird Dir Ehre und Ruhm, hier Armuth und gänzliches Vergeſſen. Ach, Odacis, der Kampf mit körperlichen Leiden iſt lang und ermattend, gönne darum Elpinor den Kranz! Da bereute Odacis ſeine Frage und erkannte der Rede Wahrheit. Und er eilte zu ſeinem Zelte und brachte den Lorbeerkranz, den er bei dem letzten Siege empfangen hatte, und legte ihn auf des Sterbenden Haupt.

No. 43.

DAS POSTHÖRNCHEN.

25. Okt. 1839.

Eine Wochenschrift
für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Tagesbegebenheiten.

Schweiz.

— Das zur Versendung an die Tit. Mitglieder die Druckerpresse verla ene und in seiner eben so gedrehten als faßlichen Sprache abgefaßte Reglement über die Versammlung unserer obersten Landesbehörde — des großen Rathes — beweist, daß der Liberalismus uns noch nicht aus seinem Sitzungssaale zu weichen sche.nt. Es ist ein wahres Muster und verdient gepriesen zu werden.

— Durch lobenswerthe Bemühungen von Gesellschaften, die sich in allen Gauen unseres Freistaates constituirten, deren Zweck die Hebung und Beförderung der Volkskultur ist, sehen wir manche Institution gegründet, deren wohlthätige Wirkungen wir tagtäglich wahrzunehmen uns erfreuen, und vieles aus unserer Volksthümlichkeit ausgemerzt, was dem Gang der Kultur entgegenwirkt und Kirche, Schule und Polizei nicht vermocht haben. Aber dennoch ist unser Volk noch an aus dem grauen Alterthum entlehnte Gebräuche gefesselt, die dem dermaligen Zeitgeist nicht nur nicht angemessen sind, sondern dem Geiste des Schulgesetzes, welches der verständige Bürger will, stracks entgegen wirken (Es erinnert unter diesen Gebräuchen das je im Wintermonat auf dem Lande unseres Kantons vorherrschende sogenannte „Klausen.“ Kindern bis ins zwölfte Jahr wird von Eltern glauben gemacht, es herrsche ein solches Unding, das sie am Abend bescheaken werde, was unter großem Getümmel und Rasseln zu geschehen pflegt. Wenn der Hausvater Jahr aus und Jahr ein seinem einzigen Kinde einmal etwas zum Besten zu geben pflegt, so geschieht es unter einer solchen Zeremonie. Wenn nun Eltern sich freuen, daß das Kind die Liebe nicht gegen sie, sondern an ein solches Unding, wie dieser vorgebliche Klaus ist, gewinnen, so möchten doch Schullehrer und Prediger trachten, diesem Gebrauche durch Belehrung abzu elfen und die Kinder über ihren Irrthum in's Klare zu setzen.

— Der Aufmerksamkeit der badischen und schweizerischen Polizeibehörden verdient ein Mann verzeigt zu werden, der seit vielen Jahren frech und unentdeckt den Zwischenträger alles Aberglaubens zwischen den schweizerischen Mönchvereinen und dem salpetrischen Schwarzwalde macht, und dem Hasse und dem Starrsinne der Aegypter gegen die badische Regierung, und gegen die aufgeklärte Gesittung immer neue Nahrung zuführt. Der Mann heißt Bernhard Eckert von Herrischried im Schwarzwalde, wo man ihn spottweise nur den „heiligen Vater“ nennt, weil er beständig vom Papste spricht, nach Rom wallfahrtet, in allen schweizerischen Klöstern herumstreicht und mit Ablaßzetteln, mit Vater-Kochem'sbüchern, Wunderpfennigen und heiligen schweinsledernen Gürteln handelt; seine Hauptniederlagen sind zu Herznach und Einsiedeln. Er ist leicht kenntbar an seinem verhagelten Gesichte, kurzen Hosen, schwarzen Kamaschen, manchesternem Kamisol und rundem Hute, ist etwa 50 Jahre alt, halbblind, hager und dürr, und hat weder Heimathschein noch Paß. Es wäre hohe Zeit, den Heuchler und Volksbetrüger so bald möglich unschädlich zu machen.

— Von der Reuß. Zu den 12 Volksbegehren, die im Posthörnchen No. 41 mitgetheilt worden, kommen indessen noch folgende sieben, die in zahlreichen Petitionen werden gefordert werden. 1) Eintritt des jungen Staatsbürgers in die Eliten mit dem 20. Jahre, Uebertritt desselben in die Landwehr mit dem dreißigsten, und gänzlicher Austritt mit dem vierzigsten Jahre. 2) Nebst der Reduktion der dreißig Schulinspektoren auf fünf auch noch Entlassung der Knaben und Mädchen aus der Schule nach zurückgelegtem zwölften Jahre, sonst aber Respekt vor unserem trefflichen Schulgesetze. 3) Veränderte Wahlart für Bezirksrichterstellen. 4) Geeignetere Prozeßordnung. 5) Uebertragung aller Collaturen an die Regierung (d. Red. glaubt nicht, daß dieses einem Freistaat fremmen könne), und Revision der Pfründenbesoldungen nach billigerm Maaßstabe und in Geld. 6) Abschaffung aller Stolgebühren und Einführung der deutschen Sprache beim katholischen Gottesdienste, etwa nach Wessenbergs Ritual und Gesangbuch und nach Hirschers Formular einer deutschen Messe. 7) Besetzung der Seelorgerstellen nur mit Weltgeistlichen, und sofortige Zurückweisung der Pfarrnovize in ihre Stifter, über welche das landesherrliche Oberaufsichtsrecht auf eine geeignetere Weise, als durch die jetzige Administration, und namentlich auch durch ein weises Novizenaufnahmsgesetz, gehandhabt werden soll.

— Der Schleichweg, den man, nach zwei vollen Jahren, in der fatalen, von vornen falsch aufgegriffenen Geschichte mit dem eingestellten Pfarrer Mösch von Dormussen einschlagen zu müssen sich unseliger Weise in Kopf setzte, führte auch vor acht Tagen wieder zum erbärmlichsten Resultate, so daß man beinahe meinen muß, der Verstand sei gewissen Leuten noch vor unserer bevorstehenden Krisis auf und davon gegangen. Es wurde abgekartet, die gute Gemeinde Oeschgen auf's Glatteis zu führen und ihr den untauglichen Pfarrer Mösch aufzulatzen; der dasige Pfarrer Lüscheschwab sollte tanzen, ließ sich fangen und sagte ja; der bischöfliche Provikar ließ sich fangen und sagte ja; aber die gescheidten Oeschger ließen sich nicht fangen und sagten nein. Um so erbärmlicher steht es nun mit der Einstellung des Pfarrers Mösch, und jetzt weiß natürlich Niemand, ob man ihn während fernerer zwei Jahre braten oder sieden soll.

— Am 7. Oct. wurde bei Haberkopf in St. Gallen, Gemeinde Sevelen, der vom Rhein ans Ufer gespülte Leichnam eines circa siebenzehnjährigen Mädchens gefunden. Nach der stattgehabten amtärztlichen Autopsie starb die Unglückliche an erhaltenen Stichwunden, nachdem dieselbe vorher, wie vorhandene Anzeichen an Körper und Kleidern zu beweisen scheinen, fleischlich mißbraucht worden war. Bisher konnte leider weder der Name noch die Heimath des unglücklichen Mädchens, noch derjenige des Thäters ausgeforscht werden.

— Letzten Sonntag den 13. d. ist an einem zu Filisur abgehaltenen Freischießen durch Unvorsichtigkeit eines andern Schützen der Herr Flanqueur-Hauptmann N. Gregori von Bergün erschossen worden.

Ausland.

— Dem Friseur Karl Stutzer in Berlin ist unterm 15. Oktober d. J. ein Patent auf eine neue Art Damenscheitel aus Haartouren nach dem davon niedergelegten Modelle auf sechs Jahre, von jenem Termine an gerechnet, und für den Umfang des preußischen Staates ertheilt worden. Wie sich doch die Zeiten ändern! Vor etwa 100 Jahren hätte er den Staupbesen bekommen.

— Dr. Alertz aus Aachen ist aufs Neue vom Papste eingeladen worden, die ärztliche Behandlung des körperlichen (auch geistigen) Krebsübels, an dem derselbe leidet, zu übernehmen. Die früher vom Dr. Alertz angewandten Heilmittel haben den glücklichsten Erfolg gehabt, allein die Hartnäckigkeit der Krankheit selbst, die eine chronische ist, so wie Diätfehler von Seiten des Patienten, veranlassen den ausgezeichneten Arzt zu wiederholten Reisen nach Rom.

— In Berlin, Wien und Frankfurt hat sich das Gerücht verbreitet, daß der Vicekönig von Aegypten am 21. September plötzlich gestorben sei. Gerüchte sind in ähnlichen bedeutungsschweren Fällen schon so oft und auf so wundersame Weise den wirklichen Nachrichten vorausgeeilt, daß man sehr geneigt ist, diesem Gerüchte Glauben beizumessen.

— Die Verheerungen, welche im Anfange des vorigen Monats und auch noch zu Ende Augusts alle Bäche und Ströme, die in den Karpathen entspringen, angerichtet haben, sind mitunter schrecklich. Große Strecken von fruchtbaren Thälern sind mit Steinen und Schutt überdeckt worden, eine Menge Brücken niedergeworfen und Häuser zerstört. Dabei kamen die Fluthen so rasch, daß an vielen Orten die Menschen nur gerade Zeit gewannen, ihr Leben zu retten. Nach dem ersten heftigen Regen, der vom 20. bis zum 22. August fiel, kühlte sich die Luft so stark ab, daß in den hohen Karpathen ein mehrere Fuß hoher Schnee fiel, der tief herab bis auf 3000 über der Meeresfläche rechte. Vier Sennen, die sich zu dieser Zeit oben befanden, büßten ihr Leben durch Ermüdung und Kälte ein. Seit diesen Regengüssen ist aber das herrlichste Wetter, und die Vegetation ist nach der vorhergegangenen Trockenheit wie im Frühlinge. Die Saatbestellung ist dadurch sehr begünstigt, und Alles grünt auf das Erfreulichste.

— In Menehould hat sich ein wegen gewaltthätiger Handlungen und Drohung von Brandstiftung verhaftetes Weib bei Nacht in einem steinernen Troge ertränkt, in welchem das Wasser nur 4 Zoll tief war, indem sie darin den Kopf entschlossen so lange hinein hielt, bis sie todt war. So fand man sie am andern Morgen.

— In Marseille herrscht eine so warme Witterung, daß die Bäume bei einer Temperatur von 20 Grad Reaumur in einen Kalenderirrthum gefallen sind. Man sieht Mandel- und Kirschbäume in voller Blüthe, und wenn das Wetter noch einen Monat so fortdauert, so essen sie Kirschen im November.

— Vom Jahre 1823 bis zum Schluß des Jahres 1833 ist von den sämmtlichen sibirischen Kron- und Privat-Bergwerken an edlen Metallen erbeutet worden: Gold 5150 Pud (35 Pfund) Platina 1259 Pud, wovon aber nur 29 den Kronbergwerken gehören, Silber 18,005 Pud. Der Petersburger Münzhof prägte in diesen 16 Jahren 85,482,139 Gold-, 48,765,823 Silber- und 2,458,009 Platina-Rubel.

— Nicht blos der Papst, sondern auch die Regierungen von Neapel und Modena sollen ihren Unterthanen den Besuch der Naturforscherversammlung in Pisa verboten haben.

— Reisende bringen die Nachricht, daß in der Nacht vom 16. auf den 17. d. alle am Po und Ticino gelegenen Gegenden überschwemmt worden und die Brücken bei Pavia, Roffalora und Vercelli theils ganz zerstört, theils für den Augenblick unbrauchbar sind. Auf der Brücke von Vercelli begegnete die von Turin kommende Diligence einer Extrapost und beide passirten bei einander vorbei, ohne die Gefahr zu kennen, die ihnen drohte. Als die Extrapost etwa 50 Schritte vorwärts dem piemontesischen Ufer sich näherte, wendete sich auf einmal das Vorpferd und der Postillon sah zu seinem größten Schrecken, daß die Brücke, wo kaum 2 Minuten vorher die Diligence passirte, abgerissen war, und nur der großen Geistesgegenwart desselben dankte der Reisende sein Leben.

— Zu Cambrai hat man eine ungeheure Menge Cigarren, die in ledernen Ballen versteckt waren, und in Frankreich eing schwärzt werden sollten, saisirt. Ihr Werth wird auf 30,000 Franken geschätzt. Nach der Feuille de Cambrai geschah die Wegnahme bei Masnieres und war das Gesammtgewicht des weggenommenen Tabacks 1400 Pfund.

— Vorstellungen des Thierbändigers Cartel in London. Herr Cartel erscheint in einem Zuge von großen und kleinen Pferden, Zebra, Straußen und Krokodillen. An einem einsamen Orte schläft er ein. Ein Leopard stürzt sich von einem Felsen herab auf ihn, er erhebt sich, kämpft mit dem Leoparden und bezwingt ihn. Er führt einen an einen Karren gespannten Löwen auf einen Hügel, wird in eine Höhle geworfen, wo Löwen, Tiger, Leoparden und Panther über ihn herfallen, aber nach einem anscheinend wüthenden Kampfe besiegt werden. Alles ist schön angeordnet und die verschiedenen Thiere zeigen eine bewundernswerthe Folgsamkeit gegen ihren Herrn und scheinen sich sehr gut untereinander zu verstehen.

— Bei der Eisenbahn von Chester nach Birkenhead ist es zu blutigen Auftritten gekommen, indem die Arbeiter, durch den frühern Aufseher an ihrem Lohn betrogen, von dem Neuen Ersatz verlangten, widrigen Falls sie drohten, die Arbeit aufgeben. Da der neue Aufseher erklärte, keine irischen Arbeiter mehr verwenden zu wollen, so vereinigten sich diese mit den englischen zu einer Bande von 2000 Mann, welche, mit Arbeitsgeräthen bewaffnet, das Land durchzog, die friedlichen Einwohner mißhandelte, das Dorf Lotton besetzte, den dortigen Gasthof plünderte und Reisende brandschatzte. Die Ankunft zweier Truppenabtheilungen mit einer Kanone brachte sie jedoch zur Ordnung. Es wurden 27 der Schuldigsten verhaftet. Sieben der von der wüthenden Bande angegriffenen Personen sind in einem verzweifelten Zustande.

— Auf dem Marktplatze zu Rotherham (Grafschaft York) ward unlängst eine anständig gekleidete Frau, mit einem Strick um den Hals, von ihrem Ehegatten feil geboten. Der Aufstreich ging ziemlich lebhaft von Statten, da aber die Polizei einzuschreiten Miene machte, wurde sie schon um 4 Sh. 10 Pence (1 fl 54 kr.) zugeschlagen, und fuhr sofort mit ihrem Käufer auf der Eisenbahn nach Sheffield ab.

— Die Schönheit der jungen, liebenswürdigen Königin von England hat viel zu verantworten. Schon wieder wurde ein junger Mann aus Liebe toll und letzten Dienstag von den Assisen zu Kensington in ein Irrenhaus geschickt.

— Der verstorbene Herzog von Kent, der Vater der Königin Victoria von England, der bekanntlich lange Zeit in Brüssel gewohnt und hier, wie auch an andern Orten, bedeutende Schulden zurückgelassen, wird sich, man weiß nicht aus Freude oder Aerger, in seinem Grabe umwenden, wenn er erfährt, daß seine königliche Tochter sich entschlossen hat, die väterlichen Schulden zu bezahlen. Ein Brüsseler Hufschmied, der seitdem sehr zu Vermögen gekommen, hatte an den Verstorbenen eine Forderung von 15,000 Fr. Man denke sich das Erstaunen des guten Hufschmiedes, als er vor einigen Tagen unerwartet die Summe, die er längst verloren geglaubt, durch die englische Gesandtschaft ausbezahlt erhielt.

— Am 27. September brach in New-York eine ungeheure Feuersbrunst aus, die einen der schönsten und volkreichsten Theile der Stadt in einen Aschenhaufen verwandelt hat. Außer einer großen Menge von Privat-Gebäuden sind auch noch das Theater, dessen Bau 110,000 Dollars (275,000 Gulden) gekostet, und drei Kirchen abgebrannt. Der ganze Schaden wird auf 300,000 Dollars angeschlagen.

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau.

No. 44. 1. Nov. 1839.

Das Alpenhorn,

ein Volksblatt

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Zweiter Jahrgang.

Aemtlein bringen Titel, bringen große Ehren. Vor hohen Gönnern kriechend, wird der Flachkopf stolz
Vor dem Privatmann seinen Rücken kehren, und bleibt stets obenauf wie leicht Pantoffelholz.

Lob des Papiers.

(Ein Knittelgedicht.)

Vom Nutzen des Papiers will ich ein Wörtlein sagen;
Denn ging uns dieses aus, wir wären zu beklagen:
So nöthig haben wir's, als selbst das werthe Geld;
Ja, ohne das Papier stünd's schofel in der Welt.

Wie nützt uns das Papier! da kann man Briefe schreiben,
Und diese bis nach Rom! ja wohl noch weiter treiben,
Papier und Schrift und Geld, nur diese drei allein,
Erhalten unsre Welt im Handel und Verein.

Wie könnte je ein Wirth lang ohne solches bleiben?
Wenn er die Schuldner müßt' all' an die Wände schreiben,
So wären bald im Haus die Wände alle voll,
Und er würd' sicherlich zuletzt im Kopfe toll.

Kurzum ein jeder Stand, der Kaufmann und der Färber,
Der Advokat, der Arzt, der Kaufmann und der Gerber.
Der Fürst, der Unterthan, die brauchen Schreibpapier,
Und alle geben gern ihr baares Geld dafür.

Wie viel, wie viel Papier wird jedes Jahr verschrieben,
Wo man die Jugend lehrt, wo Handel wird getrieben,
Beim Enregistrement, beim Stempel und beim Zoll,
Und bei der Lottorie! — viel hundert Wagen voll.

Die Zeitungsschreiberei, und dann das Bücherdrucken,
Wie viel, wie viel Papier thun diese nicht verschlucken!
Drum werden auch die Herrn Papierer alle reich,
Denn nichts auf dieser Welt ist ihrem Handel gleich.

Ihr Mühlwerk geht voran im Nutzen vor den vielen
Mahl-, Oehl- und Walk- und Reib-, und Schleif und Sägemühlen;
Drum sind sie auch so stolz, und schlagen täglich auf,
Und geben kein gut Wort dem Käufer in den Kauf.

Doch still, kein Wörtchen mehr! hier ist nicht gut zu schelten;
Sonst läßt mein Fabrikant mir's sicherlich entgelten;
Und ließ' er sitzen mich, o weh, wie ging es mir!
Denn Reimen mach' ich wohl, nur leider kein Papier.

Laßt uns vielmehr zurück auf unser Thema kommen;
Der Lobspruch des Papiers, der wird mir besser frommen.
Wißt ihr, wo in der Welt die erst' Papiermühl' stand?
Merkt's, Nürnberg heißt die Stadt, sie liegt im Frankenland.

Wer aber ganz zuerst anfing Papier zu machen,
Steht noch in der Rubrik der unbekannten Sachen;
Nur dieses, wie man weiß ist ganz gewißlich wahr;
Seit man's Papier erfand, sind's fast fünfhundert Jahr.

Was hat man vor der Zeit denn in der Welt getrieben?
Wo hat man sich belehrt? auf was hat man geschrieben?
Zuerst ihr lieben Leut', grub man auf Holz und Stein
Die Thaten eines Volks mit starken Zügen ein.

Als nachher in der Welt mehr kluge Köpf' entstunden,
Ward zu der Schreibekunst das Pergament erfunden;
Auch schrieb man da auf Bast, Palmblätter, Leinewand,
Auf Bretter und auf Wachs, und sonst noch allerhand.

Das würde schönes Geld in diesen Zeiten kosten,
Wenn man mit Brettern käm' auf unsre theure Posten!
Nein, Dank dem braven Mann, der das Papier erfand!
Warum blieb doch sein Nam' der Nachwelt unbekannt!

In England ist's Papier besonders hoch in Ehren,
In Petersburg und Wien kann man's auch nicht entbehren:
Dort macht man Geld daraus und hat nicht schwer daran;
Gut, wenn man nur damit auch wohlfeil kaufen kann.

Sie haben's auch einmal in Frankreich schon probiret;
Und milliardenweis Papiergeld fabriziret:
Doch sang man bald dabei ein trauriges: O weh!
Die Flitter-Herrlichkeit zerschmolz wie Märzenschnee.

Ich könnte füglich hier mein Reimenwerk beschließen,
Es will ja so nicht recht mir aus der Feder fließen:
Da fällt mir grade noch ein kleines Räthsel ein,
Das muß, weil sich's hier schickt, in mein Gedicht hinein.

Papiermühl', Wirthshaus, — Wer kann mir den Abstand sagen? —
In die Papiermühl' muß man alle Lumpen tragen;
In's Wirthshaus laufen Sie tagtäglich selbst hinein;
Schad, daß sie zum Papier auch gar nicht tauglich sein.

Doch lieber eine Mühl' als eine Weinſchenkſtube,
Denn jede gute Mühl' iſt eine Silbergrube.
Nur die Kaffeemühl' nicht, wenn man die Männer hört,
Die, heißt es allgemein, ſind keinen Heller werth.

Wer aber ſchafft es ab, das ſüße Bohnenbrühle?
Wer mag ſie ſtellen ein, die immer rege Mühle?
Das große Zollſyſtem vermochte nichts auf ſie:
Statt Zucker gab's Syrup, ſtatt Kaffee Zichorie.

Drum, Weiber, laſſet nur die liebe Mühle ſchnurren;
Und will der Herr Gemahl griesgrämlich drüber murren,
So ſetzt die Schalen hin, und ladet ihn dazu,
Was gilt's, er trinket mit, und laſſet euch in Ruh.

Die räthſelhafte Suplik.

(Anekdote aus dem Leben Friederichs des Großen.)

In einem Dorfe in der Gegend von Treptow an der Rega ſtieß der Hof eines Bauern mit dem Garten des Edelmanns unmittelbar zuſammen; der nachläſſige Gärtner ließ die Gartenthür offen ſtehen, und ſo geſchah es denn, daß ein Hauptſchwein des Bauern den Garten beſuchte, und unter den Gewächſen und Töpfen eine gewaltige Zerſtörung anrichtete. Der aufgebrachte Gutsherr ließ ſogleich den Bauer holen, und ungeachtet der arme Teufel bat, der Gärtner möchte doch ſeine Gartenthür verſchließen, eine Sau ſei doch ein unvernünftiges Thier, er könne ſie nicht am Stricke herumführen, ſo wurden ihm doch ohne Weiters fünfzig Prügel aufgezählt. „Kommt Deine Beſtie, rief der zürnende Edelmann ihm nach, noch „ein Mal in meinen Garten, ſo ſchieß ich ſie todt und ſchenke ſie „meinen Leuten.“ Mit dieſem Beſcheid wurde der Bauer entlaſſen. Allein die Gartenthüre wurde nach wie vor ſelten zugemacht, und ſo geſchah es denn, daß das Schwein des Bauern abermal hereinſpazierte, um ſich im Minieren zu verſuchen. Der Edelmann ſtand gerade am Fenſter, raſch riß er eine Flinte von der Wand, gab Feuer, das Schwein ſtürzte zuſammen und wurde durch einen Machtſpruch vom Fenſter herab ſogleich den verſammelten Hofleuten geſchenkt. Der Schlag traf den Bauer härter, als vorher die fünfzig Schläge auf den Rucken. Ein großer Theil ſeines diesjährigen Einkommens war auf das Schwein berechnet, ihm war himmelſchreiendes Unrecht geſchehen, davon war er überzeugt, aber einen Prozeß anzufangen, dazu wußte er, gehört Geld und Zeit, Geld hatte er aber nicht, und die Zeit kam herbei, wo er von dem verkauften Schwein die Abgaben bezahlen ſollte; er wußte ferner aus Erzählung, daß ſich die Leute in verzweifelten Fällen an den König ſelbſt gewendet hatten, daß aber dieſes ſchriftlich geſchehen müſſe, das wußte er auch, allein ſchreiben konnte der arme Teufel nicht. Was war zu thun? Er kaufte ſich einen Bogen Papier, und gieng damit zum Pfarrer ſeines Dorfes. **Bauer.** Guten Morgen, Herr Pfarrer, Er wird ſchon meine Geſchichte wiſſen, wegen meiner Prügel und der Sau, da iſt Papier, Er hat ja ſtudirt, mach' Er mir doch eine Plik. (Er wollte vermuthlich ſagen: Suplik.) **Pfarrer.** Mein Freund, ich bin kein Juriſt, ſondern Theolog, ich kann ſo etwas nicht machen, und was wollt Ihr denn eigentlich mit dem Dinge anfangen? **B.** Ich gehe damit zum König, der muß mir helfen, und wenn Er mir keine Plik machen kann, ſo gebe Er mir nur Dinte und Feder, ich mach es mir ſelber. **Pfr.** Aber Ihr könnt ja nicht ſchreiben, ſo viel ich weiß. **B.** Das thut nichts, geb' Er nur her, der König wird ſchon wiſſen, was ich meine. Der Pfarrer holte nun Dinte und Feder, der Bauer ſetzte ſich hin und machte auf ſein Papier zwei Vierecke. Das ſind die Höfe, ſagte er, zeichnend, ein rundes, das iſt die Thüre, die der Schlingel hätte zumachen ſollen, jetzt malte er eine Figur am Boden liegend, das iſt mein Schwein, belehrte er den Pfarrer, und der hier, indem er eine Figur hinleckte, aus der Rauch herausging, der hier iſt der Edelmann, ſieht Er, Herr Pfarrer, das iſt eine Plik, wenn er einmal eine machen ſoll. Schönen Dank, mein Freund, verſetzte der belehrte Herr Pfarrer, ich will es mir merken; der Bauer aber trollte von dannen nach Hauſe. Hier nahm er ſeinen Sonntagsrock hervor und zog ihn ſogleich an. Ein Kober mit einem großen Brod und einer Büchſe mit geſalzener Butter wurde umgehängt, ein tüchtiger Hagedornſtock vollendete die Reiſeequipage des ehrlichen Pommers, der jetzt ſo ausgerüſtet, mit wenigen Groſchen in der Taſche, aber mit großem Vertrauen auf die Gnade ſeines Königs, die Reiſe von einigen dreißig Meilen nach Potsdam antrat. Dort angelangt, war ſein Erſtes, einen vorübergehenden Bürger in ſeiner treuherzigen pommerſchen Landesſprache zu fragen, wo denn der König wohne? Da es zu jener Zeit eben nichts Beſonderes war, daß Leute aus allen Ständen den König perſönlich antrafen und Bittſchriften überreichten, ſo fand auch der Potsdamer Bürger die Frage des Bauern ganz in der Ordnung. Freundlich führte er den ehrlichen Menſchen einige Straßen hindurch nach dem neuen Palais. Hier, Landsmann, ſagte er, indem er nach dem Schloſſe zeigte, hier wohnt der König, geh' nur die breite Treppe hinauf, man wird Dich ſchon zurechtweiſen.

Der Bauer dankte ſchön und ſtieg dann ohne Weiters die breite Treppe hinauf. Am Korridor, der nach den Zimmern des Königs führt, ſtand ein Grenadier von Rhodich als Schildwache, der Bauer wollte vorüber, die Schildwache hielt ihn aber zurück. Was ſucht er hier, mein Freund? hier darf man nicht ſo geradezu laufen. Ei was, verſetzte der Bauer, ich will zum König. I was hat Er beim König zu thun? Marſch fort da! — Was ich beim König zu thun habe, das geht Ihn nichts an, gab der Bauer faſt grob zur Antwort, das habe ich meiner Alten nicht einmal geſagt, und werde es Ihm doch nicht auf die Naſe binden? Flegel! rief die Schildwache jetzt, den Bauer fortdrängend, der ſeiner Seits auch ziemlich laut wurde. In dem Augenblicke trat der König mit dem Gouverneur von Potsdam aus dem Vorzimmer, um zur Parade zu gehen; die Schildwache präſentirte. Was giebts hier? fragte der König, und der Bauer, den Hut auf dem Stocke drehend, verſetzte ſchnell: I, der Soldat da will mich nicht hineinlaſſen, und ich muß doch mit meinem König reden. — Iſt das ſo dringend? fragte der Monarch weiter. — Das glaub' ich, war des Bauern Antwort, es iſt wegen meiner Sau, die mir der Junker todtgeſchoſſen hat, und wegen der fünfzig Prügel, die er mir hat geben laſſen. Der König nahm lächelnd eine Priſe und ſagte: Weißt Du was, Freund, komm herein, ich will Dich zum König führen; hiemit machte er den Offizieren das Entlaſſungszeichen, und ging mit dem Bauer in ſein Zimmer zurück. So, ſagte nun eintretend der gütige Monarch, jetzt, Freund, ſage mir Dein Anliegen, denn wiſſe, ich bin ſelbſt der König. Ich habe mir das ſchon gedacht, verſetzte der Bauer, daß Er

der König ist, denn der Soldat hat gleich das Maul gehalten, als Er heraus kam. Bei diesen Worten nahm er seinen Kober herunter, öffnete selben, und indem er dem König die bewußte Zeichnung überreichte, fuhr er fort: Ich hab es ein wenig auf's Papier gebracht, Er wird's schon wissen, was die Geschichte ist. Der König öffnete den Bogen, und betrachtete die Figuren lange, endlich sagte er: Freund, ich muß Dir gestehen, daß ich nicht daraus klug werden kann; sage mir also mit kurzen Worten, was das bedeutet. Na, so seh er ein Mal, demonstrirte jetzt der Bauer, sich dicht hinter den König stellend, indem er seine, uns schon bekannte Geschichte erzählte. Schon gut, schon gut, versetzte der König lachend, indem er das Papier einsteckte, ich merke wohl, Dir ist Unrecht geschehen, Dir soll geholfen werden, allein ich habe jetzt Geschäfte, geh' daher ein wenig durch die Stadt spazieren, betrachte die Merkwürdigkeiten und komme um 2 Uhr wieder, dann sollst Du Bescheid haben. Der Monarch ging, hinter ihm drein der Bauer, der unten an der Treppe einen Lakaien fragte, wo der Markt sei. Dieser, durch die Nähe des Königs aufmerksam geworden, wies ihn höflich zurecht, und nun war der Bauer in seinem Elemente, denn hier konnte er als ein Mann von Metier mitreden. Er fragte sogleich nach den Getraide- und Holzpreisen, kaufte sich sodann einen Häring, welchen er, auf dem Wandschrank sitzend und vergnügt mit den Beinen trommelnd, verzehrte. Mit Andacht hörte er das Glockenspiel der nahen Kirche, und stellte allerhand Betrachtungen und Vergleichungen an zwischen seinem Dorfe und dem prächtigen Potsdam. Endlich schlug die Glocke Zwei, und rasch machte sich der Bauer auf den Weg zum König. Den Schildwachen, so wie den Bedienten im Vorzimmer war befohlen worden, den pommerschen Bauer unangemeldet eintreten zu lassen. Der König saß bereits mit vielen Generalen an der Tafel, als der Bauer eintrat. Guten Tag, prost, schmeckts? war sein freundlicher Gruß. Der Monarch zeigte mit der Hand nach einem Seitentischchen, wo der Bauer auch sogleich Platz nahm, nachdem er zuvor seinen Kober abgenommen und unter den Tisch gelegt hatte. Durch den Geruch der Speisen wurde seine Eßlust erregt, er öffnete also seinen Kober, nahm sein Landbrot heraus, und nachdem er mit einem Taschenmesser ein gewaltiges Stück herunter gerissen und mit Butter bestrichen hatte, fing er mit solchem Appetit zu essen an, daß man es im Vorzimmer hören konnte. Der genossene Häring und die jetzt gesalzene Butter verursachten ihm Durst, und da er sah, wie die Pagen den König mit Getränk bedienten, so näherte er sich dem König, klopfte ihm auf die Schulter, indem er kauend sagte: Laß Er mir doch auch von den Jungens was zu trinken bringen, ich habe höllischen Durst. Der König, mit dem Lachreiz kämpfend, winkte einem Pagen, der dem Bauer sofort einen Becher mit Wein reichte. Der Pommer hatte nie Wein gesehen, geschweige getrunken. Blitz! rief er aus, das ist ein köstliches Bier! wenn ich einen Krug bei mir hätte, ich brächte meiner Alten was davon mit. Somit leerte er den Becher und gab ihn zurück, indem er sich wieder auf seinen Platz begab und seine Mahlzeit fortsetzte. Inzwischen zog der König das Papier des Bauern aus der Tasche, gab es dem Minister von Herzberg, um seine Meinung darüber zu vernehmen. Dieser betrachtete kopfschüttelnd die Charaktere, und übergab es dem nächsten zur Einsicht. Auch dieser wußte den geheimen Sinn nicht zu deuten; das Blatt ging weiter um die Tafel herum, bis wieder zum König. Nun, fragte dieser, was halten Sie von der Sache? Herzberg nahm das Wort: Ew. Maj. dergleichen Hieroglyphen zu deuten, muß man gelehrter sein als ich. Nun, so will ich es euch denn sagen, fuhr der Monarch fort, und hiemit erzählte er den Vorgang und erklärte die Zeichnung, wie es ihm der Bauer erzählt hatte. Plötzlich erhob sich dieser, indem er Brod und Messer weglegte, und rief laut: Ja wenn ich es Ihm nicht erklärt hätte, Er hätte es so wenig gewußt als seine Leute. Jetzt aber konnte der König nicht mehr an sich halten, der Lachreiz siegte, er gab gleichsam das Signal zum allgemeinen Gelächter, nur der Bauer setzte sich ganz ernsthaft wieder nieder und glaubte, sich sehr gut benommen zu haben. Endlich wurde die Gesellschaft entlassen, der König war allein mit seinem Gaste. Höchst aufgeräumt sagte er zu dem Bauer, indem er ein Papier aus der Tasche zog: Komm her ehrlicher Junge! Es steht darin, er soll Dir für jeden Schlag einen Thaler bezahlen, Dein Schwein sollst Du nach Deinem Gewissen taxiren, und den Werth desselben muß er Dir ebenfalls vergüten, so wie er Dir noch überdies für Versäumniß und Reisekosten zwanzig Thaler bezahlen muß. Nun geh' und reise glücklich. Na, rief der gerührte Bauer, Gott wird's Ihm tausend Mal vergelten; aber Blitz, da hätt' ich bald vergessen, fuhr er fort, indem er einen kleinen ledernen Beutel zog, mein Bier muß ich noch bezahlen, wo ist denn, hier sah er sich nach dem Pagen um. Es kostet nichts, sagte der König, geh nur, Du hast einen weiten Weg, und Deine Frau wird Dich erwarten. Na, so leb' Er wohl! Er reichte dem König die harte Hand, der sie ihm freundlich drückte und nochmal glückliche Reise wünschte.

Der Prozeß ohne Gesetz.

Nur weil es unter allen Ständen einfältige Leute giebt, giebt es solche auch unter dem achtungswerthen Bauernstand, sonst wäre es nicht nöthig. Ein solcher schob eines Morgens einen schwarzen Rettig und ein Stück Brod in die Tasche, und Frau, sagte er, gieb Acht zum Haus, ich gehe jetzt in die Stadt. Unterwegs sagte er von Zeit zu Zeit: Dich will ich bekommen, mit Dir will ich fertig werden, und nahm alle Mal eine Prise darauf, als wenn er den Tabak meinte, mit ihm woll' er fertig werden; er meinte aber seinen Schwager, den Oelmüller.

In der Stadt ging er gerades Wegs zu einem Advokaten und erzählte ihm, was er für einen Streit habe mit seinem Schwager, wegen einem Stück Reben im untern Berg, und wie ein Mal der Schwed am Rhein gewesen sei, und seine Voreltern drauf ins Land gekommen seien, der Schwager aber sei von Enzberg im Würtembergischen, und der Herr Advokat soll jetzt so gut sein und einen Prozeß daraus machen. Der Advokat mit einer Tabackspfeife im Mund, sie rauchen fast alle, that gewaltige Züge voll Rauch, und es gab fast lauter schwebende Ringlein in der Luft. Dabei war er aber ein aufrichtiger Mann, als Rechtsfreund und Rechtsbeistand, natürlich. Guter Mann, sagte er, wenn's so ist, wie ihr mir da vortragt, den Prozeß könnt ihr nicht gewinnen, und holte ihm vom Schaft das Landrecht hinter einem porzellanen Tabackstopf hervor. Seht da, schlug er ihm auf, Capitel so und so viel, Numero Vier, das Gesetz spricht gegen Euch unverrichteter Sachen. Indem klopft Jemand an der Thüre und tritt herein, und ob er einen Zwergsack über die Schulter hängen hatte, und etwas darin, genug, der Advokat geht mit ihm in die Kammer abseits. Ich komm gleich wieder zu

Euch. Unterdessen riß der Bauersmann das Blatt aus dem Landrecht, worauf das Gesetz stand, drückte es geschwind in die Tasche und legte das Buch wieder zusammen. Als er wieder bei dem Advokaten allein war, stellt er den rechten Fuß ein wenig vor, und schlotterte mit dem Knie ein paar Mäl ein- und auswärts, theils weil es dort zu Land zum guten Vortrag gehört, theils damit der Advokat etwas sollte klingeln hören oben in der Tasche. Ihr Gnaden, sagte er zu dem Advokaten, ich habe mich unterdessen besonnen. Ich meine, ich will's doch probiren, wenn Sie sich der Sache annehmen wollten, und machte ein verschlagenes Gesicht dazu, als wenn er noch etwas wüßte und sagen wollte: Es kann nicht fehlen. Der Advokat sagte: Ich habe aufrichtig mit Euch gesprochen und Euch klaren Wein eingeschenkt. Der Bauersmann schaute unwillkührlich auf den Tisch, aber er sah keinen. Wenn ihr's wollt drauf ankommen lassen, fuhr der Advokat fort, so kommt's mir auch nicht drauf an. Der Bauersmann sagte: Es wird nicht alles gefehlt sein.

Kurz, der Prozeß wird anhängig und der Advokat brauchte das Landrecht nicht mehr weiters dazu, weil er das Gesetz auswendig wußte, wie alle. Item was geschieht? Der Gegenpart hatte einen saumseligen Advokaten, der Advokat verabsäumt einen Termin, und unser Bauersmann gewinnt den Prozeß. Als ihm nun der Advokat den Spruch publizirte, sagte er zu ihm: Aber nicht wahr, dieß schlechten Rechtshandel hab ich gut für Euch geführt? — Den Kukuk hat er, erwiederte der Bauersmann und zog das ausgerissene Blatt wieder aus der Tasche hervor. Sieht Er da, kann Er gedruckt lesen? Wenn ich nicht das Gesetz aus dem Landrecht gerissen hätte, Er hätt' den Prozeß lang verloren. Denn er meinte wirklich, der Prozeß sei dadurch zu seinem Vortheil ausgefallen, daß er das gefährliche Blatt aus dem Landrecht gerissen hatte, und auf dem Heimweg, so oft er eine Prise nahm, machte er alle Mal ein pfiffiges Gesicht und sagte: Mit Dir bin ich fertig worden, Oelmüller.

Item: so können Prozesse gewonnen werden. Wohl dem, der keinen zu verlieren hat.

Das Blatt hat sich gewendet.

Unlängst kam ein beim Pariser Vaudeville Theater angestellter Schauspieler, als Mitternacht schon vorüber war, in eine abgelegene menschenleere Straße. Ein Mensch von ziemlich verdächtigem Aeußern nähert sich ihm, setzt dem erschrockenen Schauspieler ein Pistol auf die Brust, und fragt in barschem Tone: „Wie viel Uhr ist es, wenn es Ihnen beliebt, Herr?" Die Frage war zu deutlich, als daß sie der Künstler hätte mißverstehen können, er zieht also, sich in die nicht sehr angenehme Nothwendigkeit ergebend, seine Uhr, giebt sie dem Fremden, dem so sehr viel daran gelegen scheint, zu wissen, was es an der Zeit sei, und geht schnellen Schrittes davon. Da hört er in der Nähe das Geräusch eines Wagens, und kehrt noch ein Mal zu dem Diebe zurück.

„Mein Herr, redete er ihn an, Sie scheinen Ihr Gewerbe mit vieler Redlichkeit zu betreiben; hören Sie mir gefälligst zu: Ich gehe jetzt nach Hause zurück, ich muß beweisen können, daß ich wirklich bestohlen worden bin, denn ich habe eine gar böse Frau. Bringen Sie mich um oder verschaffen Sie mir irgend einen Entschuldigungsgrund."

„Was soll ich denn thun?"

„Jagen Sie Ihre Kugel durch das eine Ende meines Patelots, ich werde dann meiner lieben Frau beweisen können, daß ich erst nach muthigem Widerstande von meiner Uhr gelassen habe."

„Recht gern, breiten Sie nur Ihren Patelot aus."

Der Dieb zielt und drückt ab, das Zündhütchen knallt aber nur, und der Patelot wird nicht durchlöchert.

„Das ist mir nicht genug, setzen Sie ein anderes Zündhütchen auf," bemerkte der Schauspieler.

„Es thut mir Leid, Ihnen nicht dienen zu können, aber mein Pistol war nicht geladen, ich wollte Ihnen nur Furcht machen."

„Haben Sie denn keine andere Waffe bei sich?"

„Nein."

Kaum war dieses Nein gesprochen, so faßt der Schauspieler den Freund seiner Uhr beim Kragen: „Warte Schuft, ruft er ihm zu, „jetzt sind wir beide gleich!" und ringt so lange mit ihm, bis er ihn fast leblos zu Boden streckt, worauf er ihm seine Uhr wieder abnimmt, und als Siegeszeichen sich das nur für den Schreck bestimmte Pistol aneignet.

Merkwürdiges Duell.

Ein in Neapel lebender Engländer war von einem Sizilianer auf's Gröblichste beleidigt. Wir müssen uns auf Leben und Tod miteinander schlagen, sagte der Britte. Allein für jetzt ist mir jeder Zweikampf unmöglich, ich muß nach London zurück, um dort meine Angelegenheiten zu ordnen; wann und wo sollen wir uns treffen? Doch mir fällt ein Ausweg ein. Ich schwöre es Ihnen, daß ich am zweiten November dieses Jahrs (1831) um sechs Uhr Abends auf das Dach meines Hauses auf dem Portland-Platze steigen, und mich mit dem Kopfe zuerst von demselben herabstürzen will. Schwören Sie mir, daß auch Sie um dieselbe Zeit auf das Dach Ihres Hauses auf der Straße Toledo, steigen, und sich auf dieselbe Art hinabstürzen wollen. Nehmen Sie diesen Zweikampf an? Der Sizilianer nahm ihn an. Gut, sprach der Engländer, ich schwöre bei der Ehre der brittischen Marine, schwören Sie bei der Ehre Ihres Landes. Der Sizilianer schwor. In London beschäftigte er sich, ohne die ihm eigenthümliche Kaltblütigkeit auch nur ein einziges Mal zu verlieren, mit der Anordnung seiner Angelegenheiten, und am zweiten November Abends um sechs Uhr, als seine Familie sich eben zu Tische setzen wollte, hörte man ein schreckliches Geräusch, etwa, als wenn ein Schornstein eingefallen wäre. Der Engländer hatte sich vom Dache hinab auf die Straße gestürzt. Ein offener Zettel, den man auf seinem Schreibtische fand, machte die Familie mit den nähern Umständen dieses Zweikampfs bekannt. Ob der Sizilianer sein Wort gelöset hat, ist nicht bekannt geworden.

Das Landtagen.

Ein baierischer Landmann, welcher im Hause eines Ministers den Lieferanten machte, und mit welchem dieser sich gern unterhielt, stand in dessen Kabinet am Fenster, während der Minister am Schreibtisch arbeitete. Auf einmal fragt dieser: was macht's draußen? Er meinte das Wetter. „Ew. Exzellenz, es landtagt à Visel!" war die Antwort. Es landtagt! was ist das? „Hm, es macht halter gar nichts." (Landtag heißt in Baiern die Ständeversammlung.)

No. 44.

DAS POSTHÖRNCHEN

2. Nov. 1839.

Eine Wochenschrift
für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Alpenhorn mit Posthörnchen zusammen können für 7½ Batzen vierteljährliche Vorausbezahlung auf allen löbl. Postämtern des Kantons Aargau franko bezogen werden. Inserate, frankirt zugesendet, werden unter Verantwortlichkeit des Einsenders gegen Vergütung von 5 Rappen per Zeile aufgenommen; interessante oder erheiternde Mittheilungen mit Verschwiegenheit und Dank.

Tagesbegebenheiten.

Schweiz.

„Baden. Auf Sonntag den 3ten November ist eine Volksversammlung nach Reuß bei Wandisch ausgeschrieben. Die Gegenstände derselben sind: der Prozeßgang, das Advokatenwesen, Gewerbsfreiheit, Schuldbetreibungsgesetz, Straßenwesen u. a. m. Der Aufruf ergeht von Niemand Anders, als von Ammann Zehnder, und seinem Sohne, Buchdrucker Zehnder aus. Mehr als der Aufruf selbst, nahmen die Personen, die denselben provozirt, die Aufmerksamkeit vieler Einwohner in Anspruch. Jedermann kennt den Wunsch dieser nicht gar sehr in Achtung stehenden Männer; er geht einfach dahin: „Vergieb uns unsere Schulden.“ Ammann Leonz Bopp von Wettingen wird wahrscheinlich über den Prozeßgang einen Vertrag halten; das mag er am besten verstehen, da er jeden Gerichtstag 2—3 Vorstände mit seinen Collegen hat.“

Wie am 3. November vor dem rothen Haus in Reuß, so soll auch auf dem Schachen in Aarau am 13., Tags vor Nachmarkt, eine Volksversammlung aus verschiedenen Kantonen statt finden, wobei die Mitglieder des Großen Raths (um diese Zeit gewöhnlich versammelt), Gelegenheit haben, Zuschauer oder Theilnehmer zu sein.

Da unsere Regierungen sich beinahe immer in Verlegenheit befinden, das Geld zu den doch so nothwendigen Ausgaben für die Straßen, Militär, Schulen, ꝛc. herbei zu treiben, so will ich sie auf etwas aufmerksam machen. Der Schweizer weiß ja bald nicht mehr wohin er sich wenden soll. In Frankreich muß er sich die Erlaubniß als Handwerksgeselle zu reisen, erst mit 14 Batzen erkaufen, andere Chikanaden nicht gerechnet. In Deutschland will ich keinem Schweizer rathen, auf Arbeit in Frankfurt und vielen andern Orten zu reisen. Ihrer genug haben schon, blos weil sie Schweizer waren, sich nicht aufhalten dürfen. Die Wanderbücher könnten es beweisen. In unserm Lande haben die Fremden vor dem Schweizer den Vortheil, daß sie von allen Bürgerdiensten frei sind, was schon macht, daß man den fremden Arbeiter bei gleicher Geschicklichkeit dem Schweizer vorzieht. Wir wären thöricht, wenn wir deshalb moralisch tüchtigen und geschickten Handwerkern die Niederlassung erschweren wollten, nicht aber, wenn wir die Brut fremder Strolche, die auf gut Glück, d. h. Betteln und Betriegen hin, die Schweiz durchziehen, wenn wir, sage ich, diesen Auswurf der Deutschen uns ein wenig vom Leibe halten und zugleich dem vorbeugen, daß sie, nachdem sie selbst den Arbeitslohn dem redlichen Arbeiter herunter drücken geholfen, endlich dann auch die anführen, die sie gutmüthig, vertrauend unterhalten haben, indem sie sich zu „streichen“ beliebe. Es ist zwar noch gar nicht gesagt, daß Wandern für den Handwerker so durchaus nothwendig sei, denn nirgends wandert der Arbeiter weniger als in England, wo die besten Arbeiter sind. Indessen kann das Wandern an sich selbst nichts schaden, nur nützen, so bald es nicht mehr zur Ausrede für die Strolche dient.

Etwas hat schon geholfen, daß man Reisegeld vorzeigen muß; aber von vielen sind gewiß immer zwei, die unsere Polizei betriegen, indem sie Anderer Reisegeld statt des ihrigen vorzeigen. Man nennt das „mit Reisegeld aushelfen.“ — Drum schlage ich vor: 1) Jeder in dem Kanton Aargau als Handwerksbursche, Musikant oder Hausirer eintretende Nichtschweizer soll 8 Fr. an der Gränze hinterlegen (nicht bloß vorzeigen), und erhält dafür eine Bescheinigung, daß ihm die Regierung des Kantons Aargau dafür gutstehe. Gebühr 10 Kr. 2) Sollte sich der Reisende gezwungen sehen, Schulden zu machen, so sind sie auf dieser Beschreibung einzutragen. Beim Austritt aus dem Kanton werden ihm diese Schulden abgezogen bei der Zurückzahlung. 3) Kein Handwerksbursche ꝛc., soll indeß mehr als 3 Fr. an einem Orte, und mehr als 15 Batzen für ein Uebernachten Schulden machen dürfen. Höhere Forderungen bezahlt der Staat nicht; auch keine Schuld, die, nachdem die 8 Fr. schon durch die auf der Karte eingetragenen Posten erschöpft sind, noch gemacht würde. 4) Jeder Gastwirth hat seine derartigen Forderungen spätestens binnen 14 Tagen an das nächste Polizeiamt einzugeben, und soll die Zahlung binnen weitern 14 Tagen erhalten. 5) Tritt ein fremder Geselle in Arbeit, so hat er, wenn er länger als 14 Tage bliebe, weitere 8 Fr. zu deponiren unter gleichen Bedingungen wie 1), und so alle

halbe Jahre 8 Fr. dazu, während 2 Jahren. Nach dieser Zeit alle Jahre 8 Fr., bis zu 6 Jahren des Aufenthalts. Dann muß er sich provisorisch niederlassen. 6) Eine provisorische Niederlassung oder Aufenthaltsbewilligung auf 3 Jahre kostet 1 Fr Gebühr. 10 Franken sind noch zu hinterlegen. Er hat von da an die Hälfte der Lasten eines Einsaßen zu bezahlen. Wer länger als 9 Jahre im Kantone bleiben will, muß Einsaße werden. 7) Die Regierung hat die Vollmacht, die nöthigen Unterhandlungen mit den Nachbarkantonen zu auf der Grundlage dieses Gesetzes beruhenden Verträgen einzuleiten. 8) Wie Nichtschweizer sind zu betrachten die Einwohner derjenigen Kantone, die keine freie Niederlassung bewilligen. (Es ist dieß ein Mittel, die Tessiner und andere zu zwingen, freie Niederlassung zu bewilligen, und dadurch, eine große Strecke Landes besser anzubauen, als es bis dahin geschehen ist.) 9) Das Gesetz soll in allen Wirthshäusern angeschlagen werden; der Gastwirth hat die Verpflichtung, sich die Karte und das Visum von der Gränz vorweisen zu lassen. — Die Polizei soll auch nicht in die Karten eingeschriebene Schuldforderungen befriedigen, sofern sie 1) zusammen unter dem Betrage der hinterlegten Summe; 2) spätestens 3 Wochen nach dem Verfall der Schuld; noch vor Zurückgabe der Schriften und Einlösung der Karten derselben eingegeben sind. 10) Wer sich einmal mit Umgehung der Gränzbehörden in den Kanton geschlichen hat, muß, ist es nur aus Unachtsamkeit geschehen, noch 10 Batzen Strafe bezahlen, und wird einfach zurückgewiesen. Zeigt es sich jedoch aus dem Mangel an Reisegeld, daß der Fehler ein verzeihlicher war, so ist dem Fehlbaren der Kanton auf 10 Jahre hindurch bei Prügelstrafe verboten. Keinerlei Schriften sollen verabfolgt oder eingelöst werden, ehe ein Zeugniß des Meisters vorliegt, daß wenigstens Miethe und Kost bezahlt sei. (Schluß f.)

Was sind die fernern Folgen der Herabsetzung des Zinsfußes, insofern sie wirklich durch einen größern Ueberfluß an Kapitalien, d. h. durch weniger anderweitige Begünstigung der Reichen hervorgebracht wird!

Ich will ihrer einige anführen. 1) Bis dahin hat man fast mit Gewalt das Bischen Waldungen im Staate erhalten müssen, und die Eigenthümer von Waldungen im freien Genuß ihrer Eigenthumsrechte stören. Warum? Weil der Wald nicht den gehörigen Zins trug. Wirklich hätte der, der ein Stück Wald bricht, die Mühe nicht nur umsonst, sondern noch Schaden obendrein. Denn der Wald trägt oft kaum 4 Prozent Zinsen. Würde aber der Zinsfuß auf 3½ Prozent herabsinken, so wäre bald auch der Wald sogar gewinnbringend. Es ist ein sicheres Zeichen, daß der Zinsfuß künstlich hinaufgeschraubt ist; wenn die Waldungen, ja selbst die Felder, nach Abzug der Bearbeitungsunkosten, kaum den Zins tragen. Denn dann ist es vortheilhafter, Kapitalist zu sein, als Güterbesitzer, darum, weil der Kapitalist eigentlich nichts zu verstehen braucht, als seinen Zins einzuziehen, der Güterbesitzer aber stets wissen muß, wie sie bewirthschaften, und noch dazu dem Unglücke ausgesetzt ist. — Es soll aber vortheilhafter sein, Land zu haben, als Geld; dann erst sind wir sicher, daß auch alles unser Land bewirthschaftet werde, wie es sich gehört. 2) Wie manche höchst gemeinnützige Maßregel unterbleibt entweder, oder wird nur von den Regierungen zur gerechten allgemeinen Unzufriedenheit unternommen. Warum? Weil sie die Zinsen nicht trägt. Wäre aber der gewöhnliche Zinsfuß nur ½ Prozent geringer, würde sie die Zinsen wohl tragen. Man muß nicht glauben, daß des Verbotes wegen, mehr als 5 Prozent Zinsen zu nehmen, man wirklich nicht mehr nehme. Ein paar Kunstgriffe, sich mehr bezahlen zu lassen, habe schon erwähnt. Das Gesetz kann nichts dagegen machen. Machet aber, daß viel Geld auf dem Geldmarkt kommt, so werdet ihr es wohlfeil kaufen können. Was, Geld kaufen? Leset einmal die Vieler Volksbibliothek von 37 nach, da hat Mathy bewiesen, daß das möglich ist. Es ist freilich ein Deutscher, aber ich denke, 2 mal 2 wird nicht weniger 4 sein, wenn ein Deutscher es sagt. Was sagt ihr dazu, wenn die Regierungen, die es verboten haben, mehr als 5 Prozent zu nehmen, selbst mehr bezahlen? Fraget die, die solche Dinge kennen, und sie werden euch sagen, daß die sogenannten 3prozentigen Bras in Frankreich mehr als 6prozentig sind. Ich leihe dem Staate eine Million, so lasse ich mir 2 gutschreiben, und wenn der Staat das nicht will, hat er gar nichts. Selbst Napoleon hat sich solche wahre Gaunerstückchen gefallen lassen müssen. Wie glaubt ihr denn, daß das Gesetz euch schütze, wenn es nicht einmal den Staat schützt! Nein, petitionirt dafür, 1) daß die Leihebänke auch die Möglichkeit sichern, der Willkür der Gläubiger zu entgehen, 2) daß ihr dadurch, daß das Gesindel aus der Schweiz geschafft wird, Kredit und Verdienst bekommt, 3) daß man dafür sorge, daß der Arbeiter für seine Forderungen Bezahlung erhalte, und nicht von der Willkür des Reichen abhänge, was er ihm bezahlen will, wie es in unsern gegenwärtigen Gesellenverhältnissen geschieht, seit Aufhebung des Zunftwesens. Dann arbeitet, daß ihr brav Geld erhaltet. Denn der der Geld hat, hat, wenn er Geld entlehne will, stets um 1 Prozent den Vorzug.

Etwas über Militärwesen und Schulen.

Beinah in allen Städten des alten Aargau's sind Kadetten. So für sich einzeln behandelt, haben sie wirklich selbst für die Schüler keinen großen Nutzen, und doch interessirt sich dafür Jung und Alt, Gebildet und Ungebildet. Wie viel eher würde das noch geschehen, wenn das durch den ganzen Kanton eingeführt würde? In den früheren Nummern dieses Blattes sind Mittel angegeben, wie die Regierung sich mit Leichtigkeit eine Mehreinnahme von etwa 10—20000 Franken verschaffen könnte; wie wäre es, wenn sie diese Einnahme benutzte, um solche militärische Uebungen wenigstens auf den Bezirksschulen möglich zu machen? Es müßte dann freilich dazu noch Turnen und Schwimmen kommen; denn bereits ist dieß beim deutschen und französischen Militär ein beinahe eben so wichtiges Erforderniß, als das Exerzieren selbst. Die Lehrer, besonders die Schweizer, würden mit Freuden dazu mitwirken. Es ist sogar, wenn man es genauer betrachtet, ein nothwendiger Theil der Jugendbildung. Der Knabe lernt dadurch, was Disciplin überhaupt bedeute und Taktik, und die bedarf er später nicht blos als Soldat; eben so der kühne, auf kluge Berechnung der Möglichkeit gegründete Muth, den ihm das Turnen und Schwimmen geistig entwickeln, ungerechnet den Vortheil, daß man so gewiß ist, daß der Knabe kräftig und gesund bleibe. Auch auf dem Lande ist manchem Schulknaben nothwendig, daß man ihn vor dem faulen Herumliegen auf der Ofenbank bewahre. Die Hälfte der Kosten würde gewiß später am Militärwesen für die Großen erspart. Den 200 Knaben, die etwa an

den Bezirksschulen noch keine Kadetten sind, bestehen, gäben 7000 Fr. die Ausrüstung, die dann später ja an den Schulen eben; etwa 3500 Franken die nöthigen Turnplätze, und 1500 Fr. Badplätze zum Schwimmenlernen. Würde der Staat davon die Hälfte tragen, kämen auf ihn etwa 9000 Franken. Nachher, wenn man sähe, daß es ginge, ließe sich das Ganze leicht auf die Gemeindschulen, selbst auf die Lehrlinge ausdehnen. Mit 10000 Franken ersten Kosten und etwa 2000 Fr. alle Jahre wäre ein schönes Exer itium möglich!

— Noch nicht vor Langem soll Hrn. Prof. Rochholz privatim mitgetheilt worden sein, daß gewisse Leute irreligiöse Tendenz in seinem Unterricht gefunden haben wollen. Es wird hoffentlich dies den Herrn Rochholz Behutsamkeit gelehrt haben, denn wirklich, wenn er sich auch nur unvorsichtig ausgedrückt hätte, wäre das bei diesen Schülern, die immer noch durchaus nichts, als oft unverständige Nachbeter sind, sehr unpassend. Was soll man aber von einem Pfarrer sagen, der in seinen Religionsstunden sogar über solche Männer loszieht, die er kaum zu verstehen im Stande ist. Sollte der Verdacht nicht ein erlaubter sein, daß solche Aeußerungen von ihm herrühren? Wenn es wäre, so besinne er sich wohl, was er thue; denn aus seinem eigenen Religionsunterricht ließe sich nachweisen, daß er so verwirrte Begriffe über seinen wahrhaftig kleinen Christenglauben hat, daß ihn die gewandteren Schüler mit Einreden und Fragen in Verlegenheit setzen können.

— Zürich. Es zeigt sich immer mehr, daß das neue Regiment der pietistischen Aristokratie und aristokratischen Pietisten auf sehr wackeligen Füßen steht und sich schwerlich lange aufrecht halten wird. Die Zeit des Glaubenskommite's ist auch bereits vorüber; es droht zwar noch immer, wird aber von Niemanden gefürchtet, denn das verblendete Volk hat endlich das Heuchlergewebe durchschaut und traut diesen Frömmlern nicht mehr. Die liberale Partei, kaum gestürzt, wird sich von neuem und glänzender als je erheben.

— Im Gebertinger Wald in einer Runse, 300 Schritt von der Straße entfernt, wurde am 22. ein männlicher Leichnam gefunden, mit einer Schußwunde in der linken Brust. Zur linken Seite lag eine Doppelpistole, von welcher der eine Lauf geladen, der andere losgeschossen war. In der Hosentasche befanden sich ein Kugelgießer, ein Ladstock, 6 Bleikugeln und Schießpulver. Am 19. befand sich nach Aussage einer Kellnerin der Todtgefundene noch im Wirthshaus zur frohen Aussicht in Ernetschwil, wo er wenig sprach, den Kopf immer in der Hand ruhen ließ und beim Weggehen dem Wege nach St. Gallen nachfragte. Er sprach zürcherisch mit hochdeutsch vermischt und mag 25 — 26 Jahr alt sein.

— Während man in Chur mit der Weinlese beschäftigt ist, hat ch ein im Freien vor der Stadt stehender Apfelbaum im Kalender verirrt; er trieb, als wäre es Frühling, mehrere Blüthen und schon ziemlich bedeutende Knospen.

— Dieser Tage ist in der ersten Stadt am Rhein ein männliches Individuum, seines Berufes ein Schneider, von der katholischen zur reformirten Kirche übergetreten. An diese Erscheinung knüpft sich die interessante Thatsache, da dort die Zahl der Proselyten seit einigen Jahren auffallend zunimmt. Auch hierorts hat sonach die Aera der religiösen Superfötation begonnen. Eine Stadt, die neben einem Proselytenmacher nicht auch eine Proselytenmacherin aufzuweisen hat, verdient nicht an der Spitze der Rheinstädte zu stehen.

Ausland.

— Der Baron Rothschild in Frankfurt hat dieser Tage wieder einmal Gelegenheit gehabt, von seinem Gelde etwas los und ledig zu werden. Der Fürst von Metternich nämlich hat nebst Familie und Dienerschaft bei ihm dinirt, und der Pracht und des Aufwandes war dabei kein Ende. Die Diamanten blitzten und strahlten, daß es eine Freude für deren Besitzer war, und die Lichter im hell erleuchteten Garten funkelten und glänzten zur Ehre des Erlauchten Fürsten so helle, daß man manches Land damit hätte erleuchten können.

— Der deutsche Bundestag hat den Beschluß gefaßt, den Verkauf der Druckschrift „Preußen und das Preußenthum“ (Mannheim 1839), in sämmtlichen Bundesstaaten zu untersagen und die vorhandenen Exemplare mit Beschlag zu belegen. Dieser Beschluß ist bereits in Hannover und Baden in Vollziehung gekommen.

— Mainz, den 26. Okt. Am verflossenen Sonntag wurde in dem im hiesigen Gartenfelde gelegenen Kellerischen Garten, wo sich eine Weinwirthschaft befindet, ein junger Mensch von achtzehn Jahren auf eine schauderhafte Weise ermordet. Zwischen 9 und 10 Uhr Abends kamen drei östr. Offiziersbediente in den Garten und begehrten eine Flasche Wein; sie erhielten und tranken sie und einer von ihnen steckte vor dem Weggehen die Flasche in den Sack. Der Lehrling des Wirthes, der auch Uhrmacher ist, bemerkte es und sagte es seinem Lehrherrn. Dieser stellte die drei, die wahrscheinlich den Wein spürten, zur Rede und verlangte seine Flasche. Sie widersetzten sich und es gab ein Handgemenge in dem einer der drei dem Lehrling mit einem scharfen Instrumente einen Stich in den Hals gab, und ihm die Pulsader durchschnitt. Wenige Minuten später lag der junge Mensch entseelt am Boden. Die Thäter wurden festgenommen und der österreichischen Militär-Gerichts-Behörde übergeben, die die Untersuchung sogleich eingeleitet hat.

— Die Ofner und Pesther Zeitung meldet aus Gran vom 9. Okt. Heute früh wurden wir mit der Nachricht von einer gräßlichen Mordthat, die an dem Primatialarchitekten, Hrn. Johann Baptist Pach, Prädialisten des Erzabtes der Benediktiner Abtei auf dem Martinsberg, in seinem eigenen Hause begangen worden war, erschreckt. Man fand ihn des Morgens früh in seinem Schlafzimmer, welches hinten am Garten liegt, und worin er allein schläft, bereits angezogen (denn er sollte verreisen) entseelt auf dem Boden im Blute liegen. Er hatte Löcher im Kopf, die ihm mit einer Axt oder mit einem Beile beigebracht worden waren, aus welchen das Gehirn hervordrang, ein Finger war abgebrochen, die Kleidungsstücke waren hin und wieder zerrissen, und man fand bei ihm einen Aermel, welchen er dem Raubmörder, gegen welchen er sich lange gewehrt zu haben scheint, abgerissen hatte. Aus seinem Schreibtische waren Geld, Uhren, Ringe und eine Dose entwendet, dagegen fand man in der Seitentasche des Rockes, welchen er bereits an hatte, eine bedeutende Summe Geldes, welches er auf die Reise mitnehmen sollte.

— Das Krankheitsbülletin des Herrn Erzbischofs von Paris war am 25. Oktober sehr beunruhigend. Dieser Prälat hat eine sehr unruhige Nacht gehabt, er war beständig im Delirium, und die Aerzte schienen zu fürchten, daß er den Tag nicht überleben werde.

— Das Journal des Niederrheins berichtet, daß im Münsterthal ein Mann gestorben, der in den letzten Augenblicken seines Lebens eingestanden, daß er im Jahre 1819 an einer Person, Namens Heinrich, einen Mord begangen, wegen dessen die Frau und der Sohn des Ermordeten vor Gericht gezogen und hingerichtet worden sind. Diese Personen hatten bis zum letzten Augenblick ihre Unschuld betheuert.

— Die Nachrichten aus den Manufakturbezirken Frankreichs und Belgiens lauten noch ungünstiger als die aus den englischen, und wahrscheinlich werden an allen Handels- und Manufakturorten die Arbeiter während der Winterzeit, d. h. sobold die Herbstarbeit aufhört, großen Entbehrungen ausgesetzt sein. Wofern nicht die für den künftigen Monat erwarteten Nachrichten aus Nordamerika günstiger sind als die zuletzt eingetroffenen, wird unser Handel sowohl in Manchester und Leeds als in Birmingham eine bedenkliche Unterbrechung erleiden.

— Der Gouverneur von Segorbe meldet dem General-Kapitän von Valencia unterm 4. Okt., daß das Dorf Soneja am 30. Sept. Nachmittags durch die Karlistenbande unter den Befehlen des Martin Calas Gracia besetzt worden ist. Bei seinem Einrücken ließ der Kommandant durch seine Truppen das äußerste Ende jeder Straße besetzen; die Truppen stürzten über die Einwohner her: Männer, Weiber und Kinder, Niemand wurde geachtet. Die Männer wurden gänzlich entblößt, den Weibern ließ man nur das Hemd. Hierauf drangen die Soldaten in die Häuser, legten Feuer an alles, was sie nicht mitnehmen konnten; Betten, Tische, Stühle, Fässer, Aernte, alles wurde in dem Hofe aufeinander gehäuft und verbrannt. Nach dieser vollbrachten Barbarei zogen die Karlisten ab und nahmen alles große und kleine Vieh, worunter etwa 190 Schweine, mit. Unter den Truppen Cabrera's befanden sich 3000 aus Gefängnissen entwichene Verbrecher.

— In Batty's Menagerie zu Dublin, in welcher zwei Löwen und ein Tiger in demselben Käfigt sich befanden, ließ sich neulich der Wärter dieser Thiere, auf den Tiger, der schlief, fallen. Das Thier sprang wüthend auf und packte den Menschen am Beine. Ein lautes Geschrei des Schreckens und der Furcht erhob sich im ganzen Saale und man glaubte den Mann verloren, als einer der Löwen aufsprang, den Tiger beim Halse packte und ihn zwang, seine Beute fahren zu lassen; es gelang, den unglücklichen Wärter blutbedeckt aus dem Käfigt herauszuziehen. Er ist jetzt wieder hergestellt.

— Ein Mechaniker in London, Namens Cobs, soll durch drei über einander angebrachte Räder die Reibung der Eisenbahn-Wagen so vermindert haben, daß die Wagen nur den achten Theil der sonst angewandten Kraft zur Fortbewegung bedürfen. Die Schnelligkeit ist 6 Fuß 1½ Zoll in der Sekunde.

— Das Beispiel der Londoner Bäckerstochter, die sich durch einen Sprung von der Höhe des Monuments (der Denksäule zur Erinnerung an den großen Brand in London) herab das Leben genommen hat, findet Nachahmung. Am 17. Okt. stürzte sich ein sechszehnjähriger Knabe herab; als man seinen zerschmetterten Körper aufhob, gab er kein Lebenszeichen mehr von sich.

— In der letzten Woche haben in London mehr Selbstmorde Statt gefunden, als man sich bis jetzt in einem solchen Zeitraume zu erinnern weiß. Man zählt deren über vierzig.

— Vor einigen Tagen heirathete ein vierundsechszigjähriger Mann eine Frau von 85 Jahren, die zur Kirche von ihrer Urenkelin begleitet wurde.

— Die Gazette du Midi enthält den Bericht über eine Erfindung des italienischen Astronomen, Grafen Decuppies. Er soll Gläser bereitet haben, durch welche die Sonne ohne zu affiziren, ganz weiß erscheint und der Himmel ganz deutlich bleibt. Hr. Decuppies hat um zwei Uhr eine Menge Flecken in der Sonne beobachtet; um acht und drei Viertel Uhr bemerkte er jedoch einen kleinen schwarzen sphärischen Körper, der sich in einem Bogen durch die ganze Sonnenscheibe fortbewegte und endlich verschwand. Herr Decuppies behauptet, dies sei ein kleiner, bis jetzt noch unentdeckter Planet gewesen, der seinen Durchgang durch die Sonne hielt.

— Kraft eines königlichen Dekrets ist die Blutegel-Ausfuhr in Griechenland bei schwerer Strafe verboten worden; Beweis, daß dieses Land sehr krank ist und den ganzen Blutegel-Vorrath für sich selbst braucht.

Türkei. Die Pforte ist plötzlich zu der Einsicht gelangt, daß es weniger gefährlicher ist, einen tüchtigen Feind, als fünf laue Freunde zu haben, die ihr allen möglichen Schutz und Beistand versprechen und sie dann im Augenblicke der Gefahr hülflos in der Dinte sitzen lassen. Die Pforte scheint es zu bedauern, daß sie nicht gleich mit Mehemed Ali Friede geschlossen, da sie in diesem Streit den Kürzern ziehen wird. — Wegen Mangels neuer Instruktionen sind die Unterhandlungen der Repräsentanten der fünf Großmächte in Stillstand gerathen. — In der Hauptstadt herrscht großes Mißvergnügen. Man sieht mit wachsender Angst dem nahen Ausbruch einer Hungersnoth entgegen, da der geringe Vorrath an Getraide täglich mehr abnimmt.

Anzeigen.

Ein gesitteter Knabe könnte bei einem Buchbinder, der auch Futteralarbeit macht, in die Lehre treten. Wo, sagt auf frankirte Anfrage die Expedition dieses Blattes.

— Beim Verleger dieses Blattes ist erschienen und um 6 Bz. zu haben:

Ueber die vielen und langen Prozesse und ihre Vermeidung durch Einführung freier Schiedsgerichte für bürgerliche Rechtsstreitigkeiten Von einem Freunde des Volkes und Rechts.

Druck und Verlag von E. Landolt in Aarau.

№. 45. 8. Nov. 1839.

Das Alpenhorn,

ein Volksblatt

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Zweiter Jahrgang.

Will Einer nicht den Esel machen, so trag' er nicht des Andern Sachen;
Der Fuchs stiehlt gar zu gerne Trauben, und läßt die Schuld auf Andre schrauben.

Napoleons Grab.

Fern auf der Insel Helena,
Da steht ein kleines Grab,
Drei Trauerweiden wachsen da
Und weinen drauf hinab.

Verwittert ist des Grabes Mal
Und schaut gar düster drein,
Es deckt den kleinen Korporal,
Hier modert sein Gebein.

Und blinzeln Nachts aus dunkeln Höh'n
Die Sterne still herab,
Zwei todte Grenadiere gehn
Dort wachend auf und ab.

Aus ihren Bärenmützen starr'n
Die Augen hohl und leer,
Und alle Glieder rasseln, knarr'n,
Als sei's Gewehr zu schwer.

Doch pünktlich löst nach einer Stund'
Ein andres Paar sie ab,
Dumpf klappernd flüstert dann ihr Mund:
„Die Britten halt' vom Grab!"

Und naht ein Britte sich dem Ort,
So stöhnen hohl sie, schwer:
„Wer da? Vom Korporale fort!"
Und drohn mit dem Gewehr.

Um Mitternacht zur Geisterzeit,
Stracks mit dem zwölften Schlag,
Da öffnet sich mit Dröhnen weit
Das dunkle Grabgemach.

Still tritt hervor ein kleiner Mann,
Mit einem kleinen Hut,
Schaut still die Grenadiere an,
Und winkt gar freundlich, gut.

Sie präsentiren das Gewehr,
Und stehn voll Ehrfurcht da;
Sie weinen und sie seufzen schwer:
„Weh, weh Sankt Helena!"

Und mit verschlungnen Armen wallt
Er sinnend in den Hain,
Wild um ihn her „Hurrah" es schallt,
Und Todesächzen drein.

Die Garde schwirret durch die Luft
Und schwenkt mit dem Gewehr,
Von ferne hall'n aus mancher Gruft,
Der Feinde Seufzer her.

Doch wenn die Morgendämmrung graut,
Kehrt er ins Grab zurück,
Der kleine Mann nach Norden schaut
Und spricht mit düstrem Blick:

„O! kommst du nie ersehnter Tag,
Der einzig Ruh' mir brächt'?
Daß Frankreich meine tiefe Schmach
Am stolzen England rächt!"

Die Grenadiere schwinden auch,
Sobald der Frühhahn kräht,
Bei Tage hört man leisen Hauch,
Der Seufzern gleich dort weht.

Doch als der Sohn des Mannes schied,
Da bebte Helena,
Und Männiglich das Grab wohl mied,
Nicht war's geheuer da.

„Weh, weh, es losch der Hoffnung Strahl!"
Scholl's furchtbar durch die Luft;
Und nie mehr steigt der Korporal
Zur Nacht aus seiner Gruft.

Eine Geschichte neuerer Zeit.

Das Schloß Maulevrier, einst der Aufenthalt des großen Colbert, war ein Raub der Flammen geworden, und die Mordbrenner

tanzten mit wahnſinniger Freude um das Feuer, das ſie angezündet hatten.

Nahe dem Schauplatz der Zerſtörung ſaß ein junger republikaniſcher Offizier unter einem alten Baume und ſah mit Thränen in den Augen den Exzeſſen zu, welche ſeine Soldaten begingen. Plötzlich kam ein Offizier vom Generalſtabe herangeſprengt und überreichte ihm einen Brief. Der junge Mann erbrach das Siegel und las den Inhalt, was ihm bei dem Scheine der zerſtörenden Flammen nur allzuleicht wurde. Dann ſprach er, dem Ueberbringer zugewendet: Sage dem General Kleber, daß meine Kompagnie längſtens in einer Stunde auf dem Marſche ſein ſoll, und daß ich ſeinen Befehlen pünktlich nachkommen werde.

Der Adjutant galloppirte weiter; der junge Kapitän aber gürtete ſeinen Degen um, ging auf die Republikaner, die um das krachende und einſtürzende Gebälk eine Art wilder Sarabande tanzten, und befahl, zum Aufbruche zu trommeln. Die Mannſchaft ſchaarte ſich allein die Soldaten waren betrunken, und die Unteroffiziere befanden ſich in jenem Paroxismus kannibaliſcher Freude, der den Tyrannen Nero erfüllt haben ſoll, als er Rom in Flammen aufgehen ſah. Unter der Laſt ihrer Waffen taumelnd, ſtrauchelten ſie über die glühende Aſche, allein das Wort Vorwärts mit feſter Stimme geſprochen, hatte doch endlich die gewünſchte Wirkung.

Wohin es gehen ſollte, wußten ſie nicht, und ſie kümmerten ſich auch wenig darum. Gegen fünf Uhr Morgens war der Ort ihrer Beſtimmung erreicht. Sie hatten auf dem ganzen Wege die Marſeillaiſe geſungen; ſie hatten geflucht, geſchworen, und allerlei nicht minder ergötzliche Dinge gethan, um ihrer Trunkenheit Meiſter zu werden. Der Kapitän allein ſchritt ſtillſchweigend vor dem ſittenloſen Geſindel her, das ſeiner Obhut empfohlen war. Das erſte Wort, das über ſeine Lippen kam, war Halt! und in demſelben Augenblick ſtanden die Truppen vor einem jener reizenden Landhäuſer, die man in romantiſchen Wäldern der Vendee ſo häufig antrifft. Keine Vormauer verwehrte den Zugang, das Haus war mit einer ſchlichten Hecke umgeben, und im Innern herrſchte eine ſo friedliche Stille, als hätte der Bürgerkrieg dieſes Aſyl noch ganz verſchont gelaſſen. Soll ich zum Angriff trommeln, Bürger Marcel? fragte der Trommelſchläger. Nein, erwiederte der Kapitän, ich gehe allein in dieſes Haus. Er ſtieg über den Zaun, klopfte ſtark an die Pforte und rief: Im Namen der Republik, öffnet!

Eine alte Dienerin ließ den Kapitän ein und geleitete ihn nach einem koſtbar meublirten Zimmer. Bürgerin, ſprach Marcel, General Stofflet und ſein Stab haben hier einen Theil der Nacht verweilt. Sind ſie noch anweſend, ſo ermahne ich Dich, im Namen des Geſetzes ſie auszuliefern, ſind ſie aber bereits fort, ſo befehle ich Dir, mir zu ſagen, wohin? Die Alte erblaßte, ihre Lippen zitterten — ein Gemiſch von Schmerz und Ueberraſchung malte ſich in ihren Zügen. Endlich ſprach ſie mit erzwungener Faſſung: Mein Herr, (ſie war nicht gewohnt, Bürger zu ſagen) ich kann zu Gott ſchwören, daß kein Menſch in dieſem Hauſe iſt, diejenigen ausgenommen, die ein Recht haben, hier zu ſein. Wohl, verſetzte Marcel, ſo geh und laß alle Perſonen, die unter dieſem Dache ſind, vor mir erſcheinen.

Die Alte ging, wie ihr geheißen war, und der Kapitän beſchaute ſich unterdeß alle die koſtbaren und geſchmackvollen Möbel, welche den Salon ſchmückten. Nach einer Viertelſtunde trat eine ſchöne, Ehrfurcht gebietende Frau, begleitet von zwei reizenden jungen Töchtern, in das Gemach.

Ehe wir fortfahren, erlauben wir uns, dem Leſer über Capitän Marcel einige nähere Auskunft zu geben. Er war ein geborner Pariſer, und ſein Vater ein obſkurer Handwerker in einem der obſkurſten Viertel der Stadt. Der Sohn hatte das Handwerk ſeines Vaters erlernt. Vermuthlich würde er bis zu ſeinem Tode unbekannt geblieben ſein, hätte nicht die Revolution ſeine Geiſtes- und Seelenkräfte in einer ganz andern Sphäre entwickelt. Jung, hochherzig und enthuſiaſtiſch, wie er war, ſchloß ſich Marcel den Männern der Revolution an. Sein Patriotismus dürſtete nicht nach Blut, auch gehörte er nicht zu denen, die bei der Gründung der Republik nur ihre eigene Wohlfahrt im Auge hatten. Die Revolutions-Gräuel der Hauptſtadt erregten ſeinen Abſcheu und beſtimmten ihn, auf dem Schlachtfelde ſein Glück zu ſuchen. Er focht als Freiwilliger bei Valmy und dann bei Fleurus, ein Befehl des Konvents ſchickte ihn nach der Vendee, wo er ſich als ein tüchtiger Offizier und edler Menſch das Vertrauen des Generals Kleber erwarb.

Das Erſcheinen der Wittwe und ihrer Töchter, in deren Blicken man die Furcht las, welche jede Uniform in jenen Schreckenstagen einflößte, machte einen tiefen Eindruck auf Marcel. Bürgerinnen, ſprach er mit ehrerbietigem Ernſte, ich erfülle meine Pflicht als Soldat. General Stofflet und ſeine Stabsoffiziere ſollen letzte Nacht in dieſer Gegend zugebracht haben, und zwar nennt man Ihr Haus als das einzige, in welchem er Quartier finden konnte. Ich freue mich, daß die Unterſuchung mir übertragen worden iſt, denn ich hoffe, die Strenge der Befehle, die ich empfangen, ſo viel als möglich mildern zu können. Wir wohnen hier allein, ſprach die Dame, meine Töchter und ich. Wir leben ſo zurückgezogen als möglich und ganz abgeſchnitten von den Unruhen, die ein Bürgerkrieg in ſeinem Gefolge hat. Zweifeln Sie an meinen Worten, ſo ſteht es Ihnen frei, in meinem Hauſe Nachſuchung anzuſtellen.

In Marcels männlichem Antlitz malte ſich einen Augenblick ſein Unwille bei dem Gedanken, daß er in der Eigenſchaft eines Spions oder Polizei-Agenten hier war. Frau von Souland bemerkte dieſen edlen Unwillen und wußte ihn zu ſchätzen.

Ihre Verſicherung, ſprach der Kapitän, iſt mir ſchon genug, vielleicht darf ich Sie aber bitten, meiner Kompagnie ein paar Stunden lang Obdach und einige Erfriſchungen zu geben, wir ſind die ganze Nacht marſchirt, und die Soldaten bedürfen einiger Ruhe.

Dieſe Gemächer, verſetzte die Dame, ſtehen Ihrer Kompagnie zu Dienſten, ich will meiner Dienerſchaft die Weiſung geben, für Alles zu ſorgen, was Ihnen angenehm ſein dürfe. Mir und meinen Töchtern wird es aber unverwehrt ſein, während Ihres Aufenthalts in unſern Gemächern zu bleiben.

Marcel bewilligte ihr Geſuch mit freundlicher Miene. Kaum hatten die Damen den Saal verlaſſen, als die hungrigen Streiter der Republik hereinſtürzten und über die kalten Speiſen und den Wein herfielen, die man ihnen reichlich ſervirte. Einer von ihnen, den man allgemein für einen geheimen Agenten Carriers hielt, warf ſich in einen prachtvollen mit Sammt überzogenen Armſeſſel, ſtreckte ſeine über einander gelegten Beine weit aus und ſprach: Das iſt Alles gar ſchön und angenehm, wir thun uns auf die Unkoſten dieſer Cidevants recht gütlich! allein der eigentliche Zweck, weshalb wir gekommen, darf auch nicht überſehen werden — dieſer feurige Wein

und dieſe leckern Speiſen ſagen uns nichts von Stofflet — Deine Ordre, Kapitän, iſt peremptoriſch, dieſes verdächtige Haus iſt ein zu ſicherer Schlupfwinkel, es muß verbrannt werden.

Meine Ordre iſt allerdings ſtreng genug, verſetzte Marcel; allein ſie lautet nur dahin, daß ich Stofflet ausfindig machen ſoll, und es iſt unſere Schuldigkeit, dieſes Mannes um jeden Preis habhaft zu werden und ihn der Republik auszuliefern. Aber in dieſem Hauſe wohnen drei ſchuldloſe Frauenzimmer, die mir unmöglich ſo geantwortet hätten, wie ſie gethan, wenn ſie von Stofflet mehr wüßten als wir. Nein — nein, ſie haben uns gut bewirthet, wir ſind jetzt Alle wieder friſch und marſchfertig — laßt uns aufbrechen!

Mit nichten Kapitän, ſprach der muthmaßliche Agent, dazu iſt jetzt noch keine Zeit. Glaubſt Du im Ernſte, daß dieſes reichliche Frühſtück, mit dem wir ſo freundlich bewirthet worden ſind, nur für eine Dame von mittlern Jahren und ihre beiden Töchter bereitet worden iſt? Gewiß hat man noch andere Perſonen erwartet, und was ſagſt Du dazu, Kapitän?

Mit dieſen Worten überreichte er Marcel einen Brief des Abbé Bernier an Stofflet und ſetzte mit verſtärkter Stimme hinzu: Dieſen Brief fand ich auf einem der Tiſche dieſes Saales, er iſt vor drei Tagen datirt, und was ſteht darin? — „Frau von Souland wird Ihnen meinen Brief einhändigen, ſobald Sie angekommen ſind.“ — Und was folgt daraus, Kapitän? Meines Bedünkens nichts Geringeres, als daß General Stofflet allerdings vergangene Nacht hier geweſen iſt, und daß die ehrenwerthe Ariſtokratin ihm das Schreiben eingehändigt hat. Vielleicht ſah er von jenem Fenſter aus die Flammen des Schloſſes Mauleurier, ſie dienten ihm als Warnungs-Signal, er iſt entflohen und hat ſchon einen großen Vorſprung. Kameraden, habt kein unzeitiges Erbarmen, des Vaterlandes Wohl geht über jede andere Rückſicht! Es iſt unſere Pflicht, dafür zu ſorgen, daß der Tyrann hier nie wieder ein Aſyl finden kann.

Die halb trunkenen republikaniſchen Soldaten verſtanden den Sinn dieſer Worte nur zu gut, ſie ſäumten nicht, dem Winke des herzloſen Ungeheuers Folge zu leiſten. In zwei Minuten waren ſie durch das ganze Haus zerſtreut. Einige ſtürzten in die obern Gemächer, Andere erbrachen die Keller, und jeder Winkel wurde durchwühlt und geplündert. Die roheſten Flüche, die unzüchtigſten und abſcheulichſten Geſänge hallten in dem Gebäude wieder. Die unglückliche Frau von Souland und ihre zitternden Töchter hörten ſelbſt in dem abgelegenen Zimmer, wo ſie ſich eingeſchloſſen hatten, das Gebrüll der zügelloſen Bande. Die Töchter, welche von dem Grauſen des Bürgerkrieges ſchon öfter Zeugen geweſen, ſuchten ihre vortreffliche Mutter zu tröſten und zu ermuthigen.

Wir werden bald ohne Obdach ſein, ſprach die ältere Tochter, aber in unſerm Elend und in unſerer Verbannung kann uns der Gedanke glücklich machen, daß wir einen der edelſten Vertheidiger der königlichen Sache beherbergt haben.

Frau von Souland drückte ihre beiden Kinder mit Thränen an ihr Herz.

Plötzlich hörte man die Bluthunde ſchreien: Stecket das Haus in Brand, ſcheucht den Fuchs mit Rauch aus ſeinem Schlupfwinkel! Und ſogleich ſtürzten alle hinaus, machten Fackeln, wozu ihnen die rings um das Schloß wachſenden Ginſter Material gaben, legten an verſchiedenen Stellen Feuer an und umringten dann das Gebäude in einiger Entfernung, um keinen Menſchen aus den rauchenden Trümmern entwiſchen zu laſſen. Sobald die zerſtörende Flamme an den Mauern empor loderte, eilte die unglückliche Frau von Souland auf den Balkon über dem Eingang. Ihre beiden Töchter hatten ſich in einem Zuſtande halber Bewußtloſigkeit an ihre Arme feſtgeklammert.

Um Gottes Willen! rief ſie mit verzweifelter Stimme, ſtellt eine Leiter an, nicht für mich, für meine armen Kinder! O, rettet ſie!

Bei dieſen Worten hob ſie eines der theuern Kinder vom Boden auf, um das Mitleid der Mordbrenner zu erregen. Carriers Agent lächelte teufliſch.

Kapitän, ſprach er, ich hätte wohl Luſt, auf dieſe royaliſtiſche Brut anzulegen.

Der Erſte welcher feuert, iſt des Todes, donnerte Marcel in wüthender Erbitterung. Er fällt durch meine Hand!

In demſelben Augenblick fielen zwei Schüſſe, und im nächſten lagen zwei von den drei Opfern auf dem Balkon in ihrem Blute. Marcel ſtürzte gegen den Mann des Volkes los, der dieſe That gethan hatte und ſchrie: Böſewicht, Du haſt Deine gräßliche Abſicht erfüllt, jetzt erfülle ich die meinige. Mit dieſen Worten hielt er die Mündung ſeines Piſtols dicht an den Kopf des Barbaren, drückte los, und der Mörder war eine Leiche.

Dies war ein verzweifelter Schritt. Die kaltblütige Feſtigkeit Marcels und der Anblick des gefallenen Ungeheuers hatten eine mächtige Wirkung auf die Soldaten — ſie ſtarrten voll Erſtaunen vor ſich hin murrten aber nicht. Es waren Drei, rief Marcel, nur Zwei von ihnen ſind gemordet, Bürger, helft mir die Dritte aus den Flammen retten!

Die Soldaten gaben ihre Bereitwilligkeit einſtimmig zu erkennen. Der Balkon wurde erſtiegen — Marcel ſtürzte an den Leichen der gemordeten Opfer vorbei und mitten in's Haus, er bahnte ſich einen Weg durch die krachenden Balken und durch den dicken Rauch, welcher die entfernteren Seiten des Gebäudes noch füllte. Eine ſchauerliche Unthat war begangen, und Marcel hatte geſchworen, die brennenden Trümmer nicht eher zu verlaſſen, bis er die unglückliche Waiſe, die noch übrig war, dem Verderben entriſſen hätte. Vergebens war ſein Bemühen, er konnte keine Spur von dem Mädchen entdecken, die Flammen ſchlugen empor, ſeine Lage wurde immer gefahrvoller; endlich, als der letzte Hoffnungsſtrahl ſchon verbleichen wollte, entdeckte er am Ende eines Korridors, den die Flamme jetzt erſt ergriff, eine am Boden liegende weibliche Geſtalt. Mit einem Sprunge befand er ſich an der Stelle, wo ſie lag; ſie war bewußtlos und leichenkalt, aber ſie athmete noch. Marcel richtete ſie auf, nahm ſie in ſeine Arme und eilte mit ihr über die brennende Flur zurück, bis er den Balkon wieder erreicht hatte. Zu ihrem Glücke konnte die Arme nicht bemerken, daß die Flammen ſchon an den blutbefleckten Leichnamen ihrer Mutter und Schweſter nagten, über welche ihr edler Reiter hinwegſchreiten mußte. Die Leiter, auf welcher Marcel hinangeſtiegen war, wurde von den Leuten unten feſtgehalten, und Marcel brachte das ſchuldloſe Geſchöpf glücklich hinab. Jetzt floß ſein edles Herz über, Dankbarkeit trat an die Stelle der Unerſchrockenheit und Thränen ſtürzten aus ſeinem Auge.

Freunde, ſprach er zu den Soldaten, laßt uns das Werk der Sühne, welches ſo glücklich begonnen iſt, auch vollenden — laßt uns dieſes hülfloſe Mädchen beſchützen, die ſonſt nirgends mehr Schutz finden kann.

Der Aufruf hatte seine Wirkung — das arme Geschöpf war nicht mehr eine Aristokratin, eine Royalistin — sie war eine verlassene Waise, die der Kapitän vom Tode errettet hatte. Alle zeigten sich mit Marcel einverstanden. Der edelherzige Mann wachte mit brüderlicher Sorgfalt über den jugendlichen Schützling und stellte seinen Kameraden vor, daß es gebieterische Nothwendigkeit sei, die Unglückliche von dieser Szene des Schreckens zu entfernen, ehe sie aus dem Zustande wohlthätiger Bewußtlosigkeit, in welchem sie sich befand, wieder erwacht sein würde. Man legte sie auf eine Art Bahre und trug sie behutsam von dannen. Endlich erwachte sie — ein Augenblick, dem ihr Retter mit klopfendem Herzen entgegen gesehen.

Eine dunkle Erinnerung an alle die Gräuel, von denen sie Zeuge gewesen, regte sich bald in ihr. Sie richtete sich auf der Bahre empor — sie schaute um sich und sah, daß man sie wie eine Gefangene fortschleppte. Dann verbarg sie ihr Gesicht in den Händen und rief voll Verzweiflung: Mutter! Mutter!

Fräulein, sprach Marcel, beruhigen Sie sich, Sie sind in vollkommenster Sicherheit.

Aber ach! rief das unglückliche Mädchen, wo ist meine Mutter? wo ist meine Schwester? O, bringt mich zu ihnen! — Warum bin ich allein? — Wohin führt man mich? — Warum bin ich verlassen und ohne Schutz?

Sie sind nicht verlassen, sprach Marcel mit sanfter Stimme; Sie haben einen Beschützer in Ihrer Nähe, der von heute an immer über Sie wachen wird — einen Freund, den das Unglück Ihnen zugeführt. Ich bin dieser Freund — zittern Sie nicht — Sie haben nichts zu fürchten.

Aber meine Mutter, meine Schwester! wiederholte das unglückliche Mädchen, das kaum noch wußte, wer mit ihr gesprochen.

Ach! entgegnete Marcel, ein schweres Loos hat Sie getroffen, Ihre Mutter und Schwester sind nicht mehr, Ihr friedlicher Wohnsitz ist zerstört, Sie selbst sind wie durch ein Wunder am Leben erhalten. Ich schwur Sie zu retten und ich habe es gethan. Ich habe meine ganze Standhaftigkeit nöthig, um diese Leute in Ordnung und Zucht zu erhalten. Ich bitte Sie um Ihrer selbst willen, entmuthigen Sie mich nicht durch den Anblick Ihres Schmerzes, trocknen Sie Ihre Thränen, unterdrücken Sie Ihre Seufzer. Wir werden noch vielen Schwierigkeiten begegnen, und daß wir sie besiegen, hängt von Ihrem Entschlusse ab.

Fräulein von Souland war noch sehr jung, aber verständig genug, um einzusehen, daß der Kapitän ihr einen weisen Rath gab. Es kostete ihr schreckliche Kämpfe, den Ausbruch ihres Schmerzes zurückzuhalten; aber sie vertraute sich unbedingt der Leitung des Fremden, den ihr Schicksal so sehr zu interessiren schien. Der erste Ort, wo sie hinkamen, und wo Marcel für die Waise ein schickliches Asyl zu finden hoffen konnte, war Chatillon, welches Städtchen von den Vendeern und den Truppen des viel gefürchteten Westermann schon zwei Mal genommen und wieder genommen war. Marcel hatte daselbst im Hause einer achtbaren Wittwe vor einiger Zeit logirt, und verlor nun keinen Augenblick, Fräulein von Souland der mütterlichen Sorge dieser Dame anzuvertrauen.

Das Schicksal des armen Wesens erregte vom ersten Augenblicke an das warme Mitgefühl der Wittwe, die selbst während des Bürgerkrieges schwere Leiden hatte erdulden müssen. Marcel verließ hier seine theure Schutzbefohlene, die ihren edlen Erretter nicht eher vollkommen zu würdigen wußte, bis die Zeit ihr alle die Schrecknisse enthüllte, die mit dem Tode ihrer Mutter und Schwester verknüpft gewesen.

Seine unausgesetzte kriegerische Thätigkeit im Dienste des jungen Frankreich gestattete Marcel in mehrerern Jahren nicht, die Waise zu sehen, doch verlor er sie keinen Tag aus dem Gedanken — die Szene der Zerstörung schwebte ihm beständig vor den Augen. Immer sah er das schöne todtenbleiche Antlitz des unglücklichen Mädchens, als er sie mit Gefahr seines eigenen Lebens durch die Flammen forttrug — im Kontraste mit der heitern Freundlichkeit, die von demselben Antlitz strahlte, als sie ihn kurz vorher in Begleitung ihrer Mutter unter demselben Dache bewillkommnete. Endlich brachten ihn die Schicksale des Krieges wieder in die Nachbarschaft von Chatillon. Marcel war unterdeß zum Range eines Brigadiers gestiegen. Sobald er seine Truppen untergebracht hatte, eilte er nach dem Hause der Wittwe — dem Asyle seiner Geliebten. Er fand sie in ihrer einfachen Trauerkleidung liebenswürdiger, als sie ihm jemals in seinen schmeichelndsten Träumen erschienen war. Er näherte sich ihr mit ehrerbietiger Zärtlichkeit, und Thränen füllten ihr Auge, als sie die Hand ausstreckte, ihn zu bewillkommen.

Ach, rief sie, ihre Aufregung mühsam bekämpfend, wie dankbar bin ich Ihnen für diesen Besuch! Erst nach unserer Trennung fühlte ich ganz, wie viel ich Ihnen verdanke; glauben Sie mir, die Erinnerung an Ihre edelmüthige Handlung wird nie in meinem Herzen verlöschen.

Jene Ereignisse, entgegnete Marcel, sind meinem Gedächtnisse eben so tief eingeprägt, und weder Zeit noch Raum können sie tilgen. In der finstern Stunde des Todes und der Gefahr schwur ich Ihr Beschützer zu sein — dieser Eid ist in Gottes Buch eingetragen! Sie sehen einen Bruder vor sich, der nur Ihre Bedürfnisse und Wünsche kennen möchte, um für die ersteren zu sorgen und die letzteren zu erfüllen. Machen Sie mich stets zum Vertrauten Ihrer Hoffnungen und Bekümmernisse, wohin das Schicksal mich auch führen möge, und ist mir auch das Glück versagt, Ihre Schicksale mit Ihnen zu theilen, so wird es wenigstens der höchste Zweck meines Lebens sein, für Ihr Wohl Sorge zu tragen. Die Ereignisse jenes schrecklichen Tages haben uns unzertrennlich aneinander gekettet.

Thränen entquollen dem großen glänzenden Auge des Fräuleins, und wenn Marcel auch nicht weinte, so fühlte er wenigstens eben so tief. Sie gelobte ihm, keinen Schritt im Leben ohne seinen Rath zu thun und ihn stets von Allem, was sie betraf, zu unterrichten. Er freute sich über ihre Bereitwilligkeit, seinen Wünschen zu entsprechen, und schied endlich mit so vieler Bewegung, als wäre dieser Abschied der letzte gewesen. (Schluß folgt.)

Logogryph.

Mit B ein Becken,
Von Salz nie leer;
Mit H ein Schrecken
Im weiten Meer.

Mit M ein Beleber
Von Flur und Hain,
Ein Maler, ein Weber
In Buntstickerei'n.

No. 45.

DAS POSTHÖRNCHEN

8. Nov. 1839.

Eine Wochenschrift
für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Alpenhorn mit Posthörnchen zusammen können für 7½ Batzen vierteljährliche Vorausbezahlung auf allen löbl. Postämtern des Kantons Aargau franko bezogen werden. Inserate, frankirt zugesendet, werden unter Verantwortlichkeit des Einsenders gegen Vergütung von 5 Rappen per Zeile aufgenommen; interessante oder erheiternde Mittheilungen mit Verschwiegenheit und Dank.

Das zu dieser Nummer gehörige Alpenhorn wird mit nächster Nr. nachgeliefert.

Tagesbegebenheiten.

Schweiz.

* Volksversammlung in Neuß. Wie vermuthet so geschah es. Hr. Buchdrucker Zehnder eröffnete die Versammlung; nach ihm traten noch auf: Herr Posthalter Nieriker von Baden, und Ammann Zehnder, also drei alte Schulmeister. Ueber die neue Prozeßordnung fiel keine andere Bemerkung, als daß man von einer Verkürzung des Prozesses in dem neuen Gesetze nichts erblicke und das ganze Werk eine Schmiere sei. (Beweis, daß der Redner das Gesetz entweder noch nie gelesen hat, oder dem Volke die Wahrheit nicht sagen wollte.) Das Advokatenwesen. Die Taxen seien zu hoch, es komme ein Fürsprecher zu einem jährlichen Einkommen von 4 bis 5000 Franken. (Uebertrieben, würden aber die Hrn. Advokaten in Hinsicht auf Linien- und Buchstaben-Zahl an das Gesetz sich halten und überhaupt wegen unbedeutenden Sachen nicht oft eine wirkliche Schmiere fertigen, so hätte das Volk nicht so viel Anlaß zu klagen; so lange man sie aber im schriftlichen Verfahren von der Seite (in extenso) bezahlt, so steht ihnen das Feld offen, 20 bis 30 Seiten zu schreiben, und für jede 1 Frk. zu fordern. Den Bodenzinsloskauf betreffend solle ferner dem Schuldner wie bisher freigestellt bleiben. Bezirks- und Kreiseintheilung; solche bald im Verhältniß zur Einwohnerzahl vorzunehmen. Das neue Betreibungsgesetz sei so beschaffen, daß man einen Schuldner in vier Wochen austreiben und verganten könne. (Hr. Buchdrucker Zehnder mag vielleicht wissen, wie gut ihm die bisherigen Betreibungsgesetze zu statten gekommen.) Kapitalzinse. Derselbe möge künftig von Staatswegen auf 4 Prozent gestellt werden, weil gerade die ärmern Bürger bisher fünf Procent bezahlten, da sie nicht wie die Wohlhabendern, große Kapitalien aufbrechen, von welchen nur 4 Procent bezahlt werden müssen. Das Salz betreffend, so möge das Pfund künftig für 2 Kreutzer verkauft werden. Die direkten Abgaben sollen eingeführt werden; man müsse einmal den Reichen in den Sack greifen. Waaren und Fruchtvorräthe. In dieser Beziehung sprach der Redner (Zehnder S.) die Hoffnung aus, es möge inskünftig der Staat Wein- und Frucht-Vorräthe, statt wie bisher verkaufen und dem Bauer den Absatz seiner Nutzungen zu verweigern, eher solche sammeln, damit in Zeiten der Noth etwas vorhanden sei. Er hat nicht Unrecht, allein ähnliche Vorräthe zu sammeln wären auch ihm anzuempfehlen, er hätte dann das neue Betreibungsgesetz nicht zu befürchten. In Bezug auf Beamtete wußte der gleiche Redner nichts weiter zu bemerken, als man begegne hie und da einem geßlerischen Blicke. Diese Aeußerung mag namentlich für die Bewohner Badens etwas lächerlich erschienen sein, sintemal der Herr Posthalter Nieriker seinen Platz neben dem Redner eingenommen hatte, aber zum größten Erstaunen sich vorher seinen gewaltigen Schnauz hatte wegrasiren lassen, jetzt mag man ihn wieder eher als A B C Schulmeister erkennen. Geistliche. Diese, die Pfarrherren, sollen auf einen zwei- bis vierfachen Vorschlag der Regierung von den Gemeinden gewählt werden. Ausdrücklich war aber, aus dem Munde des Redaktors der Aarg. Ztg. zu hören, daß ihm die Geistlichen liebe und brave Leute seien. Gewerbsfreiheit wurde gewünscht, weil Herr Ammann Zehnder bisher keine Pintwirthschaft erhalten konnte. Einige andere Gegenstände wurden ebenfalls noch berührt, zum Beispiel Abschaffung des Stempels u. dgl. Der Schlußantrag des Vorsitzers Zehnder ging endlich dahin: das Volk müsse einen neuen Verfassungsrath ernennen, der in Vereinigung mit dem Großen Rath eine Revision zu berathen habe. Um aber diese Wünsche geeignet vortragen zu können, wurde nun ein Komite von fünf Mitgliedern ernennt, das sich mit den übrigen im Kt. Aargau bereits konstituirten Komites

ins Vernehmen zu setzen habe. Dieses ward dann mit etwa 200 Stimmen beschlossen und in das Komite gewählt: Die Schulmeister Drillinge, Nieriker Posthalter, Zehnder Sohn und Ammann Bopp von Wettingen, so wie Oberst Atterhofen von Zurzach und Herr Gerichtsschreiber Fröhlich von Brugg, der aber die Wahl nicht annimmt; eigentlich nur der Letztere hatte die Mehrheit der Stimmen der Theilnehmenden. Ueberhaupt darf behauptet werden, daß an der Versammlung weit mehr Neugierige gewesen, als Theilnehmer. Die Anzahl der Letztern kann man auf höchstens zu 400 anschlagen, darunter eingerechnet Falliten, Fabrikarbeiter in Windisch und Turgi, Nichtkantonsbürger; die Zahl der Neugierigen auf 2000. Im Ganzen war die Stimmung der Anwesenden keine polternde und die Abstimmungen unrichtig und unordentlich.

Ein Augenzeuge.

Einiges über die Verfassung.

Die Verfassung läßt die Bürger eines Kreises den Vorschlag zu Friedensrichtern, die Bürger eines Bezirkes den zu Oberamtmännern ꝛc. machen. Wie oft hat man aber nicht schon gesehen, daß das Volk von einem Mann glaubte, gerade der sei der rechte, und wenn er gewählt war, überzeugte es sich erst, daß man sich in ihm betrogen. Ihr kanntet den Mann eben früher noch nicht so ganz recht: Einer hörte es blos vom Andern, das sei gewiß ein rechter Mann. Die Regierung aber hat Mittel genug, sich selbst zu unterrichten und zu überzeugen, und wird sich daher weniger oft täuschen. Dagegen spürt es nicht sie zuerst, sondern das Volk, wenn der Beamte nichts taugt. Darum sollte auch das Volk in die Beamtung einsetzen oder wählen können, und wer einsetzt, muß erproben und im Fall auch absetzen können. Also sollte die Regierung vorschlagen, das Volk wählen und wenigstens bei einem neuen Wahlvorschlag nach 6 Jahren ablehnen können, d. h. die Regierung zwingen, statt des nicht beliebten einen andern vorzuschlagen. Mit den Schullehrern hat es unser Gesetz bisdahin ähnlich gehabt, und ich glaube nicht, daß, einige sich vornehmer dünkende Geldjuden ausgenommen, Jemand Ursache hat, unzufrieden zu sein.

Noch einige Mittel, einen niedern Zinsfuß hervorzurufen.

Ein Mittel habe ich angegeben: eine indirekte Nöthigung der Kapitalisten, die Gewerbe, von denen sie nichts verstehen, und diese nur durch das unvollkommene Gesetz begünstigt, mit Vortheil betrieben — diese Gewerbe, durch die sie sich selbst nur nützten, indem sie andern schadeten, zu verlassen und sich auf Anlegung ihres Geldes zu beschränken. Ein anderes Mittel sind die schon erwähnten Leihbänke, aus doppeltem Grund. 1) Können sie verhindern, daß der Kapitalist das Uebergewicht, das ihm das gegenwärtige Gesetz noch verleiht (indes in andern Ländern noch mehr als bei uns, vermöge der guten Einrichtung der Staatsschulden) nicht etwa zum Ankauf von Ländereien zum Schaden Anderer benutzen, sondern eben auch eine Urbarmachung von schlechtem Land nach Zellenbergs Weise, oder gemeinnützige Unternehmungen, als Aarkorrektionen, Kanäle, Eisenbahnen, versuchen müsse, sobald er es sonst noch zinsbringend anlegen will. 2) Daß dadurch der Kapitalist, anstatt seiner Zinsleute Herr zu sein, wie er bisher war, froh sein muß, wenn diese ihm von an die Kapitale nicht aufkünden. Dadurch ist allen Umtrieben das Thor verriegelt. Es ist dann freilich nöthig, daß unsere Gemeinden etwas mehr Macht erhalten, so daß man saubere Dorfmagnätchen, mögen sie zur Stadt- oder Dorfklasse gehören, nicht nur vor der Regierung, sondern auch vor der Gemeinde verklagen kann. Indeß, das Alles will ich dann einmal besprechen, wenn die Verfassungsrevision vor der Thüre ist. Es wird noch Einiges an unserer Verfassung zu ändern geben. 3) Hat dadurch der Staat, wenn er die bei ihm in Versatz liegenden Gelder zum größten Theil wieder unterbringt, wohl Schulden gemacht, aber unverzinsliche, und diese sind kein Schaden eines Landes. Der Fremde hingegen wird diese Einrichtung, obschon sie ihm beschwerlich ist, bald durch den Kredit, den er dann, fast noch mehr als der Bürger, genießen wird, verschmerzen. Hat er es übrigens zu Hause selbst besser? — Dagegen wenn der Staat aus den 80,000 oder 100,000 Fr., die er dadurch erhält, eine Leihbank macht, und die Billets mit der Verpflichtung, sie im Inlande als Geld anzunehmen, und mit der Zusage, jedesmaliger Annahme herausgiebt, so hat er eine Bank, ebensogut als die Londoner und die der vereinigten Staaten von Nordamerika, nur mit dem Unterschiede, daß er sich dadurch vor allen sogenannten Schwindeleien gesichert hat. Diese haben den vereinigten Staaten geschadet, nicht ihre Bank selbst; diese furchtbaren, oft unsinnigen Spekulationen der Reichen mit dem Gelde der Armen haben die Reichen dort ruinirt, und mit ihnen Hunderttausende von Arbeitern, die ihnen arglos ihr Geld anvertraut haben, weil sie glaubten, es sei der Staat dahinter, der es verbürge, während die Herzlosen Geldjuden nur den Staat als Deckmantel gebrauchten, um das Volk desto leichter zu betrügen. Der Fehler war, daß der Staat sich dort in etwas einließ, wo er nichts zu befehlen hatte. Zu jeder Zeit hat man im Volke gesucht, Vorurtheile zu verbreiten, für die man ein Paar Scheingründe hatte. So im vorigen Jahrhundert: „Staatsschulden seien Vortheil für ein Land.“ Verzinsliche, nie; aber sowie sie machen, unverzinsliche, ja wohl, die sind Vortheil für's Land und für alle Gewerbe; sie beschleunigen den Geldumlauf, ohne dem Bürger Lasten aufzuladen. Ich will nun warten, bis ein Anderer Gegengründe aufbringt. Wenn ihr eure Vornehmen das Ganze als: „dummes Zeug“ schildern hört, ohne daß man wirklich mir etwas entgegnete, so wißt ihr wohl, daß man auch gern noch einmal betrügen möchte. Die Vornehmen äußern eben gern vornehm abfertigende Verachtung gegen das, was sie nicht zu widerlegen wagen.

(Der alte Regierungs-Volksfreund.)

Was wollen die Leute, die auch gerne eine religiöse Bewegung im Kanton Aargau hervorbrächten.

Auf jeden Fall auch nicht die Ehre Gottes, denn sonst, gesetzt auch, sie hielten alle Mitglieder der Regierung sammt und sonders für gottlose Männer, würden sie nicht mehr verlangen, als auch gehört zu werden, und dann ruhig dem Volke überlassen, zu urtheilen, wie es wolle. Sie würden wahrhaftig dem guten Gotte noch Geschicklichkeit genug zutrauen, seine Sache selbst zu verfechten, gegen allfällige menschliche Gewaltthat. Aber sie wollen nicht, daß die Wahrheit an dem Tag komme, drum schreien sie Ach und Weh, und heißen den zum Voraus einen Gottlosen, der es wagt, anderer Meinung zu sein, als sie. So ist ein Artikel in der N.

Aarg. Zeitung. Wir müßten uns wirklich iren, oder es ist dieser aus der Fabrik des politisirenden Pfarrers, der selbst, so lange es ihm nützte, um für geistreich zu gelten, sogar vor seinen Schülern den abgeschmacktesten Rationalismus lehrte, als: Gott sei wohl allmächtig, vermöge aber doch nicht Alles; bei der Zulassung der Sünde habe Gott zwischen zwei Uebeln das Kleinere erwählen müssen; und noch mehr Sätze, die am Ende auf baren Unsinn hinauslaufen, wenn man sie ein wenig urgirt. Hätte der Herr, statt zu politisiren, seinen Sankt Paulus nur etwas besser durchgelesen, so hätte er in vielem sich beschieden, und in andern Sachen auch anderer Meinung, auch gesetzt, sie wäre unrichtig, schonen gelernt. — Es ist wahrlich nicht genug, eine Bezirksschule verderben, um sich zum Richter des Glaubens, aufzuwerfen. — Wunder nimmt es nur, wie Fröhlich so verblendet sein kann, daß er die unlauteren Absichten einer solchen Klike, die ihn als Vorkämpfer braucht, während 8 Jahren nicht gemerkt hat.

Was will man eigentlich mit dem Geschrei über Religionsgefahr?

Es gab im Kanton Aargau eine große Anzahl Bürger, die, dem Freienämtlerzug im Ganzen gram, doch mit Freuden alles das Gute begrüßte, was die neue Verfassung brachte, sobald sie durch die letzten Schritte der alten Regierung auf gesetzliche Weise eingeführt war. Wie diese überrumpelt worden im Jahr 1830, so war die alte Regierung, im Gefühle ihrer Schwäche, selbst daran schuld. Es ist wahr, aus dieser Freiämtlerei ging seitdem noch mancher gehässige Akt bloßer Parteilichkeit hervor. Es ist wahr, eine gewisse Partei im Staat war allen Geistlichen überhaupt gram, bloß weil sie die Freienämtlerei von dem Standpunkte der Moralisten aus, nicht billigen konnten. Gerade jetzt aber schien sich diese Parteilichkeit zu legen, das glaubten auf den Zürputsch hin unsere lieben Haarsäckler, auch sie können die Leidenschaften des Volkes in Bewegung setzen, und in einem Augenblicke der Verwirrung die Verfassung stürzen. Sobald auf eine legale Weise Veränderungen der wirklichen noch unvollkommenen Verfassung gebahnt werden, sobald, sei es in freien Versammlungen, sei es in Bittschriften, sich eine Wahrscheinlichkeit ergiebt, daß man Aenderung wolle, und die Regierung wirkt nicht nach, so wißt ihr, woran ihr seid, und seid dann ebenfalls auch zu noch mehr berechtigt. Wenn man aber bloß von Seiten einiger Umtriebler die Regierung mit Landsturm zu überraschen sucht, und sie sammelt ihre Anhänger nicht und braucht Kartätschen, so ist sie feige, und giebt den Staat den Räubern in die Hände. Wenn sie geschlagen wird, in den Wahlen, oder nur auf oben erwähnte Weise, und sie giebt der Wahrheit des Volkes nicht nach, dann hat sie Unrecht. Aber ein paar alten Klätschern nachgeben — nimmer mehr. Welche Geistlichen schrien am meisten über Religionsgefahr? Fast alle, die in ihren Gemeinden selbst verachtet, u. nur durch ihre geistliche Würde in der Nachbarschaft zu gelten wähnen. Ein Musterchen habe ich in vorigen Artikel gezeichnet, es giebt noch mehrere. Der Geistliche darf politisiren, aber wie ein Bürger, nicht wie ein Glaubensrichter. Denn oft verstehen sie ja ihren eigenen Christenglauben viel zu wenig, um nur ein Wörtlein darüber sagen zu können, das nicht Verdrehung oder Wind ist. Der Glaube ist freilich einfach und leicht zu verstehen in der Hauptsache; aber der Bauch der Pfaffen (wohl verstanden, nicht der guten Pfarrer) gar zu vielfach; oft so groß, daß sie Arsenik brauchen, um ihn auszumisten.

Ausland.

— Eine kleine Gesellschaft befand sich am 13. October unter fröhlichem Gesange, muntern Spielen und Schießen in einem Weinberge bei Heilbronn. Ein junger Schlosser, dem eins von den dort befindlichen Mädchen sehr in die Augen stach, neckte und verfolgte sie Schritt und Tritt, und feuerte endlich sein Gewehr gegen sie ab. Ein Schrei, und das Mädchen stürzt blutend nieder. Ein im Gewehr gewesener Pfropfen hatte ihr den Knochen ein paar Zoll unter dem Knie zerschlagen und die Muskeln zerrissen, so daß nichts anderes übrig blieb, als den Fuß zu amputieren. Mit so vieler Schnelligkeit und Kunstfertigkeit auch die Operation vorgenommen und obwohl durchaus Allem vorgebeugt wurde, was auf die Wiederherstellung des Mädchens hätte nachtheilig einwirken können, so erlag sie doch dem Schrecken, den Schmerzen der Verwundung und der Operation. Im Gefühle des nahen Todes verzieh sie dem Urheber desselben und ließ auch das Gericht bitten, daß, wenn er je bestraft werden sollte, seine Strafe gelind ausfallen möchte, indem sie ihm von ganzem Herzen verziehen habe.

— In dem anderthalb Stunden von Spaichingen entfernten Dorfe Schura (Würtemberg O. A. Tuttlingen) wurden bedeutende Reste eines großen fossilen Thieres der Vorwelt, eines Sauriers (Krokodils) bei dem Graben eines Brunnens entdeckt. Diese Reste lagen im Lias-Schiefer gegen fünfzehn Schuh unter Tag, bestehend in einem großen Becken, zwei Rückgrathsäulen von eigener Form und einer Menge großer und kleiner Rippen. Auch fanden sich schöne Abdrücke von Fischen dabei.

— Bemerkenswerth ist, daß seit dem Erscheinen der Cholera in Deutschland diese Krankheit in das Federvieh, namentlich Gänse und Hühner, gefahren ist und sich oft so seuchenartig zeigt, daß viele Höfe und kleinere Ortschaften ihr gesammtes Geflügel einbüßen. Nur Tauben bleiben davon verschont.

— In den militärischen Zirkeln Deutschlands hört man wieder von dem Projekte eines Bundeslagers, wo die Truppenabtheilungen der kleinern Staaten sich an die der größern anschließen sollen. Auch soll bei Ulm oder Rastadt eine Bundesfestung zu bauen stark in Anregung sein.

— Paris. Schon wieder eine Verschwörung und zwar eine Pulververschwörung, die in der Nacht vom 4. auf den 5. November ausbrechen sollte, aber fünf Tage früher von den Argusaugen der göttlichen Polizei ausgewittert worden ist. Die Herren Verschwornen wollten zu gleicher Zeit die Polizeipräfectur, die Hotels sämmtlicher Minister und das Schloß der Tuilerien angreifen. Die meisten der Verschwornen sollen Sattlergesellen sein, welche zu der geheimen Gesellschaft der Jahreszeiten gehören. Es sind bereits 36 Personen verhaftet.

— Nach der Angabe des „Moniteur" sind in den verflossenen 9 Monaten dieses Jahres 47 nächtliche Anfälle im Innern der Stadt Paris verübt worden.

— Seit zwei Monaten sind allein in St. Jean de Maurienne sechszig Erderschütterungen verspürt worden. Ganz neuerdings

zogen sie sich auch nach Annecy und erneuerten sich da wirklich auf beunruhigende Art, ohne daß sie in St. Jean darum seltener oder weniger stark wurden.

— Die angestellten Versuche, aus Runkelrüben Wein zu machen, haben ein Getränk geliefert, das keineswegs geeignet ist, die Weinbauern darüber in Besorgniß zu setzen.

— Prinz Ludwig Napoleon beschäftigt sich in London mit einer neuen Erfindung, die er in der Artillerie gemacht haben will und worüber er nächstens etwas bekannt zu machen denkt.

— Man hat den Prinzen Ludwig Napoleon in Verdacht, daß er wieder mit den mißvergnügten Geistern des schönen Frankreichs intriguire. So viel ist gewiß, daß sich die Unzufriedenheit in Frankreich immer mehr und mehr verstärkt und irgend eine Entwickelung geheimer Plane steht vielleicht näher bevor, als ihn die Regierung gewahr werden könnte.

— Der Mechaniker Wilkinson in London hat ein Erfindungspatent auf ein Gewehr erhalten, dessen Rohr gezogen und mit einem um eine Achse laufenden Rad versehen ist, welches sieben Patronen enthält, die schnell nach einander in den Lauf rücken und losgehen. Das auf diese Weise abgeschossene Rad kann eben so schnell durch ein anderes ersetzt werden, da man eine beliebige Anzahl zu einer Flinte passend machen kann, um alle im Voraus laden zu können. Auf diese Weise kann man in einer Minute 28 Schüsse thun. Die Flinte trägt sichern Schuß auf 300 französische Fuß.

— In Volhynien in Polen sind in einer Nacht alle katholischen Pfarrer, welche Widersetzlichkeit in Betreff der gemischten Ehe an den Tag gelegt, aufgehoben und nach Sibirien gebracht worden. Eine kurze Prozedur, die in der That ächt russisch ist.

— In den ersten Jahrhunderten der katholischen Liturgie brauchten die Geistlichen zum Meßopfergebet 51 bis 61 Minuten wenigstens. Jetzt ist's das umgekehrte Verhältniß: sie beten die Messe in 15 oder 16 Minuten. Die römische Liturgie war und ist seit achtzehn Jahrhunderten immer dieselbe geblieben. Es drängt sich daher die Frage auf: sind die Worte oder ist der Glaube seitdem kürzer geworden?

— Der Erzbischof Martin von Posen und Gnesen hat das Interdict auf die Erzdiözese gelegt. Fortan schweigen alle Glocken, keine Kirchenmusik wird mehr gehört, alle feierlichen Aemter sind untersagt, nur noch stille Messen dürfen an jedem Tage gelesen werden. Die Beichte ist gestattet, aber die Communion darf nur noch Sterbenden gereicht werden; keine Trauung darf vollzogen werden, alle feierlichen Begräbnisse sind verboten, nur Geistlichen sind sie erlaubt, jedoch mit Ausnahme derer, die das Interdict gebrochen haben. Ueberhaupt ist jeder Priester, der das Interdict verletzt, eines schweren Verbrechens gegen die Autorität der Kirche schuldig und nur der Papst kann solche Schuld erlassen.

— Nachrichten aus der Herzogewina zu Folge haben die türkischen Bewohner in mehrern Distrikten die Fahne der Empörung erhoben und gegen 600 christliche Familien sind an der Grenze flüchtig eingetroffen. — Eine Feuersbrunst ist abermals in dem Stadtviertel zwischen der Moschee und dem Palast des Sultans in Konstantinopel ausgebrochen, über die man jedoch in einigen Stunden Meister wurde. In Folge der häufigen Unglücksfälle soll alle neuen Bauten, so wie der neuerlich abgebrannte Theil nach einem weniger feuergefährlichen Plane mit breiteren Straßen gebaut werden.

— In Folge einer dem Kaiser von Rußland gemachten Mittheilung, daß viele Offiziere der achten Infanterie-Division französischen Ideen huldigen, was für so schlimm als revolutionär gehalten wird, sind 124 derselben verhaftet und nach Sibirien geschickt worden. Aus ihren Papieren und Verhören ist hervorgegangen, daß sie verwickelt waren in die unter dem Corps des Generals Geismar ausgebrochene Verschwörung, welche viele Verzweigungen in allen russischen Armeen hat.

— General Grabbe, der jetzt einen Waffenstillstand mit den Zirkassiern wünscht und unterhandelt, hat die Festung Alkulko drei Monate lang belagert, und mußte noch zwei Divisionen Infanterie, viele Kavallerie und vier Batterien von der Armee des schwarzen Meeres zu Hülfe rufen, mit denen er einen Sturm begann, der viermal abgeschlagen wurde, ehe General Galafeief in eine Bresche dringen konnte, wo ein neuer hitziger Kampf begann, der bis in die Nacht dauerte. Die Garnison floh unter dem Schutze der Finsterniß und ließ 560 Todte und 120 Verwundete. Die Russen verloren bei 6000 Todte und Verwundete. Im Augenblick, als die Russen in die Festung drangen, kam von einer andern Seite der Zirkassier-Chef Schamardie, der etwas zu spät zum Entsatz anrückte, griff die Russen von hinten an, schlug sie und nahm ihnen zwölf Kanonen. Die nun in die eroberte Festung eingeschlossenen Russen können ohne baldigen Entsatz sich weder halten noch andere Unternehmen wagen.

— Der griechische Patriarch hat den griechischen Damen das Tragen europäischer Kleidung verboten und bei Androhung seines Mißfallens sie zu Wiederannahme der vaterländischen Tracht aufgefordert. Die weibliche Eitelkeit läßt nicht erwarten, daß die Griechinnen die neue, ihre Schönheit hebende Tracht wieder aufgeben werden; denn obwohl bei den Damen die Geistlichkeit noch immer viel g'lt, so kommt doch erst der Putz und dann der Pfaff.

„Liebe Mutti," seit e Frau,
Und beänglet syn und schlau
Ihre Ma, de gmäßet Manze:
„Euses Chind mueß lehre tanze!"
„'s Tanze ghört zum höche Ton,
„Spricht de böse Lüte Hohn,
„Die's a-neus und chönd Lerchybe,
„Daß mir's no der Mode trybe.
„'s Tanze schafft dem Chind e Ma,
„Brot i's Hus und dir e Gspa."
So het's d'Mueter prophizeit,
Und so stoht's jetz, wie sie's gseit.
Denn e magre Schrybtischgfell,
Niene g'achtet, chunnt zur Stell
Und packt d'Tochter mit der Mueter
Z'fäme i sis Brüllefueter.

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau.

No. 46. 15. Nov. 1839.

Das Alpenhorn,

ein Volksblatt

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Zweiter Jahrgang.

Heut „Hosianna dem Herrn!“ — doch morgen „an's Kreuz mit dem Frevler!“
Wer sich für Andere weiht, stets ist der Narr Er im Spiel.

Die Heimathlosen.

Seht! wen treibt man durch die Straßen,
Hin und her, von Land zu Land?
Will sie nirgends ruhen lassen,
Jagt sie fort mit harter Hand! —
Menschen sind's, wie ihr, nicht minder,
Alle eures Vaters Kinder!
Alle menschlichen Geschlechts,
Gleich theilhaftig eures Rechts!

Dennoch jagt ihr sie wie Thiere
Menschenfeindlich durch die Welt;
Ob es stürme, ob es friere,
Ob der Regen stromweis fällt;
Nirgends eine Ruhestätte,
Nur nicht einmal Stroh zum Bette;
Wären sie auch nackt und bloß:
Fort! sie sind ja heimathlos!

Finden sie in einem Walde
Einen Augenblick nur Rast,
Späht ihr nach dem Aufenthalte,
Jagt sie fort in wilder Hast;
Dienen sie mit treuem Fleiße
Um ihr Brod in saurem Schweiße,
Laßt ihr sie auch da nicht sein:
Ihnen fehlt der Heimathschein.

Zwingt ihr sie so nicht zum Stehlen?
Betteln laßt ihr sie auch nicht;
Und wenn sie aus Hunger fehlen,
Schleppt ihr sie vor das Gericht;
Lasset sie dann tüchtig prügeln,
Und das Werk noch zu besiegeln,
Jagt ihr sie fort aus dem Land
Neuem Elend in die Hand!

Sehet ihr die armen Kleinen,
Nur mit Lumpen halb bedeckt!?
Höret ihr den Säugling weinen,
Den im Korb die Mutter trägt!?
O wie elend sind die armen!
Steine möchten sich erbarmen!
Menschen! hebet ihre Noth!
Tausendfach vergilt es Gott.

Muß ein menschlich Herz nicht bluten,
Menschen so bedrängt zu sehn?!
Flammt es nicht in Zornesgluthen,
Die gerecht gen Himmel wehn?
Wahrlich, grausam ist's, empörend
Und den Schweizer tief entehrend,
Tief entweiht die Menschlichkeit,
Die zu Gott um Rache schreit.

Menschen! heißt das menschlich handeln?
Sagt, ist das Humanität?
Das den Weg der Liebe wandeln,
Den der Christbekenner geht? —
Menschen, bleibet ihr noch länger
Eurer Menschenbrüder Dränger? —
Nein, ihr dürft, ihr könnt es nicht,
Bei dem ewigen Gericht!

Sehet doch die armen Kinder!
Ohne Zucht und Unterricht
Wachsen sie heran wie Rinder,
Kennen Gott und Tugend nicht.
Die zu Menschen auch erschaffen,
Müssen bildungslos erschlaffen,
Lernen nicht, was Mensch sein heißt,
Und verwahrlost bleibt ihr Geist!

Und ihr seht so ganz geduldig
Und so kalt dem Uebel zu?
Was!? — der Menschheit seid ihr's schuldig:
Schaffet ihnen einmal Ruh!
Nehmt sie auf als eure Brüder,
Menschlicher Gesellschaft Glieder,
Daß der Name „heimathlos“
Schwinde aus Helvetiens Schoos.

Laßt sie sicher bei euch wohnen
In dem lieben Schweizerland!

Ja gewiß! Gott wird's euch lohnen
Mit dem Segen seiner Hand!
Und der Heimathlosen Schaaren,
Die verfolgt, geächtet waren,
Freu'n sich dann im Mutterschoos,
Schweizer, nicht mehr „heimathlos!“

Glarner Zeitung.

Eine Geschichte neuerer Zeit.

Ein paar Tage darauf wurde General Marcel nach Italien beordert. Beide hielten ihr gegebenes Versprechen. Sie schrieben einander, so oft die Gelegenheit sich traf, aber diese Gelegenheiten wurden im Fortgange des Krieges immer seltener.

Als die Ruhe in der Vendee wieder hergestellt war, kam die verwaiste Tochter der gemordeten Frau von Souland, da sie nicht zu den Emigrirten gehörte, wieder in den Besitz ihres väterlichen Grundstückes. Ihre Ansprüche auf dasselbe waren durch Marcel, der, als einer der ausgezeichnetsten Offiziere bei der italienischen Armee, das Vertrauen des ersten Konsuls im höchsten Grade erworben hatte, kräftig unterstützt worden.

Marcel folgte seinem Chef von Italien nach Aegypten, von Aegypten nach Frankreich. Er wurde mit Ehren und Auszeichnungen überhäuft, aber sein Interesse für Fräulein von Souland blieb ungeschwächt. Ihre Briefe, in denen sich die Reinheit ihres Herzens und der Adel ihrer Seele so unzweideutig malten, waren ihm während seiner langen und an Beschwerden reichen Feldzüge der süßeste Genuß. Zeit und Abwesenheit hatten den Karakter seiner Zuneigung zu der liebenswürdigen Waise umgewandelt, und er beschloß, sobald die Umstände es erlauben würden, ihr seine Liebe zu gestehen und um ihre Hand sich zu bewerben.

Dieser Augenblick kam früher als er erwartet hatte. Nach einer achtjährigen Trennung benutzte Marcel die kurze Periode eines Friedens mit den Feinden Frankreichs und eilte zu dem Gegenstande seiner zärtlichsten Neigung.

Er erreichte den Ort ihres Aufenthalts — Alles war still und friedlich — keine Spur von dem alten Gebäude war mehr zu sehen — nichts, was an Mord, Blut und Flammen erinnerte — eine neue malerische Villa hatte die Stelle der alten eingenommen. Die Bäume prangten in ihrem Blüthenschmuck, die Vögel sangen lieblich, und die Luft war mit süßen Düften gewürzt.

Sobald der Name des General Marcel in ihre Ohren drang, eilte die Besitzerin dem theuern Freunde entgegen, warf sich in seine Arme und drückte ihn an ihr Herz.

Ich versprach, rief er mit halb erstickter Stimme, ich versprach, zu Ihnen zurück zu kehren, und ich habe Wort gehalten. Das Glück hat mir gelächelt, das Schicksal ist mir günstig gewesen — ich bin reich und höchgestellt, und was meine Gesinnung gegen Sie betrifft, so bin ich noch derselbe, der ich war, als wir bei Chatillon schieden, der ich in jener Stunde gewesen, die wir in Vergessenheit begraben wollen.

Und gewiß verdienen Sie jede Auszeichnung, die man Ihnen zuerkannt, im höchsten Grade, sprach Fräulein von Souland. Kommen Sie — lassen Sie sich nieder in dem Hause, das Sie mir zurückgegeben, und wo Sie Ihr Leben wagten, um das meinige zu retten.

Der General setzte sich an ihrer Seite nieder und betrachtete mit Entzücken das schöne Antlitz, dem die Zeit einen noch sanfteren und zärtlicheren Ausdruck gegeben hatte. Er nahm ihre Hand, drückte sie an seine Lippen und sprach, indem er die Freundin näher zu sich hinzog: Acht Jahre lang habe ich eine schmeichelnde Hoffnung in mir genährt, Sie allein können diese Hoffnung zur Wirklichkeit machen. Mein künftiges Glück liegt in Ihrer Hand, denn seit 8 Jahren liebe ich Sie von ganzer Seele.

O, General, sprach Fräulein von Souland, täuschen Sie sich selbst nicht — verwechseln sie nicht das Interesse, das meine Schicksale in Ihrem Herzen geweckt haben mögen, mit einem Gefühle anderer Art.

Seien Sie innig überzeugt, sprach Marcel, mein Gefühl ist Liebe — die reinste und aufrichtigste Liebe zu Ihnen.

Ach! schluchzte das tief erschütterte Mädchen, erlauben Sie mir, daß ich Sie wie eine Schwester liebe und wie des edelsten Bruders Ihrer gedenke. Sie waren und sind mein theuerster Freund. Durch Ihren Einfluß und Antheil an meinem Schicksale bin ich reich geworden, mein Familien-Gut ist mir zurückgestellt; aber hören Sie mich an — ein Vetter, mit dem ich in der Zeit unseres Glücks versprochen war, und der für die königliche Sache stritt und blutete, ist aus langer Verbannung arm und entblößt heimgekehrt, er bewirbt sich um meine Hand. Meine selige Mutter nahm mir wenige Stunden vor ihrem Tode das Versprechen ab, daß ich seine Gattin werden wollte, ihre Worte tönen noch in meinem Ohr. Darf ich mein Gelübde verletzen?

Nein, sagte Marcel mit möglichst fester Stimme. Seine Wangen waren bleich, seine Lippen zitterten, und Thränen standen ihm in den Augen.

Theures Fräulein, sprach er, seien Sie glücklich! Dieses Glück Ihnen zu sichern, war die Aufgabe meines Lebens. Ich hatte gehofft, es zu theilen, diese frohe Aussicht ist nun dahin. Darauf erhielt sein Gesicht einen andern Ausdruck und er fuhr mit gezwungener Munterkeit fort: Doch — unter einer Bedingung: Ich muß meinem Mitbewerber vorgestellt sein — Ihre Heirath muß unverzüglich Statt finden. Lassen Sie mir wenigstens die Genugthuung, Sie ihm zu übergeben, lassen Sie ihn den Segen aus der Hand des Bruders empfangen, den die Vorsehung Ihnen geschenkt hat.

Dieser Kampf war dem edelmüthigen Marcel zu heftig — Thränen stürzten aus seinen Augen, Fräulein von Souland weinte bitterlich.

Kommen Sie, sprach der General, seien wir nicht wie Kinder, mein Opfer ist gebracht — für mich ist der Gram unnütz, und Sie haben keine Ursache dazu. Sagen Sie mir, wo ich den beglückten Gegenstand Ihrer Liebe finden kann — wir müssen Freunde werden.

Das Fräulein gewährte dem General seine Bitte, in der eine so edle Selbstverläugnung sich aussprach. Zwei Stunden später stand der General dem royalistischen Emigranten gegenüber.

Mein Herr, sprach Marcel, als er in das geräumigste Zimmer eines der unscheinbarsten Häuser trat, ich dürfte Ihnen wohl nicht ganz unbekannt sein. Ich bin General Marcel. Fräulein von Souland, die ich einst von einem gräßlichen Tode errettete, und die mir theurer ist, als mein Leben, sagt mir, daß Sie mit ihr versprochen sind, für mich ist Alles, was sie sagt, ein Befehl, sogar dieses traurige Wort, welches meine liebsten Hoffnungen ganz vernichtet. Hier stehe ich vor Ihnen, Sie um Entscheidung in dieser Sache zu bit-

ten, denn ich würde eine länger dauernde Ungewißheit nicht ertragen können.

Herr, sprach der begünstigte Liebhaber, Ihre Geschichte, die so wunderbar und so innig mit der meiner Cousine verknüpft ist, war mir schon längst bekannt — Ihre edle Freimüthigkeit zwingt mich, ganz aufrichtig zu reden. Ich habe Ihre ganze Korrespondenz mit meiner Braut gelesen, sie konsultirte mich bei jedem Briefe, der an Sie bestimmt war, und ich hatte oft Gelegenheit, die edle Uneigennützigkeit Ihrer Neigung zu bewundern. Was Sie heute gethan, beweist, wie richtig meine Meinung von Ihnen gewesen.

Wohl, versetzte der General, unter solchen Umständen muß Ihnen daran gelegen sein, Ihre Hochzeit bald möglichst zu feiern. Warum haben Sie so lange damit gezögert?

Ehe meine Braut Sie wieder gesehen und Ihnen über Alles Aufklärung gegeben hatte, fühlte sie sich nicht frei genug, einen so entscheidenden Schritt zu thun. Sie wollte durchaus erst Ihre Einwilligung haben. Sind Sie bereit, General, Ihre edelmüthigen Handlungen mit diesem Segen zu krönen?

Ja, sprach Marcel tief bewegt, allein es muß gleich geschehen. — Ich habe Fassung gewonnen. — Begleiten Sie mich zu Fräulein von Souland — mein Opfer ist gebracht, allein ich kann nicht dabei verweilen. Kommen Sie — lassen Sie es heute geschehen — hören Sie Ihr Jawort in meinem Beisein.

Sie gingen mit einander nach der Wohnung des Fräuleins; das Verlöbniß wurde erneuert, und es fehlte nur noch die hochzeitliche Weihe, um das Glück des jungen Paares vollständig zu machen. In weniger als einer Woche führte Marcel das Fräulein von Souland zum Trau-Altar. Er blieb ruhig und gefaßt; kein Seelenkampf wurde in ihm bemerklich bis die Trauung vollzogen war.

Sie werden glücklich sein, sprach er mit klopfendem Herzen und feuchtem Auge, als die Neuvermählten ihm gegenüber standen. Sie müssen glücklich sein — dies ist meine liebste Hoffnung, mein angelegentlichster Wunsch. Ich habe Sie, Madame, mit dem Manne Ihrer Wahl vereinigt gesehen, leben Sie wohl und denken Sie zuweilen an den unglücklichen Marcel.

Herr und Frau von Cassan — denn Fräulein von Souland war jetzt Frau von Cassan geworden — stürzten ihrem edlen Wohlthäter weinend in die Arme. Er umarmte sie zärtlich; allein der Anblick ihres Glückes kostete ihm zu viel. Er ging wieder zur Armee.

Eilf Jahre nach dieser edlen Aufopferung und schmerzlichen Trennung — eilf Jahre kriegerischer Thätigkeit. Marcel focht im Westen und Norden — bei Austerlitz und vor Saragossa — bei Wien und an der Moskwa. Er wurde Divisions-General und erhielt den Titel eines Grafen. Sein Briefwechsel mit Frau von Cassan erlitt in dieser Periode, wie man sich leicht denken kann, große Unterbrechungen; allein die wenigen Briefe, die er empfing, machten ihm Freude, weil sie von dem ehelichen Glücke des jungen Paares und von der dankbaren Gesinnung des Mannes zeugten.

Aber die ganze Herrlichkeit des Grafen Marcel und seines Gebieters sollte durch Wellingtons gewaltigen Arm zertrümmert werden, das brittische Heer besiegte, unaufhaltsam vordringend, die erlesensten und kampfgeübtesten Streiter des Usurpators, und die Niederlagen der französischen Truppen folgten einander Schlag auf Schlag. Ausländische Krieger überfluteten den lange jungfräulich gebliebenen Boden Frankreichs. Alle diese Wechsel des Glückes beunruhigten Herrn und Madame Cassan nur in so weit, als Graf Marcel dabei betheiligt sein konnte. Sie hatte geschaudert bei den Gefahren, die er auf Rußlands Schneefeldern und über die Fluthen der Beresina bestehen müssen, allein sie fürchtete noch weit mehr die Wirkung, welche der Sturz des Kaisers, der ihn geehrt und ausgezeichnet, auf sein Gemüth haben mußte.

Der auf Usurpation gegründete Kaiserthron stürzte, aber Graf Marcel war einer von den streng gewissenhaften, unbeugsamen Anhängern Napoleons, die sich kühn an das Wrak seiner Dynastie festklammern. Er verließ Fontainebleau nicht eher, bis kein Kaiser mehr in Frankreich war.

Während der eilf Jahre, die seit dem Tage verstrichen, an welchem Marcel jenes edle Opfer gebracht, war eine große Veränderung in ihm vorgegangen. Die Liebe erfüllte sein Herz nicht mehr, obgleich seine Freundschaft und Hochachtung für Madame Cassan so tief und innig blieben, wie vordem. Auch sein Ehrgeiz hatte eine andere Richtung genommen. Er fühlte die Annäherung des Alters und die Nachwirkungen vieler empfangenen Wunden — er wurde ernst und gedankenvoll, und bald wendete sich sein Geist einer andern, der politischen Sphäre zu.

Das Glück verließ ihn auch in dem neuen Berufe nicht, und um die Zeit der Thronentsagung Napoleons war Graf Marcel so hoch gestellt, als ein Unterthan es nur sein kann. Mit dem Sturze des Usurpators verlor Marcel seine neue Würde, und von jetzt an waren Herr und Madame Cassan die einzigen Wesen, an denen er noch Interesse nahm. Was aber für ihn ein Gegenstand tiefen Schmerzes war, die politische Umwälzung in Frankreich — mußte dies nicht seine Freunde, als ächte Royalisten, mit jauchzender Freude erfüllen? Nein, sprach er zu sich selbst, es sei ferne von mir, daß ich die Ruhe und das Glück des würdigen Paares mit eigenem Trübsinn und Mißmuth störe! Er beschloß, sie nicht wieder zu besuchen und nicht mehr an sie zu schreiben.

Die Stille, welche auf die Rückkehr der Bourbonen folgte, wurde, wie jedermann weiß, durch das Mißvergnügen des Militärs und durch Bonapartes Entweichung von Elba gar bald unterbrochen. Man kann sich leicht denken, daß der Graf Marcel, den der Ex-Kaiser so hoher Gunst gewürdigt hatte, sich beeilte, die Rückkehr seiner Adler an Frankreichs Küsten zu begrüßen.

Noch vor Bonapartes Entweichung war Herr von Cassan, der Gemahl des ehemaligen Fräulein von Souland, nach Paris berufen worden, und hatte zur Belohnung für Alles, was er im Dienste der königlichen Sache erlitten, ein nicht unwichtiges Amt erhalten. Ueberdies kamen die hundert Tage, ihnen folgte der glorreiche Triumph Wellingtons bei Waterloo und die Verbannung Napoleons. Welches Schicksal drohte aber dem Grafen Marcel, der gleich seinem Gebieter verwundet und überwunden wurde? Man beschuldigte ihn der Theilnahme an einer geheimen Verschwörung, die wir hier nicht weiter zu beleuchten brauchen, deren Folgen aber Frankreich lange zu beklagen hatte.

Sobald Frau von Cassan erfuhr, daß ihr Beschützer, er, dem sie Leben und Besitzthum verdankte, in Gefahr schwebe, sagte ihr das Herz, wie sie handeln sollte. Herr v. Cassan bekleidete sein verantwortliches Amt in Paris; seine Gattin aber wohnte auf dem Lande, mit der Erziehung ihrer Kinder beschäftigt. Sie riß sich von dem trauten Kreise los und fuhr mit Extrapost nach der Hauptstadt. Als

ihr Mann sie erblickte, errieth er gleich den Beweggrund ihrer plötzlichen Ankunft. „General Marcel,“ sagte er, „ist schwer angeklagt, — Du bist gekommen, um ihn zu befreien. Ich will Dir Hilfe leisten; aber ich sage Dir, daß es um ihn nicht besser steht, als um Ney oder Labedoyere. Er hat bittere persönliche Feinde an der jetzigen Regierung. Ich brauche Dir aber nicht erst zu versichern, daß er wenigstens auf Einen Freund rechnen kann.“

Frau von Cassan beschloß nun, keine Zeit zu verlieren, um den Aufenthalt des Freundes zu entdecken. Allein bei Marcels alten Waffengefährten wurde sie mit Kälte angehört; und erkundigte sie sich nach Mitteln, die einen guten Erfolg wahrscheinlich machen könnten, so erhielt sie Achselzucken statt Antwort. Nur mit großer Mühe und Behutsamkeit gelang es ihr, seinen Wohnort ausfindig zu machen.

Sobald der Graf sie zur Thür der Dachstube, in welcher er versteckt war, hereintreten sah, fuhr er von seinem ärmlichen Lager empor, stürzte ihr entgegen, und rief mit freudestrahlendem Antlitz: „Jetzt kann das Schicksal mir nichts mehr anhaben. Ich kümmere mich um nichts mehr. Sie haben mich nicht verlassen; und ich bin befriedigt.“

„Ach!“ rief Frau von Cassan; „Ich bin ja nicht durch Flammen und Lebensgefahr bis hierher gelangt, und komme nur, wo möglich eine alte Schuld abzutragen. Werden Sie wohl Ihr Leben derjenigen anvertrauen, die Ihnen das eigene Leben verdankt?“ — „Gütiger Engel,“ sprach der General, auf die Knie fallend, „Ihrer schwesterlichen Sorge vertraue ich mich von ganzem Herzen.“ — „So folgen Sie mir — noch in diesem Augenblick — in der nächsten Stunde könnte es schon zu spät sein, — Fouche's Schergen kennen schon Ihren Aufenthalt.“

Die Equipage ihres Gatten, die in der anstoßenden Straße wartete, förderte sie beide nach dessen Wohnung. Da Herr von Cassan dem Hause der Bourbonen unzweideutig ergeben war, so hatte sein politischer Gegner in seinem Hause nichts zu befürchten, bis er ihn mit günstiger Gelegenheit nach der Vendee mitnehmen konnte.

Marcel gewann seine verlorne Heiterkeit im Kreise der edelsten Freunde allmälig wieder. Er wohnte hier unter dem Namen eines entfernten Verwandten der Frau von Cassan, der viele Jahre emigrirt gewesen. Sein Name wurde später in die Amnestie mit eingeschlossen, die der König aus freien Stücken bewilligte.

Die Welt will betrogen sein.

Montaccini, der bekannte Pariser Charlatan, war ein junger Mann von guter Familie, und da er in wenigen Jahren ein großes Vermögen vergeudet und sich an den Bettelstab gebracht hatte, sah er ein, daß er seinen Scharfsinn anstrengen oder verhungern müsse. In dieser Bedrängniß prüfte er diejenigen Mittel, welche vor Armuth bewahren und von Fortuna am meisten begünstigt werden. Er bemerkte bald, daß der Charlatanismus das Lieblingskind dieser Göttin sei. Ein gewandter Bedienter war Alles, was ihm von seiner frühern Wohlhabenheit übrig geblieben war; er kleidete denselben in eine goldbedreßte Livree, bestieg einen glänzenden Wagen und begann sein Geschäft als „der berühmte Doktor Montaccini, der alle Krankheiten durch seine Blicke oder eine einfache Berührung zu heilen im Stande sei.“

Da er aber bemerkte, daß er nicht so viel Kunden bekam, als sein hochfliegender Genius erwartet hatte, beschloß er, zu noch kräftigern Mitteln seine Zuflucht zu nehmen. Er verließ Paris und begab sich nach Lyon, wo er sich als der weltberühmte Doktor Montaccini ankündigte, welcher Todte in's Leben zurückrufen könne. Um jeden Zweifel zu heben, erklärte er sich bereit, sich nach Verlauf von vierzehn Tagen auf den Kirchhof begeben und dort alle Todten erwecken zu wollen, und wenn sie seit zehn Jahren begraben lägen. Diese Erklärung brachte zu Lyon ein allgemeines Murren gegen den Doktor hervor, der sich aber dadurch nicht irre machen ließ, sondern den Magistrat ersuchte, ihn bewachen zu lassen, um sicher zu sein, daß er nicht die Flucht ergriffe, bevor er sein Wort erfüllt. Dieser Antrag verschaffte ihm ein allgemeines Vertrauen und die ganze Stadt eilte herbei, um dem Wunderdoktor sein Lebenselixir abzukaufen. Von Jedermann ward er zu Rath gezogen und nahm große Summen ein.

Endlich rückte der verhängnißvolle Tag heran, und der Bediente des Doktors, der für seinen Rücken fürchtete, äußerte ihm seine Besorgniß. „Du kennst die Menschen nicht,“ entgegnete der Quacksalber, „verhalte dich nur ruhig.“ Er hatte kaum diese Worte gesprochen, als ihm von einem reichen Bürger Lyons folgender Brief überbracht wurde: „Mein Herr, das große Werk, welches Sie vorhaben, raubt mir alle Ruhe. Ich habe vor einiger Zeit meine Frau begraben lassen, die eine wahre Furie war; ihre Wiederauferstehung fehlte nur noch, um mich ganz unglücklich zu machen. Ich beschwöre Sie daher, unterlassen Sie Ihr Experiment, ich will Ihnen fünfzig Louisdors bezahlen, wenn Sie Ihr Geheimniß für sich behalten.“

Gleich darauf erschienen zwei Stutzer, welche den Charlatan auf das Dringendste beschworen, ihren verstorbenen Vater nicht wieder zum Leben zu erwecken, weil derselbe ein Geizhals gewesen sei und ihre Lage, wenn derselbe wieder erstünde, die unglückseligste von der Welt sein würde. Sie boten ihm dafür eine Gabe von sechszig Louisdors an.

Kaum waren diese fort, als eine junge Wittwe, welche so eben im Begriff stand, sich wieder zu verheirathen, sich zu den Füßen des Wunderdoktors niederwarf, und unter Seufzern und Thränen sein Mitleid anflehte. Kurz vom Morgen bis zum Abend empfing der Doktor Briefe, Besuche und Geschenke, so daß er fast nicht wußte, wohin er mit allen sollte. Die ganze Stadt befand sich in Aufruhr; ein Theil der Bewohner war von Besorgniß, ein anderer von Neugier erfüllt, so daß die oberste Magistratsperson sich zu dem Wunderdoktor begab und also zu ihm sprach: „Mein Herr, ich zweifle keinen Augenblick, daß Sie übermorgen auf unserem Kirchhofe Ihr Versprechen erfüllen und die Wiedererweckung der Todten bewerkstelligen werden, aber ich bemerke Ihnen, daß die ganze Stadt in dieser Rücksicht in Aufruhr ist und daß der glückliche Erfolg Ihres Vorhabens in allen Familien die größte Unordnung verbreiten würde. Ich ersuche Sie daher, Ihr Unternehmen zu unterlassen und durch Ihre Entfernung der Stadt die Ruhe wieder zu geben. Als Anerkennung Ihres herrlichen Talents aber bin ich bereit, Ihnen ein von mir unterzeichnetes und besiegeltes Attest einzuhändigen, welches darthut, daß Sie die Todten zu erwecken vermögen, und wie es einzig und allein unsere Schuld war, daß wir nicht Augenzeugen Ihres großen und wichtigen Experiments wurden.“

Das Certifikat ward wirklich ausgefertigt, worauf Doktor Montaccini Lyon verließ, um in andern Städten gleiche Wunder zu verrichten.

No. 46.

DAS POSTHÖRNCHEN.

15. Nov. 1839.

Eine Wochenschrift
für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Alpenhorn mit Posthörnchen zusammen können für 7½ Batzen vierteljährliche Vorausbezahlung auf allen löbl. Postämtern des Kantons Aargau franko bezogen werden. Inserate, frankirt zugesendet, werden unter Verantwortlichkeit des Einsenders gegen Vergütung von 5 Rappen per Zeile aufgenommen; interessante oder erheiternde Mittheilungen mit Verschwiegenheit und Dank.

Tagesbegebenheiten.

Schweiz.

— An die an der aargauischen obersten Lehranstalt erledigten zwei Hauptlehrstellen, nämlich für Philologie am Gymnasium, und deutsche Sprache und Literatur an der Gewerbsschule, sind den 14. d. von der hohen Regierung gewählt worden: an die erstere der bisherige provisorische Inhaber dieser Stelle, Hr. Friedr. Rauchenstein von Brugg; und an die letztere Hr. Dr. Heinrich Kurz von Schwamendingen, K. Zürich, gew. Lehrer an der Kantonsschule in St. Gallen. Man erwartet, daß die benannten Herren sich des genossenen Zutrauens in allen Theilen würdig erweisen werden.

— Ist die Schule der Kirche wirklich unterzuordnen? Ich sage nein. Denn gerade dadurch, daß sie, selbstständig und unabhängig von der Kirche, sich mit der Erforschung der Wahrheit beschäftigt, versichert sie uns, daß eine allfällige Ausartung der Kirche nicht das ganze Leben vergifte, sondern daß dann früher oder später die Schule, ihr entgegenwirkend, sie wieder in's rechte Geleise bringe. Sollte dagegen die Schule ausarten, und bloße herz- und gemüthlose Vernunft-Geschöpfe erzeugen wollen, so ist die Kirche da, von ihrer Seite aus auch die Schulen wieder zu leiten dadurch, daß sie göttliche Wahrheit lehrt. — Was wäre aus der Menschheit geworden, wenn die Kirche, ausgeartet wie sie war im 15., 16. und 17. Jahrhundert, dieselbe Kirche, die einen Galiläi wegen der Lehre der Bewegung der Erde als Ketzer verdammte, damals schon in die Schulen ihre Hand zu strecken vermocht hätte! Hätten damals die Pfaffen nicht befohlen, Irrthum statt Wahrheit zu lehren? — Wollten ja doch selbst Christus und seine Apostel durchaus nicht das Wissen und den Glauben als gleichartig behandelt sehen. Paulus sagt Epheſ. 3, 15—19: Ich bitte den Vater unsers Herrn Jesu Christi ꝛc., auf daß ihr lernet mit allen Heiligen, was da sei die Länge und die Breite, die Höhe und die Tiefe, damit ihr einsehet, wie die Liebe Christi alle unsere Erkenntniß übertrifft. Paulus also setzt die Erkenntniß der Beschaffenheit der Dinge und den Glauben (oder vielmehr die Liebe) einander gegenüber, aber er sagt nirgends, so sehr er der Liebe den Vorzug gibt, daß die Erkenntniß vom Glauben zu dominiren sei, weil er wohl wußte, daß sogar kein Pfarrer den Augen der Leute befehlen kann, sie sollen Schwarz für Weiß ansehen. — Dieses eine kurze Erwiederung auf den langen und gelehrt sein sollenden Artikel der Schildwache über Schulen, nicht Antwort eines Regierungsraths oder Professors ꝛc., sondern eines bloßen Buchdruckers, der in dieser kurzen Erwiederung eben so schlagende Gründe dargebracht zu haben glaubt, als die gelehrten Herren Haller und Consorten.

— Am Sonntag nach Allerseelen ließ ein Pfarrer im Frickthal einen ehemaligen Mönch des Benedictinerklosters Einsiedeln predigen. Der Mann benutzte nun die lange Zeit von anderthalb Stunden, um seine mittelalterliche Mönchstheologie in all ihrer Albernheit auszukramen, so daß Viele davon liefen und die gesammte Zuhörerschaft theils unwillig wurde, theils lachte. Z. B. behauptete er, daß die „armen Seelen im Fegfeuer“ Alles wüßten, was wir hier auf Erden thun und denken, und daß sie alle unsere Gebete vernähmen — trotz ihrer Schmerzen, die sie dadurch erlitten, daß sie im Fegfeuer gesotten und gebraten würden u. s. w. Bekanntlich sind derlei Mönchsansichten und Träumereien gegen den Sinn der heiligen Schrift und der ältesten Kirchenlehrer; so läugnet Augustin im Büchlein de cura pro mortuis schlechtweg, daß sich die Verstorbenen um die Lebendigen bekümmern oder etwas von ihnen wissen können, und so auch der heil. Thomas v. Aq. P. 1. Q. 89. — Man wundert sich mit Recht, wie der aufgeklärte Pfarrer der Gemeinde einem Mönche, der überdies gar keinen Vortrag und eine unangenehm eintönige Stimme hat, eine Predigt an einem so schönen Feste übertragen, oder auch, wie unsre

Prüfungs-Kommission, worin ein Vögeli und Wohnlich sitzen, so leichtweg einem Einsiedlermönche die Admission ertheilen konnte! Man sollte doch derlei schwache Theologen von allen Kanzeln in der Nähe der gebildeten badenschen Geistlichkeit fern zu halten suchen.

— In einem Hause der Frickthaler Gemeinde G....., an welchem eine bedeutende Reparatur vorgenommen werden mußte, und das nur von seinem Herrn und dessen zwei Schwestern bewohnt wird, getraute sich die ältere nicht, in dem halb abgebrochenen Hause zu übernachten, und entschloß sich, ihr Nachtlager während der Reparatur des Wohnhauses in der etwa 40 Schritte entlegenen Scheune aufzuschlagen. Die sechszigjährige, ledige Dame schlief geraume Zeit ungestört in ihrem abgelegenen Winkel, bis es einem benebelt aus dem Löwen heimkehrenden, mit Frau und Kindern versehenen Nachbar die Lust anfiel, seinen Spaß mit ihr zu treiben. Es war Nachts um 11 Uhr. Das Scheunenthor war verschlossen, er mußte also mit Hülfe einer Leiter zu der etwa 10 Fuß hohen Fensteröffnung hinansteigen. Jungfer Madle, schlafen Sie schon? „Ne-i, ne-i, was will der Herr noch mit mir?“ — He nüt, nüt anders u. s. w. Die Frau des alten Kiltgängers, die dem Ding hinter dem Fenster in ihrer Wohnung zugehört und im Mondschein ihren lieben Herrn Ehegemahl erkannt hatte, ging, als ihr sein nächtliches Zweigespräch mit der Jungfrau bedenklicher zu werden schien, mit einer gewaltigen Peitsche bewaffnet leise zum Haus hinaus und trat unten an die Leiter, rufend: „Wo willst du hin?“ Der ertappte Ehemann, erschrocken über die ihm wohlbekannte Stimme von unten, stotterte ganz verblüfft: Jä so, i bi do nit am rechte-n Ort! „Komm nur herunter, ich will dir schon zeigen, wohinein du gehörst!“ antwortete die Frau und begrüßte die herabsteigende ungetreue Ehehälfte mit einer tüchtigen Tracht Prügel.

— Der Schweizerbote nennt in einer seiner letzten Nummern den leichten Witz über die Versammlung auf dem Schachen zu Aarau eine nicht zu billigende bittere Ironie. Die bitterste Ironie ist aber die Thatsache, daß seit 1831 die Besammlung des Großen Raths in Aarau mehrentheils auf eine Jahrmarktswoche fiel, und daß oft am Markttage aus Mangel an anwesenden Mitgliedern keine gültige Abstimmung statt finden konnte. (Siehe Verhandlungsblätter). Eben so ist die letzte Versammlung in Neuß selbst ein wahrer Spott auf wirkliche ernsthafte und aus wichtigen Gründen zusammen getretene Volksversammlungen.

Ausland.

— Wie häufig auch die Unglücksfälle und die Warnungen sind, so fallen immer wieder neue Opfer der unvorsichtigen Behandlung von Schießwerkzeugen. So wollte am 2. d. der Musikant Joh. Scharbach zu Brodenbach in Rhein-Preußen zur Feier eines Verlobungsfestes ein gußeisernes Kanönchen losfeuern. Da das auf das Zündloch gelegte Feuer nicht gleich zündete, wollte Scharbach dasselbe anblasen, aber in dem nämlichen Augenblicke ging der Schuß los, zersprengte das Kanönchen und tödtete den Unvorsichtigen. Dieser, erst 25 Jahre alt, hinterläßt eine Frau und ein anderthalbjähriges Kind.

— In Gotteszell, der strengsten Strafanstalt in Würtemberg, wäre es kürzlich beinahe zu einem Aufruhr und Ausbruch gekommen. Vier Strafgefangene, meist Mörder, hatten sich verschworen. In einer finstern Nacht führten sie ihr Vorhaben aus. Glücklich sprengten sie die Thüren, kamen zum Hauptgebäude hinaus. Dieses aber, ein früheres Kloster, ist mit einem Garten, und dieser wieder mit einer hohen Mauer umgeben; auch fließt ein Kanal des Rems durch. Bis an diesen waren die vier Bursche gedrungen, da wurden die Wachen ihrer Herr. Bereits liegen sie in schweren Banden.

— Es ist ein neuer Taucherapparat von einem schwedischen Lieutenant Fahnehjelm erfunden worden, welcher von großer Vollendung sein soll und allen Mängeln, welche bisher dieser Art Apparate entgegen standen, abhilft. Sehr gelungene Versuche sind angestellt, und der Erfinder hat in der Tiefe mehrere interessante Experimente gemacht, z. B. Briefe geschrieben u. dgl. Der Apparat, welcher hauptsächlich aus Gummizeug besteht, soll nicht sehr kostspielig sein.

— In London sollte eine Jungfer von einigen Dreißigen eine leichte Infusion von Taback in lauem Wasser nehmen, um heftigen Bauchschmerzen vorzubeugen, an denen sie litt. Da ihr die vorgeschriebene Dosis zu klein däuchte, beschloß sie, dieselbe um ein Bedeutendes zu verstärken und that es auch. Kaum aber hatte sie das verderbliche Naß getrunken, als sich die erschreckendsten Symptome zeigten; ihre Schmerzen wurden so heftig, daß sie mit den Zähnen knirschte, sich die Haare raufte, die Bretter ihres Bettes zerbrach und die Anstrengung von 4 Männern vereitelte, welche sie zu behüten hatten. Nach einem kurzen aber gräßlichen Todeskampf unterlag sie.

— Die Times meldet aus Newport vom 5. November: So eben trifft die beunruhigende Nachricht durch Boten ein, daß die Chartisten zu Tausenden über die Hügel gegen unsre Stadt im Anmarsch seien. Die Truppen des fünfundvierzigsten Regiments stehen bei Westgate unter Waffen; eine Abtheilung des zehnten Husarenregiments traf heute ein, und die Konstabler durchziehen die Straßen. Die Behörden haben die Wirthshäuser schließen lassen und alle Vorsichtsmaßregeln getroffen, da sie das besorgliche Gerücht für begründet halten.

— Am 1. Nov. um 7 Uhr ist die Nachbarschaft der Paläste Buckingham, Pimlico und Westminster durch ein lautes Gekrach in Bestürzung versetzt worden. Die Gebäude wurden bis zum Boden erschüttert und die Einwohner eilten auf die Straße, indem sie glaubten, es sei ein Erdbeben gewesen. Es fand sich bald, daß das Haus des Feuerwerkers Harding im Feuer stand. Einige Minuten lang war es gefährlich, sich der Brandstätte zu nähern, da fortwährend Raketen und Petarden losgingen. Als das Feuer gelöscht war, zog man 7 schrecklich verstümmelte Leichen unter dem Schutt hervor.

— Am 4 Nov. hatte ein furchtbarer Chartisten-Aufstand zu Newport in Monmouthshire Statt, wobei eine Anzahl der verführten Aufrührer getödtet, mehrere der Spezialkonstabler aber und Soldaten, die man zu ihrer Auseinandertreibung verwendete, schwer verwundet wurden. Die Aufrührer, an Zahl angeblich etwa 8000, zogen am Morgen von den benachbarten Hügeln in die Stadt, unter Anführung des chartistisch gesinnten Beamten Frost, der neulich seiner Stelle als Friedensrichter wegen Besuchs von Chartistenversammlungen entsetzt worden war. Der erste Gegenstand des Angriffs war das Gasthaus, worin die Behörden versammelt waren; diese verfuhren jedoch mit solchem Nachdruck, daß die Empörer schnell zerstreut wurden. Die Soldaten wurden unverzüglich aufgeboten und beordert, auf die Aufrührer zu feuern, deren neun getödtet und mehrere tödtlich verwundet wurden. Viele der Chartisten waren mit Flinten bewaffnet, womit sie das Feuer des Militairs erwiederten; sie wurden jedoch bald zerstreut und warfen auf ihrer Flucht Piken und andere Waffen weg.

— Man erfährt, daß der vierundachtzigjährige Admiral Sir Henry Trollope sich selbst ums Leben gebracht hat. Seit vierzig Jahren litt er an Gichtanfällen, die zuletzt seinen Kopf angriffen und so seine tolle That herbei führten. Seine Freunde hatten aus Besorgniß alle Feuergewehre entfernt, aber leider umsonst, da es dem Admiral gelang, ein Pulverhorn zu erhalten, das er an seinen Kopf hielt, anzündete und so seinen Tod herbeiführte.

— Auf der westindischen Insel Bermuda fand am 11. Okt. ein Ocean Statt, wie man ihn seit 1780 nicht erlebt hatte. Auf dieser ganzen Insel soll kein Haus und kein Baum sein, der nicht die Spuren dieses unheilvollen Wüthens dieses Sturmes an sich getragen hätte. Man schätzt den angerichteten Schaden über 100,000 Pfund.

— Im Bankaushoffschen Forste im Kurland streichen Wölfe in ganzen Rudeln umher, welche sowohl auf Wald- als auch auf offenen Weiden ungeheuern Schaden an Vieh anrichten und unter andern einem einzelnen Bauer von seinen vier Pferden schon drei geraubt haben. Mit Dreistigkeit wagen sie sich in die Gehöfte, und selbst Menschen werden bei hellen Nachtfeuern von ihnen beunruhigt.

— Nach Berichten aus Rangun macht sich der neue Birmanenherrscher durch grausame Behandlung seiner Gegner viele Feinde. Fünfzig Männer, Weiber und Kinder, Verwandte und Verbündete eines Rebellenanführers, ließ er mit Pulver in die Luft sprengen; Dreißig andere wurden langsam verbrannt.

— Briefe aus Amerika melden große Feuersbrünste, die sich in Neuyork und Philadelphia ereignet haben. In ersterer Stadt waren vom 3. bis zum 7. verschiedene Brände ausgebrochen, durch die eine große Anzahl Häuser in Asche gelegt worden und mehrere Menschen ums Leben gekommen waren. Die Versicherungs-Gesellschaft hatte gegen eine Million Dollare zu vergüten. In Philadelphia hatte am 6. eine Feuersbrunst 56 ansehnliche Häuser und eine große Menge Waaren zerstört.

— Wie wenn mit den ersten Herbstschauern uns ein Fiebertraum überfallen hätte, so geistet und spukt es jetzt bei uns Franzosen in allen Ecken. Bald erzählt ein Wirth seinen gläubigen Gästen, wie der Kaiser aufs Neue die Wachtposten bei Nacht visitire, und sie mit Herablassung grüße; bald spricht man von neuen Prozessen gegen Ludwig **XVII.**, der, mit den evidentesten Beweisen seiner Aechtheit gerüstet, nun die Gerichte selbst anruft, um endlich zwar nicht König zu werden, doch Frankreich von seiner Abkunft zu überzeugen. Nun kommt gar eine Prophezeihung einer im 17. Jahrhundert zu Belley verstorbenen Nonne hinzu, welche die Revolution von 1789, Kaiserreich, Restauration, Julirevolution, und auf 1840 eine neue blutige Umwälzung, sogar die Thronbesteigung von Seite eines „Prinzen von jenseits des Kanals", ankündigt.

— Die Unteroffiziere der französischen Infanterie sollen künftig gezogene Flinten erhalten. Schon Napoleon wollte ihnen Büchsen geben, die Restauration vereitelte es aber.

— Aus Alost schreibt man, daß die dortigen Fabriken fast ganz leer von Arbeitern sind. Nur mit den größten Opfern können noch einige Fabrikherrn Arbeiter halten. Auch ist die Lage der dürftigen Klasse schrecklich. Dieser Tage hat sich ein entlassener Arbeiter erschossen.

— Ein Brief aus Barcelonette im Departement der Niederalpen meldet, daß eine Bande Missethäter aus den Gefängnissen in Alexandria im Piemontesischen entsprungen waren und in den Gebirgen an der französischen Gränze ihr Räuberhandwerk angefangen hatten, von den sardinischen Truppen aber so kräftig verfolgt wurden, daß bereits 150 derselben gefangen und vor Gericht gezogen worden sind.

— Nicht wenig wird die französische Industrie dadurch beunruhigt, daß Rußland mit großen Kosten Direktoren, Mechaniker und Werkmeister industrieller Anstalten nach Rußland entführt, kürzlich wurde sogar ein tüchtiger Marine-Mechaniker zu Toulon für den Dienst gewonnen; eben wieder drei Direktoren von Papier-Fabriken. Rußland will vor allem Asien seiner Industrie und seinem Handel unterthan machen.

— Es hat sich das Gerücht verbreitet, der Herzog von Bordeaux wolle, aufgestachelt durch den Ehrgeiz seiner Mutter, eine Landung im südlichen Frankreich versuchen, um dort eine Insurrection ins Werk zu setzen.

Versammlung auf dem Schachen.

Ein Knittellied.

1. Aus der Heimath zieht von dannen
Ein Heer von Horn- und Klauenmannen,
Ui ui ui, mu uh uh,
Alle der Versammlung zu,
Mu uh uh, me eh eh,
Daß was Rechtes da geschehʼ.

2. Zum Präſidenten, den kennt Jeder,
Ernennt man Baptiſt Schweineleder,
Ui ui ui, mu uh uh,
Würdevoll in Fried' und Ruh,
Mu uh uh, me eh eh,
Glaubet nur, daß der's verſteh'.

3. Und als Sekretär den Renner
Ochſenkopf, den Landeskenner,
Ui ui ui, mu uh uh,
Stophel, was ſagſt du dazu?
Mu uh uh, me eh eh,
Das geht gut, ſo wie ich ſeh.

4. Wer wird erſter Stimmenzähler?
Ziegenbart der Haslithäler.
Ui ui ui, mu uh uh,
Du biſt grade recht dazu,
Mu uh uh, me eh eh,
Alles Volk zu zählen geh!

5. Mit dem Zweiten iſt's im Reinen,
Für die Stelle braucht man keinen;
Ui ui ui, mu uh uh,
Eher geht's in Ordnung zu,
Mu uh uh, me eh eh,
Einer zähl', der ſicher geh'.

6. Nun ertönt in tiefem Grimme
Hohl des Präſidenten Stimme:
Ui ui ui, mu uh uh,
Schweigt jetzt ſtill und höret zu!
Mu uh uh, me eh eh,
Daß mich Jeder recht verſteh'.

7. Wer ſein Joch nicht mehr kann tragen,
Stimm' mit ein in unſre Klagen;
Ui ui ui, mu uh uh,
Wir berathen hier mit Ruh,
Mu uh uh, me eh eh,
Wie's in Zukunft beſſer geh.

8. Der Regierung muß man's ſtecken:
Salz geb' ſie umſonſt zu lecken!
Ui ui ui, mu uh uh,
Wer das wünſcht, der ſtimme zu;
Mu uh uh, me eh eh,
Wer nicht einſtimmt, mach' und geh'.

9. Laßt euch nicht an Pflug mehr ſpannen,
Reißet aus und rennt von dannen;
Ui ui ui, mu uh uh,
Nur ein Eſel, eine Kuh
Ya ya, me eh eh,
Leidet ferner, daß's geſcheh.

10. Dann laßt euch auch nicht mehr ſchlagen,
Wer's geduldig mag ertragen,
Ui ui ui, mu uh uh,
Iſt ein Schafskopf. Stimmet zu,
Ya ya, me eh eh,
Daß das nirgends mehr geſcheh.

11. Nur das Mäſten ſoll euch allen
Ganz beſonders wohlgefallen.
Ui ui ui, mu uh uh,
Gleich verſtehn wir uns dazu;
Mu uh uh, me eh, eh,
Daß es immerfort ſo geh'.

12. Schlachten laßt euch auch nicht ferner,
Brauchet eure Ochſenhörner!
Ui ui ui, mu uh uh,
Wartet nicht und ſtoßet zu,
Mu uh uh, me eh eh,
Daß die ganze Welt es ſeh'!

's git z'Erliſpach, das darf me wüſſe,
Das Johr e guete neue Wy,
Drum het e Chnab b'm Tuſig müeſſe
Vom Spiel a 's Kariſiere hi.

Der Neu mueß ſchynt's gar gwaltig trybe.
De Kerli denkt: „Jetz wart e chlei,
„Mi Kamerad wird wol no blybe,
„Si Frau iſt jetz deheim elei.“

Der Kamerad loht ſi verwütſche
Und ſitzt bim Spiel im Wirthshuus feſt;
Der Ander thuet no mit ihm tütſche
Und ſchlycht druf hi zum Hüenerneſt.

Zwor iſt de Streich ihm nid recht glunge,
Und doch hei's öbbis müeſſe ſy,
Drum iſt er weidli wyters gſprunge,
E Wittfrau kennt er, dert goht's hi.

Und daß au d'Lüt de Strolch jetz kenne,
Wo ſo wollüßig wird vom Wy,
So denk i wol, i dörf ne nenne,
Me ſeit, 's ſöll 's Schofers Jokeb ſy.

-- Beim Verleger dieſes Blattes iſt erſchienen und um 6 Bz. zu haben:

Ueber die vielen und langen Prozeſſe und ihre Vermeidung durch Einführung freier Schiedsgerichte für bürgerliche Rechtsſtreitigkeiten Von einem Freunde des Volkes und Rechts.

Ferner:

Neues und unterhaltendes Frag- und Antwortſpiel in 64 Fragen und ebenſoviel Antworten; 2 Bz. Auf Kärtchen gezogen 4 Bz.

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau.

No. 47. 22. Nov. 1839.

Das Alpenhorn,

ein Volksblatt

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Zweiter Jahrgang.

Maß halt' und Ziel im Leben und im Handeln, im Eifer selbst für Wahrheit, Licht und Recht;
Willst du im Licht und in der Wahrheit wandeln, sei keiner Meinung, selbst nicht eigner, Knecht.

Das Mährchen.

(Eine Kriminalgeschichte.)

Du bist ein braver Junge, sprach der Förster Reinmann, und wirst ein tüchtiger Waidmann werden, aber die Liebschaft zu und mit meiner Tochter schlage Dir aus dem Kopfe, daraus wird nie oder Nimmermehrstag ein Ehebündniß. Zum Verständniß des Gesagten diene, daß der unglückliche Freier Joseph seit drei Jahren im Hause des Försters diente, aber bei seiner Armuth wenig Hoffnung hätte, die Geschichte vom Sohne Isaks und seiner schönen Rachel in einer neuen modernen Auflage an das Tageslicht treten zu lassen. Es versteht sich von selbst, und kein unglücklicher Liebhaber wird es bezweifeln, daß Joseph ein trübes Gesicht zog, und bei dieser Antwort auf seine bescheidene Werbung eher Alles vermocht und erfunden hätte, z. B. die Quadratur des Zirkels, oder eine ästhetische Ehrenrettung der kaffeebraunen Tänzerinnen vom Ganges, als Unterricht im Lachen zu geben. Es ist allbekannt und angenommen, daß der Schmerz unglücklicher Liebe keiner Steigerung fähig sei; ein alter Ritter würde wenigstens für diese Meinung eine Lanze brechen, ein moderner Zigarrenchevalier bei ihrer Verneinung mitleidig die Achseln zucken oder wohl gar bei besonderer Sentimentalität in eine gelinde Ohnmacht sinken. Der trübe Joseph aber sah das Gegentheil siegreich verfochten und fühlte sich erst doppelt unglücklich, als er die hämische Fratze der Schadenfreude bemerkte, mit welcher der zweite Jägerbursche Anton die unglückliche Werbung belauschte. Dieser schlechte Mensch, aber vortreffliche Säufer, war der letzte Kirchenbesucher, aber der erste Wirthshausgast an Sonntagen, oder gebotenen Feiertagen, häßlich wie die sieben Todsünden, aber dabei ungemein verliebten Temperaments. Das Letztere mochte wohl auch die Ursache sein, daß er seit seiner Lehrzeit im Försterhause der schönen Maria nach seiner gemeinen Weise den Hof machte und sich einbildete, ein Mal werde die spröde Dirne doch weich und Küsse geben. Nun das hätte sich auch eines Tages ereignen können, nämlich an dem Tage, an dem die lustige Newasylphide oder das Nymphenpaar an der Seine von einer plumpen, talgkauenden Hottentottin in der Tanzkunst wird übertroffen werden. Junge Leute aus dem Marktflecken, wo sich die nachfolgende Geschichte zutrug, erzählten sich, wenn in langen Winterabenden im Wirthshause die Zeit zum sogenannten Schrauben oder Aufziehen kam, eine hübsche Geschichte von einer kräftigen Ohrfeige, mit welcher die schlanke Maria Antons Liebesanfragen beantwortete, und von dem noch kräftigern Faustschlage, mittelst dessen der hochaufgeschossene Joseph den häßlichen Nebenbuhler zuerst auf den Boden und dann aus der Stube schaffte. Dieser hatte nun freilich vollgültigen Grund zu seiner obenbewiesenen Schadenfreude, aber Verliebte sind im Unglücke schwerbegreiflichen Verstand s. So kam es, daß der erbitterte Joseph dem geldstolzen Vater etwas derb antwortete. Da kam er freilich an den Unrechten. Der Alte griff in der ersten Hitze nach der Reitpeitsche — zu einer mildväterlichen Züchtigung vorlauter Naseweisheit, wie er sich höhnisch ausdrückte. Joseph, ehrgeizig, wie er war, faßte entschlossen nach seiner Büchse — der Alte prallte entsetzt zurück — zum Glück eilte Maria, welche den Zank aus der Küche schreckte, zwischen die Streitenden — zum Glück für die Streitenden, sage ich, aber zum Unglück für die Dörfler, welche, durch den Lärm herbeigelockt, durch die Fenster lugten, und um einen guten Silbergroschen per Kopf nicht angestanden wären, falls der Alte den Jungen oder der Bursche den Förster tüchtig durchgebläuet hätte. Die Ruhe war hergestellt. Der unglückliche Freier ging in das Hinterstübchen seinen Ranzen schnüren, denn er gedachte, des Morgens in die weite Welt zu wandern; Maria setzte sich ans Fenster und weinte bitterlich. Der Alte ging fluchend auf und ab — Anton lachte im Stillen. — Der Abend brach heran; die Wolken zogen sich immer dichter zusammen, der Wind heulte fürchterlich, wie er nur in einer alten Gespenstergeschichte heulen kann, schwere Tropfen fielen auf die erschrockenen Blumen, wurden endlich zu einem Regen, später zu einem Wassersturze. Unter dem Vordache des Försterhauses, das am äußersten Ende des Ortes lag, saß Anton, schmauchte gemüthlich seine Pfeife und erzählte zweien oder dreien Nachbarn und Zechbrüdern die Geschichte des heutigen Zankes, versteht sich mit allerlei Randglossen und geistreich schimpfenden Bemerkungen. Plötzlich trat Joseph mit bleichem, zerstörtem Gesichte unter die Zuhörer, und überbrachte dem weislich schweigenden Erzähler den Befehl des Försters, die nächtliche Runde heute ja

nicht zu verſäumen, da liederliches Geſindel, wie das in den letzten Steckbriefen bezeichnete, bei ſolchem Wetter am liebſten ſeine Ortsveränderungen, ſoll heißen Gränzüberſchreitungen, vorzunehmen pflege. Lag doch der Marktflecken kaum eine Stunde von der Landesgränze entfernt. Dann eilte er wieder in das Haus zurück, da ihm Geſellſchaft überhaupt und beſonders die gegenwärtige nicht ſehr behagen mochte. Anton ſchimpfte weidlich über das Unwetter und beurlaubte ſich von ſeinen Kameraden, um, wie er ſagte, Mantel, Waidgeräthſchaften ꝛc. in gehörigen Stand zu ſetzen. Die Nacht kam heran, ſchwarz und finſter, wie ein böſes Gewiſſen, der Regen hörte nicht auf, in Strömen zu fließen, kurz es war ein Wetter und eine Nacht, wie ſich Verletzer und Uebertreter des ſiebenten und fünften Gebotes nicht beſſer wünſchen können. Ungefähr um zehn Uhr Abends hörten zwei von dem nächſten Dorfe nach Hauſe eilende Bauern den Jägerburſchen Anton nach den Hunden rufen, und wie er die in den an der Landſtraße liegenden Garten führende Thür öffnete und ſchloß. Schleicht ſchon wieder der verdammte Grünrock, murrte einer der Wanderer, auf unſerer Fährte, wenn wirs uns das Leben koſten laſſen, unſere Gurgel mit wohlfeilerem Weine zu verſorgen. Möge ihn der Regen wegwaſchen. — Seine Pflicht, ſprach der Andere, hat ein hartes Leben, der arme Teufel, möchte nicht — die übrigen Worte verhallten im Winde.

Gegen Tagesanbruch hörte das Unwetter, der furchtbare Regen auf, und die Morgenröthe lagerte ſich wie ein Friedensfeuer auf die Berggipfel. Die Dörfler öffneten ihre Fenſter und Thüren und eilten hinaus ins Freie, nachzuſehen, wie es auf Feldern und Wieſen ſtehe. Ein furchtbarer Jammerſchrei, der aus dem Obergeſchoſſe des Förſterhauſes kam, verſammelte die Neugierigen um daſſelbe. Plötzlich ſtürzte Joſeph bleich, blutbefleckt, mit angſtgeſträubten Haaren und dem Wehrufe: Mord! teufliſcher Mord! auf die Straße. Die Dörfler drangen in das Haus — da lag der Förſter mit drei Stichen in der Bruſt, blutübergoſſen und entſeelt auf ſeinem Lager, Maria, ſeine Tochter, im Morgenkleide ohnmächtig am Boden. Der eiligſt aus dem Schloſſe herbeigerufene Amtmann erſchien mit den Gerichtsdienern von der einen Seite, von der andern Anton, von ſeinem Streifzuge zurückkehrend. Der Gerichtsmann, zwar ſchmerzlich gerührt und erſchüttert durch den Verluſt ſeines alten Freundes, that ſeine Schuldigkeit und nahm an Ort und Stelle den Thatbeſtand auf. Gleich bei der erſten Unterſuchung fand ſich das Inſtrument vor, mit welchem der Mord vollbracht worden; es war ein ſpitziges, ſcharfes Waidmeſſer, das genau in die drei Stichwunden paßte. Auf der Klinge waren die Buchſtaben J. V., alſo die Anfangsbuchſtaben des Vor- und Zunamens des Jägerburſchen Joſeph eingegraben.

Der Unglückliche erkannte das Waidmeſſer zwar ohne Läugnen für ſein Eigenthum, blieb aber feſt bei der Ausſage ſtehen, er ſei mit ſeiner Liebſten vor Kurzem in das Obergeſchoß geſtiegen, um noch ein Mal mit vereinten Bitten das geldſtolze Herz des Vaters zu beſtürmen, da hätten ſie den Alten im Blute ſchwimmen gefunden. Maria ſei in Ohnmacht gefallen, er um ärztliche Hülfe gelaufen, das Uebrige wiſſe das löbliche Gericht. Was half ſein Läugnen? Der geſtern vorgefallene Streit, bei welchem er nach dem Zeugniß mehrerer Bauernburſchen das Gewehr gegen den Förſter gerichtet hatte, die Abweſenheit fremder Individuen, denn außer Vater und Tochter und den zwei Jägerburſchen wohnte keine Seele im Hauſe, ſo wie der Umſtand, daß nicht das Geringſte entwendet worden, gaben nur zu der Vermuthung Anlaß, Joſeph habe den Alten aus Rache vorſetzlich ermordet, oder was noch wahrſcheinlicher, aber um kein Haar tröſtlicher, in der erſten Hitze, als der Alte ihre vermeinte Bitte abſchlug und vielleicht auf's Neue heftig, wohl gar handgreiflich wurde. Vergebens beſchwor Maria die Ausſage des Geliebten und ſeine Unſchuld; ihre Liebe raubte ihrem Zeugniſſe alle gerichtliche Glaubwürdigkeit; ja es erhoben ſich ſogar Stimmen unter den Landleuten, die da meinten, ſie könne wohl gar mitgeholfen haben, um den Buhlen und die reiche Erbſchaft ſo bald wie möglich zu erhalten. Gegen dieſe ungeheure Anſchuldigung ſprach zwar ihr vortrefflicher Lebenswandel, ihre allbekannte Frömmigkeit und Herzensgüte; denſelben Fürſprecher hatte Joſeph in ſeinem bisher unbeſcholtenen Lebenswandel; aber die Inzichten waren zu bedeutend, die Stimme der Menſchheit verſtummte, und die Stimme des Geſetzes ſprach ſein: „des Mordes verdächtig“ über Beide aus. Sie wurden Beide in ſichern Gewahrſam gebracht. Auch Anton ward vernommen. Ueber ſein Alibi wies er ſich jedoch durch das Zeugniß jener Nachbarn aus, die den Befehl des Ermordeten, die nächtliche Runde zu halten, durch Joſeph an ihn überbringen gehört hatten. Dieſer Umſtand machte den Ueberbringer des Befehles des Vorſatzes zum Morde noch mehr verdächtig, und zwar um ſo mehr, als die früher erwähnten zwei Bauersleute und Nachtwanderer Zeugenſchaft ablegten, ſie hätten Anton in der vorhergegangenen Nacht ſeine Hunde rufen und die Gartenthür öffnen und ſchließen hören. Dieſer Garten ſtieß unmittelbar an den Wald, alſo an den Ort, wohin ihn ſeine Dienſtpflicht rief. Ueber ſeine Meinung rückſichtlich der Wahrſcheinlichkeit, ob Joſeph einer ſo ſchwarzen Frevelthat für fähig zu halten, was er als Kamerad doch am eheſten wiſſen und am beſten beurtheilen könne, über dieſe Wahrſcheinlichkeit befragt, entgegnete er trocken: Er halte keinen Menſchen eines Mordes fähig, glaube es auch von Joſeph nicht; nur müſſe er dem löbl. Gerichte mittheilen, wie ſich Joſeph geſtern Abend gegen ihn geäußert habe, er wolle den Alten ſchon zahm und fügig machen. Dies müſſe ſich aber offenbar auf die gerichtlich beſchwornen vereinten Bitten der Liebenden beziehen. Durch dieſes großmüthige Zeugniß gewann er ſich vollends die Neigung der aufhorchenden Dörfler, welche in ihrer Rechtsunkunde keine Ahnung hatten, wie ſehr er ſeinem Kameraden durch deſſen mitgetheilte Aeußerung geſchadet habe, wie um ſo wahrſcheinlicher die erſte Vermuthung geworden, Joſeph habe den Förſter vorſetzlich ermordet. Der Amtmann ſchüttelte traurig ſein greiſes Haupt, wie einer, der ſich in ſeinem Vertrauen bitter getäuſcht fand, äußerte zwar, daß er von der Schuldloſigkeit Antons überzeugt ſei, ließ ihn aber deſſen ungeachtet, als zum Hausperſonale gehörig, in die Gerichtsſtube abführen.

Der Zufall wollte, daß auf denſelben Tag der Geburtstag des gräflichen Gutsherrn fiel, welcher alle Jahre mit gebührender Ehrfurcht gefeiert wurde. So ward es auch dieſes Jahr gehalten. Nach dem Gottesdienſt verſammelten ſich die Beamten des Grafengutes ſo wie mehrerer umliegenden Herrſchaften zur Mittagstafel bei dem würdigen Prieſter der Themis, dem in Ehren ergrauten Amtmanne. Die Mordgeſchichte lieferte natürlich den Stoff zur allgemeinen Unterhaltung; als aber die Gerichte immer ausgeſuchter, die Weine immer älter und daher feuriger wurden, vergaßen die gehäbigen Gäſte die unglücklichen Mörder und Liebenden, und Scherzreden, Tafelſprüche, Lieder, Toaſte nahmen ihren Platz auf den Zungen und Lippen der Geſellſchaft ein. Aus den Liedern wurden, oder auf die Lieder folg-

ten Anekdoten und Erzählungen, und so kam es zuletzt durch Zufall oder Gottes Fügung so weit, daß es jedem Gast zur Pflicht gemacht wurde, ein Histörchen, erlebt oder erlogen, gleich viel, zum Besten zu geben, ehe er trinken durfte. So kam die Reihe an den Magister des Ortes, einen noch jungen aber sehr belesenen Mann, der noch ziemlich nüchtern und daher im Stande war, einzusehen, was für geistige Kost seine Nachbarn und Mitgäste einzunehmen und zu verdauen geeignet. Er erzählte ihnen daher nachstehendes wundervolles deutsches Volksmährchen: „Zur Zeit, als die Zauberer und Feen noch am Leben waren, beherrschte einer der erstern ein stilles, in den Gebirgen liegendes Dörflein. Die friedlichen, fleißigen Dörfler standen in seinem gewaltigen Schutze und hatten für diesen Schutz weiter keine Steuer zu entrichten, als alle sieben Jahre eine schöne Jungfrau. Nun, schöne Mädchen waren, wie bekannt, immer ein besonderes Zaubervergnügen. In dem Jahre, wo diese Steuer entrichtet wurde, durfte früher keine Hochzeit gehalten werden, bevor nicht der Zauberer sein Mädchenzehent erhoben hatte. Nun traf es sich in einem solchen Jahre, daß ein junger Bursch, welcher sterblich in sein Mädchen verliebt war, dem Zauberer einen Strich durch die Rechnung zog, und sich mit seiner Schönen in einem fernen Dorfe kopuliren ließ, dann aber ganz ruhig zurückkehrte. Der Zauberer, der vielleicht die junge Frau gar nicht gewählt hätte, da sie keines Weges zu den hübschesten Dirnen gehörte, brütete Rache und entführte die Neuvermählte auf seinem Wolkenwagen, und zwar nach dem ganz einfachen Recht des Stärkern. Der arme Strohwittwer weinte drei Tage und zwei Nächte bitterlich. In der dritten Nacht öffnete sich die Thüre seines Schlafgemachs, und die Entführte eilte kreidebleich in die Stube. Man kann sich die Freude des Burschen bei diesem unverhofften Stelldichein vorstellen, aber man dürfte kaum seinen Schmerz fassen, als ihm die Arme eröffnete, sie dürfe nur bis zur Morgendämmerung bei ihm verweilen. Der Zauberer sei gar nicht so böse, als sie sich eingebildet, er habe sie blos in eine Lilie verwandelt, und sie blühe und dufte nun schon seit drei Tagen höchst angenehm in dem Lilienbeete im Garten vor der Hinterthüre dieses Bauernhofes. Folgst Du mir, schloß sie den erbaulichen Bericht, gleich nach meinem Verschwinden — früher darfst Du nicht — und brichst die rechte Lilie, nämlich mich ab, so kehre ich liebend und glücklich für alle Lebenszeit in Deine Arme zurück. Brichst Du aber eine wirkliche Lilie, was sehr zu befürchten, da auf dem gedachten Beete vielleicht dreißig blühen, so sterbe ich augenblicklich. Der Bursche war am Rande der Verzweiflung, aber nach dem ächtdeutschen Sprichworte: „es koste was es wolle," faßte er sich rasch, eilte nach dem Verschwinden seines Weibes in den Garten und brach richtig die richtige Lilie. Da war eitel Freude in dem ganzen Dorfe und der ganzen Umgebung, und der Bauer und sein Weib lebten viele Jahre in Eintracht und Glück, und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch Beide heutigen Tages. Nun sagen Sie mir oder rathen Sie, schloß der Magister das Mährchen, an was erkannte der Bauer sein Weib unter den dreißig Lilien, welche sich einander ähnlich sahen, wie ein Ei dem andern?

Die Köpfe der Tafelgesellschaft waren, wie bereits gesagt, halb angestochen, es versteht sich von selbst, daß Keiner zum Kalaf dieser Turandotaufgabe wurde. Der Magister, vielseitig bestürmt, erklärte endlich das Räthsel mit den Worten: Die Bezauberte sei die ganze Nacht in der wohlgedeckten Stube gewesen, müsse daher einen vollkommen trocknen Kelch gehabt haben, während in den Kelchen der andern Lilien der Thau perlte. Die Gesellschaft erklärte das Mährchen einstimmig für köstlich und höchst sinnig, und der Magister ärntete mit hochrothem Gesichte die Lobeserhebungen männlicher Tafelwelt, leerte hastig sein Glas und ahnete nichts weniger, als daß er ein Salomon geworden.

Der Amtmann hörte mit sichtlicher Zufriedenheit die Auflösung des Mährchens, hob nach kurzer Zeit die Tafel auf, überließ die Unterhaltung der Gesellschaft seiner Frau und eilte in den Gerichtssaal. Hier angelangt, ließ er den Jägerburschen Anton zum Verhör rufen. Dieser erschien mit heiterer sorgenloser Miene. Nach den gewöhnlichen Eingangsfragen sprach der Amtmann:

„Um wie viel Uhr erhielt man den Befehl des Försters, die nächtliche Runde zu machen?"

„Ich glaube um 7 Uhr Abends."

„Wann ging man auf den Streifzug?"

„Wie es die zwei Zeugen bereits ausgesagt, gegen 10 Uhr."

„Wie lange blieb man im Walde oder im Freien?"

„Bis gegen Tagesanbruch. Ich kam gerade zurück, als Euer Gestrengen mit dem Gerichtsdiener bei dem Försterhause anlangten."

„Trug man dasselbe Kleid, welches man jetzt am Leibe hat? Ich sehe keinen Mantel, kein Waidzeug und sonstige Jägergeräthschaften."

„Ich trug dasselbe Kleid; Mantel, Waidzeug und sonstige Jägergeräthschaften liegen drüben im Gerichtszimmer, entgegnete der Inquisit noch immer ruhig."

„Hat es stark geregnet?"

„Gegossen."

„Wann hörte dieser Platzregen auf?"

„Kurz vor Tagesanbruch," entgegnete der Gefragte schon etwas stutzig. Der Richter schellte dem Gerichtsdiener und flüsterte ihm etwas in das Ohr. Der Diener entfernte sich und kam mit dem Mantel des Inquisiten zurück.

„Mörder!" rief der Amtmann mit einer Donnerstimme, „wenn Du die ganze Nacht im Platzregen im Walde und im Freien warst, wie ist Dein Mantel so trocken geblieben, als ob er im Schranke gehangen?" Der Verbrecher verlor alle Fassung, wurde käsebleich, sank in die Knie und jammerte: „Gnade, Gnade! Ich will Alles bekennen!"

Der Schändliche hatte Abends Josephs Messer entwendet, war, als er die Stimme der Wanderer hörte, für einen Augenblick, und versteht sich, ohne Mantel, da ihn das Vordach der Thüre vor dem Regen schützte, in den Garten getreten, hatte eine Stunde im Gange gelauert, bis er den Förster schnarchen hörte, und dann den schauderhaften Mord verübt.

Nach vollbrachter Schandthat versteckte er sich auf den Heuboden, wohin er schon früher Mantel und Waidgeräthschaften getragen hatte, und eilte, als er am Morgen Joseph und Maria in das Obergeschoß gehen hörte, durch die Gartenthüre in den Wald. Ob ihn bloß Rache oder die Hoffnung, daß Maria doch noch sein werden könnte, zu diesem Mord bewog, weiß nur der, der die Nieren prüft und in den Seelen liest, denn der Bösewicht erhängte sich an seinem Schnupftuche, das man ihm unvorsichtiger Weise gelassen hatte. Joseph und Maria wurden später ein glückliches Ehepaar und dachten oft mit warmer Dankbarkeit an den salomonischen Mährchenerzähler.

Die Schmähschrift.

Als bekanntlich eine Pasquille oder Schmachschrift auf den König Friederich in Berlin an einem öffentlichen Platze angeheftet wurde, und sein Kammerdiener ihm davon die Anzeige machte: „Ihro Majestät, sagte der Kammerdiener, es ist Ihnen heute Nacht eine Ehre widerfahren, das und das. Alles habe ich nicht lesen können, denn die Schrift hängt zu hoch, aber was ich gelesen habe, ist nichts Gutes;“ sagte der König: „Ich befehle, daß man die Schrift tiefer hinabhänge und eine Schildwache dazu stelle, auf daß Jedermann sehen kann, was es für ungezogene Leute giebt.“ Nach der Hand geschah nichts mehr.

Nicht eben so dachte der Amtsschreiber von Brassenheim. Als ihm eines Morgens eine Pasquille ins Haus gebracht wurde, die jemand mit Teig in der Nacht an die Hausthür geklebt hatte, wurde er ganz erbost und ungeberdig, fluchte wie ein Türk im Hause herum und schlug der unschuldigen Katze ein Bein entzwei, daß die Frau Amtschreiberin darüber ganz entrüstet fragte: Bist du verrückt geworden oder was fehlt dir? Der Herr aber sagte: „Da lies nur, du hast auch deinen Theil darin.“ Als das die losen Vögel erfuhren, welche die Schandschrift angeklebt hatten, wie der Herr Amtschreiber im Harnisch sei, gewährte es ihnen große Freude und sie klebten ihm in folgender Nacht eine andere an. Den zweiten Morgen, als dem Herrn Amtschreiber die neue Schandschrift gebracht wurde, darin ein Rezept für lahm geschlagene Katzen, ward er noch wüthender, warf Tische und Stühle zusammen, und schrieb mit eigener Hand einen zornigen Bericht darüber an die Regierung, ob er gleich niemand benennen konnte; als er ihn aber geschrieben hatte und den Sand darauf streuen wollte, ergriff er im erbosten Eifer statt der Sandbüchse das Dintenfaß und goß die Dinte über den Bericht und über die weißtüchenen Amtshosen.

Am Abend aber sagte er zu seinem Bedienten: „Hans Stoffel, vigilire heut Nacht um das Haus herum bis der Hahn kräht, und wenn du den Cujon attrapirst, so bekommst du einen Thaler Fanggeld. Ich will doch sehen, ob ich mir soll auf der Nase herum tanzen lassen!“

Etwas nach eilf Uhr kam der Stoffel von seinem Posten herauf, und der Herr Amtschreiber war auch noch auf, auf daß, wenn der Stoffel den Pasquillenmacher brächte, er ihn gleich auf frischer That erwürgen könnte. „Herr Amtschreiber,“ sagte der Stoffel, „ich will nur melden, daß heute Nacht nichts passirt ist. Wenn Sie mir erlauben, jetzt in's Bett zu gehen. Alle Lichter im Städtlein sind ausgelöscht, die Wirthshäuser sind leer, die zwei letzten sind eben nach Haus gegangen und des Wagner-Matthysen Hahn hat zwei Mal hinter einander gekräht, es wird wohl morgen auch wieder einmal regnen.“ — Da fuhr ihn der Amtschreiber wie ein betrunkener Heide an: „dummes Vieh, auf der Stelle begib dich auf deinen Posten, bis der Tag aufgeht, oder ich schlage dir das Gehirn in deinem Stieren-Grind entzwei,“ schrie er in unvernünftigem Zorn.

Der geneigte Leser denkt: „Was gilt's, während der Stoffel bei dem Amtschreiber war, ist die dritte Pasquill auch angepappt worden, und wenn er herunter kommt, findet er sie jetzt.“ Nichts weniger; sondern als der Stoffel im Fortgehen bereits an der Stubenthür war, und der Amtschreiber ihm noch einmal nachsah, „Hans Stoffel!“ rief er ihm, „komm noch ein wenig daher!“ Der Stoffel kam. „Dreh dich um, was hast du auf deinem Rücken?“ — Will's Gott keinen Galgen! — sagte der Stoffel. „Nein, vermaledeiter Eselskopf, aber wahrscheinlich ein Pasquill!“ —

Wie gesagt, so errathen: der Stoffel trug das dritte Pasquill auf dem Rücken geklebt; es standen darin noch viel muthwilligere Dinge, als in dem ersten und zweiten, und am Schlusse ein gar lustiges Rezept, Dintenflecke aus den Amtshosen zu bringen.

Dies war so zugegangen. Als der Stoffel noch vor dem Hause saß, kamen zwei lose Gesellen heran, von denen einer das dritte Pasquill schon auf der flachen Hand liegen hatte, also daß die beschriebene Seite des Papiers gegen die Hand hinein lag, die äußere Seite aber war mit Teig bestrichen, daß er im Vorbeigehen die Schrift nur an die Thür hätte drücken dürfen. Als sie aber den Bedienten des Amtsschreibers da sitzen sahen (alle Leute kannten den ehrlichen, einfältigen Stoffel, aber nicht alle waren von ihm gekannt), sagte der eine: „Ei guten Abend Herr Hans Stoffel! was schafft Er Gutes hier? was gilt's, er kann nicht hinein!“ Da erzählte er ihnen, warum er da sitzen müsse, und bis wann, und wie ihm bereits die Zeit so lang werde, und doch niemand komme. „Ei,“ sagte einer: „die Lichter im Städtlein sind ausgelöscht, alle Wirthshäuser sind leer, und wir sind die letzten, die heimgehen. Also gehe Er in Gottes Namen in's Bett.“ Der andere aber, der das Papier in der flachen Hand hatte, klopfte ihm im Fortgehen sanft und freundlich auf den Rücken, daß das Papier am Rocke hängen blieb, und sagte: „Gute Nacht, Herr Hans Stoffel, schlaf Er wohl!“ Ebenfalls! antwortete dieser. Und als die Spaßvögel um die Ecke gingen, krähte einer von ihnen noch zwei Mal wie ein Hahn.

Also brachte der Stoffel dem Amtsschreiber die Pasquille selber auf dem Rücken in die Stube, und der Herr Amtsschreiber prügelte zwar den Stoffel derb im Zimmer herum, und schlug beim Ausholen ein paar Spiegel entzwei, aber Schimpf, Schande und Zorn mußte er an sich selber haben, und brachte nichts heraus; denn die losen Vögel sagten: der Klügste gibt nach; jetzt wollen wir's aufgeben, ehe wir ertappt werden. Und jedermann mochte den Streich dem aufgeblasenen Amtsschreiber gar wohl gönnen.

Allerlei.

Ein Apotheker beerbte einst einen Gelehrten, der unter Anderm ein Kabinet alter Kupfermünzen hinterlassen hatte. Der Apotheker meinte, es sei Thorheit, einen Vorrath unbrauchbarer Münzen, die ganz außer Kurs seien, zu behalten; er ließ sie daher sammt und sonders zu einem großen Mörser zusammenschmelzen, der nun zu Ehren des verstorbenen Vetters im Vordergrunde der Apotheke paradirt. —

Pater Seraphin, als er zum ersten Male vor Ludwig XIV. predigen mußte, begann: „Sire, dem Herkommen gemäß sollte ich Eurer Majestät ein Schmeichelwort sagen; aber ich muß bitten, mich davon freizusprechen; denn ich suchte lange in der heiligen Schrift nach einer Schmeichelei, und fand doch zu meinem Unglück keine.“

Auflösung des Räthsels in No. 43: „Mai. Hai. Mai.“

No. 47.

DAS POSTHÖRNCHEN.

22. Nov. 1839.

Eine Wochenschrift
für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Alpenhorn mit Posthörnchen zusammen können für 7½ Batzen vierteljährliche Vorausbezahlung auf allen löbl. Postämtern des Kantons Aargau franko bezogen werden. Inserate, frankirt zugesendet, werden unter Verantwortlichkeit des Einsenders gegen Vergütung von 5 Rappen per Zeile aufgenommen; interessante oder erheiternde Mittheilungen mit Verschwiegenheit und Dank.

Tagesbegebenheiten.

Schweiz.

Schon einige Male war es der Fall, daß Gesetzes-Vorschläge ꝛc. genehmigt wurden, die hintendrein der Volksabneigung wegen wieder zurückgezogen werden mußten. Wäre es in dieser Beziehung nicht besser, man brächte solche Vorschläge zur Kenntniß des Volkes, ehe sie dem Gr. Rathe zur Berathung und Genehmigung dargereicht würden, damit die Glieder dieser obersten Landesbehörde den ihnen wohl anstehenden Bericht über die Stimme des Kreises, den sie vertreten, vorbringen könnten? Ueberhaupt wäre zu wünschen, daß manche dieser Herren die Meinung ihres Kreises besser berücksichtigten und ihre Stimmen mehr hören ließen, wenn auch nur, so gut sie es verständen, kurz, einfach und natürlich, d. h. wie ihnen die Schnäbel gewachsen sind. Wir sind überzeugt, daß die Vernünftigern solchen wohlgemeinten Vortrag eben so gut achten und berücksichtigen würden, als langes, ausstudirtes Advokaten-Geplauder, von dem eine große Zahl zuletzt doch nicht mehr zu sagen weiß, als: „das war schön gesprochen." Weiß ja oft Mancher am Ende eines gelesenen Artikels den Inhalt nicht zu fassen, den er doch noch deutlich Schwarz auf Weiß vor sich hat, geschweige denn den einer verschollenen langen Rede.

In einigen Schweizerblättern wird noch immer viel über die sogenannte Volksversammlung in Neuß diskutirt und von ihren Beschlüssen als Volksbeschlüssen gesprochen. Wer da weiß, von wem etwa 2000 Neugierige nach Neuß verlockt wurden, die mehrentheils entweder aus Spaß oder ohne zu wissen, was es galt, den ihnen gemachten Vorschlägen die Hand aufhoben, wird weder ihre Beschlüsse ernsthaft nehmen, noch sie als das Volk des Kantons Aargau ansehen, das in seiner Gesammtheit an 200,000 Köpfe zählt. Wenn es einmal ernsthaft werden sollte, würde noch manch Anderer, der Neuß und die dortigen Helden nie gesehen, ein Wörtlein mitsprechen wollen.

— Wir entnehmen aus der diesjährigen Hauptrechnung der schweiz. Mobiliar-Versicherungs-Gesellschaft folgende kurze Notizen: Das versicherte Kapital hat sich von 108½ auf 120 Mill. vermehrt; die Aktien des Garantiefonds, der 401,400 Fr. darbietet, um 21; ihre Zahl ist jetzt 2007. Die Einnahmen während des letzten Jahres betrugen 230,513 Fr. 64 Rp., die Ausgaben 217,126 Fr. 10. Was den Kanton Aargau betrifft, wurden 7 Mitglieder mit Feuersbrünsten heimgesucht, an welche 3507 Fr. 82 Entschädigung bezahlt wurden. Das versicherte Kapital beträgt 4,608,904 Fr. Die Beiträge während diesem Jahr betrugen 5308 Fr.

— Was es heißt, einen Künstler beleidigen, werden die Herren Aarauer nun erfahren: gehe jetzt einer nur in den Kt. Wadt und schaue, wie er da zurecht kommt. Derjenige, der einem Menschen vor den Kopf stößt, den die Musen begünstigen, fällt der Nemesis anheim, und ihre Rache ist furchtbar. Abgesehen von dem, was die Stadtbehörde von Aarau mag bewogen haben, dem Hrn. Vanaz die Bewilligung zum Konzertgeben zu verweigern, so hat dieser Herr bei seinem vormaligen hiesigen Auftreten das Publikum so wenig befriedigt, daß gegenwärtig das Auditorium wohl nicht groß gewesen wäre, zumal die hohe Welt Aarau's erst kürzlich schnell hinter einander mit einem halben Dutzend großer Vokal- und Instrumental-Konzerte ergötzt worden ist.

— Am 4. d. wurde am Siebelinger-Stutz bei Neuenkirch im K. Luzern Joseph Lehmann von Trimbach, K. Solothurn, durch Joseph Hünkeler von Geiß, Knecht in Sursee, mit einem Messer erstochen. Lehmann wollte nach Luzern reisen, um Kastanien zu kaufen, übernachtete zu Altishofen bei Fuhrmann Birrer, mit dessen Fuhrwerk er dann nach Luzern abfuhr. Hunkeler begleitete zwei Vorspannpferde und beide Fuhrleute geriethen mit einander, nachdem sie schon in der Lippenrüti und wieder

zu Neuenkirch ziemlich gezecht, in Streit, wobei Hunkeler das Messer zog und dem Lehmann mehrere Stiche beibrachte, an deren Folgen dieser den andern Tag starb. Der Thäter wurde sogleich verhaftet.

— Schon seit längerer Zeit hat sich in Bern eine Gesellschaft zum Bau einer neuen Aarbrücke (Nydeckbrücke) zusammengethan. Zum Schrecken dieser Aktionärs hat sich plötzlich eine schon fertige Aktiengesellschaft für den Bau einer steinernen Aarbrücke beim Kornhaus aufgethan und verlangt Autorisirung von der Regierung. Das Unternehmen ist bereits vollständig vorbereitet, während dies bei der Nydeckbrücke nicht der Fall ist.

— Letzten Sommer war auf einmal, man weiß nicht wie, Mangel an gewissen Lebensmitteln in der Küche des Jesuitenklosters in Freiburg eingetreten; man wandte sich deswegen an die frommen Seelen, um demselben abzuhelfen, und siehe da: Schinken, Speck und Würste flogen von allen Seiten daher, wie gebratene Tauben; eben so noch viele andere Leckerbissen, von welchen arme Leute kaum eine Ahnung haben, die aber derselben auch nicht bedürfen, weil sie kein so mühsames Leben führen, wie die Jünger Loyola's im Weinberge des Herrn! — Dafür spenden die Jesuiten dann den Gebern und Geberinnen unvergängliche Gaben aus ihrem Gnadenschatze im — Himmel, der ihnen stets offen ist!

— Am 20. Oct. hielt eine Gesellschaft von Armbrust-Schützen von Minusio ein Schießen zu Locarno. Des Nachts zogen sie mit Trommel und Pfeife vor das Rathhaus und riefen: es lebe die Regierung! Es gab Unfug und ein Schuster wurde dabei mit einem Messer gestochen. Sonntags darauf kamen in Askona Schützen aus verschiedenen Theilen des Kantons zusammen, von welchen ein Theil unter Anführung von Ciani nach Locarno zogen, um den Regierungssitz einzunehmen. Ciani ist verhaftet, und am 18. Nov. soll sich der Gr. Rath außerordentlich versammeln, um schnell die Auflösung der Schützengesellschaften und die Absetzung des Staatsraths Frauscini zu beschließen, dem die Schuld dieser Vorfälle zugeschrieben wird.

Ausland.

— Der ledige Ferd. Zink aus der badischen Gemeinde Seebach hatte eine geladene Pistole in die Rocktasche gesteckt, um damit bei einer Hochzeit zu schießen. Als er sie aber aus der Tasche ziehen wollte, brannte sie von selbst los und zerschmetterte ihm die ganze rechte Hand, so daß er, aller wundärztlichen Hilfe ungeachtet, in Folge dieser Verwundung starb.

— Vom 30. Okt. bis zum 1. Nov. wurde das Leipziger Leihhaus auf eine ziemlich merkwürdige Weise bestohlen. Der Dieb hatte sich in einem Loch unter der Treppe des Hauses zu verstecken gewußt und sich einschließen lassen. Die Ferien des Reformationsfestes gaben ihm die nöthige Frist, um mittelst zweckdienlicher Instrumenten sich den Zugang zum Kassenlokale zu eröffnen und Geld und Geldeswerth zu entheben. Seine Flucht durch das Fenster bewerkstelligte er in der folgenden Nacht mittelst eines in kleinen Zwischenräumen mit Knoten versehenen, bis zur Erde hinabreichenden Seiles. Die überaus dunkle Nacht verbarg ihn vor den zwei ganz nahen Wachposten, und noch ehe etwas vom Diebstahl ruchbar geworden war, ergötzte sich früh Morgens schon ein großes Publikum an der Entdeckung und Besichtigung des noch hangenden Strickes, der den wachestehenden Stadtsoldaten ganz entgangen war. Der Verlust belauft sich auf 500 Thaler.

— Aus allen Thälern des baierischen und sächsischen Voigtlandes gehen betrübende Nachrichten über die Verwüstungen ein, welche der Sturm während der Tage vom 16. bis 30. Okt., vorzüglich aber in der Nacht vom 29. zum 30., angerichtet hat. Schornsteine und Dachgiebel wurden in allen Dörfern mehr oder weniger zertrümmert, aus den Gärten wurden die stärksten Obstbäume gerissen und zum Theil zersplittert, zum Theil mehrere Ruthen weit von ihrem Platze fortgeschleudert. Ein Glück, daß im Wald weder Schneeanhang, noch voraus ein Frost gekommen war, sonst dürfte der Schaden durch Windbruch außerordentlich geworden sein.

— Das Berliner Kabinet soll ernstlich gesonnen sein, die Gesetze über die gemischten Ehen in der ganzen Monarchie dahin abzuändern, daß künftig alle aus diesen Ehen entsprossenen Kinder in der protestantischen Kirche erzogen werden sollen. Man will diese Maßregel als Repressalie gegen den Papst gebrauchen.

— Seit einigen Tagen bemerkte man in den Straßen von Berlin ein unglückliches, durch sonderbare Grimassen und krampfhafte Zuckungen desigurirtes Individuum, das bald zappelnd, bald leise schleichend, sich mit großer Mühe vorwärts bewegte, während jedes Mal der ausgesetzte Fuß, als ob er den Schritt bereute, sich unsicher wieder zurück zog. Zu gleicher Zeit warf der Unglückliche alle Augenblicke, wie aus einem bösen Traume aufgeschreckt, den Kopf hoch aus den Schultern hervor, und bald darauf kauerte er sich fest wieder dem Anscheine nach an die Range oder die Mauer des Hauses, oder an sonst einen Gegenstand auf der Straße an. Ein vorüberfahrender Arzt wurde auf diese Person aufmerksam, und seine Forschungen ergaben, daß der Unglückliche vom Veits-Tanz (Chorea St. Viti) behaftet war. Wenn diese Erscheinung an sich auch keine außerordentliche ist, so ist es doch hier die Veranlassung. Der Unglückliche ist nämlich ein Handelsmann aus Sachsen, den am 9. August d. J. in dem Augenblicke, als er sein Haus verlassen wollte, ein Blitzstrahl traf, der ihm den Hut vom Kopfe schlug und in den Zustand der Betäubung versetzte. Als er aus derselben erwachte, bemerkte man nur einen kleinen, dem Anscheine nach nur unbedeutenden Ritz in der Haut des nur noch spärlich mit Haaren besetzten Scheitels. Der Schlag und der Schreck zeigten aber ihre schrecklichen Folgen durch den beschriebenen Zustand, den die Aerzte

als Folge einer Erschütterung des Gehirns und als unheilbar erklären.

— Bei Niederfall, im rhein-preuß. Kreise St. Goar, fiel am 15. Sept. ein elfjähriger Knabe, der in einem Kahne am Moselufer hin und her fuhr, an einer sehr tiefen Stelle in den Strom. Der Einwohner Joh. Comes bemerkte es, eilte sofort auf ein abwärts gelegenes Schiff und ließ sich an der einen Seite desselben dergestalt in's Wasser, daß er sich mit einer Hand am Schiffe festhalten und mit der andern den vorbeitreibenden Knaben erreichen konnte; mehrere Herbeigeeilte nahmen ihm den geretteten Knaben ab, und so vermochte er sich wieder auf das Schiff zurückzuschwingen.

— Posen. Das erzbischöfliche Verbot, keine Glocke mehr zu läuten, dauert fort und wird fast überall in der ganzen Provinz Posen vollzogen. Gegen Ostern soll dies weiter gedeihen und zwar dahin, daß kein Priester mehr Messe lesen, Beichte hören und überhaupt mehr kirchlich fungiren soll. Ueber das Factum des Schweigens der Glocken ist eine Untersuchung eingeleitet, indeß kann dabei nicht viel herauskommen, da man sich auf die päpstliche Bulle stützt, daß ein Erzbischof, in so fern er im Gefängniß sitzt, nicht fungiren kann, sondern sein Amt eben so lange suspendirt ist: In Berlin saß Herr von Dunin nicht im Gefängniß, aber Colberg ist eine Festung, und aus diesem Grunde tritt, nach der Auslegung der Posener Domherren, der in der päpstlichen Bulle berührte Fall ein.

— Herr Karl Knoch, Rittergutsbesitzer in Göritz (Reuß-Lobenstein) hat seit 18 Jahren die Strafgelder seines Gerichts zurückgelegt und davon ohne allen Beitrag der armen Gemeinde ein neues herrliches Schulhaus gebaut, und ihr gegen eine geringe Abgabe, die gleichfalls zu Schulzwecken bestimmt ist, überlassen. Das Haus hat Thurm, Glocke und Uhr, alles auf Kosten des Gutsherrn.

— Wien. Vor einigen Tagen wurde der Erzherzog Franz im Garten zu Schönbrun — arretirt. Der Prinz pflückte dort einige Blumen ab, als ein Soldat der Hofburgwache, welcher neu in den Dienst gekommen war und den Prinzen nicht gekannt hatte, herantrat und ihm auf die Wachtstube mitzukommen befahl. Der Erzherzog folgte willig bis in den vordern Hofraum, wo er sich zu erkennen gab und dem verblüfften Soldaten bald darauf ein ansehnliches Geschenk für seine genaue Pflichterfüllung zuschickte.

— Man scheint jetzt bald entschlossen zu sein, die ganze Thierwelt zähmen und zivilisiren zu wollen. So hat der Architekt des **Jardin des plantes** zu Paris sich erboten, einen großen Käfig zu bauen und darin Bären und Panther, Löwe, Tiger und Hyäne mit dem friedlichen Kameel und der Gazelle zusammen wohnen zu lassen.

— Der Herzog von Orleans war so überrascht von der Schönheit eines römischen Triumphbogens in Afrika, daß er ihn abbrechen und stückweis nach Paris schaffen lassen will, wo er wieder aufgerichtet und die Inschrift: „die Armee von Afrika an Frankreich" erhalten soll.

— In den Hulks zu Toulon hat ein Sträfling im Streit mit einem Aufseher über die Arbeiter diesen ins Meer geworfen und mit Steinen todtgeworfen. Eine Schildwache, die hinzu kam, rannte dem Mörder das Bajonett durch den Leib, so daß derselbe wahrscheinlich erliegen wird. — Ein anderer Verhafteter zu Toulon, der zum Tod verurtheilt worden, hat Revision des Urtheils nachgesucht, aber in dem Vorgefühl, daß sein Gesuch verworfen werde, sich eine kleine Guillotine gemacht, die er beständig vor Augen hat, in der Hoffnung, sich an den Anblick dieses Instrumentes zu gewöhnen, und so ohne Furcht das Blutgerüst besteigen zu können.

— Am 8. Nov. ist das Postboot Aurerre an der Brücke Monterean gescheitert, an deren Pfeiler es von der Gewalt der Wellen geschleudert wurde. Eine Menge auf dem Verdeck befindliche Weinfässer zersprangen durch den gewaltigen Stoß, so daß die Passagiere in der Kajüte wie von einem Platzregen mit Wein überschüttet wurden. In demselben Augenblick sank auch das Schiff, und nur 8 Personen wurden durch die Kühnheit eines Matrosen gerettet, der acht Mal untertauchte und jedes Mal einen der Reisenden durch die Kajütenfenster herausholte, bis seine Kräfte erschöpft waren.

— Durch anhaltende Regengüsse und Schneeschmelzen in den Alpen und Appenninen ist der Po mit allen seinen Nebenflüssen dergestalt angeschwollen, daß er zum Theil selbst die Höhe im Herbst 1801 überstieg. Es sind dadurch viele Ortschaften überschwemmt, Häuser zerstört, Brücken fortgerissen, Straßen ungangbar gemacht worden. Durch die Thätigkeit der Behörden, namentlich aber der k. Ingenieure, hat man wenigstens den Verlust von keinem Menschenleben zu beklagen.

— Freund Hain scheint auf ein Mal mit gewaltiger Faust nach Rom unter die Kardinäle greifen zu wollen. Der Kardinal Tiberi vom Titel des hl. Stephanus auf dem Cölischen Hügel ist in der Nacht vom 28. auf d. 29. Oct. gestorben. Geboren in Rieti den 4. Januar 1775 ward er im Consistorium vom 30. Sept. 1831 von Sr. Heiligkeit, dem Papst Gregor *XVI.* zum Purpur erhoben. Die Kardinäle: de Gregorio, welcher schwer krank von Civita vecchia hieher gebracht wurde, und Marey y Catalan sind in einem solchen Zustand, daß man täglich ihrem Verscheiden entgegen sieht.

— So eben geht aus Rom die Nachricht ein, daß auch Papst Gregor gefährlich erkrankt, und **Dr.** Alertz aus Aachen zu dessen Hülfe herbeigeeilt ist.

— Das Journal du Commerce von Antwerpen schreibt, in der Gegend von Kapellen sei ein junges Mädchen, das mit einer Summe von 300 Franken auf dem Wege nach ihrer Heimath begriffen, in einem Wirthshause eingekehrt war, von der Wirthsfrau in den Keller gelockt, und hier auf eine schreckliche Weise ermordet worden. Die Mörderin ist in den Händen der Justiz.

— Der holländ. Staatsschatz wird von einem großen Prozeß bedroht. Man fordert von ihm 20 Millionen Gulden, welche die Erben eines im Jahre 1691 gestorbenen Generals in holländischen Diensten, eines gebornen Deutschen, der ein ungeheures Vermögen hinterlassen hat, einklagen wollen. Die Kläger behaupten, daß die Ankündigungen, die nach dem Tode des Verstorbenen, seinem Wunsche gemäß, gemacht wurden, um seine in Deutschland, in Frankreich und in der Schweiz wohnenden Erben zu entdecken, nur in die holländischen Blätter eingerückt worden seien, welche nicht bis zu den Erben gelangt sind. — Sie wollen nun die Erbschaft mit allen Zinsen von dem Staatsschatz zurückfordern, in den sie auf Befehl des Prinzen Statthalters, Wilhelm *III.* gelegt worden ist.

— Auf dem vorjährigen Jahrmarkt zu Windsor hatten die Schüler des Eton-Kolleg zu London, 500 an Zahl, Unfug aller Art verübt, Buden eingerissen, Weibsleute mißhandelt und die Polizei angegriffen. Wegen dieser Frevel wurde diesmal der Besuch des Marktes von dem Provost streng verboten. Abends vor dem Markte erhielten einige Lehrer Nachricht, daß etwas im Schilde geführt werde; es fand deswegen, während die Zöglinge schliefen, eine genaue Durchsuchung statt, wobei man viele mit spitzen Eisen neu beschlagene Stöcke fand. Am Morgen stellten sich 2 Lehrer in der Nähe des Marktes auf die Lauer. Wirklich erschien eine große Zahl Zöglinge, dem Verbote zum Trotz. 26 der Ungehorsamen wurden notirt und am nächsten Morgen groß und klein (Schüler von 10 bis 18 Jahren) öffentlich mit Birkenruthen gestrichen und um eine Klasse zurückgesetzt.

— Der Mayor Phillips von Newport, welcher von den Empörern verwundet wurde, erhielt vor Kurzem einen Brief mit dem Postzeichen London, schön und mit sicherer Hand geschriebrn, aber folgenden unsinnigen Inhalts: „Feuer! Blut! Heiliger Kampf! Es lebe das neue vollkommene Reich der Liebe, des Gesetzes und der Freiheit, durch Jesus Christ! Ewige Rache allen, die der Schrift nicht gehorchen!!! Mahershabahas, Urtheilsvollstrecker. **Hora diaboli**, Verdammniß. **Hora dei**, ewiges Heil!"

— Ein armer Schuhmacher zu Chelmsford, John Thorogood, ein fleißiger Mann mit einer starken Familie, sitzt seit 50 Wochen gefangen, weil er die Kirchensteuer mit 5 Shillings 6 Pence nicht bezahlte. Es scheint, er sei zu lebenslänglicher Gefangenschaft verurtheilt, denn um freigelassen zu werden, müßte er die Kosten bezahlen, die von dem Werth seines ganzen Besitzthums das Zehnfache betragen, und, obwohl ein Dissenter, dem Bischof von London Gehorsam schwören.

— Zu Newkastle ist ein Mann, Namens Johnson, im Gefängniß, der angeklagt ist, nicht weniger als fünf Weiber zu gleicher Zeit gehabt zu haben.

— Wie sehr sich auch einige Journale abgemüht haben, die Existenz einer unlängst entdeckten Verschwörung in der russischen Armee, hauptsächlich im Corps des Generals Geismar, wegzuläugnen, so ist es doch nur allzusehr erwiesen, daß sie keine Fiction, sondern Wahrheit war. Diese Verschwörung hatte den verwegenen Plan entworfen, die Empörung von Polen bis in das Innere Rußlands und selbst bis in die Hauptstadt fortzupflanzen. Diese Verschwörung muß um so mehr befremden, als Russen (woraus das Corps des Generals Geismar besteht) sie angezettelt und ein Pole sie verrathen hatte. Die Zahl der zu Wilna festgenommenen Offiziere wird sehr verschieden angegeben, einige geben sie auf 80, Andere auf 300 an, worunter man sogar Offiziere vom Oberstengrade anführt und wovon die Meisten erschossen worden sind. Man fügt hinzu, daß Verzweigungen dieser Verschwörung auch in den übrigen Corps der russischen Armee entdeckt worden.

— Aus Alexandria sind Nachrichten eingegangen, die dahin lauten, daß Mehemed Ali sich zur Nachgiebigkeit geneigt zeige, daß er nämlich in die Herausgabe von Kandia willigen wolle, vorausgesetzt, daß ihm der unabhängige Besitz von Aegypten und Syrien, Adana eingeschlossen, von den Mächten garantirt würde. Sobald diese Uebereinkunft förmlich getroffen, wolle er sich auch herbei lassen, die ottomanische Flotte mit derjenigen Mannschaft auszuliefern, welche das Verlangen haben sollte, noch nach der Türkei zurückzukehren.

— Die Bank der vereinigten Staaten hat ihre Zahlungen eingestellt. Viele europäische Handlungshäuser werden diese günstige Gelegenheit benutzen, einen trefflich motivirten Bankerott zu declariren.

— Man kann annehmen, daß trotz aller dagegen ergriffenen Maßregeln jedes Jahr noch immer über 400,000 Sklaven auf verschiedenen Märkten verkauft werden. Wenn man berechnet, wie viel Prozent davon an der afrikanischen Küste selbst und auf der Fahrt verloren gehen, so wird Afrika noch immer jedes Jahr um fast eine Mill. Menschen entvölkerter.

Anzeigen.

— Beim Verleger dieses Blattes ist erschienen und um 6 Bz. zu haben:

Ueber die vielen und langen Prozesse und ihre Vermeidung durch Einführung freier Schiedsgerichte für bürgerliche Rechtsstreitigkeiten Von einem Freunde des Volkes und Rechts.

Ferner:

Neues und unterhaltendes Frag- und Antwortspiel in 64 Fragen und ebensoviel Antworten; 2 Bz. Auf Kärtchen gezogen 4 Bz.

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau.

No. 48. 29. Nov. 1839.

Das Alpenhorn,

ein Volksblatt

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Zweiter Jahrgang.

Glaubet nid de falsche Gselle, wo so fromm und duußig thüend,
Die wänd euch nu Falle stelle, wo-n ihr zletscht drinn b'hange müend.

Das Mißverständniß.

Von Leo Walthen.

Graf Polyphag lief nicht, sondern er rannte eben in seinen Zimmern herum, entweder um sich eine die Verdauung befördernde Bewegung nach dem Mittagessen zu machen, oder es mußte ihm gar etwas Besonderes zugestoßen sein, welch letzteres am ersten anzunehmen ist, wenn man bedenkt, daß er dabei krampfhaft ein Briefchen in den Fingern hielt, das ihm nach dem Essen zugekommen und also lautete:

„Innigst geliebter Herrmann! Gruß und Kuß zuvor und dann die Bitte, heute mit mir in meinem Landhause zu soupiren. Mein Cousin und mein Hausarzt Theophrast werden uns Gesellschaft leisten. Wie freue ich mich, an deiner Seite zu sitzen! Du kommst doch?

Deine Anna.“

— Schon wieder der Doktor und immer der Doktor! Wie ein Gespenst tritt er mir in den Weg; murmelte der Graf voll Ingrimm in den Bart. Was ihr nur an diesem eingebildeten Plebejer so sehr gefallen kann? So gesund wie das Fischlein im klaren Bach, und dennoch immer den Arzt! Nein, er ist mehr als ihr Arzt, er ist ihr Freund, ihr Vertrauter, ihr.... sie liebt ihn. Hab' ich nicht die deutlichsten Beweise? Hab' ich nicht selbst sie unlängst überrascht, als sie mit ihm aus dem Kabinet trat, einen roth-verküßten Fleck auf der linken Wange? Wie groß war ihre Verlegenheit, als ich nach der Ursache des ärztlichen Besuches fragte. Und bis auf diese Stunde noch weiß ich sie nicht. So hole denn der Teufel den Doktor! — Dabei stampfte und klingelte er zu gleicher Zeit mit den Extremitäten der rechten Seite. Sein Kammerdiener erschien. — Man gehe zum Doktor Theophrast, er möge sogleich zu mir kommen! —

Gräfin Anna von Comedo, eine reiche junge Wittwe, war so schön wie die Morgensonne, wenn sie aus den Seebädern bei China und Neuholland steigt. Dabei war sie ein non plus ultra von Anmuth und Liebenswürdigkeit. Man kann sich daher leicht denken, daß jeder junge Mann in der Residenz, der nur ein paar Loth Ahnen hatte, ihren Triumphwagen ziehen half. Aus dieser Unzahl von Anbetern war Graf Polyphag der Begünstigte. An seinem Glücke hinderte ihn nichts, als seine eifersüchtige Constitution. Jetzt war ihm der Doktor Theophrast der Stein des Anstoßes. Eben tritt er ein.

„Was fehlt Ihnen, Herr Graf?“

— Mit den Zahnschmerzen ist's eine eigene Sache, mein lieber Doktor. Sind die Schmerzen noch so unerträglich, und der Arzt erscheint, um die Ursache zu entfernen, so lassen sie nach und verschwinden, gleichsam wie Nachtschwärmer, die beim Nahen der Polizei sich ducken. —

„Das Gleichniß ist falsch, Herr Graf. Nachtschwärmer werden ruhig, wenn nicht eingesteckt, der kranke Zahn wird es, um nicht herausgeholt zu werden. Gott verhüte eine Rezidive, Herr Graf! Ich habe Eile. Meine Patienten und ein Souper...“

— Bei der Gräfin von Comedo. Auch ich bin geladen. Wir haben also heute Abend gemeinsam das Glück, in der Nähe dieses liebenswürdigen Weibes zu sein. Sie, Doktor, genießen wohl oft diese Wonne. Aber sagen Sie mir, was kann diesem Urbilde von Gesundheit und Lebensfülle fehlen, weswegen sie so oft sich Ihres ärztlichen Rathes bedient? Sollte man glauben, daß diese blühende Gestalt nur das leiseste Weh empfindet? —

„Es wäre Sünde gegen Pflicht und Galanterie, würde ich irgend Jemanden hierüber Aufschluß geben...“ erwiderte lächelnd der Doktor.

— O Sie glücklicher! Ja ich kenne den Schmerz, den Sie heilen sollen; er ist süß für den Kranken und süß für den Arzt. Heute Abend werde ich Zeuge Ihres Entzückens sein, Sie Beneidenswerther! —

„Ja, das bin ich. Und mir scheint es, als ob Sie besonders....“

— Mich beneiden, wollen Sie sagen. Erbärmlicher Narr! Also wähnen Sie wirklich....? Die heutige Einladung macht Sie verrückt. Sie merken nicht, daß nur dem Erfordernisse des Anstandes Sie dieselbe zu verdanken haben! Als Statist werden Sie figuriren, als elender Statist! —

„Statist?! Wer von uns Beiden heute Abend diese Rolle spielt, sagt Ihnen deutlich dieses Billet. Lesen Sie.“ Der Graf las.

— Mein lieber Herr Doktor, ich erwarte Sie heute zum Souper in meinem Landhause. Graf Polyphag und mein Cousin sind ebenfalls geladen. Ich hoffe auf einen vergnügten Abend. Aber wenn nur die Mitesser nicht wären! Ihre wohlgewogene Gräfin v. Comedo. —

„Wenn nur die Miteſſer nicht wären!“ lachte der pfiffige Doktor und entfernte ſich. — Wenn nur die Miteſſer nicht wären! wiederholte der Graf wohl zwanzig Mal und gebehrdete ſich wie verzweifelnd. Grauſames, argliſtiges Weib! ſo ſpotteſt du meiner! ſo gibſt du mich einem Plebejer preis!? Fern ſei von mir, deine Schwelle mehr zu betreten! Doch nein, zum letzten Male will ich vor ſie treten und Rechenſchaft und Genugthuung verlangen. Vernichten will ich ſie in ihrer Verlegenheit. Und was habt ihr, Auſtern und alter Burgunder, mir gethan, daß ihr die Schuld eurer Beſitzerin büßen ſollt?! ſeufzte er an der Klingel ziehend. Man fahre fort an das Landhaus der Gräfin von Comedo. —

Das Landhaus der Gräfin von Comedo glänzte wie der Vollmond aus den umliegenden Alleen und Gärten hervor. Im Salon wogte ein Lichtmeer, von deſſen kryſtallenen Wellen die Gräfin umſpühlt war, wie zu Olymps Zeiten Diana im Bade. Der Graf fuhr vor. Eine freudige Röthe überflog Anna's Antlitz, und höher ſchwellte der Athem ihr den Buſen bei ſeinem Eintritt in den Saal. Aber Polyphag war trüb und kalt.

„Herzlich, herzlich willkommen, Herr Graf!“ ſprach Anna.

— Gewohnt, bis jetzt Ihren Befehlen blind zu gehorchen, folge ich auch heute ihrer Einladung; obgleich meine Stimmung und mein Befinden nicht ſehr für die Geſellſchaft geeignet ſind. —

„Sie ſind unwohl, Herr Graf? Wie leid thut mir das!“

Der liebliche Klang dieſer Worte hätte ihn beinahe außer Faſſung gebracht; aber er beherrſchte ſich und folgte ſchweigend der Gräfin und den Uebrigen in das anſtoßende Zimmer, in welchem die gedeckte Tafel ſtand. Polyphag ſetzte ſich der Gräfin zur Seite, die Andern gegenüber. Graf Polyphag war nicht blöde in Speiſe und Trank, an denen er ſich zuerſt rächen zu wollen ſchien. Das Tiſchgeſpräch war ſchleppend und gezwungen. Die Gräfin konnte deutlich merken, daß ſie die Urſache von des Grafen Mißſtimmung war. Als ſie die gewünſchte Gelegenheit, mit ihm allein zu ſein, gefunden, ſprach ſie: „Deine trübe Laune hat einen andern Grund, als Unwohlſein. Bei meiner Liebe zu dir beſchwöre ich dich, geſtehe mir: warum ſchmolleſt du?“

— Bei deiner Liebe zu mir?... häufeſt du noch Sünde auf Sünde? Den Grund meines Mißmuthes zu offenbaren, bin ich eigentlich jetzt gekommen. Ich bin gekommen, dich zu fragen, wer dir ein Recht gibt, ſo arges Spiel mit mir zu treiben? Haſt du darum mich auf deinen Knien eingeſchläfert, um mich wehrlos einem hämiſchen Feinde zu überliefern? —

„Herrmann, ich begreife keine Sylbe von Allem, was du ſagſt.“

— Jetzt habe ich Gewißheit über die häufigen Beſuche deines geprieſenen Arztes. Jetzt weiß ich, was es zu bedeuten hatte, als ich unlängſt dich verlegen und mit rother Wange in traulicher Geſellſchaft des Doktors Theophraſt fand. —

„Du weißt es?! So, hat der Schwätzer das Geheimniß verrathen?!“

— Sein Glück hat ihn zum Verräther gemacht. Meine Stachelreden entlockten ihm deinen Brief. Und ich las die letzten für mich ſo ſchrecklichen Worte... —

„Der Verräther! Aber das dachte ich nicht, daß ein ſo unbedeutender Makel ſolch gewaltigen Abſcheu in dir erregen könnte. Und deswegen, mein Herrmann, ſollte ich dir entſagen müſſen?!“

— Ich begreife deine Worte nicht, Anna. —

„Ja, ſo iſt es. Ich leide an dieſem Uebel ſchon längere Zeit. Du überraſchteſt mich jenes Mal, als der Arzt eine kleine Operation dagegen vornahm.“

— Alſo doch krank? Aber wer verwiſcht jene zermalmenden Worte wieder: wenn nur die Miteſſer nicht wären? Wer nimmt dieſe Schmach von meinem Haupte? —

„Von *meinem* Haupte, willſt du ſagen. Dieſe ſchwarzen, entſtellenden Punkte auf meiner Wange haben mir ſchon vielen Verdruß gemacht.“

— Was? wie? ſchrie Polyphag laut auflachend: das ſind die Miteſſer?! Ich küſſe dieſe Wange. — Er umarmte die Gräfin und das fatal begonnene Abendeſſen nahm ein unterhaltendes und vergnügtes Ende. Aber der Doktor Theophraſt erhielt keinen zweiten Brief mehr von der Gräfin.

Die Tſcherkeſſen.

Die Länder am Kaukaſus zwiſchen dem ſchwarzen und kaſpiſchen Meere, welche in neueſter Zeit der Schauplatz der Kriege Rußlands mit den Perſern, den Türken und Tſcherkeſſen geworden waren, haben den Blick vieler Beobachter auf ſich gezogen; namentlich aber haben die jüngſten Kämpfe der Tſcherkeſſen gegen Rußland ein beſonderes Intereſſe gegen dieſes Volk erweckt, und eine Schilderung ſeines gegenwärtigen Zuſtandes, welcher des Hrn. Dubois de Montpereux anziehende Beſchreibung ſeiner Reiſe um den Kaukaſus zur Grundlage dient, wird daher unſern Leſern nicht unwillkommen ſein. So viel Mal und ſo lange die Tſcherkeſſen auch unter der Oberherrſchaft heidniſcher, chriſtlicher und muhamedaniſcher Mächte geſtanden, deren jede andere Begriffe, und andere Sitten und Gebräuche in das Land gebracht, ſo ſehen wir doch alle Einflüſſe des göttlichen Lichtes und der ringsum ſteigenden Ziviliſation wirkungslos an dieſem Volke vorüber fluthen. So wie es vor Jahrtauſenden gedacht und gelebt, ſo denkt und lebt es noch. Beſonders glaubt man ſich noch ganz in die Homeriſchen Zeiten verſetzt, wenn man tiefer in das Innere der Thäler dringt, wo die Bewohner dem Einfluſſe der Umwälzungen noch weniger ausgeſetzt waren. Unabhängigkeit, Raub und Bereicherung durch Menſchenhandel waren von jeher die Impulſe zu ihren Handlungen. Alle Nachrichten der Geſchichtsſchreiber ſtimmen darin überein. Die eigentlichen Tſcherkeſſen, beiläufig nur 600,000 Seelen zählend, theilen ſich in viele ſelbſtſtändige kleine Fürſtenthümer, im Ganzen aber in fünf Klaſſen: in Fürſten, Edle, Freie, Leibeigene und Sklaven. Den Titel *Fürſt* erwirbt man nur durch Geburt. Es wird ſtreng darauf gehalten, daß der Stamm durch Mißheirathen ſich nicht verunreinige. Wenn kein Nachfolger vorhanden iſt, ſo überträgt die Tochter das Fürſtenthum an jenen, welchen ſie heirathet. Das Weib allein iſt, nach den Begriffen des kriegeriſchen Volkes, nicht fähig, die Regierung fortzuführen. Die Macht der Fürſten hängt von der Menge ihrer Vaſallen und Verbündeten ab. Uebrigens ſtehen die Fürſten in Bezug des Ranges unter ſich alle gleich. Die Edlen ſind die Waffenträger der Fürſten und bedienen dieſelben am Tiſche. Sie haben, nach der Zahl ihrer Verbindungen mit andern Familien, mehr oder weniger Einfluß, ohne aber verſchiedene Rechte zu genießen. Die in die Klaſſen der Freien gehörigen ſind entweder in Folge wichtiger Dienſtleiſtungen frei gewordene Leibeigene, oder ſolche Sklaven, die verkauft

waren, und nun mit einigem Vermögen zurückgekehrt sind, mit welchem sie Grundstücke angekauft haben. Die Freiheit vererbt sich in der Familie. Die vierte Klasse, die Leibeigenen, leben unter der Herrschaft eines Prinzen oder Edlen, bearbeiten in Friedenszeiten dessen Felder, und ziehen im Kriege unter dessen Anführung aus, oder schützen ihn vor Anfällen. Zu der fünften Klasse, zu den Sklaven, wird jeder auf Streifzügen oder im Kriege gemachte Gefangene so wie auch jeder Fremde gerechnet, der nicht von irgend einem Tscherkessen in gastfreundlichen Schutz genommen worden ist. Dieselben werden an die Türken und Aegypter verkauft, oder es läßt sie auch der Fürst oder Edle in seinem Gebiete ansiedeln, und daselbst heirathen, um durch sie und ihre Kinder die Zahl seiner Vasallen und Sklaven zu vermehren. Ungeachtet dieser Ungleichheit der Stände unterscheiden sich die vier ersten Klassen nur sehr wenig in der Kleidung und in ihrer häuslichen Lebensweise, so daß im Stande des Friedens der Einfluß der Fürsten von kaum bemerkbarer Bedeutung ist. Jeder Prinz, jeder Edle, selbst jeder Freie, gehorcht nur sich selbst. So wie im ganzen Volke, so lebt auch in jeder einzelnen Familie der Geist der Unabhängigkeit. Selbst der Leibeigene ist nicht in Person seinem Herrn unterworfen, sondern er kann, wenn es ihm irgendwo nicht gefällt, mit seiner ganzen Familie in ein anderes Gebiet ziehen. Tscherkessien hat, wie in den frühesten Zeiten, auch jetzt noch, weder Städte noch Flecken, noch eigentliche Dörfer. Jeder Tscherkesse, da er selbstständig leben will, wählt sich eine Wohnung weit von seinem Nachbarn, gewöhnlich am Ausgang eines Gehölzes, wohin er sich im Falle eines Angriffes mit seiner Familie flüchten kann. Sein Haus ist gewöhnlich von Holz. Das Dach besteht aus Brettern, die mit Stroh überdeckt sind. Selbst in der fürstlichen Wohnung findet man keine anderen Verzierungen, als an den Wänden aufgehängte Waffen. Jeder bearbeitet das Feld um seine Wohnung. Die in diesem Lande zahlreich vorkommenden Hausthiere sind von besonderer Güte aber von kleiner Rasse. Wilde Bienen und wildes Obst findet sich in großer Menge. Der Weinstock wächst ebenfalls wild. Die Erziehung der Jugend steht natürlich in vollem Einklange mit der Lebensweise der Eltern. Gleich nach der Geburt werden die Kinder im Flusse gebadet, abgehärtet, und theilen nach und nach die Gefahren ihrer kriegslustigen Väter. Die Söhne der Reichen, der Fürsten und Edlen, werden schon im dritten Jahre einem Vasallen zur Erziehung übergeben, der dieselben gleich auf das Pferd sitzen läßt, und mit zunehmendem Alter in allen Leibesübungen, wie Reiten, Fechten, und auch im Kriegführen unterrichtet. Besonders lehrt er sie, wie sie sich in gefährlichen Unternehmungen der List bedienen sollen. Die Prinzen lernen auch die große Kunst der Beredsamkeit, damit sie in den Versammlungen, in welchen es sich um das Wohl des Volkes handelt, glänzen können. Der Erzieher erhält von den Eltern weder für die Mühe, noch für den Unterhalt des Kindes eine Bezahlung. Erst wenn der Zögling in das Jünglingsalter getreten, gebührt ihm der beste Theil der Beute, welche der Lehrling bei den Plünderungen oder im Kriege unter seiner Leitung machen konnte. Der Erzieher übernimmt ferner die Sorge, seinen Zögling zu verheirathen. Sobald er ein Mädchen gefunden, das ihm passend scheint, so entführt er selbes mit Hülfe seiner Freunde, und unterhandelt erst später über den ihren Eltern dafür zu zahlenden Preis, der meistens in Waffen, Pferden u. dgl. besteht. Der Vater sieht seinen Sohn gewöhnlich erst nach der Vermählung wieder, mit welcher die Zeit der Wiederkehr in das väterliche Haus verbunden ist. Der Sohn wird hiebei mit großen Festlichkeiten empfangen, und dann, wenn er sich durch Heldenthaten auszeichnet, wird der Erzieher zum Edlen, oder wenn er ein Leibeigener gewesen, zum Freien erhoben. Nicht lange aber duldet es den muthigen Mann zu Hause. Er zieht auf Jagden, oder sucht Gelegenheiten, den erworbenen Ruhm durch neue Thaten zu vermehren. Gewöhnlich vereinigt sich ein Haufe Gleichgesinnter zu einem neuen Raubzuge. Ist der Zug beschlossen, sei es gegen die Russen oder gegen andere tscherkessische Stämme, so wählt sich die zu diesem Zwecke vereinigte Masse auf die Dauer des Zuges, aus ihrer Mitte einen Anführer, der natürlich vor Allen den größten Ruf der Tapferkeit und Kühnheit haben muß. Nicht gering ist der Wetteifer unter den Prinzen und Edlen, diese Stelle zu erlangen. Vielleicht nirgend in der Welt dürfte in diesem Punkte der Ehrgeiz so weit getrieben werden. Die ganze Bildung, das ganze Streben der Prinzen und Edlen geht nur dahin, sich zu tüchtigen Anführern solcher Horden zu bilden. — Der Tscherkesse im Allgemeinen ist groß und hat eine edle Gestalt. Er sucht seinen Wuchs dadurch noch schlanker zu machen, daß er sich mit lederuen Riemen um die Lenden gürtet. Er rasirt seinen Kopf wie der Mohamedaner und läßt sich den Bart wachsen, der das Schöne und Ausdrucksvolle seiner edlen Physiognomie noch mehr hebt. Er ist ein guter Reiter und gut zu Fuß. Seine Kleidung besteht in einem unten geschlossenen Pantalon, in einem Hemde von gefärbter Leinwand, Seide oder Wollzeug, und darüber einen Rock ohne Kragen, in Form unserer altdeutschen Röcke. Die Fußbekleidung ist nur aus einem Stück Leder geschnitten. Den Kopf ziert eine phrygische, am untern Rande mit einem langhaarigen Pelze besetzte Mütze. Der Reichthum der Tscherkessen besteht nur in ihren Waffen und Pferden. Der Tscherkesse, der kaum Kleidung und Obdach hat, besitzt dennoch Gewehre, Säbel und Dolche. Er schmückt sich damit, sobald er aus dem Hause geht. Sklaven dürfen keine Waffen tragen. Wie im Felde, so beobachtet der Tscherkesse auch im Hause die größte Mäßigkeit. Die wenigen Speisen, mit welchen er wechselt, werden alle aus Hirsen und Waizen bereitet. Nur bei großen Festlichkeiten genießt er kochtes und gebratenes Fleisch. Als Getränke nimmt er saure Milch, Meth und eine Art aus Hirse gebrautes Bier. Die Frauen der Tscherkessen, an Schönheit mit den Georgierinnen wetteifernd, sind mehr die Dienerinnen als die Lebensgefährtinnen ihrer Männer. Sie bestellen den Haushalt und oft auch den Feldbau, während ihre Männer auf den Raubzügen abwesend sind. Nichtsdestoweniger haben sie einen äußerst lebhaften Geist und sind großer Leidenschaften fähig. Sie lieben den Ruhm und sind stolz auf jenen, welchen ihre Männer im Kampfe erringen.

Ein geschriebenes Gesetzbuch kennt der Tscherkesse nicht, alles ist Herkommen. Im Allgemeinen basiren sich seine Ansichten über das Recht auf drei Hauptgrundgesetze: 1) die Ausübung der Gastfreundschaft, 2) die Achtung vor dem Alter, und 3) das Recht der Blutrache. Die Gastfreundschaft war dem Tscherkessen von jeher eine heilige Pflicht, die wir heute eben noch so lauter finden, wie sie uns Homer neun Jahrhunderte vor Christus geschildert hat. Sie üben dieselbe gegen jeden, der sie darum anspricht. Jeder Wirth vertheidigt seinen Gast mit der Gefahr seines und der Seinigen Leben. Er läßt ihn nicht fort, ohne ihm eine Bedeckung zu Pferde zu geben, und ihn seinen Befreundeten empfohlen zu haben. Der

Mord einer Person, die man gastfreundlich empfangen, wird eben so gerächt, als der Mord eines nahen Verwandten. Die Achtung vor dem Alter, wie überhaupt vor jeder ältern Person, ist eine nicht geringere Tugend der Tscherkessen. Wenn ein Alter irgendwo eintritt, so müssen sich Alle von ihren Sitzen erheben, selbst wenn der Eintretende von geringerem Stande als die Anwesenden wäre. Der Ausspruch eines alten Mannes im Rathe, wenn er auch ein Leibeigener ist, gilt mehr als das Wort eines Prinzen. — Die Blutrache ist das Recht der Wiedervergeltung, welches nirgends strenger und mit mehr Wuth als bei den Tscherkessen ausgeübt wird. Jedes vergossene Blut muß gerächt werden. Der nächste Verwandte erbt schon bei seiner Geburt die Verpflichtung, früh oder spät den Urheber des an seinem Verwandten begangenen Mordes, entweder mit Gewalt oder durch List, zu vertilgen. Eben so muß der Wirth seinen Gast rächen. Im Unterlassungsfalle würde der Betreffende zu befürchten haben, seiner Feigheit wegen vertrieben zu werden. Dieser Haß, der sich von Generation zu Generation fortpflanzt, ergreift manchmal ganze Familien und Tribus. Selbst wenn der Schuldige gefallen ist, werden oft die Angehörigen und Verwandten noch so lange verfolgt, bis die Rache völlig gesättigt oder durch hinreichende anderweitige Entschädigungen getilgt ist. Am fürchterlichsten jedoch sind die Prinzen und Adelichen in ihrer Rache, da sie in keinem Falle die ihnen angebotenen Entschuldigungen annehmen, sondern durchaus Blut für Blut verlangen. Diesem Abscheu erregenden Grundsatze sind die unaufhörlichen Kämpfe, die Furcht und das Mißtrauen, welches fortwährend unter den tscherkessischen Familien herrscht, zuzuschreiben. — Ueber wichtige Vorfälle entscheiden Versammlungen, die in den Wäldern gehalten werden, und bei welchen die Urtheile der Alten das meiste Gewicht haben. Leibeigene, Edle und selbst Fürsten haben nur eine berathschlagende Stimme. Die Zahl dieser Richter hängt von der Wichtigkeit des Gegenstandes ab; so z. B. werden deren 15 über einen verübten Mord gewählt. Diesen Gerichten sind die Prinzen wie die Leibeigenen unterworfen. Außer ihnen giebt es weder einen feststehenden Gerichtshof noch eine Polizei. Kleinere Vergehen werden übersehen oder wenigstens nicht strenge bestraft. Bei entdeckten Diebstählen muß gewöhnlich der doppelte oder auch der mehrfache Werth des Entwendeten zurückgezahlt werden. Der nicht entdeckte Diebstahl ist, wie bei den Lazedämoniern, ein Gegenstand des Ruhmes. Das Mädchen kann einem Jünglinge keinen größern Vorwurf machen, als wenn es ihm sagt, daß er nicht einmal geschickt genug sei, eine Kuh zu stehlen. — Welcher Religion die Tscherkessen angehören, ist schwer zu bestimmen, da die christliche, muhamedanische und das Heidenthum bei ihnen fast verschmolzen vorkommen. Alle Eroberer, wie die georgischen, tartarischen und russischen Fürsten, suchten dem Volke ihren Glauben aufzudringen. Keiner konnte jedoch mit einem Male den alten Glauben vernichten, sondern mußte es geschehen lassen, wenn sich Aberglaube, altherkömmliche Feste u. dgl. mit in den neuen Ritus einwebten. Nur die tscherkessischen Großen allein bekennen sich zur muhamedanischen Religion, ohne jedoch ihren zeremoniellen Beschränkungen Folge zu leisten. Die in den höheren Theilen des Gebirges wohnenden sind noch vollkommene Heiden. Sie haben noch ihre geheiligten Wälder und Bäume, an welchen sie ihre Opfer bringen. Selbst die christlichen Kirchen in den tiefern Gegenden werden nach der Meinung der Leute, von heiligen Bäumen umschattet. Nicht minder sonderbar sind die Formen bei ihren Begräbnissen und die Verehrung der Verstorbenen. Nach jedem Begräbnisse wird ein feierliches Mahl gehalten, und nach demselben werden Spiele, Leibesübungen und Wettrennen zu Pferde und zu Fuß vorgenommen, bei welchen die Gewandtesten und Schnellsten, zu Ehren des Verstorbenen, mit Seidenstoffen und andern Preisen betheilt werden. Für die im Kriege Gefallenen schicken die Tscherkessen gleich nach dem Gefechte einige Abgeordnete an den Feind, um die Leichname gegen Pferde, Ochsen oder anders Gegenstände auszulösen. — Die Sprache der Tscherkessen hat Aehnliches mit der finnischen. Schreiben kann der Tscherkesse nicht. Die einzigen Buchstaben, die er kennt und anwendet, sind die, um seine Pferde zu markiren. Das, was er zum Handel braucht, besorgen ihm herumziehende Türken oder Juden, die sich in solchen Geschäften als Zwischenhändler anbieten. Die Erinnerung seiner Thaten bewahren ihm die Sänger, die alle größern Epochen seiner Geschichte, und die Heldenthaten seiner Vorfahren in Reimen vortragen und den Muth und Ehrgeiz des Jünglings entflammen. Selbst von Räuberbanden werden solche mit Gitarren wandernde Sänger respektirt. — Der Hauptartikel im tscherkessischen Handel ist der Mensch. Alles übrige ist nur unbedeutender Tauschhandel. Der Tscherkesse giebt Honig, Wachs, Ziegen, Pelzwerk und Bauholz gegen Waffen, Kleiderstoffe und Salz, an welchem letztern Artikel es ihm besonders gebricht. Der Menschenverkauf ist eine die tscherkessische Nation noch am meisten schändende Handlung. Schon seit den frühesten Zeiten ist Tscherkessien als ein Sklavenmarkt bekannt. Die Mädchen werden von den Eltern nicht nur an den Bräutigam, sondern auch an Fremde verkauft. Eben so kann der Bruder seine Schwester, der Gatte seine Frau weggeben. Nie aber verkauft ein Tscherkesse den andern, er würde sonst wie ein Mörder, der Blutrache anheim fallen. Nicht einmal ein Fürst darf seinen Leibeigenen verkaufen. Der Tscherkesse hat dies Recht nur über seine Sklaven und die von ihm gemachten Gefangenen.

Die drei Fragen des Wahns.

Drei Fragen nenn' ich euch, inhaltsleer,
Sie gehen von Munde zu Munde,
Sie stammen vom eiteln Wahne her,
Das Herz gibt nicht davon Kunde.

Erscheinest Du fremd in der Assemblee,
So erhebt sich alsbald ein Geflüster.
Entschieden ist noch vor genommenem Thee
Die erste der Fragen: Wer ist er?

Steht's fest, Du seiest kein Baronet,
Dir fehle des Volltlutes Lüstre,
So kommt flugs die zweite Frage an's Bret,
Die Chargenfrage: Was ist er?

Und fehlt Dir am Titel das: Königlich,
So erhebt sich das dritte Geschnatter,
Und einzig entscheidet Dein Schicksal sich
Nach der nobleu Frage: Was hat er?

Und bist Du gar nicht einmal Rentier,
So wird man sich zieren, genieren,
Und wärst Du der Grazien Protegé,
Dich gnadenlos dégustiren.

Nur eine Frage hört man nie
Im närrischen Fragenregister;
Die nächste, natürlichste Frage, die
Nach dem Menschen selber: Wie ist er?

DAS POSTHÖRNCHEN

No. 48.

29. Nov. 1839.

Eine Wochenschrift
für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Alpenhorn mit Posthörnchen zusammen können für 7½ Batzen vierteljährliche Vorausbezahlung auf allen löbl. Postämtern des Kantons Aargau franko bezogen werden. Inserate, frankirt zugesendet, werden unter Verantwortlichkeit des Einsenders gegen Vergütung von 5 Rappen per Zeile aufgenommen; interessante oder erheiternde Mittheilungen mit Verschwiegenheit und Dank.

Der düütsch Zolverein gumpet i d'Schwyz.

Wer 's Uebel pflasteret, dem schwynt's,
Doch mueß me derzue bätte.
Drum ist au Solothurn, so schynt's,
Zum Zollverein jetz trette.

„I steck dir eis, Bueb, wenn d' so lüügsch!"
He, ist denn 's Muul nid mine?
Sie mache's grad, as wie der Düütsch,
Löhnd use-n Alls, nüt ine.

Me meint, i d'Schwyz chömm finstri Nacht
Und d'Eintracht, die sei gflohe.
Wenn halt e Nar Grimasse macht,
So fahre d'Affe nohe.

Es wohnet z'Erzbach i der Höll
Mi Seel e brave Müller;
Er mißt 's Mehl nid mit churzer Ell
Und ist glaub au kei Trüller.

Und doch het er, 's ist nid verehrt,
D'Grenzspeeri möge gspüüre;
Er hätt', wenn er si nid so gwehrt,
Bald chönne d'Waar verlüüre.

Recht ist das nid, doch glaub'-i fast,
Me förchti drinn der Tüfel;
Me-n ist emol i großer Jast,
Mit selem het's ke Zwyfel.

Es goht doch au uß eusem Land!
Gar viel is Aergäu dure,
Und dorum isch es gwüß e Schand,
So wegem Igang z'mure.

Halbwasser-Milch und Anke goht
Uf Aarau bis zum Gnuege,
Und daß me d'Seu is dure loht,
Lehrt eus, daß' mir druuf luege.

Herdöpfel und sust allerlei
Hei mir dörthi z'vermärte,
Und brächte mir d'Sach wieder hei,
So chäm 's Geld nid doherte.

Tagesbegebenheiten.

Schweiz.

— Wir haben in unserm Kanton nur etwa doppelt so viele Beamte, als das ganze Elsaß, das ungefähr eben so viel Einwohner hat. Darum sind wir aber auch viel republikanischer als dieses. — Aber unsere Beamten verrichten ihre Dienste ja meistens um geringes Geld, viele Behördenmänner gar unentgeldlich! Glaubt ihr das? So ganz umsonst lassen sich die Reichen nicht anspannen; denn Reiche sind es ja doch mehrentheils, welche die sogenannten Gratis-Aemtli inne haben. Das thut man nur der Ehre halber, heißt's gewöhnlich; aber eigentlich gilt es den kleinen Privatvortheilchen, die hier und da hinter den Hecken hervorgucken. Da gilt es hier einen Günstling unterzubringen, dort einen Mißfälligen zu beseitigen; hier wird man erhoben, dort geschmiert; hier hat man Einfluß auf den Gang der öffentlichen Angelegenheiten, um sie nach eignem Interesse zu biegen, dort, um einem im Wege stehenden unversehens eins zu versetzen u. s. w. Die Wälschen sagen auch, die Stelle eines Maire sei unentgeldlich, setzen aber dafür seiner Kutsche 3000 Fr. aus. Im Aargau läßt sich vielleicht auch Mancher indirekt seine Kutsche bezahlen. — Man verlangt heutzutage so sehr nach Aemtchen aus dem gleichen Grunde, warum überall Wirthschaften wie die Pilze aufschießen. Man scheut die Anstrengungen und Opfer des bürgerlichen Berufes und wünscht mit weniger Mühe behaglich durchzukommen, oder gefällt sich, aus Brille und Schnurrbart hervor Andere vornehm anschauen zu können. — Warum werden stets so viele Fremde mit dem Oele der Weisheit gesalbt? Weil das ölgebende Gewächs ja auch ursprüng-

lich aus der Fremde kommt. Verhütet nur, daß das Oel nicht ranzig wird und dem leuchtenden Lämplein einen falschen Schein gebe. — Warum lassen sich Manche ein Ehrenämtlein anhängen, und thun dann nichts dabei? Weil diese wirklich der Meinung sind, es handle sich bloß um Titel und Ehre. Immer noch redlicher als solche, die es bloß aus Eigennutz annehmen und zu eigenem Interesse mißbrauchen. — Warum spricht man in Birmensdorf so viel von politischen Gespenstern? Weil man im Fieber ist. — Warum gibt es Leute, die von diesen fieberhaften Hellsehern sich in Bangigkeit versetzen ließen? Weil man von politischen Gespenstern sein Brod erhielt, und die tückischen Launen dieser Truggestalten aus Erfahrung kennt.

— Die letzte Woche wurde zu Arisdorf in einem Hause unter dem Dach der eingetrocknete, halb von Würmern zerfressene Leichnam eines, allem Anschein nach kaum gebornen Kindes aufgefunden. Alter und Geschlecht konnte wegen vorgerückter Verwesung nicht ermittelt werden, eben so wenig, ob dasselbe jemals gelebt. Die Mutter, eine blödsinnige Person, befindet sich bereits in Verhaft.

— Letzte Woche wurden in der Kirche zu Arisdorf sämmtliche Fenster boshafter Weise eingeschlagen. Der Regierungsrath setzte auf die Entdeckung des oder der Thäter eine Prämie von 100 Franken.

— In Fideris hat letzten Freitag Morgens eine Frau, während ihr Mann auf dem Berge mit Viehfüttern beschäftigt war, in einem Anfall von Wahnsinn ihren sechs- bis achtjährigen Knaben im Bett getödtet, und sich gleich darauf bei der Ortsbehörde selbst als Thäterin bezeichnet. Man soll bei der Unglücklichen schon seit anderthalb Jahren Spuren von Wahnsinn bemerkt haben.

— Schiffer Landolin Maurer von Niederhausen, von Mannheim kommend und mit Kaffee, Zucker ꝛc. beladen, nach Basel bestimmt, hat bei Illingen, 8 Stunden von Straßburg, Schiffbruch erlitten. — Aller Zucker soll zu Grunde gegangen sein.

Ausland.

— In Würburg ist man beim Graben im Garten eines Kaufmanns auf die Gebeine des heiligen Kilian gestoßen. Man fand noch mehrere Schmuckſachen bei demselben, namentlich goldene und silberne Borden mit kleinen Rubinen besetzt. Der Garten gehörte früher den Templern und später den Stiftsherren von Neumünster. Man vermuthet, der Probst habe beim Anrücken der Schweden 1631 die Gebeine des Heiligen in Eile unter den Weinstock seines Gartens begraben. — Das wäre wieder eine Spekulation für den Herrn Pfarrer H. in H.

— Als ein Kuriosum verdient bemerkt zu werden, daß neulich ein Dienstmädchen in Karlsruhe sich aus dem dritten Stockwerk auf das Pflaster stürzte, ohne irgend eine äußere Verletzung davon zu tragen. Im Verlauf der ärztlichen Behandlung ergab sich, daß auch keine innerliche Beschädigung vorhanden ist; das Mädchen ist nahezu hergestellt, und zugleich geheilt von der pietistischen Ueberspannung, welche die That veranlaßte.

— In der letzten Zeit sind falsche badische neue halbe Guldenstücke in den Umlauf gekommen. Dieselben sind genau von der Größe und dem Gepräge der ächten, nur ist die Schrift auf dem Avers etwas verwischt; sie klingen schlecht, sind sehr leicht, und neben ein rechtes gehalten, erscheinen sie graulicht. Die eingelieferten sind vom Jahrgange 1839.

— Im preußischen Staate (ausschließlich das Rheinland und Neuvorpommern) sind im Jahre 1838 nicht weniger als 695,548 Prozesse und 295,196 Untersuchungen geführt worden. Im Ganzen kommt auf 16 Einwohner ein Prozeß und auf 39 eine Untersuchung. Schrecklich aber wahr!

— Zu dem vierhundertjährigen Jubiläum der Buchdruckerkunst, das in Leipzig, Frankfurt und Mainz festlich gefeiert werden soll, werden auch in München große Festanstalten vorbereitet. An der Spitze des Comite steht der Polizeidirector, Ritter v. Menz. Die Dauer des Festes ist auf 3 Tage, vom 24. bis 26. Juni 1840 festgesetzt.

— Seit einigen Tagen begeht man in Wien große Festlichkeiten zu Ehren der 5 Heiligen, die der heilige Vater unlängst zu creiren geruht hat. Einer derselben ist der Stifter der hier so ungemein thätigen Liguorianer, Alfons Liguori; zwei andere gehören dem Orden der Franziskaner an.

— Ein patriotischer magyarischer Schneider, Hr. Kostyal, gedenkt, nach einer Bereisung mehrerer vaterländischer Komitate auch die Wiener öffentlichen und Privatbilder-Gallerien zu dem Zwecke zu besichtigen, um die Kleidertracht seiner Landsleute in den verschiedenen Jahrhunderten zu studiren und hieraus ein geschmackvolles magyarisches Kostum zu entwerfen. Man sieht, daß die Nationalität dieses Königreichs sich in allen Zweigen geltend zu machen sucht.

— Die Tuilerieen in Paris haben gegenwärtig drei Vertheidigungslinien zwischen der Seine, der Place der Concorde, der Rue Tivoli und dem Carousselplatze. Der Fluß schließt dies große Polygon auf der einen Seite, und die Brücken gewähren nur einen schwierigen Zugang. Im Louvre und in den Tuilerieen befinden sich zwei Militär-Gouverneure, welche sich die Hand reichen und das ganze Vertheidigungs-System organisiren. Ueberall sind die Gewehre geladen. Die Wache besteht aus Elite-Compagnieen. Alle Tage ist eine Polizeimasse auf den Füßen, die sich gegenseitig kontrollirt, jeder dieser verkleideten Agenten hat unter seinem Rock ein Pistol und einen Dolch; andere Agenten umkreisen in Wagen das Schloß, und auf dem Dache befindet sich ein Posten, der signalisirt, wenn in der Ferne sich etwas Gefährliches zeigen sollte. Nachts werden die Vorsichtsmaßregeln verdoppelt; 350 Mann von verschiedenen Regimentern halten unter dem Pavillon de l'Horloge. Die Ronden und Patrouillen

kreuzen sich in einem fort. Der Garten ist von einem Graben umgeben, die Kamine sind mit eisernen Gittern versehen, die Keller sind wohl verwahrt, alle Thüren verrammelt, und in den Korridors wachen wieder bewaffnete Diener.

— Van Amburgh hat sich das Bein abnehmen lassen müssen, in welches ihn einer seiner Löwen gebissen hatte.

— Nach sichern Berichten befinden sich noch mehrere Tausend Franzosen in den Minen oder Wüsten von Sibirien. Jedes Jahr werden mehrere Hunderte dieser Unglücklichen in Freiheit gesetzt, allein um durch die Wüste zu ziehen, sind sie genöthigt, das Mitleiden der Bojaren und russischen Adeligen anzusprechen, die oft bei ihren Bitten taub bleiben, was die Verzögerung ihrer Ankunft in Frankreich erklärt.

— Man ließ neulich eines Abends eine Angelschnur mit einem Wurm versehen in dem Mühlbache zu Hay liegen, und fand am andern Morgen daran einen Aal und einen Hecht gefangen. Der Aal hatte den Köder mit der Angel verschluckt, und der Hecht verschlang dann den Aal. Der Hecht war zwei Fuß und vier Zoll lang und wog acht Pfund, der Aal mochte von dem halben Umfang sein.

— Der franz. Minister des Innern hat allen spanischen Flüchtlingen anzeigen lassen, daß, wer nicht von der durch die spanische Regierung angebotenen Amnestie Gebrauch mache und nicht beweisen kann, daß er genügende Mittel habe, um in Frankreich subsistiren zu können, in die Fremdenlegion gesteckt und nach Afrika geschickt werden wird.

— Vor einigen Tagen begegnete ein feiner Stutzer auf der Straße einem Manne, der ihm eine Cigarre anbot. Jener nahm sie; kaum aber hatte er angefangen zu rauchen, als die Cigarre eine Explosion machte. In demselben Augenblicke wirft sich der Cigarrenhändler auf den jungen Mann, und zieht ihm die Uhr aus der Tasche.

— Die Fregatte Dordogne, welche der Gouverneur von Bourbon nach Sumatra abgeschickt hat, um den von den Malaien an dem Kapitän Van Iseghem begangenen Mord zu rächen, lief mit einiger Schwierigkeit in den Hafen von Mokay ein und machte zuerst einige friedliche Eröffnungen, um die gutwillige Herausgabe der Mörder zu erlangen. Da diese fruchtlos blieben, so mußte man zur Gewalt schreiten. Die Malaien flohen, ihr Dorf wurde verbrannt und jeder werthvolle Artikel vernichtet. Dieses dauerte drei Tage, während auf den Vorposten einige Schüsse gewechselt wurden. Am zweiten Tage wurden die Franzosen mit Kartätschen aus 2 Kanonen begrüßt, die letztern waren jedoch so schlecht gerichtet, daß sie, obgleich nur in einer Entfernung von 50 Ellen, Niemanden trafen. Den Malaien wurden 12 Mann getödtet, 14 Kanonen vernichtet, das Dorf verbrannt und sonst viel Schaden angethan, ohne daß die Schiffsmannschaft einen Mann verlor. Dies dauerte vom 7. bis 14. August, und dann entfernten sich die Franzosen wieder.

— Zu Philippeville lagen noch vor einiger Zeit 1000 Kranke, in elenden Hütten zusammengehäuft, des Lichts und der Luft beraubt, auf dem feuchten, nur leicht mit Stroh bedeckten Boden, und der von ihren eigenen Körpern ausgehende mephitische Dunst verbreitete ringsum Ansteckung und vervielfachte die Keime der Zerstörung. Sie sahen mehr Leichen als lebenden Wesen gleich. In den Lagern zwischen Philippeville und Konstantine ist die Zahl der Kranken noch weit beträchtlicher, Zelte sind ihr einziges Obdach und die meisten von ihnen sterben.

— Der durch die spanischen Wirren berüchtigte Graf d'Espagne soll von den Bewohnern der Grenzgebirge, denen er auf seiner Flucht in die Hände gerathen, geknebelt und von einem der steilen Felsen des Coll del Nargo, herabgestürzt worden sein und auf diese schreckliche Weise sein Leben eingebüßt haben.

— Der Gouverneur Lin von Canton hat als „himmlischer Kommissär" — d. h. als Beauftragter des Beherrscher des himmlischen Reiches, id est China's — ein Schreiben an die königliche Barbarin, Victoria, Königin eines obscuren Eilandes, England genannt, gerichtet, und ihr darin tüchtig den Text gelesen über ihre „Thorheit und Furchtlosigkeit" daß sie nicht ihre barbarischen Unterthanen zwinge, die hochherzigen Gesetze und Verfügungen seines, des Schattens des allermächtigsten Kaisers zu respektiren. Der brittische Ober-Kapitän Elliot erklärte dem himmlischen Kommissär, daß er sich künftig solcher Aeußerungen enthalten solle.

— Alle Behörden von Lissabon entwickeln seit Kurzem eine unglaubliche Thätigkeit gegen die öffentliche Sicherheit und Ruhe gefährdenden Verbrecher, welche zum größten Theil Ausländer sind und zwar aus der benachbarten spanischen Provinz Galizien ihren Weg nach diesem Königreiche gefunden haben. Zu Viseu hat man mehrere derselben, darunter einen Vatermörder, verhaftet, dem es seit zwölf Jahren gelungen war, sich allen Verfolgungen zu entziehen. Zu Guarda ist man 14 Räuber habhaft geworden. In der Hauptstadt selbst hat man über 500 Herumstreicher aufgehoben und sie in die Armee gesteckt; außer den 28 Personen, die man früher als verdächtig verhaftet, sind auf's Neue 50 Individuen eingebracht worden, gegen die überzeugende Beweise des Diebstahls und Mordes vorliegen.

— Wer sich einen Begriff von der Größe der holländischen Staatsschuld verschaffen will, der lese den „Messager de Gand", nach dessen Bericht die Zinsen der 2½ procentigen Staatsschuld 14,303,310 Gulden betragen. Die Subsidie für das Syndikat der Tilgung beträgt 2,500,000 Gulden, die Zinsen der Schatzkammerscheine belaufen sich auf 392,000 Gulden. Holland hat also jährlich 17,195,310 Gulden zu zahlen. Capitalisirt man diese Schuld zu 5 Prozent, so steigt sie beinahe auf anderthalb Milliarden Gulden. Dies ist nur die Schuld des Mutterlandes; die Schulden, die auf den Kolonien lasten, und welche Holland garantirt hat, betragen im

Ganzen 315 Millionen Gulden, wofür die Zinsen, mit Einschluß einer Million für die Tilgung, 25 Millionen ausmachen. Die Zinsen der holländischen Staatsschulden übersteigen im Verhältniß der Bevölkerung (Holland hat nur 2,700,060 Seelen) sogar den Zins der britischen Schuld. Holland geht also mit Siebenmeilenstiefeln einer großen Krisis entgegen.

— Seit einer Woche ist eine bedeutende Kälte in Petersburg eingetreten, jedoch noch kein Schnee. Am Sonnabend früh zeigten sich die ersten aus dem Ladoga-See kommenden Eismassen auf dem Strom, in Folge welcher die große Schiffbrücke am Isaksplatze abgenommen werden mußte; die Kommunikation zwischen der Stadt und den Inseltheilen mittelst Böte dauert jedoch fort. Seit dem 11. Nov. ist aber auch diese der kompakten Eismassen wegen, welche die ganze Newa bedecken, völlig unterbrochen. Seit einer langen Reihe von Jahren erinnert man sich nicht eines so frühen Gefrierens der Newa.

— Vor Kurzem ist der reichste Einwohner von Russisch-Litthauen, Herr v. Tiszkiewicz, auf seinem Gute Woloczyn gestorben. Er hinterläßt seinen drei Söhnen 20,000 Bauerwirthschaften mit 65,000 männlichen Leibeigenen und außerdem ein baares Vermögen von 6 Mill. Thalern.

— Die nordamerikanische Regierung hat Befehl zur Absendung eines Geschwaders nach der afrikanischen Küste ertheilt, damit die Gesetze wegen Unterdrückung des Sclavenhandels, wenigstens in Bezug auf amerikanische Schiffe, ihre Vollziehung fänden.

— Der „New-York Herald" enthält folgende Tagesanzeige: „Am letzten Mittwoch (9. Okt.) starb, im dreißigsten Jahre ihres Alters, die Bank der vereinigten Staaten. Seit mehrern Jahren spürte sie eine Abnahme ihrer Kräfte, und der berühmte Dr. Jackson rieth ihr daher, sich in die Ruhe zurückzuziehen; da sie jedoch rührigen Naturells war und Dr. Biddle Einfluß auf sie übte, so ließ sie sich bereden, sich übermäßige Kommotion zu machen, und so that sie sich Schaden, indem sie eine zu große Baumwollenlast aufzuheben suchte, was ihr eine zu starke Zirkulation oder Transpiration verursachte. Abführende Mittel (draughts, was zugleich Tratten heißt) wurden in rascher Aufeinanderfolge angewandt, aber ach! gleich Gegengiften, die den Lebensfunken fristen sollen, wirkten sie zu stark auf den schwachen Körper, und so endigte die Kranke, ohne heftigen Todeskampf, ihr Dasein. Ihr Verlust wird von vielen schmerzlich empfunden werden, besonders von einigen armen Zeitungsschreibern, die sich der Wohlthätigkeit der Verewigten in reichem Maaß erfreuten. Möge sie immer in Frieden ruhen!"

— Die New-Yorker Blätter bis zum 29. Okt. bringen, nach Briefen aus Louisville an ein Handlungshaus in Philadelphia, die Nachricht vom Tode des Generals Jackson, ohne derselben jedoch sonderlichen Glauben beizumessen, während die Philadelphia-Zeitung die Angabe für authentisch hält. Die Banken zu New-York und Boston setzen ihre Baarzahlungen fort und werden wohl dabei aushalten können, indem neuerdings starke Baarsummen bei ihnen niedergelegt wurden.

— Vor einiger Zeit nahm der Sherif einer Grafschaft im nördlichen Theile des Staates Mississippi eine Summe von 15 bis 20,000 Dollaren an öffentlichen Geldern ein. Eine Reise veranlaßte ihn, seiner Frau diese Summe anzuvertrauen. Am Abende, als er abgereist war, kam ein gut gekleideter und anständig aussehender Mann in das Haus des Sherifs und bat um Nachtherberge. Es war schon sehr spät und die Nacht stürmisch. Die Frau vom Hause wollte ihn Anfangs abweisen, da sie es nicht für passend hielt, in Abwesenheit ihres Mannes einen Fremden zu beherbergen. Zuletzt gab sie indessen doch seiner Bitte nach, und wies ihm ein Zimmer an. Nach Mitternacht dringen drei Männer mit schwarz bemalten Gesichtern in das Haus und fordern von der Frau des Sherifs die ihrer Obhut anvertraute Summe; jenes Geld aber lag in einem Schranke in dem Zimmer, wo der Fremde schlief. Die Frau geht also in das Zimmer die verlangte Summe den Räubern auszuliefern; sie findet ihn von dem Lärm, den die angeblichen Neger machten, wach und im Begriffe, seine Pistolen zu laden. Er spricht seiner Wirthin Muth ein, und giebt ihr eine der Pistolen in die Hand. „Reicht dem Räuber, der Euch das Geld abfordert," spricht er zu ihr, „dasselbe mit der einen Hand hin und feuert zugleich auf ihn. Die beiden andern Neger übernehme ich." Die Frau that wie ihr geheißen, feuerte muthig auf den ersten der Räuber und streckte ihn todt zu ihren Füßen nieder. Gleichzeitig hatte ihr fremder Helfer den Zweiten erschossen; der Dritte, dem er mit einem Dolche entgegen kam, entfloh. Nachbarn, durch die Pistolenschüsse geweckt, eilten herbei. Die Gesichter der Neger wurden gewaschen — der eine, den die Frau erschossen, war ihr eigener Mann, der Andere ein Nachbar.

Schon letztverflossenes Frühjahr hat ein feindseliger Mensch dieses Blatt benutzt, die Kanzelvorträge des Unterzeichneten zu verdächtigen. Noch beleidigender geschah dies in neuester Zeit (Nr. 46) wo er meine Predigt am Seelensonntag in mehrfacher Beziehung lästerlich beschimpfte. Deswegen bin ich es meiner Ehre schuldig, öffentlich zu erklären, daß diese Ausfälle auf mich schamlose Verläumdung sind. Jedermann weiß daher, welcher Titel dem Einsender gebührt. Sollte ihm dieser nicht gefallen, so betrete er den Weg des Rechts. Ich bin bereit, mich gegen ihn zu rechtfertigen, und deshalb den Tit. Gemeinderath, ja die gesammte Kirchgemeinde als Zeugen auftreten zu lassen.

Laufenburg den 27. Nov. 1839.

J. L. Hollinger, Pfarrhelfer.

Im Gasthaus zur Krone ist von nun an zu haben: Aller Sorten Wildpret und Geflügel, so wie immer frisches Backwerk.

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau.

N°. 49. 6. Dez. 1839.

Das Alpenhorn,

ein Volksblatt

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Zweiter Jahrgang.

Es ziehen Weh und Elend auf der Erde dem Menschen nach mit lockender Geberde,
Und immer führen uns der Thorheit Scherze zu bitterm Schmerze.

Venturini.

Wie bei den Tscherkessen so spielt noch immer in Corsika der Bluträcher eine furchtbare Rolle. — Nachdem diese besonders in unsern Tagen, als Napoleons Geburtsort merkwürdig gewordene Insel aus der Hand eines fremden Beherrschers in die eines andern und dann wieder eines andern übergegangen und bei diesem Wechsel in einem höhern Grade verwildert war, hatte sie 1195 das unglückliche Geschick getroffen, in die Hände der genuesischen Kaufleute zu fallen.

Während eines glänzenden, lustigen Hochzeitfestes in der schönen Stadt Bonifacio, woran alle Bürger Theil nahmen, waren die Genueser unvermerkt gelandet, und hatten sich aller festen Punkte bemächtigt. Um die kühnen Korsen eher im Zaume halten zu können, bedienten sich die Genueser des unedlen Mittels, daß sie insgeheim Zwietracht unter den schnell entflammenden Gemüthern ausäeten, das gemeine Volk gegen die Vornehmen und Mächtigen aufwiegelten, und diesen letztern hinwiederum mit der Hoffnung schmeichelten, daß man sie mit noch größern Vorrechten begaben werde. — Nachdem sich aber Genua über die durch jene unedlen Kunstgriffe in sich entzweite und dadurch geschwächte Insel endlich vollkommen festgesetzt hatte, unterdrückte es Reiche und Arme mit gleicher Härte, riß, (wie der Pascha von Aegypten) den Kleinhandel mit allen Erzeugnissen der Insel an sich, entfernte die Eingebornen von allen Stellen und Aemtern, setzte aber dabei noch immer die schändliche Kunst fort, unter den Insulanern selbst Zwietracht und verderbliches Mißtrauen zu verbreiten, um die innern Kräfte in der Zersplitterung zu erhalten, und um Alle desto sicherer und leichter zu beherrschen.

Vierhundert Jahre dauerte das unaussprechliche Elend fort. Um das Unheil zu schildern, wird wohl die einzige Bemerkung hinreichen, daß in dem Laufe von 32 Jahren, laut der gerichtlichen Zeugnisse, 28,715 Mordthaten verübt wurden. Im Durchschnitt zählte man jährlich 800 Morde. In dieser jammervollen Zeit ereignete es sich auch, daß zwei der angesehensten Familien der zerrütteten Insel, nämlich die Dezi und die Venturini, endlich, nach langen blutigen Fehden, einen Waffenstillstand miteinander geschlossen. Aber unglücklicher Weise gerieth bei einer Gemeindeversammlung Venturini, ein alter Mann, mit Dezi, einem Jünglinge, in einen heftigen Streit. Der Alte, noch immer ein kräftiger Kämpfer, brach hiebei in einen so wüthenden Zorn aus, daß er den Jüngling mit Faustschlägen anfiel. Das Blut stürzte diesem aus Mund und Nase, und der Jüngling, seiner nicht mehr mächtig, vergaß den obenerwähnten Vertrag, der beiden Parteien den Gebrauch tödtlicher Waffen untersagte; er ergriff ein Gewehr und schoß den alten Mann nieder, zwar rettete er sich für den Augenblick durch schnelle Flucht. Aber die Bürgen des Waffenstillstandes, der so blutig verletzt war, schritten sogleich zur Rache. Sie brannten Dezis Wohnung nieder, rissen von seinen Olivenbäumen die Rinde ab und verwüsteten und verheerten sein ganzes Eigenthum. Unterdessen verfolgte Luizione Venturini, des Getödteten Sohn, den flüchtigen Mörder auf der Ferse. Aber Dezi war schon von der Insel entkommen, und hatte bei den Genuesern, denen dergleichen Zwiste unter den mächtigern Familien der Insel stets willkommen waren, Aufnahme und auch sogleich Anstellung in einem genuesischen Regimente gefunden. Hier war er sicher. Nach einigen Jahren aber ergriff ihn die Sehnsucht nach dem Vaterlande und den Seinigen, besonders nach einer geliebten Gattin, die sämmtlich im tiefsten Elende schmachteten, so heftig, daß er um Erlaubniß zur Rückkehr und um sicheres Geleit bei der Regierung nachsuchte. Gern wurde ihm beides ertheilt, da man mit Gewißheit darauf rechnete, daß seine Rückkehr neue, den Genuesern erwünschte Fehden, neue Morde, neue Rache, neue Zerrüttungen der vornehmen Familien veranlassen würde; denn, wenn das sichere Geleit ihn gleich vor gerichtlichen Verfolgungen schützte, so war er hiedurch doch keines Wegs vor dem Bluträcher, Luizione Venturini, geschirmt. Deshalb verbarg er sich auch mit seiner treuen Gattin, die ihn nicht verlassen wollte, in den Wildnissen der Gebirge, im Innern der Insel, und schleppte dort sein elendes Dasein fort. Während dessen ereignete es sich, daß Luizione Venturini auf der Jagd, indem er ein Reh verfolgte, in das Dickicht des Bergwaldes gerieth; und hier erblickte er unter einem Baume einen schlafenden Mann, und neben demselben ein Gewehr, im Gürtel aber Dolch und Pistolen. Der Mann kam ihm bekannt vor. Er trat näher hinzu, blickte aufmerksam hin, und erkannte nun Dezi, den

Mörder ſeines Vaters. „So, habe ich Dich endlich in meiner Gewalt!“ rief er aus, ſetzte dem Schlafenden das Gewehr auf die Bruſt und war im Begriff, abzudrücken. Aber in dem Augenblick flüſterte das Gewiſſen ihm zu: „Iſt es auch ehrlich, einen wehrloſen Mann, einen Schlafenden zu tödten?“ — Und Venturini rief: „Dezi, erwache! ſteh auf, vertheidige Dich!“ Aufgeſchreckt durch die furchtbare Stimme, raffte Dezi ſich auf, ergriff haſtig ſein Gewehr, ſtarrte mit wildem Blut den Gegner an. Jetzt erkannte er auch den Bluträcher Venturini; er ſtand bewegungslos da und wie verſteinert. — „Ich hätte Dich tödten können, ſchrie Venturini ihn an, aber ein edler Vater verſchmäht einen verrätheriſchen Rächer. Vertheidige Dich! Einer von uns muß an dieſer Stätte fallen.“ „Nein,“ entgegnete Dezi, „das verhüte Gott. Du biſt ein großmüthiger Feind; Jahrelang habe ich ein elendes Daſein hingeſchleppt ſeit jenem unglücklichen Tage. Aber da mein langes Leiden und die bitterſte Reue keine hinlängliche Sühne für meine Schuld geweſen, ſo ſei mir willkommen, der du dieſes elende Leben von mir nehmen und mich von einer Bürde befreien willſt, die mir unerträglich geworden iſt.

„Ach! unglückliches Vaterland, wo diejenigen, welche es vertheidigen ſollten, nur beſchäftigt ſind, ſich einander zu erwürgen!“ Dieſe Worte und mehr noch das elende, verkümmerte Ausſehen Dezis machten einen ſo tiefen Eindruck auf Venturini, daß, wiewohl er noch einen Augenblick ſchwankte, der Kampf zwiſchen Rache und Edelmuth nur von kurzer Dauer war. Er warf das Gewehr von ſich, ſchloß Dezi in ſeine Arme und ſchwur ihm ewige Freundſchaft. Die Nachricht von dieſer glücklichen Ausſöhnung verbreitete ſich ſchnell durch die ganze Inſel und erfüllte die beiden Familien mit der innigſten Freude.

Venturini ſtand Gevatter bei Dezis Kinde, das dieſem die treue Gattin eben damals in der Wildniß geboren hatte. In der Folge trat Venturini, der Welt müde, in den geiſtlichen Stand, wurde Pfarrer des Diſtrikts, und wurde, nachdem er unter Werken der Menſchenfreundlichkeit ein hohes Alter erreicht hatte, in der Erinnerung des Volkes wie ein Heiliger verehrt.

Der vierfüßige Kinderfreund.

Ein großer Bär, Hauptmöbel einer jener beweglichen Truppen ſogenannter wilder Thiere, die von Ort zu Ort ziehen, die Straße zu ihrem Schauplatze haben, und unter den, dem öffentlichen Leben zugewandten, jungen Leuten, von der Ungerechtigkeit Aelterer Straßenjungen genannt, unter Rekruten, Dienſtmädchen, Taglöhnern, Waſchfrauen und alten Gevatterinnen naturgeſchichtliche Kentniſſe verbreiten, kam unlängſt in eine der Hauptſtraßen der kleinen franzöſiſchen Stadt Digne. Natürlich ſammelte ſich gleich um ſie ein Trupp Wißbegieriger jeden Alters und Geſchlechts, und beluſtigte ſich an den etwas ſteifen Sprüngen des Haupt-General-Alteurs, des Bären, und an den ſchlauen Fratzen, welche die Affen ſchnitten, an den ſchwindſüchtigen Tönen der Klarinette und Dudelſäcke, die den Tanz begleiteten. Welcher Sterbliche, und wäre er auch Beſitzer einer ſo glänzenden Menagerie, empfände nicht zuweilen Angeſichts eines Wirthshausſchildes, das irdiſche Bedürfniß von Speiſe und Trank? Der Herr Prinzipal (das iſt der terminus technicus für herumziehende Beſitzer von Sehenswürdigkeiten) gebot alſo den Menſchen und Thieren, aus denen ſein Cortege beſtand, mit mächtiger Stimme Halt, und ging mit ſeinen Muſikanten in die nahe Schenke, um in aller Eile einen Labetrunk zu ſich zu nehmen. Sein Durſt und ſeine Eile ſchienen ſogar ſo groß geweſen zu ſein, daß er die Kette, an welcher der Bär gehalten wurde, nicht feſt genug um einen Pfoſten ſchlang, denn wenige Augenblicke ſpäter, als eben die Aufmerkſamkeit des Publikums auf einen kleinen Affen gerichtet war, der mit vieler Geſchicklichkeit das graziöſe Weſen der bekannten Marquiſe von Pretentaille nachahmte, fühlte ſich der Bär ſeiner unbeachteten Einſamkeit überdrüſſig und machte ſich auf und davon.

Wäre ſeine Flucht darauf berechnet geweſen, die Aufmerkſamkeit eines verehrlichen Publikums auf ſich zu ziehen, ſo wäre ihm das trefflich gelungen. — Allgemeine Verwirrung auf der Straße — verzweiflungsvolle Selbſtanklagen des Prinzipals, der ſeinen Hang zum kühlen Wein verwünſcht, mit Akkompagnement ſeiner Muſikanten, enden den erſten Akt des rührenden Dramas.

Der Bär war indeſſen ruhigen Schrittes, etwa einem geſetzten Familienvater, einem Manne bei der Stadt vergleichbar, die Straße hinuntergewandelt, hatte eine offene Thür gefunden, war ganz ruhig durch dieſe Thür gegangen, darauf eine Treppe hinaufgeſtiegen, wobei er gewiß ganz manierlich, wie ein zweibeiniger Menſch, ſich mit der rechten Vorderpfote an das Geländer der Treppe gehalten hatte. Als er auf dem Vorplatze des erſten Stockes angekommen war, lehnte ſich der ſonderbare Beſucher zufällig an eine Thüre; ſie war nicht zugemacht, wich ſeinen Pfoten, und der Herr Bär trat in ein hübſches, freundliches Zimmer, in dem drei Kinder ſpielten. Bei ſeinem Anblick flüchteten die Kleinen zitternd und erſchrocken in einen verſteckten Winkel des Zimmers, und verfolgten mit geſpannter Aufmerkſamkeit alle Bewegungen des zottigen Fremden, der ſie in ihren luſtigen Spielen geſtört hatte. Aber bald durch ſein ſtilles, zutrauliches Weſen ſicher gemacht, wagten ſie, ſich ihm zu nähern, und knüpften in der ganzen Unſchuld ihres kindiſchen Weſens eine recht genaue Bekanntſchaft mit ihm an, die bald ſo familiär wurde, daß ſie den Bären zauſten, an ihm herumkletterten, und allerlei Späſſe mit ihm trieben, und in ihr Lachen und Jauchzen miſchte ſich das möglichſt zartgehaltene Brummen des Bewohners des Montblanc.

Den Eltern der Kinder, die in einem Stockwerke höher verweilten, fiel das laute Lachen derſelben auf, ſie wollten ſehen, was die Kinder trieben und gingen herunter zu ihnen. Das ſonderbarſte und erſchreckendſte Bild ſtellte ſich ihnen dar. Der Bär lag mitten im Zimmer, behaglich ſchnurrend wie eine Katze, die man ſtreichelt, in ſeinen Tatzen hielt er die drei Kinder, deren blonde Locken gar ſeltſam mit ſeinem rauhen, braunen Fell kontraſtirte. Es war eine Gruppe eines tüchtigen Malers wohl würdig. Das Auge der Mutter ſah indeſſen nur die Gefahr, in der ihre Lieblinge ſchwebten; ſie ſtieß einen furchtbaren Schrei aus, und wollte, was es auch koſte, ihre Kinder aus den Klauen des Bären reißen, ihr Mann hielt ſie indeſſen zurück, er hatte ſchnell überblickt, daß den Kleinen nur dann Gefahr drohe, wenn das Thier durch plötzlichen Ueberfall aus ſeiner behaglichen Laune aufgeſtört werde.

Das Geſchrei der Mutter ſchien den Bären doch ſtutzig zu machen; nachdem er ſich noch ein paar Mal mit den Kindern auf dem Boden umhergewälzt hatte, wandte er ſich ruhig nach der Thüre, zog ſeine raſſelnde Kette hinter ſich her, ging an den Eltern ſeiner kleinen

Freunde vorüber, und eilte, sich wieder unter die Befehle seines verzweifelnden Herrn zu stellen.

Ihr glaubt wohl, diese Geschichte enthalte keine Moral? Da irrt ihr: Man soll keine Bären anbinden.

Zwei Franzosen.

Jules von Mauroy war entsetzlich verliebt in die Gräfin Diane von Chataigniers, welche er oft in den glänzenden Salons, die Beide besuchten, gesehen und bewundert hatte. Der junge Mann, von seiner unwiderstehlichen Liebenswürdigkeit vollkommen überzeugt, hatte es bald satt bekommen, im Stillen seine Seufzer zu verschwenden; er faßte Muth und wagte, in einem Billetdoux der schönen Gräfin unverholen seine Liebe zu gestehen.

Am andern Morgen, als Jules v. Mauroy noch in den Armen des Schlafes lag, weckte ihn sein Kammerdiener mit der Meldung, daß der Graf v. Chataigniers ihn zu sprechen wünsche.

Höchst entzückt über den Besuch eines Mannes, an dessen Wohlwollen ihm aus ganz natürlichen Gründen viel gelegen war, erhob sich der junge Dandy aus dem schwellenden Schaum seines Lagers, suchte seine flüchtige Toilette und verfügte sich in's Empfangzimmer, wo der Graf seiner wartete. Nach der gewöhnlichen Begrüßungsformel sagte Herr v. Chataigniers mit jener Kaltblütigkeit, die zum feinen Tone gehört:

Herr Baron, Sie machen meiner Frau den Hof...

Herr Graf....

Ohne Umschweife, wenn ich bitten darf, Sie machen meiner Frau ernstlich den Hof...

Herr Graf, ich darf versichern...

Sie müssen es läugnen: ich kenne das, das ist einmal Styl, ich bedaure nur, daß Ihr Läugnen Ihnen nichts helfen kann, denn ich habe Beweise in der Hand. Sie haben meiner Gemahlin dieses zärtliche Billet geschrieben. Sie werden doch Ihre Handschrift wieder erkennen?

Der Graf reichte dem Baron seine auf rosenfarbenem Papier geschriebene Liebeserklärung hin.

Sie werden es nicht unbillig finden, Herr Baron, fuhr jener fort, daß ich wegen dieser Beleidigung von Ihnen Satisfaction verlange.

Ort, Zeit und Waffen, wenn ich bitten darf, erwiederte Jules v. Mauroy.

Geduld, Herr Baron, ich bin der Beleidigte, mir steht das Recht zu, zu wählen, auf welche Art ich mir Genugthuung verschaffen will.

Erklären Sie sich deutlicher, Herr Graf.

Ein gewöhnliches Duell genügt mir nicht; ich könnte das Unglück haben, Sie nur zu verwunden, und würde dadurch beitragen, Sie in den Augen meiner Gemahlin um so interessanter zu machen, denn es kann Ihnen nicht unbekannt sein, daß ein im Duell verwundeter Anbeter doppelte Theilnahme erweckt. Ich erlaube mir, Ihnen einen andern Vorschlag zu machen: wir wollen unsere Namen in einen Hut werfen und loosen. Derjenige von uns, dessen Namen gezogen wird, jagt sich Morgen früh mit dem Glockenschlage Neun eine Kugel durch den Kopf.

Also ein Spiel auf Leben und Tod?

Wir stehen auf gleichem Terrain. Ich will lieber sterben als mich mit dem Zweifel quälen. Ich bin 48 Jahre, Sie sind kaum die Hälfte so alt; ich bin ein ziemlich hübscher Mann, aber Sie, mein Herr, sind viel schöner als ich. Sie besitzen Vorzüge, die mich zittern machen. Einer von uns Beiden muß also fallen. Sind Sie bereit, meinen Vorschlag anzunehmen?

Jules, ein Mann von Ehre und feinem Ton, wagte nicht, einen Augenblick zu zögern. Der Graf schrieb seinen eigenen Namen und den seines Nebenbuhlers auf zwei Zettel, die er sorgfältig zusammenrollte und dann in den Hut warf, den er einige Mal hin und her schüttelte und dann seinem Gegner hinhielt mit der Bitte:

Monsieur, s'il vous plait!

Jules zog eines der Zettelchen und reichte es mit der größten Gelassenheit dem Grafen, der es mit ruhiger Miene entfaltete.

Ich bedaure, Herr Baron, Ihnen verkünden zu müssen, daß das Schicksal mich begünstigt und Sie verurtheilt hat. Der Zeiger ihrer Uhr steht auf Neun... Morgen zu derselben Stunde werden Sie die Güte haben, sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen.

Ich gab mein Wort und werde es halten, erwiederte der Baron.

Der Graf verneigte sich und ging.

Der arme Jules, betrübt, den Freuden dieser schönen Welt schon so früh entsagen zu müssen, raffte den ganzen Vorrath seiner Resignation zusammen und ordnete mit männlichem Muthe seine Angelegenheiten, um am andern Morgen mit dem Glockenschlage Neun, als ein Mann von Ehre sein Wort zu lösen.

Zehn Minuten vor dieser verhängnißvollen Stunde legte er seine brennende Havannah bei Seite, um seine Pistole zu laden. In demselben Augenblicke, als er die geladene Waffe an den Mund setzen wollte, trat sein Kammerdiener ein.

Ein Billet vom Grafen v. Chataigniers.

Jules legte gelassen die Pistole bei Seite, nahm die zum Glück noch nicht ausgegangene Cigarre und entfaltete den Brief.

Herr Baron, schrieb der Graf, ich entbinde Sie von der Verpflichtung, sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen, vorausgesetzt, daß Sie mir die Gefälligkeit erweisen, noch heute Paris zu verlassen und erst nach Verlauf von sechs Monaten nach Frankreich zurückzukehren.

Germain, rief Jules, bestelle augenblicklich Postpferde, in einer Stunde reise ich nach London.

* * *

Vier Monate später fand der Graf von Chataigniers unter den Journalen auf dem Tische seines Salons folgendes Billet, das er sogleich seiner Frau vorlas:

„Jules von Mauroy hat die Ehre, Ihnen seine Vermählung mit Miß Klara Templeton anzuzeigen. London...."

Wie, rief die Gräfin, Herr von Mauroy heirathet? Das freut mich unendlich! Weißt Du, lieber Armand, daß er drei Monate Dein Nebenbuhler war?

Passons la-dessus, erwiederte der Graf und kratzte sich dabei verdrießlich hinter die Ohren.

Rache eines Zahnarztes.

Einer jener unermüdlichen Jäger nach Liebesabenteuern benutzte die Abwesenheit eines Zahnarztes, um sich bei dessen hübscher Frau

einzuführen und ihr lange Besuche zu machen, vor denen sie sich nicht zu schützen wußte. Die Frau klagte ihrem Manne die Zudringlichkeit des Fremden, und dieser war, um ein Mittel, den Lästigen los zu werden, nicht lange in Verlegenheit. Am folgenden Morgen ist der junge Fremde kaum ins Zimmer getreten, so erscheint auch der Zahnarzt; der Besucher stutzt und ist sichtbar verlegen, was indessen der Andere durchaus nicht zu bemerken scheint, vielmehr wendet er sich höchst verbindlich an ihn mit der Frage, ob er etwa seiner Dienste bedürfe.

Der junge Liebenswürdige, hoch erfreut, so wohlfeilen Kaufes aus einer Verlegenheit befreit zu werden, zeigt schweigend auf seine Wange, ein Stuhl wird herbeigerückt und die Untersuchung der kranken Zähne beginnt damit, daß der Zahnarzt den Mund des Patienten so weit öffnet, daß er ihm die Kinnladen fast verrenkt.

Sie müssen sehr viel Schmerzen gelitten haben, werther Herr, Ihre Zähne sind fast alle krank und schadhaft.

Ja wohl, fürchterliche Schmerzen; ich glaube indessen, es ist ein rheumatisches Uebel, gegen das ihre Kunst keine Hülfe gewährt.

Bitte um Entschuldigung, der Schmerz rührt von hohlen Zähnen her, und es war die höchste Zeit, daß Sie zu mir Ihre Zuflucht nahmen. Wissen Sie, daß Sie befürchten müssen, binnen Kurzem alle Ihre Backenzähne zu verlieren. Fühlen Sie, wie der eine schon wackelt?

Wa — wahr — haftig! stöhnt der Patient, dem die kräftige Faust des Zahnarztes, die auf seinen Sprachwerkzeugen lastet, das Reden schwer macht, wahrhaftig, Sie könnten eine Eiche umreißen.

Lassen Sie mich nur machen, zwei bis drei Zähne müssen freilich fort, aber ich stehe Ihnen dagegen dafür, alle andern werden Sie noch lange erhalten.

Nein, nein mein Herr, ich leide nimmermehr, daß Sie mir einen Zahn ausziehen.

Wollen Sie es denn Morgen leiden?

Wir wollen noch warten.

Nein, nein, Herr, schämen Sie sich nicht einer solchen Furcht? Ein Mal fort, würden Sie nie mehr den Fuß über meine Schwelle setzen. Damit nimmt er, alles Geschreis des Andern nicht achtend, ein Instrument, schabt damit das Zahnfleisch ab, das einem herrlichen Backenzahn als Stütze dient, setzt dann die verhängnißvolle Zange an, ruckt ein Paar Mal tüchtig und — das Schlachtopfer schreit lauter noch auf als vorher. Blut entströmt seinem Munde, und Herr Adolph von *** ist um einen Zahn ärmer und um die Erfahrung reicher, daß in Friedenszeiten Aerzte, Apotheker und Alle die sonst Heilkunde irgend einer Art treiben, die gefährlichsten Menschen sind.

Einige Wochen später war Gewerbe-Ausstellung. Da bemerkte man unter andern einen herrlichen weißen Zahn unter Glas und Rahmen. Im Kataloge stand: Nro. 83. Künstlicher Vegetal-Zahn, erfunden von N. N., approbirtem Zahnarzte, Inhaber der silbernen Verdienstmedaille, vieler gelehrten Gesellschaften Ehrenmitglied und Korrespondent. — Zähne dieser Art leiden weder durch die Luft, noch durch Einflüsse irgend einer Art; den ausgestellten Zahn hat Herr Adolph von *** 25 Jahre getragen, und wird für seine Brauchbarkeit die besten Zeugnisse ablegen können.

Herr Adolph von *** sah jetzt klar ein, wie sehr er in dem Handel mit dem Zahnarzte der Gefoppte gewesen, er machte gute Miene zum bösen Spiel, und söhnte sich mit dem Entführer seines schönen Backenzahnes wieder aus. Dieser setzte ihm seinen eigenen Zahn wieder ein, und bei einem Versöhnungs-Diner, das der von der Sucht, nach unerlaubten Liebesabenteuern auszugehen, vollständig Geheilte dem Zahnarzte und seiner Frau gab, versah der lange abwesend gewesene Backenzahn wieder seine alten Funktionen.

Mannigfaltiges.

Was giebt die gegründetste Hoffnung auf ewigen Frieden? Das erräth gewiß keiner unserer Leser. Als die Erde erst eine halbe Million Meilen von der Sonne entfernt war, kannten die Menschen keine andern Kriege, als Ohrfeigen und Faustschläge; sie kämpften Nase an Nase. Als die Lanze erfunden war, stellten sich die Kämpfer zwei bis drei Fuß von einander auf. Als Bogen, Pfeile und Schleudern gebraucht wurden, betrug die Entfernung der Streiter von einander hundert bis zweihundert Schritt. Als mit Hackenbüchsen gefeuert wurde, vergrößerte sich die Distanz auf 1000 Schritt. So lange hundert Kanonen mit zu Felde ziehen, stellen sich die Armeen ¼ bis ½ Meilen weit von den Mordinstrumenten auf. In Zukunft wird man ungeheure Dampfmaschinen, die wie feuerspeiende Berge wirken werden, zu Felde schicken, und jede Armee wird hinter ihren Maschinen sechs Meilen zurückbleiben. Da werden denn blos die Maschinen miteinander kämpfen, und man wird in den Zeitungen nicht mehr lesen, so und so viel hundert Soldaten sind getödtet, verwundet, gefangen, sondern 60,000 Dampfkessel sind geplatzt, 100,000 Axen zerbrochen, 300,000 Räder zerschmettert, und von beiden Seiten circa zwei Millionen Thaler auf dem Schlachtfelde geblieben. Aus dem Maschinenkriege wird sich also für die Menschen der ewige Frieden entwickeln, und dazu führt die mit der Vervollkommnung der Kriegskunst immer größer werdende Distanz der Kämpfenden.

Räthsel.

Hält der Jüngling, Erste, Dich umfangen,
Ach, wer malet da das Glutverlangen,
Das aus seinem Feuerauge sprüht?
Himmel, Erde ist um ihn zerronnen,
Wie im Strahlenglanze ew'ger Sonnen
Himmlische Verklärung glüht!

Und die Erste ist ihm auch das Zweite,
Wie man in der ganzen Schöpfungsweite
Theures stets mit diesem Namen nennt,
So auch was uns aus der Erde Schachten,
Menschenhände oft zu Tage brachten,
Was die Goldgier trefflich kennt!

Nach dem Ganzen pflegt in unsern Tagen
Jeder Freier sorgsam erst zu fragen,
Eh' er Hymens ernste Fessel wählt.
Denn wo dieses fehlt, da ruft man: wehe!
Weil man zu dem Wonnebund der Ehe
Nicht mehr Liebe — nur Dukaten zählt!

No. 49.

DAS POSTHÖRNCHEN.

6. Dez. 1839.

Eine Wochenschrift
für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Alpenhorn mit Posthörnchen zusammen können für 7½ Batzen vierteljährliche Vorausbezahlung auf allen löbl. Postämtern des Kantons Aargau franko bezogen werden. Inserate, frankirt zugesendet, werden unter Verantwortlichkeit des Einsenders gegen Vergütung von 5 Rappen per Zeile aufgenommen; interessante oder erheiternde Mittheilungen mit Verschwiegenheit und Dank.

Tagesbegebenheiten.

Schweiz.

Die Gleichheit vor dem Gesetze scheint bei uns nicht durchweg in Anwendung zu sein, da man erfährt, daß ein anmaßender Diktator drei Mal hinter einander der gerichtlichen Zitation darum keine Folge leistete, weil er sich höher glaubt, als unsere Gesetze, und dem lockenden Vergnügen der Jagd wegen solchen Kleinigkeiten nicht auf einige Stunden entsagen mochte, ohne daß solch Benehmen von den Behörden geahndet wurde. Was würde man in solchem Falle mit einem gemeinen armen Teufel gemacht haben? — Schon öfter haben wir da und dort Geistliche klagen hören über den Verfall der Sitten und die Unwirksamkeit ihrer Lehren auf den menschlichen Umgang im Leben, d. h. auf Geist und Gemüth. Aber was man selbst nur theoretisch versteht und praktisch nie übt, kann man Andere auch nur theoretisch lehren, und von ihnen natürlich nur theoretisches Examen abverlangen. Darin aber bestehen sie alle, denn wenn's auf's Maul ankommt, ist Jeder brav. Seid deshalb zufrieden, ihr Lehrer der Worte des Herrn; eure Schüler machen euch keine Unehre. — Je nun, bei uns kömmt es jetzt auch bald zur Revision der Verfassung. Wir haben in den zehn Jahren so ziemlich gemerkt, wo uns dieser Landes-Schuh drückte, denn sowohl am rechten als am linken Kantonsfuße sind Hühneraugen entstanden, und das beste Mittel für diese Plage sind passendere Schuh. — Vor einiger Zeit fing das Getreide an aufzuschlagen, und mir fiel dabei unwillkürlich der Traum von den sieben fetten und magern Aehren ꝛc. und die weise Auslegung Josephs ein, welche unsere jetzige Landeshoheit so ganz außer Acht gelassen hat. — Das ist wahr; fromm sind die Menschen in der Kirche und zur Noth an heiligen Tagen, außer dieser Zeit aber sucht Jeder seinen Vortheil, und zwar im Nachtheil des Andern, was uns die Herren Verfassungsfabrikanten von 1830 sowohl als die bisherigen Ausleger und Vollzieher ihres Erlasses genugsam dargethan haben. Frei ist sie, d. h. weit, darum paßt sie nur den Fetten und kann auch nur diesen dienen; denn der magere verfängt sich darin.

— In der Nacht vom 29. zum 30. v. Monats wurde in Mümliswyl eine gräuliche Mordthat an der Barbara Häfeli verübt. Vormittags 11 Uhr fand sie der Greis, der mit ihr einzig das etwas von den andern abgelegene Haus bewohnt, auf dem Boden ihrer Stube in ihrem Blute hingestreckt; ihr Bett war auseinander geworfen, ihre Baarschaft und Kostbarkeiten fort. Bei Untersuchung des Leichnams fand man sieben tödtliche Wunden am Kopfe, die mit zweierlei Instrumenten versetzt waren, und einen Stoß auf der Brust, der eine Rippe brach. Anlaß dieser Mordthat war unstreitbar, daß die Unglückliche das durch ihren Fleiß Erworbene nicht an Zins gelegt, sondern circa 1000 Fr. in einem Beutel im Bett aufbewahrte, ein Geheimniß, das sie einigen Personen nicht vorenthalten zu können glaubte. Nach glaubwürdigem Zeugniß soll man Morgens 2 Uhr zwei Männer über eine Wiese neben der Straße nach Ballsthal verdächtig forteilen gesehen und die Polizei bereits einen derselben festgenommen haben.

— Der seit einiger Zeit in contumaciam zum Tode verurtheilte, hingegen auf flüchtigem Fuß gewesene Brudermörder Herzog von Münster ist im Kanton Bern ertappt und gefänglich nach Luzern gebracht worden.

— So eben vernehmen wir, daß am 29. Nov. fünf bis sechs Männer auf dem Albula von einer Lawine bedeckt worden seien. Vier oder fünf derselben wurden gerettet, den letzten, den Engadiner Boten, fand man unter dem schweren Schnee bereits erstickt. Allem, was was wir auch sonst erfahren haben, zur Folge, muß überhaupt in den letzten Tagen des Novembers auf der Südseite des Gebirges eine ungeheure Menge feuchten, schweren Schnees gefallen sein, während die Berge um

Chur noch zu Anfang dieses Monats bloß bis in die Waldregion mit Schnee bedeckt lagen, und im Thale selbst ein beinahe warmer Föhnregen fiel. Ja am 2. Dez. fand man bei Chur auf offenem Felde 7 Erbsenblüthen an derselben Staude.

— Eben so verunglückte über den Flüela eine Familie, aus Vater, Mutter und 3 Kindern bestehend, von denen aber der Erstere und zwei der Letztern wieder gerettet werden konnten.

Ausland.

— Im Badischen äußert sich mit jedem Jahre ein größerer Mangel an jungen Leuten, die sich dem geistlichen Stande widmen. — Ein erfreuliches Zeichen der Zeit ist es, daß ein Heiligenbilderhändler, Namens Paule, zum Bau der neuen katholischen Kirche in Reichenbach, Amts Ettlingen, 8000 fl. beigesteuert hat. Es ist wohlthuend, unter dem Volke noch so viel religiösen Sinn zu finden.

— Trotz der Vortrefflichkeit und Thätigkeit der bairischen Polizei treibt sich eine Bande frecher Räuber bald im Gebirg, bald auf dem flachen Lande seit geraumer Zeit herum, und erst im Verlauf der vergangenen Woche ist es in dem Dorfe Birkeneck bei Freising, wo man den Aufenthalt Einzelner derselben in einem liederlichen Haus ausgekundschaftet hatte, bei dem Versuch, diese gefangen zu nehmen, zu einem völligen, obenein halb erfolglosen Gefecht gekommen. Ein Gensd'arme blieb todt auf dem Platze, ein königlicher Jäger wurde schwer verwundet, die Räuber selbst entkamen und nur eine liederliche Dirne nebst dem Besitzer der Hütte und dessen Sohn konnte man gefangen nehmen.

— Vor einigen Tagen starb in Lenschütz bei Breslau an Entkräftung ein über hundert Jahre alter Mann, Namens Franz Beck, der mit seinem Weibe 57 Jahre in der Ehe gelebt hat. Er war unter Friederich dem Großen Soldat gewesen, und als man ihm erzählte, daß jetzt in Breslau, dem großen König zu Ehren, eine Reiter-Statue errichtet werden solle, gerieth der Greis vor Freude ganz außer sich. Leider hatte der Verblichene das Unglück, seit vielen Jahren blind zu sein; er lebte von Almosen, namentlich wurde er von dem menschenfreundlichen Gutsherrn, dem Grafen Eduard von Pückler, ansehnlich unterstützt.

— In vielen französischen Blättern liest man jetzt von den thätigen Bemühungen römisch-gesinnter Glaubensboten. So reiset gegenwärtig im Loire-Departement eine wirkliche Missionskaravane herum, die zu St. Martin-des-Trevaux ihre Arbeiten damit schloß, daß sie ein himmelhohes Kreuz aufpflanzte. Gerade wie zur Zeit der Restauration vor 1830.

— Vor einigen Tagen ward in Paris ein Mann, Namens Lecointe, auf offener Straße bei hellem Tage durch einen Pistolenschuß ermordet. Der Mörder hatte vor vier Jahren bei einem Speisewirth Davoust gewohnt, und war von ihm wegen Diebstahls verklagt, aber, weil Beweise mangelten, freigesprochen worden. Er hatte sich seitdem nicht wieder blicken lassen; aber einen unversöhnlichen Haß gegen seinen Ankläger nährend, erschien er am 20. Nov. plötzlich bei Davoust mit dem Vorsatze, ihn zu ermorden, setzte ihm zwei Pistolen auf die Brust, wagte aber nichts auszuführen. Als er zum Zimmer hinaus war, schrieen Davoust und seine Frau auf die Straße, daß man ihn aufhalten möge; er aber hielt die Verfolger durch seine vorgehaltenen Waffen von sich ab, bis ihn der obengenannte Lecointe, der in seiner Wohnung ruhig bei Tische gesessen und, durch den Lärm aufgeschreckt, hinunter geeilt war, furchtlos packte. Der Verfolgte hielt noch immer drohend seine Pistolen, und eben wollte eine Frau sich seiner Arme von hinten bemächtigen, als er schoß, und Lecointe von einer Kugel getroffen hinsank. Der Verwundete überlebte den Schuß nur wenige Stunden, und der Mörder, auf welchen sich nach geschehener That eine wüthende Volksmenge geworfen, ward unter furchtbaren Mißhandlungen, einen Strick um den Hals, nach dem Gefängniß abgeführt.

— Ein Knabe von 11 Jahren, Kind eines Büreau-Chefs im Kriegsministerium, hat sich dieser Tage in Paris entleibt. Auf einige Verweise seiner Mutter hatte er geantwortet: „Ich bin unglücklich hier, man setzt mir unaufhörlich zu, ich werde mich tödten.“ Ein paar Augenblicke nachher nahm der Knabe eine Pistole und erschoß sich.

Kürzlich verließ ein erst 15 Jahr alter spanischer Flüchtling, Namens Joura, Bayonne, um sich mit 315 Fr. nach Dar zu begeben, um seine im Schuldgefängniß sitzende Mutter zu erlösen. Unterwegs traf er vier karlistische Soldaten, von denen er als seinen Landsleuten Schutz erwartete, die ihn aber, da sie vermutheten, daß er Geld habe, zu Boden schlugen, ausplünderten, das Geld unter sich theilten und davon gingen. Nur Einer faßte Mitleid mit dem Jüngling, blieb bei ihm, bis die andern fort waren, gab ihm seinen Antheil an der Beute zurück, nahm ihn selbst auf den Rücken und trug ihn nach Dar. Joura eilte zum Polizeikommissär und in weniger als einer Stunde waren die drei andern Räuber eingebracht. Joura bekam sein Geld wieder und hatte die Freude, seine Mutter befreien zu können.

— Zu Nantes ist am 20. Nov. eine 104 Jahr alte Jungfrau gestorben. Sie war bis zu ihrem Ende bei vollen Verstandeskräften, hatte gesunde Zähne und kaum etwas graulicheS Haar.

— Eine junge Frau in der Nachbarschaft von Bloye ist dieser Tage mit einem Kinde niedergekommen, das drei vollkommen ausgebildete Köpfe hatte. Merkwürdig war bei dieser Erscheinung, daß jeder Kopf eine andere Gesichtsbildung hatte, und einer dem Vater, ein anderer der Mutter und der dritte dem Großvater von väterlicher Seite glich. Einer hatte schwarzes, der andere helles, und der dritte tiefrothes Haar.

— Der Schriftsteller Sainton hat sich neulich selbst durch Zufall getödtet. Er sprang auf der Jagd mit einer geladenen Flinte über einen Graben, der Schuß ging los und traf ihn gerade in's Herz.

— In Lyon und andern Fabriken Frankreichs sollen zwei Drittel der Webstühle still stehen und die Arbeiter einer traurigen Zeit entgegen sehen.

— Der See-Präfekt von Toulon hat Befehl erhalten, mehrere leichte Schiffe abzusenden, um an der Küste von Livorno und Ports-Vendres zu kreuzen, die von den Küsten Italiens abgehenden Schiffe zu beaufsichtigen und jeden Versuch des Herzogs von Bordeaux zur Bewerkstelligung einer Landung in Frankreich zu verhindern. Befehle sind ebenfalls an alle Autoritäten der Küsten des Mittelmeeres und des Ozeans gesandt worden; und sie müssen Maßregeln treffen, um sich einer Landung zu widersetzen. Endlich vernehmen wir, daß mehr als fünfzig Polizei-Agenten seit einem Monat nach Italien abgegangen sind, um alle Schritte des Herzogs von Bordeaux und der Herzogin von Berry zu beobachten.

— In der Spinnerei des Herr Nuel zu Pissel ist in der Nacht vom 26. zum 27. November Feuer ausgebrochen; der Verlust wird auf mehr als 160,000 Fr. geschätzt. Ueber 200 Arbeiter, die in der Fabrik beschäftigt waren, sind jetzt arbeitslos.

— Im Viertel des Palais-Royal vernahm man am 28. Nov. Abends eine gewaltige Explosion, durch die eine Mauer-Ecke weggerissen wurde; in der Mauer und den Fensterladen des gegenüberliegenden Hauses fand man tiefe Spuren von Flintenkugeln und auf der Straße las man über 40 plattgeschossene Kalibekugeln auf. Die Maschine hat man nicht gefunden. Glücklicher Weise ist Niemand von den Kugeln getroffen worden. Zwei Personen, die in dem Hause wohnten, von wo die Explosion ausging, sollen verhaftet worden sein.

— Zwei Herenmeister, Namens Dumort und Pelagie, standen am 19. Nov. vor dem Assisenhof der Nieder-Seine. Sie hatten einen in ein junges Mädchen verliebten Alten überredet, er werde dessen Widerstand Mittels eines Kaninchenschwanzes besiegen, den sie ihm für 2000 Fr. verkauften. Der Herenmeister Dumort wurde zu fünfjähriger Zwangsarbeit und sein Mitschuldiger zu dreimonatlichem Gefängniß verurtheilt.

— 23. v. M. ist die Dampfmaschine einer Mühle zu Vieux-Waleffe zersprungen. Eine heftige Explosion erfolgte und das Gebäude wurde von Grund aus zerstört. Zehn Arbeiter waren im Gebäude, sie wurden zu Boden geworfen, verwundet, verbrannt und größten Theils unter den Trümmern begraben. Fünf sind gestorben, die übrigen sind mit Wunden und Brandmalen bedeckt; man hofft, daß ihre Wunden nicht tödtlich sein werden. Unter den Todten befindet sich ein gewisser Babet von Huy, der dort eine Destillerie leitete. Er war bei der Explosion in seinem Zimmer auf dem ersten Stock, er wurde ungefähr 50 Fuß hoch in die Luft geschleudert und fiel todt auf einer benachbarte Wiese nieder. Ein Zimmermann wurde in den Kessel geschleudert, ganz verbrannt, und die Knochen und der Kopf wurden ihm zerschmettert. Dieser Unglückliche hinterläßt eine Wittwe in gesegneten Umständen und 5 kleine Kinder. Sein 8 Jahre alter Sohn war im Augenblick des Ereignisses bei ihm; ihm wurde nur eine Zehe weggerissen. Die übrigen 3 Getödteten waren ebenfalls Zimmerleute.

— Die Königin von England soll Willens sein, sich mit dem Herzog Albert von Sachsen-Koburg-Gotha zu Anfang April 1840 zu vermählen. Doch nicht etwa grade auf den ersten?

— Ein englischer Statistiker hat ausgerechnet, daß, wenn man die gesammte Bevölkerung der Erde auf nahe an tausend Millionen annehme, welche durchschnittlich dreißig Jahre lebten, dann von den Menschen zur Welt kommen und mit Tod abgehen: in jeder Sekunde 1, in in jeder Minute 60, in jeder Stunde 3600, an jedem Tage 86,500, in jeder Woche 604,800, in jedem Monat 2,592,000, in jedem Jahre 31,596,000.

— Den rastlosen Bemühungen des norwegischen Predigers Steckfleth ist es endlich gelungen, die Sprache der Lappländer zu einer Schriftsprache umzubilden, von welcher sich dieser eifrige Forscher, da die Sprache an sich reich ist, die schönsten Resultate verspricht. In kurzer Zeit wird eine lappische Grammatik und der Anfang eines lappischen Wörterbuches erscheinen.

— Die nordische Kirchenzeitung berichtet, daß in Kopenhagen durch einen Hamburger Comissär, Namens Ducken und einen getauften Juden aus Odense, Namens Löbner, eine neue Gemeinde gestiftet worden sei, welche die Gültigkeit der Kindertaufe läugnet; Erwachsene tauft aber gegen den Namen „Wiedertäufer" protestirt. Die Gemeinde besteht für den Augenblick aus eilf Personen, welche vor wenigen Tagen entkleidet in einen nahen bei Kopenhagen gelegenen See niedergetaucht worden sind, und so durch ein bildliches Begraben des alten Adams in reinigendes Wasser die rechte Weihe erhalten haben. Das heilige Abendmahl genießt die Gemeinde, den Kalvinisten ähnlich, in Form eines förmlichen Gastmahles bei verschlossenen Thüren.

— Im Jahre 1837 kehrten aus Chiwa in Turkestan 25 russische Gefangene in ihre Heimath zurück. Die Gefangenen kamen in Orenburg den 30. Nov. an, zugleich mit den bucharischen Karawanen, denen sich die chiwinischen Abgeordneten auf der Reise angeschlossen hatten. Die ganze Stadt kam den Ausgewanderten bis jenseits des Tauschhofes entgegen; die Geistlichkeit zog mit den Kreuzen aus, besprengte mit Weihwasser die Zurückkehrenden und hielt ein Dankgebet. Unter diesen Gefangenen war einer, der schon seit 55 Jahren in der Sklaverei geschmachtet hatte. Die Kaufmannschaft bewirthete ihre damals gleichsam wiedergeborenen Landsleute dort unter freiem Himmel, in einer eigens dazu erbauten Kibitke, mit einem Mahle, zu dem drei schwache Greise auf Hän-

den getragen wurden, der Dritte ging, auf eine Krücke gestützt, auf seinen Füßen, obgleich er 120 Jahre alt war. Im August d. J. schickte Chiwa noch 80 Mann; dies waren meistens Arbeiter aus Astrachan, die auf dem kaspischen Meere beim Fischfang gefangen wurden. Es befinden sich unter ihnen einige Soldaten und Kosacken, und unter andern ein tschernomorischer Kosack, der bei Erivan in persische Gefangenschaft gerathen, nach Astrabad, von da nach Turkomenien und von dort nach Chiwa geschleppt wurde.

Seufzer eines geplagten Ehemannes.

Die größte Plag auf dieser Welt
Ist wohl ein böses Weib,
Man ist in eine Höll' gestellt,
Verdruß der Zeitvertreib.

Zum Frühstück giebts gewöhnlich Zank,
Vorwürfe zum Mittag,
Für Fleiß in Arbeit Teufelsdank,
Trotz Sparsamkeit nur Klag.

Des Abends giebt's ein schief Gesicht
Statt Lieblichkeit und Huld,
In Allem was sich abnutzt, bricht,
Ist nur der Mann die Schuld.

Was nicht gelingt, hat er verpfuscht,
Ob er gleich nichts d'ran that;
Und wird von ihm etwas vertuscht,
Und sie erfährt's, o Gnad'!

Da giebt es nicht Barmherzigkeit,
In beißend gift'ger Red'
Wird's vorgehalten lang und breit,
Bis daß er es gesteht.

Befehlen, räsonniren geht
Bei ihr, als wär's geschmiert;
Wenn man das Folgen nicht versteht,
Wird höll'scher Lärm verführt.

Und mache man es wie man will,
Dem Weib ist's niemals recht,
Nie steht ihr Tadelzüngkein still,
Was er thut, das ist schlecht.

Und wäre er auch noch so klug,
Sie macht den Kopf ihm heiß,
Er kennt gewiß nichts gut genug,
Das sie nicht besser weiß.

Dem bösen Weib ist's niemals wohl.
Ist er vergnügt, will ruh'n;
Ihr Auge schwillt, die Zung' wird hohl,
Ihm Kränkung anzuthun.

Tritt er nur ein Mal ernsthaft auf,
Zieht sie den Mund zum Ohr,
Und läßt des Zornes Thränen Lauf,
Hält beide Hände vor.

Im Keifen wird sie nimmer satt;
Nichts ist im ganzen Land,
Woran sie nicht zu tadeln hat,
Und käm's aus Gottes Hand.

Und giebt man ihr nicht immer Recht,'
Hängt sie das böse Maul,
Gleich dem betrunknen Sattelknecht
Und seinem alten Gaul.

Laß' ich einst malen meine Frau,
Thu ichs um diese Stund,
So zeigt ihr Portrait mir genau,
Des Eh'stand's Wochenrund.'

Diese beiden Blätter werden auch das nächste Jahr erscheinen und das eine wie bisdahin das angenehm Unterhaltende und Belehrende, so wie das andere in gedrängter Kürze den verehrten Lesern das Neueste zu bringen fortfahren; über die Angelegenheiten des Landes erscheinen darin kurze und bündige, leichtverständliche Winke und launige Bemerkungen. Ohne einer Partei anzugehören und sich weder einer herrschenden, noch herrschen wollenden anzuschließen, werden sie freimüthig scherzhaftem Witze den Lauf lassen über alles öffentlich zu Besprechende. Mittheilungen dieser Art werden mit Dank angenommen und der Tendenz der Blätter angemessen redigirt, so wie auch Bekanntmachungen gegen Vergütung von 2 Kreuzer per Zeile aufgenommen werden.

Bei diesem Anlaß ersuchen wir alle diejenigen verehrten Abonnenten, welche für das nun zu Ende gehende Jahr rückständige Quartalbeträge zu entrichten haben, dieselben beförderlichst einzusenden. Eben so bittet man, allfällige Bestellungen für das nächste Jahr zu rechter Zeit einzureichen, damit nicht, wie in diesem Quartal, wo erst noch in der Mitte unerwartet neue Abonnenten kamen, Manche die Nummern nicht mehr vollständig erhalten können. Die Expedition.

— Beim Verleger dieses Blattes ist erschienen und um 6 Bz. zu haben:

Ueber die vielen und langen Prozesse und ihre Vermeidung durch Einführung freier Schiedsgerichte für bürgerliche Rechtsstreitigkeiten Von einem Freunde des Volkes und Rechts.

Neues und unterhaltendes Frag- und Antwortspiel in 64 Fragen und ebensoviel Antworten; 2 Bz. Auf Kärtchen gezogen 4 Bz.

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau.

No. 50. 13. Dez. 1839.

Das Alpenhorn,

ein Volksblatt

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Zweiter Jahrgang.

Auch ohne Licht und Wissenschaft — mag Mond wie Sterne funkeln, —
Der Mensch jedoch tappt, Thieren gleich, im Staub stets und im Dunkeln.

Heimkehr.

Am Kreuz auf der Höhe da lehnt sich
Der Wandrer so lang auf den Stab,
Da schaut er mit thränenden Augen
Ins Thal auf die Häuser hinab.

Es ist ja die Heimath, die golden
Am Abend hier vor ihm sich dehnt,
Nun hat er sie wieder errungen,
Nach der er so lang sich gesehnt.

Da steht auf dem Hügel die Kirche,
So hell noch und rein wie zuvor,
Nur schattiger ragen die Linden
Und dichter die Gräber empor.

Da schöpfen sie Wasser am Brunnen,
Und dort ist der Eltern Haus;
Es wohnen jetzt Fremde darinnen,
Und fremd sieht's drinnen wohl aus.

So vieles ist neu geworden,
Das junge Geschlecht hat nicht Raum,
Es bau'n sich die Dörfer zu Städten,
Sonst — jetzt — ach, es ist wie ein Traum!

Das Flüßchen mit Steg und mit Weiden,
Biegt glänzend durch Wiesen sich hin; —
Wie waren das mächtige Wasser
Dem maßlosen, kindischen Sinn.

Ach! Berg' und Wälder und Weiden
Erscheinen gering jetzt und klein,
So schwinden im alternden Herzen
Auch Hoffnung und Freude mit ein.

Die Pflüger ziehn heim von den Feldern,
Hier glimmt schon und dorten ein Licht; —
Er grüßt vor den Thüren die Leute,
Er kennt sie, sie kennen ihn nicht.

Die Kabylen.

Bei den empfindlichen Streichen, welche die Franzosen erst kürzlich in Africa wieder erhalten haben, ist es wohl für unsere Leser nicht uninteressant, einige Notizen dieser Völkerschaften zu vernehmen.

Die um die Stadt Budschia wohnenden Stämme, welche an 20,000 Krieger sollen in's Feld stellen können, sind in Gruruba's oder Distrikte, letztere in Daschkrahs oder Dörfer getheilt. Selten bestehen diese Daschkrahs aus mehr als dreißig Gurbis (Strohhütten), deren jede eine Familie bewohnt. Die Stämme stehen unter der Herrschaft von Kaids und Scheikhs, die aber über ihre unbändigen Untergebenen im Grunde nur eine geringe Macht üben. Die Justizpflege wird von den Thalebs (Gelehrten) verwaltet. Die größte Verehrung genießen ihre Marabuts, deren Einfluß sowohl in religiösen als weltlichen Dingen fast ohne Gränze ist, deren Andenken auch nach ihrem Tod noch lange Jahre fortwirkt, und über deren Ruhestätten weiße Tempel, manchmal auf den höchsten Gipfeln des Gebirgs, gebaut werden. Es gab solche Heilige — die Eingeborenen nennen sie Mrbat — deren Einfluß sich über das ganze Land erstreckte, und zu denen von nahe und fern Pilger, auch Araber und Mauren, wallfahrteten, um ihnen Geschenke zu bringen und ihren Segen zu holen. Ein solcher hochgefeierter Marabut, deren es aber nur sehr wenige gab, war der uralte Sidi-Ali-ben-Aissa, ein fast hundertjähriger Greis, welcher im Stamme der Flissa am Ufer des Dschurschura wohnte und 1835 starb. Wenn ein berühmter Marabut den Dschad oder heiligen Krieg predigt, dann rückt Alles in den Kampf, und mehr als ein Fanatiker weiht sich freiwillig dem Tod. Man hat davon in den letzten Jahren manches Beispiel bei den Angriffen der Mezzaia gegen Budschia erfahren.

Die Kabylen sind Ackerbauer, haben feste Wohnsitze, leben sehr frugal und besitzen lange nicht den Heerdenreichthum der Araber. Sie sind dagegen etwas industriöser als letztere, in manchen Handwerken wohl erfahren, verstehen Waffen zu schmieden, Schießpulver zu bereiten, falsche Münzen zu prägen. — Ihre Kleidung ist immer schmutzig, zerlumpt, über alle Vorstellung armselig. Sie hüllen um

den Körper eine Art Wolltunica, welche man auch Haikh nennt, wie das arabische Unterkleid; ihre Beine sind nackt, um die Füße befestigen sie mit Stricken ein Stück Schafhaut zum Schutz gegen die scharfen Steine. Sie scheeren ihr Haupt, haben wenig Bart, sind meist unter mittlerer Größe, mager aber knochenfest. Wildheit, Haß und Mordlust blitzt aus ihren schwarzen Augen von großer Beweglichkeit, ihre Sprache ist noch lärmender als die arabische, und sie zeigen dabei Zähne so blendend weiß, wie die des Schakals. Da die Kabylen ein sehr armes Volk sind, da auch unter ihnen, wie unter allen Mohammedanern das Vergraben des Geldes Sitte ist, wodurch häufig der Vater den Sohn um sein Erbe betrügt, so sind viele junge Kabylen genöthigt, in den Städten einige Jahre als Taglöhner zu arbeiten, bis sie etwa hundert Budschus verdient haben, womit sie dann ein Weib und ein Gewehr kaufen können. In Algier und der Umgebung arbeiten immer gegen viertausend solcher Kabylen als Taglöhner, schlafen dort unter freiem Himmel, leben von Wasser und ungesäuertem Brod und sparen und kargen, bis sie ungefähr die erwähnte Summe beisammen haben, worauf sie in ihre Berge wiederkehren, um dort frei und unabhängig zu leben. Sie sind sehr genügsam. Ihr Haikh, den sie oft aus hundert morschen Lumpen zusammengeflickt, von ihrem Großvater geerbt haben, reicht für ihr ganzes Leben hin. Ein Weib, eine Hütte, eine Flinte, ein Yataghan, einige Ziegen, ein Maulthier und ein Hund, mehr bedarf der Kabyle nicht, um in seiner Art glücklich zu leben. Er bringt seine Tage in einförmiger Weise zu, arbeitet einige Stunden auf seinem Acker, kost mit seinem Weib, das eben so wild und schmutzig ist wie er, streckt sich dann träge in den Sonnenschein und schaut — vielleicht gedankenleer, denn der Kabyle hat nicht die Poesie der Araber — *auf das Meer oder die Ebene unter ihm herab*; oft spielt er auch auf einer hölzernen Pfeife eintönige, langweilige Melodieen. Da er keine weitern Genüsse kennt, hat er auch keine Wünsche. Die, welche außer den angeführten Gegenständen etwa noch ein Häuschen von Stein und ein Pferd besitzen, werden für die glücklichsten unter den Sterblichen gehalten. In dieses monotone Leben bringt nur der Krieg häufige, aber wenig beneidenswerthe Episoden. Die Kabylen führen beständigen Krieg unter sich, Stamm gegen Stamm, Dorf gegen Dorf, Hütte gegen Hütte. Kein Volk der Welt lebt in größerer Freiheit, keines auch in wilderer Anarchie, als diese Atlasbewohner. Die zurückgekehrten Ren gaten erzählten uns, daß oft Bewohner eines und desselben Daschkhra wegen eines verübten Ehebruchs oder Diebstahls auf das wüthendste über einander hergefallen; die nächsten Blutsverwandten vergossen ihr Blut, der Bruder mordete den Bruder, bis die Marabuts kamen und Frieden stifteten.

Ein Pflanzer, der mit einer jungen Spanierin aus Minorca verheirathet war, besaß in der Umgegend Algiers unweit Kuba ein Landgütchen und beschäftigte außer einigen europäischen Taglöhnern noch drei Kabylen, deren Anhänglichkeit er durch die freundlichste Behandlung zu gewinnen hoffte. Er schenkte ihnen zuletzt so viel Vertrauen, daß er sie mit im Hause schlafen ließ, was die Türken nie gethan. In einer Nacht kam die junge Ehefrau schreckensbleich nach dem Lager Kuba geflohen. Die Kabylen hatten ihren Mann an ihrer Seite im Schlafe erwürgt, hatten ihre Kinder, ihre Verwandten, ihre deutschen Tagelöhner eben so meuchlings gemordet, und sie selbst entging nur dem Tod, weil einer der Kabylen ihr seine Liebe zugewendet hatte. Sie entriß sich seinen widrigen Zudringlichkeiten durch einen Sprung durch das Fenster. Man fand acht Leichname im Haus, die Kabylen entkamen, nachdem sie alles Geld mit sich genommen, in die Berge. Man hat noch kein Beispiel erlebt, daß ein Kabyle für Wohlthat sich je dankbar bewiesen. Herr Rozet, Kapitän des Generalstabes, welcher die Taglöhner in Algier öfters in ihren Fonduks besuchte, freundlich mit ihnen plauderte und ihnen auch wohl Geld gab, damit sie ihm recht viel von ihrem Land und Volk erzählten, machte ihnen im Scherz den Vorschlag, sie auf ihre Berge zu begleiten. Sie sahen einander mit ironischem Lächeln an und schwiegen. Mein Leben wäre bei euch wohl in Gefahr? fragte hierauf der Offizier. — Ihr selbst würdet mir vielleicht den Kopf abschneiden? — Ah! — riefen sie mit einem seltsamen Ausdruck und sagten weiter kein Wort. Viele kranke Kabylen wurden im Algierer Civilhospital von den barmherzigen Schwestern auf das liebevollste gepflegt. Ein Arzt fragte einst einen dieser Tagelöhner, welcher geheilt das Krankenhaus verließ — würdest Du diesen Frauen ein Leid anthun, wenn Du sie auf Deinen Bergen träfest? — Der Kabyle antwortete höhnisch: Ich würde ihnen nicht den Kopf abschneiden, aber..... —

Die Araber besitzen doch einige wenige unbestreitbare Tugenden. Sie ehren ihre Väter und ihre Greise auf eine wirklich rührende Art, sind sehr mildthätig gegen Blinde und Wahnsinnige, zeigen sich manchmal für Wohlthaten erkenntlich, sind sehr gastfrei unter sich, und zuweilen auch gegen den Christen. Leute, die sie persönlich genau kennen, sind in ihren Duars stets einer herzlichen Aufnahme gewiß. Abd-El-Kader endlich ist eine so edle Erscheinung, steht so erhaben über seinem Volk, ist mild, keusch, ohne Fanatismus, wußte viele Europäer, auch seine politischen Gegner so sehr für sich einzunehmen, daß man dem Herrn Pelissier die fast enthusiastische Bewunderung des Emirs vergeben muß. Das Gleiche ist den meisten Franzosen widerfahren, die ihn persönlich kennen gelernt haben. Ganz anders ist es mit den Kabylen, von denen man, fast möchte man sagen, nicht eine Tugend kennt, und deren Häuptlinge gleich verworfen, gleich verrätherisch und treulos wie ihr Volk sind. An starken Leidenschaften aber, die nur in Metzeleien, Anarchie und Krieg bei den Kabylen sich bewähren, fehlt es in Europa leider keines Weges. Wir haben in Spanien eine Probe, was noch heutiges Tages die Exaltation der rothen Mützen und der braunen Capuzen vermag. Vor einem Glauben aber, der den Mord heiligt, der Blutschande Raub und die widrigsten Ausschweifungen tolerirt, bewahre der Himmel alle ungläubigen Europäer!

Seitdem Budschia in den Händen der Franzosen ist, brachen die Stämme der Landschaft allen Verkehr mit ihm ab. Wenn sie kamen, geschah es nur, um die Stadt mit einer Wuth anzugreifen, wie solche die Franzosen noch nie zuvor in diesem Lande erfahren. Die massiven Blockhäuser Salem und Kliffa außerhalb der Stadt wurden öfters hart bedrängt. So besonders am 5. Juni 1834, wo 4000 Kabylen das Blockhaus Salem umgaben, die Erdschanzen erklimmten, mehrere Kanoniere dicht an ihren Stücken niederhieben, und nur durch Handgranaten endlich zum Rückzug gezwungen wurden. Der tapfere Duvivier, der damals nur eine Besatzung von 400 Mann unter seinen Befehlen hatte, wagte keinen Ausfall. Man gewahrte unter diesen Horden öfters auch Weiber, die, wenn sie nicht selbst mitkämpften, doch die Krieger durch ihr Geschrei ermunterten, wie die Weiber der Teutonen. Am 8. Juni 1836 führte die Wittwe

eines Scheikhs, welcher Tags zuvor bei dem Blockhaus Oriar getödtet worden, eine zahlreiche Kolonne von Bergbewohnern auf denselben Platz, und blieb unter wüthendem Geheul über eine Stunde lang dem Feuer der Artillerie der Schanzen ausgesetzt. Bei einigen Ausfällen kam es zwischen den französischen Chasseurs und den Kabylen zu merkwürdigen Gefechten mit der blanken Waffe, wobei letztere nicht immer den Kürzern zogen. Nie wollten diese Stämme von Frieden oder auch nur von Waffenstillstand mit den Franzosen etwas hören. Ein einziger Häuptling, der tiefer im Innern wohnte, Ulid-Urebbah, Scheikh des ziemlich unbedeutenden Stammes der Ulad-Abd-el-Dschebar, welcher einige Hundert Reiter stellt, wollte aus Haß gegen die Mezaia mit den Franzosen ein Bündniß schließen, welches sich aber wieder zerschlug, da er seine Versprechungen nicht erfüllte. Die französische Besatzung hatte ein trauriges Leben. Nicht zahlreich genug, um gegen die Kabilen das Feld behaupten zu können, wurde sie von diesen eng blokirt, durfte sich nie über 500 Schritte außerhalb der Schanzen wagen, und bezog ihre Lebensmittel nur zur See. Die Angriffe der Stämme wurden seit 1835 immer seltener, und man hörte in den letzten Jahren sehr wenig von Budschia. Was sich dort ereignete, waren nur Episoden ohne Zusammenhang mit den übrigen Begebenheiten im Land. Eine solche Episode war die erwähnte Ermordung des Obercommandanten von Budschia, Salomon de Musis. Auf einem Plätzchen am Seeufer, wo jetzt ein kleines Gebäude steht, 500 Schritte von den Schanzen, wurde dieser unglückliche, zu arglose Officier sammt seinem Dollmetscher im Angesicht der Garnison erschlagen. Der damalige Gouverneur, Marschall Clauzel, statt seinen Tod zu rächen, ließ ihm ein schönes Grabdenkmal setzen.

Die dumpfe Stille, welche die Landschaft Budschias drückt, ist eigentlich ihr hervortretendster Charakter. Dieses in grüner Ueppigkeit lachende, aber menschenleere Summamthal erinnert an die schönsten Matten der Schweiz und Tyrols, Das kräftigste Gras, Gebirgsblumen aller Farben neben rauhem Gestein, reichlicher Quellenlauf und Wasserstürze von den Bergen versetzten mich bald in das Zillerthal, bald in eine Gegend unweit Golling und Hallein, aber Heerdengeklingel, Kuhreigen und Jodellieder, diese heitern Alpenbegleiter, waren ferne. Hier schwebten nur Raubmöven über dem Gestade, sonst war nicht ein sich regendes Wesen im weiten Thale bemerkbar. Eine solche dumpfe Ruhe würde in einer Wüstenei nicht erschrecken. Man findet es wohl natürlich, daß kein lustiges Gascognerleben in der Sahara tönt, daß kein schmuckes Alpenmädchen grüßt, wo keine Blume gedeiht. Das Schweigen ist dem Wanderer dort eine Wohlthat, es läßt die Phantasie ungestört über schrankenlose Räume irren — in einer so gesegneten Gegend aber, wie in der von Budschia, regt sich bei dieser Stille gleich die Ahnung irgend eines grauenvollen Geheimnisses. Ein poetischer Orientale fände hier wohl Stoff zur Vergleichung mit dem Blad-mesthutin, dem verwünschten Land, wie es vorkommt im arabischen Mährchen, oder mit dem Eden nach der Verfluchung Adams.

Diplomatische Rache.

Cadenas, spanischer Gesandter am Londoner Hofe zur Zeit Karls I. hatte sich den Paß des Protektors Olivier Cromwell zugezogen, und dieser ihn auch auf eine kränkende Weise gegen den Gesandten geäußert. Cadenas kehrte nach Spanien zurück, und Philipp III. machte ihn zum Staatssekretär. Er konnte die von Cromwell erlittene Beleidigung nie vergessen, und es war daher natürlich, daß er ihm in allen Angelegenheiten, wo es nur möglich war, Hindernisse in den Weg legte.

Cromwell bot Alles auf, diesen verhaßten Widersacher vom spanischen Hofe zu entfernen, doch seine Intriguen blieben ohne Erfolg.

Ein so rachsüchtiges und hinterlistiges Gemüth ermüdete aber nicht bei den ersten fehlgeschlagenen Versuchen, vielmehr spornten sie ihn noch mehr an, auf Mittel zu sinnen, seinen heimtückischen Zweck zu erreichen.

Einst ließ er den Kerkermeister zu Newgate zu sich rufen. Dieser erschien.

Habt Ihr nicht unter den gefangenen Verbrechern einen, der die Kunst versteht, alle Arten von Schlösser zu öffnen, daß man dies nicht gewahr wird?

Nach einigem Nachsinnen versetzte der Kerkermeister: Ja ich glaube daß Thomas Green dies versteht. Aber der Spitzbube ist schon zum Tode verurtheilt und soll Morgen hingerichtet werden.

Es ist gut, geht und schickt mir den Kerl.

Der Kerkermeister entfernte sich und brachte bald darauf den Verbrecher unter sicherer Bedeckung zum Protektor. Cromwell legte ihm die nämliche Frage vor.

Der zum Tode Verurtheilte versicherte, daß er dem Verlangen des Protektors genügen könne. Er mußte Proben seiner gefährlichen Geschicklichkeit an den künstlichsten Schlössern machen. Keine mißlang. Cromwell war darüber höchst vergnügt und zeigte dem Verbrecher die Zeichnung von einem Garten, in dessen Mitte ein Pavillon stand. In diesem letztern sind viele Thüren, sagte er, und jede ist mit drei verschiedenen festen Schlössern versehen. Getraust du dir wohl, sie alle, ohne Geräusch und ohne daß man eine Verletzung ahnet, aufzumachen?

Warum nicht? versetzte der Befragte frech, wenn auch darin hundert Thüren wären und jede mit tausend Schlössern, ich machte sie doch auf und käme hinein.

Cromwell nahm den Kerl nun in sein Kabinett. Hier sagte er zu ihm: Ich will dir nicht nur das Leben schenken, sondern dich reichlich belohnen und mehr als du denkst, wenn du einen Auftrag ausrichtest, zu dem du mir geschickt scheinst.

Thomas Green gelobte dies alles für einen solchen Preis.

Der Garten mit dem Pavillon darin, den ich dir oben im Abriß gezeigt habe, liegt in Madrid. Du wirst ihn dort danach leicht auffinden. Du mußt nach Madrid reisen, dir durch deine Kunst den Eingang in den Pavillon heimlich öffnen, hier diesen versiegelten, aber wieder geöffneten Brief (er reichte ihm bei diesen Worten denselben dar) unter einen in einem rothtapezirten Zimmer befindlichen Schreibtisch werfen, dich dann ungesehen entfernen und eiligst nach England zurückkehren. Die nöthigen Gelder zur Hin- und Herreise werde ich dir sogleich zahlen lassen.

Alles wurde hienach schleunigst angeordnet. Green schiffte sich ein, aber Cromwell, der ihm noch nicht ganz traute, gab ihm noch einen Menschen mit, den er ebenfalls in das Geheimniß eingeweiht hatte, theils um ein wachsames Auge auf ihn zu haben, theils um zur Ausführung seines boshaften Planes mitzuwirken.

Als Beide in Madrid angekommen waren, ging Greens Begleiter nach Venedig ab, um dem dortigen Botschafter Depeschen einzuhändigen. Der offene, von Cromwell eigenhändig geschriebene Brief, den Green erhalten, war an Cadenas gerichtet, er dankte ihm darin, daß er seine Versprechungen so klug und vollständig erfüllt, und benachrichtigt ihn zugleich, wie er die dafür als Belohnung verheißenen 20,000 Pf. St., der getroffenen Verabredung gemäß, bei der Bank zu Venedig erhalten könne.

Cromwell hatte erkundschaftet, daß der König von Spanien in der Regel jeden Morgen sich in den gedachten Pavillon begab, und noch vor Cadenas Ankunft die eingelaufenen Depeschen durchsah, um Cadenas Vortrag desto leichter begreifen und einen Beschluß darüber fassen zu können.

Der König fand den eingeschwärzten Brief. Er erkannte die Hand des Protektors. Dies fiel ihm auf. Aber der Brief war in englischer Sprache geschrieben, davon verstand der Monarch keine Silbe. In seinem mißtrauischen Gemüthe erwachte um desto mehr Argwohn, als Cadenas gegen ihn nie davon etwas erwähnt, daß er mit Cromwell in einem Briefwechsel stände. Der König steckte den Brief zu sich und ließ sich, als Cadenas eintrat, nichts davon gegen diesen merken.

Sobald Philipp III. den Pavillon verlassen, ließ er ein Paar vertraute Staatsbeamte zu sich bescheiden. Er zeigte ihnen den Brief, und einer davon mußte ihn ins Spanische übersetzen. Sein Inhalt verrieth eine Verrätherei seines Staatssekretärs, da er ihn aber stets als einen ihm treu ergebenen Diener und durchaus rechtlichen Mann befunden hatte, so trug er Bedenken, ohne weitere Beweise ihn zu verurtheilen. Hierin pflichteten ihm diejenigen bei, die er in das Geheimniß eingeweiht, und einer gab dem Monarchen den Rath, sogleich einen *zuverlässigen Mann nach Venedig abzuschicken*, der sich dort erkundigen müsse, ob es mit der Anweisung des Geldes seine Richtigkeit habe. Die Bestätigung dieses Umstandes würde die Wahrheit außer Zweifel setzen.

Der Abgeschickte kam bald mit der Nachricht zurück, daß ein eigenhändiges Schreiben von Cromwell bei der Bank von Venedig vorhanden sei, dem spanischen Staatssekretär Cadenas für des Protektors Rechnung die Summe von 20,000 Pf. St. gegen dessen Quittung zu bezahlen. Der Tag und der Monat dieses Schreibens stimmten genau mit der Bekanntmachung an Cadenas, die der König in dem Pavillon gefunden hatte, überein. Alle seine Versicherungen der Unschuld waren ohne Erfolg, er konnte diese wider ihn sprechenden Briefe nicht vernichten. Anfänglich stimmte man dahin, daß er am Leben bestraft werden müsse, und nur der König, eingedenk seiner frühern Verdienste und seines hohen Alters, verlangte ein minderes Urtheil. Dies fiel dahin aus, daß Cadenas, als ein Landesverräther, für ehrlos erklärt und aller seiner Güter beraubt wurde.

Die Jahreszeiten.

Frühling.

Unter Lieben, Singen, Scherzen,
Flieh'n die schönen Flitterwochen;
Was da blühte, wird gebrochen:
Veilchen, Rosen, Lilien, Herzen.

Sommer.

Drückend wird des Tages Schwüle,
Und es kommen schwere Wetter,
Dunkler färben sich die Blätter;
Doch die Frucht reift in der Stille.

Herbst.

Einem Kern, dem andern Reben —
Wer gescheidt ist, läßt sich's g'nügen,
Sieht den Sommer lustig fliegen,
Denkt: 's ist Manches Spinneweben.

Winter.

Wer bei Zeiten eingetragen,
Hat es warm in späten Tagen;
Wird die Erde trüb und trüber,
Glänzt der Himmel lichter drüber.

Mannigfaltiges.

Es war in Neapel. Ein armer Tänzer, Durante, welchen hinter den Coulissen des Theaters San Karlo den Schlag rührte, hinterließ seine Frau und Kinder im schrecklichsten Elend. Eine Künstlerin von demselben Theater versprach zuerst der Wittwe des Tänzers, zu ihrem Vortheile zu singen, schätzte dann jeden ihrer Freunde nach seinem Vermögen ab und stellte sich, dies Mal stolz auf die Gunst, dem Könige von Neapel vor.

Sire, sagte sie zu ihm, ich sammle für die Familie meines unglücklichen Kameraden Durante.

Ich sehe, Signora, Ihr Herz ist eben so schön als Ihre Stimme.

Sire, ich bin Almosensammlerin! Die Königin und der Prinz von Salerno haben mir Jeder 500 Franken gegeben, ich hoffe, Ew. Majestät wird nicht minder freigebig sein wollen, als Ihre erhabenen Verwandten.

Wie viel soll ich denn geben? fragte lächelnd der König.

Tausend Franken.

Da sind sie.

Die Wittwe ist jetzt glücklich, aber die bewundernswerthe Almosensammlerin mußte sterben. Sie ruht in Brüssel. Ihr Name war Malibran.

Ein Engländer ging in Amerika auf die Jagd und kam, sein Wild verfolgend auf einen Platz, wo er eine Schlange sah, die auf ein kleines Thier lauerte, aber es nicht so leicht fangen konnte. Es war gerade bergab, und das verfolgte Thier war im Vortheile im Hinunterlaufen, daher es auch einen großen Vorsprung erlangte. Da zeigte sich der Schlange kluge Ueberlegenheit, sie nahm ihren Schweif in ihren Rachen, bildete einen vollkommenen Zirkel, stellte sich auf und rollte gleich einem Reife den Berg hinab, machte dann wieder Jagd auf das arme Thierchen, das auch bald erreicht und verschlungen ward. Das Erstaunen des Engländers wurde noch gesteigert, als ihn ein Bruder Jonathan versicherte, das sei gar nichts Seltenes, und vor einigen Tagen habe ein Knabe sogar einen solchen Schlangenreif, ihn für hölzern haltend, nach Hause vor sich her laufen lassen, und erst als er hier, das Spielzeug zu vollenden, Schellen daran befestigen wollte, schnellte die eine solche Musik nicht liebende Schlange auseinander und entfloh zum Schrecken des Knaben.

DAS POSTHÖRNCHEN.

No. 50.

13. Dez. 1839.

Eine Wochenschrift
für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Alpenhorn mit Posthörnchen zusammen können für 7½ Batzen vierteljährliche Vorausbezahlung auf allen löbl. Postämtern des Kantons Aargau franko bezogen werden. Inserate, frankirt zugesendet, werden unter Verantwortlichkeit des Einsenders gegen Vergütung von 5 Rappen per Zeile aufgenommen; interessante oder erheiternde Mittheilungen mit Verschwiegenheit und Dank.

Tagesbegebenheiten.

Schweiz.

Man klagt bei uns so viel über Fahrläßigkeit sowohl als Unbehülflichkeit mancher Großrathsglieder, wodurch für die gemeinsamen Interessen manche Nachtheile und in der öffentlichen Stimmung hinwieder manche Mißhelligkeiten entstehen. Darüber wird sich aber niemand wundern, der da weiß, mit welcher Leichtfertigkeit und Bestechlichkeit manche Gemeinden bei den Wahlen zu Werke gehen. Wenn man den Gemeinds-Hansstoffel in den großen Rath wählt, wird er als Hansstoffel in die Sitzung gehen und auch als solcher wieder heim kommen, besäße er auch noch so viel Vermögen und hätte vor der Wahl auch noch so viele Maß Brenz aufgetischt. Benehmt euch beim Wählen wie Männer, und ihr werdet auch Männer finden. — Ein Rechtsgelehrter äußerte sich jüngsthin bei gewisser Gelegenheit: Je ungerechter der Handel sei, den man gewinne, desto mehr Ehre sei es für den Advokaten. Demnach scheint dieser sonst achtbare Stand auf den Abweg der falschen Ehre gerathen zu sein.

Aus dem Frickthal. Oft und viel hört man die Wünsche, daß diese und jene Gesetze revidirt werden möchten; aber noch nie hörte man den Wunsch, daß der §. 227 u. s. w. des allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches abgeändert werden möchte, der da heißt: „zum Beweis werden nur das Geständniß, Urkunden oder Zeugen zugelassen." Niemand wird es aber einfallen können, zu glauben, daß derjenige, der solchen Versuch machen will, Dinte, Federn und Papier, oder Zeugen mit sich nimmt. Es kommt mit diesem §. so weit, daß sich die ehelichen Söhne und Töchtern in den Gemeinden vor diesem immer stärker drohenden Ausfluge bald nicht mehr regen können.

Seitdem der Streit zwischen alten und neuen Verfassungen zu Ende ist, und die letztern sich faktisch wie rechtlich behauptet haben; seitdem die Bundesrevision ad acta erkennt worden und Jedermann sich glücklich schätzt, nicht mehr davon reden zu müssen und reden zu hören; seitdem es gelungen, einen eidg. Statusquo herbeizuführen, der weder die alte noch die neue genannt zu werden verdient, wohl aber aus alter und neuer Unordnung zusammengefugt ist; — — seitdem endlich auf den Gassen nicht Koth genug mehr zu finden ist, und weil er zudem nur beschmutzt, nicht verwundet, greifen die bösen Leute nach Verdächtigungen in Religion und Moral, und werfen verketzernd um sich. Verketzerung ist das verzweifelte Mittel, mit welchem man neue Unruhen und neue Umwälzungen herbeizuführen strebt. Es seien, so heißt es, die Behörden der sogenannten regenerirten Kantone, von irreligiösem Geiste beseelt, abgeneigt der Pflege der Tugend und Sittlichkeit, dem Schlamm des Gemeinen zugewendet, und mit Recht hege das Volk fürder kein Zutrauen zu ihnen. Die Lästerzungen und Lästerfedern wissen indessen kein einziges Faktum anzuführen, als die der Regierung von Zürich vorgeworfene Berufung des Doktor Strauß. Ob diese Recht oder Unrecht hatte, darüber ist genug geschrieben worden. Unzweifelhaft aber ist und bleibt, daß es an Bosheit und Niederträchtigkeit grenzt, den Staatsbehörden der genannten Kantone kollektiv irreligiöse und unsittliche Tendenzen unterzuschieben. Geht in Lesezirkel, und ihr werdet die Lästerer bald kennen, vielleicht auch ihre geheimen Triebfedern wahrnehmen.

— Den 4. Dez. Abends, zwischen 6 und 7 Uhr brach mitten in dem großen Dorfe Niederbipp Feuer aus, wo 2 Häuser von 6 Haushaltungen bewohnt, und ein Speicher ein Raub der Flammen geworden. Die meisten umliegenden Ortschaften eilten geschwind mit ihren Spritzen herbei, um den nothleidenden Mitchristen Hülfe zu leisten, und denselben ist größtentheils zu verdanken, daß das Feuer nicht weiter um sich griff, und die so nahe bei der Brandstätte gestandenen Strohhäuser noch gerettet wurden.

— Sonntag d. 1. Dez. Abends um 9 Uhr, wurde Feuerarbeiter Mezler bei Netstall auf offener Straße meuchlerisch angefallen, mißhandelt und ihm namentlich mit einem stumpfen Instrument drei sehr gefährliche Kopfwunden beigebracht, so daß er gegenwärtig noch nicht außer Lebensgefahr erklärt werden kann. Der höchste Verdacht dieses Verbrechens ruht auf Peter Stähli von Netstall; er wurde am Montag verhaftet.

— Ein gewisser Hr. Leu machte im Gr. Rathe von Luzern den Antrag, die Jesuiten einzuführen und ihnen den Jugendunterricht anzuvertrauen. Der Gr. Rath gab dem Herrn Leu seine Entrüstung zu erkennen, und verwarf dessen Antrag fast einmüthig. Die Zeitung, genannt „Lueg ins Land" spielt dabei eine verdächtige Zwitterrolle, sucht Unzufriedenheit im Volke zu erregen, und riecht stark und deutlich nach — Jesuiten. — Das Volk aber will gar nicht unruhig werden, und das ist fatal.

— In Egelshofen im Kanton Thurgau ist es v. M. unter dortigen Milizen, die sich über Bußenurtheile des Sektionskommandanten beschwerten, zu tollen Auftritten gekommen. Noch toller und unsinniger benahmen sich die Milizpflichtigen in Berligen, welche sich an der Vorschrift des eidgenössischen Reglements skandalisirten, wornach das in kleiner Uniform sich befindliche Militär beim Eintritt in eine Stube oder bei andern Anläßen durch Abziehen der Mütze salutiren soll. Die Bursche trieben den tollen Spuk so weit, daß sie sich komplotirten und am 20 Nov. einen bewaffneten Zug nach Egelshofen in Civilkleidern unternahmen. In einer außerordentlichen Sitzung vom 28. beschloß die Regierung, es haben die betreffenden Bezirksämter in Bezug auf diese Vorfälle den kriminellen Voruntersuch einzuleiten, und die Polizeibediensteten, die dem argen Treiben ruhig zusahen, ohne davon an Behörde Anzeige zu machen, seien durch die Bezirksämter angemessen zu bestrafen.

— In Niederbüren, St. Gallischen Bezirk Wyl, hat sich am 25. Nov. das Abscheuliche ereignet, daß Hochzeitleuten, welche sich daselbst im „Schäfli" aufhielten, Abends zwischen 9 und 10 Uhr drei Pferdegeschirre zerschnitten und die Chaisen auf die niederträchtigste Weise beschädigt wurden. Man schlägt den Schaden beiläufig zu 250 fl. an.

— Der große Rath des K. Tessin hatte auf Anstiften der Regierung die Schützengesellschaften aufgelöst und die Gebrüder Ciani in ihren burgerlichen Rechten eingestellt. Das warf Feuer ins Dach. Der Landsturm zog in Locarno ein, ohne Blutvergießen. Das Zeughaus nahmen die Bürger in Besitz und die Regierung ergriff die Flucht.

Ausland.

— Sowohl von den katholischen als protestantischen obersten Kirchenbehörden des Königreichs Baiern sind so eben Gebete für den König ausgegangen, welche täglich in den Schulen gehalten werden müssen. In dem protestantischen Formular, als dessen Verfasser man einen Consistorialrath bezeichnet, heißt es unter Anderm: „Laß uns, o Gott, in ihm (dem König) stets dein Bild erkennen und nie vergessen, daß er, von dir über uns gesetzt, in deinem Namen uns regiert. Gib uns ein dankbares und gehorsames Herz, daß wir frühe schon danach trachten, seine Freude zu sein und ein getreues Volk zu werden, das in ihm dich ehrt, in seinem Reich dein Reich fördert, und dadurch würdig wird, zur Fülle deiner Gnade zu gelangen."

— Ein Geistlicher hat unlängst in Kissingen nach beendigter Predigt von der Kanzel herab bekannt gemacht: „Eine Tabacksseife (man glaubt die seinige) sei verloren gegangen; der ehrliche Finder werde um Rückstattung gebeten." Das Vaterunser beschloß hierauf die Andacht.

— In Berlin häufen sich Verbrechen auf Verbrechen. Im Laufe letzter Woche ist eine Vergiftung bei einem jungen Mädchen vorgekommen, die durch schnelle ärztliche Hilfe noch gerettet werden konnte. — Ein Knabe von 12 Jahren hatte unlängst einen jungen Menschen beim Eintritt ins Theater mit einem Messerstiche stark verletzt. — Gestohlen wird in Berlin immer noch außerordentlich viel, und diese Mondscheinritter, denen, wenn der Mond nicht scheint, die Gaserleuchtung sehr zu statten kommt, zeigen dabei eine Kunstfertigkeit, daß man wirklich Gott danken muß, wenn man den Reck auf dem Leibe behält. Es ist merkwürdig, daß sich Berlin nicht nur durch seine großartigen Eisenbahnanlagen, sondern auch durch seine raffinirten Taschendiebe der Weltstadt London bald wird an die Seite stellen können.

— In diesem Jahr hat die von Dünkirchen ausgerüstete Fischerei bei Island einen unglücklichen Erfolg gehabt. Von 88 Schiffen, welche im Frühjahr absegelten, sind nur 70 zurückgekommen. 5 gingen an den Küsten von Island mit dem größten Theil ihrer Besatzung unter. Ueber das Schicksal der andern 13 ist man noch ungewiß, doch kann man mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß sie völlig verunglückt sind.

— „So ihr Zeichen und Wunder sehet, so wisset, daß das Ende der Dinge nahe ist." Diese Worte scheinen in den Köpfen Vieler einen argen Spuk zu treiben, denn es treten in der Welt Propheten auf, sehen in die Sterne und auf die Ereignisse, und wollen aus ihnen eine unheilvolle Zukunft vorhersagen, und zwar zunächst für das Jahr 1840. In Frankreich will man aus allerlei wunderbaren Erscheinungen am Himmel schließen, daß der Untergang der Welt bevorstehe; Andere meinen, die Welt werde nicht untergehen, aber in Frankreich werde sich Unerhörtes zutragen, und da man neulich wirklich einen Stern zur Mittagsstunde durch die Wolken leuchten sah, so weiß man nicht, ob er die Wiederkehr der Bourbonen, der Napoleoniden oder der Republik bedeute. Im Osten erheben sich Propheten und verkündigen den Sturz des türkischen Reichs, und eine gewaltige Zerrüttung aller Dinge. In Deutschland sind es die Pietisten, die mit dem Jahre 1840 den Beginn des tausendjährigen

Reichs erwarten. Alle Geldmänner sehen statt in die Sterne in die Courszettel und verkünden ein großes Unglück, nämlich einen Generalbankerott.

— Paris ist wieder in wilder Bewegung. Diejenigen, welche feine Ohren haben, lauschen nach dem Süden hin; um das Wimmern der sterbenden Mitbruder in Afrika zu vernehmen. Der Zivilisationskrieg auf französischer, und der heilige Krieg auf arabischer Seite stehen in vollen Flammen, und es dürfte sich bald entscheiden, ob das Zivile oder Heilige den Sieg davon tragen wird. Die großartigsten Rüstungen werden angeordnet, Millionen von Franken angewiesen, mit einem Worte es wird nichts gespart, um die Ehre der Heldennation zu retten. Dabei wird Paris selbst auf das Strengste bewacht, denn neue Entdeckungen der Polizei sollen wieder die abscheulichsten Pläne der Republikaner verrathen, so daß der Paishof wenigstens wieder die Aussicht auf einen Hochverraths-Prozeß hat.

— Ein Pariser-Blatt sagt über die Bewachung der Tuilerien Folgendes: "Jede Nacht, sobald die Gärten geräumt sind, stellt man unter gewissen Fenstern und an gewissen Thüren Schildwachen auf mit dem bei jeder Faktion ganz besonders erneuerten Befehl, nie: wer da? zu rufen; sie müssen, ohne zu warnen, Feuer geben auf jedes Individuum, das sich auf ihrer Seite nähern würde, wäre es auch selbst ihr Kapitän. Sie dürfen nur diejenigen schonen, die in einer gewissen Richtung zu ihnen kommen, und die sich gleich Anfangs und von Weitem durch ein stummes Signal kenntlich machen, worüber man im Voraus übereingekommen ist, und das jedesmal, wenn die Schildwache abgelöst wird, verändert wird. Das größte Geheimniß ist den zu diesem Dienst verwendeten Soldaten unter Androhung der schwersten Strafe anempfohlen worden. Dennoch ward es verrathen; in Frankreich wird man Alles gewahr."

— Ein Nationalgardist, der mehrere Male seinen Dienst versäumt hatte, wurde vor etwa zwei Wochen zu vierzehntägigem Gefängniß verurtheilt. Als er nach abgebüßter Strafe aus dem "Hotel des Haricots" nach Hause kam, fand er zu seinem Schrecken und Aerger, daß seine Magd, die er den Tag vor seiner Einsperrung gemiethet, ausgegeben, ihr Herr sei auf's Land, um seiner Verhaftung wegen Schulden auszuweichen, und er habe ihr vor seiner Abreise den Befehl gegeben, einen Theil seines Eigenthums bis zu dem Betrage von 6000 Fr. zu verkaufen, um den dringendsten Forderungen zu genügen. Die Spitzbübin hatte demnach über sein Vermögen verfügt und sich mit dem Gelde aus dem Staube gemacht.

— Ein armer Pole, Vesesti, ist vorigen Donnerstag in Paris auf eine traurige Weise gestorben. Er verdiente sein Brod als Schneider, war jedoch seit einiger Zeit ohne Arbeit und mit seiner Frau und zwei Kindern ohne Nahrung gewesen. Als er nun eine kleine Summe Geldes in die Hände bekam, hielt die Familie ein Mal wieder eine kräftige Mahlzeit, aber der Magen des armen Polen war durch das lange Fasten so schwach geworden, daß er das Essen nicht mehr verdauen konnte und fast sogleich starb.

— Die Herren Edelstein und Sohn von Warrington, haben seit Kurzem zu Lachdorf eine große Stecknadelfabrik errichtet, welche jetzt die größte in ganz England ist, indem sie in voller Thätigkeit 1000 Männer, Weiber und Kinder beschäftigt. Die Zahl der Nadeln, welche gegenwärtig wöchentlich fabricirt wird, beträgt 15 bis 16 Millionen.

— In den Irrenhäusern in und um London werden nicht weniger als 60 Männer und Weiber aufbewahrt, die Anspruch auf den britischen Thron machen. Eine der verwirrten Frauen behauptet, sie sei die wahre Königin Victoria, und Lord Melbourne habe sie im Irrenhaus eingesperrt, damit seine Geliebte, die jetzt auf dem Throne sitze, ihre Stelle einnehmen könne. Stolz schreitet sie in der Anstalt umher und ruft den andern Irren zu: "Zurück! Platz für eure erlauchte Königin Victoria!"

— Wer bis jetzt geglaubt hat, daß das Austreten der italienischen Flusse, namentlich des Po, durch das Schmelzen des Schnee's auf den unersteiglichen Höhen der Alpen bewirkt worden, der befindet sich in einem großen Irrthume, und möge deshalb die Ansicht lesen, die der Bischof von Modena darüber veröffentlicht hat. Er sagt nämlich: diese Ueberschwemmungen seien eine Plage, womit der Himmel Italien heimsucht, um es dafür zu strafen, daß es ungerechte Lehren und eine zahllose Menge verderblicher Schriften aller Art in seinem Schooße verbreiten lasse, und sich nicht sträube gegen die Einführung und Verbreitung der fanatischen Schule von der Seine, (also aus Paris), des Nationalismus aus dem Norden und der Träumereien der Verstandeslehre.

— Ein russischer Seefahrer hat eine Insel Namens Unaman entdeckt, wo die Frauen als Münze gelten. Alle Handelsgegenstände werden nach ihrem größern oder kleinern Werthe mit einer, zwei oder drei Frauen bezahlt. Ob es da wohl auch falsche Münze gibt?

— In einer New-York-Zeitung findet sich folgender Artikel: "Mein Ehemann, Abraham Nebel, Strumpfwirker, hat mich böslich verlassen, um irgendwo eine Frau oder Jungfrau zu betrügen. Ich warne daher besonders alle Strumpfwirker-Frauen und Jungfrauen, sich vor diesem abscheulichen Kerl zu hüten. Er ist ein kleiner, unansehnlicher Patron und hat eine Wunde an der Nase, die ich ihm vor seiner Entweichung gekratzt habe. Verlassene Judith Nebel.

— Gegen die Indianer in Florida soll von Seite der vereinigten Staaten eine ansehnliche Militärmacht verwendet werden. Es heißt wiederholt, daß man eine große Zahl sogenannter Bluthunde mitschicken und durch diese die armen Urbewohner aus den seit Jahrtausenden von ihren Vorfahren bewohnten Wäldern hetzen wolle. Diese Nachricht muß das Gefühl der gesitteten Welt empören. Im neunzehnten Jahrhundert und im christlichen

Amerika will die Regierung einer großherzigen Republik ihre Mitmenschen mit Hunden jagen! Zwar ließ auch die brittische Regierung nach siebenzigjährigem vergeblichem Kampfe zur Unterjochung der Maroon-Neger auf Jamaika Bluthunde zu ihrer Vertilgung aus Schottland kommen, aber kein britischer Offizier konnte selbst durch Anerbieten der höchsten Ehren vermocht werden, die Ausführung eines so scheußlichen Vorhabens zu übernehmen.

Die Gesundbrunnen in Aarau.

Ist einer krank, wär' gern gesund,
Der mag nach Aarau gehen,
Und lief' er auch die Füße wund,
So bleib' er doch nicht stehen.

Vermag er in der größten Eil'
Die Müh' zu überwinden,.
Wird er gewiß zum Lohn sein Heil
Dort in den Brunnen finden.

Zwar ist das Wasser nicht sehr rein,
Doch reich wohl im Gehalte,
Wohlriechender als Frankenwein,
Gesund für Jung' und Alte.

Denn schon in Suhr wird ihm vermählt
Manch' aromat'sche Brühe;
Und was es unterwegs erhält,
Verlohnt sich auch der Mühe.

Und erst der Vorstadt Kännelein,
Der Fuhrleut' Most-Zisternen,
Sie gießen ihm nur Heilkraft ein,
Laßt ja sie nicht entfernen.

Wie manches Töpfchen mit Nektar
Wird Nachts ihm beigemischet;
Darum kurirt es den fürwahr,
Dem es wird aufgetischet.

Wer davon trinkt, der wird gesund,
Hätt' er, Gott weiß, welch' Fieber,
Und wär' er an der Leber wund,
Lief' ihm die Galle über.

Mit Suhrerwasser, das getränkt
Von allerlei Essenzen,
Den Magen recht gut ausgeschwenkt,
Sten'rt selbst Sankt-Veit'schen Tänzen.

Anzeigen.

Jakob Henz, älter Messerschmied in Aarau, macht hiermit bekannt, daß er von nun an wieder, in der Metzgergasse Nro. 105, für sich selbst etablirt ist, und sich für alle in dieses Fach einschlagenden Arbeiten, so wie auch Schleifen von Rasier- und Federmessern, Tisch- und Taschenmessern und Scheeren, einem verehrten Publikum ergebenst empfiehlt, indem er für billige und gute Arbeit garantirt.

Die in einer der letzten Nummern der neuen Aargauer-Zeitung enthaltene wohlgemeinte Anpreisung des Schriftleins „Ueber die vielen und langen Prozesse ꝛc." dankbar anerkennend, verwahrt sich der Unterzeichnete als Verleger zugleich gegen alle sogenannten Auszüge (Nachdrucke) in Zeitungen, indem der Preis desselben an sich schon so gering ist (6 btz. für 128 Seiten 8.), daß sich dasselbe auch der unbemittelte Zeitungsleser wohl selbst anschaffen kann.

S. Landolt, Bchdr.

Die besprochene Schrift ist zu haben:
In Aarau, bei H. R. Sauerländer; bei J. J. Christen, so wie beim Verleger selbst.
In Baden bei Höhr und Langbein.
In Brugg bei Krafft, Buchbinder.
In Lenzburg bei Seiler, Buchbinder.
In Zofingen bei Blaser und Steinegger.
In Zurzach bei Welty, Buchbinder.
So wie in allen Buchhandlungen der Schweiz.

Alpenhorn und Posthörnchen.

Diese beiden Blätter werden auch das nächste Jahr erscheinen und das eine wie bisdahin das angenehm Unterhaltende und Belehrende, so wie das andere in gedrängter Kürze den verehrten Lesern das Neueste zu bringen fortfahren; über die Angelegenheiten des Landes erscheinen darin kurze und bündige, leichtverständliche Winke und launige Bemerkungen. Ohne einer Partei anzugehören und sich weder einer herrschenden, noch herrschen wollenden anzuschließen, werden sie freimüthig scherzhaftem Witze den Lauf lassen über alles öffentlich zu Besprechende. Mittheilungen dieser Art werden mit Dank angenommen und der Tendenz der Blätter angemessen redigirt, so wie auch Bekanntmachungen gegen Vergütung von 2 Kreuzer per Zeile aufgenommen werden.

Bei diesem Anlaß ersuchen wir alle diejenigen verehrten Abonnenten, welche für das nun zu Ende gehende Jahr rückständige Quartalbeträge zu entrichten haben, dieselben beförderlichst einzusenden. Eben so bittet man, allfällige Bestellungen für das nächste Jahr zu rechter Zeit einzureichen, damit nicht, wie in diesem Quartal, wo erst noch in der Mitte unerwartet neue Abonnenten kamen, Manche die Nummern nicht mehr vollständig erhalten können.

Die Expedition.

Auflösung des Räthsels in Nr. 49.:
„Brautschatz."

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau.

No. 51. 20. Dez. 1839.

Das Alpenhorn,

ein Volksblatt

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Zweiter Jahrgang.

Sei noch so arm, was macht dich reich?
„Ein Herz für fremde Leiden weich.“

Sei noch so klein, was macht dich groß?
„Zufriedenheit mit deinem Loos.“

Sei noch so alt, was macht dich jung?
„Wakst du stets gut: Erinnerung.“

Der glückliche Gatte.

Glücklich bin ich, das ist wahr,
Denn ich hab' ein Weibchen,
Ich bekenn' es offenbar,
Sanfter wie ein Täubchen.
Im Lieben und Scherzen
Vergeß ich die Schmerzen,
Vergeß ich den Kummer, die Sorgen, den Gram,
Und all' den verwirrend beengenden Kram.

Zieht sich mir die Stirne kraus,
Trübt sich mein Gemüthe:
Küßt sie mir die Falten aus,
Tröstet mich mit Güte.
Ihr Lächeln und Kosen,
Ihr Blühen gleich Rosen,
Beherrschet mit Zauber mein männliches Herz,
Erweicht seine Härte wie Feuer das Erz.

Immer sorglich steht sie mir
Ueberall zur Seite.
Männchen, sag': was fehlet Dir?
Was begehrst Du heute?
Was mir aus den Augen
Ihr Herz nur kann saugen,
Das reicht sie gewiß mir, wenn immer sie kann,
Und macht mich zum froh'sten, zufriedensten Mann.

In dem Haus ist Alles rein,
Alles wohl gepfleget;
Von ihr muß versorget sein,
Was sich da nur reget.
All' Schaffen und Eilen
Will mit mir sie theilen;
Geduldig hilft nach sie, wo Mangel sie merkt,
Von meiner gern schaffenden Sorge bestärkt.

Mir vertrauend, glaubet sie
Meinem guten Rathe;
Denn sie weiß, daß ich noch nie
Bös gemeint es hatte.
Mit Sanftmuth den Willen
Des Gatten zu stillen,
Giebt sie meinem männlichen Eifer gern nach,
Der immer in weiblicher Güte sich brach.

Wenn, den Säugling an der Brust,
Ich sie seh' als Mutter:
Schmilzt mein Herz vor Wonn' und Lust,
Wie vom Feu'r die Butter.
Sie so zu erblicken,
Gewährt mir Entzücken;
Das Lallen des Kindes stärkt Nerven und Muth,
Und macht mir zur Arbeit ein rüstiges Blut.

Müde leg ich mich zur Ruh,
Und gestärkt am Morgen,
Eil' ich meiner Arbeit zu,
Fröhlich, ohne Sorgen.
Nur ihnen zu nützen,
Nur sie zu beschützen,
Ist alles mein Sinnen und Trachten und Thun,
Weiß ich sie geborgen, nur dann mag ich ruh'n.

Guillotin.

Der junge Guillotin war sicher der frivolste Akademiker von ganz Paris. Man fand keine Hauptstraße in der großen Stadt, in der er nicht jedes Fenster, hinter welchem nur irgend ein hübscher Lockenkopf steckte, besser auswendig wußte, als alle seine Medizinalstudien. Dazu führte er stets ein großes Taschenbuch mit sich, in dem er das Nationale seiner Schönheiten bis auf das Genaueste klassifizirt hatte. Dieses Buch nannte er sein anatomisches Kabinett. Seine Philosophie holte er offenbar aus den Grundsätzen des Epikur, legte auch ein wenig Beischmack von einem Kyniker dazu, um das Interessante seiner Meinung nach, noch pikanter zu machen. Besonders war er übel auf das Wörtchen Dauer zu sprechen, davon wollte er nun ein Mal gar nichts wissen. Er erblickte einen Menschen, war freundlich mit ihm, sah ihn aber eben so leicht wieder scheiden, als ob er ihn nie gekannt — er interessirte sich für dieses und jenes Mädchen,

führte immer ein ganzes Lexikon von Galanterieen mit ſich, aber das Lexikon war für alle komponirt, die auf einem niedlichen Körper ein niedliches Köpfchen trugen. — Liebe war ihm nichts anderes als eine flammende Kerze, die wohl leuchtet, aber nicht wärmt, wer lange hinein ſieht, ſchwächt das Auge, und wer ihr zu nahe kommt, verſengt ſich die Flügel. Kurz unſer Akademiker war der Mann ſeiner Zeit, frivol bis an das Gemeine, und leichtſinnig bis an das Schlechte. Man konnte ſich daher denken, in welchem Anſehen er bei ſeinen Kollegen ſtand, beſonders, da er in der Vertheidigung ſeiner Probleme den Scharfſinn mit der Suada immer gleichen Schritt halten ließ. Aber der Krug geht ſo lange zum Brunnen bis er bricht, und unſer Held tanzte ſo lange um das Licht, bis er ſich ſeine Schmetterlingsflügel verbrannte. Es war eines Nachmittags, als er in der Straße St. Louis vor einem prachtvollen Hauſe einen Wagen halten ſah, aus welchem ſich ein niedlicher Fuß, und dann ein noch niedlicherer Körper und endlich der allerniedlichſte aller Engelsköpfe herausbewegte, den ſeiner Verſicherung zu Folge die Gränzen Frankreichs enthielten. Umſonſt ſuchte er das ganze Regiſter ſeiner Erinnerung durch und erkannte nur zu ſehr, wie unvollſtändig ſein Konverſationslexikon der weiblichen Schönheiten ſei, und daß er bald werde eine neue Auflage veranſtalten müſſen. Guillotin ſprang gleich vor das Thor, um ſeine Schönheit genauer zu anatomiren; aber ein Blick in dieſes Auge — ſeine Flügel waren verſengt und das Gebäude jener morſchen Zeitphiloſophie, das er ſo mühſam aufgebaut, lag in Trümmern. Die Schöne ſchlüpfte an ihm vorüber und ſah ſtolz auf ihn, wie auf den Schutt eines zertrümmerten Palaſtes. — Für Guillotin war die Erde ein Perpetuum mobile, ein drehender Kreiſel geworden, ſie ſchien ihm zu ſchwanken, zu ſtürzen, aber aus ihrer Ruine tauchte für ihn eine neue Welt, ein neues Leben empor. Dies iſt das Loos menſchlicher Ueberſpanntheit; während ſie ſich ſchämt, manch Mal mit einem kurzen Sprunge über einen Bach zu ſehen, ſpringt ſie dann unaufgefordert von einem Ufer des Meeres zum andern. Und ſo geſchah es denn auch unſerem Doktor. Die Akademiker ſtaunten, ihren Kollegen nicht mehr auf den gewohnten Revuen zu treffen, und ſie wären im Stande geweſen, ein Citationsedikt den Pariſerblättern einrücken zu laſſen, wenn nicht die Straße von St. Louis ſein Daſein kund gegeben hätte. Dort ſtand er denn auch gleich einem Pförtner und harrte auf ſeine Erſcheinung, welche ihn entweder nicht bemerkte, oder noch ſchlimmer, nicht bemerken wollte. Welch eine Veränderung aber war in ſeinem Aeußern vorgegangen! Das burſchikoſe Kleid mit ſeinem kyniſchen Anſtriche hatte einem ſoliden Anzuge, deſſen ſich kein befahrter Doktor ſchämen durfte, Platz gemacht; das freche Auge ſtrahlte nur noch Blicke, in welchen Schwermuth und Scham um den Sieg ſtritten; und den Mund, deſſen Donnerſtimme oft durch drei Straßen hörbar war, ſchien ein Papagenoſchloß zu ſchließen. Er, der ehedem jedem Mädchen keck in den Weg trat, hatte nicht ſo viel Waguiß, in dem Hauſe nach Stand und Namen ſeiner Wiedertäuferin zu fragen, kurz, der Unbeſiegbare war beſiegt, beſiegt durch das gewöhnliche Loos des Schickſals, welches uns nicht ſelten mit unſeren eigenen Waffen tödtet. Die Holde erſchien den Tag über oft auf der Straße, aber ſie erſchien nicht für ihn, und er mußte das Glück des Straßenbettlers beneiden, dem ſie einen Sou in den durchlöcherten Hut zu werfen pflegte. Was war zu thun? Sollte er noch lange der Spott ſeiner Kollegen ſein, und wie der Baum verdorren in dem Feuer ſeiner Sehnſucht? Dazu beſaß er, ſelbſt gelähmt, noch zu viel Geiſt. Die Schrift, das gewöhnliche Kammermädchen der Liebenden, ſollte auch ihm dienen. Er ſaß auf ſeiner Stube und fand nun keine Worte, da er ſo unſäglich viel fühlte, während er ehedem über ſeine vielen Worte keine Gefühle fand. Ein Mal klang ihm der Brief zu rhetoriſch, dann zu ſentimental, dann wieder zu keck, und er wurde gewahr, wie arm wir eigentlich bei dem Reichthum unſerer Empfindungen werden. Endlich war das ſchwere Werk geendet. Guillotin, der große Muſterbriefſteller bei den Liebesaventuren ſeiner Kollegen, hatte im Schweiße des Angeſichtes ein Schreiben geboren, welches ſeine Liebe jener Fee kund geben ſollte, die, ähnlich einem zweiten Gott, aus ſeinem innern Nichts eine Welt geſchaffen hatte. Aber nun war über dieſer Schwierigkeit eine zweite entſtanden — wie ſollte das Schreiben in jene Hände gelangen, für die es beſtimmt war? Name, Stand blieben ihm noch fremd, er machte es demnach, wie es oft Fürſten geſchieht, er lief neben dem Wagen ſeiner Göttin, und warf die Bittſchrift ſeiner Seele in die offene Chaiſe. Die ſchrecklichſten Martern ſind die Momente, in welchen ſich Hoffnung und Ungewißheit in unſere Gedanken theilen, ohne daß eine die andere aus der Bruſt zu drängen vermag. Guillotin ſtand den ganzen Tag über auf ſeinem Poſten, die Sonne war im Scheiden, ſein Geſuch jedoch hatte noch immer keine Erledigung. Die Straßen wurden leerer, die große Friedensſtifterin Nacht zeigte ihre allgewaltigen Wirkungen, und Guillotin war mit den Sternen, ſeinen Träumen und den Häuſern vis-a-vis allein geblieben.

Endlich erſchien ein Lakei, ging auf unſern Aſtronomen zu, übergab ihm ein zuſammengefaltetes Papier und verſchwand eben ſo ſchnell wieder, als er erſchien. Guillotin lief zur nächſten Laterne, riß das Siegel von dem Schreiben und las:

„Guillotin!“

„Ich kannte Sie ehe ich Sie ſah, ich ſah Sie und habe Sie nicht mehr erkannt. Aus dem Thiere Guillotin beginnt ein Menſch zu werden; genug, daß ich mich für ihn intereſſire, aber der Menſch liegt noch in der Wiege, und ich liebe Kinder nicht, wenn ſie ſchon Männer ſein ſollten. Lernen, wagen, kurz wirken Sie für die Menſchheit, gegen die Sie große Schulden haben, auch großes dem Geiſte der Zeit Entſprechendes, und haben Sie ein Werk aufzuweiſen, das Ihre früheren Thaten ſühnt, dann bleiben Sie nicht mehr wie ein Bettler und Müßiggänger auf der Straße St. Louis, ſondern klopfen Sie an die Thüre Nro. 2 der erſten Etage, und fragen Sie nach

„Madame Coulon.“

Wäre die Liebe Guillotins nur die gewöhnliche Theaterflamme geweſen, dieſe Worte hätten die Kraft des Waſſers an ſeinem Feuer geübt; ſo aber goß die Schöpferin Oehl in die Flamme, und es bildete ſich in dem Herzen Guillotins eine ewige Lampe, die vor dem Bilde ſeines Ideals in unauslöſchbarer Klarheit brannte.

Guillotin zog in eine fremde Straße, ferne von dem Schauplatz ſeiner frühern Thaten, er ſtudirte Tag und Nacht, disputirte an der Akademie mit ſeltener Exzellenz, aber ſelbſt unter dem Doktorhute wollte man immer noch den frühern Schalksnarren erkennen. Er bot ſich in allen Journalen an, Kranke unentgeltlich mit ſeltener Hingebung zu heilen, er ſchrieb an alle Spitäler von ganz Paris um einen unhonorirten Doktordienſt, er ſuchte Elende auf der Straße, aber der Ruf, der auf ſeinem Namen ruhte, ſtand ihm überall hindernd im Wege, wie eine blutige That, die nie aus unſerem Sinne

kommt, kein Kranker traute ihm, die Spitäler wiesen seine Briefe zurück und die Armen flohen auf der Straße vor seinem Anblick. Es lag ein eigener Fluch über ihm, denn umsonst mühte er sich mit der Allgewalt seines festen Willens und nicht minder tiefen Geistes, die Erinnerung an seine frühern Thaten zu bannen. Eine schwächere Seele als die Guillotins, wäre in diesem vergeblichen Ringen vielleicht kraftlos geworden, und entweder zu Grunde gegangen, oder wieder in den frühern Sumpf gesunken, aber in den starken Geist des Doktors war die Ueberzeugung seines frühern Nichts zu tief gedrungen, als daß er von seinem Ringen, über diese Ueberzeugung zu siegen, so schnell hätte ablassen können. Und dann galt es ja, sein Palladium zu gewinnen, und wer da nicht dauernde Kräfte zeigt, hat nie welche gehabt.

Es war um diese Zeit, als die Nationalversammlung einen hohen Preis für jenen bestimmte, dem es gelingen würde, eine neue leichtere Todesart für die Unglücklichen ausfindig zu machen, welche die blutige Justiz und Politik jener Tage dem Tode geweiht.

Der Antrag des Nationalkonvents ging in alle Journale über und gelangte durch diese auch zur Kenntniß Guillotins. Er las das Dekret, und las es wieder, dann zog er jenen heiligen Brief hervor, der seine Thatkraft so mächtig geschärft und murmelte vor sich hin:

„Lernen, wagen, kurz wirken Sie für die Menschheit, gegen die Sie Ihre großen Schulden haben, auch Großes, dem Geiste der Zeit Entsprechendes, und haben Sie ein Werk aufzuweisen, das Ihr früheres Leben sühnt, dann —“

Guillotin schleuderte das Journal aus den Händen, rannte wie närrisch aus dem Kaffeehause durch die Straßen von Paris nach seiner entfernten Wohnung, so daß Alle, welche ihn sahen, glaubten, der Paroxysmus seines frühern Lebens sei wieder zu ihm zurückgekehrt. Dies war aber auch die letzte Lebensspur, welche er in der Oeffentlichkeit durch lange Zeit äußerte; er war wie verschwunden, und selbst das Nro. 2 der ersten Etage in der Straße St. Louis vermißte seinen Schatten.

Einer der trübsten Tage war der 13. Mai 1792 zu Paris. Die Nationalversammlung vereinigte sich, um aus den vielen Projekten, die ihr über den erwähnten Antrag zugekommen waren, ein entscheidendes auszuwählen.

Der Himmel hing voll der düstersten Wolken, schwere Tropfen fielen auf die feuchten Steine, als Guillotin nach dem Nationalkonvente wanderte, um den Kranz für sein blutiges Werk zu erlangen. Aber welche Veränderung war mit ihm vorgegangen. Die rothen Wangen lagen blaß und eingefallen, und nur das alte Feuer der Augen blitzte noch wie ehedem aus dem Blicke. Seine Rede war mild geworden, und seine Rauheit hatte einer seltenen Sanftmuth Platz gemacht. Als er in die Säle trat, tönte ihm lauter Jubel entgegen: — sein Projekt war das gekrönte.

Der kommende Tag schleppte das erste Opfer auf jene fürchterliche Maschine. Was Guillotins Theorie mit Klarheit ausgesprochen, erwies die Praxis auf das Thätigste. Das erste Haupt sank, und dann wieder eines und sofort, und das blutdürstige Volk jubelte, während der Himmel mit trüben Augen auf die Henker niederblickte.

Guillotin war des Tages über in seiner Stube verschlossen, doch blieb ihm der Erfolg seines langen Studiums nicht fremd.

Als das Jubeln des Volks ihm zu den Ohren drang, zog er ernst seinen Brief aus der Seite und las:

„Lernen, wagen, kurz wirken Sie für die Menschheit, gegen die Sie große Schulden haben, auch Großes, dem Geiste der Zeit entsprechendes, und haben Sie ein Werk aufzuweisen, das ihr früheres Leben sühnt, dann“ — er nahm Hut und Stock, und schlich durch entfernte Seitenstraßen zu dem bekannten Hause, stieg die erste Etage hinan, klopfte an die Thür Nro. 2 und fragte nach Madame Coulon.

Eine schluchzende Alte öffnete die Pforte, doch kaum hatte sie den Doktor gesehen, da stieg ihr die Röthe der üppigsten Jugend in die Wangen, ihre erloschnen Augen blitzten noch ein Mal furchtbar auf, und sie schrie mit gräßlicher Stimme: „Mörder! such die Gemordete auf dem Grève-Platze!“

Ein Jagdabenteuer fast *à la* Münchhausen.

Wie der Kapitän Marryat berichtet, erzählte ein ausgezeichneter Büffeljäger, Kapitän Scott, ein Abenteuer, das er als Knabe bestanden, auf folgende Weise: — Ich befand mich auf der Büffeljagd in Arkansas, hatte ein starkes, gut abgerichtetes Pferd und verfolgte einen Büffel, als wir an einen Riß in der Ebene kamen, der so breit war, daß die Thiere kaum darüber springen konnten. Der Büffel sprang zuerst darüber, ich war dicht hinter ihm, erhob mich in den Steigbügeln und bog mich etwas vor, um zu sehen, wie tief der Erdriß sei. In diesem Augenblicke kehrte sich der Büffel zum Angriffe um, mein Pferd bemerkte dies und drehte sich ebenfalls um. Diese schnelle Bewegung warf mich aus dem Sattel; ich blieb an der Seite des Pferdes hangen, so daß ein Fuß auf dem Halse des Thieres lag und mein Kopf unten am Bauche desselben sich befand. Der Büffel stürzte heran und zwar nach der Seite, wo ich hing, und das Pferd wurde durch meine Last so im Laufe gehemmt, daß der Büffel immer näher und näher kam. Endlich gebrach es mir an Kraft, ich fühlte, daß ich mich nur noch wenige Minuten würde halten können; der Kopf des Büffels war mir schon ganz nahe, und er blies mir seinen schnaubenden Athem bereits in das Gesicht. Schon gab ich mich verloren, und ich konnte mich in dieser Noth und Angst keines andern Gebetes erinnern, als der ersten beiden Zeilen eines Liedes, das ich als Kind oft hersagen mußte: „Herr, zum Schlaf leg ich mich nieder.“ Dies wiederholte ich mehrere Mal, als das Pferd sich schnell umdrehte, dem Büffel entging, und über den Riß in der Erde sprang. Der Ruck von dem Sprunge warf mich, nachdem ich fast in den Riß hineingefallen war, so hoch in die Höhe, daß ich auf den Hals des Pferdes und dann leicht wieder in den Sattel kam. Jetzt dachte ich an meine Flinte, und überzeugte mich, daß ich sie die ganze Zeit über fest in der Hand gehalten hatte. Ich riß nun mein Pferd noch ein Mal herum, begann die Jagd von Neuem und eine Minute darauf lag der Büffel todt zu den Füßen meines Pferdes.

Eheliche Liebe.

In dem Städtchen Nive-de-Gier (Südfrankreich) lebte eine Frau, die täglich ihren Mann prügelte, doch der geschlagene Familienvater liebte nichts desto weniger seine Gattin zärtlich. So begab es sich eines Tages, daß die zornige Ehehälfte ihrem Gespons einen solchen Schlag auf den Kopf versetzte, daß derselbe bewußtlos zu Boden sank. — Die Frau, welche ihren Mann erschlagen zu haben meinte,

ſtürzte ſich in den Gier, einen wegen reißender Strömung ſehr gefährlichen Waldbach, und bald hatten ſie die Wellen deſſelben verſchlungen. Aber ihr Gatte hatte nicht ſobald den Gebrauch ſeiner fünf Sinne erlangt, als er — man kann nicht mit Gewißheit ſagen, in welcher Abſicht — mit einem großen Beſenſtiel dem Weibe ſeiner Liebe nachlief, und von fern bemerkte, wie ſie ſich in den Strom ſtürzte. Da — kaum iſt es glaublich — ſprang er, ohne ſich eine Minute zu beſinnen, der doppelten Gefahr ungeachtet, ſeiner Herzallerliebſten nach, und es gelang ihm mit augenſcheinlicher Gefahr ſeines Lebens, die Unglückliche zu retten, die auch durch angewendete ärztliche Bemühungen gänzlich wieder hergeſtellt wurde. — „Charles,“ ſagte die Frau, als ſie matt die Augen aufſchlug, „Charles; du haſt dir wieder bei der Gelegenheit deine Chemiſette zerriſſen, — na, warte nur, ich will dir ſchon zu Hauſe Ordnung einbläuen!“

Liebe der Spinnen zu ihrer Brut.

Bonnet ſagt darüber Folgendes: In der Abſicht, die ſeltene Anhänglichkeit der Spinnen zu ihrer Nachkommenſchaft auf eine neue Probe zu ſtellen, warf ich eines Tages eine Spinne nebſt ihren Eiern in die Fallgrube eines Ameiſenlöwen. Die Spinne ſuchte zu entkommen und klomm eifrig an der Wand der Grube hinan, allein ich ſtieß ſie wieder hinab, und der Ameiſenlöwe, hurtiger als das erſte Mal, ergriff den Eierbeutel mit ſeinen Freßzangen und ſuchte ihn unter den Sand zu zerren. Die Spinne auf der andern Seite ſtrengte ihre äußerſte Kräfte an, ihn feſtzuhalten, und kämpfte, um die Abſicht des verborgenen Räubers zu vereiteln, allein die klebrige Subſtanz, womit der Beutel an ihren Körper befeſtigt war, unvermögend, dem heftigen Zerren Widerſtand zu leiſten, gab endlich nach, und der Ameiſenlöwe war ſchon im Begriff, ſeine Beute im Triumph fortzuſchleppen, die Spinne aber erhaſchte den Beutel ſogleich wieder mit ihren Kiefern und verdoppelte ihre Beſtrebungen, ihn ihrem Feinde zu entreißen. Indeſſen waren die Anſtrengungen fruchtlos, denn der Ameiſenlöwe trug, als das ſtärkere Thier, den Sieg davon und ſchleppte ſeinen Raub in den Sand. Die unglückliche Mutter, dergeſtalt um ihre Eier beraubt, hätte jetzt wenigſtens ihr eigenes Leben retten können, da das Entkommen aus der Fallgrube ein Leichtes für ſie geweſen wäre, allein ſie zog es vor, lebendig mit ihren Eiern begraben zu werden. Da der Sand das, was unten vorging, meinen Blicken entzog, erfaßte ich die Spinne und ließ den Eierbeutel in der Gewalt des Ameiſenlöwen. Allein die zärtliche Mutter, über ihren Verluſt untröſtlich, war nicht zu bewegen, den Ort, wo ſie ihre Eier eingebüßt, zu verlaſſen, wiewohl ich ſie zu wiederholten Malen mit einer Ruthe anſtieß. Das Leben ſchien eine Laſt für ſie geworden zu ſein, ſeitdem alle ihre Hoffnungen und Freuden verloren waren.

Ein neuer Kniff.

Unlängſt erſcheint früh Morgens ein ſehr gut gekleideter Fremder im Theaterbureau zu Brüſſel und erkundigt ſich mit unruhiger Haſt, ob man am Abende vorher nichts in den Räumen des Theatergebäudes gefunden; er habe eine Tuchnadel von Brillanten verloren, die er, als er ſeinen Platz nahm, noch gehabt, und bei der Rückkehr in ſein Hotel vermißt habe. Als man ihm verneinend antwortet, ſcheint der Fremde ſehr bewegt und beklagt lebhaft ſeinen Verluſt, da die Tuchnadel von ſehr großem Werthe ſei; er erkundigt ſich, wie er es wohl anfangen müſſe, um ſein Kleinod auf dem Wege der Oeffentlichkeit zu reklamiren, und da er überzeugt iſt, es im Theater verloren zu haben, ſo hofft er, die Direktion werde es geſtatten, daß der Finder an ſie verwieſen werde. Auf die Gewährung dieſer Bitte ermächtigt der Fremde die Direktion, dem Finder eine Belohnung von 200 Fr. auszuzahlen, giebt eine genaue Beſchreibung von ſeiner Tuchnadel und empfiehlt ſich. Kurz darauf ſieht man wirklich Anſchlagzettel ankleben, mit der Anzeige, daß eine Brillantnadel im Theater oder in deſſen Umgebung verloren worden ſei, und der redliche Finder gegen eine Belohnung von 200 Fr. ſie an die Theater-Direktion abzugeben erſucht werde. Nach Verlauf einiger Stunden erſcheint dort ein Mann und ſagt, er glaube das verlorne Kleinod gefunden zu haben; er läßt es ſich genau beſchreiben, um ſich zu überzeugen, ob es das rechte ſei, liefert es aus und empfängt die 200 Fr. Die Theater-Direktion wartet aber noch auf den angeblichen Verlierer; denn bei näherer Unterſuchung klärte ſich der Zuſammenhang auf, daß die angeblichen Brillanten falſch, und die ganze Tuchnadel keine 5 Fr. werth war.

Räthſel.

Wer heute noch an Wunder glaubt,
Und Feen ſieht und Gnomen,
Dem iſt wohl der Verſtand geraubt,
Sonſt ſäh' er nicht Phantomen.

So heißt's im Leben. Glaub' wer mag:
Doch giebt's der Feen eine,
Die wirkt auf Finſterniß und Tag,
Mit ihrem mächt'gen Scheine.

An vierundzwanzig Gnomen ſtehn
Der Königin zur Seite,
Und vielfach eingereiht ſie gehn
In alle Erdenweite.

Muthwillig und mit keckem Sinn
Sieht man in's Feld ſie rücken
Auf das Geheiß der Königin,
Den Geiſt uns zu umſtricken.

Wohl Mancher wird zwar ganz bethört
Von ihren Zauber-Reigen;
Doch wird die Wißbegier belehrt,
Wo Wunder ſie uns zeigen.

Die Finſterniß, ſie fürchtet ſehr
Der Geiſterchen Beginnen,
Und darum ſucht für ſich ſie mehr
Die Fee zu gewinnen.

Allein die Königin ſpricht laut:
Weg Finſterniß und Lüge!
Ich bin der Wahrheit angetraut,
Tod wird mir, wenn ich trüge.

Ein Schauſpieler, welcher in einem Stücke einem gedungenen Mörder in dem Augenblicke, worin dieſer ſein Opfer niederſtoßen will, den Dolch mit den Worten: „Halt ein, du blutdürſtiger Wüthrich,“ entwinden mußte, verſprach ſich bei dieſer Szene und rief, zur nicht geringen Beluſtigung der Zuſchauer: „Halt ein, du blutwürſtiger Dietrich!“

DAS POSTHÖRNCHEN.

No. 51.

20. Dez. 1839.

Eine Wochenschrift
für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Alpenhorn mit Posthörnchen zusammen können für 7½ Batzen vierteljährliche Vorausbezahlung auf allen löbl. Postämtern des Kantons Aargau franko bezogen werden. Inserate, frankirt zugesendet, werden unter Verantwortlichkeit des Einsenders gegen Vergütung von 5 Rappen per Zeile aufgenommen; interessante oder erheiternde Mittheilungen mit Verschwiegenheit und Dank.

Einige kurze Fragen und Bemerkungen über die Verfassung und aarganische Zustände.

In §. 2 der aarganischen Verfassung heißt es unter Anderm: „Das aarganische Volk übt in der Gesammtheit seiner stimmfähigen Bürger mittelbar durch seine verfassungsmäßig gewählten Stellvertreter seine Souveränität aus." — Wie aber: wenn eine gewisse Partei schon zum Voraus bei den Wahlen das Volk durch allerlei Mittel dahin bearbeitet, daß entweder nur ein Anhänger derselben, oder doch wenigstens ein Ignorant, d. h. einer der gar nichts ist, den diese Partei dann also auch nicht zu fürchten hat, gewählt wird? — §. 3. „Es sollen die gesetzgebende, vollziehende und richterliche Gewalt getrennt sein." — Wie aber: wenn das Personale dieser verschiedenen Gewalten über einen Leist geschlagen, und dieser Leist ein Parteileist ist? — §. 10. „Alle Bürger sind gleich vor dem Gesetz." — Wie aber: wenn ein befreundeter Parteimann, gleich dem Fuhrmann, der die Zollstätte umfährt, mit Hulfe der Befreundeten dem Gesetz aus dem Wege geht? — §. 11. „Der Staat sorgt für die Vervollkommnung der Jugendbildung." — Wer ist der Staat? — §. 26. „Es sollen die jetzt bestehenden Gesetze und Verordnungen mit möglichster Beförderung revidirt werden. Der große Rath wird die sich darauf beziehenden Wünsche des Volkes prüfen und bei dieser Revision berücksichtigen." — Wie weit ist man damit am Vorabende, da die ganze Verfassung ihren bestimmten Zeitlauf vollendet hat? — §. 27. „Dem Großen Rath wird eine zweckmäßigere Bezirks- und Kreiseintheilung bis zur künftigen Verfassungs-Revision übertragen." — Der muß sich sputen, wenn dieser Artikel noch vollzogen werden soll. — Ein ander Mal mehr.

Der Gr. Rath d. K. Aargau hat auf den Antrag des Kl. Rathes einstimmig die Verfassungs-Revision beschlossen, indem sie, die Herren Räthe, so gut wie das gesammte Volk durch neunjährige Erfahrung einsehen gelernt haben, daß an dem Machwerk noch Manches anzunageln, abzuzimmern und zu verhobeln sei. Aber wie konnte es damals anders zu Wege gebracht werden? — Wenn ein Baumeister einem Oekonomen ein neues, geräumiges, bequemes und solides Wohnhaus aufführen soll, und es überstürmen ihn von allen Seiten dessen Hausgenossen (die verschiedenen Parteien und Kasten):

Der ält'ste Sohn ruft laut ihm zu:
Hier muß mein Werkschopf sein!
Die Mutter sagt: und diesen Platz
Brauch' ich für unser Schwein.
Die Tochter will ein Kämmerlein,
Wo sie sich putzen kann recht fein.
Der Knecht wünscht einen Hundestall;
Die Magd muß für die Hühner all'
Und auch dem Hahn zu Ehren
Sich um ein Plätzchen wehren.
Ein'n Winkel will der jüngste Sohn
Für die Kaninchen. Nun ist schon
Der halbe Raum vergeben.
Und doch ruft noch so eben
Der achtzigjähr'ge Großpapa:
Ich wünsch' auf dieser Stelle da
Die Ofenbank zum Sitzen.
Und hintendrein, daß 's auch noch frommt,
Die Großmama gehunken kommt:
Es kann einmal nichts nützen,
Ich hab' für meinen Nachtstuhl schier
Nicht Platz genug, drum muß ich hier
Mich wie die Andern wehren,
Damit ich mich kann kehren.
Geht das den ganzen Tag, so muß
Der Bauherr, wirr und ganz konfus,
Das Alles zu vertuschen,
Den Bau zuletzt verpfuschen.

K.

— Birmensdorf. Hier herrscht seit der Suspension des Gemeindammanns Zehnder und auch als Folge der Versammlung in Neuß zwischen den Anhängern des Ammanns und dem Gemeinderath Humbel als Haupt der Gegner die heftigste Leidenschaft. Beide Parteien geben sich alle erdenkliche Mühe, gegenseitig einander Vergehungen oder wenigstens Amtsfehler in ihren Gemeinds-Verwaltungen vorzuwerfen. Wenn man diese Vergehungen, die meistens einer frühern Zeit angehören sollen, näher in's Auge faßt, so drängt sich unwillkürlich die Frage auf: Warum diese Fehler nicht früher aufgedeckt worden? Allein wahrscheinlich galt unter ihnen damals das Sprichwort:

Brat'st du mir eine Wurst,
So lösch ich dir den Durst.

Die Streiter waren bis jetzt, als sich die Interessen Einzelner gegenseitig zu kreuzen anfingen, gut befreundet, und, ständen nicht Aemter und Anstellungen auf dem Spiele, das bestandene Freundschaftsband wäre gewiß nicht zerrissen worden. Jedenfalls haben beide Parteien dabei nur zu verlieren: der Eine geht ökonomisch zu Grunde, bei dem Andern ist's seiner Leidenschaftlichkeit halber um Ansehn und Einfluß geschehen. Wenn dann nur nicht, was leider sehr zu befürchten ist, noch andere ruhige Bürger darunter leiden mußten. Ein Bürger.

— Am 15. fand eine aus der gebildetern Klasse mehrerer Bezirke ziemlich zahlreich besuchte Versammlung in Winterthur statt. Sie vereinigten sich zunächst zu kräftiger Unterstützung des daselbst erscheinenden freisinnigen Landboten, um durch diesen dem eingerissenen Krebsgang zu steuern. Dann wurde eine Petition an die Regierung abgesandt, welche das verfassungsmäßige Volksschulwesen aufrecht zu halten bittet.

— Im Kanton Zürich herrscht eine dumpfe Gährung, und seit einigen Tagen geht in den engern Zirkeln ein Gerucht von Jesuiten-Einfluß herum. Die Möglichkeit eines solchen Spieles mag man allerdings einsehen, wenn man bedenkt, wie die Jesuiten, z. B. Schlosser in Heidelberg, geholfen haben, das Feuer im Kanton anzuschüren; wie Haller von Bern schon Ordens-Mitglied war, lange bevor er den Uebertritt zur katholischen Kirche öffentlich zeigte; wie Oestreich, die Lande Josephs II., wieder den Jüngern Loyala's überantwortet ist. So begreift man, daß den „frommen (!) Vätern" nach solchen Erfolgen wohl das Gelüste wächst, auch in paritätische Staaten die Nasen zu stecken. Käufliche dienstbare Geister und Unterhändler findet man ja heutzutage auf allen Straßen. Geld geht über Alles!

— Sichern Vernehmen nach weigert sich der Pfarrer von Grenchen, die Kinder des zur reformirten Konfession übergegangenen Hrn. Prof. Hugi in's Taufbuch einzutragen. So hätte denn der K. Solothurn das Glück, wieder Heimathlose zu besitzen, wenn anders nicht die Regierung, welche früher gegen die Ausschreibung verweigernden Pfarrer Rath wußte, nun auch den Einschreibung ablehnenden zur Gebühr zu bringen weiß.

— Auch die Berner Regenten befürchten einen Züriputsch und stehen in Besorgniß für ihre Throne. Darum soll man hohen Orts angerathen haben, die Stadt Bern wo möglich keine Brücke bauen zu lassen, damit sie nicht ein paar hundert Arbeiter annehmen könne, die am Ende gar, statt nur einen schönen Bogen über die Aar, die Regierung sprengen möchten.

— Die Baseler Zeitung und Consorten nannten seiner Zeit den nach Zürich eingestürmten Haufen das Volk, während sie jetzt die nach Locarno Eingerückten Insurgenten nennen. Der Verkauf des Gewissens und der Ueberzeugung ist etwas so tief Elendes, daß man nicht glauben sollte, wie er noch das Haupt so hoch zu tragen wagt. Wer offen zeigt, daß er mit seiner Ueberzeugung Schacher treibt, verdient, daß ihn die Welt mit Hohn an seine Stelle weist.

— Nicht nur unter den Schustern ꝛc., auch unter den Zeitungs-Herausgebern herrscht Brodneid, und Eine sucht durch Herabsetzung der Andern sich Abonnenten zuzuschustern. So sagt der Eidgenosse: Die Herausgabe des Wächters am Pilatus sei bloße Buchdruckerspekulation, und habe keine politische Farbe! Es wäre eben gut, wir hätten im ganzen Vaterlande keine Partei-Farben; es sind ja doch nur Wasserfarben, die bei Sturm und Regenguß sich wieder verwischen, oder bei anhaltendem schönem Wetter an der Sonne erbleichen. Die wahre Naturfarbe des Schweizers soll sein: Bruderliebe, Offenheit und Redlichkeit; in dieser Dreieinigkeit soll das Volk erstarken zum Volke Gottes in Freiheit. Aber so lange es noch so viele politische und religiöse Anstreicher giebt, von denen sich das Volk beschmieren läßt, ist an eine Naturfarbe freilich nicht zu denken.

— Es ist eine alte Thatsache, daß der Kukuk immer Andern seinen Namen nachruft. So nennt der alte St. Galler Wahrheitsfeind die im Toggenburger Boten enthaltene, offenherzige Erklärung der ausgetretenen Klosterbrüder von Pfäfers ein „Eulengeschrei." Aber nicht nur dieses Blatt, eine Menge Anderer ahmen seit geraumer Zeit solch boshaftes, heiseres Gekrächze nach, und suchen eine Stimmung im schweizerischen Volke zu verbreiten, die gleich dem im Opium betrunkenen Türken in die Phantasien der Leichtgläubigen allerlei Trugschein hervorzaubert, und einen eben so verderblichen als peinigenden Katzenjammer unfehlbar zurückläßt, wie dies der Kanton Zürich beweist. Aber wenn einmal das Gift in den Adern schleicht, und die Nerven abgespannt und geschwächt sind, kommt die Reue zu spät. Darum o Schweizervolk, mache es nicht wie jenes Eselein, das die im Mondschein glänzende Eisfläche für einen gewichsten Tanzboden ansah und darauf das Bein brach. Des Weisen Laterne ist der helle Sonnenschein, der Tag, den die Eulen fürchten, indem sie einander zukreischen:

„O Heiliger! reicht auch dein Auf bis an die Sterne:
„Fliehe den Diogenes und fürchte seine Laterne."

Jene Leute möchten aber gar zu gerne ihre eigensüchtige

verzerrte Fratze unter dem Heiligenschein verbergen, aber die Laterne des Diogenes beleuchtet ihren falschen Nimbus und deckt ihre Bosheit auf, darum fürchten sie dieselbe.

Ausland.

— Einem Bürger in Möttlingen wurde gerathen, seiner Kuh, die an einem Auge litt, Belladonnawurzel anzuhängen. Zu diesem Behuf brachte der Sohn zwei Wurzeln aus dem nahen Walde. Die eine wurde gleich als Heilmittel benutzt, und die andere im Garten eingegraben, um sie zu fernerem Gebrauch frisch zu erhalten. Acht Tage nachher wurden von der Frau gekaufte Meerrettigstengel auf dieselbe Art eingelegt. Mit diesen Wurzeln fiel einige Tage nachher eine Verwechslung vor, indem die Frau unter den Meerrettigwurzeln die Belladonnawurzel auf einem Reibeisen rieb und sie mit Milch zu einem Brei bereitete, welcher mit Fleisch von den Eltern und dem Sohne genossen wurde. Schon nach einer Stunde zeigte sich die Wirkung des Giftes durch Schwindel, Gesichtstäuschungen, Trockenheit des Mundes, Brennen im Magen, Irreden ꝛc. Gegen Abend steigerten sich alle Zufälle, und das Irresein gieng in völligen Wahnsinn über. Nach Entdeckung der unglücklichen Verwechslung erhielten die Vergifteten lauwarme Milch, und nach gemachter Anzeige Brechmittel. Bei der Mutter und dem Sohne wirkten diese bald mit günstigem Erfolg; die Zufälle verminderten sich allmählig und in der Nacht trat Besserung ein, so daß für ihr Leben nichts mehr zu befürchten war. Der Vater blieb beinahe 48 Stunden in einem fast hoffnungslosen Zustand, indem er bei den heftigsten Ausbrüchen des Wahnsinns kaum im Bette gehalten werden konnte. Auf Anwendung von Mineralsäuren, Abführungsmitteln, Waschungen mit Essig ꝛc., kam er nach und nach zur Besinnung und erholte sich dann bald. Nach acht Tagen konnten alle drei Personen ihre gewohnten Arbeiten wieder verrichten.

— Seit einiger Zeit hörten die Bewohner des Hauses Nro. 35 rue **Grenelle Saint-Honoré** in Paris Tag und Nacht halb erstickte Jammerlaute, die von der Wohnung einer Näherin Meyer auszugehen schienen. Ein Nachbar, überzeugt, daß das Winseln von einem Kinde herkomme, legte sich auf die Lauer, und da gelang es ihm, im Augenblick, wo Frau Meyer aus dem Zimmer ging, in ein hinter diesem liegendes kleines Gemach zu schauen, wo er ein unglückliches kleines, völlig nacktes Mädchen erblickte, das fest mit Stricken gebunden war, und im bellagenswerthesten Zustande auf dem Boden lag. Der Nachbar verfügte sich unverweilt zum Polizeikommissär des Viertels Saint-Eustache und gab seine Erklärung ab; eine augenblickliche Protokollirung fand Statt, und die Obrigkeit begab sich an Ort und Stelle, um eine Haussuchung vorzunehmen. Ein Entsetzen erregendes Schauspiel bot sich den Blicken der Eintretenden dar. Auf dem Fußboden, ohne irgend eine Bekleidung, lag, die Hände und Füße mit Stricken so fest zusammengeschnürt, daß das bloße Fleisch erschien, ein armes zehnjähriges Mädchen; der Körper des Kindes war in Folge der schlechten Behandlung, die es mehrere Male des Tages mit Hülfe eines hölzernen Ellenmaaßes erdulden mußte, mit blutenden und eiternden Wunden bedeckt. Ein um den Hals gehender Strick, an einem Fensterriegel befestigt, war so fest zugezogen, daß das unglückliche Geschöpf das Bewußtsein verloren hatte und an die Wand zurückgesunken war; durch die Körperschwere zog sich der Knoten immer fester, und bald wäre eine Erwürgung die unausbleibliche Folge gewesen, was das bereits violett gewordene Gesicht nur zu deutlich beurkundete. Seit zwei Tagen war dem Mädchen keine Nahrung mehr verabreicht worden. Es ward provisorisch in dem Hospiz Necker untergebracht. Die Mutter wurde zur Verfügung des königlichen Prokurators gestellt.

— Aus der Geschichte der Expedition nach den eisernen Thoren erzählt man folgenden Zug: „Es war so eben Halt gemacht worden und man hatte Wachen ausgestellt, als einige Häuptlinge von Stämmen, die zu Abd-el-Kader gehören, sich einfanden und dem Prinzen vorgestellt zu werden verlangten. Der Prinz empfängt sie in seinem Zelte, bewirthet sie mit Kaffee und Pfeifen und schenkt sogar dem Vornehmsten unter ihnen eins seiner Pferde. Darauf nehmen die Araber Abschied, man geleitet sie zum Lager hinaus, sie grüßen jeden der Posten, und als die Begleitung sich wieder zurückzieht und sie zur letzten Wache kommen, werfen sie sich auf dieselbe, schneiden ihr den Kopf ab und jagen im Galopp davon.

— *Man weiß aus den Tageblättern*, daß der bekannte Luftschiffer **Green**, der vor einigen Jahren auf einer Fahrt von London nach Paris im Nassauischen auf den Boden kam, allen Ernstes daran denkt, den atlantischen Ozean zu übersliegen. Er behauptet, ein Ballon bleibe weit länger straff und elastisch, wenn er mit gekohltem Wasserstoffgas, als wenn er mit reinem Wasserstoff gefüllt werdet. Ballons, nach Greens Methode gefüllt, halten ihr Gas Wochen lang. Er hat gegen 3000 Meilen mit demselben Gase gemacht, und er hätte es drei Monate lang benützen können. Ueber den untern Luftströmungen und Lauwinden findet man beständig eine Strömung, die kontrast über das atlantische Meer weht oder nordwestwärts geht. Hat man sich ein Mal zur Höhe dieses Luftstroms erhoben, so macht sich die Sache von selbst. Ein Ballon, der mit dem Winde geht, wird gleichsam ein integrirender Theil der Luftsäule, die ihn fortführt. Ein Aerostat von der Größe des Nassauballons könnte leicht drei Personen und Mundvorrath für drei bis vier Monate aufnehmen. Man hat es vollkommen in der Gewalt, ihn nach Belieben steigen und fallen zu lassen, und so ist denn Green entschlossen, von New-York nach England überzufliegen. Er verlangt keine Belohnung, wenn ihn das Publikum, das er noch nie getäuscht, in Stand setze, einen Ballon zu bauen, wie er für dieses große Unternehmen erforderlich ist.

— In einem römiſchen Dorfe, dicht an der neapolitaniſchen Gränze, wurde unlängſt ein Mann hingerichtet, der vor 10 Jahren an einem ſeiner Verwandten einen Mord beging und deshalb zu zehnjähriger Galeere verurtheilt wurde; ſchon damals drohte er einem der Zeugen, daß er, ſo er wieder frei werde, ihn tödten werde, und richtig nach Verlauf von 10 Jahren, am zweiten Tage ſeiner Freilaſſung, erſchlug er ihn mit einer Art.

— Spaniſche Grauſamkeit. Zwei jungen Bauernweibern, die am 29. Nov. erwiſcht wurden, als ſie eben Salz nach General Leons Hauptquartier trugen, ließ Cabrera die Hände auf den Rücken binden, und gab ſie der Brutalität ſeiner Soldaten Preis. Hierauf wurden ihnen die Brüſte abgeſchnitten, und die Halbtodten dann nach den Linien der Chriſtinos getrieben.

Der Hammen-Handel.

Es iſt emol, glaub' z' Würelingen,
E recht e fromme Pfarer gſy,
Dem het me müeſſe Hamme bringe,
Für guet i ſine Gunſte z'ſy.

So het's es g'geh, daß mengi Hamme
Sind i ſim Chemi zſäme cho;
Er goht zum Wirth zur gele Flamme
Und treit zum Chauf ihm a dervo.

Der Wirth foht z' hueſte-n a und z'chnuche
Und ſeit: „Jetz grad ha-n i no gnue;
„Doch wenn i öbbe ſpöter bruuche,
„Herr Pfarer, ſprich i bi-n Ech zue.“

's ſind Manne dert bim Schöppli gſeſſe,
Und händ es Phyſti g'räukt derzue.
Der Eint denkt grad: „Das gäb es Freſſe
„Für mi, i bi doch au kei Chue.“

Druuf goht er i de nächſte Tage
Zum Pfarer, und ſeit: „Grüeß Ech Gott!
„Der Wirth zur Flamme thuet mi jage,
„'s preſſiert; i chume doch nit z' ſpot?

„Drü Hochſet ſind morn bi-n ihm obe,
„Und er ſött no meh Hamme ha;
„Er well Ech bis i Himmel lobe,
„Wenn Ihr ihm welet ſtüüre dra.

„Und d' Zahlig ſöled Ihr cho hole
„Morn ſelber; 's geb e Glegeheit
„Zum Hochſetſchmaus. Guet abifohle
„Het er mir das, drum ha-n i's gſeit.“

Der Pfarer git zwölf Hamme-n uſe,
Goht morndriſch druuf im ſtrenge Schritt
Zum Flammewirth uf Hochſethuuſe,
Und freut ſi, daß z'ſchmarotze git.

Oheie, Pfarer, 's iſch vergebe,
Di Freud mueß weger z'Nüte goh!
Der Flammewirth, de weiß halt ebe
Was das bitrifft, keis Wort dervo.

Der Pfarer foht jetz aſoh raſe
Und ſeit: „I will's no wol verneh.
Er zieht mit ſiner lange Naſe
Zur Chöchi hei. „D'Sach mueß ſi geh.“

Doch no bis jetz iſch's nid erfahre,
Wer d'Hamme g'holt het uf de Tag.
Der Pfarer wär' drob hüt no z'Rare;
Wenn er no lebti, wär's ſi Chlag.

Anzeigen.

Jakob Henz, älter Meſſerſchmied in Aarau, macht hiermit bekannt, daß er von nun an wieder, in der Mezgergaſſe Nro. 105, für ſich ſelbſt etablirt iſt, und ſich für alle in dieſes Fach einſchlagenden Arbeiten, ſo wie auch Schleifen von Raſier- und Federmeſſern, Tiſch- und Taſchenmeſſern und Scheeren, einem verehrten Publikum ergebenſt empfiehlt, indem er für billige und gute Arbeit garantirt.

Alpenhorn und Poſthörnchen.

Dieſe beiden Blätter werden auch das nächſte Jahr erſcheinen und das eine wie bisdahin das angenehm Unterhaltende und Belehrende, ſo wie das andere in gedrängter Kürze den verehrten Leſern das Neueſte zu bringen fortfahren; über die Angelegenheiten des Landes erſcheinen darin kurze und bündige, leichtverſtändliche Winke und launige Bemerkungen. Ohne einer Partei anzugehören und ſich weder einer herrſchenden, noch herrſchen wollenden anzuſchließen, werden ſie freimüthig ſcherzhaftem Witze den Lauf laſſen über alles öffentlich zu Beſprechende. Mittheilungen dieſer Art werden mit Dank angenommen und der Tendenz der Blätter angemeſſen redigirt, ſo wie auch Bekanntmachungen gegen Vergütung von 2 Kreuzer per Zeile aufgenommen werden.

Bei dieſem Anlaß erſuchen wir alle diejenigen verehrten Abonnenten, welche für das nun zu Ende gehende Jahr rückſtändige Quartalbeträge zu entrichten haben, dieſelben beförderlichſt einzuſenden. Eben ſo bittet man, allfällige Beſtellungen für das nächſte Jahr zu rechter Zeit einzureichen, damit nicht, wie in dieſem Quartal, wo erſt noch in der Mitte unerwartet neue Abonnenten kamen, Manche die Nummern nicht mehr vollſtändig erhalten können. Die Expedition.

Das Gedichtchen von Lenzburg kann nicht eher eingerückt werden, als bis ſich der Einſender der Redaktion genannt hat.

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau.

KANTONSBIBLIOTHEK

27. Dez. 1839.

No. 52.

Das Alpenhorn,

ein Volksblatt

zu angenehmer und belehrender Unterhaltung.

Zweiter Jahrgang.

Wer's Herz auf seiner Zunge führt, der muß, wenn er die Zunge rührt,
Sich der Bedachtsamkeit befleißen, um sich das Herz nicht abzubeißen.

Winterlied.

Bunter Wechsel in dem Leben
Ist's, was ihm den Reiz verleiht;
Willkomm ist der Sohn der Reben
Nach der schönen Rosenzeit.
Soll die Zeit dich nicht erfreu'n,
Wann verödet Flur und Hain?

Wohl! wenn wandelnd uns geleitet
Vogelsang durch schatt'ge Nacht,
Oft das Auge sich geweidet
An der Wiesen bunter Pracht,
Und wenn Sonnenstrahl entzückt,
Balsamdüfte uns erquickt.

Ja, gesättigt von dem Schönen,
Was Natur zu bieten weiß,
Fühlen wir ein stilles Sehnen
Nach dem häuslich engen Kreis,
Weilen gerne manche Stund'
In vertrauter Freunde Rund'.

Fern zwar, Winter, süßem Kosen,
Kennst du holdes Schmeicheln nicht;
Denn dein Hauch ist wildes Tosen,
Kalt und ernst dein Angesicht.
Was dein Blick noch grünend fand,
Bleicht vor deiner eis'gen Hand.

Stille herrscht durch deine Räume,
Herrscht im Bach, der murmelnd floß;
Und es stockt der Saft der Keime
Im erstarrten Erdenschooß.
Doch dein strenges Machtgebot
Ist nur Schlummer, ist nicht Tod.

Neue Lust und neues Leben
Auszuströmen durch die Flur,
Hemmst du gütlich alles Streben
Der ermüdeten Natur.
Und so schläft in unsrer Brust
Frühlingswonne, Sommerlust.

Froh fühlt ja der Mensch Behagen
In des Hauses engem Raum,
Schnell flieht in den kurzen Tagen
Ihm die Zeit, wie Wellenschaum.
Um den trauten Lampenschein
Scherzt der häusliche Verein.

Süßer Ruh' pflegt, der auf Morgen
Sich der Tagesmüh' entband;
Und dem Drang der Lebenssorgen
Sich im frohen Kreis entwand;
Manch gemüthlich ernstes Wort,
Mancher Scherz belebt den Ort.

Und dort kreisen frohe Mähren,
Kunden der Vergangenheit;
Was dem Ohr beliebt zu hören,
Was die Zukunft Finstres dräut;
Und des Zimmers sichre Huth
Wärmt die Kampflust, stählt den Muth.

Zu der Fei'r der hehren Feste,
Wann das Licht die Welt erblickt,
Schmücken sich des Christbaums Aeste,
Jauchzt der Knabe hochbeglückt.
— O, wie eine Winternacht
Uns so glücklich schon gemacht! —

Gäben gerne unsres Strebens
Früchte für den Blüthenlenz,
Alle Lenze unsres Lebens
Für den einen Lebenslenz.
Ewig freundlich noch durchzieht
Die Erinn'rung das Gemüth.

Die Geselligkeit verschönet
Jeden stürmisch rauhen Tag,
Und zu frohen Herzen tönet
Jahres letzter Stundenschlag.
Manches Bündniß, das entzweit,
Hat ein Abend schon erneu't.

Mag der Schnee den Mond umdunkeln
Hell doch iſts beim Kerzenſchein,
Mögen kalt die Sterne funkeln,
Sonnegluth iſt in dem Wein.
Winterluſt erquickt, belebt,
Winterluſt das Herz erhebt.

Das Gottesurtheil.

Des heiligen Königs Stephan Majeſtät ſaß auf dem Throne Ungarns, mit der von Sankt Sylveſter, dem würdigen Statthalter des Herrn, geweihten, und auf Geheiß eines Engels, wie die Legende beſagt, geſandten Krone geſchmückt, mit dem ſegenverbreitenden Mantel angethan, unter deſſen weite Falten ſich die Herzen ſeiner Unterthanen geliebt und liebend bergen konnten, mit dem Zepter der Milde verſehen, aber auch mit dem Schwerte der Gerechtigkeit umgürtet, um — wie es wahre Könige thun — Güte und Recht zu paaren, und der Engel des Friedens ſchwebte ſegnend ob ſeinem Throne, und der hohe Genius des Chriſtenthums breitete ſeine Fittiche über das herrliche Reich aus.

Es war im Jahre des Heils 1000, am Tage ſeiner Krönung — dem ewig feſtlichen für ſein Land — als ſich die durch ihn erwählten Biſchöfe — im hochprieſterlichen Ornat mit der hohen Infula und dem krummen Hirtenſtabe geſchmückt — als ſich die Edlen alle, im feſtlichen kriegeriſchen Gewande, mit ihren ſchön verbrämten Pelzen und reich angezierten Mützen prangend, Haare und Bart mit Edelſteinen durchflochten, mit ihren krummen, blanken Säbeln bewaffnet, als ſich die Saſſen des Landes zahlreich und feſtlich gekleidet verſammelt hatten, um den neuen, den erſten König jubelnd zu begrüßen.

Die heilige Feier war geendet — der fromme König durch des Erzbiſchofs von Gran, Dominikus, Würden, geſalbt und gekrönt, der feierliche Zug kehrte aus dem hohen Dome zu Stuhlweiſenburg zurück, und der König ſetzte ſich auf den Thron, mit des Königthums neuen Kleinodien geſchmückt, um Recht zu ſprechen am Tage, wo der Himmel Recht über ihm gewaltet, und Gnade zu ſpenden am Tage, wo ihm ſo hohe Gnade von oben geworden war. An ſolchem Tage ſollte keiner ſeiner Unterthanen trauern, ſollte Recht werden, Jedem, dem es gebührt, Gnade werden dem, der ſie verdient. Und der Kreis der Prälaten umgab des Königs Thron und die Edlen bildeten einen ſchönen, nicht zu löſenden Ring um ihn, und ehrfurchtsvoll formte das treue Volk mit ſeinen Leibern einen undurchdringlichen Wall um des Königs Perſon.

Da trat ein fremder, ſtattlicher Rittersmann in ſchwarzer, mit Gold belegter Rüſtung an die Stufen des Throns und rief: „Gerechtigkeit o König!“ — „Die ſoll Dir werden,“ antwortete Stephan, „ich verſage ſie Keinem aus meinem Volk, wie viel weniger dem Fremdling?“ — „Nun,“ ſprach Jener, „ſo höre mich, König! Meine Braut, die mir von den Ihrigen feierlich verlobte Braut, iſt entflohen, weilt an Deinem Hoflager im Gefolge der Königin — ich fordere ſie zurück.“ „Du ſollſt ſie haben, ſprach der König, wenn ſie Deine Braut nicht durch der Verwandten nur, ſondern auch durch des Herzens Wahl, das heißt durch Gottes Wille geworden iſt. Wie iſt ihr Name?“ — „Elsbeth von Elmenau, entgegnete Jener, der Königin Hoffräulein.“ — „Sie werde mir gerufen,“ befahl der König. Da ſeufzten die Hörer tief, denn ſie kannten die fromme, holdſelige Magd und bedauerten, daß ſie ſolch' rohem Manne ſollte zur Beute werden. Es öffnete ſich die Saalthüre, und ein wunderſam anmuthiges Frauenbild ſchwebte herbei. Hoch und ſchlank ihre Geſtalt, blond und golden ihr Haar, ſanft und blau ihr Auge, Lilien auf den Wangen, von denen Schmerz und Angſt die blühenden Roſen verſcheucht hatten. „Was gebeut mein König?“ erzitterte ſie an den Stufen des Thrones gebeugt. — „Kennſt Du Jenen?“ fragte der König, dem es wehe that, dieſer holdſeligen Kummergeſtalt hart ſcheinen zu müſſen, — „ſieh ihn an, iſt er Dein Bräutigam?“ — „Ach! ſeufzte ſie, wohl der Wahl meiner Sippſchaft nach, nicht nach meines Herzens Wahl. Eine arme Waiſe, ward ich an jenen Mann verhandelt. Sein Gewiſſen mag ihm ſagen, warum ich ihn nicht lieben konnte. Da floh ich unter der milden Königinn Schutz, ſie nahm mich Arme gütig auf. Sie kennt meine Leiden, ſie und Gott. Laß mich ſterben, König, doch nie die Gattin dieſes Mannes werden.“ Der König, tief gerührt, ſprach zu dem fremden Ritter: „Wie iſt Dein Name?“ — „Wilibald von Lundenburg.“ — „Nun, Lundenburg, haſt Du gehört — und forderſt ſie noch zurück?“ — „Ich fordere ſie!“ — „Auch wenn ihr Herz fremd dem Deinen iſt! Menſch, haſt Du kein Herz im Buſen?“ — „König, das Herz muß ſchweigen, wenn die Gerechtigkeit ruft.“ Der König entſetzte ſich, der ganze Kreis war entrüſtet, als die holde Klagende leiſe und erröthend ſprach: „Herr, ich liebe einen Andern, ich kann nie die Seine werden!“ Da fuhr der Ritter grimmig heraus: „Wer iſt es, der meine Braut ſich zu lieben erfrecht?“ „Ich bin es, rief ein junger ungariſcher Held mit ſtolzem Selbſtgefühle aus, und trat aus dem Kreiſe drohend hervor, hier ſtehe ich Dir zur Rede und Antwort!“ „Du unbärtiger Knabe, ſchnaubte der Wilde ihn an, das ſollſt Du bitter bereuen!“ da fuhren die ungariſchen Edlen ſchnell zum Schwerte um den ungeſtümen Prahler zu züchtigen; denn es war der Liebling Aller, dem es galt, einer der tapferſten, wenn auch jüngſten Kämpen, aus dem edelſten Blute entſproſſen, Andoras genannt. Der König gebot Stille und ſprach: „Ehret den Gaſt, auch wenn ſein Benehmen Euch nicht ehrenwerth wäre! — Sage, junger Held, wie haſt Du das Herz der Jungfrau gewonnen?“ — „Wir haben uns gefunden, ſprach jener, am Hofe der Herrin, als ſie noch Baierns Fürſtentochter war, und Du mich hin mit Deinen Edlen ſandteſt, um die königliche Braut zu werben, wir haben uns gefunden, das iſt genug! Nicht kann Einklang zwiſchen dieſem weichen Herzen und jenem blutigen Manne ſein, der des Landes Geißel iſt, der vieler Frauen Unſchuld zerſtört und ſelbſt der Tugend dieſes Engelbildes nachgeſtrebt.“

„Das lügſt Du in Deiner Seele, brauſte Jener, und ſollſt es mir mit Deinem Blute bezahlen; ich fordere Dich zum Kampfe auf Leben und Tod!“ — „Ich bin bereit, ſprach der Jüngling, erlaube o Herr, daß das Gottesurtheil zwiſchen mir und ihm entſcheide!“ — „Es ſei, ſagte der König, Gott richte zwiſchen Euch!“

Elsbeth wankte zitternd nach ihrem Kämmerlein und durchwachte die lange Nacht in Thränen und Gebet. Der milden Königin Zuſpruch beſchwor den Sturm in ihrer Seele. Früh Morgens war ſie getröſtet und harrte mit Vertrauen auf des Ewigen Schutz. Er iſt ja der Hort der Frommen, und am nächſten zur Hülfe, wo die Noth am größten iſt. Der wilde Lundenburger in durchſchwelgter Nacht, durch glühenden Wein zu glühender Rache geſtachelt, harrte ſeiner bereits auf ſchwarzem Streitroß in den Schranken. Der König auf

seinem Thronsitze erschien, die Kampfrichter nahmen ihre Plätze, die Kreiswärtel theilten Wind und Sonne, der Sarg ward hereingebracht, ein heftiger Schauder rüttelte des Lundenburgers Glieder. Unter Grabesstille ward das Zeichen gegeben. Die Kämpfer stießen zusammen, prallten zurück und hielten sich mühsam im Bügel. Sie stießen noch ein Mal zusammen und es zersplitterten die Lanzen wie Binsen an ihrer ehernen Brust. Da sprangen sie von den Rossen, zu den Schwertern greifend. — Da (die alten Chroniker haben es aufgezeichnet und es steht seit jenem Tage in seinem Wappenschild) schlug Andoras mit einem einzigen, riesenstarken Hieb des Lundenburgers Haupt sammt der gewappneten Rechten herab. Des Verruchten schwarzes Blut rieselte in den Sand.

Das jauchzende Volk trug den Sieger auf den Händen vor des Königs goldnen Stuhl. Der sprach: „Das war ein Gottesurtheil, mein Sohn!“ Als das Jubelgeschrei in der Königsburg erscholl, kam die hohe Königsfrau herbei, das Engelsbild an ihrer Seite, und führte es dem Geliebten zu. Der König und seine Herrin segneten den vom Himmel gesegneten Bund. Andoras, von nun an der Starke genannt, vom König und Volke hoch geehrt, ward nach Gyulas Falle zum Statthalter von Siebenbürgen ernannt, zeugte drei edle, dem Vater gleiche Söhne, deren zwei kämpfend für ihren König und ihr Vaterland fielen, der dritte Erbe der Tugenden und Würden seines Vaters ward, und gründete das berühmte Haus Andrasy, das so viele treue Diener dem Staate, so viele tapfere Streiter dem Vaterlande gab, das bis auf unsere Zeiten blüht, das noch vor Kurzem einen Bischof (jenen von Rosenau) gebar, der in einem verkrüppelten Körper eine hohe Seele barg, von dem Rom, wo er gebildet ward, zum Abschied in das Vaterland, das große, gerechte Zeugniß schrieb: Ihr habt uns ein Ungeheuer von einem Menschen gesandt, wir senden euch ein Wunder von Gelehrsamkeit zurück.

Tapferes Benehmen des Gemeinen Samuel auf einem Vorposten, im September 1796.

Zwischen dem 19. und 24. Sept. 1796 standen zwei Eskadronen des Regiments Levenehr am Rheine nächst Bischheim im Lager und hielten die Vorposten gegen Kehl. Die Franzosen hatten Sundheim, Neumühl, den Rappen- und Spitalshof, Auerbach, Bodersweiher und Auenheim besetzt. Es war gerade zur Mittagszeit, als der Gemeine Samuel der Oberst-ersten-Eskadron befehligt wurde, dem außerhalb des Dörfchens links aufgestellten Lieutenant Gogel ein Dienstschreiben zu überbringen. Samuel setzte sich zu Pferde. Die Sonne brannte heiß, und der Chevauleger verschmähte nicht das ihm durch den von derselben Straße herkommenden Marketender zur Erquickung angebotene Glas Wein. — Die Ermüdung durch den angestrengten Vorpostendienst, die drückende Hitze und der etwas schnell genossene Wein machte Samuel einschlafen. In diesem Zustande hatte ihn das sich selbst überlassene Pferd gerade gegen die französischen Vedetten von Bodersweiher getragen. Diese ritten auf ihn zu, sahen, daß er fest schlief, nahmen ihn in die Mitte und führten ihn bis zu ihrem in dem Orte befindlichen Posten, der aus 8 bis 19 Jägern zu Pferde und 20 bis 30 Infanteristen bestand. Dort angelangt, rüttelte man den Chevauleger auf, und rief ihm lachend zu, sich als Gefangener zu ergeben. Samuel rieb sich den Schlaf aus den Augen, sah sich zu seinem nicht geringen Schrecken mitten unter den Feinden, und hörte abermal die frühere Aufforderung. Sich gefangen zu geben, dünkte ihn aber schrecklich. Augenblicklich gefaßt, ergriff er schnell den Säbel, welchen ihm abzunehmen man unterlassen hatte, versetzte dem ihm zunächst Stehenden einige tüchtige Hiebe, warf sein Pferd herum und flog wie ein Pfeil davon. Mehrere Schüsse fielen hinter ihm, jedoch ohne ihn zu treffen. Die Chasseure mit ihrem Offiziere waren aufgesessen und jagten ihm nach, konnten ihn aber nicht erreichen. Nur dem Offizier gelang es endlich, ihn einzuholen. Als Samuel diesen nun ganz nahe hinter sich hörte, wandte er schnell sein Pferd, gab dem Offizier einen kräftigen Hieb, stieß ihn vollends vom Pferde, ergriff dasselbe am Zügel und sprengte weiter. Lieutenant Gogel hatte das Schießen gehört und war mit seiner Mannschaft auf die Straße gerückt. Da gewahrte er durch die Staubwolke einen Chevauleger, mit einem Handpferde, und hinter ihm sieben französische Chasseure. Es war Samuel, der die Feldwache glücklich erreicht hatte. Die feindlichen Reiter, welche auf der Straße aufmarschirte Truppen sahen, stutzten, hielten an und jagten dann wieder zurück.

Samuel übergab nun das Schreiben und erzählte den ihm begegneten Vorfall, dessen Wahrheit zwei, am Abend bei der Feldwache anlangende Desserteure des Postens von Bodersweiher bestätigten.

Diderot's Pantoffel.

Diderot hatte ein Paar Pantoffeln von schönem, karmoisinrothem Sammet zum Geschenk erhalten. Nein, nein, sagte er sich selbst, als er sie angezogen hatte, das geht nicht, das ist wider alle Ordnung, daß die Füße besser gekleidet seien als der Kopf. In Folge dieser philosophischen Betrachtung kaufte sich der Inhaber der karmoisinrothen Pantoffel auch ein Käppchen von rothem Sammet. Jetzt verschworen sich Füße und Kopf gegen den übrigen Anzug, von dem sie gar zu vortheilhaft abstachen, und Diderot kaufte sich, um diesem Mißverständniß abzuhelfen, einen neuen Schlafrock, in dem er sich gar wohl gefiel. Die Freude war aber nicht lange vollständig, denn er bemerkte bald, daß er sich die Aermel des Schlafrockes an seinem Schreibtische, der mit schmutzigem, schon lange gedientem Leder überzogen war, verderben mußte. Was blieb ihm also anders übrig, als sich einen neuen Schreibtisch zu kaufen? Als auch dieses geschehen, fiel es dem Philosophen plötzlich schwer aufs Herz, wie er alles seinen Büchern verdanke, und jetzt ihrer ganz vergessend, nur seinen eigenen Menschen ausstaffire und herausputze; er ließ einen Buchbinder kommen und gab ihm den Auftrag, ihnen anständigere Gewänder zu geben. Es dauerte auch nicht lange, so kamen sie zierlich in Maroquin gebunden und mit reich vergoldeten Titeln versehen, wieder zurück. Aber ihr jetziger Glanz brachte neue Verlegenheit zu Wege, denn er stand mit ihrer bisherigen Behausung in allzu schreiendem Widerspruch; er mußte, statt der alten, staubigen Bücherbretter elegante Repositorien anschaffen. Damit war er indessen seiner Skrupel noch immer nicht ganz erledigt, denn sein Ameublement und sein Anzug zum Ausgehen standen jetzt mit seiner Bibliothek und seinem Hauskleide durchaus nicht mehr im Einklange, auch hier mußten Verschönerungen eintreten, kurz, Diderot mußte an tausend Thaler ausgeben, weil man ihm ein Paar karmoisinrothe Pantoffel geschenkt

hatte, und er ein Mann war, der in Allem strenge Konsequenz liebte.

Schreckliche Folgen der Eifersucht.

Don Alonzo, ein spanischer Edelmann, hatte eine schöne und tugendhafte Gemahlin, mit welcher er schon mehrere Jahre hindurch in der glücklichsten Ehe lebte. Er selbst war indeß nicht frei von Fehlern, die man gewöhnlich seiner Nation beilegt; er war stolz, argwöhnisch und heftig. Einst hatte er einen Mohren, welchen er in seinem Hause hielt, auf die Anklage seiner Gemahlin wegen eines geringen Vergehens mit der äußersten Strenge bestraft. Der Sklave schwur, sich zu rächen, und vertraute seinen Entschluß einer der Kammerfrauen seiner Gebieterin an, mit welcher er in einem verbrecherischen Umgang lebte. Dieses Geschöpf haßte gleichfalls seine Gebieterin, weil es fürchtete, von ihr beobachtet zu werden. Sie nahm es daher über sich, Don Alonzo eifersüchtig zu machen. Zu dem Ende überbrachte sie diesem, daß der Gärtner oft heimlich bei seiner Gemahlin Zugang hätte; sie versprach ihm, daß er Augenzeuge davon werden solle. Zu der zwischen ihr und dem Mohren verabredeten Zeit ließ sie den Gärtner wissen, daß ihre Gebieterin ihm einen eiligen Auftrag geben wolle, und ihm deshalb befehle, augenblicklich in ihr Gemach zu kommen. Sie hatte zu gleicher Zeit Don Alonzo heimlich in das Außenzimmer gestellt, damit er beobachten könne, welchen Weg der Gärtner nehmen würde. Er stand noch nicht lange, als der Gärtner erschien. Alonzo hatte keine Geduld, sondern folgte ihm in das Gemach und rannte ihm mit einem Stoße den Dolch ins Herz. Dann faßte er seine Gemahlin bei den Haaren, und ohne weiters auf sie zu hören, tödtete er auch sie augenblicklich. Hier hielt er inne, indem er voll Rache auf die todten Körper hinblickte. Da fiel die Dirne, die Urheberin dieser Schreckensszene, ihm zu Füßen, und bekannte, von Gewissensangst gefoltert, ihre ganze Schuld. Alonzo, in dem in jenem Augenblick alle heftigen Leidenschaften tobten, sammelte sich endlich genug, um diesen Kampf zwischen Liebe, Zorn, Verachtung, Rache und Gewissenspein dadurch zu enden, daß er das Mädchen, den Mohren und sich selbst tödtete.

Arabischer Charakterzug.

Im arabischen Stamme der Neschdi, berühmt wegen seiner ausgezeichneten Pferderasse, gab es eine Stute, die unter die berühmtesten Pferde in Arabien gezählt wurde.

Bekanntlich sind die Beduinen so große Verehrer braver und schöner Pferde, daß, wenn ihnen ein solches Thier gefällt, sie Alles anwenden, um es zu bekommen. Einer aus einem andern Stamme, mit Namen Daher, vernarrte sich der Art in die oben erwähnte Stute, daß er alle seine Kamecle, Schafe und Pferde dem Besitzer derselben, Nabek antrug, aber vergebens — das Pferd war dem Eigenthümer nicht feil. Jetzt fiel Daher auf den Gedanken, durch eine List zu seinem Liebling zu gelangen. Er färbte und entstellte sein ganzes Gesicht mit dem Safte einer Pflanze, kleidete sich in Lumpen, verband sich seinen Hals und seine Füße, wie Bettler und Krüppel thun, und stellte sich so an den Weg, auf dem er wußte, daß Nabek mit seiner Stute kommen mußte. Als er ihn sich nähern sah, rief er mit verstellter schwacher Stimme ihm zu: Ich bin ein armer Mann — drei Tage habe ich nichts zu mir genommen — ach! hilf mir, sonst muß ich elend umkommen, Gott wird dich dafür belohnen.

Der Beduine erbietet sich, ihn auf sein Pferd zu nehmen und in seine Wohnung zu bringen, allein der schlaue Daher erwiedert: Ich kann nicht aufstehen, mir mangelt dazu die Kraft. Nabek, durchdrungen von Mitleid, steigt ab und bringt Daher mit vieler Mühe auf die Stute. Wie aber dieser sich im Sattel fühlt, giebt er der Stute die Sporen und ruft: Ich bin Daher, der deine schöne Stute erbeutet hat und sie dir nun entführt.

Nabek schreit ihm nach, er möchte ihn nur noch anhören. Ueberzeugt, daß er nicht eingeholt werden könne, da Nabek zu Fuß blieb, hält Daher an und sieht sich um. Da sagt ihm Nabek: Du hast meine Stute. Weil es Gott gefallen hat, sie dir zu geben, so wünsche ich dir Glück mit ihr, aber um eines beschwöre ich dich, erzähle Niemanden, wie du sie dir zugeeignet hast. — Warum? fragte Daher. — Weil ein ander Mal ein wahrhaft armer Mann, krank, verlassen, auf der Straße liegen bleiben würde. Du wärest Ursache, daß Niemand mehr Barmherzigkeit üben würde aus Furcht, angeführt zu werden, wie ich.

Betroffen über diese Bemerkung, sann Daher eine Weile nach, stieg sodann vom Pferde ab, und übergab die schöne Stute, das Ziel aller seiner Wünsche, nachdem er sie geliebkost hatte, ihrem Eigenthümer zurück. Beide gingen freundschaftlich nach der Wohnung Nabeks, wo Daher drei Tage sich aufhielt und gastfreundlichst bewirthet wurde.

Räthsel.

Bin ich auch jung ein Brausekopf,
Erreg' oft bittre Klagen,
Wwerd' ich doch, traun, kein Sauertopf
In meinen alten Tagen.
Ich trage nur ein schlechtes Kleid,
Und wohn' an dunkler Stätte,
Doch müht und reißt man weit und breit
Nach mir sich um die Wette.
Mit Fürsten hab ich viel zu thun,
Mit Grafen, Lords, Prälaten,
Den Helden helf ich Thaten thun,
Den Räthen helf ich rathen,
Und setze manches alte Haus
In Feuer und in Flammen,
Und schlägt's dann hell zum Dach hinaus,
So hetz' ich sie zusammen.
O wie das aufeinander fällt,
Man spricht in fremden Zungen,
Man kämpft, macht Frieden dann und hält
Sich brüderlich umschlungen.
Ich aber finde meinen Tod
Durch ihrer Küsse Feuer,
Ach! jedes Freudenaufgebot
Wird meine Todtenfeier.
Mit Sang und Klang und langem Zug
Werd' ich zu Grab getragen,
Und mancher seufzt und weint genug,
Und kann kein Wörtchen sagen,
Doch ists nur stilles Gaudium,
So wie bei frohen Erben,
Drum geh' ich ruhelos auch um,
Als Geist nach meinem Sterben.

Auflösung des Räthsels in No. 51: „Die Buchdruckerpresse und die Buchstaben.“

No. 52.

DAS POSTHÖRNCHEN.

27. Dez. 1839.

Eine Wochenschrift
für Tagesbegebenheiten und Neuigkeiten.

Alpenhorn mit Posthörnchen zusammen können für 7½ Batzen vierteljährliche Vorausbezahlung auf allen löbl. Postämtern des Kantons Aargau franko bezogen werden. Inserate, frankirt zugesendet, werden unter Verantwortlichkeit des Einsenders gegen Vergütung von 5 Rappen per Zeile aufgenommen; interessante oder erheiternde Mittheilungen mit Verschwiegenheit und Dank.

Rückblicke.

Mit dieser Nummer schließt unser Blatt seinen zweiten Jahrgang, den es wohl mit Zufriedenheit seiner meisten Leser zurückgelegt hat. Es berichtete zwar nicht in Langem und Breitem, wann diesen oder jenen vornehmen Herrn etwa aus Magenüberfüllung eine kleine Unpäßlichkeit befiel; wie diesem oder jenem fremden Deputirten oder schweizerischen Großrath in der Sitzung die Galle überlief u. s. w.; sondern nur in Kürze, was da und dort etwa Merkwürdiges und Belehrendes begegnete, oder Nützliches erfunden wurde, Winke über menschliche Thorheiten, so wie allfälliges Unglück zur Warnung für sich und Andere. Und hat es auch hier und da eine eigene kleine Bemerkung, einen unschuldigen Witz sich über Dieses oder Jenes erlaubt: es geschah weder aus Gehässigkeit, noch aus Parteisucht, noch ohne den gebührenden Anstand, obschon wir dieses Jahr gar mancherlei erlebten, das scharfer Rüge werth gewesen wäre; fällt ja doch ohnehin Alles dem Urtheil der Geschichte anheim, die einzig als unbefangene Richterin allen Weltbegebenheiten nachzieht. Somit schließen wir getrost das Jahr 1839, und denken mit vielen unserer Leser:

„Was wird's ächt anno Vierzgi geh?"
Wer's Lebe het, wird's wol verneh.
I will Euch's denn getreulich bringe,
Und müeßt i's au i Ryme singe,
So thue-n i's und will zue-n Euch cho,
Wenn Ihr mi wänd, grad 's nächst Mol scho.
Het mir denn Oebber öbbis z'bringe,
So will i d'Sach ihm guet verrichte;
Doch b'haltet dinne Schimpf und Schand,
Zur Schelterei gib i kei Hand.
Weiß Oebber lustig Melodeie,
Me cha mir's lys i d'Ohre schreie,
Glych isch's, wie mir me d'Sache seit,
Bloos i doch 's Stückli, daß's Euch freut.
Und wenn i öbbe Liedli pfyfe,
Die Mängem z'scharf i d' Ohre gryfe,
So-n isch mir leid, 's ist nid mis Fach,
Wenn Eine glaubt, er heig si Sach.
Gschyd Lüt git's halt, und au vil Rare,
Die möchte-n Oebbis Neus erfahre;
Und Jede, wo's e so will ha,
Macht, daß me-n Oebbis säge cha.
Der Eint nimmt öbbe z'vil so Schlückli
Und macht denn luuter dumme Stückli;
Der Ander nimmt wol gar e keis,
Und so git's eister öbbis Neus,
Wil d'Lüt halt ihres Spiel müend trybe,
Und nid wänd i der Mitti blybe,
Drum goht das Fuehrwerch mengsmol schlecht,
Und Keine macht's dem Andre recht.
Wer's aber Alline recht möcht mache,
De thuet me-n überall verlache;
Mach's Jede, wie's ihm selber gfallt,
So wird der Nar mit Andre-n alt.
So denk' i, wenn die Einte säge:
Am Hörnli sei just nid vil glege;
Und blose früsch mit frohem Mueth,
Mit Freude goht d'Sach no so guet.
Der lieb Gott het a dene-n Alle,
Wo fröhlich sind, e bsundre Gfalle;
D'Uzfrideheit elei ist fuul,
Und tublet und hänkt 's Schlampimuul.

Tagesbegebenheiten.

Schweiz.

— Schon seit drei Sonntagen müssen die katholischen Einwohner von Aarau sich mit einem zweistimmigen Kinder-Gesange bei ihrem Gottesdienste begnügen. Wenn zwar das Sänger-Personale durch jenen unverdienten und unwürdigen Ausfall, welcher am 1. d. M. von öffent-

licher Kanzel herab statt fand, ihre verdankenswerthen Bemühungen um den katholischen Kirchengesang mit Undank vergolten sehen und sich deswegen jeder weitern Theilnahme an der Kirchenmusik entschlagen haben sollen, so möchten wir sie nichts desto weniger ersuchen, ihre Mitwirkung dem katholischen Kirchengesange ferner angedeihen zu lassen. Wir zweifeln um so weniger an der Erfüllung unserer Bitte, als wir aus zuverlässiger Quelle wissen, daß bei hoher Behörde die Einleitung getroffen worden, durch welche solchen unanständigen, die heilige Stätte herabwürdigenden Ausfällen für ein und alle Mal kräftig vorgebogen werden dürfte.

Ein Katholik im Namen Mehrerer.

— Frick. Unlängst wurde dahier zum ersten Male eine Ehe in deutscher Sprache eingesegnet — was so ungemein die Neugierde erregte, daß ein gar zahlreiches Publikum dem feierlichen Akte beiwohnte und sehr erbaut wurde, weil der Offiziant, Herr Kirchenrath Vögeli, die heilige Handlung mit Salbung und Kraft verrichtete. Jeder vernünftige Bürger von Frick wünscht von da an sehnlichst die dasige Pfarre mit einem Manne besetzt, der wie Herr Vögeli mit der Zeit fortschreitet, und unserem kalten, unverständlichen Zeremoniendienste Geist und Leben einzuhauchen weiß. Wir hoffen, es werde sich nächstens unserm alten Valentin endlich in Zurzach eine Invalidenstelle eröffnen. Dasselbe Glück wünschen die Herznacher auch ihrem allbekannten Romantiker Häseli, der seit 1831 den Behörden durch seinen Starrsinn, durch seine Stirzlerei und durch seine Verbindung mit den badensischen Aegydiern vielen Spuk macht, und dem Vernehmen nach, unlängst als des wiederholten Ungehorsams verzeigt, vor Bezirksschulrath erscheinen mußte. Eine tüchtige Aderlässe oder ein zweijähriger Aufenthalt zu Königsfelden würde hier wohl das geeignetste Mittel sein. In sein neu erbautes Klösterli zu Niederzeihen sind bereits die ersten „ehrwürdigen Schwestern" eingetreten; ein zahlreicherer Sukkurs wird auf's Frühjahr erwartet, und mit ihm die neue Häseli-Ordensorgel. Der eingestellte Pfarrer Mösch zu Hornussen liegt an einem schweren Bachusfalle krank darnieder; er purzelte Nachts mit einer gewichtigen Ladung des Bötzener Vierunddreißigers die hohe Stiege hinab, und bedarf nun wohl kaum mehr einer jährlichen Aussteuer von 400 Fr. Die gescheidtern Hornusser wünschen sich seinen Nachfolger durchaus weder von Nieder-Zeihen, noch viel weniger von Ittenthal her, um nicht aus dem Regen in die Traufe zu gerathen, sondern blicken mit Achtung und Liebe auf ihren bisherigen Pfarrverweser Erni; für bessere Besetzung der Gemeindevorsteherstellen wird dann ganz sicher die gewitzigte Bürgerschaft 1840 sorgen, man darf darauf zählen!! Auch die Bürger von Eiken sind schon längst in Hader und Kampf mit ihrem Pfarrer, der sie vor acht Tagen sogar etwas ungezogen vor öffentlicher Gemeinde beschimpfte, so daß sie ihn nun wegen Injurien vor Gericht belangen. Die Behörden haben eben auch nicht Ursache, mit ihm zufrieden zu sein; wahrlich, eine radikale Aenderung wäre auch hier dringend; sie ist in der nahen Total-Erneuerung der sämmtlichen Beamten gegeben, in die man also auch die Geistlichen einschließen sollte, wenn man Gleichheitssinn, Verstand und Klugheit genug besässe!!?!

— Solothurn. Schiller sagt: Wer keinen Menschen zeugen kann, der kann auch keinen lieben. Dem zu Folge ließe sich wohl begreifen, wie Chorherr D. als Schulinspektor der Amtei O. beim Eintritt in die Schulstuben sowohl Lehrer als Kinder mit allen gehässigen Schimpf- und Spitznamen, welche er nur immer von seiner Köchin oder andern gemeinen Leuten mag erlernt haben, begrüßt, statt sich um den Fortgang der Schule, den Fleiß und die Fortschritte der Kinder, um Schulbücher u. s. w. zu erkundigen. An dieser unleidigen Rohheit ist wahrscheinlich das Zölibat schuld, das den katholischen Geistlichen verbietet, Leiden und Freuden des häuslichen Ehestandes mit andern Menschenkindern zu theilen. Und doch sollte man meinen, die Natur hätte diese Herren mütterlicherseits doch auch nicht mit einem Herz von Stein und mit eisigem Blute ausgestattet;

Sie sollten den alten menschlichen Brauch
Vom Lieben zu würdigen wissen;
Sie kennen, man weiß es, das Sprüchlein doch auch
Vom Tändeln und Scherzen und Küssen.

sonst würde Herr Pfarrer A. für ein gewisses Mädchen nicht gleich von Geburt an so väterlich gesorgt haben, was zwar von ihm sehr löblich ist, eben so die Versorgung einer Magd sammt ihrem Kinde bei ihren Aeltern.

Doch sollten die Herren auch füglich ermessen,
Weß Standes, in welcher Weihe sie sind,
Die offene Sittlichkeit niemals vergessen,
Sonst fliegt ihre geistliche Würde in Wind;

was dem Herrn Pfarrer A. besonders zu erwägen geboten wird, der durch allzu ungescheutes und freies Benehmen in diesem Punkt gesitteten Laien zu vielerlei Aergernissen Anlaß giebt.

— Die Regierung von Solothurn hat dem Grencher Pfarrer, welcher sich weigerte, die vom reformirten Pfarramt in Solothurn ausgestellten Taufscheine der Kinder Hugi in die Taufregister einzutragen, durch das Oberamt den gemessenen Befehl zugehen lassen, die verlangte Eintragung ohne Säumen vorzunehmen. Der Gemeinderath von Grenchen hingegen nahm nicht den geringsten Anstand, die fraglichen Taufscheine anzuerkennen.

— Wie man hört, will sich in Zürich eine Glaubensarmee bilden, die, um ihren Glauben zu zeigen, sich nur mit Hirtentaschen und Schleudern, à la David, bewaffnen will. Der Kampf zwischen David und dem Riesen Goliath soll auch deshalb besonders erklärt und mit praktischen Uebungen verbunden werden; an Philistern wird es dabei nicht fehlen.

— In Horgen hat sich der bekannte Schütz Gattiker selbst den Lebensfaden abgeschnitten. Er lag in's Bett hinein, nahm den Stutzer an seine Seite, hielt die Mün-

dung an den Kopf und zog dann mit einem Faden den Stecher los.

— Der St. Galler Wahrheitsfreund weint in seiner letzten Nummer folgende herzbrechende Jeremiade: „In den jüngsten Tagen befanden wir uns am Rande einer folgereichen Trauerszene. Den 27. v. M. ward unser hochw. Bischof Bossi in Chur von einem Schlagfluß heimgesucht, der um so bedenklicher ist, weil er die Hauptnerven traf. Anfangs war derselbe bereits ohne Sprache und Besinnung, erholte sich aber nach und nach wieder. Doch ist er in seinem gegenwärtigen Zustande zu jeder Arbeit untauglich. Ein dritter Anfall ist zu befürchten, und dann sind wir alle wieder verwaist.“

— Die provisorische Regierung von Tessin schreitet mit vieler Vorsicht vor, um die guten Verhältnisse mit den Nachbarstaaten nicht zu stören, durch deren Aufhören die Bevölkerung großen Schaden erlitte; doch wird ihre Haltung ganz freisinnig und eidsgenössisch sein. Von 38 Wahlkreisen haben 35 die Wahlen vorgenommen, die größtentheils im Sinne der jetzigen Ordnung der Dinge ausgefallen sind, hingegen in zweien fanden Unordnungen statt. Die Gebrüder Ciani sind beide gewählt worden. Der Kanton ist ruhig, und die provisorische Regierung überall anerkannt.

— Im Kanton Wallis ist ein Gesetz erlassen worden, daß kein junger Mann vor dem fünfundzwanzigsten Jahr Taback rauchen dürfe, auch dann nicht, wenn er schon verheirathet wäre, da es sich ergeben, daß Viele geheirathet hätten, nur um rauchen zu können.

Ausland.

— Aus München und der Umgegend erschallen immer noch Klagen über Klagen und Jammergeschrei über die Unsicherheit der Wege und die Gefahren, worin Leben und Eigenthum jeden Augenblick schweben. Die Spitzbuben und Raubritter mehren sich mit jedem Tag und treiben ihre mittelalterlichen Geschäfte mit einer Dreistigkeit, die nur zu gerechte Furcht und Besorgniß einflößt.

— Kürzlich fand in Braunschweig ein nur wenig bekannt gewordenes Ereigniß statt, das aufs Neue wieder dringend an die Nothwendigkeit der Errichtung von Leichenhäusern erinnert. Eine Frau fiel, in Folge der Entbindung, in einen todesähnlichen Zustand, und wurde, da der Arzt den wirklichen Tod bezeugte, als Leiche auf eine kalte Kammer gebracht. Den Gatten, welchen sein Verlust auf's Tiefste erschütterte, suchte man vom Anblick der Verstorbenen zurückzuhalten; doch nicht lange gelang dieses, er entriß sich seinen Freunden, eilte nach Hause, öffnete mit Gewalt die Leichenkammer und warf sich im heftigsten Ausbruche seines Schmerzes vor der Verstorbenen nieder. Man verfolgte ihn hieher, suchte ihn von der Leiche zu trennen, und bemerkte mit freudigem Schrecken Spuren des zurückkehrenden Lebens in dem für todt gehaltenen Körper. Schleunige Hilfe stärkte den schwachen Lebensfunken, und an der völligen Genesung der Scheintodten war bald kein Zweifel mehr.

— Am 19. Dez. begegnete dem Marktschiff von Alken auf der Bergfahrt in der Ziehfurt, einer der stärksten Stromschnellen der Mosel, das Unglück, daß der Briddel der Zugleine zerriß und in Folge dessen das Fahrzeug umschlug und versank. Vier Passagiere ertranken, eben so der Schiffer, der mit kühnem Muth eine der Personen, Mutter von sechs Kindern, zu retten suchte, über seinem edeln Bemühen aber in den wilden Fluthen seinen Tod fand.

— Am 27. v. M. brannten in der Stadt Falkenburg 39 mit dem diesjährigen Aernteſegen angefüllte Scheunen und ein Wohnhaus ab, außerdem wurden noch drei Wohnhäuser beschädigt. Da die Einwohner dieses Städtchens zum großen Theil von der Ackerwirthschaft leben, und die Versicherungssumme der Gebäude nur etwa 5075 Rthlr. beträgt, so ist der Nahrungsstand der Abgebrannten tief erschüttert.

— Die geschlossenen Gesellschaften des Posener Adels zum geselligen Vergnügen werden diesen Winter ausgesetzt. Eine polnische Dame tanzt nicht, wenn das Vaterland trauert; dies ist aber jetzt der Fall wegen des heiligen Märtirers, des Erzbischofs von Dunin. Viele Damen tragen um ihn Trauer, ein schwarzwollenes Kleid mit weißem Rande, so daß man jetzt verwundert ist, so viele Damen zu sehen, welche Preußens Farbe tragen.

— Am 7. Dezember ging eine junge Dame, die sich zufällig in Straßburg befand, in den Gerichtssaal, um den Prozeß-Verhandlungen einer interessanten Untersuchungssache beizuwohnen. Als sie fortgehen wollte, vermißte sie ihre Börse mit 30 Franken. Sie hat dieselbe nicht wieder erhalten und ist ihr also im Gerichtssaal gestohlen worden.

— Drei junge Männer aus der vornehmen Welt in Paris haben eine merkwürdige Wette gemacht. Der Eine will als Miethkutscher durch das Land fahren, der Zweite als wandernder Musikant herumziehen, der Dritte in vier Rollen, zwei tragischen und zwei komischen, auf der Schaubühne auftreten. Der größte Theil des durch diese Abenteuer zu gewinnenden Geldes soll wohlthätigen Zwecken gewidmet werden. Wer die größte Summe einnimmt, gewinnt die Wette mit 20,000 Francs.

— Die Frau eines Wasserträgers in Paris ist dieser Tage nach siebenunddreißigjähriger Ehe mit dem sechsunddreißigsten Kinde niedergekommen.

— In Paris ist ein Knabe von neun Jahren als des freiwilligen und vorbedachten Mordes schuldig verhaftet worden. Nachdem er zuerst versucht hatte, seine kleine, noch im Wickelzeuge liegende Stiefschwester mit Alkalien zu vergiften, hat er sie mittelst einer Stecknadel, die er ihr in's Ohr stach, getödtet. Dieses that er, nach seinem Geständniß, weil ihn seine Stiefmutter beständig übel behandelte.

— In der franz. Provinz Artois findet sich eine Art

Alterthümer, die bis jetzt den Geschichtforschern völlig entging, nämlich unterirdische Gänge unter mehrern Dörfern. Die Eingänge sind sehr eng und brunnenartig, die Korridoren und Kammern aber 6 bis 8 Fuß hoch. Die Tiefe, in welche diese Gänge in Thon oder Kreide ausgehauen sind, beträgt gegen 70 bis 80 Fuß. Man glaubt, diese unterirdischen Wohnungen seien im neunten oder zehnten Jahrhundert zur Zeit der Normanneneinfälle entstanden, und sie finden sich in der Pikardie, in Artois und in der Cambresis in großer Anzahl.

— Ein Fischerboot von Saint-Velery mit einem Kapitän und 27 Mann ist vor 14 Tagen während eines starken Nebels von dem amerikanischen Schiff Ozean in Grund gefahren worden. Nur 5 Fischer wurden durch Seile, die man ihnen aus dem Schiff zuwarf, gerettet.

— Marie Billard, 84 Jahre alt, wohnhaft bei Verwandten in der franz. Gemeinde St. Martin, wurde aufgefordert, zu Hause zu bleiben, während die Familie auf dem Felde arbeitete. Die Greisin hörte die Schweine im Stalle ärger als gewöhnlich grunzen und da sie gewohnt war, in der Wirthschaft zu leisten so viel sie vermochte, wollte sie diesen Thieren ihr Futter geben, wurde aber von ihnen umgeworfen und angepackt, und man fand die Unglückliche neben dem Stalle, Hals, Zunge und Arm ganz aufgefressen.

— Ein junger Buchbinder stieg am 6. d. angeblich aus Neugierde in den Thurm der Kathedrale von Tours und stürzte sich aus dessen Spitze 100 Fuß tief auf ein Gewölbe, auf welchem man, durch das Geräusch herzugezogen, ihn mit zerschmetterten Gliedern fand. Er wurde nach dem Spital gebracht, wo er über seine That, die er selbst feige und schimpflich nannte, tiefe Reue äußerte. Er starb am andern Tage. Man fand einen Brief bei ihm, aus welchem hervorging, daß er aus Gewissensbissen, weil er einen Freund im Streite getödtet, sich das Leben hatte nehmen wollen.

— Die kleine Stadt Linlithgow in Schottland wurde am 3. d. M. von etwa hundert Eisenbahn-Arbeitern eingenommen, jeder ihnen Begegnende wurde mit Schlägen weggejagt und eine allgemeine Plünderung angedroht. Sie suchten sich der städtischen Magistrate zu versichern, was ihnen aber mißlang, da sich unterdessen die tüchtigsten Bürger zusammengerafft und die Eindringlinge wieder zum Thor hinaus getrieben hatten.

— Die Lösung der türkisch-ägyptischen Frage macht keinen Fortschritt. Der Pascha ist mehr als je entschlossen, den Aufforderungen der Mächte nicht nachzugeben; er soll sogar auf die Drohungen des englischen General-Konsuls sehr stolz geantwortet haben. Jetzt stehen England, Rußland, Oestreich und Preußen mit einander in Verbindung auf der einen, Frankreich mit dem Pascha auf der andern Seite.

— Der Kongreß von Texas hat so eben ein Gesetz erlassen, wodurch 2982 Morgen guten Landes jedem Frauenzimmer ertheilt werden sollen, welche in Jahresfrist einen Bürger dieser Republik heirathet. (Die Texaner müssen in großer Verlegenheit sein; Bestellungen werden aber hier keine angenommen.)

— Rosas, der Präsident des argentinischen Freistaats, saß bei Anlaß des Empfangs des englischen Geschäftsträgers auf einem Siegeswagen, den er von den Frauen der Stadt ziehen ließ, worunter die Gemahlin des Generals Alvaar. Nach den Frauen spannten sich die höchsten Zivil- und Militär-Behörden gleich Saumthieren vor. Um den Frauen, die seinen Wagen gezogen hatten, seine Dankbarkeit an den Tag zu legen, schickte er ihnen eine Schachtel mit der Aufschrift: „Für das Vieh, das sich vor meinen Wagen gespannt hat." In der Umgegend von Buenos-Ayros hat der Tyrann über hundert Personen aus der reichern Klasse enthaupten oder erschießen lassen, um sich ihres Vermögens zu bemächtigen.

Die Krankenunterstützungs-Gesellschaft für Bürger und Einwohner zu Aarau hält am ersten Sonntag im Februar ihre gewöhnliche Jahresversammlung. Diejenigen, welche zum Beitritt geneigt sind, werden hiemit ersucht, sich vorher mit Alters-Bescheinigung versehen, bei Herrn Kyburz, Spengler, anzumelden.

Das Lied vom gefangenen Vogel.

(Nach bekannter Melodie.)

Links oben in der Metzgergaß :/:
Fand jüngsthin Statt ein /Heidelheideldum/
Fand jüngsthin Statt ein toller Spaß.

Zu einer Wittfrau, die noch schenkt, :/:
Ein alter Mann sein/ Heidelheideldum/
Ein alter Mann sein Schifflein lenkt.

Die Wittfrau hatte, wie man sagt, :/:
Gar eine luft'ge/ Heidelheideldum/
Gar eine luft'ge, feile Magd.

Der Eh'mann dachte: so muß's sein! :/:
Ich schlupf' zu ihr ins/ Heidelheideldum/
Ich schlupf' zu ihr ins Kämmerlein.

Doch war es, wie die Fama spricht, :/:
Des Mägdleins rechte/ Heidelheideldum/
Des Mägdleins rechte Kammer nicht.

Und eh' die Wittfrau ging zur Ruh, :/:
Schloß sie noch alle/ Heidelheideldum/
Schloß sie noch alle Thüren zu.

Bald fing in jener Kammer dann :/:
Ein soderbares/ Heidelheideldum/
Ein sonderbares Knistern an.

Doch kam es Niemand in den Sinn, :/:
Es seie hier die / Heidelheideldum/
Es seie hier die Magd noch drin.

Und als man brachte Licht, man fand :/:
Den Eh'mann an der / Heidelheideldum/
Den Eh'mann an der Köchin Hand.

Druck und Verlag von S. Landolt in Aarau.

KANTONSBIBLIOTHEK